Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
Tu
V. 22'

Digitized by Google

The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

MAR 27 1968

L161—O-1096

Digitized by Google

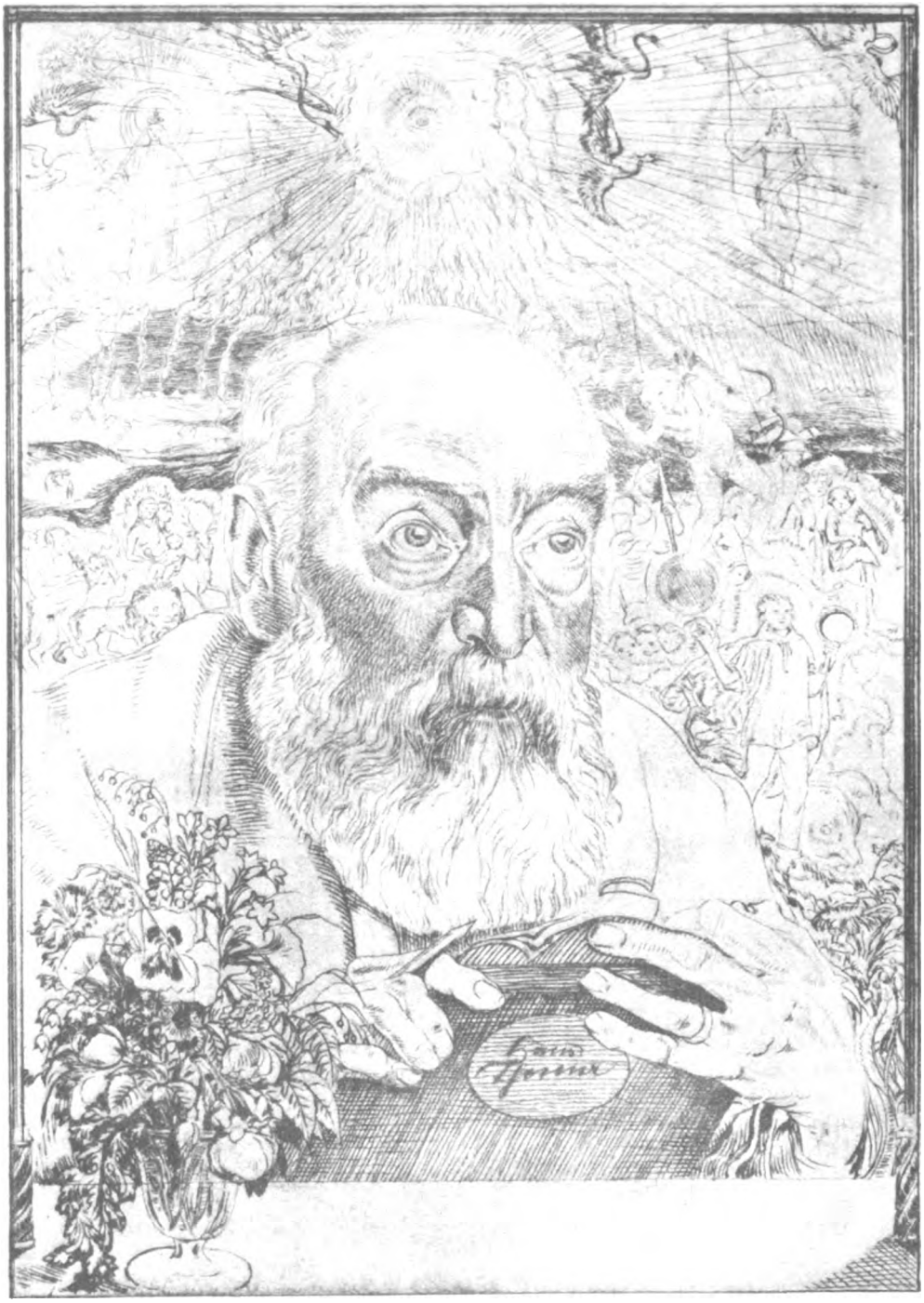
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google



Nach einer Radierung von H. A. Bühler

Beilage zum Turmer

Digitized by Google

053
TU
V.22'
20428
92 9.9
17M21 B.N.B.

Der Türmer
Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. Oktober 1919 Heft 1

Deutschland = Peter Schlemihl

Von Albert Ludwig

„Deutschland ist Hamlet" sagten die Großväter; in den Tagen des Vormärz hatte Freiligrath für sein Volk dies Sinnbild gefunden, und gewiß, der grübelnde, zögernde Dänenprinz, der zu Wittenberg im Hörsaal zu lange gehockt, gelehrten Werg gesponnen und über dem Denken das Handeln verlernt hat, mochte einem unzufriedenen Geschlechte, einem Volke, das der Philosophie überdrüssig und für die Politik noch nicht reif war, als echte Spiegelung seiner Art und seines Schicksals erscheinen. Der bittern Enttäuschung, die auf den hoffnungsvoll begrüßten Völkerfrühling folgte, mußte das Wort förmlich prophetisch erscheinen; mit aller Kraft eines Schlagwortes hat es sich eingeprägt, bis es in veränderten Zeiten verhallte. Wie fern stand es doch den Söhnen des Bismarckschen Zeitalters! Als Denkmal überwundener Zeiten lasen wir Freiligraths Gedicht, freuten uns der geschliffenen Verse — der Inhalt ging uns nichts mehr an: im fünften Akte war das Spiel anders gespielt worden als am dänischen Hofe, Deutschland war nicht mehr Hamlet.

Und Deutschland ist auch heute nicht Hamlet. Wenn wir nach dem großen Zusammenbruche mühsam versuchen, uns zurechtzufinden in veränderter Welt, so mag für einen Augenblick die Erinnerung auftauchen an das alte Sinnbild, aber wir wissen sofort, daß es nicht mehr das unsere ist. Was wir gefehlt haben, was die Feinde uns vorwerfen, die Freunde beklagen: Hamletsünden wird es niemand nennen, und das Schicksal, das wir tragen, ist kein Hamletschicksal.

Digitized by Google

Wer solchen Gedanken in diesen Tagen nachhängt, dem mag mit schmerzlicher Gewalt die Erinnerung an ein deutsches Drama auftauchen: Zehn Jahre sind es her, da ließ der Westfale Hermann Wette, als Dichter des „Krauskopf" wohl bekannt, sein „modernes Teufelsmärchen" „Peter Schlemihl" erscheinen, kein Meisterwerk vom Standpunkt der Literatur oder des Theaters, aber ein herzgewinnendes Buch: Hoffen und Glauben eines auf die Zukunft seines Volkes vertrauenden guten Deutschen sprach daraus. Wohl sah er die deutsche Gegenwart verdüstert von unheimlichen Mächten, deren schlimmste ihm der eigensüchtige, internationale Großkapitalismus war, aber er baute auf in der Tiefe deutschen Wesens schlummernde Kräfte, die Ideale der Bodenreformer und Christlichsozialen sollten sie wecken, für sie warb er, und sein Held, Peter Schlemihl, eine Erneuerung von Chamissos Märchengestalt, wurde ihm zum Träger dieser Gedanken, zur im Tode siegreichen Verkörperung deutschen Volkstums.

Während alles andere heute längst den Strom hinab ist, hat gerade das letzte eine unheimliche Bedeutung erhalten: die Verkörperung unserer Art in Peter Schlemihl. Chamisso selbst hat einst erklärt, der Name bezeichne ungeschickte und unglückliche Leute, denen nichts in der Welt gelinge. „Ein Peter Schlemihl bricht sich den Finger in der Westentasche ab, er fällt auf den Rücken und bricht sich das Nasenbein, er kommt immer zur Unzeit." Wirkt es nicht heute wie tragische Ironie, daß in den Tagen der Hoffnung, des gewaltigen Aufschwunges deutscher Macht ein sein Volk mit ganzer Seele liebender Mann seine Zukunftsträume mit dieser Gestalt verknüpfen konnte? Im frohen Stolze auf unsere Kraft, den uns das Zeitalter Bismarcks vererbt hatte, sahen wir ja unsern Aufstieg zum Weltvolk als selbstverständlich gegeben an — nicht Verfasser noch Leser dachten daran, daß sich ein böses Omen an die Gestalt des Helden heftet und daß unsere Geschichte es nur allzusehr bestätigt.

Jetzt freilich sind die Augen furchtbar geöffnet; wir wollen und müssen die Dinge sehen, wie sie sind, und so wollen wir uns denn nicht verhehlen, daß allerdings ein Schlemihlschicksal über uns waltet, ein Rückblick auf unsere Geschichte wird das tragische Verhängnis nur allzudeutlich machen.

Wer hätte vor mehr denn tausend Jahren, als der Vertrag von Verdun den Ländern östlich des Rheins die staatliche Selbständigkeit gab, dem Reiche Ludwigs des Deutschen das Schicksal geweissagt? Die erste Rolle in Europa schien uns bestimmt zu sein; dem Volke, das sein Land von der Römerherrschaft freigehalten hatte, fiel das Erbe der Kaiserkrone zu, es wurde der Träger des heiligen römischen Reiches, seine Herrscher die Schiedsrichter des Abendlandes: ein schwerer Preis ist dafür gezahlt worden. Wir dürfen es den Ottonen, den Saliern, den Staufen nicht nachträglich zum Vorwurfe machen, daß sie Söhne ihrer Zeit waren und sich mit dem Schwunge ihrer höchsten Gedanken erfüllten. Indem sie das Imperium der Cäsaren zu erneuern gedachten, trieben sie Weltpolitik und verstrickten sich in den Kampf mit der geistigen Weltmacht der Kirche, während ringsherum die Nationalstaaten sich zusammenschlossen. So ist die Geschichte über sie hinweggegangen, und wenn das Andenken an die stolzen Gestalten dieser Fürsten späterhin ein wesentlicher Bestandteil des von den Romantikern erweckten deutschen Vater-

Digitized by Google

landsgefühles wurde, besser für uns wäre es gewesen, wenn sie sich den nüchternen Sinn des ersten sächsischen Heinrich gewahrt hätten, wenn sie, statt einem übernationalen Ideal nachzujagen, die gesammelte Kraft ihres Volkes gegen den Osten gewandt hätten. Die Gefahr eines Auseinanderfallens in ein nach Süden und Südwesten und ein nach Osten und Nordosten gerichtetes Reich, die zu dem tragischen Kampf zwischen Friedrich Barbarossa und dem großen Welfen und zum Sturz des letzten, wahrlich eines Mehrers deutscher Macht, führte, wäre dann wohl zu vermeiden gewesen — aber ein Peter Schlemihl konnte ja wohl aus Mailand, Rom und Neapel statt der Krone des Abendlandes nichts heimbringen als jenes Sammelsurium von Herzogshüten, Fürsten- und Grafenkrönlein, Bischofsmützen und Abtstäben, das als Heiliges Römisches Reich deutscher Nation seines Namensgebers spottete.

An sich bleibt ja die große deutsche Bewegung des Mittelalters, die Kolonisation des Ostens, ein beredtes Zeugnis für die Kraftfülle desselben deutschen Volkes, dessen staatlicher Zusammenhang mehr und mehr schwand. Daß sie vielleicht noch eine ganz andere Ausdehnung gewonnen hätte, wenn das Reich als solches hinter ihr gestanden hätte, wenn wenigstens die Zentralgewalt durch das immerwiederkehrende Aussterben der Herrscherhäuser nicht schwächer, statt wie in Frankreich stärker geworden wäre, mag auf sich beruhen. Aber eine empfindliche Lücke in der deutschen Kolonisation hat mit diesem Umstand nichts zu tun, und wenn wir von ihr sprechen, berühren wir ein ganz eigentümliches Unheil der deutschen Geschichte, einen falschen Sieg. Auch die Engländer haben solche erfochten, in Frankreich bei Crécy und Azincourt, es blieben Schlachttage ohne durch die Jahrhunderte reichende politische Folgen: uns ist der Sieg Kaiser Rudolfs auf dem Marchfelde teuer zu stehen gekommen. Was war denn? Der Böhmenkönig Ottokar, Herr auch der deutschen Lande Österreich, Steiermark, Kärnten, hätte gern die Kaiserkrone getragen, die Fürsten kürten den ihnen bequemer scheinenden Grafen von Habsburg. Da Ottokar sich nicht fügen wollte, kam es zum Kriege, und der Böhme verlor Sieg und Leben. Also ein deutscher Sieg über die Tschechen! Ach, Ottokar fühlte sich nicht als Tscheche, er stand zum Deutschtum nicht anders als die schlesischen Piasten, die mecklenburgischen und pommerschen Fürstengeschlechter, er begünstigte deutsche Einwanderung, trieb deutsche Politik, sein Sohn steht in der Reihe der deutschen Minnesänger. Hätte er gesiegt, wäre Böhmen in der engen Verbindung mit den deutschen Randländern geblieben, die nun der Habsburger für sich abtrennte, es wäre heute ein so deutsches Land wie Pommern oder Schlesien: was das für den Weltkrieg bedeutet hätte, mag sich jeder selbst ausmalen, Europa würde jedenfalls um das Staatengebilde der tschecho-slowakischen Republik ärmer sein. Wir aber denken daran, daß man als Peter Schlemihl einen ungeschickten und unglücklichen Menschen bezeichnet, dem nichts in der Welt so recht gelingen mag.

In Frankreich stand ursprünglich der größte Teil des Landes so gut wie außerhalb des königlichen Machtbereiches; die einheitliche und allmählich, aber stetig wachsende Zentralgewalt brachte es dahin, daß all die Provinzen, die mehr oder weniger selbständig waren oder gar zu fremden Staaten gehörten, nach und

Digitized by Google

nach in den Ring des Ganzen eingefügt wurden; in Deutschland hatte die Verselbständigung der Einzelstaaten bei stetig sinkendem Einfluß des Königtums naturgemäß das entgegengesetzte Ergebnis: so haben sich Länder, die ursprünglich ganz selbstverständlich Glieder des Reiches waren, losgelöst. Die Schweizer wehrten sich zunächst nur dagegen, daß der Herzog von Österreich ihr Landesherr sein wollte; die geographische Lage brachte es mit sich, daß ihre Selbständigkeit gegenüber den Habsburgern schließlich ihr Ausscheiden aus dem Reichsverbande herbeiführte. Die Niederlande, einst zum Herzogtum Niederlothringen gehörig, wurden als Teil der burgundischen Erbschaft mit dem spanischen Reich verknüpft und trennten sich, als sie ihre Freiheit erkämpft hatten, auch für immer von Deutschland. Eroberungen des Deutschtums ließen das spätere Reich gleichgültig: es ließ den deutschen Orden gegen Polen im Stich, die Schlacht bei Tannenberg kostete ihm Westpreußen und brachte uns die polnischen Ansprüche auf Danzig und die Weichselniederung ein. Peter Schlemihl blieb es vorbehalten, sich durch seine großen Dichter mit dem Drama, das den Abfall der Schweiz feiert, erst wieder zum Nationalgefühl erziehen zu lassen.

Auch unsere Gegner blieben von den religiösen Wirren nicht verschont, welche die Reformation heraufführte: in England ist diese Bewegung eine der Wurzeln, aus denen die Weltmacht emporwuchs, in Frankreich sind die politischen Schädigungen, die sie brachte, ausgeheilt worden. Es gibt ja nicht viel, was weniger erquicklich wäre als die Geschichte der Religionsänderung bei unsern Vettern; aber trotz des auf sehr äußerlichen Gründen beruhenden Übertritts Heinrichs VIII. zur neuen Lehre, trotz der katholischen Reaktion unter der blutigen Maria und der wieder schier auf Kommando erfolgenden Rückkehr zum Protestantismus unter der religiös ziemlich gleichgültigen Elisabeth, das Ergebnis war ein im Glauben im wesentlichen einheitliches Land, und auf dem Gedanken des Puritanertums vom auserwählten Volke beruht bis auf den heutigen Tag der imperialistische Aufstieg. In Frankreich war die Gefahr einer Glaubensspaltung groß genug: mit Feuer und Schwert ist die Ketzerei als dem einheitlichen Staate abträglich ausgetilgt worden. Unser Land aber ist die Heimat der Reformation, kein anderes Volk hat ihre Lehre mit gleicher innerlicher Inbrunst aufgenommen, keines sich ihr zu Beginn so einmütig zugewandt — das Ergebnis ist doch, daß auf keinem das Verhängnis der Glaubensspaltung so gelastet hat. Natürlich hieße es Eulen nach Athen tragen, wollte man aufzählen, was unser Land an geistigen Gaben der Reformation zu danken hat, aber sie hat uns auch den Dreißigjährigen Krieg eingetragen, der konfessionelle Hader hat unsere Kraft bis ins 19. Jahrhundert geschwächt, die durch ihn geschaffenen Gegensätze haben unsere Polenpolitik von vornherein aufs schwerste behindert, sie können noch heute zu bedenklichem Zwiespalt zwischen West und Ost, Süd und Nord führen. Peter Schlemihl hat die unselige Gabe, das Gift in allen Blumen zu finden.

Andere konnten begangene Fehler wieder gutmachen. Nun, für uns handelte es sich, wenn dieser Versuch im großen Maßstab gemacht werden sollte, um nichts Geringeres als mit einer Verspätung von fünfhundert Jahren damit anzufangen, womit die westlichen Völker gerade fertig geworden waren,

Digitized by Google

nämlich die nationalen Kräfte einheitlich zusammenzufassen. Fast hoffnungslos schien die Aufgabe, aber sie wurde unternommen; die gesamte preußisch-deutsche Geschichte seit 1640 ist eigentlich bestimmt von dem Bestreben, die Vergangenheit zu überwinden: so haben wir wenigstens Preußens geschichtliche Sendung aufgefaßt. Und in der Tat, der Tag des Deutschen schien heraufzudämmern. In unendlich mühevoller Arbeit gelang es, deutsche Lande wie Pommern aus einem fremden Staatsverbande, Ostpreußen aus ausländischer Lehensabhängigkeit loszulösen; Westpreußen mit den stolzesten Wahrzeichen der Ordenszeit, das meerumschlungene Schleswig-Holstein, zuletzt gar Elsaß-Lothringen mit der Stadt Erwins von Steinbach, sie wurden wiedergewonnen; die Überlieferungen der Hansa wurden erneut, der Grundstein zu einem Kolonialreich gelegt. Gewiß, auch hier fehlte es nicht an Rückschlägen wie Jena und Olmütz, aber das Werk der preußischen Herrscher und ihrer großen Staatsmänner schien doch frei vom Fluche der deutschen Geschichte, bis der furchtbare Zusammenbruch kam und zeigte, daß Bismarcks Hoffnung falsch war, daß nämlich Deutschland, einmal in den Sattel gesetzt, schon werde reiten können.

Peter Schlemihl — wie sollte es anders sein — stürzte vom Pferde, und damit ändert sich mit einem Schlage das Bild: die Hansaträume sind abermals zerronnen; die spät genug erworbenen Kolonien sind in feindlicher Hand, daß es uns noch einmal beschieden sein wird, ein überseeisches Reich zu gründen, wird niemand zu hoffen wagen: die Erde scheint endgültig verteilt zu sein. Und unser endlich zusammengeschmiedetes Reich? Auf Elsaß-Lothringen haben wir verzichten müssen, Westpreußen — von anderem zu schweigen — ist gefährdet, im Westen Sonderbestrebungen, der preußische Staat kracht in seinen Fugen. Einem Schlemihl gelingt nichts, er kommt immer zu spät. Für uns sind begangene Fehler eben gemacht, Unterlassenes unterlassen; „wiedergutmachen" — das Wort hat einen eigenen Klang — ja, was wir andern angetan haben, dafür wird schon gesorgt sein, aber die Sünden gegen uns selbst scheinen unwiderruflich und unsühnbar.

Es würde nichts helfen, vor diesen Dingen die Augen zu schließen; sie sind da, und wir müssen sie erkennen und uns damit abfinden. Wer aber mit ihnen gerungen hat, dem mag sich doch gerade mit ihrer Hilfe ein leiser Lichtschimmer erschließen. Hier ist ein Volk, das in einer mehr als tausendjährigen Geschichte vom widrigen Geschick verfolgt und doch nicht zerbrochen worden ist. Wäre seine Lebenskraft nicht schier unzerstörbar, der deutsche Namen wäre schon lange verschwunden, getilgt aus dem Buche des Schicksals: wir aber haben uns erhalten, allen Gewalten zum Trotz. Auch in der Geschichte aber lebt nur, was noch eine Stelle auszufüllen hat im Ganzen der Menschheit — wir sind nicht deshalb durch Zersplitterung und Zerfall emporgestiegen, um plötzlich auf der Höhe der Kraft — wir haben sie in vier Kriegsjahren bewiesen — auszulöschen wie ein Licht. Wir können der Geschichte nicht in die Karten sehen und prophezeien, was sie mit uns vorhat, nur das wissen wir, daß unsere Rolle nicht ausgespielt sein kann. Das Bewußtsein aber von dem besonderen Schicksal, dem Schlemihlschicksal, das über uns waltet, soll jeden einzelnen von uns mit einem Gefühl der Verantwortung erfüllen: auch er gehört zu einem auserwählten Volk, zu einem Volk des Leidens

Digitized by Google

und Mißgeſchicks und doch zu einem Volk der Kraft. Nicht günſtige Umſtände gibt es für uns, nicht glückliche Wendungen begangener Mißgriffe, wir haben nur uns ſelbſt, eigenen Wert und eigene Leiſtung. In einer kurzen Erfolgszeit haben wir das zu ſehr vergeſſen, zu viel Wert gelegt auf glänzende Außenſeite und prunkvolle Gebärde. Das iſt nichts für uns und tut uns nicht gut; ein Volk, das aus ſeiner Geſchichte weiß, daß ihm nicht geſtattet iſt, was anderen gewährt wird, das untermauere vor allem den Boden, auf dem es bauen will, das ſtrebe nach dem „was frommet und nicht glänzt", das ſehe auch ruhig Peter Schlemihl als einen ſymboliſchen Vertreter ſeiner Art an, ſpreche aber mit Goethe:

„Nein! heut iſt mir das Glück erboſt!
Du, ſattle gut und reite getroſt!"

Troſtgeſang · Von Ernſt Ludwig Schellenberg

Deutſchland, heiliges Vaterland,
arm und bloß
wie ein Kind aus der Mutter Schoß
läßt dich Gott aus ſeiner wägenden Hand.
Nackt, wie er die erſten Menſchen ſchuf,
treibt er dich aus dem Garten des Übermuts,
aber ins Fordern deines Bluts
wurzelt er tief ſeinen Werberuf.
Noch einmal gibt er dir Zukunft und Anbeginn
und öffnet dir ſeinen weiſenden Pfad —
nun ſteige über Geröll und Grat
in die wartende Frühlingsebene hin.
Aufgeriſſen, unbeſtellt
klaffen die Furchen; nun ſäe, ſäe —
nach Blut und Wehe —
Liebe in das bereite Feld!
Sieh, ein zögernder Taubenflug
ſenkt ſich und kreiſt
um der Schlachten geſtürzten Pflug —:
ſo über Irrſal und Nächten gleißt
unverlierbar der ewige Geiſt!

Digitized by Google

Die Stadt der Medici

Von Gertrud v. Brockdorff

Während die beiden Herren langsam über den feinen, ein wenig glitschigen Sand schritten, der sich wie elfenbeinfarbiger Sammet hinter den Häusern von Wenningstedt ausbreitete, fragte der Marchese langsam und mit einer eigentümlich verhaltenen Inbrunst in der sonoren Stimme:

„Und was wird mit der Baronesse geschehen, amico mio?“

Graf Konrad Holck zog die Schultern in die Höhe. Sein scharfes, gebräuntes Gesicht zuckte. „Man wird sich ihrer annehmen“, sagte er kurz.

„Wer wird sich ihrer annehmen?“ —

Der Graf lächelte. Es kämpften Überdruß und eine geschickt verborgene Erregung in diesem Lächeln.

„Oh! — Es sind Verwandte da. — Tante Hannah zum Beispiel.“

„Verzeihen Sie, Graf Holck. — Ich habe mir erzählen lassen, daß das Fräulein außer ihrer Stiftsstelle keine Mittel besäße.“

„Nun — die Stiftsstelle wird fürs erste genügen.“

„Wie meinen Sie das?“ —

„Zum Unterkriechen!“ meinte der Graf ungeduldig und mit einer absichtlich betonten Bitterkeit des Tonfalles.

Jetzt war es der Marchese, der lächelte. Es war ein sehr feines, durchdringendes Lächeln, das den roten Mund, den der schwarze Spitzbart fast verhüllte, freigab und den Grafen auf eine unbestimmte Weise zu reizen schien.

„Nur möchte ich bezweifeln, daß das Schicksal Fräulein von Haxthausen zum Unterkriechen bestimmt hätte.“-

„Vorläufig. — In ein paar Monaten kann sich mancherlei gefunden haben.“

„Mancherlei?“ —

„Ein Beruf.“

Für einen Augenblick schwand das Lächeln aus dem schmalen, schwarzbärtigen Gesicht des Italieners.

„Fräulein von Haxthausen ist zu schön für einen Beruf —“, sagte er sehr ernst und erregt.

„Pah! — Es gibt Berufe —“

„Für jeden Beruf, Graf Holck. — — Ich verstehe Sie nicht. Ihr Deutschen seid darin seltsam. Beruf! — Das Allheilmittel. — Ich hasse Berufe bei Frauen. Ich hasse sie besonders bei schönen Frauen. Es gibt keinen Beruf, der der Schönheit einer Frau gerecht würde.“

Der Graf lachte mit einem kleinen Unterton von Erbitterung.

„Sie sind ein trefflicher Anwalt meiner Cousine, Signore Marchese.“

„Ah! — Wenn ich das Glück hätte, Fräulein von Haxthausen meine Verwandte zu nennen —.“

„Nun?“ —

Digitized by Google

„Ich würde ihr jeden Beruf verbieten. Ich würde ihr die Hände unter die Füße breiten —. Ich würde — — —“

„Sie sind ein Enthusiast, amico mio. Und Sie sind ein Krösus. — Die Hände unter die Füße breiten? — — Wenn nun diese Hände leer sind?“

Der Marchese antwortete nicht. Er sah über die blaue, glasig schimmernde Fläche, die irgendwo in der Ferne grell gegen einen milchigen Horizont stieß. An seinen Schläfen war eine schwache Röte, die sich langsam vertiefte und verbreiterte. —

Auch Graf Holck schwieg jetzt. Er nahm flache weiße Steine auf und warf sie in kurzen, schnellenden Bogen über das blanke Wasser. —

*

„Wollen wir nicht einen Augenblick an den Strand hinuntergehen, Sibylle? Du bist ganz blaß.“

Sibylle von Harthausen rührte sich nicht. Sie saß am Fenster und hielt die Hände im Schoße. Es war die kleine, niedrige Stube eines Fischerhauses mit weißgescheuerten Dielen, Holzmöbeln und einem schaukelnden Schiffsmodell an der Decke. Es roch nach Tang und Seegras und ein wenig nach dem anspruchslosen Resedastöckchen, das hinter dem Fenster blühte. Fräulein von Wulfen wiederholte ihre Frage. —

„Du wirst mir noch krank, Sibylle!“

„Oh! — Sorge dich nicht um mich, Tante Hannah!“ Der Ton war herbe, fast verletzend. — Fräulein von Wulfen seufzte und nahm auf dem Stuhl vor dem gegenüberliegenden Fenster Platz.

„Was soll daraus werden, Kind?“ —

Sibylle hob die Schultern, die für ihre siebzehn Jahre merkwürdig voll und fraulich entwickelt waren.

„Ich weiß es nicht, Tante Hannah. Irgend etwas muß sich doch schließlich finden.“

„Wenn man sich darum bekümmert, Kind.“

„Wir bekümmern uns ja den ganzen Tag darum, Tante Hannah.“

Das alte Fräulein seufzte noch vernehmlicher.

Sibylle hatte recht. — Aber alles war so überraschend, so unvermutet und blitzgleich gekommen. Eine unerbittliche Unterbrechung der von Sibylle mit tausend Tränen und schlaflosen Nächten herbeigesehnten Badereise. Und diese Reise hatte der Kasse eines pensionierten Obersten beträchtliche Opfer auferlegt. Aber man war so mutig und voll fröhlicher Hoffnungen gewesen. Der selige Adalbert — lieber Gott, wer hätte an ein so jähes Ende denken sollen? Nun lag der Oberst von Harthausen hier draußen auf dem kleinen, meerumspülten Friedhofe. — — —

„Wir müssen nun wohl bald abreisen, Tante Hannah —.“

Fräulein von Wulfen sah auf ihre Nichte, deren Kopf mit dem blonden Flimmerhaar sich hell in das Dämmergrau der kleinen Stube zeichnete. Sie dachte: „Wenn man aussieht wie Sibylle — — —“, und ihr schmales, eingetrocknetes Gesicht war für eine Sekunde von einem warmen Leuchten überflutet.

„In drei Tagen, Kind!“

Digitized by Google

„Warum erst in drei Tagen?“

„Weil wir noch für drei Tage gemietet haben.“

„Ach ja!“ — Sibylle war aufgestanden und reckte sich. Ihre weißen Arme schimmerten unter dem durchsichtigen Stoff des Trauerkleides. „Ich möchte nun doch noch für eine halbe Stunde an den Strand, Tante Hannah.“

„Ja, Kind!“ — Fräulein von Wulfen nickte, ohne sich zu rühren. Sie dachte: „In drei Tagen kann sich vieles ereignen. Viel Gutes und Glückliches.“ Sie hatte vorhin bei einem Gang vors Haus die helle Gestalt des Marchese Randelli zu erkennen geglaubt. — — —

Der Strand schimmerte wie ein Stück heller Leinwand, das mit feuchten Falten zum Trocknen ausgebreitet ist. Das Meer war violett und golden. Die scharfumrissene, rote Scheibe im Westen war zur Hälfte unter den flachen Horizont getaucht.

Sibylle ging langsam. Auch sie erkannte die kleine, bewegliche Gestalt des Italieners im weißen Strandanzug. Aber sie sah sofort, daß er nicht allein war, und das machte sie ruhig und fröhlich. Auf einer umgekehrten Petroleumtonne, die schwarz und schwer inmitten der hellen Farbigkeit lastete, saß Konrad Hold und peitschte den Sand mit einer Gerte.

Der Marchese hatte sich umgewendet.

„Ah! — Die Baronesse“, sagte er langsam und mit einem flackernden Lächeln. Er besaß die Fähigkeit, seine Stimme zu modulieren, daß sie wie eine körperliche Berührung wirkte.

Sibylle schlug die Augen nieder, während sie ihm die Hand reichte. Irgend etwas in seinem Blick verletzte sie und erregte sie gleichzeitig. Sie wandte sich hastig an den Grafen.

„Sie haben uns gestern warten lassen, Konrad!“ —

„Habe ich das? — Verzeihung!“ —

„Oh!“ — Sibylle lächelte hochmütig. „Tante Hannah hatte auf Sie gerechnet. Es gibt wegen der Erbschaft noch allerlei zu besprechen. Das heißt: wegen der negativen Erbschaft.“ —

Es machte ihr eine Art von Vergnügen, den beiden Herren trotzig und herausfordernd ins Gesicht zu sehen. — Sie sah, daß die Röte auf der Stirn des Marchese sich jäh vertiefte.

„Sie sollten das nicht sagen, Baronesse.“

„Warum nicht?“

„Weil Sie zu schade sind.“

„Warum bin ich zu schade?“

Randelli heftete einen langen, forschenden Blick auf das reine, kühle Gesicht.

„Weil Sie schön sind, Baronesse. Schön wie eine Madonna. Sie müssen früher schon einmal gelebt haben. Zur Zeit der großen Renaissancemeister.“ —

Sibylle lachte. Es klang unfrei. — Hold sagte:

„Sie sind außerordentlich poetisch, Signore Marchese. Dichterische Komplimente sind Damen niemals unangenehm. Selbst dann nicht, wenn sie kühn sind.“

Digitized by Google

Um seinen Mund war ein Zucken, das die Dämmerung verbarg. — Sie gingen zu dritt über den weißen, lautlosen Sand. Das Wasser rauschte. Strandvögel schrien in der Ferne.

Sibylle war schweigsam geworden. Sie fror in der Kühle, die vom Wasser heraufstieg. Und dann hatte sie das Gefühl, als ob etwas mit eisigen Fängen nach ihr griffe. Ob es die Gegenwart der beiden Männer war? —

Sibylle von Harthausen kannte den Grafen seit ihrer frühesten Kindheit; seinen Freund, den Marchese Randelli, den Krösus und Frauenkenner hatte sie vor drei Wochen auf einer Réunion in Westerland kennen gelernt. Und erst seit diesen drei Wochen fühlte sie sich verwirrt und umstritten. Sie glaubte im Blick des Italieners ein seltsames Tasten zu lesen, das ihr schmeichelte, indem es sie beleidigte. Sie wußte sich keinen Rat vor ihm. Sie war siebzehn Jahre alt; die Institutserziehung und die soldatische Strenge des Vaterhauses steckten ihr noch in den Gliedern. Und nun kam einer, der ihrer Schönheit in Wort und Blick huldigte und sie mit den Gemälden der großen Meister verglich. —

Sibylle warf sich des Nachts unruhig in den dicken Federbetten. Das Meer rauschte; ein Vogelschrei stieg grell über die Dünen und das Geräusch eines fernen Dampfers klang von irgendwoher.

„Noch drei Tage!“ dachte sie unruhig. Drei Tage waren eine lange Frist. Drei Tage konnten über Schicksale entscheiden. Sie sah Konrad Holcks Gesicht vor sich. Und dann waren es wieder die glühenden Augen des Marchese, die durch die Dunkelheit blickten.

Sibylle stieß einen Schrei aus und drückte die Kissen vor ihr Gesicht. Ihr graute. —

Am Morgen nach dem gemeinsamen Abendspaziergang traf Sibylle den Grafen allein in den Dünen. Er kam von Westerland, wo er mit Randelli im gleichen Hotel wohnte. Randelli war nach Kampen gefahren, um ein paar befreundeten Damen als Führer zu dienen.

Holck lächelte, als er Sibylles Gestalt wie eine schlanke, schwarze Linie in all dem flimmernden Weiß auf sich zukommen sah. Sie war eben aus dem Wasser gestiegen und strahlte vor blühender Frische.

„Tante Hannah wartet schon!“

„Oh! — Ich habe noch einmal um Verzeihung zu bitten“, sagte Holck lächelnd.

„Ja. Was Tante Hannah anbetrifft. Sie sitzt wie auf Kohlen und wartet auf ein Wunder.“

„Ein Wunder?“

„In bezug auf meine Zukunft“, sagte Sibylle. Sie hielt den Kopf vornübergeneigt. Der Wind trieb ihr die losen Haarsträhnchen wie einen goldenen Schleier ins Gesicht.

„Und Sie?“ fragte Holck mit rauher Stimme.

„Ich warte vielleicht auch —.“

„Ah! — Wirklich!“

„Was soll ich sonst anfangen? Auf unsere Anzeige hat sich ja niemand gemeldet. Ich habe es von Anfang an gewußt. Ich kann ja nichts.“

Digitized by Google

Es klang trotzig und doch seltsam trostlos.

Holck zog die Stirn in Falten.

„Es gibt Dinge, die man lernen kann."

„Freilich."

„Lernen ist etwas unbequem."

„Oh!"

„Wollen wir uns einen Augenblick setzen, Sibylle?"

Sie lehnten sich mit dem Rücken gegen die sammetweichen, von spärlichem Strandhafer überwachsenen Dünenwellen. Sibylle lächelte. Es war ein ganz junges, kindliches, merkwürdig erwartungsvolles Lächeln. „Sie wartet auf das Wunder", dachte Holck. — Randelli fiel ihm ein und er empfand wieder jene ungeduldige Erbitterung, die ihn jetzt in Gegenwart des Italieners oftmals befiel. — — Im gleichen Augenblick fragte Sibylle immer noch mit dem gleichen kindlichen Lächeln:

„Wo haben Sie eigentlich den Marchese kennen gelernt, Konrad?"

„Erzählte ich es nicht? In Florenz." —

„Ist er wirklich so reich — —?"

„Man sagt es."

„Sie wissen es nicht?"

„Doch. — Ich weiß es. — Ja — er ist sehr reich. Sein Vater hat eine Ehe unter seinem Stande geschlossen. Haben Sie schon einmal von den Glasbläsereien von Morano gehört? Nun — der italienische Adel ist sehr stolz. Und der Sohn benutzt die mütterlichen Millionen zur Wiederherstellung eines gewissen historischen Glanzes, der, glaube ich, in der Familie ein wenig verblaßt war."

Sibylle lächelte noch immer. Aber ihre Hände, die unablässig Sand aufgriffen und durch die schlanken, ringlosen Finger gleiten ließen, zitterten ein wenig.

Dann stand sie plötzlich auf, rot und erregt. „Ich glaube, nun müssen wir wirklich zur Tante Hannah."

Sie lief ganz dicht am Wasser entlang; er folgte ihr und bemühte sich, in ihre Fußstapfen zu treten. Ihr dünnes, schwarzes Kleid wehte wie eine Fahne vor ihm her. Er dachte: „Wenn der Marchese an meiner Stelle wäre! Was würde er tun? — Ich habe ihn niemals mit ihr allein gelassen. Oh! — Ich bin ein guter Aufpasser gewesen. — Warum sitzt man auf seiner Klitsche, die man nur in der Aussicht auf eine Mitgift zu erhalten imstande ist?"

Er lächelte beinahe grimmig. Und dann sah er auf Sibylles Gestalt, die vor ihm herging. Der Nacken oberhalb des Halsausschnittes war von der Sonne ein wenig versengt. Ein dünner, bräunlicher Streifen lief über die helle Haut und verschwand im bauschigen Blond, das steil über dem Nacken aufstieg.

Holck biß sich auf die Lippen. Er dachte, blaß vor Erregung: „Was würde Randelli an meiner Stelle getan haben? Ich bin ein Narr, ein Grübler, ein Schwerfälliger —."

„Sibylle!"

Sie sah sich um, fühlte seine Blässe und den erstickten Klang ihres Namens. Ihr Gesicht zuckte. „Tante Hannah wartet!" sagte sie dann rasch und kühl. „Wir

Digitized by Google

wollen laufen, Konrad!“ — Und sie raffte ihr Kleid und lief mit kurzen, anmutigen Schritten die weißen Sandwälle hinauf.

* * *

Konrad Holck saß bei Tante Hannah in der niedrigen Fischerstube mit den Muscheln und dem blaugetünchten Glasschrank, dessen goldgeränderte Tassen in der blanken Sonne leuchteten.

Tante Hannah hatte die Hände gefaltet und machte ihr sorgenvolles Gesicht. Ihr mürbes schwarzes Seidenkleid krachte leise in den Nähten. Sibylle saß draußen im Garten zwischen Ringelblumen, Levkojen und ersten bunten Herbstastern und spielte mit den Katzen ihrer Wirtsleute. Holck sah es durch das Fenster. Er hätte gegen sich selber wüten mögen. Was würde es indessen nützen? —

Vor ihm lag ein Bogen mit Zahlen. Er rechnete. „Ich wollte, Herr von Schönstedt käme in diesen Tagen“, sagte Tante Hannah mit ihrer traurigen Stimme. „Er war der beste Freund des seligen Adalbert. Und es verhandelt sich so schwer ohne Vormund —“

„Ich könnte ihn ja vertreten, Tante Hannah!“

„Du bist zu jung, Konrad! Und dann hast du den Kopf so voll von eigenen Sorgen.“ —

Holck nickte und beugte sich tiefer über das Papier.

„Freilich! — Ich habe meinen Kopf voll!“

„Aber wenn du vielleicht Beziehungen hättest —“

„Beziehungen?“

„Zu Familien auf dem Lande, dachte ich. In so eine Familie, das wäre das beste für Sibylle. — Als Gesellschafterin oder so —“

Holcks Lippen lagen einen Augenblick fest aufeinander, als schmerze ihn etwas.

„Ich habe keine Beziehungen, Tante Hannah. Ich verkehre so wenig.“

„Freilich — als Junggeselle —“

Holck war aufgestanden und ging langsam zwischen den beiden Fenstern hin und her. Seine hohe Gestalt nahm sich in der niedrigen Stube seltsam aus. — Draußen hatte Sibylle die Katzen von ihrem Schoße geworfen. Sie stickte jetzt an einer Decke: weißes Leinen mit grünroten Biedermeierkränzen. — — Holck sah wieder zu Tante Hannah hinüber, die ihn mit ihren scharfen, klugen Augen beobachtete.

„Muß es denn wirklich sein, Tante Hannah?“

Die alte Dame zuckte die Achseln.

„Ich dächte, wir hätten das eingehend genug erörtert. Nein —, es muß durchaus nicht sein. Es gibt Möglichkeiten.“

„Möglichkeiten?“

„Dein Freund! — Der Marchese.“ —

Holck lachte.

„Du meinst, daß Sibylle —.“ Es war ein spöttischer Unterton in seiner Stimme.

„Ich meine, daß wir's abwarten müssen, Konrad! — Sibylle hat letzten Endes die Entscheidung. Kein Mensch soll sie drängen.“

Digitized by Google

Holck lächelte noch immer. Er hatte das Gefühl, eine Maske zu tragen, die er jetzt nicht ablegen dürfte. Er sah Sibylles Nacken vor sich. Er sah ihr Haar, ihre Hände. — Wenn es Frauen gab, die zum Herrschen geboren waren — — —. Er durfte ihrem Glück nicht im Wege stehen. „Ich bin ein Narr, ein schwerfälliger Deutscher, der die geschäftlichen Angelegenheiten dieses Lebens mit Gefühlswerten belastet.“ —

Er watete auf dem Heimwege durch den weißen, rieselnden Sand und sah Sibylles Finger vor sich, die den Sand wie silbernen Staub über die helle Haut tropfen ließen. —

*

Der Marchese Randelli war eine halbe Stunde vor dem Grafen ins Hotel zurückgekehrt. Er saß im Teezimmer und trank durch einen Strohhalm kleine Schlucke von Teepunsch, den sein Diener auf Eis kühlte. Bei Holcks Anblick wurden seine Augen dunkel und lebhaft.

„Ich bin Ihnen böse, amico mio! Sie sind ohne mich in Wenningstedt gewesen.“

„Sie waren verhindert —!“

„Ah! Es gibt keine Pflicht, der man sich nicht um eines guten Zweckes willen entziehen könnte. — — Sie sehen elend aus, lieber Freund. Sind Sie krank?“

„Vielleicht!“

In den Augen des Italieners stand soviel aufrichtige Teilnahme, daß Holck lächeln mußte.

„Es ist eine deutsche Krankheit, Signore Marchese. Aber eine Krankheit, die ins Blut geht.“

Randelli lächelte höflich und ungläubig. Er blieb den ganzen Tag über an Holcks Seite. Beim Mittagessen schlug er einen Spaziergang nach Wenningstedt vor. Holck lehnte ab. Er habe zu arbeiten und habe Kopfschmerzen.

„Wissen Sie, daß dies sehr wenig enthusiastisch für die Baronesse aussieht, amico mio?“

„Ich enthusiasmiere mich niemals für Frauen. Ich liebe sie einfach.“

„Sie sind entzückend, Conte“, sagte Randelli mit einem leuchtenden Blick, der ähnlich denjenigen war, mit denen er die Gestalt und das Haar Sibylle von Harthausens umfaßte.

*

Am folgenden Tage war das Meer trübe und stürmisch. Tante Hannah hatte eine schlechte Nacht gehabt und saß mißmutig am Frühstückstische. In solchen Stimmungen pflegte sie die Nichte zu quälen.

„Willst du bei diesem Wetter wirklich zum Baden, Kind?“ —

„Ich denke.“ Sibylle sah auf. Sie hatte Ringe unter den Augen und sah blaß aus. Der Sturm während der Nacht hatte sie aufgestört und mit allerlei wirren Träumen beladen.

„Beeile dich wenigstens ein bißchen. Wir müssen noch packen“, fuhr Tante Hannah unbarmherzig fort.

Digitized by Google

Sibylle nickte und würgte schweigend an ihrem Brötchen. Wenn Tante Hannah in dem Tone zu ihr sprach, war Sibylle ganz stumme Opposition. War sie ein Schulmädchen, das man nach seinem Belieben hierhin und dorthin schickte? — Packen! — Sie fror innerlich. — Wenn man erst in der Bahn saß, war alles vorüber. Alle Möglichkeiten! — Man saß im Stift zwischen Tante Hannahs blanken Altjungfernmöbeln und war ängstlich bemüht, nach keiner Seite Anstoß zu erregen.

Sibylle fütterte die Katzen ihrer Wirtsleute langsam und umständlich, ehe sie nach ihrer Jacke griff. Alles in ihr war oppositionelle Langsamkeit. Ob jemand am Strande war? Sicher nicht. Bei diesem Wetter. Und Holck hatte gestern beim Abschiede ein förmlich beleidigtes Gesicht gemacht.

Sibylle kam heute etwas später an den Strand. Ein paar wohlbeleibte ältere Damen plätscherten schon; eine junge Jüdin mit reizvollen, semitischen Zügen und mandelförmigen Augen hockte, in ihren Bademantel gewickelt, träge wie eine schöne Haremssklavin auf den obersten Stufen der Schwimmtreppe. Wasser spritzte auf, kalte, stäubende Gischt, in der Sibylle sich mit einem Gefühle von Wollust begrub. — Die dunklen Augen der Jüdin folgten ihr; es war, als ob Randelli seinen langen flammenden Blick auf ihre Gestalt geheftet hielte.

Sibylle errötete und stieg schnell, wie von einem unliebsamen Gedanken verfolgt, aus dem Wasser. — — —

Als sie über die lange, leise wippende Brücke ging, sah sie am Strande den weißen Flanellanzug des Marchese leuchten.

Sie errötete noch stärker. Randelli war allein. Er ging im Sande auf und nieder und kam eilig näher, als er die hohe, schlanke Gestalt im wehenden, schwarzen Kleide erkannt hatte.

„Das Glück ist mir hold, Baronesse. — Baden Sie bei diesem Wetter?“

Sibylle reichte ihm die Hand, fühlte die frauenhafte Zartheit seiner Finger eine Sekunde lang wie eine unangenehme Berührung auf ihrer Haut und versuchte ein Lächeln.

„Oh! — Das Wetter ist herrlich, Marchese. Es liegt mir heute “

„Es liegt Ihnen?“

„Ja. — Es paßt zu mir.“

Er lächelte ebenfalls und sein Blick, der sengend und gefährlich hinter halbgeschlossenen Lidern lag, berührte ihr Gesicht wie ein Streicheln.

„Sie sind eine schöne und seltsame Frau, Baronesse. — — Und darf ich fragen, warum der Sturm und der graue Himmel zu Ihnen paßt? Sind Sie traurig, Baronesse?“

„Vielleicht.“

„Traurig, weil Sie Abschied nehmen müssen?“ — Seine Stimme zitterte. — Sibylle wollte lächeln; aber es wurde nur ein frostiges Zucken ihrer Mundwinkel daraus.

„Es ist möglich.“

„Oh! — Sie machen mich sehr glücklich, Baronesse. — Ich werde das Gefühl haben, daß Sie diese Zeit nicht so bald vergessen werden. Ich werde das Gefühl haben, daß Sie auch mich nicht völlig vergessen werden.“

Digitized by Google

Sibylle schwieg. Ihr kleiner Fuß in dem schwarzen Halbschuh drückte sich hart und fest in den feuchten Sand. Es war, als setzte sie mit jedem Schritte ein nachdrückliches Siegel unter schwankende Entschlüsse. Dazwischen hörte sie die wohllautende, die Vokale liebevoll rundende Stimme des Italieners. Sie schien ihr heute fremdartiger als gewöhnlich. — —

Randelli verstummte plötzlich. Er betrachtete Sibylle mit einem jähen Erstaunen und Erschrecken, als erschiene es ihm unwahrscheinlich, daß das große, schlanke Mädchen mit dem leuchtenden Haar und dem eigentümlich verschlossenen Zug um den Mund wirklich an seiner Seite ginge. — Sibylle atmete tief. Dieses Schweigen war lastend und schwer von Ereignissen. — Sie begann schneller zu gehen. Es kam ihr vor, als ob diese Gegend sehr einsam wäre. — Schließlich stand sie oben auf der Düne und sah sich nach Randelli um, der ihr langsam folgte und mit seinem eigentümlich verhaltenen Blick in ihr errötendes Gesicht schaute. Als sie seinem Blicke nicht auswich, sondern ihn in einer gewissen, fremden und aufgezwungenen Starrheit gleichsam herausforderte, zog er noch einmal den Hut und beugte sich über ihre Hand.

„Sie machen mich zum glücklichsten der Sterblichen, Baronesse. Ich weiß nun, daß Sie mich nicht vergessen werden. Die deutschen Frauen sind darin anders als die Frauen meines Landes. Man darf Vertrauen zu ihnen haben. Ich vertraue Ihnen.“ — Seine Lippen waren weich und sehr glühend. Sibylle zitterte. Sie wollte etwas sagen und fand doch keine Worte. Sie sah das Gesicht des Marchese dicht neben sich. Es war blaß vor Erregung, dabei demütig und flehend. — Sie schwieg. — Sie ließ ihm ihre Hand, die er sehr zart mit seinen Fingern umschloß. Unten warf das Meer seine Wellen. Weiße Schaumköpfe krochen über den nassen Sand und spien kalkweiße Muscheln aus. Von irgendwoher fiel ein blasser Sonnenstreifen durch das Grau und Randellis musikalische Stimme sagte sanft und schwingend:

„Ich danke Ihnen, Baronesse. Sie sollen Ihr Vertrauen niemals zu bereuen haben.“ —

Dann löste er ihre Hand aus der seinen, zog den Hut wie vor einer Königin und lief mit seinen kleinen, beweglichen Schritten den hellen Abhang hinunter.

Sibylle, ein starres Lächeln auf dem blassen Gesicht, blickte ihm nach. — — —

Sie ging den ganzen Tag über umher wie in einem Traume befangen, in einem bösen, schweren Traume. Sie fühlte die glühenden Lippen des Marchese auf ihrem Handrücken. Es war wie ein Brandmal, das niemand auszulöschen vermochte. Am Nachmittag stürmte es. Sie hatte die starke, unbestimmte Hoffnung, daß Hold kommen würde. Als es dunkel wurde, ging sie an den Strand hinunter, ohne Tante Hannah um Erlaubnis zu fragen.

Der Graf kam nicht. Der Strand war leer und von weißlichen Lichtern überspült. Hinter der Badebrücke wurde ein unterdrücktes Lachen lebendig. Sibylle kehrte um. Sie kam sich ausgestoßen, geächtet und wunderlich reizbar vor. — —

Als sie zurückkam, saß Tante Hannah in der Fischerstube und las beim milchigen Schein der Petroleumlampe einen Brief. Es war ein großes, steifes, wappengeschmücktes Kuvert.

Digitized by Google

Sibylle erschrak.

Fräulein von Wulfen sah mit unruhigen Augen in das blasse Gesicht der Nichte.

„Ich muß mit dir sprechen, Sibylle —. Der Marchese — —“

Sibylle streckte schweigend die Hand nach dem Brief aus. Tante Hannah strich glättend über die Kniffe des steifen Papiers.

„Es ist ein großes, großes Glück, liebe Sibylle!“

„Ich weiß es, Tante Hannah!“

Randelli bat in wenigen Zeilen um Sibylles Hand. Der Brief war an Tante Hannah gerichtet. — Sibylle dachte eine flüchtige Sekunde lang: „Wenn Vater noch lebte, könnte er mir vielleicht einen Rat geben.“ — Sie stand groß und blaß mit schlaff herabhängenden Armen neben dem blauen Glasspinde, dessen goldgeränderte Tassen im Lampenlichte glänzten. Der Brief des Marchese lag wieder auf der Tischplatte. Tante Hannah, durch das Schweigen der Nichte geängstigt, hatte die Hände gefaltet und wiederholte inbrünstig und einen unbekannten Widerstand gleichsam erstickend:

„Es ist wirklich ein großes, großes Glück, liebe Sibylle.“

Sibylle lächelte. — Abends, in der kleinen, niedrigen Stube mit den geweißten Deckenbalken und den dicken Federbetten las sie den Brief noch einmal und betrachtete das goldene Emblem auf dem blauen Grunde des Wappenschildes. Sie betrachtete die fließende, eigentümlich unmännliche Schrift Randellis. Für einen Augenblick glaubte sie ihn vor sich zu sehen: die zierliche, bewegliche, stets mit der äußersten Eleganz gekleidete Gestalt, das schmale blasse Gesicht mit dem schwarzen Bart, den roten Lippen und dem begehrlichen, brennenden Blick. —

Sie schloß die Augen. Ein Schauer ging durch ihren Körper. — Sie hielt den Brief gegen die Kerzenflamme und sah mit unbewegtem Gesicht zu, wie er langsam verkohlte. —

Tante Hannah hatte dem Marchese in wohlgesetzten Worten ihre Antwort geschrieben, und Sibylle lief fiebrig und erwartungsvoll durchs Dorf. Sie war mittags verstimmt und unruhig, weil weder Holck noch der Marchese erschienen waren. Am Frühnachmittag kamen Rosen von Randelli und ein frostiger Glückwunsch von Holck. „Ich wünsche meiner verehrten Base in der Fremde alles Glück, das ihr die Heimat versagen mußte.“

Was bedeutete das?

„Er war letzthin so merkwürdig“, sagte Tante Hannah, die sich durch die schroffen Zeilen beunruhigt fühlte.

„Vielleicht hat er Sorgen, Tante Hannah!“

„Hm ja! — Es steht schlecht in Groß-Belzow. Konrad versteht auch nicht viel von der Wirtschaft. Diese Herren vom Militär haben über alles ihre eigenen Ansichten.“

„Konrad besonders!“

„Ach ja! — — Der Marchese kommt also heute nachmittag. Wo willst du ihn empfangen? — Und in diesem Kleide?“

„Es wird ihm genügen, Tante Hannah!“ sagte Sibylle mit einem Lächeln,

Digitized by Google

das sie reif, selbstbewußt und fraulich machte. „Sie entwickelt sich!“ dachte Tante Hannah förmlich erschrocken. „Oh! — Sie wird ihn zu fesseln verstehen. Sie ist klüger, als ich es zu vermuten gewagt hatte. — — Ob sie auch glücklich wird?“

Und Tante Hannah legte in einem Anflug von mütterlicher Zärtlichkeit ihren Arm um Sibyllens schöne, schlanke Gestalt, zog ihn im nächsten Augenblicke jedoch unruhig wieder zurück, als sie das unterdrückte Schluchzen spürte, das durch den jungen Körper ging. — —

Sibylle hatte sich in ihren schlaflosen Nächten vergebliche Sorge gemacht. Der Marchese war ein musterhafter Bräutigam. Er gestattete sich keine von den Freiheiten, die Sibylle so sehr gefürchtet hatte. Er blieb höflich und zurückhaltend, bettelte um einen Blick und verabschiedete sich, sobald er das Gefühl hatte, daß seine Gegenwart ihr lästig zu werden begann. Sibylle war ihm dankbar dafür, und diese Dankbarkeit überbrückte eine gewisse Fremdheit, die sie von Anfang an peinlich empfunden hatte und noch empfand.

Wenn sie mit Worten auf dieses Fremde zu sprechen kam, pflegte Randelli ihre Hand zu nehmen und mit seiner verhaltenen Stimme zu antworten:

„Du bist sehr jung, Liebe. Es sind noch keine Stürme der Leidenschaft über dein Leben hingegangen. Ich liebe das an dir. Ihr blonden Frauen habt eine andere Art des Glühens als wir Kinder des Südens. Ihr seid später und beständiger.“

Sibylle zwang sich zu einem Lächeln, das sie unter seinem dunkel brennenden Blick wie eine Schamlosigkeit empfand. — — Randellis Blicke beunruhigten sie und quälten sie fast noch mehr dadurch, daß er sie nicht in Worte kleidete. Es blieb immer ein letzter Rest von Verborgenem, Unaufgeschlossenem und verhüllt glimmenden Feuern zwischen ihnen. — In den Fragen des äußeren Lebens gab es keinerlei Unstimmigkeiten.

Randelli hatte eine rasche Vereinigung gewünscht, hatte sich jedoch gefügt, als die beiden Damen den Wunsch äußerten, das Ende des Trauerjahres abzuwarten.

„Die Trennung wird hart sein, aber sie wird dich mir noch kostbarer machen, Liebe!“

Sibylle lächelte, wie sie jetzt oftmals zu lächeln pflegte, fremd, starr und abwesend. Fräulein von Wulfen sah es zum ersten Male. „Sie ist nicht glücklich“, dachte sie unruhig. Und sie dachte mit einem Gefühl von Erlösung an das Jahr Frist, das ihnen gegeben war. — —

Zwei Tage später reisten sie nach Berlin ab. Randelli begleitete sie. Holck war in Hocher Schleuse auf dem Bahnhofe und legte eine Lustigkeit an den Tag, die Tante Hannah aufatmen ließ. — — Er stand auf dem Bahnsteig, als der Zug abfuhr.

Sibylle winkte. Randelli sagte: „Er verdient es nicht, Liebe. Er hat von jeher versucht, meinen Gefühlen für dich einen Dämpfer aufzusetzen. Ich halte ihn indessen für einen guten Freund.“

Fräulein von Wulfen nickte überzeugt und Sibylle blickte müde in die blendende Helligkeit über den blanken Grasflächen der Marsch. — —

Digitized by Google

Holck hatte dem Zuge nachgesehen. Sein Gesicht war mit einem Schlage verwandelt: finster, drohend und traurig. Er haßte den kleinen Bahnhof, der von Sonne schimmerte, und die Menschen, die mit gleichgültigen Gesichtern an ihm vorübergingen. Er fürchtete sich vor der Heimkehr nach Westerland. Bäder sind niemals trauriger, als wenn das Abschiednehmen beginnt. Seine Koffer standen gepackt. Er war völlig ernüchtert. Er hatte zwei Nächte durch gespielt und eine Summe verloren, die eine erhebliche Last auf Groß-Belzow häufte. Es war das erstemal gewesen, daß er Karten in der Hand gehalten hatte. Aber er mußte sich betäuben. Nun war auch das vorüber. Sibylle war abgereist, und die Welt trug ein anderes Gesicht. — — Er fuhr nach Wenningstedt hinaus und ging zum letzten Male am Strande spazieren. Der Tag war schwül. Eine stille, brütende Sonne hing in der Luft, die dunstig war wie rötlicher Nebel. Weißgekleidete Frauen, mit halbgeschlossenen Augen zu ihm aufblinzelnd, lagen überall im Sand. Kinder spielten. — Er dachte an Sibylle, wie sie hoch und schlank in ihrem schwarzen Kleide über den hellen Strand geschritten war, und in seiner Kehle war ein Druck wie von verhaltenen Tränen, deren er sich schämte.

(Fortsetzung folgt)

Nebel · Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Deutscher Nebel du,
Aus dem herbstlich kühlen Weiher
Hebst du deine linden Schleier
Und deckst still die Felder zu.

Ach, die Welt ward kahl,
Und wir müssen dir es danken,
Daß statt Blüten an den Ranken
Schimmert Perle und Opal.

Tränen auch sind schön,
Und, verhüllt in deinen Floren,
Können wir, was wir verloren,
Mild in weicher Wehmut sehn.

Digitized by Google

Der Wert der Arbeit

Von R. Francé

Wenn ein kommendes Jahrhundert versucht, unsere verworrene, zerklüftete, entbehrungsreiche und harmoniearme Zeit, um deren Erleben uns kaum ein Nachkomme beneiden wird, auf die einfachste und alles im Kern erfassende Formel zu bringen, so mag es ihm ein Fingerzeig sein, daran zu denken, wie sehr es die Menschen von heute ablehnen, einfach und willig das zu tun, was man in alten Zeiten ohne Bewußtheit, als selbstverständlich, auf sich nahm. Uns erscheint heute alles unerträglich, ja unmöglich, was wir nicht verstehen. Auf ein Beispiel gebracht: damit heute einer arbeite, muß er auch wissen, warum und wofür.

Dieses Streben nach Bewußtheit zersetzt unsere Freuden und vermehrt unsere Leiden. Es zwingt uns, alles, das Höchste und das Einfachste, fortwährend zu zergliedern bis zum Letzten und hält den Geist des modernen Menschen in einer dauernden Beunruhigung, wenn es ihm nicht gelingt, einen letzten Grund für sein Handeln aufzuspüren.

Wer so denkt, verweigert seinen Führern den unbedingten Gehorsam, ja er wirft fortwährend die Frage auf: Wozu noch Führer? Er versucht alle Überlieferung zu meiden, aus Angst, von ihr gehindert und gefesselt zu werden, macht die Unzufriedenheit mit seinem Los zum Grundsatz und hetzt sich dadurch in eine selbstgeschaffene Hölle von Wünschen, Forderungen, Übertreibungen, von Tatenlosigkeit und Vorwürfen hinein.

Ist das alles aber nicht das Antlitz der Zeit? Sind nicht gerade das die Leiden des Tages, welche einem ganzen Volk einen einfachen Mißerfolg zur unerträglichen Folterkammer voll lauter letzten Endes nur selbstgeschaffener Schrecknisse werden lassen?

Wenn irgendwie Philosophie noch je Anspruch darauf machen darf, dem Menschen zur Seite zu gehen als weiser, beratender Freund in der Not und tröstender Helfer, so hat sie jetzt Gelegenheit, ihre Echtheit zu beweisen — die Zersetzungssucht des modernen Menschen selbst stellt sie und sagt zu ihr hart und unerbittlich: Nun zeige mir den Ausweg.

Und Philosophie kann auch heute wieder den Menschen auf das bringen, was er tun *muß*, um zurückzufinden zu jener Lebensauffassung, *die* sich in seinem Gefühl als Glück und Zufriedenheit malt. Die Philosophie braucht nur von dem Leben selbst auszugehen, von dem, was uns alle verbindet, was uns mit der ganzen Natur im tiefen Untergrund unseres Selbst eins sein läßt, wofern man von jedem Einzellebensinhalt und von jeder Einzellebensform absieht und sich auf das einfachste Gesetz lebendigen Seins beschränkt.

In seiner allgemeinsten Fassung heißt Leben eine Vielheit sein, die stets zerfällt und stets sich neu zusammenordnet zum System ihrer Einheiten. Dieser Begriff umfaßt Lebendiges in jeder Form, vom allereinfachsten, dahinfließenden Tröpfchen Urschleim bis zum wundersamen billionenfachen Gefüge eines Menschen-

Digitized by Google

leibes. Nur durch stete Auswechselung, durch die stete Erneuerung verbrauchter Teile besteht der Organismus, und er verbraucht sich schon lediglich durch die Anstrengungen, die er unternimmt, um seine Erneuerung zu sichern. Man kann die dabei sich abspielenden Vorgänge betrachten, von welchem Standpunkt man auch will, immer wird dabei etwas Gemeinsames zutage treten.

Wenn man das Leben vom niedrigsten Gesichtspunkt, als etwas rein Stoffliches wertet, so besteht der Lebensvorgang in einem erstaunlichen Zusammenspiel von zehn Stoffen. Längst hat man erkannt, daß es dabei nur auf die Elemente Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff als die unbedingt notwendigen ankommt, die sich noch mit etwas Schwefel, Phosphor, Eisen, Magnesium und Kalk sowie Kali verbinden, und zwar in einer ganz bestimmten Mischung von Gewichtsteilen. Der Lebensstoff wird angefertigt wie irgend ein ganz fein ausgewogenes Apothekerrezept, das, kaum hergestellt, sich auch schon wieder zersetzt und nun unermüdlich immer wieder neu gemischt werden muß. Fortwährend brechen Steine aus dem kunstvollen Gefüge dieses Stoffgebäudes und müssen gegen neue ausgetauscht werden. Nur durch ständigen Stoffwechsel kann der Lebensbau bestehen.

Oder man versuche einmal, Leben höher zu bewerten, nicht vom Standpunkt des Chemikers, sondern von dem des Physikers. Da wird man erkennen, daß es wieder ein Kombinationsspiel von gegeneinander und zusammenwirkenden Vorgängen ist, in denen dem Zerfall ebensoviel Neubau aufs feinste abgewogen gegenübersteht. Nimmt der lebende Körper irgendwo chemische Energie ein, so wird diese wieder umgesetzt in Wärme und Bewegung, durch welche neuerdings chemische Leistungen freigemacht werden. Nichts geht dabei verloren, weil jeder Verlust in einem steten Kraftwechsel eingebracht wird — solange das Leben dauert. Endet der Kraftwechsel dieser Art, dann ist eben der Tod eingetreten.

Erhebt man sich auf einen noch höheren Betrachtungspunkt und sucht man Lebendiges so zu werten, wie es Menschengewohnheit allerwärts ist, nämlich in seelischer Verknüpfung des bloß Chemisch-Physikalischen mit seiner zweckmäßigen Verursachung, dann ändern sich für den Beschauer wohl die Bilder, aber der letzte Eindruck bleibt doch der gleiche. Wieder zeigt sich alles Leben in einem steten Wechsel der Erscheinung und der Leistungen. In fünf großen Tätigkeiten erhält sich das geheimnisvolle Undefinierbare, das die Lebenden von den Toten scheidet. Sie atmen und ernähren sich, sie haben die Fähigkeit, zu wachsen und sich zu vermehren, und sie antworten auf Reize in abwehrender oder zustimmender Weise. Fünf Lebenstätigkeiten übt alles aus, was nicht tot ist, und in wundervoller Verschlingung eines steten Leistungswechsels erfüllt so das Leben tausendgestaltig die Welt mit seinem Geheimnis, aber auch mit seiner Kraft, Schönheit und seinem Sinne.

Sucht man aber den höchsten Gipfel menschlicher Betrachtungsweise zu erklimmen, den der vollkommenen Abstraktion, so enthüllt sich erst das wahre Verständnis dafür, warum immer wieder von jeder Seite aus das Leben auf ein und dieselbe Erkenntnis eines Gemeinsamen leitete: Stoffwechsel, Kraftwechsel, Formwechsel, Leistungswechsel — schon in den Worten, in denen jede

Digitized by Google

Betrachtung mündete, liegt zwangsmäßig das sie alle Einigende. Auf einem Wechsel, einem Austausch von Teilen beruht das Leben. Sein Wesen, das Lebenserhaltende selbst ist, daß es nicht untätig bleibt.

Die Wissenschaft, welche insonderheit befähigt ist zu diesen höchsten Abstraktionen, heißt Mathematik. Sie hat die wunderliche Aufgabe, die Gegenstände unserer Sinnen- und Vorstellungswelt vollständig auszukleiden, ihnen jede Farbe, Form, jede sinnenfällige und anschauliche Eigenschaft zu nehmen, sie so lange zu skelettieren, bis nichts mehr übrig bleibt als die wahre Summe, die sie in der Rechnung des Weltganzen darstellen. So findet mathematische Betrachtung als Quintessenz des Lebens schließlich nur mehr ein einziges Wort: es ist ein Vorgang, eine Funktion. Aber in dieser scheinbar völligen Inhaltslosigkeit ist uns letzte und höchste Einsicht gegeben, ja, religiös gesprochen: fast etwas wie das Weltengeheimnis selbst enthüllt. Denn Funktion heißt Arbeit, Funktion ist schaffende Werktätigkeit, und wer uns die Gewißheit gegeben hat, daß alles Lebens Sinn und Wesen, sein Glück und seine Erhaltung in der Arbeit liegt, der hat mit der Kraft eines Religionsstifters der Menschheit für immer den Weg gewiesen.

Und mit dieser Erkenntnis wird nun der bis zum Überdruß wiederholte, banale Moralsatz, den man uns heute allerorten entgegenhält: Nur die Arbeit kann uns retten, wirklich zum kategorischen Imperativ des Seins. Hier steht auf felsenfester, mit allen Sinnen und mit dem härtesten und unerbittlichsten Denken, mit der mathematischen Kritik erprobter Grundlage, das Gebäude einer neuen, nicht aus unserem Selbst, sondern aus dem Weltensein selbst abgeleiteten, also objektiven Ethik. Nur wer arbeitet, lebt; nur durch Arbeit kann und darf man leben, wenn man des Lebens Optimum und mit ihm des Daseins Fülle und Glückesglanz erreichen soll.

Dorf bei Nacht · Von Ludwig Bäte

So still die Nacht. Sehr leise brennen Sterne.
Die Giebel ruhen müd' und schwer.
Starr wächst der Kirchturm in die urgewalt'ge Ferne.
Beim Pfarrer noch ein Licht.
Der Alte sitzt tief übers Buch geneigt.
Die Bäume rauschen. Zitternd fließt ein Lied
vom Schulhaus her, das weltverloren sich der Lehrer geigt.
Ein Forschen dort, ein träumend Suchen hier:
Du ferner Gott!
So stille liegt das Land, von Mondesglanz beschienen.
Aus tausend Kelchen strömt ein Opferhauch,
und Gott ist mitten unter ihnen.

Digitized by Google

Nechor

Von Ernst Kratzmann

Im Preisausschreiben des Türmers mit dem ersten Preise ausgezeichnet

Als Nechor zehn Jahre alt war, wurde die Stadt belagert.

Die wilden Bergvölker, die in den unzugänglichen Schluchten des Felsgebirges hausten und denen man zur Zeit des Vollmonds Tribut darbringen mußte, hatten einen neuen Führer erwählt, einen jungen Riesen, der den zitternden Boten der Stadt die Geschenke ins Gesicht warf und mit seinen furchtbaren Scharen in die weidereiche herrliche Ebene der Zwillingsströme niederbrach. Er erschlug die Hirten und ließ die unübersehbaren Herden wegtreiben gegen das Gebirge. Er selbst aber zog heran mit fünftausend Kriegern und umlagerte die Stadt, die ihm die Könige von Assur hingesetzt hatten wie einen ständigen lästigen Mahner, daß er nur von Assurs Gnade lebe und frei sei.

Er jagte seine Krieger gegen die Mauern, ließ Brandfackeln und faulende Tierleichen in die Stadt schleudern. Aber die Städter hielten aus. Da wühlten sie einen Gang unter der Erde an die Mauern heran, höhlten unter ihr den Grund frei und brannten endlich die Stützbalken ab: da stürzte die Mauer breit nieder und die Feinde stürmten über die Steintrümmer empor, allen voran ihr riesiger, junger König.

Neben der Mauerbresche ragte ein Wachtturm. Dort stand der Knabe Nechor jeden Tag und jede Stunde und spähte mit gierig brennenden Augen auf die anstürmenden Feinde. Und als nun die Mauer einstürzte, sah er als ersten den König herandringen. Da schüttelte ihm ein Schauer den Leib, seine Arme rissen sich empor und spannten den kleinen Bogen, mit dem er auf Sumpfvögel zu schießen pflegte. Sie waren plötzlich schwer und stahlsehnig, ein fremder Riesenwille stemmte und bog sie und ließ den Pfeil von der Sehne schwirren: da wich die furchtbare Spannung von Nechor, er flog an die Brüstung, selbst wie ein Pfeil, der dem Bogen entkommen ist und sah — wie sein kleines Geschoß mit der Spitze von Erz dem jungen Helden ins linke Auge drang und tiefer noch — und wie der riesige Mann rücklings niederbrach wie ein gefällter Baum...

Da faßten die Städter neue Kraft und trieben den Feind zurück. Die wilden Berghorden hatten allen Mut verloren, da ihr Führer hinschlug als Leiche. Die Städter folgten ihnen im Ausfall, griffen sie von zwei Seiten an und schlugen sie bis zur Vernichtung. In wilder Flucht stoben die Reste des Heeres davon gegen die heimatlichen Berge.

Zwei Tage später kam das Hilfsheer von Ninive, die furchtbaren, unbezwinglichen Reiter, folgten den Räubern, nahmen ihnen die Herden wieder ab und erschlugen, was ihnen vom Feind noch in die Hände fiel.

Den Knaben Nechor aber nahm der Oberst der Reiter mit als Geschenk für den König von Assur — — —

Nechor wußte nie von Vater und Mutter. Vielleicht war eine von den Dirnen, die den Heeren des Königs folgten, ihm Mutter geworden, sein Vater irgend ein

Digitized by Google

Reiter, ein Kriegsknecht. Und in dieser Stadt hatte ihn seine Mutter nachts vor irgend ein Haus gelegt.

Niemand kümmerte sich um das Kind. Vielleicht fand es den Euter einer Ziege und sog Milch daraus — vielleicht verschluckte es die Abfälle der Speisen, die man aus den Häusern warf; aber es wuchs und ward groß und gedieh und hatte Kräfte über sein Alter. Das Leben brannte unauslöschbar in seinem kleinen Leib. Der Knabe lernte, ohne daß jemand ihn lehrte. Er war sein eigener Herr und hatte alles aus sich selbst.

Später kam er zu den Soldaten auf die Stadtmauer, die ihr Spiel und Gelächter mit ihm hatten. Er trug ihnen Wasser von den Brunnen zu — dafür gaben sie ihm Essen und einen alten Mantel, aus dem ihm eine Dirne ein Gewand schnitt. Er war alle Stunden des Tages unter den Kriegern und des Nachts schlief er bei ihnen. Es war, als hielte ihn eine ungeheure Gewalt bei ihnen. Er sah zu, wie sie mit den Bogen schossen und die Speere warfen, wie sie die Schleudern handhabten. Er wollte gleich ihnen den Bogen spannen, der größer war als er selbst. Da lachten die Krieger sich Tränen in die Augen. Aber er ruhte nicht früher, als bis einer von ihnen, der, welcher ihm den Mantel geschenkt hatte, ihm einen kleinen Bogen schnitzte und ihn im Schießen unterwies. Da schlich er jeden Morgen in die Sümpfe des Euphrat und zielte nach Reihern und Wildenten, watete und schwamm — niemand hatte ihn das Schwimmen gelehrt — den Getroffenen nach wie ein Jagdhund und brachte die Beute seinem Beschützer als Dank für den Bogen.

Von den Soldaten auch bekam er den Namen: Nechor.

* * *

Der Reiterführer hoffte durch sein absonderliches Geschenk ein Lächeln des Königs zu gewinnen.

Als sie nach Ninive kamen und im tobenden Triumph durch die Straßen ritten, staunte Nechor die riesigen Gebäude an. Endlich aber führten sie ihn über Steintreppen, die wie Gebirge waren, vorbei an ungeheuren Felswänden, auf denen riesige Menschen gemalt und gemeißelt waren, vorbei an Flügelstieren mit bärtigen Menschenköpfen, hinein in den Palast des Königs, durch Säle, die ihm hoch dünkten wie der Himmel. Und der Reiteroberst unterwies ihn: wenn wir vor den Thron des Königs treten, wirfst du dich nieder mit dem Antlitz auf den Boden...

Sie kamen vor den König. Die Krieger warfen sich auf die Steinfliesen, berührten mit dem Angesicht die Erde und grüßten den Herrscher als Gott. Aber Nechor blieb stehen und staunte den König an. Er hatte nie einen so herrlichen Menschen gesehen. Er trug wundervoll farbige Seidengewänder, die von Gold und Juwelen strahlten, eine Tiara auf dem Haupt. Sein Bart war lang, eckig zugeschnitten und in Locken gekräuselt. Das Gesicht bleich und finster und kalt.

Der Reiteroberst erzitterte: da stand dieser halbwilde Knabe, hatte vergessen, sich in den Staub zu werfen — und starrte dem König ins Gesicht. Der nächste Augenblick schon wird der letzte sein: man wird auf den Wink des Königs ihn, der diesen vermessenen Knaben dem König zum Geschenk zu bringen gewagt, vor den Toren des Palastes pfählen...

Digitized by Google

Aber der König — lächelte.

Da erhellten sich die Mienen der Hofleute, die den König umgaben, und der Reiterführer erhielt den Befehl, sich zu erheben und seinen Bericht zu geben.

Der Göttliche wurde immer gnädiger. Er befahl dem Schatzmeister, dem Obersten ein herrliches Geschenk zu reichen, Nechor aber mit den Edelknaben zu erziehen und zu einem Krieger und Führer heranzubilden.

* * *

Nun lebte Nechor im Palast, der größer war als seine ganze Heimatstadt. Er bekam schöne Gewänder und Sandalen, man unterwies ihn im Bogenschießen, Speerwerfen und Reiten, im Fechten mit Schwert und Dolch, im Gebrauch der Schleuder. Nechor war allen voran. Er war wild aufgewachsen wie ein Tier, seine Sinne waren scharf und hell, seine Kräfte denen der Genossen überlegen wie ein junger Löwe den Hunden. Sie fürchteten und liebten ihn.

Acht Jahre lebte er im Palast. Nur einmal sah er den König, als man ihm die Edelknaben vorführte. Nun warf sich auch Nechor zur Erde mit den übrigen. Dann aber schleuderte er den Speer weiter als die Besten seiner Genossen, traf mit dem Pfeil die kleinsten Ziele, ritt spielend den wildesten Hengst.

Des andern Tages war Nechor der Befehlshaber der königlichen Leibwache. —

Er wohnte nun in einem der kleinen Paläste in den Gärten des Königs, hatte Pferde und Hunde, Diener und Sklavinnen und seinem Wink gehorchten tausend der erprobtesten Krieger. —

Aber Nechors Leben war leer. Er trank und spielte mit den Genossen, den Anführern der Heere, erlustigte sich nächtelang mit den Schönsten seiner jungen Sklavinnen — aber er fühlte, daß noch etwas in sein Leben treten müsse, damit es voll sei und reif werde wie die Frucht am Baum.

Manchmal ritt er hinauf auf den riesigen Turm, der seit vielen Menschenaltern hochgeführt und doch nie vollendet wurde. Er glich einem steil aufragenden Bergkegel, um den eine breite Straße in runden Windungen zum Gipfel emporführte.

Da ritt man vorbei an den Wohnungen der Priester und Tempelmädchen, höher, immer höher, bis die Stadt in der Tiefe lag wie ein Ameisbau. Das Volk wähnte, daß der Turm bis in den Himmel reiche und daß der Oberpriester des Baal auf seiner Spitze stehend mit den Göttern sich unterrede und von ihnen die Zukunft höre...

Aber auf der Spitze des Turmes stand nur das Heiligtum des Baal, in dem man ihm Opfer brachte, Tiere und Früchte, dreimal des Jahres auch Menschen ... Die Priester saßen dort oben in den ungeheuren Nächten der Ebene und blickten zu dem silbernen Flimmern der Gestirne auf, deren Lauf und Bahnen sie erforschten. Der Oberpriester des Baal war Nechors Freund. So verbrachte der junge Krieger viele Sommernächte auf dem Riesenturm und staunte in die verwirrende, unsägliche, unfaßbare Sternwelt auf. Der Priester sprach von den Werken der Götter, wie sie den Himmel gewölbt und auf mächtigen Türmen über die Erde gelegt hätten; wie sie die Sterne schufen und die große Flut schickten. Aber sachte ließ er von seinen Worten einen Schleier um den andern sinken, und was der gemeinen

Digitized by Google

Menge noch als Götter und göttliches Gebot erschien — das enthüllte sich dem staunenden Jüngling nun als ewiges Gesetz der Welt, als tiefes Geheimnis der eigenen Seele, das nur dem kund werden darf, der sich in starken Händen hält und selber um Leben und Tod weiß und nicht bangt um beide.

Nechor liebte diese Nächte auf dem Turm und ihre abgründigen Geheimnisse. Aber sein Leben dünkte ihn leer.

Einmal fragte ihn der Oberpriester um den Grund seiner Schwermut. Er sagte es ihm. Da lächelte der Priester: „Dir fehlt — die Tat!“

Nechor schüttelte sinnend den Kopf: „Das kann es nicht sein; meine Tage sind mit Taten erfüllt! Ich bändige wilde Pferde, ich jage, ich ...“

Der Priester sah ihm fest ins Auge: „Dir fehlt — die große Tat!“

* * *

Nechor begleitete den König auf die Jagd. Tage- und wochenlang zogen sie durch die Wildnis, erlegten Antilopen, Bergziegen, Reiher und Adler und Löwen. Der König wurde mit seinen Kriegern zum Krieger, ertrug mit ihnen jede Unbill des Wetters und trotzte den Gefahren der Wildnis.

Nechor war Tag und Nacht um ihn, kaum rührte der Schlaf an seine Lider. Er selbst hatte die göttliche Person des Königs zu schützen. Er ritt ihm zur Seite, den Speer wurfgerecht in der Faust, er wachte vor seinem Zelt. Er jagte nicht wie die Edlen, sein Speer blieb der letzten, äußersten Gefahr vorbehalten, wenn das Leben des Herrschers bedroht war.

Einmal jagten sie einen Löwen auf. Der König schleuderte den Speer und traf das mächtige Tier so glücklich, daß es tot niederbrach, ehe es zum Sprung kam. Dann drangen sie weiter ins Dickicht vor: der König, Nechor, der Speerträger. Und plötzlich standen sie vor dem Lager des Löwen, und die Löwin stürzte ihnen entgegen, ihre Jungen zu verteidigen. Wieder warf der König den Speer, aber diesmal traf er schlecht: die Waffe drang dem Tier in die Rippen und machte es rasend vor Schmerz. Es duckte zum Sprung. Der König war verloren, er stand ohne Waffe. Sein Blick irrte zu Nechor: der stürzte vor und wieder wie damals als Knabe fühlte er seine Arme zu Erz werden, eine fremde Riesengewalt bog sie zusammen und ließ plötzlich den Speer aus seiner Faust rasen mit ungeheurer Gewalt. Er traf die Löwin ins Rückgrat und lähmte ihre Hinterfüße, die schwach zusammenknickten und am Boden schleiften. Nur auf den Vorderfüßen stemmte sich das mächtige Tier noch einmal hoch auf, hob den glatten, mähnenlosen Kopf und öffnete den furchtbaren Rachen zu einem langen, grauenhaft wilden, tiefschmerzlichen Brüllen. Die zwei Speere ragten steil auf aus ihrem Leib.

Da winkte der König mit der Hand: Nechor sprang vor, wich blitzschnell dem wütenden Biß des Tieres aus und bohrte ihm mit ungeheurem Stoß den Dolch zwischen die Schulterblätter ins Mark. Die Löwin brach tot zusammen.

Als sich Nechor zum König zurückwendete, sah er hinter ihm noch einen Mann stehen: den Steinmetz und Bildhauer, der ihn auf allen Jagden und Kriegszügen begleiten mußte, um nachher die Taten des Königs darzustellen. Der Mann stand und starrte mit krampfhaft geweiteten Augen auf die Löwin.

Auch der König erblickte ihn nun. Er lächelte, aber es lag fast Verachtung

Digitized by Google

in seinem Lächeln. Nechor aber erhob er noch am selben Abend unter die Edeln und machte ihn zum Führer der gesamten Reiterei des Heeres...

* * *

Ein halbes Jahr war vergangen. Da ließ jener Bildhauer eine mächtige Steinplatte vor den König bringen: darauf war, erhaben gemeißelt, jene Löwin gebildet, wie sie, von zwei Speeren gelähmt, mit den Hinterfüßen zur Erde niedergebrochen, noch einmal den glatten, mähnenlosen Kopf mit den zurückgelegten Ohren hoch aufhebt und aus dem furchtbaren Rachen ein langes, wildes, tiefschmerzliches Brüllen ertönen läßt.

Noch nie hatte man ein so unvergleichlich herrliches Bildwerk gesehen. Es schien zu leben — man suchte unwillkürlich nach einer Waffe, denn jeden Augenblick konnte das riesige Tier sich mit letzter Kraft auf seinen Feind stürzen und ihn mit den mächtigen Pranken zu Boden schlagen.

Der König stand lange in tiefem Sinnen vor dem Bild. Dann befahl er, die ungeheure Steinplatte auf die Wage zu heben und ihr Gewicht mit Gold aufzuwiegen. Das schenkte er dem unvergleichlichen Künstler. Es war die Jahressteuer einer ganzen Provinz ...

Die Löwin hieß fortan nur mehr: ‚Die Löwin von Ninive ...'

Nechor war unter denen, die mit dem König das Meisterwerk des Bildhauers besahen. Sein Herz schlug laut. Er fühlte und erkannte: hier war eine Tat — — eine große Tat! — Er aber brachte seine Tage im Hofdienst hin, trank und spielte und liebte und schuf keine Taten!

Der König bemerkte seine Traurigkeit und fragte ihn. Nechor verschwieg nichts, was ihn bedrückte. Da lächelte der König leise. Aber er sprach nichts.

* * *

Es war ein linder Frühlingsabend. Die Luft feucht und schwer von den Düften unzähliger Blüten, die in den riesigen Gärten des Königs prangten. Am Himmel flimmerten blaß die Sterne.

Nechor stand träumend vor seinem Haus. Er hatte die Diener und Sklavinnen weggeschickt, er wollte allein sein. Er sah empor in das ungeheure Rund des Himmels und seine Gedanken verflossen ineinander wie die Wellen eines Stromes und er ward sich endlich keines andern mehr bewußt als eines ungeheuerlichen, riesigen Sehnens, eines Willens, der seinen Leib aufheben und zum Himmel schleudern wollte wie einen Speer ... ein solches Sehnen nach der Tat! Es war wie ein Krampf, der alle Muskeln spannte und zerrte. Er versuchte zu schreien, zu brüllen wie ein Tier — aber die Stimme war gelähmt. Er war starr und steif...

Da raschelte ein leiser Schritt neben ihm. Er zuckte zusammen, die ungeheure Spannung wich von ihm und er sah im matten Licht der Sterne die vermummte Gestalt eines alten Weibes vor sich, das ihn mit listigen Augen anblinzelte.

„Du bist Fürst Nechor, mein Goldsohn, nicht wahr?"

Er nickte unwillig. Die Alte schlich näher.

„So allein, mein schöner Nechor? ... Hoho, werde nur nicht zornig, mein Erlauchter! — Wenn du wüßtest, wer mich schickt ... ! Weißt du, von wem ich komme? — Die schönste aller Jungfrauen schickt mich zu dir ..."

Digitized by Google

„Was schiert mich deine Jungfrau! Sie soll samt dir ..."

„Pst, pst, mein Goldsohn, schrei' nicht so! Komm mit, du wirst es mir danken! Die Schönste von ganz Assur ruft dich zur Liebe ..."

Sie schlich näher und zischte ihm ins Ohr:

„Wenn du nicht kommst, bist du morgen — kalt ..."

Er wich betroffen zurück. Blitzschnell erkannte er: die ihn da rief, war die Tochter des Königs. Er hatte es von vertrauten Genossen im Weinrausch vernommen: obwohl sie in ihrem Riesenpalast lebte, bewacht von hunderten von Kriegern, gehütet von unzähligen verschnittenen Sklaven, umgeben von zahllosen Sklavinnen — sie wußte ihrem heißen Blut zu genügen, sie holte sich die Männer, die ihr gefielen — zur Liebe...

Er nickte der Alten zu: führe mich! Da galt kein Widerstreben. Und es lockte ihn. Dieses Weib, das ihn, hinter Gittern verborgen, sicher schon oft gesehen hatte — er hatte sie nie erblickt. Sie sollte schön sein über alle Maßen.

Und er, den eben ein unendliches Sehnen nach der großen Tat erfüllt und gequält — er war jetzt in der rechten Laune, sein Leben zusammenzuballen in ein paar Stunden rasenden Genusses, um dann — beliebte es dem Schicksal — den Liebesrausch mit dem Leben zu büßen ...

Die Alte führte ihn durch dichtverwachsene Laubengänge, Gesträuche und Gehölze. Sie kamen endlich zur Mauer, die das Innerste des Palastes umschloß. Eine kaum sichtbare Pforte ließ sie durch. Wieder ging es auf verborgensten Wegen dahin, wieder kamen Mauern, endlich ein einsames Gartenhaus. Sie traten ein. Dunkle Gänge, leere Gemächer. Dann fühlte er sich plötzlich durch eine kleine Tür geschoben, eine Pforte schloß sich hinter ihm, er schob einen Vorhang zur Seite, mattes Licht einer Öllampe — er stand in einem kleinen, prunkvollen Gemach mit goldfunkelnden Wänden, betäubende Wohlgerüche erfüllten die Luft. Und vor ihm auf einem weichen Lager die Prinzessin.

Sie war sehr schön.

Er sah sie lang an mit aufflackernden Augen, dann beugte er das Knie.

Sie blickte lässig zu ihm her, hochmütig. Dann:

„Weißt du, wer ich bin?"

„Ich weiß es."

„Und du weißt auch, was dich erwartet, wenn man dich hier trifft?"

„Auch das!"

„Und du wagst es trotzdem — mich zu umarmen?"

Ihre Augen lauerten auf seine Antwort. Er stand auf und schleuderte die Rechte zur Seite, als wolle er etwas wegwerfen. Seine Lippen bäumten sich vor Überdruß: „Pah!" Er spie das Wort aus in aller Verachtung.

Da ging ein Zittern durch ihren Leib. Eine Seidendecke flog weg. Ihre Hände rissen und zerrten am Gewand. Er stürzte auf sie los und packte sie und bog ihren Leib zurück, der sich weiß und schwellend ihm entgegenhob und preßte sie in seine Eisenarme, daß sie vor Lust aufstöhnte...

* * *

Digitized by Google

Er wußte nicht, wie lange er bei der Prinzessin weilte. Dieses Weib war schöner als alle Frauen, die ihm bisher gehört hatten und erfahrener in der Kunst des Genusses, als er je geahnt hatte, daß man es sein könnte. Dies Weib war eine — Königsdirne... Er raste mit ihr durch ein Meer des wildesten, wahnwitzigsten Rausches, der flammendsten Lust und Begier. Und als er endlich ermattete, führte sie ihn in ein köstliches Bad, das unsichtbare Diener in einem Nebengemach bereitet, sie tauchten unter in duftende, warme Fluten; die Prinzessin war zur Sklavin geworden, die ihn bediente gleich der niedersten Magd. Sie bot ihm Erfrischungen, Früchte und gewürzten Wein, Naschwerk und Fleisch... Und wieder versanken sie in der roten Flut einer unerschöpflichen, unstillbaren Lust...

Als er sie verließ, war es Nacht. Er ahnte dumpf, daß er vielleicht mehr denn eine Nacht und einen Tag bei der Prinzessin geweilt hatte.

Die Alte führte ihn wieder bis fast zu seinem Haus. In seinem Kleid fühlte er etwas Schweres. Er griff hinein und erkannte Juwelen, Perlen von unschätzbarem Wert. Der Zorn stieg in ihm auf. Er faßte die Faust voll davon und warf sie der Alten ins Tuch. Sie kicherte und nannte ihn ihren süßen Goldprinzen.

Dann taumelte er in sein Haus und fiel aufs Lager. Er schlief bis tief in den Tag. —

Er erwachte erst, als er seinen Namen rufen hörte. Er schlug müde die Augen auf und erkannte einen Kämmerer, der vor seinem Lager stand und ihn scherzend fragte, mit wem er in der letzten Nacht so lange gezecht habe. Dann meldete er ihm den Befehl des Königs, sofort vor ihm zu erscheinen.

Nechor erschrak. Das war das Todesurteil. Der König hatte es erfahren!

Er erhob sich unverzüglich und legte ein Prunkkleid an. Den Dolch steckte er zu sich. Er war bereit ...

Vor dem König warf er sich zu Boden. Er war nun völlig ruhig, sein Leben galt ihm keinen Deut. Er wußte, wie jetzt der König ihn mit einem Wort richten werde. Und im selben Augenblick würde sein Dolch hervorblitzen — ein Schnitt durch die Kehle — und zu den Füßen des Königs würde er verbluten — kühn und vermessen, maßlos frevelnd noch im Tod.

Aber der König winkte ihm, sich zu erheben. In ungläubigem Staunen gehorchte er. Dann kam die Stimme des Königs wie von weiter Ferne:

„Du weißt, Nechor, daß ich einen Kriegszug gegen das Reich Judäa plane. Die Zeit dazu ist reif geworden — du bist der Feldherr über das ganze Heer, das gegen Judäa ziehen wird! Ich gebe dir zweimal zehntausend Krieger. Die nimmst du und unterwirfst mir das Land, und seine Könige führst du in Ketten vor meinen Thron!“

* * *

Als Nechor den Saal des Königs verließ, umringten ihn die Höflinge zum Glückwunsch. In ihm brannte es wie Feuer: die Tat rief ihn — er hatte den Klang ihrer Stimme vernommen.

Er ritt hinaus in das Lager des Kriegsheeres vor der Stadt. Die Herolde riefen den Befehl des Königs aus und die Soldaten jubelten ihm zu. Er winkte die Anführer zu sich und besprach sich mit ihnen. Schon am nächsten Morgen wollte er aufbrechen.

Digitized by Google

Noch einmal kehrte er in sein Haus zurück, um das auszuwählen, was er auf den Kriegszug mitnehmen wollte an kostbaren Geräten, Pferden, Hunden und Sklavinnen. Damit schickte er seine Diener hinaus ins Lager.

Als er das Haus verließ und auf schattigen Pfaden durch die riesigen Gärten des Palastes schritt, raschelte es im Gebüsch neben ihm und er erblickte die alte Dienerin der Prinzessin.

Er staunte sie an, als ob er es nicht fassen könnte, sie zu sehen: er hatte längst vergessen, daß er einmal bei der Prinzessin war.

Sie berief ihn wieder zu sich. Heute abend solle er sie erwarten, die Prinzessin verzehre sich in tausend Sehnsüchten nach ihm, er müsse heute kommen und die letzte Nacht bei ihr verbringen. Er müsse —!

Nechor staunte noch immer. Dann aber schleuderte er die Rechte zur Seite, als wollte er etwas wegwerfen, und schritt davon, aus dem Palast.

* * *

Es war Nacht geworden über der unendlichen Ebene der großen Ströme. Die Erde war noch feucht und dampfte von der Wärme des Tages. Das Gras stand hoch und blühte. Wenn ein Windhauch über die Ebene lief, wogten die Gräser und beugten sich wie die Wellen eines Meeres.

Der Himmel war durchsichtig blau wie ein Meer mit schimmernd weißem Grund, die Sterne flimmerten und flirrten silbern und der Mond schwamm wohlig herauf wie eine badende Frau, deren weiße Glieder in der blauen Flut plätschern und spielen.

Es war tiefe Stille über den endlosen Weiten der blühenden Wiesen.

Das Lager war verstummt und ruhte dunkel in Schlaf.

Nechor schritt allein hinaus, ließ die Wachen weit hinter sich. Er war ohne Rüstung. Nur einen leichten Wurfspeer trug er in der Hand.

Er konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Eine ungeheure, schmerzhafte Spannung raubte ihm Atem und Ruhe. Seine Glieder bogen sich in krampfhaftem Verlangen nach Kampf, nach Speerwurf und Schwertschlag. Er war wie eine Flamme, die unter lastendem Dach sich müht, die Hüllen zu sprengen und frei aufzuflacken zum schweigenden Himmel in einem ungeheuren Brand.

Das größte Heer, das jemals von Assur auszog, gehorchte Nechors Wink. Er wird nach Westen ziehen, immer fort gegen Untergang der Sonne, feindliche Heere vor sich zerschlagen zu flatternder Spreu, Städte zermalmen und wegfegen vom Boden, die Männer schlachten, die Weiber seinen Kriegern schenken. Fort, immer fort, bis er an der Küste des sagenhaften blauen Meeres stand. Dann hatte er Assurs Macht von einem Meer zum andern getragen, das größte Reich aufgerichtet, das jemals stand. Er, Nechor!

Das war die Tat, die große Tat! Die, welche seiner würdig und wert war, deren Ruhm nach Jahrtausenden nicht vergehen konnte.

Er stand im ungeheuren Schweigen der Nacht und blickte zu den Sternmyriaden auf. Traumhaft zogen ihm die Worte des Baalpriesters durch den Sinn, der ihm die Bahnen der Sterne gedeutet hatte und das Schicksal, das unlöslich mit ihnen verbunden war.

Digitized by Google

Irgend etwas in ihm bäumte sich auch gegen die Macht der Sterne. Er — Nechor — war größer als die stummen, blinkenden Sterne, die in starre Bahnen und Gesetze gefesselt waren — er — war frei! Und ein ungeheurer Drang kam über ihn, wieder, wie immer in den großen Stunden der Erhebung, spannte etwas, ein riesiger Wille, alle Muskeln und Sehnen seines Leibes, daß die Knochen in den Gelenken knirschten, langsam, in unerhörter Anstrengung bog sich sein Körper zurück, der Arm holte aus und mit einer plötzlichen Entspannung, die wie ein Schrei war, wich der entsetzliche Zwang von ihm, der Speer raste aus seiner Faust zu einem Riesenflug in die Nacht empor, sein Körper schnellte sich im Schwung nach und schleuderte sich hoch über die Erde, als wollte er dem Speer nachfliegen...

Er stürzte wieder zum Boden nieder und brach — kraftlos nach der furchtbaren Erhöhung seines Wesens — in die Knie. Er starrte und lauschte mit allen Sinnen hinaus in die Nacht: aber er vernahm nichts, nicht das leiseste Geräusch! — Sein Speer war nicht mehr zur Erde gefallen, er war zum Himmel gestürmt. Und da — jetzt — seine Augen weiteten sich in starrem Entzücken — jetzt geriet am Himmel ein Stern ins Wanken — ein leuchtender Streif zog über den blauen Grund — ein Stern fiel zur Erde, gegen Westen gewendet...

Da warf sich Nechor ganz zur Erde und lachte keuchend in schütternden Stößen. Sein Speer hatte einen Stern vom Himmel gestürzt!

Dann aber erhob er sich und kehrte zum Lager zurück. Seine Glieder bewegten sich leicht, wie im Tanz.

Am Morgen brach das Heer auf gegen Westen. An seiner Spitze ritt Nechor wie ein triumphierender Sieger.

* * *

An der Grenze Judäas trafen sie auf das feindliche Heer. Nechor hatte die Reiterei auf Umwegen vorausgeschickt.

Nun prallten die Reihen seiner ehernen Krieger auf das wilde Gewühl der Gegner. Rasendes Brüllen tobte zum Himmel, die Waffen klirrten. Nechor stand auf einem kleinen Hügel und lenkte von dort die Schlacht.

Da brach in die linke Flanke des Feindes hinein Nechors Reiterei wie eine Meute toller Hunde. Damit war das Schicksal des Gegners entschieden. —

Jetzt sprang auch Nechor auf den Streitwagen und raste ins Gewühl, dorthin, wo die Kerntruppen Judäas immer noch standhielten.

Seine Pferde stampften durch die wogende Flut aufbäumender, verzerrter Menschenleiber, als rasten sie durch ein Kornfeld. Nechor aber jauchzte. Er schoß Pfeil um Pfeil ins Gewühl, seine Speere schleuderte er laut jubelnd hinaus, endlich aber ergriff er die Lanze und stieß mit ihr hinab in die rote Flut, die ihn umbrandete, wieder und immer wieder, und ließ ihre Spitze in zerrissenen Leibern wühlen.

Der Feind stob in wilder Flucht davon. Aber die assyrischen Reiter folgten ihm und mähten die Fliehenden nieder wie Schwaden reifen Getreides.

Am Abend lagerten sie vor einer festen Stadt und feierten den Sieg. Die Soldaten rissen Nechor, den blutüberströmten Sieger, vom Streitwagen und trugen ihn jubelnd durch die Gassen des Lagers.

Digitized by Google

Hundert Männer knieten gefesselt am Boden: die gefangenen Führer und Edlen des Feindes. Da winkte Nechor lächelnd im tollen Rausch seines Sieges, hundert Schwerter blitzten auf und hundert Köpfe rollten in den Staub. —

Nechor saß mit seinen Obersten im Prunkzelt und trank. In Strömen goß er den Wein hinab — er wurde nicht trunken. Das Blut hatte er noch nicht abgewaschen von seinen Kleidern, von den nackten Armen und Beinen.

Um Mitternacht stand er auf und hob die Hand: sofort ward tiefe Stille um ihn. Und leise sprach er:

„Jetzt geht ihr und versammelt alle Krieger um euch, die noch nicht trunken sind, die besten, furchtbarsten, die kühnsten. Die Nacht ist ohne Mond. Wir schleichen zur Stadtmauer und mit einem Mal werfen wir die Leitern an, stürmen die Mauer, metzeln die Wachen nieder und brechen die Tore. Eh' der Morgen aufdämmert, ist die Stadt unser. Die Bewohner zittern vor Angst und Furcht, das ganze Heer ist vernichtet. Jetzt, solange noch das starre Entsetzen sie lähmt, müssen wir angreifen. Dann ist der Sieg gewonnen, ganz Judäa ist unser — denn diese Stadt ist das Tor des Landes! Fällt sie, so ist das Land bezwungen!"

Die Führer widerrieten; aber Nechor bestand auf seinem Befehl. —

Eine Stunde später schritt er an der Spitze von tausend Männern auf die Stadt zu. Sie kamen lautlos und schweigend wie das Schicksal.

Der Himmel war tiefdunkel und matt, wie ein schwarzes Tuch. Die Sterne flimmerten unruhig mit spitzigen Strahlen.

Nechor schritt wie im Tanz. Die Erde unter ihm bäumte sich und wogte. Er vernahm fernherklingend ungeheure Gesänge. Aber wenn er horchte, erkannte er, daß es nicht die Stimmen von Männern waren, es war das Singen der Sterne!

Sie kamen zur Mauer. Da sauste Nechors Speer hinauf und streckte einen Wächter nieder. Und auf dies Zeichen brachen seine Tausend vor, verhüllte Fackeln flogen auf, Leitern legten sich an die Mauer, tosendes Schreien erscholl, die Mauer ward erstürmt, die zitternden Wachen getötet, die Tore gesprengt, die Häuser in Brand gesteckt.

Nechor sprang als erster auf die Stadtmauer. Er raste wie der Wolf unter den Schafen. Sein Herz jauchzte und jubelte. Das war seine Tat — seine ungeheure — von den Sternen besungene — ewige — göttliche Tat!

* * *

Als die Sonne aufstieg, war die Stadt ein rauchendes Trümmerfeld. Judäa lag machtlos, bezwungen zu den Füßen des assyrischen Heeres.

Aber die Krieger trugen auf ihren Lanzen und Schilden wehklagend den toten Nechor ins Lager.

Sein riesiger, herrlicher Leib war nackt und überströmt vom Blut der Feinde. In der Brust stak tief das Erz eines Speeres. Auf der Stirn klaffte breit ein Schwerthieb, der durch den Helm gedrungen war.

Aber auf seinen Lippen lag triumphierend das unerhört stolze Lächeln des Siegers.

Digitized by Google

Deutſche Revolution

Die gute Sache kommt mir vor
Als wie Saturn, der Sünder:
Kaum ſind ſie an das Licht gebracht,
So frißt er ſeine Kinder.

* * *

Daß du die gute Sache liebſt,
Das iſt nicht zu vermeiden,
Doch von der ſchlimmſten iſt ſie nicht
Bis jetzt zu unterſcheiden.

* * *

Was die Großen Gutes taten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weiſen
Nun zuſammen ſich beraten,
Mögen unſre Enkel preiſen,
Die's — erleben.

* * *

Sonſt wie die Alten ſungen,
So zwitſcherten die Jungen,
Jetzt wie die Jungen ſingen,
Soll's bei den Alten klingen.

* * *

Ich bin ſo ſehr geplagt
Und weiß nicht, was ſie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was einer hätte tun ſollen.

* * *

Mir iſt das Volk zur Laſt,
Meint es doch dies und das:
Weil es die Fürſten haßt,
Meint es, es wäre was.

* * *

„Sagt mir, was das für Pracht iſt?
Äußre Größe, leerer Schein!“ —
O, zum Henker! Wo die Macht iſt,
Iſt doch auch das Recht, zu ſein.

* * *

„Warum denn mit einem Beſen
Wird ſo ein König hinausgekehrt?“
Wären's Könige geweſen,
Sie ſtünden noch alle unverſehrt.

* * *

Digitized by Google

Verflucht sei, wer nach falschem Rat,
Mit überfrechem Mut
Das, was der Korse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut!

Goethe

Kinder

Von Arkadi Awertschenko

Ich machte einmal die Bekanntschaft eines dreijährigen Knirpses von sehr nachdenklichem Aussehen, und da ich nicht recht wußte, wie ich die Unterhaltung einleiten sollte, so nahm ich ihn auf den Schoß und fragte:

„Sag' mal, was denkst du — wie heiße ich wohl?"

Er betrachtete mich eine Weile aufmerksam, sah mir treuherzig in die Augen und antwortete:

„Ich denke — Andrei Iwanytsch."

Auf eine sinnlose Frage hatte ich eine wenn auch irrige, aber höfliche und würdige Antwort erhalten.

* * *

Als ich vorigen Sommer bei meiner verheirateten Schwester zu Besuch weilte, legte ich mich eines Tages nach dem Essen schlafen. Ich erwachte von einem Schlag auf den Kopf, der genügt hätte, um mir den Schädel zu spalten, fuhr zusammen und riß entsetzt die Augen auf.

Vor meinem Bett stand ein Dreikäsehoch, einen mächtigen Knüppel in der Hand, und betrachtete mich interessiert. Eine Weile sehen wir einander schweigend an. Endlich fragt er neugierig: „Du, was kaust du denn da?"

— Ich erkläre mir den Hieb und die Frage so: bei seinen Streifzügen durch die Zimmer war mein Neffe schließlich auch bei mir angelangt und hatte mich wahrscheinlich gerade in einem Augenblick betrachtet, als ich im Schlafe die Lippen bewegte. Alles jedoch, was mit Kauen und Essen zusammenhängt, interessierte diesen Neffen in höchstem Maße. Er wußte sich also keinen anderen Rat, als einen Knüppel zu holen und mich aus allen Kräften über den Schädel zu schlagen, um die Frage stellen zu können, die ihn in Atem hielt: „Du, was kaust du denn da?"

Und da sollte man Kinder nicht lieben?

Aus dem Russischen von Werner Peter Larsen

Digitized by Google

Humor in den Reden Jesu?

Von Dr. Ernst Gelderblom

Es hat Zeiten in der Entwicklungsgeschichte des Christentums gegeben, wo das bloße Aufwerfen einer solchen Frage helle Entrüstung ausgelöst hätte. Der mittelalterliche Christus, der mit weltfremden, unnahbaren Augen von der hohen Kirchenwand durch leichte Weihrauchschleier auf das arme, kniende Kirchenvolk zu seinen Füßen niederschaut, ist auch heute noch nicht völlig dem farbenfrischen Lebensbild gewichen, wie es unsre Evangelien von Jesu zeichnen. Und doch ist schon seit den Tagen der Kreuzzüge das deutsche Grübeln darauf aus, von dem überkommenen Bilde die kirchliche Übermalung wegzuwischen, die die sterbende Antike der aufsteigenden germanischen Welt als belastendes Erbe hinterließ.

Hatte Jesus Humor? Was ist überhaupt Humor? Es ist die verstehende, wehmütig lächelnde, von einer warmen Blutwelle erbarmender Liebe durchströmte Betrachtungsweise der menschlichen, allzumenschlichen Dinge, die nicht verletzen, sondern heilen will. Sie ruht auf einer Erkenntnis, die den Dingen bis auf den Grund schaut und sie nach ihrem wahren Wert einschätzt. So unterscheidet sich der Humor als eine in den Tiefen des Menschenwesens wurzelnde Stimmung von dem leichten Scherz, dem verletzenden Sarkasmus, dem kränkenwollenden Spott und dem Witz, der durch überraschende Gedankenverbindungen wirken und als bloßes Feuerwerk glänzen will.

Hatte Jesus Humor? Es meldet sich ein anderes Bedenken. Reichen denn unsere Quellen zu einer Beantwortung dieser Frage aus? Für die Schilderung eines Lebens Jesu gewiß nicht, wie die Versuche auch berufenster Federn erwiesen haben. Zweifellos aber für ein geschlossenes Charakterbild des Herrn. Und in ihm möchten wir den liebenswürdigen Zug des Humors nicht missen.

Es ist wahr: frühere Zeiten haben für diesen Zug keine Augen gehabt. Jedes Zeitalter machte sich von Jesu seine eigene Vorstellung. Mit vollem Recht. So, wie es seinen eigenen Stil in Bau- und Tonkunst, in Kulturformen und Lebenszuschnitt hervorbringt. Nur schaffensarme Zeiten ahmen frühere Stilformen schülerhaft nach. So vertragen wir ihn heute nicht mehr, den Jesus mit den weichen Zügen, den schönen Händen und den neuen, bunten Gewändern, wie ihn noch Gabriel Max malte. Es fehlt uns das Herbe, Heldenhafte, Kampfstarke an ihm, das den Gegnern klirrende Worte vor die Füße werfen und zur Geißel greifen kann, das auch auf dem Kreuzeswege von den Töchtern Jerusalems nicht bemitleidet werden will. Wir möchten den ganzen Reichtum seines Wesens mit unsrer verehrenden Liebe umspannen. Und dabei soll der durch die Gründe seines Seins hinströmende erquickende Humor nicht fehlen. Ja, ist es überhaupt wahrscheinlich, daß dieses wertvolle Stück echten Menschenwesens bei ihm nicht vorhanden wäre?

* * *

Digitized by Google

Noch eine andere Überlegung führt zu der Vermutung, daß in den Reden Jesu der Humor seine Stelle haben müsse.

Napoleon I. hat einmal seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben, daß Jesus keine einzige Zeile geschrieben und doch so beispiellos gewirkt habe. In der Tat, es war ein ungeheures Wagnis, daß Jesus sein Lebenswerk, sein Himmelreich, in dem so leicht verblassenden und verschleißenden Gewande des mündlichen Wortes weitergab. Sein Wort sollte Himmel und Erde überleben. Und dies Kostbarste legte er in das Gedächtnis von Bauern, Fischern und anderen schlichten Leuten aus den Bergdörfern Galiläas. Wir erkennen noch heute an den überlieferten Jesusworten deutlich die Sorge, mit der er sie unverlierbar dem Gedächtnis seiner Jünger einzuprägen bemüht war. Verschiedene Mittel standen ihm hierbei zu Gebote.

Vielleicht ist es nicht uninteressant, einen Augenblick dabei zu verweilen.

Wie einer sterbenden Mutter alles daran liegt, daß sie von den ihr Lager umstehenden Kindern nicht vergessen werde, knüpfte Jesus sein Gedächtnis an die alltäglichsten Dinge, an das Essen und Trinken (im Abendmahl), an das Waschen (Taufe), das Kämmen (Matth. 10, 30) an. Auge, Hand und Fuß sollen immer wieder daran erinnern, daß das Himmelreich mehr wert ist, als die unentbehrlichsten Glieder, und daß man um seinetwillen getrost zum Krüppel werden kann. In seinen Gleichnissen aber bindet er die ewigen Himmelreichswahrheiten mit den einfachsten Bildern und Vorgängen aus Natur und Menschenleben unvergeßlich zusammen. Wenn wir einen Säemann bei seiner Arbeit, eine heimkehrende Schafherde, Sperlinge und Feldblumen, Baum und Frucht, Brot und Salz, Senfkorn und Sauerteig, Schüsseln und Kornmaß, Scheuer und Brunnen, Spinnrad und Kleidertruhe, Fischer und Netz, Wirt und Gast, König und Knecht, Hochzeit und Festmahl, Fisch und Fuchs, Schlange und Skorpion, Motten und Rost, Haus und Turm, Leiche und Grab, Feuer und Wasser, Wolken und Sterne, Himmel und Sonne anschauen, soll uns jedesmal ein Jesuswort vor der Seele stehen. Mit anschaulicher, vielsagender Formgebung weiß er uns diese Dinge unverlierbar einzuprägen. Hier ist echte Künstlerschaft. Man denke an den betenden Pharisäer, die opfernde Witwe, den barmherzigen Samariter.

Sehr häufig gibt er dabei seinen Worten eine dichterische Form. Der Hebräer kennt nur eine Form der Poesie, den Wechselgesang, in dem alle epischen, lyrischen, dramatischen Stimmungen zum Ausdruck kommen müssen. Noch in der Übersetzung ist diese poetische Form zu erkennen. Denn dem Wechselgesang zweier Gruppen entsprechend ist diese Poesie zweigliedrig. Das gibt durch die Häufung kurzer, nebengeordneter Hauptsätze dem Bibelstil sein besonderes Gepräge. Dieser Wechselgesang war bei den Hebräern ein beliebtes Gesellschaftsspiel bei Gastmählern, Hochzeiten und andern Feiern, und wurde von den Kindern bereits auf dem Dorfmarkt geübt (Matth. 11, 16 ff.). Selbst die ewige Seligkeit stellte man sich als Mahl mit Wechselgesang vor, woher es kommt, daß auch in den christlichen Jenseitsvorstellungen die Musik eine so große Rolle spielt. Auch sonst wirkt diese Dichtform in der christlichen Kirche (Responsorien) nach. Jesus hat nun diese dichterische Form meisterhaft gehandhabt. Das machte dem Orientalen,

Digitized by Google

der alle seine Sprichwörter in diese Form goß, seine Worte unverlierbar. Darum sind seine Seligpreisungen, seine Weherufe, die meisten seiner Sprüche zweigliedrig. Nachdem aber Professor Arnold Meyer den Versuch gemacht hat, Jesusworte aus dem Griechischen in die Ursprache, das Aramäische, zurückzuübersetzen, wissen wir, daß viele dieser Sprüche auch Wortspiele waren, deren allitterierende Buchstabenfolge die Unveränderlichkeit ihrer äußeren Form völlig sicherstellte.

Zuweilen gab Jesus seinen Worten eine Zuspitzung, daß sie sich wie mit Widerhaken festsetzten, wenn man sie einmal vernommen hatte. Hierher gehört z. B. die Versicherung, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, oder das Wort, das den Leser immer wieder stutzig macht: „Wer nicht hasset Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Sohn und Tochter, der kann mein Jünger nicht sein." Auch das Rätselwort von dem Leben, das der findet, der es verliert, nennen wir hier.

In die Reihe dieser Mittel Jesu, seine Worte behaltbar zu machen, gehört die humoristische Form, in die er sie gelegentlich kleidet. Uns sind die Worte Jesu, kursierenden Münzen gleich, zu abgeschliffen, um noch herauszufühlen, daß manche von ihnen den ersten Hörern sicher ein Lächeln abgewannen.

* * *

Betrachten wir einige Jesusworte unter der Vorstellung, wie sie auf ihren ersten Hörerkreis mögen gewirkt haben.

Wir lesen heute leicht hinweg über das bekannte Wort vom Kamel und dem Nadelöhr. Aber man stelle sich einen Augenblick vor, wie ein Mann mit der Linken eine Nadel hält, mit der Rechten aber ein Kamel am Halfter heranzerrt, um es einzufädeln: sofort wird man den grotesken Humor in diesem Bilde fühlen. Das Verständnis für diese Seite im Wesen Jesu ist aber zu allen Zeiten so gering gewesen, daß man immer wieder dies Wort dem hausbackenen Verständnis anzupassen versucht hat. Das Nadelöhr solle die Schlupfpforte bedeuten, die, neben dem Stadttor angebracht, eben noch groß genug sei, um einem unbeladenen Kamel Durchlaß zu gewähren. Oder es handle sich um ein Tau, das die Schiffer „Kamel" nennen. Beides ist verfehlt und nicht nachweisbar. Wie hart dieser Spruch die Jünger Jesu traf, zeigt ihre Gegenfrage: „Wer kann dann selig werden?" Ähnlichen Charakter trägt das Bild vom Splitter und Balken. Wie kann ein Mensch mit einem Balken im Auge einem andern eine Augenoperation machen?

Ein wundervoller Humor aber huscht durch die Linienführung Jesu, wenn er die Pharisäer seiner Tage schildert. Im Geist sieht man manchen bärtigen Judenkopf in ingrimmig lächelnder Zustimmung nicken im „Volk, das umherstand". Ob er ihn nun seine Milch durch ein Leintuch durchlassen oder den Wagebalken prüfen läßt, wenn er Dill und Kümmel verzehntet, ob er ihn zeichnet, wie er listig ein Weiblein um das Seine bringt, indem er sich seine Fürbitte von ihm bezahlen läßt, oder wie er mit gequälter Miene fastet oder an der Straßenecke durch die Gebetsstunde „überrascht" wird: immer sieht man diese Religionsvertreter vor sich, bei denen die Frömmigkeit zu einer äußerlichen Routine wurde. Sie gleichen der geputzten Schale, in der die Speisereste versauern, oder dem getünchten Felsengrab mit den modernden Totengebeinen. Und dabei wollen

Digitized by Google

sie anderen Menschen Lasten auflegen, die sie selbst nicht mit einem Finger anrühren! Ich hatte einen Freund, der von dem trefflicheren Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner so stark beeindruckt war, daß er es sich zum — Trautext wählte. Wie sich der Pfarrer mit dieser Aufgabe abgefunden, weiß ich nicht zu berichten.

Oft wirkt Jesus durch unerwartete Gedankenverbindungen. Nur der Narr sucht Trauben an den Dornen und Feigen an den Disteln, wirft Schweinen Perlen vor oder gibt dem Kinde eine Schlange statt eines Fisches! Lächerlich ist der Hochzeitsgast, der beim besetzten Tisch fastet, oder der Blinde, der Führerdienste anbietet. Und die Stube bleibt dunkel, wenn man das Licht unter die Bank setzt.

Zuweilen nötigt die feine Beobachtung kleiner Einzelzüge dem Hörer ein verständnisvolles Lächeln ab. Wie echt wirkt die Rede des zur Mitternacht von dem bittstellenden Freunde gestörten Mannes: „Mache mir keine Unruhe! Die Kindlein schlafen schon in der Kammer, und die Tür ist schon verschnürt." Man fühlt ordentlich, wie bemühend dem Mann das Aufstehen im ersten, schönen Schlaf ist. Das Gleichnis von dem sich umsehenden Pflüger, der in den schiefen Furchen stolpert, mußte in einem Bauernvolk ebenso erheiternd wirken, wie der Knecht, der in Abwesenheit seines Herrn sich einen guten Tag antut und den Mitknechten die Peitsche zeigt, oder der Bauherr, über dessen halbfertigen, steckengebliebenen Bau die Leute ihre schlechten Witze machen. Geradezu zum Lachen aber reizt die Entschuldigungsrede der zum Abendmahl Geladenen, die ihre Ochsen, ihren Acker besehen müssen, ausgerechnet am dunkeln Abend und — nach dem Kauf. Im Gleichnis von der armen Witwe aber sieht man den brutalen Richter, den wohlgenährten Mann mit dem breiten Gesicht fluchend am Fenster stehen: „Obwohl ich mich weder vor Gott noch den Menschen scheue, will ich diesem Weib helfen; sonst kommt sie zuletzt und ‚kratzt mir die Augen aus!'" Wer hätte es noch nicht erfahren, daß gerade das dem Leben Abgelauschte, Feinbeobachtete befreiend wirkt und Lustgefühle auslöst? Es liegt das wohl daran, daß solche kleinen Züge, die oft so charakteristisch sind, den meisten Menschen nicht klar zum Bewußtsein kommen. Holt sie dann ein Dichter hervor, so ist es, als wenn man einem alten Bekannten begegnet, wobei sich auch das unwillkürliche Lächeln einstellt. Wer aber für diese Dinge ein scharfes, wohlwollendes Auge hat, der ist ein trefflicher Erzähler, dem man gerne zuhört.

Welch heiterer Sonnenglanz aber überflutet die berühmte Stelle der Bergpredigt von den Sorgen (Matth. 6, 24 ff.), die zu den wundervollsten Stücken der Weltliteratur überhaupt gehört! Der Hinweis der Männer auf die Sperlinge, die nicht pflügen und ernten und doch in den Kornkammern Gottes satt werden; und der Frauen auf die roten Anemonen im grünen Grase, die keine Hausarbeit tun und herrlicher gekleidet sind als Salomo, dem die Jungfrauen Israels sein Prachtgewand mit roten Anemonen bestickt hatten, — — sind diese beiden Bilder nicht unvergeßlich in ihrer Auswahl und Zeichnung? In dem Wort von den Feldblumen aber steht ein kleines Sätzchen: „wie sie wachsen". Leicht liest man drüber weg. Und die Theologen haben allerlei hineingeheimnißt. Mir steht dabei die sorgende Mutter vor Augen, die händeringend ihre aus allem Zeug herauswachsenden Kinder ansieht, wo immer wieder das Höslein zu kurz wird

Digitized by Google

und der Rock nicht zulangen will. Da zeigt Jesus, die rote Anemone in der Hand, wie der Vater im Himmel mit dem Blumenkind auch sein Hemdlein und Röcklein mitwachsen läßt, so fein, wie es kein Schneider zuwege bringt. Gewiß hat Jesus an die Kleidersorgen daheim gedacht, die im kinderreichen Hause — die älteste Überlieferung nennt vier Brüder Jesu und redet von seinen Schwestern — oft nicht gering waren, und in seinen Augenwinkeln wurden die feinen Linien eines wehmutvollen Lächelns sichtbar, die einem Menschenantlitz solch unwiderstehlichen Liebreiz verleihen. —

Der Evangelist Lucas, von dem eine alte Legende rühmt, er sei ein Maler gewesen, hat uns ein Wort liebenswürdigen Humors aufbewahrt. Es steht in dem Gedankenzuge, wo Jesus sich dagegen wehrt, daß man sein Himmelreich zur Aufmachung des jüdischen Religionswesens mißbraucht: Man flickt ein altes Wollkleid nicht mit einem neuen Lappen und gießt nicht neuen Wein in gebrauchte, alte Schläuche. Dann heißt es: „Niemand aber, der alten Wein trinkt, trägt bald Verlangen nach neuem, denn er spricht: „Der alte ist milder.“ Wem stünde da nicht das Bild des gemütvollen Genußmenschen vor Augen, der „seine Sorte“ hat und schmunzelnd das Gläschen gegen das Licht hält und die Blume seines Tröpfchens rühmt? Und liegt's nicht beinahe wie verstehende Entschuldigung in dem gütigen, humorvollen: „Der alte ist milder“? Mit welch feiner Ironie aber erzählt Jesus die Anekdote von dem spitzbübischen Verwalter, der die heimlich erhöhten Kontrakte der Pächter bei drohender Buchprüfung wieder heruntersetzt, so daß alle drei zufriedengestellt sind: der Herr, die Unterpächter und der Verwalter! Immerhin liegt in der Verwendung dieses heiteren Stückchens, das gewiß viel belacht wurde, der Beweis dafür, daß Jesus auch für volkstümlichen Humor Verständnis gehabt hat. Und doch steckte auch für ihn viel Enttäuschung und heimlicher Kummer in der Pointe jener Erzählung: „Die Kinder der Welt sind klüger, als die Kinder des Lichts.“

Übrigens gehört auch die Schlagfertigkeit Jesu hierher. Denn Schlagfertigkeit und Humor wachsen in der gleichen Temperatur. Berühmt ist die Abweisung der Schriftgelehrten, die die herodianischen Geheimpolizisten bei der Frage nach dem Steuerrecht des Kaisers gleich mitgebracht hatten. Die Antwort Jesu rückt den Heuchlern die Pflichten gegen Gott so scharf vor Augen, daß jedes Geldstück sie künftig daran erinnern muß: „Gebt Gott, was Gottes ist.“ Auch die Jünger lernen seine Schlagfertigkeit kennen. Als sie sich eines Tages um den Vorrang zankten, stellte er ein kleines Kindlein in ihre Mitte: Werdet wie die Kinder! Liebenswürdig und weise zugleich ist die Feinheit, mit der Jesus sein Evangelium vom Himmelreich der Kinderwelt ins Antlitz schreibt, damit die Großen es da fänden. Und wie fein und humorvoll behandelt der große Seelsorger den reichen Jüngling, dem er die alten simplen Gebote ins Gewissen schiebt. Wer aber sehen will, wie Jesus aus der heikelsten Lage mit wundervoller Sicherheit den Ausweg findet, der lese die Geschichte von dem zur guten Gesellschaft gehörigen Pharisäer Simon und der armen, gefallenen Tochter Israels, die uns Lucas im 7. Kapitel aufbewahrt hat. Ist es nicht ergötzlich, wie der Herr seinem Gastgeber eine Lehre über Herzensbildung und wahre Vornehmheit erteilt, indem er ihn über sein

Digitized by Google

eigenes Tun den Stab brechen läßt? Und wie leuchtet hier der heilige Humor Jesu auf dem ernsten Hintergrund des Erbarmens mit dem nach Lebensreinheit dürstenden Mädchen, still und gütig und mutmachend zugleich!

* * *

Gustav Frenssen redet einmal davon, daß Gott „unter wehmütigem Lächeln" den Menschen schuf. Das wunderbare Ineinander von Menschenjubel und Menschenjammer ist uns als Segensgeschenk Gottes in die Wiege gelegt. Aus diesem Ineinander wurde der Humor geboren. Er ist ein Lächeln unter Tränen. Ein Lächeln auf dem Grunde tiefheiligen Ernstes. Er ist das Lächeln der Wissenden. Darum gehört er zum echten Menschenwesen.

Er drängt sich nicht vor. Er ist bescheiden. Er begnügt sich damit, ein Nebenton zu sein. Ein Nebenton, der leise mitschwingt und mitsingt. Aber die Nebentöne machen die Klangfarbe in der Musik.

So konnte im Wesen des Menschensohnes der Humor nicht fehlen. Wie Sonnenblinken durch dunkeln Blätterdom huscht er durch sein leidvoll Leben. Auch die Seinen hatten ihn. Dem ernsten Paulus fehlte er nicht. Aus dem liebenswürdigen Briefchen an Philemon leuchtet er uns entgegen. Und geht man an den Großen des Himmelreiches entlang bis in unsre Tage, so lugt er hinter manchem ernsten Kopf hervor, wohnt in so manchem faltenreichen Augenwinkel, spielt um manchen redegewaltigen Mund und wetterleuchtet auf mancher gedankenschweren Stirn. Luther hatte ihn und Paul Gerhard, Arndt und Schleiermacher, Fliedner und Bodelschwingh und viele andere. Er ist eine schöne Zierde echter Gotteskinder. In wes Händen der Schlüssel zu seinen Schatzkammern ist, der gehört zu den Begnadigten, von denen Paulus gesagt hat: „Als die Armen, die doch viele reich machen." —

Später Sommer · Von Hoffmann von Fallersleben

Wie ist so sommerstill das Haus!
Wie fühl' ich mich so frisch und frei!
Auf meinem Tisch ein Rosenstrauß,
Als ob es jetzt noch Frühling sei.

Spät fand sich noch ein Sommer ein:
Wer denket, daß es Herbst schon ist?
O glücklich, wer noch froh kann sein
Und seinen eignen Herbst vergißt!

Digitized by Google

Rundschau

Volksbildung

Als in den herben Novembertagen 1918 die „deutsche Revolution" hereinstolperte und, wie Scheidemann voll fragwürdiger Bewunderung verkündigte, „das deutsche Volk auf der ganzen Linie gesiegt hatte", begann man, die Öffentlichkeit eifervoll und ohne Aufenthalt mit immer neuen Forderungen zu überraschen, denen man die Verklärung des Fortschrittes zu verleihen bemüht war. Man glaubte, daß aus einem niedergetretenen, verachteten Boden allsogleich die Blüten einer neuen, verlangten Kultur in farbigster Fülle hervorsprießen müßten. Vor allem ein Verlangen hat sich durchzusetzen gewußt: das nach einer allgemeinen, unterschiedslosen Volksbildung. Allerorten ist man emsig um die Gründung sogenannter Volkshochschulen bemüht; man erhofft davon Aufstieg und Heil, Erziehung zu demokratischer Gesinnung. Nun berührt es zweifellos verwunderlich, vielleicht doch auch nicht eben ernsthaft, wenn dieser Ruf gerade von denen am eindringlichsten und lautesten erhoben wird, die einen Adolf Hoffmann zum Kultusminister bestellten und in Braunschweig dieses Amt einer ehemaligen Dienstmagd, zuletzt Waschfrau, anvertrauten, — die also gerade der Unbildung, der Unwissenheit, dem Unverstande die würdigste Stelle anzuweisen sich nicht entblödeten. Sie, die mit einer nachlässig höhnenden Handbewegung beiseite schoben, was durch Jahrhunderte die weisesten, reifsten, in allen Nationen geachteten Männer beschäftigt und erfüllt hatte; die — aus heimlichem Neide auf alle geistig Erhobenen — Schmähungen und Lästerungen niemals sparten, wo es galt, den „Gebildeten" gegenüber einen trotzig verbissenen Groll zu wahren. Man ist jedenfalls vor solchen Tatsachen zu der nachdrücklichen Frage gezwungen, ob diese Forderungen nach Bildung und Erweiterung des Wissens überhaupt berechtigt und mehr sind als eine flüchtige Laune, eine der überhasteten Bezeugungen hinterhältig errungener Machtstellung. Zum mindesten ist Vorsicht geboten angesichts dieser unabweislichen Fragen.

Der Gedanke der Volkshochschulen ist nun keineswegs neu. Seit über einem halben Jahrhundert ist er schon in Dänemark lebendig; in Frankreich, Belgien, Schweden, Spanien, Italien wurde er in die Tat umgesetzt. Wenn also Deutschland jetzt ebenfalls das Verlangen nach dergleichen Einrichtungen verspürt, so ist dieser Umstand wohl begreiflich und naturgemäß. Immerhin mag man doch nicht außer acht lassen, daß die Schulbildung gerade in Deutschland von jeher als besonders umfassend und gründlich galt; daß also der Arbeiter bei uns mancherlei nicht noch ausdrücklich zu lernen hat von dem, was etwa dem Belgier oder Italiener fremd geblieben ist. Man ist angesichts dieser Forderung vielleicht auch nicht berechtigt, über die bei uns so selbstverständliche, unbesinnliche Nachahmung alles Fremdländischen zu schelten; denn niemand wird in Zweifel ziehen, daß die Volkshochschule wirklich Bedeutsames und Förderliches zu erreichen befähigt wäre. Die Ausgestaltung im besonderen mag denen überlassen bleiben, die den Beruf in sich fühlen und durch mancherlei Übung dazu befähigt erscheinen. Wichtiger dünkt mich jetzt, auch einmal Bedenken gegen den allgemeinen Plan zu erheben, — nicht um abzuschrecken, sondern um zur Besinnung aufzurufen.

Digitized by Google

Über einer Volkshochschule bei Brüssel prangt die eindringliche Mahnung: „Will die Arbeiterklasse sich frei machen, so muß ihr nächstes Ziel sein, sich von der Unwissenheit, ihrem stärksten Feinde, zu befreien.“ Sehr richtig, — aber meinen nicht eben die Proletarier, daß gerade ihnen alles Wissen gegeben sei, daß gerade ihnen der einzig gangbare und wahre Weg zum Heile bekannt sei? Werden sie überhaupt den Willen beweisen, sich belehren zu lassen? Ich hörte, daß neulich in einer Versammlung der Unabhängigen auf einem Thüringer Dorfe ein Volksschulamtskandidat, der infolge minderer Befähigung und fehlender Arbeitslust vom Examen ausgeschlossen worden war, die Anwesenden über den völligen Unwert der Schulen aufgeklärt und unter allgemeinem Beifallsgejohle die denkwürdigen Worte herausgeschmettert habe: „Ob ich bei Gott oder beim Teufel schwöre, ist doch gänzlich einerlei!“ Und die Vertreter der Versammlung äußerten ausdrücklich, daß dieser junge Mann völlig ihrer Überzeugung Ausdruck verliehen habe. Ist es möglich, solch schmerzlich Verirrte auf eine günstige Bahn zu weisen? Stemmen sie sich nicht gegen jedes bessere Wissen mit all der Hartnäckigkeit ihrer derben Rücken? Man tut gut, solche Fälle, die keineswegs vereinzelt bleiben, im Gedächtnis zu bewahren, ehe man sich übertriebenen Hoffnungen und Aussichten anvertraut. Denn man vergesse niemals die unerläßliche Vorbedingung: ehe sich diese Leute nicht beugen, ehe sie nicht bereites Eingeständnis ihrer eigenen Unwissenheit wagen, eher ist eine treue, nachhaltige Belehrung unmöglich und ein Trug! Denn wahres Wissen macht ehrfürchtig und demütig. Das Volk, das „reif zur Revolution“ war, hat eben in den Schreckenstagen und noch in der unmittelbaren Gegenwart seinen dummen Trotz und seine blinde Unüberlegtheit deutlich genug dargetan. Der Kampf um die Schulreform, wie er jetzt geführt wird, stellt im Grunde doch nur die Verdächtigung gegen alle geistigen Mächte dar, denen man sich nicht gewachsen fühlt. Es geht nicht an, diese schlimmen Wahrheiten geflissentlich zu übersehen.

Vor allem gilt es, *eines* den Proletariern immer wieder mahnend kundzutun: daß auch geistige Beschäftigung — und sie besonders! — *Arbeit* erheischt, strenge, unablässige, treue Arbeit! Wenn in der Nationalversammlung ein Vertreter der unabhängigen Sozialdemokratie den Ausspruch tat: „Alle Religion ist Menschenwerk; unsere Religion ist die Arbeit“, so könnte man ihm freilich billigerweise entgegenhalten, daß — angesichts der gerade von dieser Klasse bevorzugten und geförderten Streiks — ihre Religion sich bislang durchaus negativ bewiesen hat. (Übrigens gilt ihnen die Arbeit ja offenbar nicht als Menschenwerk!) Wenn geistige Erhebung, wenn Läuterung und sittlicher Gewinn erzielt werden sollen, dann muß dem Volke zunächst einmal dargelegt werden, daß Arbeit, sofern sie dieses heiligen Namens würdig sein soll, ein *Schaffen* bedeutet, ein Wirken von innen heraus, — nicht ein Geschäft, das man betreibt. Daß alle Arbeit Segen und Gewinn in sich selber trägt, — nicht im Erraffen und Feilschen. Erst dann, wenn es dieses begriffen hat, erst dann wird seine Arbeit geweiht und geheiligt werden!

Dazu freilich braucht es die Erweckung des schlummernden Geistes. Es erscheint mir allerdings durchaus verfehlt, ja geradezu lächerlich und frevelhaft, wenn man, wie ein mir bekannter Herr es in seiner Dorfgemeinde unternehmen will, die Arbeiter zunächst für den Haeckelschen Monismus zu reifen sich bemühen möchte. Damit schafft man Verwirrung, Dünkel und betont den Materialismus, die Gesinnungsart des Proletariats, in zustimmend aufdringlichster Weise. Es wird überhaupt gut sein, dort, wo man es besonders mit den Radikalen zu tun hat, von allen speziell religiösen Fragen zuvörderst abzusehen. Wenn man ihnen die Volksdichter, etwa Hebel, Claudius, Otto Ludwig, Gotthelf, auch Eichendorff und Hauff, Timm Kröger oder Reuter, Freytag oder Polenz nahebringt, wenn man es versucht, ihnen den echten, liebenden Sinn für die wahre Heimatkunst zu wecken durch Ludwig Richter, Schwind, Spitzweg, Thoma, Uhde, dann wird man — auf diesem schönen und weihevollen Umwege — sicherer und klarer zum Ziele geleiten, als wenn man darauf aus ist, in den brandenden Streit der Tagesmeinungen einzugreifen. Gerade das erachte ich für das Wichtigste: daß man die Hörer

Digitized by Google

fern dem Kampfe führe, in den Frieden wahrhaft deutschen Familienlebens, in die Wunder der heimischen Landschaft, die so rein, so innig und hingegeben von unseren wahrhaft volkstümlichen Künstlern gefeiert wurden. Man möge zunächst weniger belehren als unterhalten, anregen, leise, unaufdringlich werben. Weg vor allem mit allen innerpolitischen, parteigebundenen Problemen, die von Beginn an mit unauslöschlichem Mißtrauen verfolgt werden müssen! Erst wenn Liebe, Verständnis, Treue für deutsche Art und Kunst geweckt und gefördert sind, dann erst können die Arbeiter es begreifen, welche Güter es zu erhalten und zu nähren gilt. Beseelung — das ist es, was vor allen Dingen not tut; hier nur kann geackert und Samen gestreut werden. Denn im Grunde — wer möchte diese tröstliche Beobachtung als hoffnungslos verwerfen? — ist der Arbeiter lenksamer als er selbst es für wahr haben möchte. Ist eben dies nicht das Schmerzliche, daß er ratlos und beinahe verlegen seinen Führern Beifall gibt, eben in dem uneingestandenen Bewußtsein seines eigenen unwertigen Urteils? Aber das Mißtrauen gilt es auszurotten, das unbedenklich vom Sozialen auf alles Geistige übertragen wird. Langsam, mit liebender Überzeugung ward von jeher ein Erfolg errungen; und wie auch der radikalste Unabhängige sich der Kinderseligkeit der Weihnachtstage nicht unberührt wird entwinden können, so glimmt eine verstohlene Sehnsucht nach seelischer Befreiung auch im ärmsten, eingeengtesten Proletarier.

Freilich: werden die Arbeiter nicht dennoch lieber zum Tanz oder in die Bierstuben gehen? Wird nicht bald der Überdruß, die Gleichgültigkeit sich breitmachen? Man ist um so mehr zu dieser Frage berufen, als ja schon zu Friedenszeiten Volkbildungsvereine und Volksbildungsbibliotheken, Wohlfahrtseinrichtungen in reichem Maße hervorgerufen wurden, aber zum größten Teile an der Lauheit, der Nichtachtung des Publikums zugrunde gingen, zum mindesten nicht jene Beachtung und Hilfe fanden, deren sie würdig waren. Ist nun so plötzlich der Umschwung geschehen? Die Probe allein vermag es zu entscheiden. Hier wird es sich zeigen, ob sich das Volk bewähren kann, ob es ihm ernst und dringlich ist mit seinen ungestümen Forderungen. Anders wird es sich dem Spotte und Gelächter des Auslandes preisgeben, — das „Volk der Dichter und Denker".

Zum Schlusse noch ein Gleichnis, eine Parallele aus glücklicheren Tagen. Als im August 1914 unsere Truppen hinauszogen, da konnte sich die ungewohnte Begeisterung der Heimat nicht genugtun in Liebesgaben. Man überschüttete die Soldaten auf allen Stationen mit Schokolade und belegten Broten und mußte es schmerzlich gewahren, daß die Übersatten die allzu willig gereichten Spenden gleichgültig, nichtachtend aus den Bahnwagen warfen. Man hüte sich jetzt, auf geistigem Gebiete dasselbe zu tun! Man dränge und überhaste nichts! Allzu leicht kommen sonst Verdruß und Abkehr, allzu rasch ist aufgebraucht, was man später in mageren Tagen traurig vermissen muß. Langsam und vorbedacht nur soll man einen Weg beschreiten, der zu einem Walde hinleitet, der noch fremd und düster wartet, und in welchem man sich nur allzu leicht im Sumpfe oder geilen Schlingkraute verlieren kann... Ernst Ludwig Schellenberg

Augen

Eines der allerausdrucksvollsten Organe des Menschen ist sein Auge. Und doch: wie wenig kennen wir es! Wie sehr täuschen wir uns darüber, was es auszudrücken imstande ist. Denn in der Tat fassen wir nicht sowohl die verhältnismäßig nur geringfügigen Zusammenziehungen der Pupille auf, als die gesamte Umgebung des Auges, d. h. das Muskelspiel derjenigen Gesichtsteile, die es umgeben. So sind wir denn höchst erstaunt, wenn wir das Auge in einer anderen Stellung sehen als gewöhnlich — besonders, wenn wir es in umgekehrter Richtung erblicken. Das zeigt etwa jenes Spiel, das zuweilen von Kin-

Digitized by Google

dern als „Mumienspiel“ getrieben wird: einer der kleinen Teilnehmer wird mit den Füßen voran unter ein Bett oder ein Sofa gesteckt, der Kopf sieht etwas darunter hervor; wir nehmen also das Auge in umgekehrter Richtung wahr. Der eigenartige Eindruck wird verstärkt, indem das Gesicht von der Nase an nach unten verdeckt ist, während nach der anderen Seite die Haare durch eine Maske oder eine an die Augen sich anschließende Malerei verdeckt werden.

Bekannter ist ein Gesellschaftsspiel, bei dem die Aufgabe gestellt wird, eine der uns vertrauten Personen nur nach den Augen zu erraten. Einer der Teilnehmer der Gesellschaft wird aus dem Zimmer geschickt und darf, wenn er wieder hereintritt, sich nur einem Platz nähern, von dem er die Teilnehmer nicht sieht. Dort erblickt er eine auf einem Stuhle sitzende, durch ein weißes Laken ganz verhüllte Menschengestalt, von der durch einen kleinen ovalen Ausschnitt nur das Auge sichtbar ist. Obwohl wir doch unsere nächsten Bekannten, insbesondere unsere Familienmitglieder, an den Augen erkennen zu können glauben, stellt sich bei diesem Spiel sehr häufig heraus, daß dies weit größere Schwierigkeiten bietet, als man gedacht hatte, ja, daß es uns in vielen Fällen unmöglich ist.

Wie selten ferner die Farbe der Augen selbst solcher Menschen richtig bestimmt wird, die gewissermaßen in großer Öffentlichkeit leben und deren Augen deshalb doch bekannt sein sollten, zeigt das Beispiel Goethes. Welche Farbe hatten seine Augen? Bettina spricht in einer bekannten Erzählung, die sie aus dem Munde der Frau Rat wiedergibt, von den schwarzen Augen des Knaben. Ebenso meint Wieland 1776, daß Goethe schwarze Augen habe; und viele andere Beobachter und Freunde teilten diese Ansicht. Dennoch müssen wir es als unzweifelhaft betrachten, daß der Dichter nicht schwarze, sondern braune Augen hatte; wie er denn auch von allen Künstlern, die ihn malten, mit braunen Augen dargestellt wurde. Nur war die braune Iris in Goethes Augen verhältnismäßig schmal, während die Pupille eine ganz außerordentliche Größe besaß; der Physiker von Münchow bezeichnete sie als „fast beispiellos“.

Offenbar also kennen wir Form und Farbe der Augen und den Grund ihrer magischen Gewalt recht wenig. In der Tat ist es überaus schwer, in Worten auszudrücken oder zu erklären, wie der außergewöhnliche Einfluß zustande kommt, den Menschen durch ihre Augen aufeinander ausüben können. Von der vielgestaltigen Skala der Augensprache, die in der Liebe und im Flirt eine so große Rolle spielt, soll hier nicht einmal die Rede sein. Wie kann uns aber das Auge eines Menschen zuweilen anziehen, uns an ihn fesseln und seinem Einfluß unterwerfen! Wirklich lebendig wirkt der geistige Strom, der von einem Menschen zum anderen fließt, überhaupt erst dann, wenn sie sich gegenseitig anblicken. Ja, dieser merkwürdige Einfluß wird sogar von Blinden gespürt. So hat der blinde Dichter Oskar Baum, der aus seinen Werken wiederholt vor einem großen Zuhörerkreise vorgetragen hat, erzählt, daß der eigenartige Kontakt, der zwischen Rednern und Hörern stattfinden muß, wenn eine Vorlesung oder ein Vortrag wirklich gut sein soll, auch von ihm nur dann erreicht werde, wenn er die Augen des Publikums auf sich gerichtet fühle: „Man könnte ja wohl glauben, der Redner sieht die Spannung oder Interesselosigkeit in den Gesichtern vor sich; aber das kann es allein nicht sein. Denn woher hätte ich dann die gleiche Empfindung? Und ich fühle genau den Ausdruck der hundert Augen, die auf mich gerichtet sind, wie mir denn überhaupt — und andere Blinde bestätigen mir das durch ähnliche Beobachtungen — auch im Gespräch mit einem einzelnen immer erscheint, als redete ich nur zu seinen Augen. Der Blick, der auf mich gerichtet ist, ist für mich eine Charakteristik der Person. Ich wurde oft schon in der Unterhaltung mit besten Freunden gestört, wenn sie mich nicht ansahen und wenn man, wie man es begreiflicherweise gewöhnlich zu machen pflegt, sobald man mich nicht versteht oder mit dem, was ich sage, nicht einverstanden ist, die fragenden Blicke statt an mich, an meine Begleitperson richtet.“

Die magische Kraft des Auges kommt in den Sagen und Mythen ursprünglicher Völker fast von Anfang an zur Erscheinung. Die menschliche Phantasie findet das Auge allenthalben in der Natur wieder. Wenn Schiller die Sonne „des Tages Flammenauge“ nennt, so ist dies

Digitized by Google

ein dichterisches Bild, das schon Jahrtausende alt war. Schon Hesiod nannte die Sonne „das alles schauende Auge des Zeus".

Auch die außergewöhnliche Stärke des Einflusses, den namentlich bestimmte Menschen durch ihre Augen auf andere üben, ist in der Dichtung aller Zeiten und Völker geschildert worden. In schönen Beispielen tritt er in manchen der großen Volksepen zutage, mit denen die Heldenzeit der meisten Nationen schließt. Homer nennt seine Achäer „blankäugig". Die Helden der französischen Epen haben strahlende Falken-, Löwen- oder Drachenaugen. Ebenso zeichnen sich die Helden aller anderen Nationalepen durch große, nach Form und Farbe ausgezeichnete Augen aus, in denen Mut und Kraft leuchten

Aber die Augen können auch der Zerstörungswut oder der Lust zum Bösen Ausdruck geben, wenn solche Neigungen in der Seele von Göttern (wie Loki) wohnen. Auch bei Menschen sind sie anzutreffen. So hatte Sigurd als Zeichen seiner Grausamkeit Augen, die von kleinen Würmchen fleckig erschienen. Auch kennen die isländischen Sagas Zauberkünstler, deren böser Blick eine Fläche Landes für alle Zukunft unfruchtbar machen kann. Der Aberglaube aller Völker hat denn auch die Lehren vom bösen Blick und seinen zauberhaften Wirkungen in ein umfangreiches System gebracht; noch heute kämpfen Schulen und ärztliche Wissenschaft zum Teil vergeblich dagegen an.

Die glühenden Blicke eines bewunderten Helden können versteinern und lähmen. So vermochte Karl der Große, wenn er in Zorn geriet, mit seinen drohenden Augen die Menschen in den Staub zu zwingen. Aber sinnlose Wut und unbelehrbarer Trotz lagen bei ihm dicht neben einer Weichheit des Gemüts, die in einer der schönsten Erzählungen über ihn zum Ausdruck kommt. Die Dichtung hat sie mannigfach umkleidet, zumal da auch in ihr das Auge mit seiner zündenden und charakterkündenden Kraft eine Rolle spielt. Es war einmal in Italien, als Karl ein großes Zeltlager aufschlug. Alle Armen der Umgebung ließ er hier freigebig bewirten. Unter dem Volk, das deshalb zuströmte, erweckt ein hübscher Knabe die allgemeine Aufmerksamkeit: als Anführer einer ganzen Jungenschar stolziert er unbefangen und dreist im Lager umher, greift unbescheiden nach den ihm zusagenden Gerichten und zeigt in jeder Bewegung Keckheit und Kraft. Insbesondere gewinnt er die Neigung der Krieger Karls durch seine Löwen- oder Falkenaugen; und die weisen Ratgeber sagen dem König, daß ein Kind mit solchen Augen im Kopfe zweifellos von hoher Geburt sein müsse. Infolgedessen läßt Karl dem Knaben, als er sich zur Heimkehr wendet, heimlich einige Leute folgen; diese entdecken in einem nahen Walde die Mutter des Jungen, von der sich nun herausstellt, daß sie die verbannte Schwester Karls ist, die hier in Not lebt. Sein alter Zorn gegen sie braust empor. Schon will er sie schlagen. Da aber fährt ihr Sohn Roland gegen ihn an, ergreift gewaltsam seine Hand und preßt sie voller Wut so heftig, daß das Blut aus den Nägeln spritzt. Karl aber läßt voller Entzücken über den Mut und die Kraft des Knaben seinen Zorn fahren und nimmt seine Schwester wieder in Gnaden auf, so daß der Knabe nun zu Hofe kommt.

Wie hier das leuchtende Auge die heldenhafte Abkunft von Klein-Roland verriet, so finden wir dasselbe Motiv in manchen anderen Volksepen. Das Auge ist es, das Thor verrät, wie er sich als Braut verkleidet hat. Das Auge wird für Helge zum Verräter, wie er als Sklavin verkleidet den Mühlstein dreht. Das Auge ist es, dessen Mut und Kraft den kleinen Olav Tryggvason unter seinen Spielkameraden hervorleuchten läßt.

So sehr erschien früheren Zeitaltern das Auge als der Sitz von Mut und Kraft, daß in der persischen Sage der Held Isfendiar, der sich eine undurchdringliche Haut geschaffen hat, nicht an der Ferse und nicht zwischen den Schultern — wie bei Achilles und Siegfried —, sondern nur dann getötet werden kann, wenn er mit einer bestimmten Waffe ins Auge getroffen wird. Und in der Tat ereilt ihn das Geschick, wie der hellenische und der germanische Held auch an der verwundbaren Stelle getroffen wird. Der Orient hat noch eine andere Sage aufbewahrt, welche die Zerstörung der Augen eines Mannes betrifft, der seiner ganzen Um-

Digitized by Google

gebung als Vorbild erschienen war. Diese Sage gehört dem buddhistischen Gedankenkreise an. Es ist die Erzählung von dem Prinzen Kunâla, dem Sohn des großen Königs Asoka, der etwa einviertel Jahrtausend vor Christi Geburt lebte.

Der gewaltsame Verlust des Augenlichts ist ein Schicksal, von dem uns die Geschichte zahllose Beispiele erzählt. Wollte ein Mächtiger jemand besonders schwer strafen oder schädigen, so ließ er ihn blenden. Unter verschiedenen Völkern des Altertums war das Blenden auch als Strafe zur Sühnung bestimmter Verbrechen üblich; namentlich bei Tempelraub, Ehebruch, Falschmünzerei. Die Sage von König Oedipus, der unbewußt Blutschande geübt hat und deshalb selbst die Strafe der Blendung an sich vollzieht, ist durch Sophokles in dichterisch ergreifender Form behandelt worden. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde die Strafe der Blendung, bei den Franken zur Zeit der Merowinger angewandt, im Mittelalter namentlich von dem Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. in Italien. In der Renaissancezeit kommt die Blendung als besonders niederträchtige Art der Rache vor. Konrad Ferdinand Meyer hat uns dies in seiner „Angela Borgia“ an dem Beispiel jenes Kardinals gezeigt, der seinen eigenen Bruder blenden ließ.

Gegenwärtig wird die Blendung bei keinem zivilisierten Volke mehr geübt, abgesehen davon, daß im Weltkriege das Ausstechen der Augen hin und wieder als scheußliches Einzelverbrechen vorgekommen sein mag. Im Orient dagegen gilt die Blendung noch heute als Strafakt. Um die Blendung vorzunehmen, wird vor die Augen des Verurteilten ein glühendes Metallbecken gehalten, falls man ihm die Sehkraft nicht ganz vernichten, ihm vielmehr noch einen Schimmer lassen will. Soll er aber der Sehkraft völlig beraubt werden, so wird der Augapfel herausgerissen, herausgebrannt oder zerstochen. Ein unmenschliches System wurde in früheren Jahrhunderten in Marokko angewendet: es wurde dem Opfer ungelöschter Kalk auf beide Augen gelegt und mit einer dicken Binde fest gegen die Augen gepreßt. Dann befeuchtete man die Binde nur ein wenig, so daß der Kalk durch das Löschen heiß wurde und nun die übrige Flüssigkeit, die er noch brauchte, aus den Augen herauszog — so daß nach wenigen Stunden die Augenhöhlen völlig leer waren. In der umfangreichen Geschichte der menschlichen Grausamkeit dürfte es nur wenige Methoden geben, die es in ähnlicher Weise ermöglichen, einen Menschen stundenlang entsetzlichen Qualen zu unterwerfen, ohne ihn zu töten.

Ein Trost aber mag allen des Augenlichts Beraubten verblieben sein: derselbe, der alles Mißgeschick allmählich in zartere Farben hüllt. Wer von schwerem Unglück heimgesucht wird, der wird dadurch in eine furchtbare Krisis geworfen: zuerst scheint ihm alles in Stücke zu fallen, er hält sich für einen vom Schicksal so schwer Geschlagenen, daß das Leben keinen Reiz mehr für ihn besitzt. Dann aber übt das Unglück seine läuternde Wirkung; und es brechen nun Kräfte des Gemütes hervor, die selbst einen verderbten Sünder wieder menschlich machen können. Wird aber ein von Natur edler Mensch so heimgesucht, so kann seine Seele gerade nun die zartesten Blüten treiben. Wem das Augenlicht verloren geht, oder auch wer es nie besaß, dessen Blick wird dadurch nach innen gelenkt. Sein Geist kann infolgedessen eine Reife erlangen, wie sie nur wenige sehende Menschen erreichen. Denn alles Vorübergehende, alles nur Glänzende und Glitzernde übt keine Wirkung auf ihn aus; während alles zum Nachdenken Stimmende, alles Tiefsinnige, alles Reinmenschliche seine Seele kraftvoll anzieht und sie mehr und mehr ausfüllt. Was die Menschheit solchen Blinden verdankt, ist schwer in Worte zu fassen. Nicht wenige der tiefsten Gedanken und der feinsten und duftigsten Schönheiten sind aus dem Geiste solcher blinden Seher und Dichter geboren.

Dr. Ernst Schultze

Digitized by Google

Vom „Imperialismus der Idee“

Also schrieb Herr von Bethmann in seinem berühmten Briefe an Lamprecht, den dieser zur Zeit der Zabernschen Wirren in der „Vossischen Zeitung“ veröffentlicht hat:

„Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann. Erst vor einigen Tagen hat Edmond Rostand bei der Gründung einer französischen Gesellschaft für Kulturpropaganda von dem Imperialismus der Idee gesprochen und dabei gesagt: C'est au moment qu'on veut redoubler de force, qu'il faut redoubler de grâce. Für diese Seite des Imperialismus scheinen mir noch nicht alle Deutschen reif zu sein.“

Als der Krieg begann, haben wir dann erlebt, wie Herr von Bethmann Hollweg sich die Politik der feineren Mittel und die Verdoppelung der deutschen Anmut im Verkehre mit dem Auslande dachte: ein Schwarm von jenen Steppensöhnen, die in Skandinavien „deutsche Regierungsjuden“ getauft wurden, sollte den Weltsieg des deutschen Gedankens verkünden helfen, wie Herr von Bethmann selbst ihn auffaßte. Auf die Leitung wurde Herrn Erzberger der bekannte Einfluß eingeräumt, von dem man noch in fernsten Tagen in Rumänien, Wien, der Schweiz und nicht zuletzt auch in Belgien singen und sagen wird. Für diese Geistesverfassung — Mentalität nannten es die Neuorientierten — bleibt bezeichnend, daß Herr von Bethmann das, was er an den Franzosen so stark bewunderte, mit beispielloser Leidenschaftlichkeit verfolgte, sobald es ihm in Deutschland entgegentrat. Denn welcher Art war die französische Kulturpropaganda und ihr Imperialismus der Idee? Wir wissen, daß alle die Vereine, die als „Souvenir français“ dem Andenken der auf lothringischem Boden gefallenen Kämpfer von 1870 zu huldigen oder als „Lorraine sportive“ die körperliche Ertüchtigung der Jugend zu fördern vorgaben, und als Turn- und Alpenvereine die italienische Jugend gegen Deutschland aufstachelten, ihr Heimathaus hatten in dem „Central Committee of national patriote Organisations“ zu London. Dort wurden die Drähte gezogen, an denen die Marionetten in der ganzen gegen Deutschland zu verhetzenden Welt tanzten. Insbesondere wurde auch von dort die Tätigkeit der „Association pour la vulgarisation de la langue française“ gefördert, die unter dem Einflusse der großen „Alliance française“ stand, die zwar ihren Wohnsitz in Paris hatte, sich aber in Belgien in einzigartiger Weise der Pflege der französischen Sprache und Kultur befleißigte. Die von dieser Gesellschaft herausgegebenen Flugschriften haben mehr als alles andere für die Verwelschung des Landes und die Verhetzung der Gemüter gearbeitet. Und jeder mit der Ehrenlegion Gezierte oder nach ihr lungernde Französling, deren wir auch in Deutschland gehabt haben, hat pflichtgemäß jeden Vlamen verdächtigt, der unserer deutschen Kultur bereites Verständnis entgegenbrachte. Herrn von Bethmann Hollweg aber, der Rostands Verschleierung der brutalsten Angriffspolitik gegen das uns stammverwandte Volk der Vlamen so liebenswürdig beurteilt, scheint ganz entgangen zu sein, wie unsere Feinde selbst über die in Belgien unbestreitbar gegebene Sachlage gedacht haben. Raymond Colleye, der Herausgeber der „Opinion walonne“, die zur Zeit der deutschen Besetzung Belgiens in Paris erschien, drückte vor Jahresfrist sein Erstaunen über das deutsche Vorgehen in Vlaenderen aus. Die Walen hatten gefürchtet, daß Deutschland bei seinem Einmarsche in Belgien mit sorgfältig vorbereiteten Aufrufen sich an das vlämische Volk wenden und diesem seine seit der berühmten „Indépendence belge“ immer mehr geraubte sprachliche Selbständigkeit in Schule und Verwaltung und die daraus entspringende wirtschaftliche Gleichberechtigung mit den Walen wiedergeben würde. Mindestens eine Division Freiwilliger würde dann nach Colleyes Überzeugung aus den Reihen der begeisterten Vlamen unter die deutschen Fahnen geeilt sein! Das gleiche Vorgehen hatten wir alle erwartet, die wir seit Jahrzehnten in dem

Digitized by Google

Sprachkampfe der Vlamen den Freiheitsschrei des nächst Irland unterdrücktesten aller Völker vernommen hatten. War denn nun der von uns vertretene deutsche Gedanke minderwertiger als Herrn Rostands Vergewaltigungsbestrebungen? Oder war das, was wir in Dichtung und Schrifttum den Vlamen seit Hoffmann von Fallersleben „von der Maas bis an die Memel“ und von Klaus Groths „Modersprak“ bis auf die Mahnungen unserer Tage geboten haben, wirklich so minderwertig im Vergleiche mit Herrn Rostands Kulturpropaganda und seinem Imperialismus der Unterdrückung?

Es waren herzzerreißende Schilderungen, die der von der tiefen Not seines Volkes erfüllte Antwerpener Claudius Severus in „Vlaenderens Wehklage“ gab. Dem Reichsdeutschen steht dieses reichbegabte Land nur vor Augen in der alten Pracht seiner Dome und Paläste, seiner Stadthäuser mit gotischen Kaufhallen und wehrhaften Glockentürmen. Aber man höre den Warner:

„Daneben schlagen wir Vlamen den Rekord in Unwissenheit und Unbildung. Zu Hamme, einem großen Dorfe Ostvlaenderens, können 30 vom Hundert der Bewohner nicht schreiben; aber selbst in Gent gibt es 50 vom Hundert, welche die einfachen Rechenarten nicht kennen. Ich muß noch andere Vorzüge hervorheben: daß wir den Rekord schlagen im Mißbrauch der Getränke, den Rekord im Tiefstand der Arbeitslöhne, den Rekord in der Frauen- und Kinderarbeit, den Rekord in der Kriminalität und in der tiefsten Sittenlosigkeit. Vlaenderen ernährt auf seinem Boden das unbeholfenste und unmündigste Volk, das in Europa seinesgleichen nicht findet und vielleicht zurücksteht hinter den Bewohnern chinesischer und japanischer Hintergassen.“

Wer je in die Tiefen dieses Elendes geschaut und von dort den Blick zurück gerichtet hat auf das verlotterte Brüssel unter dem Einflusse der Pariser Advokatenregierung, muß im Tiefsten Claudius Severus beistimmen in der Schilderung von der breiten dort aufgähnenden Kluft:

„Ganz unten stehen die drei Millionen armer Schlucker, die von ihrem Dialekt als einzigem geistigen Kapital zehren. Ein Volk, das nichts besitzt, als seinen Dialekt, ist aber außer jeder Fühlung mit der Welt. Ein solches geistiges Elend ist über Vlaenderen, nein über ganz Belgien gebreitet. Sein Zentrum ist Brüssel, der Brennpunkt des Ganzen, wo die Mehrheit der Bevölkerung weder gut Vlämisch, noch gut Französisch kennt: es ist die Hauptstadt der geistigen Zwitter. Und diese Stillosigkeit der geistigen Kultur kriecht von Brüssel aus weiter über ganz Belgien, auch über Walenland. Ihre Früchte sind das Formlose, Unselbständige, Untüchtige, Ungediegene, Unordentliche, Zuchtlose, das Fehlen an Persönlichkeiten überhaupt.“

Da haben wir aus der Feder eines Vlamen, der über alles sein Vaterland liebt, die Antwort auf die verdoppelte Anmut der französischen Forsche im Aufschwunge ihrer Afterkultur! War es nicht ein wahrhaft kaiserlicher Gedanke, diese schöne Mundart anzuschließen an das gemeinsame Niederdeutsch von Boonen und Kales bis nach Reval hinauf? Für jeden britischen und französischen Staatsmann wäre das selbstverständliche Ehrenpflicht gewesen!

Und wie sieht es heute in dem unglücklichen Lande aus? Die Genter Hochschule ist wieder verfranscht, die Führer der Vlamen sind landflüchtig, den Treusten droht das Henkerbeil an derselben Stätte, wo einst Egmont das spanische Schaffot beschritten hat: aus keinem anderen Grunde, als weil sie gegen die verhaßte Fremdherrschaft sich gewehrt haben.

Wahrlich: wenn unsere Vlamenpolitik nicht von vornherein geboten gewesen wäre, so würde die brutale Mißhandlung des germanischen Stammes, dem das Land seine alte Blüte verdankte, nachträglich die glänzendste Rechtfertigung unserer Auffassung und die restlose Verurteilung der Bethmannschen Halbheiten sein!

Nun hat selbstverständlich sowohl auf vlämischer wie auf Seite der Walen die völkische Vorliebe für den verwandten Stamm zurückgestanden hinter der weltpolitisch entscheidenden Frage, ob das in den Verträgen von 1818 und 1831 durch die Vertragsstaaten gegen Frankreichs Vergewaltigung geschützte Südniederland zum britischen Brückenkopfe werden solle

Digitized by Google

oder ob Deutschland in dem ihm von England aufgezwungenen Vernichtungskriege sein Daseinsrecht siegreich verteidigen und damit die vlämische Küste zum Bollwerke einer vom Vampyr des Festlandes erlösten Selbständigkeit Europas machen werde. Alle Erörterungen zu dieser Schicksalsfrage dürfen wir uns ersparen; das Nähere steht nachzulesen im Konversationslexikon unter Karthago.

Freilich hat bei Ausbruch des Krieges kaum jemand daran gedacht, daß das 1839 unter den Schutz von vier Großmächten gestellte Belgien jetzt auf Deutschlands Kosten eine Größer-Belgien-Politik betreiben würde! Aber auch diese ist doch nur eine nachträgliche Rechtfertigung unseres Einmarsches und die schärfste Verurteilung der wehleidigen Entschuldigungsbitte des Herrn von Bethmann Hollweg. Oder ist es noch notwendig, an Haldanes Ausspruch zu erinnern, daß England an unserer Stelle am 3. August mit allen verfügbaren Terpodo- und U-Booten ausgefahren wäre, um die Truppentransporte der Inselmacht an die französische Küste zu verhindern? Herr von Bethmann Hollweg aber hat am 4. August im Reichstage erklärt, daß unser Einmarsch auf belgisches Gebiet den Geboten des Völkerrechts widerspreche und daß wir das Unrecht, das wir damit tun, wieder gutzumachen suchen würden. Ja mehr als das: nachdem von England der Krieg erklärt war, hat er in der Unterredung mit dem Botschafter Goschen von einem „Stück Papier" gesprochen, um dessen willen Großbritannien Krieg mit einer verwandten Nation führen wolle, die nichts Besseres wünsche, als mit ihm befreundet zu bleiben.

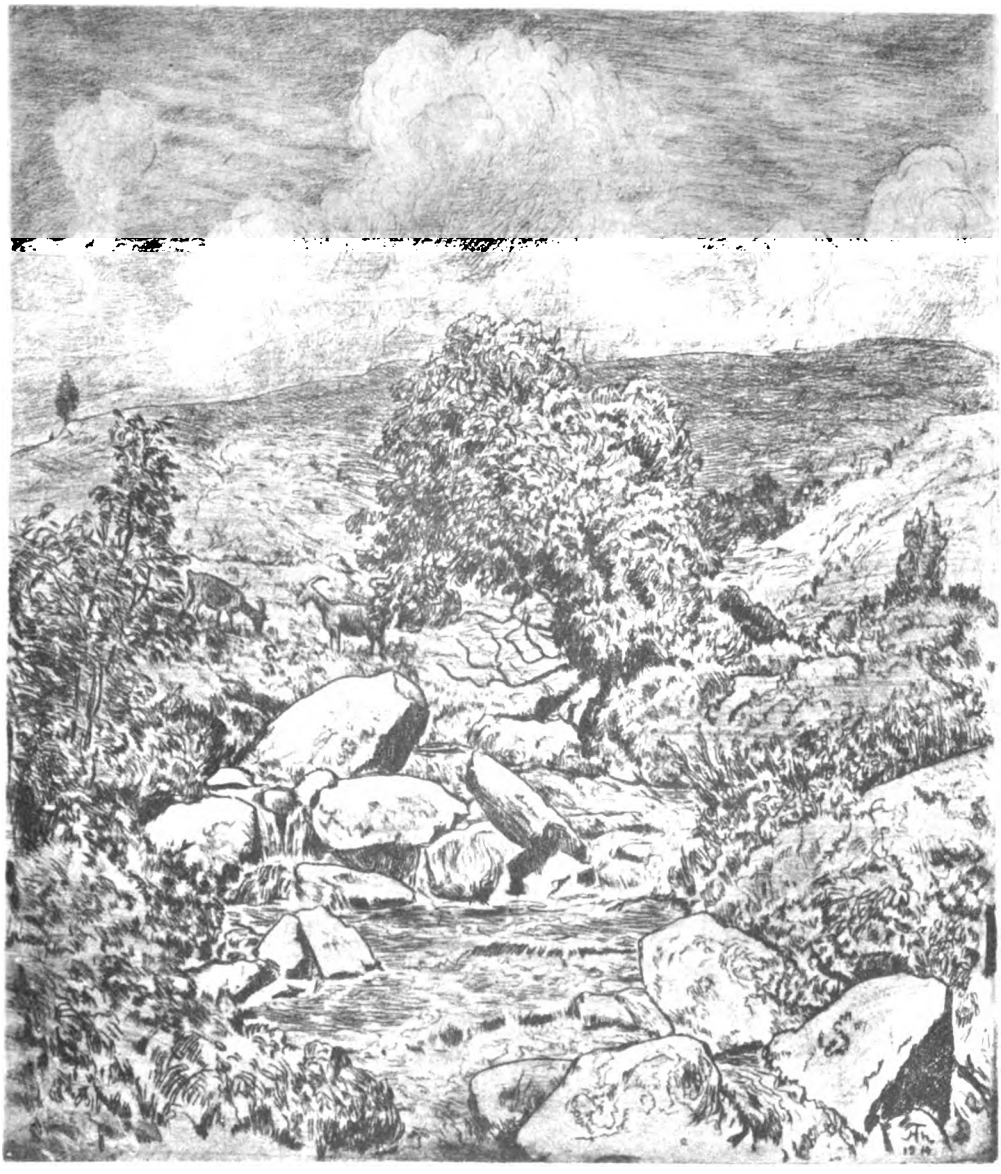
Längst war klar, daß England der einzige Urheber der ganzen gegen Deutschland betriebenen Einkreisung war, aber der Welt gegenüber bezeichnete die britische Politik doch als Kriegsgrund die Nichtbeachtung des Vertrages vom 19. April 1839, in dem Preußen die belgische Neutralität anerkannt hatte. Diese aber hat Belgien selbst ganz unzweifelhaft damit gebrochen, daß es, den Anordnungen des englischen Generalstabes folgend, sich in eine gegen Deutschland gerichtete Politik eingelassen hat. Uns hingegen stand aus dem Vertrage von 1831, wie Josef Kohler noch kurz vor seinem Tode unwiderlegbar nachgewiesen hat, das Einmarschrecht als eine Servitut zu, die unabhängig von der Zustimmung der anderen Vertragschließenden bleibt. Die von unseren allzudeutschen Allzugerechten hiergegen erhobenen Einwände, wie z. B. K. Hampes in seinem Werke „Das belgische Bollwerk", sind also rein rechtlich hinfällig. Der deutsche Reichskanzler aber hatte bei Kriegsausbruch selbst im Falle der Bestreitbarkeit der Servitut zweifellos die Pflicht, die Beweislast dem Gegner zuzuschieben, anstatt den Krieg mit einem weinerlichen Reuebekenntnisse zu beginnen.

Inzwischen feiert die Politik der feineren Mittel auf feindlicher Seite noch ganz besondere Triumphe: Belgien, das während des ganzen Krieges über deutsche Vergewaltigung geklagt und die Rechtsbeständigkeit des Vertrages von 1839 uns gegenüber bestritten hat, verlangt jetzt dessen Aufhebung und fordert, daß ihm Holländisch-Limburg und Seeländisch Vlaenderen zurückgegeben werden, die seit 1795 und 1585 ununterbrochen zu den Niederlanden gehört haben, was also der Vertrag nur bestätigen konnte! Fritz Bley

Auf Cagliostros Spuren

Das deutsche Gemüt scheint immer den einen oder anderen dämmerigen Schlupfwinkel nötig zu haben, wohin es sich gegen äußeren Druck rette. Ein moderner Psychiater stellte kürzlich fest: es macht sich heute wie immer in Zeitläuften hochgradiger Seelenspannung in den Massen eine erhöhte Hinneigung zur Beschäftigung mit okkulten Wissenschaften bemerkbar; und die Cagliostros und Rasputins gehen wieder durch die Straßen als Rattenfänger der letzten Reste vernunftklarer Erkenntnis

Digitized by Google



Nach einer Radierung von Hans Thoma

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Es berührt eigen, daß der leider zu Unrecht in Vergessenheit geratene Prosaiker Heinrich König in seinem verschollenen Werke über „Georg Forsters Leben in Haus und Welt“ ein ähnliches Urteil über den Zeitabschnitt vor Losbruch der großen Revolution fällte. Gegen seine landesväterlichen Tyrannen suchte man damals in Deutschland geheime Gesellschaften und Naturgeheimnisse auf, wie man sich später unter der Fremdherrschaft der Franzosen in die spekulative Philosophie und in die romantischen Dämmerungen der Poesie flüchtete — ein Zug, der sich auch heute wieder deutlich wahrnehmen läßt.

Zu jenen Verbindungen gehörte der Bund der Rosenkreuzer, der anderthalb Jahrhunderte früher durch mancherlei Schriften aus seinem alten Dunkel hervorgetreten, aber bald wieder in Vergessenheit gefallen war. Unter dem Aushängeschild einer Verbesserung der Kirche und Begründung der öffentlichen Wohlfahrt verdeckten die Bekenner mit ihren Schurzfellen und wunderlichen Symbolen oft nur das Kohlenfeuer der Alchimie, in deren Kesseln und Retorten die unedlen Metalle sich in reines Gold läutern sollten. Man forschte nach der Substanz des Allebens. Es galt, ein Mittel zu entdecken, das durch den in ihm enthaltenen Urstoff aller Materie — die Hyle — jeden Körper in seine Urbestandteile zerlegt. Diesem Stein der Weisen sollte zugleich die Kraft beiwohnen, allen Krankheitsstoff aus dem Menschen zu entfernen. Natürlich wollte man, um des Goldes froh zu werden, das man so reichlich zu gewinnen hoffte, auch gesund, womöglich unverwüstlich sein und lange leben auf Erden. Während man schon im dreizehnten Jahrhundert glaubte, daß eine kleine Menge dieses Steinstoffes eine große Menge Metall umwandeln könne und annahm, daß z. B. Quecksilber bei seinem Übergang in Gold zusammenschrumpfe, war man zu dieser Zeit vielfach der Meinung, daß einige Körnchen des grauen Pulvers einen silbernen Löffel in einen rein goldenen von größerem Gewicht verwandelten. Mit andern Worten, man huldigte dem Irrwahn, der Stein der Weisen könne neue Materie aus nichts erzeugen. Aber nicht bloß die Goldtinktur, auch Ermittelungen aus der Region der Unsterblichkeit durch Verkehr mit den Abgestorbenen, also das, was wir heute noch unter Spiritismus kennen, gehörte zu den Bestrebungen des Rosenkreuzerbundes. Solche Mysterien waren gewöhnlich mit religiösen Weihen verbunden. Sich mit überirdischen Mächten und mit Gott selbst in Verbindung zu setzen, dienten feurige Gebete, und diese zu erregen und zu steigern gehörte mit zu den Weihen. Die Gesundbeterei, die noch in unsern Tagen, namentlich in Amerika, ihr Wesen treibt, ist auf diese Strömung zurückzuführen; auch das Bekehrungssystem der Heilsarmee, mit dem Zweck, die Sünder in einen durch Gebete und Gesänge erzeugten Zustand der Ekstase auf die Bußbank zu zwingen, beruht auf ähnlichen Grundlagen.

Indes war es dies nicht allein: eine ganze Sippschaft von Schwärmern, Gauklern und — Gaunern zigeunerte in der damaligen Zeit in Deutschland herum und fand allerorts regen Zulauf. Geheime Zirkel, die sich mit allerhand mystischem Beiwerk umhüllten, schossen wie Pilze aus dem Boden; mit wahrer Inbrunst wurde den verschiedensten okkultistischen Bestrebungen obgelegen, die sich als eine Art geistiger Epidemie von Frankreich her verbreiteten. Auf diesem Wege wurden auch denkende Männer von Meßmers magnetischer Materie angezogen. Ein umfassendes Treiben entwickelten ferner die Illuminaten, die von König als die „jesuitischen Gegenfüßler der Jesuiten“ gekennzeichnet werden. In Bayern war Pater Gaßner an der Hand mit Wunderkuren und Teufelsaustreibungen. Der Graf St. Germain erregte Aufsehen, weil er — ein Cagliostro im Westentaschenformat — behauptete, ein Lebenselixier zu besitzen, durch welches er selbst schon dreihundert Jahre alt wäre. Und wenn er nebenher auch noch Diamanten machen konnte, so blieb dagegen dem Kaffeewirt Schröpfer, ungeachtet seiner Beziehungen zur vierten Dimension, nichts übrig, als hienieden bankrott zu machen und durch eine Kugel sich aus dieser schnöden Welt zu seinen Geistern hinüberzuretten.

Gewissermaßen ein geistiges Zentrum dieses dunklen Treibens bildete sich in Kassel. Das läßt sich aus der krankhaften Mischung der dortigen Atmosphäre, besonders der Hofluft,

Digitized by Google

leicht erklären. Gerade am landgräflichen Hofe tauchten allerhand rätselhafte Charaktere, wunderliche und nebelhafte Persönlichkeiten auf, die bedenklich viel von Hochstaplertum an sich hatten. Eine solche eigenartige Erscheinung war eine bettelhafte französische Marquise, die im Sommer 1782 ihren Einzug in die Residenz hielt. Witwe eines spanischen Granden, galt sie für unermeßlich reich und verstand es, den Glauben an ihre Reichtümer ähnlich wie weiland Madame Hubert so lange aufrecht zu erhalten, bis sie gar zu offenkundig auf eine Pension des Landgrafen Jagd machte und zur Augustmesse ihrem hohen Gönner eine goldene Dose von 150 Louisdor an Wert abschnorrte. Diese siebzigjährige alte Hexe war gekommen, dem Landgrafen einige Geister zu zeigen, erklärte ihn aber für nicht fromm genug, vom Teufel in körperlicher Gestalt versucht zu werden. Sie war von einem alten Franzosen begleitet, einem halben Narren und Taschenspieler, der den Leuten erzählte, daß die heilige Dreifaltigkeit zur Taufe jener Alten herabgekommen sei. Zu seiner Empfehlung erzählte der alte Herr mit feierlicher Ausschmückung, wie er in Paris eine Frau vom bösen Geiste wirklich befreit habe. Er legte ihr nämlich seine Hand auf die Brust, worauf sich der Teufel alsbald abwärts flüchtete. Er aber folgte ihm mit der Hand und trieb ihn aus einer Verschanzung in die andere hinab, bis dem beängstigten bösen Geist kein anderer Ausweg übrig blieb, als wo ihn der Beschwörer in einem bekannten schnell ergriffenen Topfe einfangen konnte.

Wenn sich das niedere Volk von all den mystischen Gaukeleien betören ließ, so ist das ohne weiteres begreiflich. Staunen aber muß man, daß Leute von einigem geistigen Range, Männer gesetzten Lebensalters und reifer Erfahrungen sich fast widerstandslos diesen dämmerdunklen Einflüssen hingaben. Allerdings muß man sich gerechterweise vor Augen halten, daß gewisse Geheimbestrebungen jener Zeit sich des allerhöchsten Wohlwollens erfreuten. Sogar Friedrich der Große trat als Beschützer der Alchimie auf. Eine Frau von Pfuel widmete sich mit ihren beiden Töchtern in Potsdam auf seine Kosten der Kunst des Goldmachens.

Der schwärmerische Drang nach unbegrenztem Wissen mag diese Leute von Bildung und Ansehen der geheimen Verbrüderung in die Arme getrieben haben. Doch scheint es in Kassel auch nicht an Männern gefehlt zu haben, die verlockend oder verführend wirkten. Selbst der Kurator des Karls-Kollegiums, der Minister von Fleckenbühl, genannt Bürgel, scheint dem Bunde angehört zu haben. Ebenso steckte Mauvillon, der Verfasser des bekannten Werkes „Die preußische Monarchie unter Friedrich II.“, in allen geheimen Verbindungen jener Zeit, und aus seiner nachmaligen Freundschaft mit dem Grafen Mirabeau läßt sich auf verwandte revolutionäre und moralisch ungebundene Denkungsart schließen. Dem Kreis der Geheimbündler schloß sich alsbald auch Georg Forster an, der als Weltumsegler eben in den Salons bestaunt zu werden begann. Dieser wiederum zog seinen intimen Freund Sömmering nach sich, um der Freundschaft eine besondere mysteriöse Weihe zu geben. Beide durch fromme Erziehung gläubig und selbst durch ihre exakte Wissenschaft auf Wunder und Wandlungen in der Natur hingewiesen, gerieten durch den unbesonnenen Schritt in einen geistigen Konflikt, der sich in ihrem späteren Briefwechsel oftmals widerspiegelt. Als Naturforscher mögen beide Freunde besonders bei den alchimistischen Tiegeln der Rosenkreuzer und den Versuchen zur Gewinnung der Goldtinktur bemüht gewesen sein. Sie haben wahrscheinlich solchen Versuchen oder deren betrügerischen Veranstaltern nicht unbedeutende Opfer gebracht. Die dadurch entstandenen Geldverlegenheiten trieben dann nur immer wieder zu den versprechenden Schmelztiegeln. Bei einer späteren Gelegenheit bekannte Forster, wie verlockend für ihn die Eitelkeit gewesen sei, „den großen Zusammenhang des Schöpfungsplanes zu übersehen, und als Vertrauter der Geisteswelt und selbst ein kleiner Halbgott den verborgensten Naturkräften zu gebieten“. Selbst ein Mann wie der kalte und scharfe Denker Lichtenberg, dessen „Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche“ allgemeines Aufsehen erregte, befaßte sich mit demselben Aberglauben mehr, als daß er etwa bloß die Krallen seines Spottes, mit denen er sonst so gern auf die Verkehrtheiten der Menschen schlug, von den heißen Retorten der Goldmacher zurückgehalten hätte.

Digitized by Google

Er setzte Forster durch die ernstliche Mitteilung in Erstaunen, daß ein gewisser Dr. Price in England vor einer Anzahl sachverständiger Richter Quecksilber in richtiges Gold verwandelt und Proben davon dem Könige vorgelegt habe. Übrigens verhehlte Lichtenberg in Betracht solcher Dinge seine Philosophie nicht. „Ich bin sehr abergläubisch," schrieb er einmal an Forster, „allein ich schäme mich dessen gar nicht, so wenig, als ich mich schäme zu glauben, daß die Erde still stehe. Es ist der Körper meiner Philosophie, und ich danke nur Gott, daß er mir eine Seele gegeben, die dieses korrigieren kann."

Manches spricht dafür, daß auch zu Lavater in Zürich sich geistige Fäden einer geheimen Zugehörigkeit spannten. Fest steht, daß auch der berühmte Geschichtschreiber Johannes Müller in der Kapelle des Geheimbundes, vielleicht auch in der alchimistischen Küche sich als Vertrauter und Betörter bewegte. Müller, später Kustos an der kaiserlichen Bücherei zu Wien, vertauschte bald die Kasseler Luft mit der reineren von Genf, wo er sich mit seiner großen Schweizer Geschichte beschäftigte. Von dort her schrieb er an Forster über seinen Gemütszustand und dieser antwortete ihm mit der Mahnung, ja bei seinem Entschlusse zu bleiben und keine geheimen Gesellschaften und Wissenschaften zu suchen.

Was Forster selbst zur Besinnung gebracht hat, das tritt in einem späteren Bekenntnis zutage: „Ich war ein Schwärmer," heißt es darin, „aber wie sehr ich's gewesen bin, das konnten, weil ich's für Pflicht hielt es zu verbergen, so wenig Menschen wissen. Ich habe alles geglaubt. Die Überzeugung, daß diejenigen, die mich zu diesem Glauben verführten, keine moralisch guten Menschen wären, öffnete mir die Augen; ich glaubte nun das ganze aufgetürmte Gebäude auf einer Nadelspitze ruhend zu sehen, und wie ich die untersuchte, fand ich sie auch verrostet und unsicher."

Bezeichnend ist, daß in dem späteren Gedankenaustausch der Beteiligten dieser dunkle Punkt ihres Lebens mit wunderlicher Ängstlichkeit umgangen wurde. Ob sie durch besondere Schwüre gebunden waren, oder ob mächtige Mitglieder des Bundes ihrem Austritte zürnten und sie mit der Rache der Brüder bedrohten? O. T. Uermer

Die Auslieferung Deutscher an feindliche Gerichte

Der Satz: Recht oder Unrecht, es gilt mein Vaterland (right or wrong, my country) war auch in diesem Kriege der Leitstern des politisch denkenden Engländers, der, solange ein Vorteil für den Endsieg dabei herausspringen konnte, sich um die Sittsamkeit der Maßnahmen seiner Regierung nur wenig oder gar nicht kümmerte. Der Mann auf der Straße wußte genau so gut wie der Mann im Klub, daß die Northcliffe-Presse log wie gedruckt, wenn sie alle Deutschen als gemeine Lumpen und Verbrecher erscheinen ließ, daß Lloyd George und seine Ministerkollegen zum Besten Englands jedes internationale Recht mit Füßen traten und treten würden, und aus demselben Grunde Zweideutigkeiten sich leisteten, die als Schwindel wirkten. Nach englischer Auffassung war das die verdammte Pflicht und Schuldigkeit dieser Staatsmänner und gehörte zum Geschäft, ebenso wie das Halten von salbungsvollen Reden mit frommen Zitaten der Nächstenliebe und der Völkerbeglückung zur Beruhigung schwacher Seelen und zur Beschwichtigung des Unwillens der gepeinigten Neutralen. Niemals konnte es einem normalen Engländer ernstlich in den Sinn kommen, die Kriegsmaßnahmen seiner Regierung gegenüber dem Feinde aus Gründen verletzten Rechtlichkeitsgefühls stören zu wollen; zuweilen erscheinende Gefühlsduselei war lediglich Maske. Nach allgemeinem englischen Urteil sind die Bedingungen des Friedensvertrages zwar streng, aber gerecht — sind doch die Engländer immer das gottgefällige und gerechte Volk gewesen. Den meisten, die so urteilen, dürfte der Inhalt der einzelnen Bestimmungen

Digitized by Google

des Vertrages noch unbekannt sein und wahrscheinlich auch bleiben; sie übersehen in ihrer Unkenntnis deutscher Verhältnisse nicht, daß ihre Ausführung Folgen zum Nachteile Englands bringen muß.

So nahmen nur wenige Anstoß an den schmählichen Artikeln, die die Auslieferung des Kaisers und von Mitgliedern des Heeres und der Verwaltung an feindliche Gerichte fordern. Erst nachdem der Vertrag von deutscher Seite unter Zwang ratifiziert war, wies Lord Cecil im Unterhaus auf die Mängel desselben hin, die er in der Besetzung des Saartals, der Abrüstung Deutschlands ohne gleichzeitige Abrüstung der Verbündeten, der unbestimmten Entschädigungssumme, der Trennung von West- und Ostpreußen und in dem Fehlen jeder Gegenseitigkeit in den uns auferlegten wirtschaftlichen Bedingungen richtig erkannte. Von der Schande aber, die England durch die von seiner Regierung erzwungenen Strafparagraphen des Friedensvertrages und durch die von Lloyd George geforderte Aburteilung des Kaisers in London auf sich geladen hat, sprach er, soweit wir bis jetzt unterrichtet sind, kein Wort.

Die Regierung Lloyd George fühlt, so sonderbar dies auch klingen mag, ihr Gewissen schlagen, weil sie genau weiß, daß die Deutschen nicht, wie sie stets behauptet hat, die allein Schuldigen an diesem Kriege sind, und fürchtet, daß nach Eintritt friedlicher Beziehungen zu den Mittelmächten die Wahrheit ans Licht kommen muß. Es wäre nicht unmöglich, daß dann die betrogenen und belogenen Massen von ihrer kapitalistischen Regierung wegen ihrer listigen Anzettelung des Völkermordens und ihrer Begünstigung der panslawistischen und gallischen Begehrlichkeiten Rechenschaft fordern könnten. Durch die Darbietung des Schauspiels der Gerichtsverhandlungen in London hofft Lloyd George Anhang zu werben und die nach Aufregungen lüsterne Menge weiter in der Blindheit des Hasses zu erhalten. Nicht das Bedürfnis nach gerechter Bestrafung vorgekommener gemeiner Verbrechen ist die Triebfeder — solche Verbrechen, die auf allen Seiten vorgekommen sind, können bezeichnet und ihre Ahndung bei den zuständigen Gerichten durchgesetzt werden —, es gilt vielmehr, die Aufmerksamkeit der Menge abzulenken von der Ungeheuerlichkeit der Ausplünderung Deutschlands und dessen wirtschaftlicher Unterjochung durch das anglo-amerikanische Großkapital, und ihr den Glauben durch die auf Jahre sich hinziehenden, theatralisch aufgebauschten Gerichtsverhandlungen einzuimpfen, daß die deutsche Schlechtigkeit noch viel zu gut fortgekommen sei. Diesen Glauben der Welt einzuhämmern, ist die Aufgabe des ehrenwerten Lord Northcliffe, der damit jedenfalls kein schlechtes Geschäft machen will.

Es ist leider bedauerliche Tatsache, daß die große Mehrheit der Engländer in der Kurzsichtigkeit des von Northcliffe aufgepeitschten Völkerhasses noch nicht begreifen kann, welche Nachteile dieses neue Völkerrecht für Nichtengländer, d. h. die Unterwerfung deutscher Offiziere und Beamten unter feindliche Gerichte bei Friedensschluß einmal auch für sie selber haben könnte, wenn die unter englischem Joche seufzenden Völker wie Iren, Inder u. a., eines Tages dem Vorbild der edlen Briten nacheifern sollten. Die Engländer verkennen auch ganz die bedenklichen Folgen, die die Verwendung fremder, farbiger Truppen auf dem europäischen Kriegsschauplatz für das Ansehen der gesamten weißen Rasse, in erster Linie für die Briten selber haben muß. Jetzt wird jedes Negerdorf durch die Erzählungen seiner heimkehrenden Krieger erfahren, daß dieses bisher für allmächtig und unüberwindlich gehaltene England die ganze Welt um Hilfe gegen die gewaltige Kraft der Deutschen erbitten oder erkaufen mußte und dennoch um ein Haar unterlegen wäre, wenn nicht die Deutschen, noch unbesiegt, die Waffen gestreckt hätten. Die heimkehrenden Krieger werden auch noch vieles andere erzählen, was die Engländer lieber nicht getan und gesagt hätten. Die einfachen Völker haben ein feines Ehrgefühl; in ihren Augen wird die Schande, die Lloyd George mittelst des Auslieferungsparagraphen den Deutschen anhängen will, von diesen abgleiten, da sie wissen, daß es bei den Weißen für unanständig gilt, einen zusammengebrochenen, waffenlos am Boden liegenden Feind zu quälen und zu verhöhnen, und erst recht, wenn man mit ihm Frieden

Digitized by Google

geschlossen hat. Sie werden sich sagen, daß es um die englische Weltherrschaft doch recht schwach bestellt sein muß, wenn die Engländer zu so schmutzigen Mitteln glauben greifen zu müssen.

Es will uns doch sehr sonderbar erscheinen, daß in England der Sinn für sportliche Gerechtigkeit und Anstand so ganz verschwunden sein sollte, daß nicht der Bevölkerung bei ruhigem Nachdenken die Schande zum Bewußtsein kommen müßte, die durch das Auslieferungsverlangen dem englischen Namen zugefügt worden ist.

Konteradmiral z. D. Kalau vom Hofe

Zwei Grenzgrößen des Geistigen

Beim Ableben eines schöpferischen Geistes pflegt dessen Werk noch einmal in den Brennpunkt des öffentlichen Meinungsaustausches gerückt zu werden. Eine solche Auseinandersetzung am Grabe eines geistigen Fackelträgers gibt zugleich einen untrüglichen Maßstab an die Hand dafür, bis zu welchem Grade die von dem Toten verfochtene Idee zum Bestandteil des zeitgenössischen Geisteslebens geworden ist. Überschaut man von diesem Gesichtspunkt aus die Nachrufe, die im deutschen Schrifttum dem toten Haeckel gewidmet worden sind, so fällt auf, wie verschwindend grundsätzliche Äußerungen über den Monismus der Tod seines Schöpfers ausgelöst hat. Und die Erklärung für diese Erscheinung? Sie ist ganz einfach darin zu suchen, daß der Monismus aufgehört hat, ein Streitobjekt zu bilden. Der sogenannte Monismus ist tot und erledigt, die jüngere Gelehrtengeneration kümmert sich kaum noch um ihn, und das Modepublikum ist ihm längst untreu geworden. Wenn aus Anlaß von Haeckels Tode in einer freigeistigen Zeitschrift behauptet wird, der Streit um den Verkünder des Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft brande ungeschwächt fort, so entspricht diese Feststellung durchaus nicht den Tatsachen.

Dem Monismus in der täuschenden Aufmachung einer religionsphilosophischen Lehre ist vorübergehend eine außerordentliche Volkstümlichkeit beschieden gewesen. Haeckels Welträtsel haben eine Verbreitung gefunden, wie sie einem tiefgründigen, von ernsthaftem philosophischem Geiste durchwehten Werke von vornherein versagt bleiben mußte. Die philosophischen Plattheiten, von denen das Buch wimmelt, das geflissentliche Bestreben, alle höheren Denkaufgaben zugunsten eines entwicklungsgeschichtlichen Materialismus auszuschalten, gerade diese Hauptmängel haben dem Werke zu seinem ungewöhnlichen Erfolge bei der kritiklosen Menge verholfen. Diese erblickte in der Haeckelschen Theorie den Ausfluß höchster Weisheit und es schmeichelte ihrem Empfinden, auf eine „Philosophie" schwören zu können, die ohne besondere Gehirngymnastik zu bewältigen war. Die Welträtsel bildeten eine Zeitlang für Unzählige den Dietrich, mit dem sich alle Tore zur Erkenntnis des Lebens im Handumdrehen öffnen ließen. Selbst bis in den geistigen Mittelstand hinein eroberte sich die monistische Naturphilosophie als Weltanschauung eine nicht unbeträchtliche Anhängerschaft. Man bildete sich allen Ernstes ein, eine ganz neue epochemachende Lösung des Weltproblems gewonnen zu haben und verkannte vollständig, daß es sich im Grunde doch nur um die noch dazu mit zweifelhaften Mitteln unternommene Wiederbelebung eines Vorstellungsbereiches handelte, dessen Anfänge weit über die Entstehung des Christentums hinaus zurückreichen.

Die Ernüchterung auf den monistischen Rausch ist verhältnismäßig bald eingetreten. Das Publikum erkannte nicht ohne eine gewisse Beschämung, daß es wieder einmal Steine für Brot gehalten, und daß der Monismus für das religiöse Bedürfnis überhaupt nichts übrig habe. Heute, wo wiederum ein starker religiöser Zug durch die Zeit geht, gilt der Monismus mit Recht als so gut wie abgetan. Schaut man zurück auf die Kultur der Haeckelzeit, so muß

Digitized by Google

man sagen, daß sie mit ihrem Zurücksinken in den Materialismus kein sehr erfreuliches Kapitel in der Entwicklungsgeschichte unseres Geisteslebens darbietet. Diese Gott sei Dank kurze Periode geistiger Verirrung war durchhallt von dem lärmenden Fanatismus derer, die jeden einen Finsterling schalten, der ihrem Bannerträger Haeckel nicht folgte und der „modernen" Weltanschauung der Monisten gegenüber seine Zweifel zu äußern wagte. Vor dem großen Forscher Haeckel, der emsig in stiller Gelehrtenarbeit den Wissensschatz der Menschheit zu mehren half, wird auch der schärfste Gegner huldigend den Degen senken. Es soll dem alten Haeckel auch nicht vergessen werden, daß er im Gegensatz zu der kläglichen Haltung eines großen Teiles seiner Professorenkollegen während des Krieges stets die Würde der deutschen Wissenschaft nach außen wie nach innen zu wahren gewußt hat.

* * *

Es ist eine nicht seltene tragische Erscheinung im Leben bedeutender Männer, daß sie ihre wertvollsten Kräfte an Aufgaben wenden, für die sie ihrem eigentlichen Wesen nach nicht geschaffen erscheinen. In gewissem Sinne war das wie bei Haeckel so auch bei Friedrich Naumann der Fall. Er gehörte im Grunde ebensowenig in den Wirkungsbereich der großen Politik wie Haeckel in die Reihe derer, die berufen sind, der Menschheit neue Weltanschauungen zu zimmern. Man könnte geneigt sein, es als eine unglückliche Fügung zu bezeichnen, daß Naumann so ganz in den Bann der politischen Idee geraten ist. Diejenigen, die ihn einen Träumer und Phantasten nannten, haben wohl das richtige Gefühl dafür gehabt, daß die in ihm verkörperte geistige Kraft sich segensreicher nach einer anderen Richtung als der rein politischen entfaltet hätte. Die Aufgabe, Nationalismus und Sozialismus zu einer Einheit zu verschmelzen, brauchte ja nicht notwendigerweise auf dem politischen Wege verfolgt zu werden. Vielleicht hätte Naumann ganz andere Wirkungen erzielt und wäre er der Lösung des Problems bis zu einem gewissen Grade nahegekommen, wenn er ganz naiv und ohne realpolitische Spekulationen zunächst nur darauf ausgegangen wäre, den unteren Schichten, der arbeitenden Bevölkerung wieder sittliche Ideale einzupflanzen. Daß der Wille zum sozialen Handeln in dem jungen Naumann noch gänzlich frei von politischen Einflüssen war, bezeugt sein ehemaliger Amtsgenosse, der Sozialdemokrat Göhre: „Wir haben uns damals noch kaum je mit der Sozialdemokratie beschäftigt. Sie lag uns noch weltweit fern. Der einzelne Arbeiter, nicht die Arbeiterschaft, stand damals ganz allein im Mittelpunkt unseres Denkens und Handelns; ihm, namentlich geistig und religiös, zu helfen war unser einziges Bestreben." Es unterliegt keinem Zweifel, daß Naumann in hohem Maße das Zeug zu einem religiösen Führer großen Stils, zu einem Prediger sittlicher Ideen besaß. Schon allein die Bildkraft und Eindringlichkeit seines Vortrages befähigten ihn hierzu. Die politische Atmosphäre konnte der Entwickelung einer sittlich und künstlerisch so hoch gearteten Persönlichkeit wie Naumann auf die Dauer nicht zuträglich sein. Gerade weil ihm Politik und Moral nie zwei getrennte Dinge waren, mußte die rauhe Wirklichkeit des politischen Lebens, vor der Moral und Religion so oft in den Hintergrund gedrängt werden, allmählich auch seine zähe Kampfnatur untergraben. Die politische Form, in die er seine Ideen zu gießen versuchte, zerbrach ihm stets unter den Händen. Die Vereinigung von Demokratie und Kaisertum ist ebenso ein schöner Traum geblieben wie der Gedanke, durch den mitteleuropäischen Völkerbund das schwierige Weltproblem der Nationalitäten an einer der gefährdetsten Stellen zu lösen. Diese in erster Linie doch aus dem künstlerischen Gestaltungsdrange ihres Schöpfers heraus entstandenen, an sich so schön gedachten, so idealistisch empfundenen Geistesgebilde haben sich den realen Gegebenheiten gegenüber als nicht lebensfähig, als undurchführbar erwiesen. Naumanns Leben mündete daher wie das Haeckels in eine große Enttäuschung. Um so mehr muß man die Willenskraft bewundern, mit der er sich trotz alledem dem Wiederaufbau widmete. Er erlebte es noch, daß ihm die Führung der neuen Demokratischen Partei übertragen wurde. Ob ihn, den Idealisten, diese politische Ehrung über das Bittere seines Geschicks auch nur ein wenig getröstet haben mag?

Digitized by Google

Beide, Haeckel wie Naumann, reichten mit ihren Wurzeln ganz in die alte uns nach all dem wilden Erleben schon beinahe historisch anmutende Zeit des kaiserlichen Deutschlands zurück, in dem ihnen die Rolle geistiger Aufrührer zuerteilt war. Haeckel fiel, eine alte, morsche Eiche; Naumann sank in den besten Mannesjahren dahin. Kurz vor seinem Tode machte ein Bild von ihm den Weg durch die illustrierten Blätter. Es zeigte ihn in seiner bekanntesten Rednerpose: den charakteristischen Kopf nach vorn gestreckt, einen sehnsüchtigen, ins ferne Ungewisse gerichteten Ausdruck in den Augen. Auf den Beschauer übte dieses Bild, dieses aszetische, verhärmte und doch noch in allem Leid zukunftsfrohe Gesicht einen erschütternden Eindruck aus. Zumal in der Umgebung „realpolitischer" Dutzendvisagen, betriebsamer Pausbackengesichter, die keine Spur von der Not der Zeit trugen — — —

Konstantin Schmelzer

Dorten von 1793

Dortens Bemühungen zur Errichtung einer rheinischen Republik rufen die Erinnerung wach an gleichartige Bestrebungen zur Zeit der französischen Revolution. Vor uns liegt ein Quartblatt, das in den Märztagen jenes Jahres überall in den Orten am Rhein angeschlagen wurde, jetzt aber zu den größten Seltenheiten gehört und ein begehrtes Sammelobjekt geworden ist. Es ist für unsere Tage nicht ohne Interesse, wenn es auch nur das alte Wort „Alles schon dagewesen" bestätigt. Überschrieben ist es:

„Dekret des zu Mainz versammelten rheinisch-deutschen Nationalkonvents vom 21ten März 1793.

Nachdem der rheinisch-deutsche Nationalkonvent in Erwägung gezogen, daß die unter dem 18ten März 1793 dekretierte Unabhängigkeit des neuen, zwischen Landau und Bingen am Rhein gelegenen deutschen Freistaats nur unter dem Schutz der Frankenrepublik und mit Hilfe ihrer siegreichen Waffen errungen werden konnte, und daß alle Bande der Freundschaft, der Dankbarkeit und des wahren gegenseitigen Vortheils beide Nationen zu einer brüderlichen unzertrennlichen Vereinigung auffordern; so dekretiert derselbe einmütig: Daß das rheinisch-deutsche Volk die Einverleibung in die fränkische Republik wolle, und bei derselben darum anhalte, und daß zu dem Ende eine Deputation aus der Mitte dieses rheinisch-deutschen Nationalkonvents ernannt werden solle, um diesen Wunsch dem fränkischen Nationalkonvent vorzutragen. A. J. Hoffmann, Präsident. Frank, Schlemmer, Sekretaire.

Im Namen des Souverainen Volks befehlen wir den Municipalitäten vorstehendes Dekret in ihre Register einschreiben, verkündigen und anschlagen zu lassen.

Mainz den 21ten März 1793."

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

(Nachdruck auch auszugsweise gegen Quellenangabe gestattet)

Mit dem Begriff der Gnade, wie der Alte Bund ihn kennt, können wir heute nicht mehr viel anfangen. Allzusehr war Gott den Juden ein ins Überirdische gesteigerter semitischer König, allzu deutlich schmecken wir überall die Rache eines beleidigten Gewaltherrn, die Willkür eines Sklavenhalters, die unberechenbare Laune eines über Tod und Leben allmächtigen Fürsten heraus. Deshalb sträubt sich auch unser verfeinertes Gerechtigkeitsgefühl gegen die willkürlichen Prüfungen eines wehrlosen Erdenbewohners eben so sehr, wie gegen die ebenso willkürliche Überschüttung mit Glücksgütern, die als Gnaden gelten sollen.

In Jesu Munde kommt, soviel ich weiß, das Wort Gnade überhaupt nicht vor. Aber die in den Briefen und der Apostelgeschichte niedergelegte Lehre von der Gnade findet nun den Gedanken, daß es einen Ausgleich von Schuld anders als durch Strafe oder Wiedergutmachung gäbe, nämlich durch einen freien Verzicht des göttlichen Richters auf die Sühne.

Das Mittelalter baute den Begriff weiter, und nicht immer glücklich, aus. So können wir doch nur mit Kopfschütteln den Satz Anselms von Canterbury lesen: Der Mensch als endliches Wesen ist nicht fähig, eine unendliche Schuld zu sühnen, darum ist Gott Mensch geworden, um diese Schuld auf sich zu nehmen. Die öde Wortmacherei jener Zeit spricht aus diesen Worten, auf die wir heute als Antwort nur die Frage stellen würden: Ob denn dann dieses endliche Wesen überhaupt fähig war, eine unendliche Schuld auf sich zu laden! Ungleich tiefer ist mehr als ein halbes Jahrtausend vorher Augustinus in das Wesen der Gnade eingedrungen, obgleich auch der Gedanke der Erbsünde unserem Gefühl stracks zuwiderläuft: Schuld kann immer nur der sittengesetzliche Wertausdruck für eine eigene Tat sein, und ich kann so wenig die sittliche Schuld eines anderen erben, wie ich sie kaufen, pachten oder leihen kann.

Auch die Weltweisheit hat mit dem spröden Begriff viel gearbeitet, ohne doch zu der unerbittlichen Feststellung zu kommen, die in folgendem einem bescheidenen Laien nötig schien. So finden wir z. B. in Wundts Ethik den Satz: Dem Verbrecher die Gnade aufzuzwingen „würde gegen das ihm zuerkannte Recht verstoßen". Und nicht einmal hiernach wird die notwendige Folgerung gezogen, daß Gnade als ein offenbarer Gegensatz von Recht nichts anderes als ein Unrecht, nämlich eine Ungerechtigkeit sein könne! —

Der Begriff der strafrechtlichen Gerechtigkeit läßt sich nicht wahrer und deutlicher darstellen, als unter dem Bilde einer arithmetischen Gleichung: Schuld = Sühne.

Hierbei muß natürlich jede der beiden Seiten unter Abwägung aller in Betracht kommenden Erschwerungen und Erleichterungen gedacht werden: Zur Schuld gehören nicht nur die in den Strafgesetzbüchern festgelegten Milderungsgründe, sondern auch die für Menschen unwägbaren Zutaten, die in des Schuldigen Bildung, Gesundheit und Wesensart, in der

Digitized by Google

geistigen Richtung der Zeit, in den Umständen des Tat-Augenblicks usw. liegen. Und ebendieselben sind bei der Sühne mitzudenken, so daß also bei vollkommener Gerechtigkeit auch abgewogen werden müßte, was grade diese Sühne (etwa: Strafe) grade für diesen Täter bedeutet.

Wir kommen also zu einer Gleichung, die nur dann, wenn sie richtig ist, Gerechtigkeit bedeutet.

Ungerechtigkeit ist demnach notwendig ein Verhältnis von Schuld und Sühne, das keine Gleichung zuläßt, wobei es gleichgültig ist, ob die rechte oder die linke Seite zu schwer belastet wird. Jedes Ausschlagen des Zeigers an der Wage zeigt einen Fehler an in der zur Erfüllung der Gerechtigkeit notwendigen Gleichsetzung.

Wenn nun die irdische Gnade in einer staatsrechtlich festgelegten Eingriffsmöglichkeit des Landesherrn besteht, so kann sie nur dann für unser Gefühl erträglich sein, wenn sie eine höhere, feinere Gerechtigkeit darstellt. Der ihr zugrunde liegende Gedanke ist dieser: Der Gesetzgeber kann nicht alle Möglichkeiten vorweg denken und festlegen, so daß also der Richter bisweilen gezwungen ist, zwar gesetzmäßig, aber doch ungerecht zu strafen. In diesem Falle soll eine höchste Instanz das Recht des Eingriffs haben und die Strafe ganz oder teilweise aufheben dürfen, nicht also, um den Täter der Strafe zu entziehen, einen Teil der Schuld ohne Sühne zu lassen, sondern im Gegenteil: um die Gleichung erst wahrhaft richtig zu gestalten.

Bei gedanklich strengem Aufbau dieses Gnadenrechtes hätte eigentlich ein entsprechendes Gegenrecht des Fürsten aufgerichtet werden müssen, eine Strafe zu verhängen oder zu erhöhen, wenn der Richterspruch die Schuld ganz oder teilweise ungesühnt ließ. In vergangenen Jahrhunderten mag so etwas dunkel gefühlt und in der Kabinettsjustiz vielleicht gelegentlich verwirklicht worden sein.

Während also der strafrechtliche Begriff der Gnade nichts anderes ist, als eine Verfeinerung des Urteils über die gröbere Einstellung des Gesetzes hinaus, finden wir den religiösen Gnadenbegriff völlig anders gelagert: Gott soll die Möglichkeit haben, eine Schuld ganz oder teilweise völlig ohne Sühne zu lassen!

Offenbar ist diese Gnade nichts anderes als ein Zerschlagen der Wage, eine Unrichtigmachung der oben gefundenen Gleichung. Des Brennus Schwert auf die Waren-Seite der Wage geworfen ist nicht gewalttätiger und ungerechter, als es auf der Gewichts-Seite war, denn hier wie dort widerstreitet es dem in jeder Seele unverrückbar liegenden Inbilde der Wahrheit und Ehrlichkeit, das nur durch das Einstechen der Zunge auf der Marke befriedigt werden kann. Die Gleichung wird nicht weniger unrichtig, wenn ich ihre Sühne-, als wenn ich ihre Schuld-Seite überlaste!

Nun hat die Kirche bekanntlich einen gedanklichen Aufbau errichtet, der diese Ungeheuerlichkeit verteidigen soll: Gott nimmt den Opfertod Christi als Sühne für die Schuld der Menschheit an. Sehen wir von der ganz undenkbaren Möglichkeit ab, als ob durch einen Tod die Sündenlast von Millionen Jahren und Milliarden Menschen aufgewogen werden könne, so bleiben folgende weitere Unmöglichkeiten und Ungerechtigkeiten zurück:

Gott strafte, oder was dasselbe ist: erlaubte zu strafen einen nach seiner und der Kirche Überzeugung Unschuldigen. Wie soll ich dies Verbrechen Gottes nennen? Mit dem Worte Justizmord bezeichnen wir ja schon das unbewußt ungerechte, das im allerbesten Glauben irrig verhängte Todesurteil. Ich fürchte, dies hier kann in der Sprache der Rechtspflege nicht anders als Mord genannt werden, und zwar ein Mord, dessen einziger mildernder Umstand das Mitwissen und die Einwilligung des Gemordeten war, dem aber als hundertmal erschwerendere Umstände die Unschuld des Opfers und die Allmacht des Täters gegenüberstanden.

Zu diesem Verbrechen kommt eine Unsinnigkeit, die dem gesunden Gefühl nur schwer vorstellbar ist: Schuld und Sühne liegen hier in verschiedenen Personen! Man schämt sich,

Digitized by Google

die Plattheit hinzuschreiben, daß selbstverständliche Voraussetzung der obigen Gleichung ist: Die Sühne muß auf dem Schuldigen, nicht etwa auf einem anderen liegen. Also selbst wenn ein Tod so viele Verbrechen sühnen könnte, müßte es doch natürlich der Tod des Schuldigen, oder wenigstens eines der Schuldigen, oder wenigstens eines überhaupt Schuldigen sein!

So fällt also der gedankliche Aufbau, den die Kirche unter der Kuppel der göttlichen Gnade errichtet hat, in sich zusammen als undenkbar, unsinnig, ja ungerecht. Er widerstreitet der Vorstellung von Gott, als von einem im höchsten Grade gerechten und weisen Wesen, und man kann nur eines von beiden tun: Entweder die ganze Gnadenlehre ablehnen, oder, wenn sie wirklich in dieser Form wahr sein sollte, Gottes Gerechtigkeit verneinen.

An letzter Stelle will ich noch eine Anschauung erwähnen, die, soweit ich sehe, von der Kirche nicht immer und niemals allgemein geteilt ist, der man aber doch bisweilen begegnet: Wer sündigt, beleidigt Gott. Der Beleidigte hat das Recht und die gedankliche Möglichkeit, diese Kränkungen zu verzeihen. Also wäre die Gnade nichts anderes, als der Verzicht eines Gekränkten auf eine ihm zustehende Genugtuung.

Ich gestehe, daß mir diese Auffassung von Sünde, Gott und Gnade von jeher ganz besonders gegen den Geschmack und das Gefühl war. Ich leugne lebhaft die Möglichkeit, Gott überhaupt beleidigen zu können, so wie ich es ja auch für lächerlich halten würde, wenn ein Erwachsener sich durch ein Kind beleidigt fühlen würde. Aber nein: Kind und Mann sind wenigstens beides Menschen, ich muß mein Bild anders wählen: Kann ein Mensch durch ein Tier beleidigt werden!

Zweitens aber ist doch eine Beleidigung immer nur möglich durch eine Handlung, die mit der Absicht zu kränken geschah. Es ließe sich also, wenn man im übertragenen Sinne von einer Beleidigung Gottes sprechen wollte, dies nur sagen etwa von den Worten des Prometheus:

„Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!",

von der Tat des Herero, der seinen Götzen auspeitscht, von der sinnbildlichen Fällung einer heiligen Linde durch den Großen Karl, oder der ebenfalls sinnbildlichen Niederbrennung einer Kirche durch Attila. Eine Majestätsbeleidigung kann nimmermehr liegen in der Übertretung der Gesetze und der Verordnungen des Fürsten! So ist also die Annahme einer Beleidigung Gottes durch Übertretung des Sittengesetzes gedanklich, begrifflich unmöglich.

Und endlich drittens ersetzt die Vergebung einer Beleidigung ja nicht die Sühne dieser Schuld, sondern kann immer nur bedeuten, daß der Gekränkte die Schuld nicht selbst zu sühnen beabsichtige, sei es durch Anzeige, Zweikampf, Blutrache, Widerschelte oder Abkühlung des bisherigen Wohlwollens. Die Vergebung geht also ganz unabhängig neben der Sühne her, ich kann auch Vergebung erbitten und gewähren vor, neben und nach der Sühne, und die Schuld einer Beleidigung wird durch diese Vergebung weder geringer noch größer.

So stellt sich uns also die Gnade Gottes nach jeder Richtung als ein gedankliches Unding dar. Sie ward erfunden von Schuldbewußtsein, Reue und Furcht vor Strafe. Aber das Gebet um Gnade hat ebensowenig Aussicht auf Erfüllung, wie ein Gebet darum, daß ein Dutzend nicht zwölf Stück enthalten, oder eine Wage das Liter Wasser nicht mit einem Kilo anzeigen solle. Nur Kinder und Bettler sind hoffnungsvolle Toren!

Dr. Börries, Freiherr von Münchhausen

Der Verfasser, dessen Name auch in Türmerkreisen einen vertrauten und hellen Klang hat, bemerkt in seinem Begleitbriefe an den Herausgeber, daß er in diesem Aufsatze einen seit vielen Jahren in ihm erwachsenen religiösen Zweifel niedergelegt habe: „Verträgt Ihre Gemeinde so etwas? — Besonders würde es mich freuen, wenn ein kluger Priester oder Pastor mir antworten würde." D. T.

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Dionysische Politik?

Eine große Reihe deutscher Dichter hat künstlerische und politische Ziele verquickt. Man nennt das zwar „Revolution des Geistes", als handle es sich um Unpolitisches; wer aber genauer zusieht, erkennt, daß die politisch-internationale Revolution dahinter steckt. Mindestens aber wird die Revolution der Künstler von anderen politisch ausgemünzt.

Es ist notwendig, hier einmal die Grenzlinien zu ziehen. Daß der Künstler im Grunde unpolitisch ist, wird zugestanden werden müssen; aber er muß sich über folgendes klar sein: Der Kampf um die Entpolitisierung des deutschen Volkes, die die Künstler erstreben, ist ein politischer Kampf; mindestens nutzen unsere Feinde ihn in diesem Sinne aus. Die Individualisierung, Entnationalisierung, Entpolitisierung der Deutschen dürfte nur dann unternommen werden, wenn alle Völker sich bereit erklärten, unpolitische Wesen zu werden. Man kann unpolitisch nur in einer unpolitischen Welt sein, wie man Pazifist nur in einer pazifistischen sein kann, sonst gerät man unter die Räder.

Ferner: wenn alle Menschen unpolitische Wesen, Künstler würden, wer sollte dann noch arbeiten? Die Künstler, die ihr Interesse richtig verstehen, werden zugeben, daß ihnen nur der verhaßte, starke Staat die Möglichkeit gibt, in Muße ihrer unstaatlichen Arbeit nachzugehen. Die mystische Loslösung des Künstlers vom Staat ist eine Zugabe, die nur ein starker Staat gewähren kann.

Glaubt denn irgend jemand ernstlich, daß aus einem zertrümmerten Staat und einem entpolitisierten Volke nicht doch wieder Politik und Staat aufstehen? Wenn auch in anderer Form? Wir sind nicht allein auf der Welt und können schon darum nicht unpolitisch sein.

Die Kunst selbst ist unpolitisch im Sinne der Partei und im Sinne vorgefaßter Meinungen und soll es bleiben. Das heißt aber nicht, sie solle sich bewußt vom Nationalen abwenden; denn, wie wir gerade heute sehen, gerät sie dann in Gefahr, im Sinne der Förderung feindlicher Ziele politisch zu werden.

Eine Abwendung der Kunst vom Nur-Gesellschaftlichen, das man wohl mit einigem Rechte „Liberalismus" nennen kann, ist zu begrüßen; dafür aber gerade muß sie sich dem Volke zuwenden. Und die echte Kunst tut das ganz von selbst; sie bedarf dazu keiner politischen Aufforderung, die sie allzu leicht wieder in Parteifesseln schlagen könnte.

Ein völliges Abseitsgehen jedoch des einzelnen führt höchstens ins Irrenhaus. Mögliche Menschen können nur in der Gemeinschaft leben, und es kommt eben darauf an, die Gleichgewichtslage zwischen dem Leben und Wert des einzelnen und dem Leben und Wert der Gemeinschaft herzustellen. Das Individuum, solange es verständlich bleibt, ist nie allein, die Gemeinschaft nie ohne Individuen. Nur die fanatische Theorie kann das vergessen, die Wirklichkeit lehrt und bestätigt es jeden Augenblick. Die Verkörperung der Gemeinschaft aber ist nur der Staat. Ein großes Volk kann sich unmöglich mit der Verbrüderung ohne die Basis des Staates begnügen. Die Revolution hat uns den Wert dieser Verbrüderung kennen ge-

Digitized by Google

lehrt. Sie bleibt in den Klassen stecken. Erst eine staatliche Basis begründet die Brüderlichkeit über die Ballung begehrlicher Komplexe hinaus, der Staat als Verkörperung eines übergeordneten Wertes für alle. Legen wir die Scheu vor dem „abstrakten Ungeheuer" Staat (Nietzsche) ab! Gewiß, der Staat soll nicht alles verschlingen; aber er darf auch nicht ausgehungert werden, indem wir den anderen Abstraktis „Mensch" und gar „Menschheit" nachjagen.

Es ist vielleicht möglich, aber nicht wünschenswert, daß alle Menschen Dilettanten werden; ganz unmöglich ist es, daß sie alle Künstler werden. Versailles belehrt uns peinlich darüber. Also kann die Parole für alle Deutschen mit Einschluß der deutschen Künstler nur lauten: Gebt dem Staat, was des Staates ist, und der Kunst, was der Kunst ist.

Ein Individual-Leben, das sich vom Staat überhaupt loslöst, kann kein höheres mehr sein: es artet in Vegetieren aus. Für die große Masse des Volkes gilt das durchaus. Und was nützt uns Deutschen eine menschliche Verbrüderung, wenn wir nichts mehr haben, wenn unsere Wirtschaft ruiniert ist? Was nützt uns gefühlsweiche Verbrüderung an unserem Grabe, um das hohnlachend die Feinde stehen?

Scheuen sich denn jene Mystiker, die nicht nur sich selbst, sondern auch die Volksgenossen dem Staatsgedanken entfremden wollen, im mindesten, Einrichtungen in Anspruch zu nehmen, die nur der gehaßte Staat ermöglicht? Ja, wünschen sie auch nur, daß diese Einrichtungen verschwinden? Man denke etwa an die Eisenbahn. Wenn alle Individuen autonom sind und jede Heteronomie verschwunden ist, dann ist auch jede Möglichkeit des Volkes und der Volkswirtschaft verschwunden. Gewiß soll erwogen werden, wie man den Druck der Heteronomie möglichst wenig spürbar macht; aber gerade eine Erleichterung des Druckes ist nur dann möglich, wenn jeder sich als Glied und Träger des Staates fühlt, oder ... wir müssen darauf verzichten, noch in irgend einem Sinne ein selbständiges Volk zu sein. Volk und Staat gehören untrennbar zusammen, und man kann nur darauf hinarbeiten, daß sie sich möglichst decken. Ohne Volk geht der Staat zugrunde, ohne Staat geht aber auch das Volk zugrunde.

Der dionysische Einzel-Taumel, der in den Händen der Menge unfehlbar zum niedrigsten Egoismus des Triebes wird, ist vielleicht ein Rückschlag gegen das Maschinen-Zeitalter. Man mache sich aber klar, ob Kultur ohne Zivilisation, ohne Technik möglich ist. Wollen wir wirklich in den Osten, wollen wir in Hütten wohnen und in Wüsten, wo uns keine Eisenbahn erreicht? Denn offenbar ist dieses dionysische Benehmen nur in einem primitiven Hirtenvölkchen möglich, aber nicht in einem modernen Staatsvolk. Man stelle sich einen dionysischen Lokomotivführer vor! Einen dionysischen Staatslenker, der in „neovitalistischer" Begeisterung das nackte Leben, also schließlich das Fleisch anbetet! Wir würden herrlich entgleisen und in Abgründe springen mit ihm.

Wir haben nur die Wahl, dionysisch ohne Technik zu leben oder vielmehr zu sterben, oder technisch-geordnet ohne das Dionysische zu leben. Eine Synthese ist hier nicht möglich, es sei denn die, die Technik mit in das Programm der Apokalypse zu spannen und zur Propaganda für den Weltuntergang zu verwenden, die ja von vielen Seiten eifrig betrieben wird.

Die Künstler mögen treiben was sie wollen, mögen das „Objekt deformieren" und den Dingen „die Eingeweide herausreißen" (Schlagwörter der Expressionisten), mögen am Mantel des Todes neugierig zerren ... aber sie sollen die Finger von der Politik lassen! Den Staat deformieren ist ein Verbrechen (ihn reformieren wäre verdienstlich, aber weil sie dies nicht können, tun sie jenes), und ein Rückfall hier in „Neger-Einfachheit" durchaus unangebracht. Eine Maschine gehört nicht in die Hand der Kinder, die sie deformiert. Die Maschine würde sich rächen. Und vor dieser Rache würden die für Mord, Pest und Weltuntergang begeisterten Dionysischen als erste ihren heiligen Leichnam in Sicherheit bringen.

Rudolf Paulsen

Digitized by Google

Neue Lyrik

Inmitten des dröhnenden Weltgewitters, das vernichtend über uns hereingedämmert ist, hat wie ein Vogel unter schützendem Laubdache die Lyrik ihre verlangende Stimme erhoben — mahnend oder tröstend, friedsam oder schmetternd. Es ist freilich nur wenig, was die unmittelbare Gegenwart überdauern wird, wenig von dem vielen, was sich berechtigt wähnte, bemerklich zu werden; und auch die engere Auswahl, die hier vorgenommen wurde, vermag nicht durchweg Bedeutsames zu nennen. Unter diesem Vorbehalte nur ist es möglich, eine wohlwollende Teilnahme zu beweisen und anderseits alles abzuwehren, was unnütz oder anrüchig erscheint. Ohnehin ist ja das Amt dessen, dem die Aufgabe gestellt ward, Gedichtbüchern ein Urteil mitzugeben, eine überaus schwierige und peinliche, denn die Glocke der Seele, angerührt von dem schwingenden Worte des Dichters, gibt andere Erwiderung bei heller Luft als beim düstern Sturme. Man ist nicht immer gewiß, ob man einem Werke die geforderte Bereitwilligkeit entgegenbringt ...

Als erster mag Richard Dehmel genannt werden, der mit einer stark erweiterten Auflage seines Buches „Schöne wilde Welt“ hervorgetreten ist (Verlag S. Fischer, Berlin). Es fügt dem Bilde dieses Dichters keine neuen wesentlichen Züge hinzu. Ich glaube, seine Entwicklung liegt abgeschlossen; was er noch zu geben hat, stellt sich als Paralipomena dar. Immerhin beweist es die Stärke und Fülle seiner Begabung, daß man niemals Ermüdung oder Überdruß verspürt. Gegen Dehmels ragende Bedeutung wird sich kein Erkennender verschließen; dennoch darf ich nicht leugnen, daß mich etwas Krampfhaftes, Überhitztes in seiner Art immer ein wenig ferngehalten hat. Niemals bin ich seiner von Herzen froh geworden, so ehrfurchtgebietend und ernst ich auch seine ringende, grüblerische Persönlichkeit im Kampf der Zeiten empfunden habe. Sein Humor erwärmte mir niemals das Gemüt, und so stehe ich in diesem letzten Buche solchen Stücken wie „Der gestörte Nachtwandler“, „Stilleben“, „Die neue Würde“ durchaus abwehrend gegenüber; ich vermisse die Befreiung, die selbstverständliche, leichte Überlegenheit. In den größeren Dichtungen „Die Hafenfeier“ und „Die Musik des Mont Blanc“ hallt eine weitschwingende, hymnische Melodie. Tönende, kräftige, bildhafte Verse, wie sie nur Richard Dehmel gelingen. Mitunter freilich störte mich das Beschreibende, Übermäßige, und eine Strophe wie die:

Der grüßt sich höflich durch die Spaliere
der Würdenträger, Damen, Kavaliere,
Schutzleuten, Kurtisanen p.p. ...

erscheint mir beinahe wie eine gereimte Zeitungsnotiz; das Gefühl des Zusammengesuchten, Aneinandergeklebten will mich nicht verlassen. Die ausgeglichensten, reifsten Stücke dünken mich die kleinen, liedhaften Verse zu sein; da findet man Kostbarkeiten, die sich der Erinnerung unverlierbar einprägen: Märzlied, Verklärung, Aufrichtung, Nachglanz, Nachtgebet, Feierabend, Der Schwimmer, Beseligung, manche der klargeschliffenen Sprüche. Unter den Kriegsliedern stehen einige besonders mannhafte; das „Lied an Alle“ greift unmittelbar in die heilige Not der Tage. Dagegen berührt mich die Lobpreisung christlicher Symbole nicht immer wahr und reinlich; besonders, da sich auch ein recht unerquickliches „Neudeutsches Kirchenlied“ in der Verherrlichung des Judentums gefällt.

Mit besonderer Liebe gedenke ich der während der Kriegsjahre erstandenen Dichterin Ina Seidel, die im Verlage Egon Fleischel, Berlin bisher drei Bücher veröffentlicht hat, die ein stetes Wachsen, ein Ausbreiten und Verinnerlichen dartun: „Gedichte“, „Neben der Trommel her“ und „Weltinnigkeit“. Der Titel des letzten Heftes könnte auch den übrigen beiden zugeteilt sein, denn überall zittert eine tiefselige Hingabe, ein mildes Anver-

Digitized by Google

trauen, ein frommes Lauschen und Danken. Die Melodie dieser Verse gleitet mitunter wie ein Raunen aus Halbschlummer vorüber, mitunter auch wie ein ergriffenes Jubilieren und Beten. Ina Seidel weiß sich eins mit allen Dingen, herzlich und rein verbunden. Ihr ward die starke Gewißheit:

... daß ich Jesus, Ähren, Städte, Pferde,
Ja, Afrika und Indien ganz ergreife,
Wenn ich den Boden mit den Füßen streife,
Wenn ich mich schmiege an mein Anteil Erde.

Immer wieder klingt diese Gläubigkeit als tragender Herzschlag durch ihre Strophen; und auch in jenen Liedern, die sie den Schrecken des Weltkrieges gesungen hat, ist nichts von äußerer Gebärde, von Geschrei und aufgerissenen Augen; auch dort glüht das wahrste, deutscheste Mitgefühl, das Einbeziehen in den großen, ewigen Zusammenhang alles Lebens. Es ist ein schönes Lob, das man Ina Seidel zuerkennen muß, daß in den drei Büchern, die so rasch aufeinander folgten, ein treues Aufblühen zu erkennen ist. Immer wissender, immer klarer tönt ihr Gedicht, um schließlich die letzten Zufälligkeiten abzustreifen. Gerade in dem dritten Bande erscheint sie vollendet und am Ziele. Wenn ihr auch größere Formen gelingen, balladenhafte Strophen (Schmerzensreich unter den Menschen, Spiegelmärchen, Besuch beim Schnatermann), so ist ihrer Art doch die knappere, sanftere Weise gemäß. „O, Einklang aller Welt mit meinem Blut ...!" — dieses große Staunen, dieses innige Ergriffensein wirbt mit feinster Eindringlichkeit.

O Korn und Wein, — Gleichnis der vollen Erde
In dich verklärt, — Stein, Pflanze, Tier und Weib.
„Nehmt hin und eßt!" O, göttliche Gebärde, —
Nehmt hin und eßt, dies Alles ist mein Leib!

Ihr ähnlich an Gottempfinden, an kosmischem Einheitsgefühle sind zwei andere Dichter; vor allem Wilhelm von Scholz in seinen „Neuen Gedichten" (Verlag G. Müller, München). Er ist ein Hieronymus, ein Eremit, ein Abseitiger. Man erkennt es, daß er von der deutschen Mystik seinen Ausgang nimmt. Seine Lyrik schwebt mit Wolken und Winden; sie gleicht einem schattenden, einsamen Baume, in dessen Zweigen seltsame Melodien vorüberrauschen. Sie ist streng und manchmal ein wenig herb. Und dennoch umfängt sie uns wie leises Dämmerlicht; alle Dinge verlieren die schroffen Ecken, lösen sich zu namenlosen Gebilden. Die chaotische Fülle der Inbrunst wird in sichere Verse gebannt; die Sprache ringt nach bezeichnenden Lauten; zusammengesetzte Beiwörter suchen eindeutige Bestimmung zu geben: hauchkühl, rauchdunkel, raumgrau, abendbraun. Es ist durchaus Gedankenlyrik, und darum kommt sie nur wenigen entgegen, — eigenwillig und visionär, wie sie sich darstellt. Daneben wieder kostbar beseelte kleine Naturbilder, in denen man verborgene Quellen aufrinnen zu hören vermeint. Unverlierbare Gleichnisse, einfach und selbstverständlich. Ein Blinder lauscht den Schritten eines Vorübergehenden:

Mißtrauisch spähte sein Hinterkopf
statt des erloschenen Gesichts.

Auch Christian Morgenstern, der inzwischen Verstorbene, war ein Gottsucher, der schließlich in der Theosophie Heil und Sicherheit gesehen. Sein letztes Versbuch „Wir fanden einen Pfad" (R. Piper, München) ist Rudolf Steiner zugeeignet. Im Gegensatze zu Wilhelm von Scholz gelingt Morgenstern nicht immer die runde, sichere Geschlossenheit; mir will scheinen, daß er des öfteren mehr verkünden wollte, als was er auszudrücken imstande war. Auch ihm ist es um Abgeklärtheit zu tun, um Erkenntnis des Letzten und Ewigen. Wenn der Eindruck nicht immer ein unmittelbarer und reiner ist, so rührt dieses Empfinden eben von der nur allzu

Digitized by Google

häufig brüchigen, ungeläuterten Formgebung her. Und dennoch weiß man, daß man sich diesem Führer wohl anvertrauen darf. Denn eben seine Ehrlichkeit, sein abwegloses Streben lassen ihn so treu und wacker erscheinen, so daß man seiner gern Erwähnung tut.

Minder befriedigte mich Ernst Lissauer. Ich erwähne nur nebenbei die kleine Auswahl aus seinen Gedichtbänden, die unter dem Titel „Der brennende Tag" erschien, und nenne zunächst die Sammlung „Bach" (wie alle Bücher Lissauers bei Eugen Diederichs, Jena, erschienen), die in Idyllen und Mythen die Gestalt dieses deutschesten, gotterfülltesten Musikers zu umschreiben und darzustellen unternimmt. Wenn im „Strom" Lissauers Kräfte sich am reinsten und sichersten zeigten, so ist seine Art allgemach zur Manier erstarrt. Ich zum mindesten habe nicht den Glauben; ich fühle Worte, aber keine Seele. Gewiß — all das, was hier in Versen erzählt wird, verdient Beachtung, vermag aber nicht unmittelbar zu berühren und sich zu enthüllen. Viele gescheite Bilder und abgewogene Rhythmen — und dennoch: von der Ewigkeit, die gerade in Bach emporklang, vernehme ich keinen Widerhall ... In den „Ewigen Pfingsten" versucht es Lissauer dann, auch Goethe, Luther und Beethoven zu bannen, und auch hier kann ich mich der Erkenntnis nicht verschließen: all diese Verse wurden von einem bewußten, allzu bewußten Dichter geformt, dem vor allem eines fehlt — die Psalmen beweisen es am sichersten —: die Liebe, die innige Anteilnahme, die seelische Forderung.

In einem starken Bande hat Richard Schaukal seine Gedichte gesammelt (Georg Müller, München). Man erkennt, daß auf den 417 Seiten gar mancherlei gedruckt ist, dem die Berechtigung mangelt, das besser nicht wieder den Weg zur Öffentlichkeit gefunden hätte. Man fühlt zwar ein löbliches Verlangen nach Schlichtheit, nach Läuterung; anderseits freilich verirrt sich dieses Streben allzu rasch ins Allgemeine, Nebensächliche, Leicht-fertige. Die Wahrheiten, die er sich zu künden angelegen sein läßt, bleiben blaß und harmlos, ohne Nachdruck und Gültigkeit. Allerdings, dies zu leugnen wäre arglistig, gibt es auch eine Reihe eindringlich runder Gedichte; es sind namentlich diejenigen, die durch das große Geschehen des letzten Krieges bestimmt wurden. Die Sonette „Deutsche Denkmale" zeigen uns den Schaukal, den wir bereits aus seinen wunderwürdigen Heredia-Übertragungen kennen: streng, gemessen, überschauend. Die Hälfte des Umfangs wäre diesem Buche günstig gewesen, das uns — trotz aller Ausstellungen — einen eifrig bemühten, redlichen Dichter offenbart, dem wir besonders Ruhe und langsame Entwicklung wünschen.

Aus dem Nachlaß des im Kriege gefallenen Walther Heymann ist ein Versbuch „Von Fahrt und Flug" zusammengestellt worden (Georg Müller, München); ich fand nicht den unmittelbaren Weg zu diesen Gedichten, die — trotz angenehmer Ehrlichkeit — ein wenig blaß und geduckt anmuten. Stücke wie „Lionardo", „Hieronymus im Gehäus" oder „Melancolia" verraten hohes Wollen, wie denn alle reflektiven Verse bedeutsamer wirken als die rein liedhaften, leichten und hellen.

Die „gesammelten Dichtungen" von Christian Wagner (Strecker & Schröder, Stuttgart) werden den Freunden dieses stillen Bauerndichters gewiß willkommen sein. In der Kunst freilich gilt immer nur das Wie, nicht das Woher; und wenn man die Tatsache, daß Wagner ein Landmann gewesen, abseits läßt, so bleibt wohl manches Bedenken, manche leise Ablehnung zurück. Herzlich berührt das inbrünstige Suchen nach dem ewigen Weltzusammenhange, nach der großen, umfangenden Einheit; gerade das Ungelenke, Fragende weckt des Lesers Rührung und Teilnahme. Und so gibt es auch eine Reihe von Gedichten, die man mit freudiger Zustimmung gelten lassen muß, z. B.: Freudenglaube, Himmelsleiter, Spätes Erwachen, Im Tannwald, Ewige Wandlung, Seligkeitswanderungen. Um solcher klaren Gläubigkeit willen übersieht man willig das Eckige, Überflüssige, Flache; man verspürt doch tiefdeutsche Sehnsucht und Traumseligkeit, überglänzt von indischen Seelenwanderungsgedanken und kosmischer Innigkeit.

Digitized by Google

Durchaus katholisch-romantisch zeigt sich Alexander von Bernus in seinen Hymnen „Maria im Rosenhag“ (Musarion-Verlag, München). Wie bunte Kapellenfenster glänzen diese Lieder vorüber, mitunter wohl allzu farbig und sinnenfreudig; zwischendurch aber singt es scheu und bebend, und gerade diese leisen Lieder sind es, die uns das Büchlein lieb erscheinen lassen, ohne jedoch unmittelbar zu berühren.

Erika von Watzdorf-Bachoff bietet in ihrem lyrischen Tagebuche „Das Jahr“ (Gustav Kiepenheuer, Potsdam) edle, im wahrsten Sinne vornehme Verse; man empfindet, daß hier zuchtvolle, in sich beruhende Kunst gespendet wurde. Sorgsam geformte Rhythmen, klarumrissene Bilder prägen sich dem sinnenden Leser nachhallend ins Gedächtnis. Namentlich jene Gedichte, welche dem Werden und Wunder der Natur geweiht sind, zeigen überall Berufung und treues Künstlertum. Erika von Watzdorfs Name wird aller Wahrscheinlichkeit nach häufig mit Achtung und Freude zu nennen sein.

Auch Nora Brauns „Sonette und Balladen“ (G. Kiepenheuer, Potsdam) verdienen Lob und Anerkennung. Besonders die streng gefaßten Gedichte zeichnen sich durch Eigenart und gebändigtes Erlebnis aus; den Balladen mangelt dagegen manchmal das Knappe, Sichere, Schlagende; Ballade ist nicht Darstellung, sondern Konzentration; hier gilt nicht das volle, sondern das starke Wort.

Die „Sonette“ von Hertha König (Insel-Verlag, Leipzig) haben mich oft und linden Klanges umsponnen. Man ist in unseren Tagen mißtrauisch geworden gegen vorgefaßte, geregelte Formen; man ist nur allzu geneigt, die ungebärdigen Schreie des Expressionismus als Gewinn und Fortschritt zu werten, die ungebundenen Rhythmen und hingestammelten Verszeilen um ihrer selbst willen zu fordern und hochzupreisen. Die Gestalt des Sonetts erheischt freilich innere Arbeit, Selbstzucht, weise Beschränkung, und darum mag sie jetzt nur Achselzucken und Ablehnung begegnen. Jedenfalls beweist Hertha König, daß sie Empfindungen und Gedanken rein, durchsichtig klar und dennoch beseelt zu formen versteht; und somit haben ihre Verse Dauer und Geltung, denn sie stehen abseits von allem Zufall. Dagegen habe ich ihrem schmalen Bändchen „Blumen“ (ders. Verlag) mindere Teilnahme geben können, wenngleich natürlich auch hier Schönheit und Anmut erblühen.

Ich nenne noch Regina Ullmann, deren spröde, zumeist in reimlosen Freiversen geschriebene „Gedichte“ (Insel-Verlag, Leipzig) nur langsam dem aufhorchenden Leser entgegenkommen. Nicht immer scheint mir der Wille der Schaffenden in dem fertigen Gebilde aufgegangen zu sein; die innere Melodie, das Gleichmaß sind wohl nicht überall gefunden, — aber diese nordisch verschleierten, sinnenden Flüsterworte wirken wie eine Weise von Brahms: etwas eigenwillig und schwer, rückblickend und nachträumend einem verlorenen Glücke....

Gustav Falke bestimmte noch selbst sein letztes Versbändchen „Das Leben lebt“ zur Drucklegung (G. Grote, Berlin). Es bietet für den Kenner dieses gütigen, treuschlichten Dichters wenig Überraschendes und Neues; keinen Aufstieg, keinen Sonnensieg. Aber man hält es dennoch wehmütig und dankbar in Händen; lauscht den spätsommerlichen Klängen, in denen schon, wie Herbstfäden, Wendungen des alten Goethe vorüberschwingen, entzückt sich an den heiteren Kinderversen, freut sich der vaterländisch aufrechten Gesinnung des schon körperlich Gebrochenen.

Der Schweizer Fridolin Hofer zwingt uns zu ehrlicher Bewunderung. Namentlich sein erstes Buch „Im Feld und Firnelicht“ (Jos. Kosel, Kempten i. Bayern) ist durchweht von heller, freier, labender Luft. Die ewigen, hohen Berggipfel leuchten herein; die Erde ist nahrhaft und würzig, voll dem Duft der Verheißung. Stücke wie „Der Föhn“, „In Gärung“, „Novembertag“, „Heimlicher Zauber“, „Nächtliche Szene“, „Spätes Pflügen“, „Die Flamme“, „Glühende Asche“ beweisen eine seltene Vollendung, klaren Blick und gereiftes Künstlertum. In seinem zweiten Bande „Daheim“ erscheint der Dichter stiller, nachdenksamer, und hier finden sich wohl auch ein paar schwache Verse, ohne jedoch einen merklichen Abstieg zu ver-

Digitized by Google

Nach einer Radierung von Hans Thoma

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

raten (Verlag Eugen Haag, Luzern). Ein so knappes, bildhaftes Gedicht wie „Schildwache“ bleibt unvergeßlich:

Mit verworfnem Mittnachtſpuke
Fegt der Föhn durch das Gefild.
War's nicht, ob ein Schwerthieb zucke?
Aus zerfetzter Wolkenluke
Klemmt ein Berg den weißen Schild.

Drei Heften einer neuen Sammlung „Dichtungen und Bekenntniſſe aus unſerer Zeit“, die S. Fiſcher, Berlin, eröffnet, ſtehe ich einigermaßen ratlos gegenüber. Weder der Sammlung „Tiefer als Liebe“ von E. A. Rheinhardt, noch der „Unterwelt“ von Iwan Goll kann ich immer das grammatikaliſche Verſtändnis entgegenbringen. Es iſt mir zweifelhaft, ob Komik oder Ernſt beabſichtigt ſind; im Grunde empfinde ich dieſe Verſe als unecht, wurzellos, vertrocknet. Und auch die „Verbannung“ von Max Herrmann blieb mir fremd, trotz angenehmerer Deutlichkeit. Einige gute Zeilen vermögen nicht den unreinen Geſamteindruck aufzuwiegen. Ich habe mich vergeblich bemüht, Aufmerkſamkeit und Teilnahme aufzubringen.

Zwei Bändchen von Hans Brandenburg brauſen voll ungezügeltem, beſinnungsloſem Sinnenüberſchwange. Während „In Jugend und Sonne“ ein paar hübſche, freundliche Stücke birgt, wie „Im Kirſchbaum“, „Mit Mozart“, „Mona Liſa“, „Sonnenſturm“, bietet das zweite „Einſamkeiten“ (beide bei Georg Müller, München) zumeiſt in hohem Grade unerquickliche Gedichte, die zum Teil widerlich, zum Teil humoriſtiſch anmuten. Pubertätskrämpfe, die man nicht der Öffentlichkeit kundtut ...

Nicht immer verſtändlich waren mir die Gedichte „Wandlung und Verkündigung“ von Ludwig Strauß (Inſel-Verlag, Leipzig). Sie gemahnten mich an Hölderlins Art, ohne jedoch deſſen helleniſche Reinheit und mildes Ebenmaß zu erreichen. Manchmal mußte ich ſogar des erkrankten Hölderlin gedenken, wenn mir der Sinn der Zeilen undeutlich und verſchloſſen war. Soweit ich zu urteilen vermag — und es wäre unrecht, eine endgültige Entſcheidung zu wagen —, verſucht Ludwig Strauß mehr als er vermag. Die gelaſſene Abſeitigkeit erinnert ein wenig an die feuchte Wärme des Glashauſes; an reich entfaltete, aber duftloſe Blüten, die man vor der freien Luft ängſtlich wahren und verſchließen muß. — Auch Däublers „Sternenkind“ (Inſel-Verlag, Leipzig) muß ich aus dieſem Grunde abſeits laſſen.

Zum Schluß ein paar Bände, die ſich mit einem kurzen Hinweiſe begnügen müſſen. Karl Hauptmanns ſpröde Sonette „Dort wo im Sumpf die Hürde ſteckt“ (Kurt Wolff, Leipzig) haben mich, um das vieldeutige Fremdwort zu gebrauchen, lediglich intereſſiert. Zwei Bändchen aus der Sammlung „Der jüngſte Tag“ desſelben Verlegers ließen mich aufhorchen. Gottfried Kölwels „Geſänge gegen den Tod“ erfreuen durch überraſchend klargeſehene, ſelbſtändige Bilder (Vor der Brücke, Stiller See, Die Sicheln, Die Turmuhren, Dunkle Nacht), während in Eugen Roths Heftchen „Die Dinge, die unendlich uns umkreiſen“ beſonders die Lieder auf den gotiſchen Dom gelungen erſcheinen.

Bei Egon Fleiſchel erſchienen zwei ſchmale Sammelbändchen; Börries von Münchhauſen gab eine Feldausgabe „Alte und neue Balladen und Lieder“, die uns dieſen Meiſter des erzählenden Gedichtes in dankbare Erinnerung bringen, und Cäſar Flaiſchlen eine Auswahl „Heimat und Welt“, deren unbedenkliche, kampfloſe Fröhlichkeit, die ſich ſchon in den zahlreichen Vorſprüchen ziemlich aufdringlich darbietet, mir wenigſtens immer etwas ermüdend und flach geblieben iſt.

Ernſt Ludwig Schellenberg

Digitized by Google

Am Wendepunkt des Zeitromans

Soviel steht fest: Der Kriegsroman hat Fiasko gemacht. Er war eben ein Kind der Zeit, mußte mit dieser stehen, mit dieser fallen, und beliebt ist er im allgemeinen nicht gewesen. Dennoch war er eine Art kulturgeschichtliche Notwendigkeit.

Zu Anfang des großen Ringens wurde mit Hartnäckigkeit die Frage behandelt, wie sich das Kunstleben der Gegenwart zu den großen Zeitereignissen stellen solle. Es wurde zu ergründen versucht, ob die aufrüttelnden Weltgeschehnisse so befruchtend und anregend auf die Schaffenden wirken würden, um ein neues starkes Kunstwerk hervorzurufen, das, ein Spiegelbild der Zeit, völlig in dieser ruhte. Dabei war dieses aus der Zeit herausgewachsene Kunstwerk eine ganz einfache Folge der Tatsachen, denn der Krieg schob sich so gebieterisch in die Menschheitsgeschichte hinein, wie eine gewaltige Mauer, um die niemand herum konnte.

Und gerade für den Roman, dessen Wirkungsbereich oft nur zu dürftig und abgegrast schien, schuf der Krieg ein neues lohnendes Feld, das zu bebauen außerordentlich reizte. Hier ließ sich alles Geschehene in behaglicher Breite und am glaubwürdigsten ausdrücken, hier war eine Anhäufung der leidenschaftlichsten Gefühle möglich, hier fand der literarische Führer eine blühende Grundlage für seine Phantasie, soweit er das große Geschehnis erfaßte oder doch sich einbildete, es erfaßt zu haben. Die Kriegspsychose ist ein ungemein feines Instrument, das jetzt dem Psychologen und Dichter plötzlich vertraut wurde und das er teils dahin ausnutzte, das gewaltige Erleben getreulich festzuhalten, teils auch das Feuer vaterländischer Begeisterung und heiligen Zornes zu schüren und zu erhalten. Diese Aufgabe war für ihn die gegebene, solange sich eben der Sieg erhoffen ließ. Es ist kein Vorwurf für den Dichter, der hierin eine heilige Pflicht für sich erblickte und so seine Kunst zu einem politischen Werkzeuge machte. Aus jener Zeit heraus mußte das so sein.

Aber der Dichter schrieb eine falsche Rechnung, und so hat der Kriegsroman Fiasko gemacht. Und das nicht etwa seit heute erst oder seit dem verhängnisvollen Zusammenbruch im November. In England wird heute der Kriegsroman von den Verlegern abgestoßen, von den Sortimentern geräumt, vom Publikum verschmäht. In dieses Stadium war jedoch das deutsche Publikum schon lange eingetreten. Auch die Fülle des Kriegserlebens macht stumpf; das ewige Hinschwanken auf einem Boden, der sich sehr bald als noch begrenzter erwies, als das alte abgegraste Feld des Friedensromans seligen Angedenkens, erzeugte jene symptomatische Übersättigung, die uns bei einer zeitlich abhängigen Kunst fast stets überfällt. Reinstes künstlerisches Genießen bietet eben nur das tendenzlose Kunstwerk, das um seiner selbst willen da ist, und zu dieser Art gehörte der Kriegsroman nicht. Endlich auch haben die Zeitereignisse alle Voraussetzungen, von denen er ausging, alle Tendenz, die er verfolgte, über den Haufen geworfen und mit ihm selber ein Ende gemacht. Und so wäre die Tendenz, die zum Kriegsroman führte, heute endgültig ein überwundener Standpunkt?

Gewiß, der Krieg ist überwunden und seine Ausflüsse segenvoller oder gefährlicher Natur sind dahin. Rudolf Stratz prägte zu Beginn des Kampfes das Wort, die Zeit vor dem Kriege sei jetzt historisch, und alles, was über die Zeit vor dem Kriege geschrieben werde, sei nichts weiter als ein historischer Roman. Eine sehr feine, und doch eine etwas „boomerante" Logik. Denn heute ist auch der Krieg historisch — hiernach. Schließlich aber war der Krieg auch nur die zeitweilige Unterbrechung eines Dauerzustandes, nämlich des Friedens, oder richtiger, erst der Auftakt zu einer neuen Zeit, die unter schweren Erschütterungen des Menschheitskörpers, noch schemenhaft, heraufdämmert.

So wird auch der moderne Dichter heute manches zum alten Eisen werfen müssen, was zu seinem liebsten Rüstzeug gehörte. Ausgestorben für die Gegenwart ist z. B. der Leutnant alten Stiles, den uns einst keiner nachmachte, versunken der kleine intrigendurchtränkte

Digitized by Google

Hof unterhaltsamer Residenzromane, — versunken so manches, an dem schon lange der Staub der Jahrhunderte hing. Denn der Krieg hat auch mit manchem toten Plunder und den Puppen der Vergangenheit aufgeräumt, nur den armseligen Rahmen, in dem sie tanzten, den Unterhaltungsroman hat auch er nicht beseitigt. Der neue Zeitroman wird nun wohl andere Wege einschlagen; er wird vielleicht etwas rot, vielleicht sehr prosaisch werden; oder er wird über den angenehmen Aufenthalt in dieser Gesellschaft der Revolutions- und Kriegsgewinnler mit einem beißenden Spott abrechnen, mit dem Ziel, gleichzeitig auch den Materialismus zu treffen. Aber an seiner Stirne wird wenigstens das Wort nicht verzweifelnder Hoffnung stehen: Erlöse uns von dem Übel! ...

Berta Witt

Das Theater und die Gemeinschaft

Auf keinem Kunstgebiete haben die Sozialisierungsbestrebungen einen solchen Umfang angenommen und werden so leidenschaftlich betrieben, wie im Theater. Gewiß liegt das zu einem guten Teil daran, daß das Theater die auffälligste Form gesellschaftlicher Unterhaltung ist und bisher in weitem Umfange ein Vorrecht der Besitzenden oder gesellschaftlich hervorragenden Klassen gewesen ist. Es ist auch da die Losung aller Revolutionen wirksam: Platz da, daß ich mich hinsetzen kann. Aber neben alledem ist dabei doch auch die Erkenntnis oder wenigstens das instinktive Gefühl wirksam für die Bedeutung, die das Theater für die Allgemeinheit haben könnte. Und zwar für die Allgemeinheit als Ganzes, als Gemeinschaft.

Es darf nicht übersehen werden, daß gerade auf diesem Kunstgebiete ersichtlicher und wirksamer als auf andern die organisierten Massen des Proletariats schon seit Jahrzehnten zur Selbsthilfe gegriffen haben, daß also gerade hier, wenn nach dem Staate gerufen wird, es weniger aus der Selbstsucht des einzelnen als aus einem Gemeinschaftsgefühl heraus geschieht. Damit treten diese Bestrebungen in eine Wunschreihe, die seit mehr als anderthalb Jahrhunderten in den führenden Geistern des deutschen Theaters ihre Fürsprecher und Vorkämpfer gefunden hat. Seit Lessings „Hamburgischer Dramaturgie“ ist der Ruf nach einem deutschen Nationaltheater immer wieder erschallt, und eine Fülle von Arbeit ist auf seine Befriedigung verwendet worden.

Trotzdem herrscht keineswegs Klarheit über den Kern des Problems eines Nationaltheaters, und auch mit der Ausprägung dieses alten Wunsches in die Form der Sozialisierung des Theaters ist diese Klarheit nicht eingetreten.

Mit besonderem Nachdruck wurden bis jetzt diese Sozialisierungsbestrebungen von den am Theater irgendwie schaffend Beteiligten ins Werk gesetzt, angefangen von den Bühnenarbeitern bis zu den dramatischen Dichtern. Sie alle erheben Forderungen an das Theater. Höhere Entlohnung, besondere Tarif- und Arbeitsverträge, Theaterräte, seitens der Dramatiker allerlei Kartellierungen und Ansprüche an die Allgemeinheit für die materielle Sicherstellung der Theaterdichter — das sind nur einige Stichworte, die alle mit dem Kehrreim „Gemeinschaft“ verbunden sind, in Wirklichkeit aber nur Sonderwünsche decken, deren Erfüllung für die künstlerische und ethische Bedeutung des Theaters im Gesamtleben des Volkes keine wesentliche Änderung herbeiführen würde. Die Allgemeinheit steht denn auch allen diesen Dingen trotz ihrer ausgiebigen Behandlung in der Presse mit Recht gleichgültig gegenüber.

Weit wichtiger ist der Allgemeinheit die andere Auffassung der Sozialisierung des Theaters, durch die die bestehenden Theater ihr zugänglich gemacht, gewissermaßen zu „Volksbühnen“ umgewandelt werden sollen. Auch hier ist schon viel Wasser in den anfänglich hoch schäumenden Wein der Begeisterung gemischt worden. Wenn schon überhaupt, so ist doch gerade

Digitized by Google

in sozialdemokratischen Kreisen ganz besonders viel mit Schlagworten und Zitaten gearbeitet worden. Der Hinweis auf das griechische Theater war immer sehr beliebt, zu dem jeder Staatsbürger freien Zutritt hatte, und der Ruf: „Die Kunst oder das Theater gehört dem Volke", ist immer und überall nur als ein Anrecht, nicht als eine Verpflichtung verstanden worden. Man war denn auch sehr schnell dabei, die bisherigen Hoftheater zu Staats- oder Landestheatern zu erklären; damit war man aber bereits am Ende der Weisheit angelangt. Trotzdem man diese bisherigen Luxustheater zu Volksbühnen erklärte, ist ihr Betrieb infolge der allgemein gesteigerten Lohnforderungen gerade der mitwirkenden Masseneinrichtungen (Chor, Orchester, Bühnenarbeiter) noch teurer geworden. Statt der bisherigen bequemen Programmreden mußten jetzt im Kultusministerium Berechnungen aufgestellt werden. Da ergab sich z. B. für Berlin, daß man an den beiden bisher königlichen Theatern bei höchster Ausnutzung aller Möglichkeiten jährlich siebenhundert Vorstellungen veranstalten könnte. Wenn alle Plätze täglich ausverkauft würden, würde jeder der in Betracht kommenden Großberliner zwischen vierzehn und siebzig Jahren jährlich 0,82 mal ins Theater kommen können. Würde dabei für das Opernhaus der immerhin noch hohe Durchschnittspreis von 5,50 ℳ, für das Schauspielhaus 2,80 ℳ für den Platz erhoben, so blieben von den Gesamtkosten immer noch 3 250 000 ℳ jährlich ungedeckt, für die also Staat oder Gemeinde eintreten müßte. Das Platzverhältnis wäre ja natürlich günstiger zu gestalten, wenn auch eine größere Zahl der anderen Theater zu Staatstheatern oder Volksbühnen erklärt würde. Diese Forderung ist oft genug erhoben worden. Aber ein günstigeres Ergebnis für die Betriebskosten wäre auf diesem Wege nicht zu erreichen. Wer aber soll das alles bezahlen?

Davon aber abgesehen. Unsere Arbeiterkreise und ihre Führer leben ganz im Gesichtskreis der Großstädte, ja noch viel enger: ihrer Partei in diesen Großstädten. Es dämmert doch einigen, daß es in künstlerischer Hinsicht eine furchtbare Enge wäre, und unmöglich anginge, das ganze Land für die Vergnügungen dieser Großstädte zu belasten. Daß aber auch innerhalb dieser Großstädte bei der bloßen Ausnutzung des gegenwärtig Vorhandenen, schon durch die Lage der bisherigen Theater, alle in den Außenbezirken Wohnenden schwer benachteiligt wären; daß überhaupt in jedem Betracht mit der bloßen Umschaltung eines unter ganz anderen Verhältnissen zustande gekommenen Betriebs kein lebensfähiges Neues zu schaffen ist, daß mit der bloßen Errichtung von Volksbühnen weite Bedürfnisse der Kunst unerfüllt blieben, daß der größte Teil der bisherigen Theaterbetriebe moralisch und künstlerisch nicht wertvoll genug ist, um in dieser Form sozialisiert zu werden, daß das von diesen Betrieben befriedigte Unterhaltungsbedürfnis niederer Art aber nicht von einem Tag auf den andern zu beseitigen ist, — alle diese sich aufdrängenden Erwägungen haben die früher so großsprecherischen Wortführer recht kleinlaut werden lassen. Wenn auf einem Gebiete, wird man hier von einer Fortwurstelei sprechen müssen, die mit kleinen Mitteln die am lautesten vorgetragenen Wünsche halbwegs zu befriedigen sucht und sich im übrigen darauf verläßt, daß die Rufer bald ermüdet schweigen werden.

Bei allen diesen Erwägungen des Materiellen ist das Geistige ganz in den Hintergrund getreten. Und doch lag die Frage nach diesem Geistigen aus den Erfahrungen der letzten Jahre besonders nahe. Während des Krieges ist in nationalen Kreisen immer wieder der Vorwurf erhoben worden, daß das Theater dem Volke die Unterstützung schuldig bleibe, zu der es in dieser schweren Zeit verpflichtet wäre, und jetzt in der Revolutionszeit wird der entsprechende gleiche Vorwurf von revolutionärer Seite erhoben. Also das Theater hat in zwei so grundverschiedenen Lagen es nicht vermocht, in geistiger Hinsicht ein Volkstheater zu sein. Die Nation hat bei ihm weder für die Verteidigung der alten Staatsform noch für den Aufbau der neuen eine künstlerische Führer- oder auch nur Hilfskraft gefunden. Ich sehe nicht, daß die Erheber des Vorwurfs früher oder jetzt in der Lage gewesen wären, einen Spielplan aufzustellen, bei dessen Durchführung das Theater diese hohe, aber doch im Grunde selbstverständ-

Digitized by Google

liche Aufgabe hätte erfüllen können. Und so ist denn doch wohl überhaupt die erste Frage: *Ist unser deutsches Theater imstande, in diesem Sinne ein Volkstheater zu sein?* Haben wir das seit langem geforderte und ersehnte deutsche Nationaltheater? — Wir müssen die Frage rundweg verneinen. Und so fragen wir bescheidener: Können wir denn überhaupt von einem *deutschen Theater* sprechen, in jenem Sinne, wie wir vom Theater der Antike, von den Mysterienspielen des Mittelalters, vom geistlichen und weltlichen spanischen Theater, von der klassischen französischen Tragödie und Komödie sprechen können? — Wir müssen abermals verneinen und fragen noch bescheidener: Gibt es ein deutsches Theater, wenigstens in dem Sinne, wie es eine italienische Oper, wie es ein Pariser Salonstück oder auch einen Pariser Boulevardschwank gibt? — Da können wir langsam mit einigen Gegenwerten aufwarten. Es gibt ein deutsches Musikdrama, d. h. nein, es gibt das Musikdrama Richard Wagners. Es gibt eine deutsche — nur zögernd sprechen wir das Wort aus: Operette. Nein, es ist eine Wiener Operette und eine Berliner Posse. Es gibt eine unendliche Fülle deutscher Dramen, es sind darunter herrliche Meisterwerke, es ist darunter das schönste Volksstück der ganzen Weltliteratur, Schillers „Wilhelm Tell", aber ein charakteristisch deutsches Theater gibt es nicht. Wohl aber gibt es auf verwandtem Gebiete eine Kunstform, die in Verbindung mit dem Worte deutsch eine ganz bestimmte Vorstellung auslöst: das deutsche Oratorium. Und so erkennen wir, daß das nationale Theater eine *Stilfrage* ist, daß es *mit der Form und nicht mit dem Inhalte* zusammenhängt. Eine national charakteristische Form erzwingt sich geradezu den nationalen Inhalt bzw. drückt jedem Inhalte den Stempel des Nationalen auf durch diese nationale Formgestaltung des Inhalts. Wir haben kein deutsches Nationaltheater, weil wir *keine deutsche Form des Theaters* haben.

Es ist nicht schwierig, von der Antike bis zur heutigen Operette für alle jene Theatererscheinungen, die sich unter den Begriff Gemeinschaftstheater einreihen lassen, die Formmerkmale aufzuzählen, wie für einen Baustil. Wie alle Baustile die Schöpfung des Formwillens einer Gemeinschaft sind, so muß auch das Theater eine Gemeinschaftskunst sein, um das Theater dieser Gemeinschaft, also im höchsten Sinne ein Volks- oder Nationaltheater zu sein. Das deutsche Theater aber ist nicht das Theater des Volkes, sondern der *Dichter*, also nicht ein Theater der Gemeinschaft, sondern der Individualisten.

Das Theater aber ist keine rein dichterische Kunstform, sondern eine Gemeinschaftskunst, deshalb auch eine Synthese, und der Dichter vermag mit den Mitteln seiner Kunst allein gar nicht das Drama erstehen zu lassen. Dauernd bedarf er der Mimik, oft genug der Musik, immer der Architektur und Malerei zur Erstellung des Bühnenbildes. Ja gerade dem Drama des Dichters ist diese szenische Hilfe unentbehrlich. Denn nur mit den Mitteln der Illusionsbühne ist es dem Dichter möglich, in der Zuschauerschaft jene Vorstellungen einer Umwelt zu erwecken, die die Voraussetzung für die Aufnahme des von ihm entworfenen Weltbildes sind. Alle echten Volkstheater dagegen bedürfen der Illusionsbühne nicht; ihnen genügt ein stilisierter Rahmen, weil ja das Volk gewissermaßen selbst mitdichtet und mitspielt, weil seine eigene Sache verhandelt wird.

Der erste Dichter, dem dieses Mißverhältnis zum Bewußtsein kam, war *Schiller*. Nach dem „Don Carlos" bricht er trotz aller Erfolge sein dramatisches Schaffen ab. Erst sieben Jahre später, 1794, nimmt er es wieder auf. Dazwischen liegt ein gründliches Studium der Alten, das ihm die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer neuen dramatischen Form gebracht hat. Schon die Entwurf gebliebenen „Ritter von Malta" sehen die Mitwirkung des Chores vor, der dann erst ein Jahrzehnt später in der „Braut von Messina" wirklich angewandt wird. Aber auch für den „Wallenstein" wollte er im Gegensatz zu früher, wo er „das ganze Gewicht in die Mehrheit des einzelnen gelegt hatte, alles auf die Totalität" berechnen. Die außerordentlich wichtige und tiefschürfende Vorrede zur „Braut von Messina" zeigt, daß für Schiller der Chor die Stimme des Volkes war. Nicht mehr der Dichter allein sollte sein Welt-

Digitized by Google

bild entrollen, das Volk sollte in seiner Art mitwirken, indem es zu allem Stellung nahm. Schiller ist sich völlig klar, daß so die „Illusion" zerstört wird, aber dieser Verlust schien ihm gering gegenüber dem Gewinn des gemeinschaftlichen Lebens. Das Drama selbst erfüllt die Forderungen der Vorrede nicht. Mit dem bloßen Zurückgreifen auf eine alte Form war nichts zu tun. Was ihm vorschwebte, erreichte Schiller ein Jahr später in „Wilhelm Tell". In diesem Drama ist das Volk der Held. Die auftretenden Personen sind fast ausnahmslos Vertreter des Volkes, und zwar nicht auf das individualistische Einzelne hin gestaltet, sondern auf die Totalität berechnet. Man mag einmal bei A. Jolles nachlesen, wie glänzend diese Aufgabe gelöst ist („Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne", 1919).

Danach starb Schiller, und sein Werk fand keine Fortsetzung. Die Romantik verhalf dem Individualismus in noch höherem Maße zur Alleinherrschaft. Erst Richard Wagner erfaßte wieder das Theater als Gemeinschaftskunst, und zwar nicht nur rein künstlerisch als Allkunstwerk, sondern auch im Gedanken der einheitlichen Zusammenfassung von zuschauendem Volke, ausübenden und schöpferischen Künstlern. Er fühlte auch die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Neugestaltung der Theaterarchitektur. Aber es fand sich nicht die geniale architektonische Idee, die ihn von der Illusionsbühne befreit hätte. So ersah sich Wagner das Bindemittel in der geistigen Kraft des Festspielgedankens. Die Gesamtheit sollte herausgerissen werden aus dem Alltag zu einem festlichen Beisammensein im Dienste der Kunst, dadurch erfüllt werden mit der einheitlichen, alle zusammenschließenden Idee. Früchte vermögen nicht zu reifen, bevor ihre Zeit erfüllt ist. Auch wenn die Voraussetzungen zum Verständnis der Stoffwelt Wagners beim ganzen Volke erfüllt wären, wäre sein Drama doch im Rahmen der (gebildeten) Gesellschaftskunst geblieben, weil das Volksbewußtsein fehlte.

Daß dem trotz 1870/71 so war, wissen wir, die wir in den Spätsommermonaten 1914 das Große, Gewaltige, Erschütternde und Beglückende erlebt haben, was es heißt, ein Volk zu sein. Dieses Erlebnis kann durch den nachherigen Zusammenbruch nicht zerstört, ja es wird gerade dadurch noch verklärt werden. Unsere Hoffnung auf ein Wiedererstehen Deutschlands als Nation gründet sich nicht auf eine der „Errungenschaften der Revolution", sondern auf dieses Erlebnis des Volkseins, das unabhängig war von irgend einer Staatsform.

Wir dürfen auch nicht vergessen, wie damals das Volk nach der Kunst, insbesondere nach seinem Theater rief, als der gegebenen künstlerischen Führung in dieser schwersten Zeit. Und wir dürfen uns auch nicht nachträglich im Gedächtnis verwischen lassen, wie schmerzhaft und beschämend wir damals das völlige Versagen des Theaters empfanden. Wie immer entlud sich dieses Gefühl in zahlreichen Programmschriften. Aber es wurde doch auch etwas getan. Man begann in nationalen und christlichen Kreisen einzusehen, daß es mit tadelnder Kritik nicht getan sei, daß die Klage über die Verjudung des Theaters im Grunde eine Selbstanklage der eigenen Tatlosigkeit und Schwäche sei. Es kam zur Gründung des Hildesheimer Theaterkultur-Verbandes im August 1916, der aus dem Bestreben erwachsen war, jenen Kreisen des deutschen Volkes, die ihre Überzeugung von Beruf und Stellung des Theaters im heutigen deutschen Theater nicht verwirklicht sehen, den ihnen gebührenden Anteil und Einfluß auf die Gestaltung des Spielplans zu verschaffen. Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, wie es den verschiedensten gegnerischen Mächten gelang, diese klare Aufgabe des Theaterkultur-Verbandes zu verbiegen und ihn so um seine rechte Wirkung zu betrügen. Hoffentlich gelingt es dem „Christlichen Bühnen-Volksbunde" besser, in klarer Herausarbeitung seiner Ziele den von ihm übernommenen Grundsatz in die Wirklichkeit umzusetzen. Dieser ist rein demokratisch und verlangt vom Theater für alle Deutschen das gleiche Recht. Es wird sogar das Mittel der Stimmenzählung dafür aufgeboten in der Form der Organisation der Konsumenten. Darin, daß das Bindemittel dieser Organisation die Gleichheit der Weltanschauung ist, liegt die fruchtbare Kraft dieser Zusammenschlüsse für die Entwicklung zum Theater einer Gemeinschaft. Für die Einrichtung wird die der Berliner Freien Volksbühne maßgebend

Digitized by Google

sein, und wir wollen uns daran erinnern, daß vor allem in der Gründungszeit dieser Freien Volksbühne auch ein gemeinsames geistiges Band, eine gemeinsame Weltanschauung die Mitglieder umschlang.

Die wahre „Freiheit" kann immer nur darin beruhen, daß jeder Weltanschauung ihre öffentliche Betätigung eingeräumt werde und daß an allen gemeinsamen Einrichtungen der Öffentlichkeit jede durch eine solche Weltanschauung verbundene Gemeinschaft den Anteil erhalte, der ihr nach ihrer Zahl und Bedeutung für die Gesamtheit zukommt. Es ist ganz selbstverständlich, daß alles, was wahrhaft große Kunst ist, in Höhen ragt, die von allen Seiten als erstrebenswerte Gipfel anerkannt werden. Aus den vielen einzelnen Gemeinschaften erwächst dann ganz von selbst die Gesamtheit des Volkes, die Nation. Im übrigen aber bedeutet die Befriedigung der Sonderwünsche, die Erfüllung der Sonderbestrebungen auf künstlerischem Gebiete keine zersplitternde Armut, sondern bereichernde Mannigfaltigkeit.

In der Welt des Geschäftstheaters war die Durchführung dieses durchaus demokratischen Prinzips für die Benutzung des Theaters lediglich eine Organisationsfrage. Da das Geschäft an sich nicht unmoralisch, sondern amoralisch ist, war anzunehmen, daß das Geschäftstheater die Ware führen würde, die die Kundschaft verlangte. Es brauchte also nur die Kundschaft so zusammengeschlossen zu werden, daß sie ihren Wünschen nachdrücklich Ausdruck verleihen konnte, indem sie dem Geschäftsinhaber ausreichende Abnahme der von ihr gewünschten Ware gewährleistete. Schwieriger wird der Fall, sobald der Staat als Unternehmer oder auch nur als Unterstützer auftritt.

Aber wenn wir eingesehen haben, daß die wesentlichste Voraussetzung eines Gemeinschafts-, eines Nationaltheaters eine dieser Gemeinschaft entsprechende Form des Theaters ist, die wir bis heute in Deutschland nicht entwickelt haben, so erhebt sich in uns doch vor allem die Frage nach den für diesen Zweck vorhandenen oder zu entwickelnden Kräften. Ob wir unsere weitausgedehnten Großstädte oder das vom Theater bis jetzt ganz entblößte Land ansehen, für eine wirkliche Beteiligung möglichst aller Volkskreise am Theatergenuß ist die dringendste Voraussetzung Dezentralisation. Nicht dadurch, daß im Mittelpunkte einer Stadt ein möglichst großes Haus errichtet wird, in das doch auch die bisher geschaffene dramatische Kunst nicht hineinpaßt, ist diese allgemeine Beteiligung zu verwirklichen, sondern nur dadurch, daß in allen Stadtteilen, daß überall auch an kleineren Orten, ja an geeigneten Punkten des flachen Landes Theater errichtet werden. Hier gilt genau derselbe Grundsatz, wie für den Kirchenbau. Er gilt auch insofern, daß alle diese Theater architektonisch verwandt sein, genau dieselben wesentlichen Bestandteile aufweisen müssen. Ja hier kann man weiter gehen und sagen: die Inneneinrichtung dieser Theater, das Verhältnis zwischen Bühne und Zuschauerraum, die Ausgestaltung der Bühne selbst müssen überall dieselben sein. Wir brauchen also mit einem Worte eine stilisierte Bühne mit ein für allemal feststehender symbolischer Bedeutung aller ihrer Bestandteile, wie das in dem Theater der Antike und den Mysterienspielen der Fall gewesen. Aus diesem neuen Theater heraus, das architektonisch so zu gestalten wäre, daß es ebenfalls als Konzertraum und Vortragssaal benutzt werden könnte, und seinen ganz feststehenden Bedingungen gemäß muß sich die neue dramatische Dichtung der Gemeinschaft entwickeln.

Ich will hier nicht auf Näheres eingehen, aber ich verweise mit allem Nachdruck auf das Buch von Andre Jolles „Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne" (Leipzig, Quelle & Meyer), das bis ins einzelne ausgearbeitete Vorschläge bringt, die, auch wenn man in Einzelheiten anderer Meinung ist, als Ganzes unbedingt überzeugend wirken.

Zeiten der Knappheit aller äußeren Mittel haben immer die Stilisierung begünstigt. Wir dürfen auch damit rechnen, daß jetzt Tausende von Menschen in das Theater drängen, die ihm bisher fern geblieben waren, die durch das Bisherige unverwöhnt, aber auch unverdorben und darum für ein Neues zugänglich sind. Die Erstellungs- und Betriebskosten dieser

Digitized by Google

Theater, die ja in vorhandene Säle sich ohne weiteres einbauen lassen, sind gering, da alle Ausgaben für Szenerie wegfallen, die für die typischen Kostüme sehr niedrig und — nach Jollet — nur fünf Schauspieler nötig sind. Es werden sich diese Bühnen aus ihren eigenen Einnahmen erhalten können, sobald sie einmal vorhanden sind. Für den Auf- und Ausbau müßten Staat und Gemeinde eintreten; die Benutzung des Hauses stände allen Gemeinschaften nach Maßgabe ihrer Größe zu.

Es ist der Fehler fast aller Reformwerke, daß sie das Bestehende verdammen und nur das Neue gelten lassen wollen. Vor diesem Fehler müssen wir uns hüten. Das bisherige Theater hat so viel Schönes geleistet und bietet selber so viele Entwicklungsmöglichkeiten, daß kein Grund zu seiner Zerstörung vorhanden ist. Nur soll man nicht von ihm verlangen, daß es ein Theater der Gemeinschaft werde, wozu ihm die Vorbedingungen fehlen. Es kann also auch nicht die Aufgabe des Staates sein, sich in ausgiebigerem Maße als bisher für dieses Theater einzusetzen. Unsere günstige Beurteilung des bestehenden Theaters setzt allerdings voraus, daß wir weitaus den größten Teil der sich heute als Theater bezeichnenden Unternehmungen nicht als solche, sondern nur als Unterhaltungsstätten anerkennen, die um nichts höher stehen als Zirkus, Varietee und andere Schaustätten. Sie haben für den Staat höchstens als Steuerobjekte Wert und hängen ausschließlich von der Nachfrage seitens des Publikums ab. Sie sind also einerseits ununterdrückbar, solange ein Bedürfnis dafür vorhanden ist, werden aber von selber in gleichem Maße verschwinden, als es gelingt, das Unterhaltungsbedürfnis des Volkes in künstlerischer und ethischer Hinsicht zu heben.

Dagegen bleibt die Frage offen, ob wir nicht noch andere Hilfskräfte für das Gemeinschafts- und Nationaltheater haben. Da sehen wir zunächst den Festspielgedanken, der noch gar nicht planmäßig ausgenutzt ist. Die Schweiz ist uns in der Hinsicht voraus, obgleich auch dort die großen Kantonsfestspiele, die in den letzten Jahrzehnten als nationale Erinnerungsfeiern begangen worden sind, noch nicht zu einer ständigen Einrichtung ausgebaut wurden. Diese großen Festspiele müßten räumlich ins Große gesteigerte Zusammenfassungen des sonst im Gemeinschaftstheater Üblichen sein, könnten auch daneben mustergültige Aufführungen der größten Kunstwerke aller Zeiten bringen. Sie würden sich ganz von selbst zu einer Zusammenfassung der kleineren Gemeinschaften ausbilden und schließlich das Volk, die Nation vereinigen.

Endlich stellt sich hier der Gedanke an das deutsche Oratorium ein, an das große Chorwerk, mit einem der Gemeinschaft, der ganzen Nation heiligen Inhalte. Der Wert dieser Aufführungen liegt in der Mitwirkung von Hunderten und Tausenden Volksgenossen. Die gewöhnlichen szenischen Mittel verbieten sich da von selbst, die Musik bietet ein jeder Szenerie ebenbürtiges Stimmungsmittel. Dazu käme die Ausnützung des Lichtes als Stimmungskraft.

Es kann nicht darauf ankommen, alle möglichen Einzelheiten aufzuzählen, entscheidend ist die grundsätzliche Erkenntnis des Zieles, die Überzeugung, daß zu ihm ein Weg vorhanden ist. Wir müssen dieses Ziel des Nationaltheaters erreichen, heute weniger um des Theaters willen, als der Nation wegen. Schon 1784 hat Schiller diese Bedeutung des Theaters für die Gestaltung einer Nation hervorgehoben: „Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts anderes als der vaterländische Inhalt seiner Stücke, der griechische Geist, das große, überwältigende Interesse des Staates, der besseren Menschheit, das in demselbigen atmete." Karl Storck

Digitized by Google

An Hans Thoma

Zum achtzigsten Geburtstag, 2. Oktober 1919

Bei Matthäus (VI, 22) steht das Heilandswort: „Das Auge ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein.“ Es ist schon oft gesagt worden, das Genie sei ein Mensch, der sein Kindtum bewahrt und darum den Zusammenhang mit der ewigen Lichtquelle, der Heimat der Seele, nicht verloren hat. Was der Heiland, der Gotteskind geblieben war, als Mahnung verkündet hat, ist im Genie erfüllt. Es braucht nicht erst „wie die Kinder werden“, es ist Kind, und darum ist das Himmelreich sein. Kinder kennen den Zweifel nicht, sie sind von Natur gläubig, und erst die Erfahrungen des Lebens vertreiben sie aus dem Paradiese, wie einst Adam und Eva aus ihm vertrieben wurden, als sie nicht mehr glaubten, sondern nach Warum und Wozu fragten.

Vor wenigen Wochen erst stand ich Hans Thoma gegenüber, der wie ein runder fester Turm vor einem steht, ganz erdhaft für den ersten Blick, bis man in seine Kinderaugen gesehen hat. Und diese Kinderaugen fühle ich auf mir ruhen und seine ruhige Stimme höre ich klingen, wenn ich in seinem letzten Büchlein „Seligkeit nach Wirrwahns Zeit“ (Jena, Eugen Diederichs) seiner abgeklärten Weisheit lausche. Wer könnte uns besser vom Wesen seiner Kunst berichten, als er selbst?

„Alles Schauen ist gläubig, sonst dürfte man es nicht Wahrnehmung nennen, d. h. es steht dem Dasein und seinen Dingen kritiklos gegenüber; es geht in kindliches Vertrauen über; es will an nichts ändern und rütteln, und so geht aus dem Schauen auch die reine Freude an allem Erschaffenen hervor... Da es alles, was besteht, als gut anerkennt, so kann man das Auge den Sinn der Bejahung nennen.“

„Alles fließt, alles schwimmt: das sind uralte Philosophenworte. In der Malerei findet dieses Schwimmen und Schweben im Raum deutlich seinen künstlerisch sinnenfälligen Ausdruck. Es ist mir, wenn ich im Zustand hingebenden Schauens bin, als sei die Seele der Raum, in welchem alle Körperlichkeit, alle Gegenständlichkeit, alle Wirklichkeit fließen, vorüberschwimmen würde. Als sei dies alles in mir, nicht außer mir. Die Wirklichkeit wird wie ein Traum; sie löst sich auf; dadurch wird sie zur Kunst, für die Menschenseele faßbar, habhaft. Die Augen öffnen sich, und alles wird schön; alles wird Schein; alles wird durch reines, d. h. wunschloses Schauen zur Schönheit, und es erwacht dann wohl der Wunsch, das Bild in der Seele, den Zustand des Schauens in irdischem Material festzuhalten: das Bild in der Seele, diesem Weltspiegel, für die Sinne deutlich erkennbar zu machen, für sich und für andere.“

Thoma verweist dann auf die Bilder, die wir im Traume sehen und vergleicht sie unserer Fähigkeit, im Traume zu fliegen. „Dies Fliegen und Schweben kommt wohl davon, daß das gesetzliche Gefühl für Schwere aufgehoben ist; deshalb wundern wir uns im Traum auch gar nicht, daß wir fliegen können, es kommt uns selbstverständlich vor. Ähnlich mag es sich mit dem Sehen im Traume verhalten, das ohne das optische Gesetz, ohne die materiellen Bedingungen des Auges stattfindet. Das Sehen im Traume wird von keinem Augengesetze überwacht. Fast möchte ich sagen, ich hatte das Gefühl, eine sehende, durchsichtige Kugel zu sein, die sich mitten im Raume befindet, mit demselben wie verwachsen; eine Kugel statt des Auges, die, ohne auf Hindernisse zu stoßen, ringsum sehen kann; für die es kein Über-sich, kein Unter-sich, kein Vor-sich, kein Hinter-sich und kein Neben-sich gibt.. Bei Sehtraumbildern wollte ich aber ein paarmal es wirklich versuchen, sie in Malerei zu übersetzen; aber wohl ebenso vergeblich war's, wie das Fliegenwollen. Bei den ersten Versuchsstrichen stieß ich auf das strenge Augengesetz, welches gebieterisch hinten und vornen, oben und unten, rechts und links verlangt. Vor der Geradlinigkeit dieses Gesetzes verliert die Kugel ihr Recht. Diese Gesetze sind streng und hart: sie durchschneiden, messen, erklären auch den Raum, den wir uns, wenn wir eine sinnliche Vorstellung von ihm haben wollen, nur in Kugelform denken

Digitized by Google

können, aus der wir mit unseren Raummaßwerkzeugen nur Stücke herauszuschneiden vermögen. Bald sah ich ein, daß man in der Malerei diese Gesetze, die in dem Bau des Menschen begründet sind, die Naturgesetze des Sehens, nicht umgehen kann, auch wenn man seelische Bilder durch die Malerei einfangen will, weil sonst für andere und wohl auch für den Maler selbst eine unverständliche Verwirrung herauskommt ... In bezug auf Malerei bin ich nun der Meinung, daß man die Sehgesetze genau kennen lernen muß, so daß es auch möglich ist, daß man mit dieser Kenntnis das Gesetz umgehen kann, ohne anzustoßen. Man soll sie so genau kennen, daß sie dienen müssen und helfen können, die Freiheit zu gewinnen, die nötig ist, um auch sein Traumbild zu gestalten. Gesetze ungestraft umgehen kann doch nur einer, der sie genau kennt ...

Es gibt noch ein anderes Verhältnis (außer der Religion) der vielgestaltigen Seele zu dem ewigen Geheimnis: die Kunst, die schöpferische Tätigkeit der Seele. Der Kunst ist die Religion das, was sie selber ist: eine schöpferische Tätigkeit, die aus der Vorstellung der Seele, gewissermaßen der Wirklichkeit gegenüber, aus dem Nichts schafft. Die Kunst braucht nicht zu wissen; ihre Sache ist das Gestalten der Seeleneindrücke, die das Leben ihr eingewoben hat. Das Schauen im weitesten Sinn ist ihr Teil; sie nimmt die Welt, wie sie ihr erscheint: sie gestaltet sie zu ihrem Bilde. Sie wird geleitet von Glauben und Vertrauen und ist erfüllt von Hoffen und Lieben. Für die künstlerische Anschauung ist der Weltschöpfer ein Künstler; er ist der ewig Schaffende. Gott ist der in seinem Schaffen befriedigte Künstler: ‚Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.' Das ist Künstlergefühl, ist Ausdruck der Schaffensfreude, ist Glaube an sein Werk." —

So als großes gläubiges Kind hat der ihm seelenverwandte Hans Bühler den greisen Meister gesehen. Eine „sehende, durchsichtige Kugel", sieht er den Weltenraum bevölkert von Gestalten. Er sieht, was über ihm ist und was unter ihm ist, und rund um ihn die Menschheit lebt mit ihren Freuden und Leiden, mit ihrer Sehnsucht in tausenderlei Gestalt. Aber er hat es immer verstanden, diese Gesichte den Naturgesetzen des leiblichen Sehens zu unterwerfen, und er hat den rechten Weg gefunden, das nicht als beengende Qual, sondern als Glück zu empfinden. Denn „es liegt in den Künsten, daß sie durch ihr Ordnen Erlösung oder Bändigung bringen können, dafür sorgend, daß der Traum sich nicht in die Irre verliert". Darum stehen ihm die Blumen der Erde so nahe; er hat sie in großen Buschen gepflückt, uns zu beschenken.

Tausende denken seiner heute und allezeit in Dankbarkeit und Freude. Ein Mann wie er hilft uns auch fürderhin, froh und stolz darauf zu sein, uns Deutsche nennen zu dürfen.

Karl Storck

Die Große Berliner Kunstausstellung

Sie führt dieses Mal von Amts wegen die Bezeichnung „groß" nicht, obwohl sie zum erstenmal seit Kriegsausbruch wieder das alte Glashaus im Landesausstellungspark bezogen hat. Der stimmungslose, durch seine Größen- und Lichtverhältnisse denkbar unkünstlerische Raum ist übrigens durch die unter Leitung Bestelmeyers vollzogene Umgestaltung für die Ausstellungszwecke wesentlich günstiger geworden. Es müßten nur noch mehr Querwände aufgestellt werden, damit die kleinen intimen Räume überwögen und so dazu mithülfen, uns von den großen Ausstellungsformaten der Bilder zu befreien. Die Maler würden dann nicht nur mehr die kleineren Hausräume berücksichtigen, es käme auch den Bildern selbst zugut, die bei diesen großen Formaten fast immer tote Flächen haben oder ganz Gleichgültiges wie Hosenbeine und dergleichen in unerträglich großen Formen vorführen müssen.

Mehr als ihre Vorgängerin verdient die jetzige Ausstellung die Bezeichnung als „große", obgleich sie der Zahl der ausgestellten Werke nach glücklicherweise hinter den früheren zurück-

Digitized by Google

steht. Aber seit Jahrzehnten zum erstenmal sind in ihr die verschiedenen Künstlergruppen vereinigt, die sonst getrennt auszustellen pflegten. Neben dem „Verein Berliner Künstler" hausen unter gleichem Dache die „Berliner Sezession", die „Freie Sezession" und die „Novembergruppe". Es waren lediglich Personenfragen, die die beiden Sezessionen schieden. Dabei war es eine hübsche Ironie, daß sich die Gruppe als „frei" bezeichnete, die das Machtgelüste des Kunsthändlers Paul Cassirer befriedigt und ihm den Vorsitz übertragen hatte. Beide Sezessionen sind so stark auf Berlin WW. eingestellt, daß sie um den Anschluß der übermodernsten Elemente bemüht sind. Nur ja keine Rückständigkeit und das Bekenntnis zum Popanz „Fortschritt" bis zum Selbstmord. Aber in den letzten Jahren hat sich da manches verschoben. Die Modernsten haben es gelernt, die Verblüffung kapitalistisch auszuschlachten. Herwarb Walden vom „Sturm" hat die Verbindung eines derwischhaften Kunstfanatismus mit geriebener Geschäftsklugheit so erfolgreich ausgebeutet, daß es verwunderlich wäre, wenn er ohne Nachfolger bliebe. Paul Cassirer, der da jetzt in Edelanarchismus macht, ist in seinem Kunstsalon wesentlich nach links gerückt, andere nicht minder schnellfertige Leute haben die Revolution nun künstlerisch begründet in der „Novembergruppe", der sich bezeichnenderweise der „Sturm" nicht angeschlossen hat. Warum sollte er auch sein Geschäftchen teilen?

Der Humor über diesen Jahrmarkt der Narrheit und priesterlich maskierter Geschäftsmacherei vergeht einem, wenn man die verwüstenden Wirkungen auf das große, noch immer gutgläubige Publikum beobachtet. Ich fürchte, sie sind bei uns in Deutschland am schlimmsten, gerade weil wir es mit der Kunst so bitter ernst nehmen. Wir haben nicht das lebhaft-sinnliche Verhältnis zu den formalen Erscheinungen der Welt, wie der Romane. Alle Erscheinung der Natur ist uns gewissermaßen eine Offenbarung eines hinter und über ihr Stehenden, das die tausendfältigen Einzelheiten mitsamt dem sie beobachtenden Menschen zu einer Einheit zusammenfaßt und selber in dieses große Alleins mit aufgeht. Wie so die Kunst dem Schaffenden nicht eine Sache der Sinne, sondern des Herzens, des Gemütes und der Seele ist, so auch dem Kunstempfangenden.

Für diese urdeutsche Einstellung zur Kunst ist die Form des Kunstangebots in derartigen als Ausstellungshallen bezeichneten Markthallen mit allen Begleiterscheinungen denkbar ungünstig. Mit dieser Form aufs engste hängt auch die Art der Behandlung in der Presse zusammen. Auch wenn wir die Vertreter der Kunstkritik durchweg als mit glänzendem wissenschaftlichem Rüstzeug und reinstem Willen ausgestattet annehmen, bringt doch die ganze Art der Berichterstattung es mit sich, daß in ihr die Kunst aus einer Sache des Herzens, zu einer Sache des Verstandes wird. Nun ist auch dieses Verhältnis zur Kunst wertvoll, aber natürlich nur für den, der es aus eigenen Kräften zu gewinnen vermag. Beim Herzensverhältnis und beim Sinnengenuß versteht sich dieses Persönliche ganz von selbst. Hier entscheidet das Gefallen oder das innere Berührtwerden, der Verstand aber übernimmt Wissen und wendet es an.

Es kann einen tragisch stimmen, aber man wird sich der Erkenntnis kaum verschließen können, daß die journalistische Behandlung aller Kunstfragen in breitester Öffentlichkeit durchweg kunstschädlich gewirkt hat. Die Allgemeinheit ist dadurch um ein natürliches, unbefangenes Verhältnis zur Kunst gebracht worden. Jeder hat so viel von Kunstrichtungen und Kunstkämpfen gehört, diese Meinungsverschiedenheiten sind so heftig, so die eine Seite verhimmelnd, die andere verdammend vorgetragen worden, daß es gerade dem wenig Geschulten kaum mehr möglich ist, unbefangen vor ein Kunstwerk hinzutreten. Ebenso verheerend hat der moderne Kunstbetrieb auf die Schaffenden eingewirkt. Auch hier ist alles verstandesmäßiger, ja berechnender geworden. Wenn man rückschauend die Kunstbewegung der letzten Jahrzehnte samt ihrem Widerhall in der Presse an sich vorüberziehen läßt, erkennt man als stärkste Kraft die Verneinung. Das Modewort „modern" bedeutete weniger ein Neues, als ein Andersein als das Gewohnte. Im ganzen Werdeprozeß der neuen Kunstrichtungen spielt die Ablehnung eines Bestehenden eine stärkere Rolle als bejahende Kraft des Anders-müssens. Ein begeisterter

Digitized by Google

Verfechter der neuesten Kunst, Wilhelm Hausenstein, sagt z. B. von der Stellung des Expressionismus gegen die vorangehende Kunst: „Selten ist eine dialektische Opposition in der Geschichte mit so viel Unentwegtheit betrieben worden."

Was aber hat Dialektik mit dem Wesen des Kunstschaffens zu tun? Aber diese rein verstandesmäßige Einstellung ist eben charakteristisch und es hat dazu geführt, daß die literarischen Programme der neuen Richtungen jetzt immer schon früher da sind, als die sie vertretenden Werke. Wir leben in dem wahnsinnigen Zustande, daß die Apostel früher da sind, als der Heiland. Darum ist es auch bloß eine laute Botschaft, die sie verkünden, nicht aber eine frohe. Ein Evangelium kann nur vom Schöpfer ausgehen. Infolge dieser Umkehrung des natürlichen Verhältnisses von Kunstschaffen und Kunstkritik hat die Kunstbewegung dieses rasende Tempo eingeschlagen, bei dem sich die neuen Richtungen überstürzen. Wir vermissen allenthalben das organische Wachsen, die natürliche Entwicklung aus dem Gegebenen zu einem Neuen. Wir werden überall verletzt durch Absichtlichkeit und Aufdringlichkeit. Dadurch werden wir mißtrauisch, der Glaube an die Wahrhaftigkeit der Künstler ist geschwunden, der Glaube an eine sie treibende „heilige Not". Wir wittern überall Berechnung, Sensationsgier, Händlertricks. Sicher geschieht dadurch vielen unrecht, aber gerade der geschwollene Stil, die anmaßende Gebärde des Eingeweihtseins, die hochmütige Verstiegenheit, die oft geradezu gemeine Verächtlichmachung des einem bisher Heiligen, in der sich weite Kreise unserer Kunstschriftstellerei gefallen, hat diese beklagenswerten Erscheinungen bewirkt. Es traut sich ja bald keiner mehr sich so zu der Kunst zu stellen, wie es ihm ums Herz ist. Man muß es alle Tage erleben, daß, was ihm lieb und wertvoll dünkte, als elenden Kitsch in den Staub getreten zu sehen, das, wovor er hilflos stand, was ihm ein willkürliches Gemächte erschien, als tiefste Offenbarung in den Himmel gehoben zu sehen. Viele, gerade ernste, gebildete Männer haben sich deshalb mißmutig von dem ganzen modernen Kunstleben zurückgezogen. Auf der andern Seite wächst mit jedem Tage der Haufe derer, die grundsätzlich vor jedem Neuartigen hallelujaschreiend einherlaufen. Daß dabei die Kreise, die wir mit Berlin WW. kennzeichnen, die aber allerorten in Deutschland zu den Zugehörigen zählen, besonders stark vertreten sind, sagt dem Kenner der Verhältnisse genug.

Hier ist eine erschreckende Kunstheuchelei groß geworden, deren grotesteste Begleiterscheinung darin liegt, daß die ihr Verfallenen allmählich selber an ihre stete Verzücktheit glauben. Sie finden sich Arm in Arm mit den gewöhnlichen Spekulanten. Diese wissen aus der Kunstgeschichte — d. h. sie wissen es nur, weil sie nichts wissen, denn es stimmt mit den Tatsachen ja gar nicht überein —, daß alle Großen zunächst verkannt wurden und folgern daraus, daß die Verkannten von heute die Anerkannten von morgen sein werden. Diese Phrase kann man alle Tage von betriebsamen Kunsthändlern und ihnen seelenverwandten Kunstschriftstellern hören.

Nun, um diese Leute ist es weiter nicht schade, schlimm nur, daß sie in unserm öffentlichen Kunstleben den Ton angeben. Wirklich bedauerlich aber sind jene, vor allem unter den Jugendlichen sehr zahlreichen ernst Ringenden, die in echt deutscher Weise sich nun mühen, den Willen des „Künstlers" zu ergründen und sich den Segen seiner Werke erkämpfen zu können vermeinen. Sie sollten Schillers „Hymne vom Glücke" lesen: „Nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis neidisch geweiht hat, erringt nimmer der strebende Mut." Auch der Kunstgenuß ist ein Gnadengeschenk, ist eine Begabungssache, wenn es auch nicht so offensichtlich wird wie beim Kunstschaffen. Ich will beileibe nicht einem oberflächlichen leichten Genießen das Wort reden. Was leichte Beute wird, wiegt auch hier meistens nicht schwer. Und auch hier gilt das Wort: Ich lasse dich nicht, du segnetest mich denn. Aber ich lasse mich in diesen Ringkampf doch nur ein, wenn ich im andern den Engel des Herrn spüre, wenn ich also irgendwie in meinem Innern berührt werde, aus meinem eigenen Empfinden heraus das Gefühl habe, daß hier ein Wert steckt, der sich mir bloß noch nicht klar entschält. Was aber

Digitized by Google

bei diesem Ringen um die Kunst meistens am Werke ist, ist nichts anderes, als der bei uns so sehr verbreitete Bildungshochmut. „Ich habe dafür das Verständnis noch nicht, aber ich werde es mir erringen." Das Wort Verständnis hat hier überhaupt nichts zu suchen. Wenn nicht die Saite der Liebe in deinem Herzen angeschlagen ist, gehe ruhig weiter. Wir sind es nicht nur uns selber, wir sind es der Kunst schuldig, daß wir von diesem natürlichsten Rechte Gebrauch machen. Es kommt nicht darauf an, alles was Kunst ist, geschweige denn alles, was als Kunst auftritt, uns zu eigen zu machen, sondern darauf, uns in die Kunst, für die wir veranlagt sind, die wir zu produzieren vermögen, möglichst tief zu versenken. Das ist nicht nur unendlich genußreicher und beglückender, als jenes Bildungsverhältnis, sondern auch viel künstlerischer.

Gerade in den Sälen der „Novembergruppe" kann man die merkwürdigsten Studien am Publikum machen. Da sind die Verblüfften, die völlig Hilflosen und Ängstlichen, die verlegen und höhnisch Lachenden, die Entrüsteten, die lügnerisch Verzückten, daneben auch eine im Tiefsten Angerührte. Die auffälligste Erscheinung aber sind kleine Gruppen, in denen einer hitzig auf die Umstehenden einredet. Man fängt Worte auf „die neue Zeit", „neuer Geist", „man muß alles abtun, was einen bisher beeinflußt hat" und dergleichen. Die äußere Erscheinung dieser Gruppen ist genau dieselbe, die man in den Revolutionstagen hundertfach auf den Straßen sehen konnte.

Bei meinen wiederholten Rundgängen durch die Ausstellung — es ist der Hauptfehler der meisten Besucher, das Ganze mit einem Male sich aneignen zu wollen — suche ich nach Werten. An der Kritik des Schlechten und Durchschnittsmäßigen ist ja wenig gelegen. Die „Novembergruppe" betont in ihrem Namen das Revolutionäre. Wenn ich unter Revolution die Entfesselung verstehe, so müßte sie also in der Kunst das Aufschießen starker Individualitäten begünstigen. Andererseits könnte in einer Revolution der gewaltig verdichtete Wille einer Gemeinschaft zum Ausdruck kommen. Der Künstler könnte zum Sprachrohr dieser Gemeinschaft werden, sein Werk müßte dann geradezu zum künstlerischen Stilausdruck der Zeit werden.

Das erstere fehlt so gut wie ganz. Es ist kaum eine absterbende Kunstperiode zu erwähnen, die eine derartige Gleichförmigkeit, man möchte geradezu sagen Schablone in ihren Erzeugnissen zeigt, wie diese modernsten Richtungen. Da es sich um ein Neues handelt, offenbart sich schon darin der Wille zum Stil. Wohl verstanden der Wille; ob der Zwang? — Wenn ich einen gemeinsamen Willen finden soll, so ist es der Wille zum Revolutionären, d. h. also Wille zum Umsturz. Von einem Willen zum Aufbau ist nichts zu bemerken. Darin liegt die Unfruchtbarkeit. Wenn diese Kunstbewegung tatsächlich der Ausdruck unserer Zeit ist, dann ist sie die schärfste Verurteilung dieser Revolution. Es bestätigt sich dann, daß ja nicht nur alle Größe und schöpferischer Wille, sondern sogar die Leidenschaftlichkeit fehlt. Das alles ist furchtbar kalt errechnet.

Wenn die Geschichte unserer neuesten Kunstentwicklung wirklich treu geschildert werden soll, so muß in aller Sachlichkeit der Anteil des Judentums festgestellt werden. Er wird sich sowohl beim Kunstschaffen selbst, wie vor allem in dessen Programmfestlegung als ganz ungeheuer erweisen. Daraus erklärt sich manches, was uns Deutschblütige fremd berührt, was darum natürlich nicht wertlos zu sein braucht. Romain Rolland hebt in seinem großen Künstlerroman Jean Christoph immer wieder als das besondere Jüdische das sich leidenschaftlich Interessieren hervor. Der Jude entflammt sich für das, wofür er sich interessieren kann. Es ist also ein rein geistig-verstandesmäßiges Band, und seine Leidenschaft ist allenfalls eine Leidenschaft des Gehirns, der Nerven, nicht des Herzens. Daher ist es ihm auch so leicht möglich, das, wofür er sich gestern begeistert hat, heute kaltblütig „in die Kiste" zu packen, wie sich Herr Julius Meier-Graefe so schön äußerte. In seinem leidenschaftlichen Interesse übertreibt der Jude immer, er überbetont. Daher der auch hier immer wiederkehrende Fall, daß wir Grotesken erhalten, statt des Un- oder besser Übergewöhnlichen, Karikatur statt Charakteristik. Die jüdische Kunstgelehrsamkeit verübt dann dasselbe an der unjüdischen Kunst der Vergangenheit. Sehr

Digitized by Google

bezeichnend ist hier die so viel Unheil anrichtende Deutung der Gotik durch Worringer. Es ist dann auch gelungen, daß dieser Expressionismus — es gibt ja glücklicherweise auch noch nichtjüdische Strömungen in ihm — mit derselben Leidenschaft zu den Primitiven geht, wie zu der doch den Gipfel einer langen Entwicklung darstellenden Gotik. Natürlich wird auch die Primitivität ganz äußerlich erfaßt. Der an den von ihm geradezu wild erfaßten „Kulturgütern" der westlichen Großstädte übersättigte Jude macht nun in Einfalt, genau wie er bei einem Landaufenthalt in Tirol sich in Kleidung und Gehaben am bodenständigsten gebärdet. Würde er das als verlogen empfinden, wie wir Deutsche, so würde er es nicht tun. Es ist unsererseits falsch, wenn wir dem Juden da immer die Betrugsabsicht unterschieben. Es ist noch nicht einmal ein Selbstbetrug. Wenn es dem Juden von seiner Art aus nicht echt wäre, würde es nicht so stark wirken und diesen ungeheuren Einfluß gewonnen haben.

Der von seinen Artgenossen bereits zum Klassiker gestempelte Max Pechstein gibt in seinen Palau-Bildern treffliche Beispiele für diese Mischung einer begeistert aufgenommenen Naivität mit großstädtischem Raffinement. Er kann allerdings auch anders, und worin der Kunstwert seiner roh angemalten dürftigen Zeichnungen perverser Frauenzimmer beruhen soll, ist mir unerfindlich. Die Sachen erinnern auf Umwegen an Rodins derartige Blätter, und dieser Vergleich bedeutet ihr vernichtendes Urteil.

Von den fruchtbaren Kräften, die in dieser jüdischen Art enthalten sind, zeugt das kleine Bild „Katzen" von Franz Marc. Das ist ein eigentümlich tiefes, sich seltsam von der Wirklichkeitserscheinung entfremdendes Einfühlen in die Tierseele. — Stark gepackt haben mich die Bilder von Josef Eberz. Eine erdichtete Welt, die mit der wirklichen doch noch durch solche Brücken verbunden ist, die auch den Beschauer hinübertragen, erstrahlt hier in der tiefen Glut eigenartig leuchtender Farben, die zu vollen Akkorden zusammenklingen. Auch ein anderer Münchener, Karl Völker, hat mich durch die glühende, an alte Kirchenfenster gemahnende Leuchtkraft seiner Bilder ergriffen. Max Chagall wirkt auf mich abstoßend durch die Art, wie bewußter Ulk als naiver Tiefsinn aufgespielt wird. Moritz Melzer ist für diese kaltschnäuzige Verblüffungstechnik bezeichnend, wenn er wagt, seine Geometriespiele mit den Titeln „Baden" und „Frau in Erinnerung glückbesonnter Tage" zu vergeheimnissen. Auch in der Plastik wird da Tolles geleistet. So wenn Otto Freundlich ein baumschwammähnliches Gebilde als „Kopf mit seinen Entäußerungen" bezeichnet. Er rechnet offenbar damit, daß man sich schon über den Tiefsinn des Titels zergrübelt. Oswald Herzog tritt mit seinen Plastiken „Verzückung" und „Furioso" neben ihn. Es wäre ein unterhaltsames Spiel, diese vier Stücke auszustellen, die vier Titel bekanntzugeben und nun von einer beliebig zusammengesetzten Zuschauerschaft diese Titel verteilen zu lassen. Wie geistig arm die Herrschaften im Grunde sind, zeigt sich, daß sie ihren Pubertätsschmerzen immer wieder in Plastiken, Bildern und Zeichnungen dadurch Ausdruck geben, daß sie eine Mannweibgruppe als anatomische Einheit hinstellen. Auch Kokoschka zeigt unter dem Titel „Heiden" ein solches engverschlungenes Liebespaar, gummimenschartig, dabei an der Haut des Weibes ein Farbenspiel, zu dessen Begründung sich ältere Herrschaften eines nixenhaften Schuppenleibes bedienten. In der Vergröberung bei Kokoschka wird kaum eine Vergeistigung liegen, und welch üble Manier sind bei ihm die kreisrunden Glotzaugen geworden, die immer ausdrucksl osere Löcher werden.

Damit sind wir in die Säle der „Freien Sezession" gekommen. Der alte Stamm steht durchweg auf achtunggebietender Höhe, wenn sich auch Liebermann mit seinen kleinen Pastellen nicht besonders angestrengt hat. Eine Landschaft des verstorbenen Waldemar Röseler zeigt, wie groß der Impressionismus Landschaftsmotive zu empfinden verstand, die an sich nicht „dankbar" waren. Heinrich Hübners „sonniger Garten", ein grau in grau gehaltenes Elbbild Graf Kalckreuths, ein sehr gutes Herrenbildnis von Kardorffs, die feinen Blumenstücke George Mossons seien noch rasch genannt. Die „Jungen" überwiegen. Es ist im Grunde dasselbe Bild wie in der „Novembergruppe", wenn auch nicht ganz so unreif. Die

Digitized by Google

Franzosen Matisse, Picasso, Cézanne, Goguin, der Holländer van Gogh und im geringeren Maße Munch sind die Anreger. Auch im eigenen Kreise wiederholt man sich bereits. So kommt Franz Domscheit von Barlach her, ohne dessen überzeugende Kraft zu erreichen. Die Typen und die ganze Art des Erfassens ist so undeutsch wie möglich. Es ist eigentlich nicht schwierig, bei einer so willkürlichen Verwendung der menschlichen Staffage phantastische oder unheimliche Stimmungen zu erreichen. Freilich, wenn sich dann so eine Gruppe als „Gänserupferinnen" enthüllt, ist man doch im Grunde genasführt. Auch des Franzosen Rousseau sogenannte paradiesische Stimmungen haben Schule gemacht. Aber die Naivität der Kinderspielschachtel wirkt doch nur in der Kinderstube natürlich. Der bedeutende Könner Alfred Partikel z. B. zerstört sich die künstlerische Wirkung durch diese gespielte Einfältigkeit. Wie fein ist das davon freie Bildchen „Mutter und Kind". Auch Karl Hofers Naivitäten wirken auf mich immer leer und peinlich. Von eigenartigem Reiz sind dagegen einige Landschaften Rudolf Großmanns, und Otto Schuberts „Umarmung im Walde" hat eine starke Linienwirkung.

Lovis Corinth, der die „Berliner Sezession" anführt, wird immer klobiger. Das steht zu seiner im Grunde akademischen Natur in peinlichem Widerspruch. Auch Philipp Frank wäre viel feiner, wenn er weniger Angst vor gefälliger Schönheit hätte. Ernst Opplers gepflegte Geschmackskultur steht am entgegengesetzten Ende. Zwei hervorragend schöne Landschaften zeigt Klaus Richter. Die „Fahrt ins Freie" erfährt dabei ungesucht die Erhöhung ins Geistige. Karl Stathmann, der seine Linienzwirnmanier aufgegeben hat, überrascht durch eine tieftonige, stimmungsstarke Landschaft. Ein kräftiges Talent ist Robert F. A. Scholtz.

Zwiespältig berührt Erich Büttner. Seine Empfindungsart würde eigentlich ein sorgsames Ausarbeiten gebieten. Bei der Vermeidung einiger „Zufälligkeiten" in der Farbe und durchgreifender harmonischer Ausgestaltung könnten „Die Lebensalter" ein wunderschönes Bild werden. Gut vertreten ist Franz Heckendorf mit einem farbig sehr fesselnden Bildnis einer stimmungsvollen Flußlandschaft und einem heroisch gefühlten Bilde „Karawane im Hochgebirge". Wilhelm Jäckels großes Bild „Die Gekreuzigten" zeigt, wie alle Werke dieses Malers, einen starken Zug ins Monumentale. Aber alle Monumentalität bedarf der Zeit zur Reife. Das liegt im Wesen. Ich glaube, Jäckel arbeitet zu schnell, verläßt sich zu sehr auf den ersten Einfall. Sein „Selbstbildnis" gibt viel zu denken. Des verstorbenen Hugo Krayn „Apostel" bestätigen aufs neue die Begabung des allzu früh uns Verlorengegangenen, aber sie zeigen auch, wie billig sich doch eigentlich alle diese Expressionisten das geistige Mitleben machen. Es fehlt überall die Durchlebtheit, das Durchdrungensein bis ans Ende. Nur selten kann aus dieser raschen Aufgewühltheit heraus ein Überzeugendes gelingen. Es ist hier der Fall bei zwei Bildern Bruno Krauskopfs, seinen „Sonnenblumen" und in dem traumhaft unwirklich gesehenen und doch den Kern unseres Empfindens treffenden „Irrenhausgarten".

Wir kommen auf den rechten Flügel der Ausstellung, der dem „Verein Berliner Künstler" eingeräumt ist. Jene, die durchaus Aufregung brauchen, kommen hier nicht auf ihre Kosten. Wir stehen auf vertrautem Boden. Aber derjenige, dem die Kunst Herzenssache ist, der von Bildern Steigerung seiner Lebensfreude erwartet und sie als Mittel zur Verschönerung seines Daseins nützt, wird hier eine Reihe von Werken finden, die er lieben kann und mit denen er gern in seinen vier Wänden dauernde Lebensgemeinschaft schlösse. Wie schon seit vielen Jahren, überwiegt die Landschaft. Die Schüler Eugen Brachts und Friedrich Kallmorgens stehen jetzt auf der Lebenshöhe. Nicht so ganz auf der Kunsthöhe. Das heroische Pathos, das Eugen Brachts beste Bilder auszeichnet, fehlt durchweg seinen Schülern, in deren großformatige Bilder nun oft leicht etwas Leeres kommt, so daß ihr kräftiger Farbenauftrag vielfach malerisch unbeseelt bleibt. Schön ist Hans Hartigs „Septembermorgen am Haff", prachtvoll geräumig und in der verhaltenen Helle überzeugend. Auch Norbert von Stettens „Königsberger Hafenstimmung" ist ein wertvolles Bild. An die Spitze der Landschafter aber stellt sich Willi

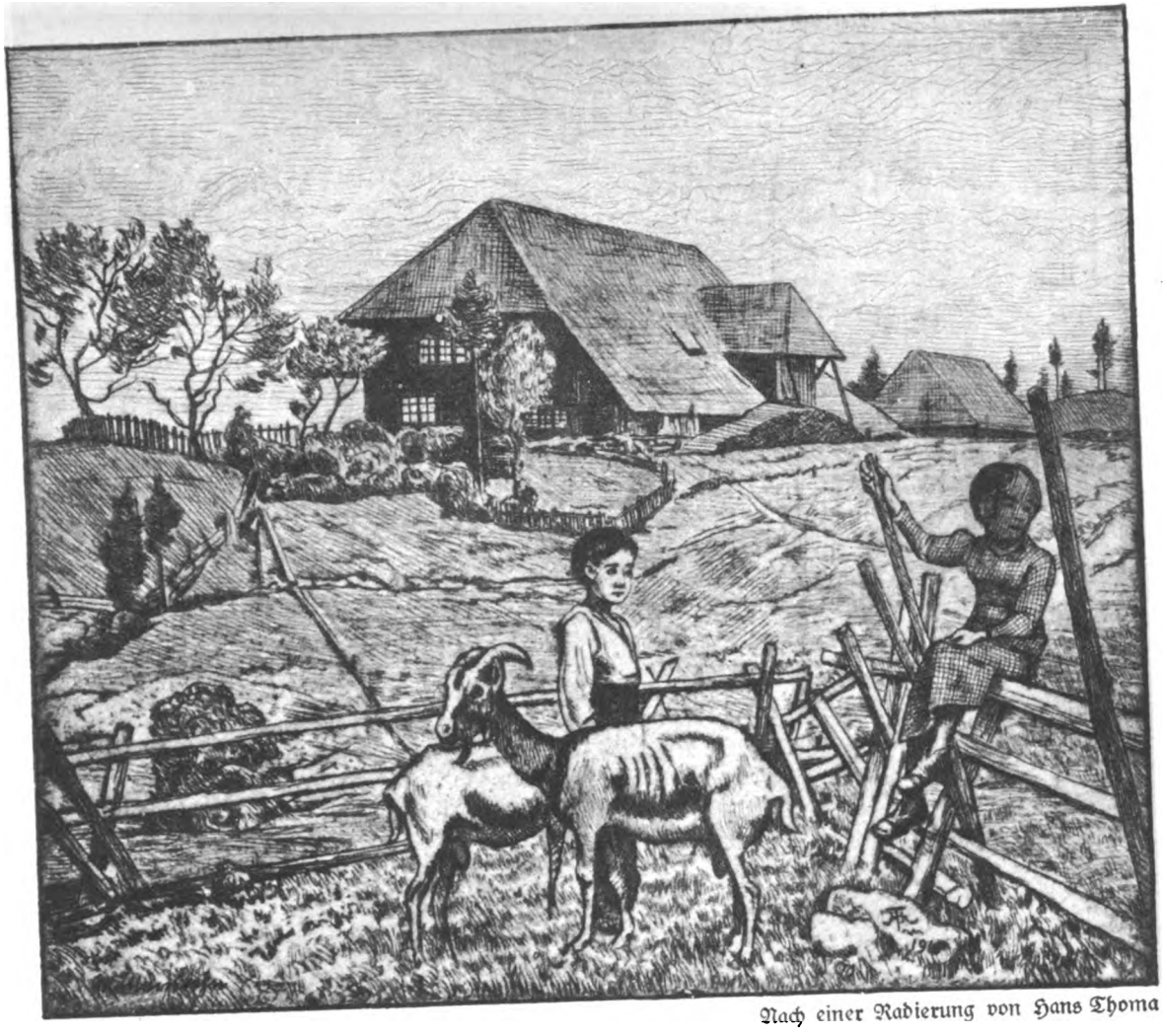
Digitized by Google

ter Hell. Jedes seiner zwölf Bilder überrascht wieder durch den feinen Geschmack des Naturausschnitts und im vollkommenen Zusammenklang von Farbe und Licht. Ebenbürtig sind die Seestücke von Ludwig Kath. So lebendiges Wasser, ein derartiges wirkliches Schwimmen der Boote wird nur selten erreicht, und die frische Fröhlichkeit der Bilder wirkt geradezu ansteckend. Durch feinen Farbensinn ausgezeichnet ist Leonhard Sandrocks „Bahnhof bei Nacht". — Unter den Bildnissen fällt neben gediegenen Arbeiten Schultes vom Hofe, Ludwig Meyns und Ernst W. Herz', der innerlich bewegte Geiger von Robert Hahn und der ausgezeichnet gemalte, in der Farbenzusammenstellung an Holbein bestgeschulte „Mann im grünen Pelz" von Koch-Zeuthen auf. Erich Wolfsfelds „Blinder" ist ergreifend erfühlt und sicher gestaltet. Der Künstler zeigt auch einige ausgezeichnete Radierungen. Ludwig Oettmann zeigt nur ältere Bilder, in denen er das Maß nicht erreicht, das er in seinen Kriegsbildern für sich selber aufgestellt hat. Mehr noch als bei ihm stört bei Otto H. Engel das große Format. Unter den Innenstücken und Stilleben ist manches Hübsche von Blanke, Muhrmann, Dörschke, Preußner; alle werden in Schatten gestellt durch das prächtige Gartenhausbild des August von Brandis. Enttäuscht bin ich durch die größere Sammlung von Rudolf Kohtz. Auch die Sammelausstellung Martin Brandenburgs wirkt sehr zufällig und zeigt kein einziges der Bilder, in denen der Künstler über das Zwiespältige in seiner Anlage hinausgekommen ist. Voll echten Humors und dabei von feinster künstlerischer Kultur ist Herbert Arnolds „Die erzwungene Hochzeit". Die wertvollsten Bilder der Ausstellung aber sind die Stücke Franz Eichhorsts. Ein Werk wie „Die beiden Alten" ist schlechthin meisterlich, gleich vollendet in der Darstellung des Menschlichen und der Durchseelung des Ganzen mit der Kraft des Lichtes, wie als rein handwerkliche Malerleistung. Wer so viel kann und auch von innen her so viel zu geben hat, braucht sich nicht „interessant" zu machen. Er ist es und ist viel mehr, er wird uns ein innerer Lebenswert. Karl Storck

Musikschriftverständnis muß Gemeingut des Volkes werden

Daß die Kunst des Lesens und Schreibens zu den notwendigen Bestandteilen der Allgemeinbildung jeden Gliedes eines Kulturvolkes gehört, steht heute unzweifelhaft fest. Außerdem fordert man schon von jedem Unterbeamten im Staatsdienste, daß er auch mit den vier Grundrechnungsarten des bürgerlichen Rechnens vertraut sei. Im 15. Jahrhundert waren nur die Gebildeten der abendländischen Völker schriftkundig. Mit der bürgerlichen Rechenkunst, wie sie heute jeder Volksschüler selbst in den kleinsten Dorfschulen erwirbt, waren aber damals meist nur die Mathematiker und Kaufleute vertraut. Bis in die Neuzeit kann man verfolgen, daß man es gern den Gebildeten verzieh, wenn sie in der bürgerlichen Rechenkunst rückständig waren. Erst in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wurden die Forderungen für die Abiturientenprüfungen in dem Sinne verschärft, daß auch diejenigen, die etwa Theologie studieren wollten, mit einer genügenden mathematischen Allgemeinbildung ausgerüstet sein müßten. Die Rückständigkeit der großen Massen, auch der Gebildeten, im Rechnen war im 15. Jahrhundert verzeihlich, denn damals waren noch die sog. römischen Ziffern I, II, III, V, X, C, M usw. als Denkmittel allgemein im Gebrauch. Dieses Mittel versagte für die Ausführung der Grundrechnungen, man mußte daneben noch mit der schwierigen und langwierigen Kunst in der Behandlung des Abakus, eines Rechenbrettes, vertraut sein. Wer nicht Mathematiker oder Kaufmann war, glaubte aber damals, sich die Aneignung dieser Kunst schenken zu dürfen. Die Rechenkunst konnte erst Allgemein-

Digitized by Google



Nach einer Radierung von Hans Thoma

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

gut der Massen werden, als Adam Riese (1489—1559) den Gebrauch des indisch-arabischen Ziffernsystems 1, 2, 3, 4 usw. in den Verkehr brachte und das auf dieses verbesserte Denkmittel gegründete leichte und geschmeidige Rechnungsverfahren lehrte, das die umständliche Behandlung des Abakus überflüssig machte.

Diese Tatsachen sind lehrreich, sie wirken in Beziehung auf den Tiefstand der musikalischen Volksbildung von heute, besonders wenn man nach deren Ursachen fragt, wie eine Offenbarung. Man möchte — die Bemühungen von Jahrhunderten beweisen es — die Allgemeinbildung des Volkes sehr gern um eine grundlegende musikalische Bildung bereichern. In allen Kulturländern gilt deshalb der Gesangunterricht als ständiges Lehrfach der Volks- und höheren Schulen. Wenn man auch heute nicht viel und nicht gern davon redet, so beweist doch die Geschichte dieses Lehrfaches, daß ihr Endziel die Erziehung zum Musikschriftverständnis ist, denn das Singen vom Blatt, das man zu erreichen trachtet, ist ohne Musikschriftverständnis nicht denkbar. Die Geschichte beweist es, der Schulgesangunterricht hat bis heute sein Endziel nicht erreicht. Die großen Massen der Kulturvölker sind mit Ausnahme der Fachleute und einiger Musikliebhaber bis in die gebildeten Kreise hinein musikalische Analphabeten.

Es sei nun hier im voraus gleich verraten, der Sachverhalt liegt hier in überraschender Weise ganz ähnlich wie seinerzeit auf dem Gebiete der Rechenkunst. Die Ton- und Notennamen c, d, e, cis, dis, ces, des usw., also unser musikalisches Abc ist gleichfalls, wie seinerzeit die römischen Ziffern, ein ungefüges und unbrauchbares Denkmittel. Wer seit dem Jahre 1000, also seit 900 Jahren in das Notenverständnis eindringen wollte, konnte eines Abakus nicht entbehren. Die Alten brauchten das Monochord und die Jetztlebenden brauchen ein Klaviaturinstrument als Abakus. Adolf Bernhard Marx schreibt, es sei ihm nur einmal gelungen, einen des Klavierspiels Unkundigen mit Erfolg in die Musiktheorie einzuführen, der sei aber ein tüchtiger Violinspieler gewesen. Also auch eine Violine kann zur Not als musikalischer Abakus, als Verdolmetscher der Notenschrift, dienen. Wer kein Instrument spielt, gilt auf dem Gebiete der Musik als rückständig und muß auf musikalische Weiterbildung verzichten, denn es gibt sogar Gesangvereine, die nur Mitglieder mit instrumentaler Bildung aufnehmen.

Irrtümlicherweise hat man geglaubt, die Rückständigkeit der musikalischen Volksbildung liege an der Minderwertigkeit der Lehrkräfte. In verschiedenen Staaten sucht man nun durch Gesanglehrerprüfungen tüchtige Fachlehrer zu gewinnen. Diese Maßregel hat nichts an der Tatsache geändert, daß immer noch die meisten Schüler die Schule ohne Musikschriftverständnis verlassen. Es kann ja auch gar nicht anders sein, denn ohne Verbesserung des Denkmittels werden auch die geprüften Fachlehrer gezwungen sein, die Gesänge mit Hilfe des Instrumentes einzudrillen. Erfahrungsgemäß gewinnen aber die Schüler für das Schriftverständnis dabei soviel als nichts. Wenn das Denkmittel verbessert wird, erübrigt sich das Fachlehrersystem, dann reichen an Volks- und höheren Schulen die seminaristisch gebildeten Lehrer mit normaler musikalischer Begabung durchaus für den Betrieb des Schulgesangunterrichtes aus.

Andrerseits hat man geglaubt, es gäbe zu wenig Schüler mit normaler musikalischer Begabung. Das ist ebenfalls ein Irrtum. In Mitteldeutschland mögen etwa 95 % der Schüler für die Erwerbung des Musikschriftverständnisses befähigt sein. Wenn nun weder die Minderwertigkeit der Lehrer noch der Schüler den Tiefstand der musikalischen Volksbildung verschuldet hat, so ist jetzt nachzuweisen, daß — wie schon gesagt — das gebräuchliche Abc als Denkmittel versagt hat.

Das Abc hat die Namen der C-Dur-Tonleiter zur Grundlage des Namensystems gewählt. Das ist ein bedenklicher Willkürakt. Wie kommt C-Dur zu dieser Auszeichnung? Es ist eine Tonart, die sich vor andern Durtonarten nicht auszeichnet. Die andern stehen ihr vollkommen gleichberechtigt gegenüber, und die Zwangslage, sie als Ableitungen von C-Dur betrachten zu müssen, widerspricht aller Denkgerechtigkeit. Ebenso denkwidrig ist es, die Töne

Digitized by Google

c, d, e, f, g, a, h, als Grund- oder Haupttöne, die Töne cis, dis usw. als erhöhte und ces, des usw. als erniedrigte Nebentöne auffassen und begreifen zu müssen. Die Töne sind doch untereinander auch vollkommen gleichberechtigt. Jeder Ton kann alles sein: Prime, Sekunde, Terz usw. einer Tonart. Das musikalische Abc ist also ein logisch schiefes Gebilde; was Wunder, wenn das naive logische Empfinden ihm gegenüber versagt?

Unsere Tonleitern gliedern sich nach ganzen und halben Tonstufen, das will fest gemerkt sein. Das Abc gibt dafür gar keinen Anhalt; große und kleine Sekunden werden nicht unterschieden. Die weitere Untersuchung ergibt, daß überhaupt keine großen, kleinen, verminderten und übermäßigen Intervalle durch das Abc zuverlässig gekennzeichnet werden. Nach der Seite hin ist das Abc logisch minderwertig.

Aus einfachen diatonischen Zusammenhängen hat sich unser modernes Tonsystem zur vollen chromatischen Ausbildung entwickelt. Innerhalb der Oktave lassen sich nun alle Töne auf 12 chromatischen Stufen unterbringen. Dieser Entwicklung konnte das Abc nicht folgen. Daß die sog. enharmonischen Töne c und his, des und cis, es und dis, f und eis usw. auf eine chromatische Stufe fallen, weiß das Abc nicht auszudrücken. Für die Musiker von heute ist aber die Zwölfteilung der Oktave zum Denkschema geworden. Deshalb hat man im Gesangunterricht auch Klaviaturbilder verwertet, um den Schülern die Tonverhältnisse zu versinnbildlichen. Das wäre eigentlich Aufgabe des Abcs gewesen. Weil es das aber nicht leisten kann, so entspricht es auch nicht mehr den zeitgemäßen logischen Bedürfnissen.

Eine pädagogische Formel lautet: Erst die Sache, dann das Wort und zuletzt das Zeichen! Für den Schulgesangunterricht heißt das: Erst der Ton, dann der Tonname und zuletzt die Note! — Auf allen sonstigen Sachgebieten entwickelt sich ein geregeltes Denken erst, wenn mit der Sachvorstellung die Namensvorstellung verbunden ist; es wird auf eine höhere Stufe gehoben, wenn nachher das Schriftwort des Namens hinzutritt. Auf derartige zuverlässige Vorstellungsverbindungen muß auch der Gesangunterricht hinarbeiten, wenn er das musikalische Denken der Schüler anbahnen will. — Wenn die Schüler in die Schule kommen, so können sie nicht zwei Töne dem Namen nach unterscheiden. Das kann aber mit der Zeit erreicht werden, wenn die Schüler fleißig auf Tonnamen singen. Diese Übung schafft allmählich Tonbewußtsein, indem sich die Tonnamen in der Erinnerung mit den Tonvorstellungen verbinden. Das Singen auf Tonnamen ist bisher im Gesangunterricht wenig gepflegt worden und wohl hauptsächlich deswegen vernachlässigt, weil sich die Namen des Abc sehr schlecht zu Gesangsübungen eigneten.

Hiermit dürfte nachgewiesen sein, daß das Abc im Schulgesangunterrichte ein untaugliches Bildungsmittel ist. Das hatte um das Jahr 1000 schon Guido von Arezzo erkannt, als er seine Singsilben schuf. Wir brauchen statt des Abc ein neues logisch einwandfreies Namensystem, das einen Anhalt bietet für die sorgfältige Unterscheidung der Intervalle, die Noten in Beziehung setzt zur Zwölfteilung der Oktave und sich zu Gesangsübungen eignet. Ein solches System ist bereits erfunden und von vielen Gesanglehrern mit Erfolg in Gebrauch genommen worden, es ist das Tonwortsystem. Auf diese neue Erfindung gründet sich ein neues Schulgesangsverfahren, die Tonwortmethode. Die Tonworte sind als Tonnamen selbstverständlich auch Notennamen und Klaviertastennamen. Unsere gebräuchliche Klaviatur und das gebräuchliche Notensystem sind ja auch logisch schiefe Gebilde, indem sie die C-Dur-Tonleiter zur Grundlage haben, aber die Tonwortmethode läßt beide unangetastet, denn beide haben sich für die Zwecke, denen sie dienen, bewährt. Es haben viele versucht, an dem Notensystem zu ändern, aber alle Versuche sind gescheitert, keine Neuerung hat das Notensystem übertroffen. Als zweckmäßige Musikstenographie darf man die Noten wohl gelten lassen und ihnen ihre logischen Mängel nachsehen. Diese fallen auch nicht mehr ins Gewicht, da die Tonworte als Notennamen die Noten erläutern und dadurch deren Verständnis erschließen. Es wird sich ergeben, daß es auch gelungen ist, eine logisch einwandfreie Beziehung zwischen Tonworten und Noten herzustellen.

Digitized by Google

Nachstehend finden wir die Tonworte für C-Dur:

Nr. 1.			R		M			P	d		k		
C-Dur:	Bi	—	To	—	Gu	Sn	—	la	—	fe	—	ni	bi

Das sind auch die Tonworte für die meisten Tasten des Klaviers und für die Noten ohne Vorzeichen. Wo in vorstehender Reihe die Gedankenstriche stehen, dorthin würden die schwarzen Tasten des Klaviers fallen. Der Konsonant des Tonwortes bezeichnet die chromatische Stufe innerhalb der Oktave. Wer die Tonworte von C-Dur kennt, ist auch schon mit dem Konsonanten von sieben chromatischen Stufen bekannt; er braucht nur noch die Konsonanten für die Stufen der schwarzen Tasten zu merken. Sie heißen, wie oben ersichtlich ist, R M und P d k. Die Konsonanten für die chromatischen Stufen heißen also:

Nr. 2.	N	B	R	T	M	G	S	P	l	d	f	k	n	b	r
	—	o̲	—	d̲	—	e̲	f̲	—	g̲	—	a̲	—	h̲	o̲o̲	—

Die Vokale der Tonworte kennzeichnen die enharmonischen Unterschiede. So heißt z. B. as = da und gis = de. Man kann nach folgenden Regeln diese Namen selbst finden:

Ist einer Note ein Kreuz vorgezeichnet, so findet man den Namen der Note, wenn man in der Konsonantenreihe und in der Vokalreihe a e i o u a einen Schritt vorwärts, bei der Vorzeichnung eines b dagegen in beiden Reihen einen Schritt rückwärts geht. gis = ♯ g oder in Tonworten de = ♯ la; la hat den Konsonanten l und den Vokal a. Man hat also nach der aufgestellten Regel in der Konsonantenreihe Nr. 2 von l nach b und in der Vokalreihe (a e i o u) von a nach e zu gehen. Setzt man nun d und e zusammen, so hat man für gis den Namen de. Ebenso findet man nach der Regel durch Zurückgehen in beiden Reihen von f aus da für as. Hiermit ist der logische Zusammenhang zwischen Noten und Tonworten erläutert. Das möge genügen. In der Praxis stellt sich die Sache einfacher. Außer den Namen für C-Dur braucht man nur noch die Namen für Ces- und Cis-Dur zu kennen. Alle drei Tonleitern sind nachstehend im Zusammenhang nochmal dargestellt.

Ces-Dur	Ne	—	Ri	—	Mo	Go	—	Pu		da	—	ke	ne	
C-Dur:		Bi	—	To	—	gu	Su	—	la	—	fe	—	ni	bi
Cis-Dur:			Ro	—	Mu	—	Sa	Pa	—	de	—	ki	—	bo	ro

Augenscheinlich haben je zwei enharmonisch verwandte Töne immer den gleichen Konsonanten, aber verschiedene Vokale, z. B. Su Sa (= f eis) und Mo Mu (= es dis).

Dem Leser bleibe überlassen festzustellen, wie sich die sorgfältige Unterscheidung der Intervalle regelt. Zuerst werden ihm die kleinen Sekunden Mo Go, kene, Gu Su, mi bi, Sa Pa und bo ro in die Augen fallen. Durch den Gebrauch des Tonwortes beim Lehren und Lernen wird jedermann den Eindruck gewinnen, daß das Tonwort tatsächlich alle Mängel überwunden hat, die dem Abc anhaften, und sich deshalb in ähnlicher Weise für die musikalische Allgemeinbildung bewährt, wie sich das Ziffernsystem 1, 2, 3 usw. für die mathematische Allgemeinbildung bewährt hat. Besonders wird sich auch zeigen, daß es mit Hilfe des Tonworts tatsächlich möglich ist, unabhängig von der Übung des Instrumentenspiels (Abakus) eine achtenswerte musikalische Allgemeinbildung durch den Schulgesangunterricht zu erreichen, die im Notenschriftverständnis gipfelt. Hunderte von deutschen Lehrern haben schon heute mit Hilfe des Tonworts Unterrichtserfolge erzielt, die selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen haben.

Der Unterrichtsstoff der Tonwortmethode ist das ein- und mehrstimmige Lied. In den Tonkunstwerken verkörpert sich die musikalische Vernunft. Wenn diese einen Einfluß auf die Gesangschüler gewinnen soll, so müssen wir sie mit den Tonkunstwerken vertraut machen. Das ist ja nun eigentlich bisher immer geschehen. Aber die musikalischen Erfahrungen, die die Schüler an den Tonkunstwerken gewonnen, erlangten leider keine Beziehungen zum logischen Vermögen, sie kristallisierten nicht zu begrifflichen Formen. Diesen Erfolg aber sichert die Anwendung der Tonwortmethode, indem sie alle Lieder und Stimmen zunächst auf Tonarten einüben läßt, d. h. sie läßt nach Noten die Töne auf Tonworte singen. Das ist keine schwere,

Digitized by Google

aber eine sehr bildende Übung, denn die Schüler lernen dabei die Töne zuverlässig unterscheiden, sie halten die musikalischen Vernunftgebilde, mit denen sie auf diesem Wege erfahrungsmäßig bekannt werden, durch Tonwortreihen in begrifflicher Prägung im Gedächtnis fest. Diese Erinnerungsschätze sind dann der Nährboden, auf dem die musikalische Bildung des Schülers erwächst. Der Lern- und Bildungsprozeß ist ganz ähnlich dem, welchen jeder Mensch durchmachte, indem er vor der Schulzeit im Elternhause sprechen lernte und dann in den ersten zwei Schuljahren in die Geheimnisse der Schreib- und Lesekunst eingeweiht wurde. Ein Schüler, der auf Tonworte eine Melodie fest eingesungen hat, kann sie schon in den ersten Schuljahren mit Tonworten und später mit deren stenographischen Schriftzeichen, den Noten, aufschreiben. Die Musikdiktate, wie sie jetzt in den Schulen getrieben werden, sind wenig fruchtbar, denn sie wollen schon Früchte ernten, wo noch wenige oder gar keine und vor allem keine ausgereiften Fruchtansätze vorhanden sind.

Die Tonwortmethode erfordert keine Fachlehrer, jeder Lehrer mit mittelmäßiger Begabung kann sie erfolgreich im Unterricht anwenden, ja jede einigermaßen musikalische Mutter kann, wenn sie mit dem Tonwort vertraut ist, ihre Kinder nach dieser Methode unterrichten. Gegenüber dieser erfahrungsmäßig festgestellten Tatsache besteht die andere, daß noch viele Musiker, Musikgelehrte und Schulgesanglehrer sich nicht nur ablehnend, sondern geradezu feindselig gegen die Tonwortmethode verhalten. Das ist ganz unverständlich, deckt sich aber mit der Tatsache, daß alle Neuerungen bisher mit derartigen Widerständen zu kämpfen hatten. Wirklich triftige Gründe hat bisher niemand gegen die Tonwortmethode vorbringen können. Was dagegen geschrieben ist, zeugt meist von Unkenntnis und Mißverstand. Aber auch Böswilligkeiten laufen unter. Da behauptet jemand, die Methode habe überall versagt und sei deshalb in Preußen verboten. Das ist nur halb wahr, denn die Methode hat nirgends versagt und ist aber trotzdem in Preußen verboten. In diesem Falle kann nur das Sachverständnis der Ratgeber des Ministers versagt haben. Andere wieder behaupten, die Methode könne nur von hervorragend begabten Lehrern angewendet werden, sie führe notwendig zum Fachlehrersystem. Wer das sagt, kennt die Methode nicht, oder fälscht die Tatsachen, die das Gegenteil beweisen. Die Gegner der Tonwortmethode sollten nun wenigstens ein besseres Unterrichtsverfahren anbieten können. Das können sie aber nicht und so läuft die Wirkung ihrer Gegnerschaft darauf hinaus, daß alles beim alten bleiben und das Volk weiter in musikalischer Unbildung dahindämmern soll. Es gibt einige Zeitungen, die finden immer wieder einmal Autoren, die die preußischen Lehrpläne für Gesangunterricht in den höchsten Tönen preisen. Das grenzt doch an Unfug, wenn dann immer wieder um die Osterzeit Scharen von Kindern die Schulen verlassen, von denen die Überzahl, mindestens 99 %, keine Zeile vom Blatt singen kann.

Dieser Aufsatz hat den Zweck, auf die Minderwertigkeit der Erfolge im Schulgesangunterrichte hinzuweisen und die Eltern der Schulkinder anzuregen, sich zum Einspruch zu ermuntern, besonders da es jetzt in der Tonwortmethode einen zuverlässigen Weg zum Musikschriftverständnis gibt. Auskunft über die Methode geben meine bei Breitkopf & Härtel (Bausteine) und Julius Klinkhardt in Leipzig (Der Gesangunterricht) erschienenen Bücher.

In vielen höhern Schulen Bayerns, in Jena, Saalfeld usw. wird das Tonwort im Unterricht gebraucht. Es ist also Gelegenheit vorhanden, von den Unterrichtserfolgen Kenntnis zu nehmen.

Wenn die Zukunft unserem Volke schwere Tage bringt, so wird man es sehr vermissen, daß der Mangel an musikalischem Schriftverständnis dem Volke erschwert, in der Ausübung der Gesangskunst Trost und Erhebung zu finden. Darum müssen wir gerade jetzt eine gründliche Verbesserung des Schulgesangunterrichtes fordern. Wer ist bereit, uns Tonwortleute bei Geltendmachung dieser Forderung zu unterstützen?

Karl Eitz

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Der Vorgeschrittene und der Wiederaufbau · Aufklärung — eine Charakterfrage · Michels Menschenrecht · Der populärste Mann in Deutschland · Kaiser und Tirpitz · Nemesis! · Auf den Trümmern · Politik und Wirtschaft · Deutschösterreich · Um die Seele der Jugend! · Der neue „Knigge“ · Scham

Wenn der vorgeschrittene Deutsche ein besonders tiefes und kluges, ein „realpolitisches“ Urteil abzugeben vermeint, ist es meist eine naive Plattheit oder Dummheit, allemal eine Gedankenlosigkeit. Wenn dann dieses Urteil, wie das nicht auszubleiben pflegt, von den „Anwesenden“ mit dem überlegenen Selbstbewußtsein des nicht heranreichenden oder bequemen Zeit- und Stimmungsgenossen unterstrichen und als Trumpf gegen den „Außenseiter“, nämlich den Andersurteilenden, ausgespielt wird, kann dieser in der Tat aus der Fassung, das heißt in einen Zustand gebracht werden, der an Verzweiflung grenzt, in dem er sich fragen muß: hat es denn noch einen Zweck, seine beste Kraft an Leute zu vergeuden, deren politische Instinkt- und Gedankenlosigkeit nur von ihrer Selbstdurchdrungenheit, dem Solidaritätsbewußtsein des breiten Spießertums, in dem sie sich geborgen fühlen, überboten wird?

Nicht der einfache „Mann aus dem Volke“ ist es, den diese Bemerkung treffen soll. Der ist wie das unverbildete Kind dem Guten zwar und dem Bösen, der Vernunft wie der Narrheit zugänglich, aber der stärkere Trieb geht nach dem Guten und der Vernunft. Weil es der noch unverfälschte, aber vermenschlichte Trieb der Selbsterhaltung ist, und weil in diesem Triebe auch das Bewußtsein lebt, daß die Selbsterhaltung Gegenseitigkeit, also Opfer erheischt. Damit ist der Weg nicht nur zur Vernunft, sondern auch zum Guten gewiesen: es ist keine Vernunft außer im Guten. Wenn du dich selbst erhalten willst, mußt du vernünftig handeln, du handelst vernünftig aber nur, wenn du gut handelst. Denn du kannst nicht leben, ohne daß andere dir Gutes tun, dir Nahrung, Licht, Wärme, Pflege und Freude ins Haus bringen. Du mußt daher auch den anderen Gutes tun. Aus dem Gutes-Tun führt so der Weg zum Gut-Sinnen, und weiter zum Gut-Sein.

Digitized by Google

Der Trieb der Selbsterhaltung verwurzelt und veredelt sich zum kategorischen Imperativ der Pflicht, beide gehen in der höheren Einheit des Guten um seiner selbst willen, der Liebe, der nicht mehr fragenden, der ewigen Liebe auf. Sehet die Lilie auf dem Felde ... und ist doch schöner angetan von dieser Liebe, als Salomo in seiner Pracht.

So ist die Bereitschaft zu Opfern, ist der Heroismus nicht, wie die neue Lehre geht, rückständige, haltlose Ideologie, sondern die höchste Einsicht und Entwicklungsstufe der menschlichen Vernunft. Rückständig ist der Materialismus, der den Heroismus verlacht, und am wenigsten sollte der zielbewußte „Sozialist" hier von Rückständigkeit reden. Verlangt er doch das schwerste Opfer, den höchsten Heroismus: das Opfer der größeren Kraft, des größeren Wertes, zugunsten des minderen, und das nicht aus bodenständig gewachsener Religion, sondern für die wurzellose Theorie einer Gleichheit, die nicht ist, nie war und nie sein wird. Nichts Geringeres also in seiner Abwicklung, als das Opfer der Persönlichkeit. Was dürfte noch „Ideologie" genannt werden, wenn nicht das Opfer von Wirklichkeitswerten für ein lebensfeindliches Dogma? Was nicht „rückständig", wenn nicht das Zurücksinken in den Zustand des Herdentieres, der vielen kleinen Herden mit ihren Leittieren als Stammeshäuptlingen, diesen kleinen, aber sehr maultüchtigen, sehr dreisten und derben Despoten? —

Die Disziplin in Ehren, der Zwang der militärischen Gewalt soll nicht unterschätzt werden —: wer aber möchte behaupten, daß unsere Leute vier lange Jahre hindurch gegen eine feindliche Welt solche Taten vollbracht, auch nur so standgehalten hätten, wie es eine spätere Welt erst in voller, dann nur gerechter Bewunderung würdigen wird, wenn diese Männer, dieses Volk nicht von einem hohen Heroismus beseelt gewesen wären? Daß sie dann an diesem Heroismus irre wurden, irre gemacht wurden, sich irre machen ließen, das war das Verhängnis, nicht daß ihr Heroismus haltlose Ideologie war. Ideologen waren die gutgläubigen unter den Pazifisten und Sozialisten, die zur Erprobung ihrer Theorie sich just den flammenden Weltbrand, den Kampf ums Dasein ihres Volkes als Versuchsstation erwählt hatten. Man kann über die Möglichkeiten des Kriegsausganges denken wie man will, aber das sollte heute doch von jedem Ehrlichen bekannt werden, daß der Krieg nie und nimmer ein so vernichtendes und zugleich so schimpfliches Ende hätte nehmen können, wenn Heer und Heimat ihrem Heroismus treu geblieben wären. Immer wieder sei es bekräftigt: dieser Heroismus war keine Ideologie, keine geistige oder moralische Verirrung, sondern urgesunder, urwüchsiger Selbsterhaltungstrieb, erdentstammter, aber mit Himmelsflügeln beschwingter. Ist die herrlichste Blüte, wie sie keines Künstlers Phantasie ersinnen oder nachbilden kann, und die wir dennoch mit unseren leibhaften Augen sehen, deren Duft wir schlürfen, deren Honigsüße die Biene saugt, darum nicht der Mutter Erde entsprossen, darum nicht von ihren Nährstoffen gesäugt, weil sie so — schön ist? Oh, ihr Kleingläubigen!

Giftige Insekten hatten die Blume beschlichen und sie von innen zerfressen. Frost und Hunger hätte sie noch einen Winter lang überstanden, ohne so elendiglichen Todes sterben zu müssen. — Aber ein Volk ist nicht wehrlos gegen

Digitized by Google

giftige Insekten wie eine Blume, — ein Volk starrte noch in Waffen, als es die Waffen nach außen und innen fortwarf, in unbegreiflicher Verblendung sich knechtisch mit selbstgefesselten Händen vor dem Todfeinde niederwarf! Nicht sich selbst, nicht Gott mehr vertrauend, nur der Gnade und Großmut des Feindes, den Staub von seinen gespornten Stiefeln ableckend, wofern es nur immer sich den Lohn einiger Erleichterung erhoffte. Für Lohn war dies betörte und verführte Volk zu jedem Opfer, zu jeder Schandtat bereit, zur Auslieferung seiner Flotte, seiner angestammten Fürsten, seiner Führer, seiner Besten bereit, bereit auch zur Auslieferung von Millionen seiner Brüder, von ganzen Gauen im Süden und Norden, im Westen und Osten des eigenen Vaterlandes und Volksbodens. Bereit zur niedrigsten Sklavenfron für den Feind, aber nicht zur ehrlichen aufrechten Arbeit für die eigene Wiedererhebung und Befreiung. Aber trunken lallte es von „Freiheit"!

Und nun kommt unser vorgeschrittener Deutscher und meint ein besonders tiefes und kluges, realpolitisches Urteil abzugeben, wenn er mit erhobenem Zeigefinger und gefurchter Denkerstirn die unermeßliche, nie gehörte Weisheit offenbart: mit Klagen und Stöhnen könne man ein Volk doch nicht aufrichten, man solle an den „Wiederaufbau" erinnern, an dem alle „Tüchtigen" mit ganzer Kraft helfen „müssen". Nur ehrliche Wahrheit, unermüdliche, furchtlose „Aufklärung" könne helfen. Also doch Aufklärung? Ohne aufzuklären: welche Zustände in Wahrheit herrschen, wozu sie noch weiter und tiefer führen müssen, wie und warum es dazu gekommen ist, welche furchtbaren Frevel und von welcher Seite, durch welche Mittel sie begangen wurden? — Und „Wiederaufbauen"? Ein braves, ein tüchtiges — Wort! Nur leider: wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Das Wort „Wiederaufbau" wird heute so hingehauen, als sei damit schon der ganze Bauplan vorgezeichnet, das übrige nur Sache des Poliers und seiner Maurer. Der vorgeschrittene Deutsche hat mit der Ausgabe der Parole, man solle sich nicht erst lange mit dem Baugelände und dem Baugrunde aufhalten, sondern frisch drauflos „wiederaufbauen", sich selbst und damit den Besten seiner Zeit genug getan. Der Teufel hole den Pedanten, der nüchtern und schwerfällig meint, erst müsse der Sumpf trocken gelegt, das Grundwasser gebändigt, die rechten Bauführer und willige Bauleute bereitgestellt werden, bevor der Bau ins Werk gesetzt und das Dach gerichtet werden könne.

* * *

Ja, freilich ist unermüdliche, furchtlose Aufklärung das erste und wichtigste Gebot nach diesem Zusammenbruche. Dem äußeren war lange der innere vorausgegangen — eben darum ist aber die Forderung, „aufzuklären", ohne das Kind beim rechten Namen zu nennen, ohne die Wunde schmerzhaft zu berühren, eine Gedankenlosigkeit, um nicht zu sagen Albernheit. „Aufklären", und dazu noch „unermüdlich und furchtlos"? Die Unermüdlichkeit soll sich also in die Müdigkeit der Zeitgenossen, Peinliches zu hören, schicken, und die Furchtlosigkeit in der Scheu bewähren, die Katze eine Katze zu nennen? Das Verfahren in seiner wunderbaren Schlichtheit wäre von einziger Schönheit, nur ist es leider zu schön, um wahr zu sein. Die Sprache, in der aufgeklärt wird, und der Widerhall, den sie

Digitized by Google

findet, sind Fragen des Temperamentes, des Charakters. Eine Leserin — es mußte wieder eine Frau sein — schrieb mir ungefähr: eigentlich sollte jeder rechte Deutsche bei dem Gedanken an das Geschehene von leidenschaftlichem Weh, zorniger Scham durchglüht sein, aber eben — das seien Charakterfragen. Ich für meinen Teil kann mir nicht vorstellen, daß eine äußere Gesundung ohne innere möglich sei, ohne Erneuerung der Lebenssäfte und Befreiung ihrer Kanäle. Und diesen Vorgang kann ich mir wiederum nicht vorstellen, ohne daß dabei der ganze Körper von einem Elementarwillen durchpulst, durchbraust wird, der so leidenschaftlich wie er zäh und ausdauernd, so klug wie die Schlange und so fromm wie die Taube ist. So von allen guten Geistern besessen muß dieser Körper sein, daß er die bösen austreiben kann. Wir aber haben noch nicht einmal die nötigsten Kanäle geräumt!

Ein Volk, dessen Vorgeschrittene, dessen „Intelligenzen" die nackte allgemeine Not und Schmach ihrem Müdigkeits- und Zerstreuungsbedürfnisse, jedem Opportunismus unterordnen, um ihr Gewissen zu beruhigen und sich „aus der Affaire" zu ziehen, den wohlfeilen Ruf nach „Aufklärung" und „Wiederaufbau" ihrer kurzen Blechpfeife entlocken, aber den ernstlich Wollenden den Rücken wenden oder in den Rücken fallen, — ein so verwaistes Volk hat die Führung noch nicht, deren es bitter bedarf, um auch nur Hand anlegen zu können an den Wiederaufbau.

* * *

Nicht das Volk ist es ja, das ich anklage, und wo ich anklage, da klage ich alle an, mich selbst nicht ausgenommen, — ihr könnt's schon glauben! Ebenso fern liegt mir jede Verallgemeinerung. Das ist selbstverständlich, aber bei uns ist das Selbstverständliche das allerfremdeste Ding auf der Welt, und — „du mußt es dreimal sagen". Dabei hat der Deutsche so wenig vom Mephisto, daß er nur ein — armer Teufel ist. Das heißt: gegen andere. Gegen sich selbst ist er der boshafteste, niederträchtigste Teufel, den sich nur je ein alter frommer Kirchenvater in seinen Erbauungsstunden vorstellen konnte. Sonst, wenn wir von den Großen absehen, die dem deutschen Namen das glänzende Wappenschild aufgeprägt haben, aber vom Durchschnitt der Volksgenossen seit langem nie in ihrem Wesen begriffen wurden, — sonst mag für den normalen Zustand wohl die Charakteristik gelten, die ich in der Wiener Halbmonatschrift „Das Gewissen" (Rudolf Falk) finde:

„Das deutsche Volk ist ehrlich, fleißig, mehr oder weniger nüchtern und platt — sein Typus ist Kaiser Wilhelm II., der ebensogut oder besser Reisender eines großen Handlungshauses hätte sein können —, es gehorcht gern und gut, leistet mit Ausdauer und Hingebung an klare Ziele Hervorragendes, aber es muß einen männlichen Willen über sich sehen, an sich spüren, sonst wird es irr an sich selbst. Ihm mangelt jegliches politische, das ist das Talent für das Werdende, es sieht nur das Vorhandene und glaubt daran. Sein Führer muß ihm den Weg zeigen und eine beschränkte Aufgabe geben; sie kann schwer sein, es wird sie erfüllen, denn es hat sittliche Riesenkraft, Pflichtgefühl und Arbeitsfreudigkeit. Unter schwächlichen Führern entartet es zwar nicht, aber es lauscht um sich, wird

Digitized by Google

kopfscheu und sitzt dem ersten besten Marktschreier auf. Da es nicht in die Ferne sehen kann, läßt es sich leicht blenden."

Wie ist es seinen Talmi- und Talmud-Führern aufgesessen, einem Bethmann und Scheidemann, einem Haase und Erzberger z. B., von denen man nicht wissen kann, welcher von diesen beiden der größere Schriftgelehrte ist. Denn vor Herrn Erzbergers Geschäftstüchtigkeit mag sich wohl auch mancher östlich orientierte jüdische Gast mit Grausen wenden. Und wie ist es einem Wilson aufgesessen!

* * *

Wilsons Bekenntnis, daß er von Anfang an entschlossen war, Amerika in den Krieg gegen uns zu treiben, ganz unabhängig davon, ob wir den U-Bootkrieg führten oder nicht, ob wir scheußliche „Verbrechen gegen die Menschheit" begingen oder nicht, war in kurzen telegraphischen Auszügen bereits vor Wochen in Deutschland bekannt geworden. Es wurde mit bewundernswerter Selbstbeherrschung hingenommen, auf die kalte Schulter geschoben, als ginge das die Propheten, die sich doch einstmals an leidenschaftlichem Eifer für jede verlogene und verbogene Redensart ihres Messias nicht genug tun konnten, nicht weiter an. Man konnte sich schließlich darauf zurückziehen, daß mit den knappen telegraphischen Übermittelungen eine authentische Aufklärung noch nicht gewonnen sei. Inzwischen hat aber auch diese den Weg über den großen Teich zu uns gefunden, und zwar in der restlos einwandfreien Gestalt des stenographischen Berichts jener Staatssitzung. Darnach sind zwischen dem Senator Mc Cumber und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Herrn Wilson, wörtlich folgende Fragen und Antworten ausgetauscht worden:

Senator Mc Cumber: „Würde unsere moralische Überzeugung von der Unrechtmäßigkeit des deutschen Krieges uns in diesen Krieg gebracht haben, wenn Deutschland keinerlei Akte gegen uns begangen hätte, ohne den Völkerbund, da wir ja keinen Völkerbund damals hatten?"

Der Präsident: „Ich hoffe, es würde eventuell angesichts der Entwicklung der Dinge so gekommen sein."

Senator Mc Cumber: „Denken Sie, daß, wenn Deutschland keinen Akt kriegerischer Natur und keinen Akt der Ungerechtigkeit gegen unsere Bürger begangen hätte, daß wir dann uns in diesen Krieg hineinbegeben haben würden?"

Der Präsident: „Ja, das glaube ich."

Senator Mc Cumber: „Glauben Sie, wir würden uns auf alle Fälle in den Krieg hineinbegeben haben?"

Der Präsident: „Ja!"

So. — Und nun denke man einmal zurück, lasse man noch einmal alle die mündlichen und schriftlichen Ergüsse der Mehrheits- und „Friedens"-Resolutionsführer an seinem Ohr und Auge vorüberziehen, erinnere sich, wie alle die Männer, die von Anfang an nichts anderes behauptet hatten, als was Wilson selbst nun eigenmündig vor der ganzen Welt bestätigt, verfemt und heruntergerissen wurden! Und dann frage man sich, aber allen Ernstes: ob Leuten, die das Volk in seinem bittersten Daseinskampfe in solcher Weise in die Irre und ins Verhängnis

Digitized by Google

geführt haben, in Zukunft noch Vertrauen zu schenken ist, ob solche Stümper gegen den gesunden Menschenverstand (wenn nicht Schlimmeres) fähig sind, das von ihnen betörte Volk zu regieren oder sich als seine Wortführer aufzuspielen?

Wir konnten von unseren schärfsten und wirksamsten Waffen jeden Gebrauch machen, der uns in diesem Kampfe auf Tod und Leben, in bitterster Notwehr, geboten erschien, und nichts hätte sich zu unseren Ungunsten verschoben, nichts hätten wir mehr gewagt, als wir schon durch den Krieg an sich gewagt hatten. Aber gewinnen konnten wir, nur gewinnen und, wenn auch vielleicht nicht alles — wer kann auch das heute wissen? — so doch einen wirklichen Frieden, einen Verhandlungsfrieden zwischen Parteien, nicht den schmachvollen Zusammenbruch und die Auslieferung auf Gnade und Ungnade mit dem Brandmal und der klirrenden Sträflingskette —: Versailles!

Und dieser Wilson, der nun mit lächelnder Eleganz die Maske fallen läßt, wie der jüngste preußische „Simplizissimus"-Leutnant alter Übung sein Monokel, — war dieser Messias nicht noch vor knapp einem Jahre „der populärste Mann in Deutschland"? Viel populärer als in Amerika. Wäre ihm unser ach, so teurer Bethmann Hollweg nicht noch rechtzeitig vor den Präsidentschaftswahlen zu Hilfe geeilt, — Herr Wilson wäre schwerlich wiedergewählt worden, und sein Nachfolger hätte wohl eine andere Politik betrieben, als die damals noch durchaus nicht volkstümliche kriegerischer Einmischung in europäische Händel. Es bedurfte erst jahrelanger teuflischer Verhetzung und Massensuggestion, schärfster Gewaltmittel, um die bei allem englischen Einschlage immerhin recht gemischte Bevölkerung der Vereinigten Staaten in den Kriegstaumel zu versetzen. Daß Wilson dies gelungen ist, verdankt er der hingebenden Unterstützung Deutschlands. Wilson war seinen Leuten ein Präsident und Kandidat wie jeder andere „Prominente" auch. Erst als die Amerikaner staunend wahrnehmen mußten, welche diplomatischen Bombensiege Mr. Wilson über das von ihnen nicht geliebte, aber als reale Macht hoch im Kurse stehende Deutschland errang, wie dieses mächtige Bismarckreich von Mr. Wilson „niedergeboxt" wurde, da erst wurde er ihr „Star" und „tipten" sie auf ihn.

* * *

Ein melancholisches Kapitel, das man nicht aufschlagen kann, ohne darin auf den bekannten Brief Kaiser Wilhelms II. zu stoßen, in dem er Wilson als Schiedsrichter anrief, ihm damit eine demütige Huldigung darbrachte, wie sie dem gerissenen Anglo-Amerikaner (aber eingefleischten Engländer) nicht willkommener für sein Prestige sein konnte, das er dann noch durch seine zynische Antwort an den Kaiser als tüchtiger Geschäftmann fester verankerte. Das war der „weltfremde Professor", der dann unter Max von Baden zum „populärsten Mann in Deutschland" vorrückte. Hat die Welt je kindischeres Geschwätz lallen hören?

Der Kaiser war — vor allem durch Bethmann, aber nicht durch ihn allein — so übel beraten, wie nur möglich. Bei einer anders veranlagten Persönlichkeit brauchte das so schlimm noch nicht zu werden, ihm gegenüber war es sündhaft. Aus den Erinnerungen des Admirals von Tirpitz hat der „Nieuwe Courant" Bruchstücke veröffentlicht, die wie Scheinwerfer die Lage beleuchten. Da heißt es u. a.:

Digitized by Google

13. März. „Wir fechten gegen die ganze Welt, und Amerika ist dabei. Und ich sitze hier nur so herum und kann nichts tun. Man hat unsere Flotte vollständig falsch gebraucht. Aber Müller, der Kaiser und Pohl halten selbst jetzt noch immer an ihrer Politik fest. Seit meinem letzten Vortrag beim Kaiser haben wir uns ganz und gar entfremdet, ich habe niemals wieder ein Gespräch mit ihm gehabt, in dem ich etwas durchgesetzt habe. Es ist hoffnungslos. Heute behauptet Müller, daß Stumm (Direktor der Abteilung England im Auswärtigen Amt) wenige Tage vor dem Kriege erklärt habe, England würde nicht mittun, und alles sei nur Bluff."

22. März. „Gestern abend war es wieder recht unerquicklich, die Unterhaltung lief sich tot, der Kaiser sah überall Riesensiege, ich glaube, mehr um seiner eigenen Unruhe Herr zu werden."

21. März. „Deinen Brief empfangen, ja, ich hätte die Sache wahrscheinlich besser gemacht, wenn sie mich nicht hätten gehen lassen. Von verschiedenen Seiten hat man auf Müller gedrückt, daß ich für die Kriegsdauer Chef der Admiralität würde, und daß man es mir überlassen müßte, wann und wie ich loslegen soll. Dauernd wird darauf geantwortet: ‚Kommt überhaupt nicht in Frage.' Der Kaiser würde das niemals tun wollen, er will selbst den Seekrieg leiten und das kann er natürlich nicht gleichzeitig mit mir. Admiral Bachmann wies darauf hin, daß die englische Flotte in den Dardanellen durch die U-Boote viele leichte Kreuzer verloren habe. Wenn man etwas tun wolle, dann jetzt. Pohl war über einen solchen Vorschlag außer sich. Er denke nicht daran, etwas zu tun, im Gegenteil, er wolle sich noch mehr mit Minen einkapseln. Es ist zum Verzweifeln. Da liegt nun eine Flotte von 40 Panzerschiffen, die Hälfte Überdreadnoughts, mehr als 200 Torpedoboote, und rostet im Hafen. Und währenddessen ficht Deutschland um sein Leben. Wenn das nur der einzige Fehler der Kabinettswirtschaft wäre, aber ich habe zwei Jahrzehnte inmitten dieser Zielloſigkeit und dieser Fanfaren gelebt und habe gesehen, wie jedes Ressort für sich selbst arbeitet, und jeder kommt ‚zu ihm' (dem Kaiser), der schließlich glaubt, er kann alles tun. Byzanz!"

Nicht allein politisch, sondern auch militärisch seien wir in diesen Krieg hineingetapst. „Schon immer gab es keine Idee, wie ein Weltkrieg geleitet werden müsse und keine Einheit der Leitung, kurzum, genau wie es jetzt im Krieg selbst ist." Weiter erzählt Tirpitz (nach einem Auszuge des „B. T."), was der Militärattaché in Konstantinopel, Herr von Frankenberg, aus der Türkei kommend, berichtet: „Mit dem türkischen Volk scheint man nicht viel machen zu können. Wir haben uns merkwürdige Bundesgenossen ausgesucht. Hätten wir nur keine Militärmission geschickt und nicht mit England auf dem Balkan antirussische Politik gemacht. Wir hätten Rußland sagen müssen: von uns aus kannst du nach Konstantinopel gehen, und dann hätte der Bär sich dort am Walfisch gestoßen und alle Ziegenhirten auf dem Balkan wären uns in die Arme geflogen." Dann erfolgten die verzweifelten Momente des Herrn von Falkenhayn, der „nichts mehr tun kann", und neue Vorstöße des Admirals Bachmann beim Kaiser über das Einsetzen der Flotte.

Digitized by Google

Am 1. April ist Tirpitz dafür, daß Hindenburg an Bethmanns Stelle komme. Am 12. April folgt eine Bemerkung des Kronprinzen, den er in Stenay trifft. „Der Kronprinz sagte mir, er freue sich, mich in Stenay zu sehen. An einem anderen Orte würde das schwierig sein, weil wir beide verdächtig seien.“ Am 17. April nennt Tirpitz die (nicht nach den Wünschen Zeppelins ausgeführten) Zeppelinangriffe auf London „Kindereien“. „Pohl erklärt: ‚Wir werden London vernichten. Das kann das Heer nicht. Der U-Bootkrieg wird England in ein paar Wochen auf die Knie bringen.‘ Uff! Und solch ein harmloses Männchen ist von Müller zum Admiralstabschef genommen worden, und jetzt ist er Flottenchef!!“ Am 13. Juni: „80 Prozent der Flotte wünscht, daß ich das Kommando kriege.“ Am 28. Juni sagt der Admiral von Müller zu Tirpitz: „Der Kaiser braucht keinen Kommandochef, das kann er selbst tun.“ Tirpitz bezweifelt, daß Müller eine darüber zwischen ihm und dem Kaiser geführte Unterhaltung ihm so richtig mitgeteilt habe. 8. August: „Der Tanz mit Bethmann geht wieder los. Die Wut besorgte mir eine schlaflose Nacht. Heute früh mit Bethmann in Pleß. Langes Schreiben von Helfferich. Vielleicht in Bethmanns Auftrag, in dem er nicht nur die vollständige Aufhebung des U-Bootkrieges verlangt, sondern sogar eine Note in diesem Sinn an Wilson abfaßt.“

* * *

Es ist leider heute noch ein recht undankbares Bemühen, für eine verhetzte Persönlichkeit die Forderung gerechter, nur kühl-sachlicher Beurteilung geltend zu machen. Tirpitz gehört ja nun zu den ärgst Verhetzten. Aber bedarf es denn durchaus persönlicher Sympathien, um seinen Nutzen zu erkennen? Kann nicht auch eine unsympathische Persönlichkeit wertvollste Dienste leisten, und darf man in der Politik, in denkbar kritischer Lage, darnach gehen, ob einem etwa die Nase des Mannes, den wir nötig haben, gefällt? Schon aus den Aufzeichnungen des Admirals geht das eine doch klar hervor, daß hier eine erste Kraft zu unser aller großem Schaden brach liegen mußte. Und zwar nicht nur marine-fachmännische, sondern auch politische Kraft. So gab es doch einen Mann — er war nicht der einzige, aber er war zur Hand —, der mit dem Militärattaché in Konstantinopel den Grundfehler der Politik Wilhelms II. erkannte: die unmögliche antibismarckische Balkan- und Orientpolitik, die, statt den Keil zwischen England und Rußland stecken zu lassen und tiefer zu treiben, den Zusammenschluß beider gegen Deutschland herbeiführen mußte. In unheilvoller Verkettung steht damit die töricht-theatralische Unterstützung der österreichischen Ausdehnungspolitik, die in Wahrheit nur Habsburger Haus- und Hof-Politik war. Der greise Peter Carp hatte schon recht, als er zu einem Freunde sagte, die Deutschen müßten in Österreich-Ungarn einmal gründlich Ordnung schaffen, selbst könne es sich nicht helfen und bleibe in seiner Zerfahrenheit auch für Rumänien eine ewige Gefahr. Da es vor dem Kriege leider unterlassen war, sollte es nach dem Kriege geschehen, denn der Alte glaubte an einen deutschen Sieg — er hatte noch das Bismarckreich und den alten Kaiser vor Augen!

Amicus Plato, sed magis amica veritas —: es läßt sich nicht wegstreiten, daß das Deutsche Reich Bismarcks und Wilhelms I. unter Wilhelm II. zugrunde

Digitized by Google

gegangen ist. Nur — „unter“ ihm? Nicht nur einen Bismarck konnte er nicht neben sich ertragen, auch einen Kriegsminister Bronsart von Schellendorf und einen Großadmiral von Tirpitz nicht und noch manchen anderen nicht. Wer unter ihm blieb, mußte sich nach den nicht immer berechenbaren Wünschen des souveränen Herrn richten, und wenn er dann die Bilanz seiner Amtstätigkeit zog, dann schloß sie günstigen Falles so ab, wie die Bülows: „Sie wissen nicht, wieviel Schlimmes ich verhindert habe.“ Es hat nicht nur keinen Zweck, es ist eine Schädigung, Unterbindung des monarchischen Gedankens, eines neuen deutschen Kaisertums, das auch ich aus tiefster Seele, mit ganzer Inbrunst ersehne, eine Persönlichkeit auszuspielen, die nun einmal das mit so vielen, so großen Trümpfen ausgestattete Spiel verloren hat. Das Herz des Volkes konnte er nicht verlieren, denn er hat es nie besessen. Er hat das Volk nicht verstanden, und das Volk hat ihn nicht verstanden: „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief“...

Nur mit Selbstüberwindung ringe ich mir dieses Bekenntnis ab. Menschlich fühle ich mit dem Kaiser, und wenn es nach meinen Wünschen gegangen wäre, wäre er noch heute Deutscher Kaiser. Denn seine Abdankung war das schwerste Unglück, das uns in schwerster Zeit treffen konnte. Aber ein Volk, ein großes, im Kern immer noch tüchtiges und liebenswertes Volk, das Unsägliches erlitten hat, das für alle seine Opfertaten ein besseres Los verdient hätte, klagt seine Not zum Himmel. Und doch immer noch ritterlich, immer noch mit frommer Scheu vor dem Kaiser. Was sich anders gebärdet, ist nicht das Volk, ist nur die Hefe. Mag sie hemmungslos noch so hoch gestiegen sein, sie wird wieder zurücksinken, wohin sie gehört.

Haben wir uns nicht alle den Kopf darüber zerbrochen, in unserem kindlichen Vertrauen als in eine unergründliche, aber weise Voraussicht uns gefügt, daß unsere Kriegsschiffe den ganzen Krieg hindurch bis auf einzelne Ausnahmefälle im Hafen liegen mußten? Hatten die Engländer nicht in gewissem Sinne recht, wenn sie unsere Flotte als „Wilhelms Spielzeug“ belächelten? Früher einmal, später nahmen sie's ernster. Aber kein anderer als der Meister dieser Flotte muß den Spöttern zähneknirschend recht geben: „Da liegt nun eine Flotte von 40 Panzerschiffen, die Hälfte davon Überdreadnoughts, mehr als 200 Torpedoboote, und rostet im Hafen!“

Diese blanke Waffe, die geschmiedet war, das Kaiserreich zu schützen, mußte, verrostet, als erste es zerschlagen. Das seiner Bestimmung abgekehrte Geschöpf rächte sich an seinem Schöpfer. Nemesis!

* * *

... Und doch in wieviel milderem, schon verklärendem Lichte erscheinen uns heute alle die Unterlassungen und Sünden des alten Regiments nach den elf Monaten Revolution und Revolutionsregierung! Wo ist das Gute, wo sind die positiven Werte oder auch nur Ideen, die sie uns etwa gebracht hätten? Zwar Neues haben sie uns mehr als genug beschert, aber — Gutes? Das klare, durch die wilde Jagd hohler Phrasenwolken ungetrübte Auge sieht nichts vor sich, als nur ein einziges großes Trümmerfeld, ein bis auf die Grundmauern niedergebrochenes, einst mächtiges und blühendes Reich. Verschüttet die Gegen-

Digitized by Google

wart, verschüttet für absehbare Zeit die Zukunft! Das ist die nüchterne, aber unerbittliche, unbestechliche Wirklichkeit, alles andere Wünsche, Hoffnungen, Versprechungen — Wechsel auf die Zukunft eines bankerotten Schuldners. Gewiß wird eine gütige Natur auch auf dieser Trümmerstätte wieder etwas wachsen lassen, wie sie auch auf das betrübteste Fleckchen ihre milde Mutterhand legt, seine Scham mit ihrem grünen Teppich erbarmend zudeckt. Gewiß wird „neues Leben aus den Ruinen blühen", aber ist das eine Rechtfertigung dafür, die Brandfackel an ein stattliches Wohnhaus zu legen, seine Insassen, die sich wohl und geborgen in ihm fühlten, in Not und Elend, Schimpf und Schande zu jagen, — obdachlos zu machen. Ja, obdachlos, denn Millionen und aber Millionen Deutsche müssen sich in der Fremde, soweit sie dort etwa zugelassen und als Parias geduldet werden, ein neues Obdach suchen, andere viele Millionen sind der Fremdherrschaft ausgeliefert, und was noch drinnen bleibt, ist zur Hörigkeit, zur Fronarbeit für fremde Blutsauger und für die eigene „Volksregierung" verdammt, die selbe Regierung, die das Volk mit so viel Weisheit und „opfernder" Liebe von den Gütern und der Achtung der Welt, von der Freiheit „befreit" hat.

„Wohin", fragt der Abgeordnete Dr. Mittelmann in der von ihm herausgegebenen „Rundschau", „wohin sind wir denn in all den Wochen und Monaten gekommen, in denen es immer tiefer hinein in den Abgrund ging? Daß wir gar keine Autorität mehr haben, daß Willkür und Gesetzlosigkeit Trumpf sind! In unserem Staatsleben fehlt es an Autorität, das ist das Grundübel, an dem wir kranken, und diese Autorität bekommen wir nur wieder durch die Monarchie in unser Volk hinein.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß alles nun durchaus in dem früheren Zustande wiederhergestellt werden soll, in dem es sich bis zum 9. November vorigen Jahres befand. Im Gegenteil, viel, sehr viel war morsch und faulig, und wäre es dies nicht gewesen, dann hätte unmöglich das Ganze wie ein Kartenhaus zusammenfallen können. Zweiundzwanzig Dynastien über Nacht hinweggefegt, als ob es niemals Monarchien in Deutschland gegeben hätte! So etwas ist in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen. Und unter den zweiundzwanzig Monarchen auch nicht ein einziger, der bereit war, die äußersten Konsequenzen zu ziehen und auf seinem Posten zu bleiben.... Aber, und das sage ich, indem ich mich an die Abgeordneten aller Parteien wende: Hand aufs Herz, wenn unser Volk die Wahl hätte zwischen dem Chaos und dem alten Regime mit all seinen ihm anhaftenden Fehlern, wie würde die Entscheidung des Volkes, wenn man es klar und unabhängig befragte, heute ausfallen? Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß mindestens 75 Prozent mit beiden Händen nach der Vergangenheit griffen. Und das geht bis weit in die Reihen der Sozialdemokraten hinein ... Wenn schon das ganze Drum und Dran sein muß, dann wünscht der einfache Mann zum Mittelpunkt dieser Aufmachung jemand anders als seinesgleichen. Und darüber vermag ihn auch nicht die Badehose des Herrn Reichspräsidenten hinwegzutäuschen."

Nicht einmal das fette Lächeln des Posaunenengels Matthias.

* * *

Digitized by Google

Was uns geradezu trostlose Aussichten eröffnet, oder vielmehr jede Aussicht auf eine bessere Zukunft absperrt, das ist, wenn es sich nicht von Grund aus ändert, förmlich umstellt, das Verhältnis der Sozialdemokratie zur auswärtigen Politik. Bei dem bloßen Gedanken daran läuft es einem schon kalt über den Rücken. Da kann es nicht dankbar genug begrüßt werden, wenn der regierenden Partei aus ihren eigenen Kreisen heraus einmal der Star gestochen wird. Das besorgt R. Kunze in der sozialistischen „Glocke" so gründlich und so mutig, dazu mit so sicherer Hand, daß hier besonders darauf hingewiesen sei. Ich kann seine im einzelnen durch ein beherrschtes Tatsachenmaterial fest begründeten Darlegungen hier nur im Leitgedanken wiedergeben:

„Woran ist das Reich Kaiser Wilhelms II. zusammengebrochen? An seiner fehlerhaften auswärtigen Politik. Und woran wird die deutsche Sozialdemokratie, wenn sie auf ihren bisherigen Wegen nicht einlenkt, aller Voraussicht nach mit ihren berechtigtsten Bestrebungen scheitern? An ihrem Verhältnis zur auswärtigen Politik.

Der Fehler der auswärtigen Politik aller Nachfolger Bismarcks besteht darin, daß sie nicht klar zwischen den Begriffen Politik und Wirtschaft zu unterscheiden wußten. Sie erkannten nicht, daß auswärtige Politik und Außenwirtschaft zwei völlig getrennte Gebiete darstellen, deren Auseinanderhaltung für die Leitung jedes Staatswesens eine gebieterische Notwendigkeit ist. Aber sie und ihre untergeordneten Organe haben es niemals verstanden, sich von den Wünschen des Großkapitals und der Großindustrie unabhängig zu halten, und haben deshalb auf den verschiedensten Gebieten die politischen Interessen des Reiches den wirtschaftlichen Interessen einzelner zum Opfer gebracht. Damit aber haben sie immer wieder den schwersten Fehler begangen, den ein Staatsmann überhaupt begehen kann. Denn es müssen zwar immer und immer wieder wirtschaftliche Interessen den politischen Zwecken zum Opfer gebracht werden; niemals aber und unter keinen Umständen dürfen wichtigere politische Ziele noch so großen Interessen wirtschaftlicher Natur hintangestellt und zum Opfer gebracht werden. Die politischen Interessen bilden die Grundlage, auf der das gesamte Staatswesen aufgebaut ist. Sie müssen, wenn irgend etwas, dem Staatslenker heilig sein, weil auf ihnen das Heil des ganzen Volkes und aller seiner einzelnen Angehörigen beruht ...

Die sogenannte Weltpolitik der Nachfolger Bismarcks war in Wirklichkeit nichts anderes, als eine einseitige Pflege vermeintlicher weltwirtschaftlicher Interessen des deutschen Volkes, über denen die politische Sicherung, das heißt die Pflege der Machtbeziehungen, verabsäumt wurde... Es sei zugegeben, daß das Deutsche Reich zweifellos starke wirtschaftliche Interessen in Marokko, in China, in der Türkei und in der Rohstoffversorgung aus seinen Kolonien und aus dem Ausland hatte. Aber diese wirtschaftlichen Interessen gaben der Reichsregierung niemals ein Recht, um ihretwillen die unendlich wichtigeren politischen Beziehungen zu Frankreich, zu Japan, zu Rußland und zu England mutwillig zu zerstören. Das aber hatten die Nachfolger Bismarcks getan ...

Digitized by Google

Wie denkt sich nun die Sozialdemokratie die auswärtige Politik des Deutschen Reiches bis zu dem Tage, an dem die Welt für den ewigen Frieden reif geworden ist? Will sie bis dahin auf jede deutsche auswärtige Politik verzichten? Dann würde sie den Jammer verewigen, den wir seit dem Anfang der Waffenstillstandszeit durchmachen, und das deutsche Volk zum willen- und rechtlosen Sklaven, ja zum Haustier der Nachbarvölker erniedrigen. Denn deren Verhalten gegenüber dem Waffenstillstand und dem Versailler Frieden wie gegenüber dem Weltsympathiestreik vom 21. Juli beweist, daß sie von keiner Verbrüderung mit uns wissen wollen und durchaus gewillt sind, uns bis aufs Blut auszupressen und auszusaugen, solange wir ihrer Macht keine Macht unserseits entgegenzusetzen haben. Wenn aber die deutsche Sozialdemokratie das will, dann kann sie schon heute gewiß sein, daß ihr Werk notwendig scheitern muß. Denn ein Verzicht auf jede auswärtige Politik hält für immer die nationalgesinnten Kreise von ihr fern und macht es ihr dauernd unmöglich, zur deutschen Mehrheitspartei zu werden. Hat sie aber nicht die Mehrheit des deutschen Volkes hinter sich, so bleibt sie dauernd auf den Bund mit ihren Todfeinden, dem römischen Zentrum und dem internationalen Großkapital, angewiesen. Mit diesen kann sie ja wie bisher weiter Kompromisse schließen; deren Ergebnis wird aber in der Zukunft noch weniger erfreulich sein, als in der Vergangenheit und immer mehr enttäuschte Anhänger aus ihren Reihen vertreiben.

Will sie sich aber durch solche Erfahrungen belehren lassen und anfangen, deutsche auswärtige Politik zu treiben, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als daß sie auf das bewährte Bismarcksche System zurückgreift, d. h. den Weltfrieden mit Hilfe machtpolitischer Beziehungen zu verwirklichen sucht. Dann muß sie zu einer nationalen Partei werden, wie die englische und die französische Sozialdemokratie nationale Parteien sind, und muß anfangen, deutsch zu denken und zu fühlen, die Freude an allem Schönen und Großen der deutschen Geschichte in die Herzen ihrer heranwachsenden Jugend senken und das Deutsche Reich wieder stark machen, damit es der machtpolitische Träger des Gedankens vom ewigen Frieden wird."

* * *

Was müssen wir aber selbst an Vertretern der geistigen Auslese dieser Partei erleben? Sollte man es für möglich halten, daß ein so gebildeter, in mancherlei Fragen doch einsichtiger und von den besten Absichten beseelter Mann wie der preußische Kultusminister, Dr. Konrad Haenisch, sich noch immer nicht von dem übeln und schon anrüchig gewordenen Leim des „Völkerbund"-Schwindels losreißen kann?

Wenn es bei dem Wohlgefallen des Herrn Haenisch an diesem „Völkerbunde" sein Bewenden hätte, könnten wir ihm das Vergnügen ruhig gönnen, das wäre dann sein privater Sport. Aber Herr Haenisch ist Kultusminister und gebraucht seine amtliche Macht, die deutsche Jugend mit den giftigen Gasen der feindlichen Erfindung zu betäuben. Diesem gemeingefährlichen Beginnen muß auf das schärfste und mit allen verfügbaren rechtlichen und moralischen Mitteln entgegengetreten werden. Denn es ist — bewußt oder unbewußt,

Digitized by Google

bleibt sich hier gleich — eine Kampfansage an das ganze nationale Deutschland und an die deutsche Zukunft.

„Es gibt im lieben deutschen Lande", so wird aus schulmännischen Kreisen geschrieben, „wirklich noch eine ‚Liga für den Völkerbund'. Der Wahn des Völkerbundes hat bewirkt, daß wir unsere unbesiegten Waffen selbst zerbrachen. Er hat uns gerade tief genug in Not und Schmach gestürzt. Wenn nun gar noch diese Liga an die Öffentlichkeit tritt, nach den Erfahrungen mit Wilson und dem Raubverbande, ja, dann weiß man wirklich nicht, wo der Wahnsinn aufhört und das Verbrechen anfängt. Das allerschlimmste ist aber, daß sich die genannte Gesellschaft hinter die jetzige Regierung gesteckt hat. Das preußische Kultusministerium hat sich wirklich gewinnen lassen und versendet nun an alle Schulen ein amtliches Schreiben zur Empfehlung. Die Schulräume sollen ‚weitestgehend' zur Verfügung gestellt werden. Von ‚namhaften Rezitatoren' sollen durch ‚Dichtungen und Vorträge' die ‚völkervereinenden Gedanken' der deutschen Jugend schmackhaft gemacht werden. Trotzdem noch kein Jahr dahin ist, seitdem der Völkerbundwahn zusammengebrochen ist, sie haben nichts dazugelernt, aber alles vergessen!

Wenn nun, wie es scheint, das jetzt lebende deutsche Geschlecht tatsächlich so herunter ist, daß die Worte: Vaterland, Ehre, Freiheit ihm nur leere Begriffe sind, dann soll wenigstens die heranwachsende Jugend von jenem Wahne verschont bleiben. Wenn es Menschen gibt, die nach dem zwanzigsten Fußtritt immer noch von vorzüglichster Hochachtung und Ergebenheit stammeln, so soll doch unsere deutsche Jugend die schmachvolle Behandlung, die Deutschland jetzt erfährt, nie vergessen. Sie wird solche Vorträge ablehnen. Etwas ganz anderes ist nötig, wollen wir nicht ohne Aussicht auf Rettung zugrunde gehen. In jeder Schule muß eine Karte von dem zerfetzten Deutschen Reich aufgehängt werden, als Mahnung: Das darf nicht so bleiben! In jeder Schule muß es Bilder vom Straßburger Münster und von der Marienburg geben, die den Vorsatz nicht ersterben lassen: Das werden wir uns wieder holen! Dazu sollte das Ministerium auffordern und ‚weitestgehend' Mittel zur Verfügung stellen, anstatt daß ihm vor den alten Kaiserbildern in Schulräumen das Herz in die Hosen fällt.

Wenn der Herr Minister auf diesem Wege den deutschen Nachwuchs für seine Zwecke zu gewinnen glaubt, so gibt er sich einem schweren Irrtum hin. Unsere braven Jungen haben am Sedantage und bei anderem Anlaß gezeigt, wohin sie ihr Herz treibt. Sie würden auch aus eigenstem Empfinden heraus wissen, wie sie jene ‚namhaften Rezitatoren' zu empfangen haben ..."

Was einen in diesen Zeiten der Schmach und Ohnmacht überhaupt noch aufrecht erhalten, den Dienst am Volk nicht als fruchtlose Kräftevergeudung empfinden lassen kann, ist ja allein noch der Gedanke an die deutsche Jugend, an eine deutsche Zukunft. Wer dahin wirkt, uns diesen letzten Stern und Anker zu rauben, dem wollen wir mit Wort und Tat eindringlichst zu Gemüte führen, daß hier die Schonung und Geduld ein Ende hat und der rücksichtslose Kampf beginnt. Wenn auch noch die Zukunft verspielt und verhökert werden soll, dann

Digitized by Google

gibt es keine Rücksichten mehr. Darum: Hände weg von der deutschen Jugend! Bleibt auch nur Weniges noch, wofür es zu kämpfen lohnt — um die Seele unserer Jugend wollen wir kämpfen wie die Löwin um ihr Junges!

* * *

Ohne ein starkes nationales Bewußtsein ist an irgendwelche deutsche auswärtige Politik nicht zu denken. Wie stellt sich die deutsche Sozialdemokratie etwa den Anschluß Deutschösterreichs vor, für den sie doch auch aus voller Überzeugung eintritt? Etwa mit einem Geschlechte, das mit internationalen Verbrüderungsmärchen, „Völkerbunds"-Illusionen gesäugt ist, sein Schicksal vertrauensvoll in die Hände der ihm so wohlgesinnten französischen, englischen, polnischen, tschechischen u. a. „Brüder" legt? Wer an Wunder in der Geschichte glaubt, kann natürlich auch glauben, daß die „Brüder" Deutschland, aus dessen blutendem, zuckendem Leibe sich jeder seine tüchtige Portion Fleisch herausgerissen hat, zu einem ansehnlichen Großdeutschland zusammenfügen, also auch die einverleibten Bissen wieder ausspucken werden.

War und ist die schlaffe Gleichgültigkeit, der Stumpfsinn breitester Schichten im Reiche gegen das Schicksal Deutschösterreichs, auch in den Tagen, als diese Frage zur Entscheidung drängte, nicht schon beschämend, ja erschreckend genug? Selbst in den besten Zeiten der Waffenbrüderschaft und der in ihrem Zeichen gegründeten Vereinigungen war man, wie Richard Bahr in der Monatschrift „Deutsche Arbeit in Österreich" nicht ohne berechtigte Bitterkeit erinnert, „über ein unpolitisches Spiel mit Worten nicht hinausgekommen: Versammlungsgerede und Kommersgesang. Man suchte Paarung und Angleichung, ohne sich über den nationalen Aufbau der Donaumonarchie und die sie beherrschenden Kräfte irgendwie klar zu sein, man wollte im Überschwang rhythmischer Empfindungen alle umarmen, die Stammesgenossen und auch die anderen, die längst sehr rege Ententegefährten waren und sich gar nicht umarmen lassen wollten... In Österreich, wo man den Zusammenhang mit der Gesamtnation immer intensiver empfunden hatte, war man früher aufgestanden. Ende Oktober — es gab seit Wochen dort schon eine Volksbewegung, die so oder so den Anschluß an das Reich forderte — kam eine kleine Anzahl von deutschösterreichischen Parlamentariern, Sozialdemokraten, Deutschfreiheitliche und auch Christlichsoziale, ins Reich, um in Berlin, München, Dresden in vertraulicher und unverbindlicher Aussprache mit befreundeten Politikern das Terrain zu sondieren. Und da war es ungemein charakteristisch, wie kühl und abweisend man selbst in den engen Zirkeln der vor anderen politischen Leute an diese Dinge herantrat. Die Herren aus Wien kamen mit ganz konkreten Fragen. Darauf war man nicht vorbereitet, das verwirrte und wirkte schier wie peinliche Inquisition... Man streckte zaghaft, fast verstohlen, eine Hand nach Wien hinüber, aber man bemühte sich zugleich doch auch um ‚korrekte' Beziehungen zu Prag, weil neben den Polen nicht auch die Tschechen uns zu unversöhnlichen Feinden gemacht werden dürften. Die Bevölkerung schließlich verharrte in einer leidenschaftliche nationale Temperamente geradezu erschütternden Apathie. Der Verstand redete zur Not ein Wort, das Gefühl fast

Digitized by Google

nie. Die Grundstimmung fehlte. Das hinreißende, bei allen andern Völkern natürliche Empfinden, daß Stammesgenossen nicht aufhörten, Stammesgenossen zu sein, weil zufällige geschichtliche Grenzen sie einmal auseinandergerissen hatten. Wie dünn, wie beschämend matt klang allemal das Echo, wenn in der Weimarer Versammlung von Großdeutschland und dem deutschösterreichischen Anschluß die Rede ging. Daß hier genau so wie in Versailles über das deutsche Schicksal entschieden wurde, ging dem Großteil der Reichsbürger nicht auf.

So sind wir dahin gekommen, wo wir heute stehen. Was bleibt zu tun, als immer wieder mahnend an die Gewissen zu pochen? Sollen die Deutschen durch Sondertum und Eigensucht nicht atomisiert und — wozu sie mancherlei Anlagen haben — trotz ihrer 70 Millionen zu den Nomaden unter den Völkern werden, die überall zu Hause sind und nirgends, so gilt es, unseren nationalen Besitz zusammenzuraffen und alle Kräfte, die wirtschaftlichen wie die geistigen, in das gleiche Bett zu zwängen. Das ist das einzige Hochziel, das wir noch haben. Hätten wir es nicht, es lohnte, nach solchem Zusammenbruch, nicht mehr zu leben ..."

* * *

Die Gelegenheit bei der Stirnlocke zu fassen, hat man versäumt, vollendete Tatsachen zu schaffen war man zu hasenherzig, — dafür hat man einen Paragraphen ins Verfassungspapier gebracht, der der Sache selbst nichts nützen konnte, dem Feinde aber den erwünschten Vorwand bieten mußte, beide Hände in die inneren Angelegenheiten des deutschen Volkes zu stecken, — vielmehr ihm gründlichst ins Bewußtsein zu rufen, daß es innere Angelegenheiten nicht mehr habe, es sei denn die Sorge, seinen Sklavenhaltern die befohlenen Frondienste und die auferlegten Tribute zu leisten — „das Haustier der Nachbarvölker"!

Daß sich unsere Revolutionsregierung nebenher noch eine wohlgezielte Ohrfeige von den Gebietern in Paris geholt hat, und daß sie die Ohrfeige als „Zugeständnis" quittiert hat, brauchte eigentlich nicht erst erwähnt zu werden, denn es ist längst nichts Ungewöhnliches mehr, nur die übliche, in feste Normen gebrachte Umgangsform, sozusagen der „Knigge" zwischen Entente und deutscher Revolutionsregierung. Das kann bei einer Regierung, an deren Himmel das Sonnengesicht des heiligen Matthias leuchtet, nicht wundernehmen. Hat doch dieser so erquickende Glanz auf Herrn Helfferich einen derart einladenden, verführerischen Reiz ausgeübt, daß er der Versuchung — leider, leider — erlegen ist und sogar unter dem Einfluß dieser magnetischen Kraft in einen wahren Paroxismus der Sehnsucht nach dem geliebten Sonnengesichte verfiel, bei deren Betätigung er sich nicht genug tun konnte, bis es ihm dann in der Tat, aber erst durch Anwendung zwingender kabbalistischer Beschwörungsformeln gelungen ist, den leuchtenden Heiligen von seiner unnahbaren Höhe vor irdische Schranken zu bannen. Pygmalion konnte nicht heißer um die Beseelung seines elfenbeinernen Bildes buhlen, als Herr Helfferich um ein menschliches Rühren des ewig lächelnden Heiligen ...

* * *

Digitized by Google

Es ist ein Jammer, wie bei uns die Psyche nicht nur der feindlichen Staatsmänner, sondern auch ihrer Völker noch immer verkannt wird. Ihnen allen, auch den sogenannten demokratischen Republiken, ist unser heutiges Gebaren mit der landesüblichen Selbstschändung, dem nationalen und moralischen „großen Ausverkauf" in tiefster Seele zuwider, zum Ekel. Wer Ohren hat zu hören, kennt das Lied, in die breiten Massen dringt es nicht, dafür wird gesorgt. Keine bessere Bestätigung ihrer während des Krieges ausgestreuten Lügen über uns können sich die Giftköche der Entente wünschen, als die Zustände und die Gemütsverfassung, die jetzt, nach der Revolution und nach dem Kriege, bei uns die normalen sind. Ein in Rotterdam lebender Deutscher berichtet über seine Gespräche mit zwei hohen feindlichen Beamten. Der eine, Franzose, sagte ihm: „Noch nie hat sich Deutschland in den Augen der Welt so erniedrigt, wie in den letzten Monaten." — Der andere, Engländer: „Ich kenne das deutsche Volk; aber ich hätte nie geglaubt, daß es auf eine so niedrige Stufe sinken, daß es sich je so gemein zeigen würde wie jetzt." So aber wird nicht nur von Feindesseite über uns geurteilt, die Neutralen denken nicht anders, nur legen sie sich mehr Zurückhaltung auf und mischen ihren Urteilen einen Ton des Bedauerns, des Mitleides bei. Man wähne nicht, daß aus den feindlichen Stimmen nur der Haß und das berechnete Interesse sprechen. Nein, es ist ihre ehrliche Überzeugung, und wir brauchen sie um so weniger in Zweifel zu ziehen, als wir ihnen im Grunde ja selbst recht geben müssen. Im Kriege waren wir ein verhaßtes, jetzt sind wir ein verachtetes Volk.

Wohl uns, in allem Unheil und aller Erniedrigung, wenn wir das noch mit brennender Scham erkennen und empfinden. Wo Scham, da ist noch Rettung und Aufstieg, wo auch die Scham verloren ist, da ist alles verloren.

Digitized by Google

Auf der Warte

Die intellektuellen Zuhälter

In die feine Gesellschaft derer, die die menschliche Gerechtigkeit im Münchener Geiselmordprozeß nicht erreichte, leuchtet die „Tägl. Rundschau" hinein. Wahrlich Leute, die allen Anspruch haben, gründlich bei Lichte besehen zu werden! „Zu ihnen gehören die Begünstiger der Revolutionsseuche und des Bluthasses gegen die bürgerliche Gesellschaft, die Literaten und Literätchen, die jeden revolutionären Mörder als Idealisten feiern und ihm den Tagesruhm eines Freiheitsmärtyrers besorgen, alle die geistigen Nährväter jener Bestialität, die sich im Keller und Hofe des Münchener Luitpold-Gymnasiums so schrecklich offenbarte. Mit dem Gesindel, das an den wehrlosen und schuldlosen Geiseln nicht nur Mord, sondern schon vorher jede erdenkliche Quälerei und Beschimpfung verübte, das sich sogar an einem toten Frauenkörper vergriff, kann kein halbwegs gesund fühlender und denkender Mensch Mitleid haben; aber in gewissem Sinne sind diese rohen und unwissenden Menschen, diese Existenzen aus der Tiefe, doch Opfer jener feinen Herren, die Revolution nur aus respektvoller Ferne mit der Feder oder mit Geldunterstützung treiben, aber die eigentliche sittliche Verantwortung für solche Untaten tragen, weil sie alle religiösen, sittlichen und menschlichen Begriffe ihrer Theorie oder ihres persönlichen Ehrgeizes willen in Grund und Boden ruinieren. Die Hauptschuldigen der Münchener Greueltaten sind, wie das Urteil für alle Zeiten in seiner Begründung feststellt, die russischen Juden Levien und Levinés Nissen. Und nun bedenke man doch, daß das Bild des einen dieser Mörder im ‚Berliner Tageblatt' als Zeitgröße prangte und daß, als der andere zum Tode verurteilt wurde, die Berliner Arbeiterschaft einen eintägigen Sympathiestreik veranstaltete. Wegen der Bestrafung eines Mordbuben, der seine Blutgier an unschuldigen, durch Zufall aufgegriffenen Männern und an einer harmlosen Frau in viehischer Weise auslässt, der den Abschaum der Münchener Vorstädte zum zehnfachen Morde anstiftet, dekretiert die Berliner Arbeiterschaft einen Generalstreik! Gibt es ein beschämenderes Dokument nicht nur politischer, sondern auch sittlicher Unreife? Und während des Prozesses, während die Zeugenaussagen über die Einzelheiten der Trägödie das Blut erstarren machen, wird in Berlin für Mühsam und Toller geworben, eine Matinee veranstaltet, halten Herr Toller und Herr Axelrod im Münchener Gefängnis förmlich Cercle, empfangen Damenbesuche, halten Reden, geben Erlasse an ihre Verehrer im Reiche, fährt Herr Toller als Sträfling im Auto zu seinem Zahnarzt, während seine nichtgebildeten ‚Getreuen', die nur Volk sind, an die Gefängnismauer desselben Stadelheim geführt werden, um erschossen zu werden. Freiheit und Gleichheit in der Revolutionspraxis.

Man soll es nie verwischen und verwirren lassen, die Untermenschen, die im Münchener Luitpold-Gymnasium sich ihren Verbrecherinstinkten gemäß auslebten, und die Übermenschen, die uns von höherem Menschentum deklamieren und den Münchener Zuhältern unterm Tisch verstohlen die Hand drücken, gehören zu der selben verwüstenden, verderbenden und verdorbenen Menschensorte. Sie sind sich ihrer Ver-

Digitized by Google

wandtschaft auch bewußt und haben während der ganzen vierzehn Verhandlungstage nicht einmal sich zu einer Äußerung des Abscheus, zum Beispiel über die körperliche Verwüstung der noch lebenden, die Schändung der gemordeten, völlig unschuldigen Gräfin Hella v. Westarp aufgerafft; sie haben nur ihre Schützlinge mit dem ‚Kapitalismus', dem Terror der Weißen Garde und ähnlichen Phrasen zu verteidigen und die Blutopfer ihrer Genossen noch nach dem Tode als beteiligt an einer Stempelfälschung anzuklagen versucht. Auch diese Lüge hat das Münchener Volksgericht als elende Verleumdung glatt erwiesen; die Mitglieder der Gesellschaft Thule sind völlig unschuldig, als Vertreter des deutschen Bürgertums und wahrscheinlich als Antisemiten vom Hasse der Levien besonders verfolgt, hingemordet worden — hingemordet vom Münchener Gesindel und seinen Begünstigern, der Presse der Unabhängigen und Kommunisten und den Revolutionsliteraten, die ‚Ethik' predigen und Hand in Hand mit Mordbuben Greueltaten vorbereiten, inspirieren, anstiften, dann verteidigen und verherrlichen. Ihr Platz wäre, wenn es nach Gerechtigkeit ginge, neben dem Mörder Seidl an der Gefängnismauer zu Stadelheim."

*

Was im „Vorwärts" nicht gesagt werden darf

Ein Sozialdemokrat, der frühere Vorsitzende des Deutschen Buchbinderverbandes, Emil Kloth, sieht sich genötigt, seine Zuflucht zur — „Deutschen Tageszeitung" zu nehmen, weil die sozialdemokratische Parteipresse, allen voran der „Vorwärts", eine offene und ehrliche Aussprache über gewisse Fragen grundsätzlich ausschließt. Genosse Kloth schreibt u. a.:

Die Herausgabe von Ludendorffs Erinnerungen in dänischer Sprache benutzt der „Vorwärts", um Ludendorff als einen geldgierigen Geschäftshuber hinzustellen. Wie prächtig wirkt das nicht bloß auf die urteilslosen Leute im Inlande, sondern auch auf die gescheiten im Auslande! „Seht," so wird man dort sagen, „das sind die Führer des deutschen Volkes, denen dieses und mit ihm die sozialdemokratischen Abgeordneten vier Jahre hindurch willig Gefolgschaft geleistet haben; welch ein verkommenes und daher mit Recht hart bestraftes Volk, welch traurige, dummköpfige Volksvertreter! Der „Vorwärts" freilich wird sich dieser Taktlosigkeit, dieser üblen politischen Fernwirkung nicht bewußt, die sein Mitarbeiter Michael Kohlhaas begangen hat. Wer ist Michael Kohlhaas? Je nun, das ist auch wieder einmal so eine Verkleidung, in der sich unsere Fremdstämmigen neuerdings zu vermummen belieben. Früher nannten sie sich zartsinnig Veilchenfeld, Blumenthal, Silberstein, Bernstein, Herzfeld oder tönend Löwensohn, jetzt aber schmücken sie sich mit altdeutschen Namen — Kohlhaas, Fischart usw. Je undeutscher ihre Art, ihr ganzes Gebaren, je altdeutscher werden ihre beigelegten Namen.

Nebenbei eine kitzliche Frage: Kann Michael Kohlhaas keine Auskunft darüber geben, was Ede Bernstein, der gerissene literarische Geschäftsmann, für seine während des Krieges in ausländischen Blättern erschienenen landesverderblichen deutschfeindlichen Aufsätze erhalten hat, in denen er bereits 1917 für eine Wiederherstellung Frankreichs und Belgiens auf deutsche Kosten eintrat? Solche Aufsätze waren natürlich Honig für die Entente, sie ließ sie in alle möglichen Sprachen übersetzen, und Geld spielte dabei gar keine Rolle. Um Antwort wird gebeten.

Ein anderes Bild: Der Kriegsberichterstatter Scheuermann wurde bekanntlich während der Versailler Friedensverhandlungen verhaftet, weil er angeblich während des Krieges in Frankreich geplündert haben sollte. Man weiß ja, mit welcher Leichtfertigkeit die Franzosen derartige Anschuldigungen gegen die „Boches" erheben, und daß man daher sehr vorsichtig zu sein hat. Nicht so ein Herr Siegfried Jakobsohn, der sich zuerst dadurch einen Namen gemacht hat, daß er wegen eines ungewöhnlich dreisten literarischen Diebstahls aus der Berliner Presse hinausgeworfen wurde. Seit einiger Zeit gibt er eine Zeitschrift: „Weltbühne", heraus,

Digitized by Google

in der Deutschland und alles, was deutsch ist, nach Strich und Faden heruntergerissen wird. In dieser Weise zog er auch in seiner „Weltbühne“ gegen den deutschen Kriegsberichterstatter Scheuermann vom Leder, der ihm dafür eine Tracht Prügel verabreichte. Was geht das alles nun eigentlich die Leser des „Vorwärts“ an, da meines Wissens Herr Jakobsohn kein Mitglied der sozialdemokratischen Partei ist, sondern diese vielmehr zur höheren Ehre der „Unabhängigen“ von Zeit zu Zeit durch Herrn Ströbel und andere gründlich vermöbeln läßt. Anders denkt aber die Redaktion des „Vorwärts“. Sie nannte in ihrer feinen Art Herrn Scheuermann einen Schmock und weinte blutige Tränen ob des Herrn Jakobsohn widerfahrenen Unrechts. Nun bin auch ich kein grundsätzlicher Anhänger der Prügelpädagogik, aber — Gott, der gerechte verzeihe mir die Sünde — unwillkürlich fiel mir das Zeugnis jenes wackeren Arztes ein, das er nach meinem Landsmann Fritz Reuter dem Herrn „Notorjus“ Sluſohr ausstellte, als dieser vom Inspektor Zacharias Bräsig auf dem Verbrüderungsfest des Rahnstädter Reformvereins eine wohlverdiente Tracht Prügel erhalten hatte: „Pflichtschuldigst bezeuge ich hiermit, daß der Herr Notarius Schlusohr recht gehörige raisonnable Prügel erhalten hat, wie es an den Sugillationen auf dem Rücken desselben deutlich zu ersehen. Sie haben ihm aber nicht geschabet.“

*

. . . dann trink und lach'!

Herr Erzberger, der Reichsminister und, wie auch sein begeisterter Lobredner Herr von Gerlach feststellt: „die Seele“ der gegenwärtigen Regierung, also der leitende Staatsmann Deutschlands, hat sich im Goldenen Buch der Stadt Weimar mit der Eintragung verewigt: „Erst mach' dein Sach', dann trink und lach'!“ „Kann es“, bemerkt die von Ewald Beckmann herausgegebene Wochenschrift „Deutsche Aufgaben“ (Königsberg, Pr.), „ein deutlicheres Zeugnis der Leichtfertigkeit geben, mit welcher heute die Politik eines großen Volks geleitet wird? Ein Führer des deutschen Volks, das einen Kant, den Künder strengsten immanenten Pflichtgefühls als des kategorischen Imperativs, hervorgebracht hat, bekennt sich in schicksalsschwerer Stunde zu der saufbrüderlichen Maxime: ‚Erst mach' dein Sach', — dann trink und lach'‘. Fürwahr, man könnte meinen, das Goldene Buch in der Stadt Goethes und der Nationalversammlung sei das Gästebuch einer fidelen Exkneipe. Und dazu ist's noch ein Vertreter der allerchristlichsten Partei, der solche Sentenz dem deutschen Volk ins Antlitz speit!

So also wird heute Politik gemacht! — ‚Sein Sach'‘ freilich hat Erzberger dabei zu machen verstanden. Keine kleine Sache ist's, es zum Hans-Dampf-Politiker mit den vielen frischmelkenden Aufsichtsratsstellungen gebracht zu haben! Und dann: ‚dann trink und lach'‘. Er hat gut lachen. Und am Trunk wird es ihm auch nicht fehlen; denn kein anderer weiß so gut wie er, wo Bartel den Most holt. Das deutsche Volk aber, das die Zeche zu bezahlen hat, wird bitter, bitter weinen.

Ist es ein Wunder, wenn jedes Ding, das mit solchen Grundsätzen angefaßt wird, verschludert wird? Niemand vermag solche aufgeblähte, bedenkenlos handelnde Selbstsicherheit aufzubringen, wie der blutige Laie, der das schwierige Problem gar nicht sieht, geschweige denn begreift; und der deshalb auch damit ‚leicht fertig‘ ist, was dem erfahrenen Fachmann schwere Sorgen und Zweifel verursacht. Ein solcher Dilettant, der das Problem gar nicht übersieht, gilt heutzutage für ‚unbefangen‘. Und davon kommt jene Politik der Hurtigkeit und Leichtfertigkeit zustande, die das Wirken Erzbergers als Diplomat kennzeichnet. Was immer er anfaßte, kam rasch zu Ende. Im Nu war die deutsche Flotte ausgeliefert, die Milliarden der Kriegskontribution fluschten nur so unter seiner unterschriftbereiten Feder; auf flüchtige Redensarten der Feinde hin wurden leichtgläubig Hunderttausende armer Gefangener ihrer Gnade überlassen. Mit vorschnellen Redensarten ward später die Valuta zu rasendem Sturz gebracht usw... Und was tut der Verantwortliche ob all dieser Unverantwortlichkeiten? Er ‚trinkt und lacht'!“

Digitized by Google

Deutsche und Hunde ausgeschlossen

„Zimmer zu vermieten. Deutsche und Hunde ausgeschlossen.“ Diese Anzeige liest man täglich in den Zeitungen der Vereinigten Staaten. Liest man, noch jetzt, wie Alfons M. Rueße an die „Vossische Zeitung“ aus Neuyork berichtet. Das genügt wohl als Gradmesser der Wertschätzung, die man uns dort entgegenbringt. Und die Deutschen? — „Es vergeht kaum ein Tag, an dem die amerikanische Presse nicht ein Interview mit einem deutschen Staatsmann, Politiker oder General veröffentlicht, der im Interesse des deutschen Volkes an den Gerechtigkeitssinn und die Großmut der Amerikaner appelliert. Dabei werden gelegentlich die Grenzen des guten Geschmacks überschritten, zumal wenn, wie dies von einigen der deutschen Wortführer geschehen ist, auch noch der Versuch gemacht wird, den Gegner durch ein Schuldbekenntnis zu versöhnen.

Es gibt in Deutschland zweifellos eine Gruppe von einflußreichen Leuten, die an die Möglichkeit einer, wenn auch nicht politischen, so doch wenigstens geistigen und wirtschaftlichen Entente cordiale zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten glauben und die für eine bedingungslose Annäherung an Amerika eintreten. Wenn die amerikanischen Zeitungen recht berichtet haben, so hat kürzlich auch Graf Bernstorff den Standpunkt vertreten, daß der Wunsch nach einer restlosen Verständigung mit der Union die zukünftige deutsche Politik bestimmen müsse. Man scheint sich dabei keinerlei Gedanken darüber zu machen, daß eine derartige restlose Verständigung nur durch das Aufgeben der politischen und wirtschaftlichen, vielleicht sogar der geistigen Selbständigkeit Deutschlands erkauft werden kann. In gewissen Kreisen der deutschen Industrie und des Handels würde man es offenbar sogar nicht ungern sehen, wenn die Vereinigten Staaten so eine Art wirtschaftliches Protektorat über Deutschland annähmen. Wenn man den amerikanischen Zeitungsmeldungen glauben darf, werden dem amerikanischen Großkapital täglich die stolzesten deutschen Industriewerke und die wichtigsten deutschen Erfindungen sozusagen auf dem Präsentierteller angeboten. ‚Deutsche Dampferlinien unter amerikanischer Flagge‘, ‚Krupp-Fabrik in München an amerikanisches Syndikat verkauft‘, ‚Zeppelin-Werft sucht amerikanische Käufer‘ — das sind so einige der Meldungen, die uns in den letzten Tagen aufgetischt wurden. Daneben scheint es in Deutschland offenbar auch noch Leute, besonders Künstler, zu geben, die kaum den Augenblick abwarten können, in welchem es ihnen wieder vergönnt sein wird, um die Gunst der Neuyorker Plutokratie zu buhlen.

Es ist anzunehmen, daß diese Dinge von den amerikanischen Korrespondenten mehr oder weniger tendenziös dargestellt werden. Ganz entbehren sie aber doch wohl nicht der tatsächlichen Unterlage, wie das die spärlichen reichsdeutschen Zeitungen bestätigen, die man zuweilen in die Hand bekommt. Man ist also immerhin in der Lage, einige naheliegende Schlüsse auf die in Deutschland vorherrschenden Stimmungen zu ziehen. Allerdings kann Deutschland in absehbarer Zeit nur dann wieder auf die Beine kommen, wenn Amerika ihm nicht nur Nahrungsmittel und Rohstoffe verkauft, sondern vor allem auch Kredit gewährt. Die Verständigung kann aber niemals durch würdelose Liebedienerei herbeigeführt werden. Darin haben sich nun allerdings die Deutschen von jeher dem Ausland, besonders den Vereinigten Staaten gegenüber, Erkleckliches geleistet, aber man stellt doch nur mit Verwunderung die Tatsache fest, daß man in dieser Beziehung im lieben deutschen Vaterland auch während des Krieges offenbar nichts gelernt und nichts vergessen hat.“

*

München — eine Lehre

Und zwar eine Lehre, wie sie eindringlicher nicht gedacht werden kann. Es ist gut, daß in der Presse ausführlich über den Münchener Geiselmord-Prozeß berichtet wor-

Digitized by Google

den ist, nachdem die amtlichen Stellen in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die kommunistischen Schandtaten bei den verschiedenen Putschen systematisch vertuscht haben, ja in ihren Angstgefühlen gar so weit gingen, die von Anfang an offenkundige Meucheltat an dem Inspektor Blau, der in eine Decke gewickelt und mit Stricken umwunden aus der Spree geholt wurde, als einen — Selbstmord (!) hinzustellen.

Durch die kommunistischen Umtriebe sind allerorts Geister an die Oberfläche gekommen, die man früher sorgfältig hinter schwedischen Gardinen zu verwahren pflegte. Selbst in unserer gegen blutrünstige Schilderungen bereits abgestumpften Zeit wirkt das Bild, das der Münchener Prozeß entrollt hat, so besonders schauerlich, weil die Bestialitäten im Luitpold-Gymnasium in völliger Affektlosigkeit verübt worden sind. Die Leidenschaft, die bei jeder noch so abstoßenden Schreckenstat der französischen Revolution den Antrieb bildet, fehlt hier gänzlich. Es mutet beinahe wie eine Verhöhnung an, wenn einer der Verteidiger die Münchener Tat als „eine hysterische Entladung einer verhetzten, nach Genesung ringenden Volksseele" umzudeuten versucht. Volksseele!! Selbst der ganz radikal gerichtete Arbeiter wird wohl die Gemeinschaft mit jenem ausgesprochenen Verbrechergesindel, das die Münchener Anklagebank zierte, dankend ablehnen. Aber selbst dieses Lumpenpack war ja nur ein Werkzeug in der Hand des ausländischen fremdrassigen Dreigestirns Levien, Leviné-Nissen und Axelrod. Sie sind, darüber läßt die Verhandlung kaum einen Zweifel, die intellektuellen Urheber der Morde. Den anderen kam es drauf an, die „Feinsten" herauszufischen, die drei Satansgestalten aber hatten es vornehmlich abgesehen auf die Mitglieder der Thule-Gesellschaft, die ihnen als antisemitische Vereinigung verdächtig und gefährlich erschien.

Der Münchener Prozeß wird vielleicht den doch weiteren Kreisen der Arbeiterschaft eine heilsame Lehre sein. In Berlin, Düsseldorf, Hamburg, Chemnitz hätte es leicht ebenso kommen können. Ein jeder siegreicher Putsch bringt nicht den richtiggehenden Arbeiter an die Spitze, sondern, wie das Münchener Beispiel schlagend erweist, das berufsmäßige Verbrechertum und lichtscheue Lumpengesindel, unter dessen Herrschaft der anständige Arbeiter nicht viel weniger zu büßen hat, als der verhaßte „Bourgeois".

*

Ist mit dem Sturz der Bolschewisten zu rechnen?

Diese ungemein wichtige Frage hat auf Veranlassung einer schwedischen Weltfirma deren russischer Vertreter auf Grund nüchternen Tatsachenmaterials untersucht. Danach ist mit einem gutwilligen Rücktritt der Bolschewiki von ihrer Machtstellung nicht zu rechnen. Ihr Sturz kann nur bewirkt werden durch eine Meuterei in der roten Armee oder durch Streiks hinter der Front. Das erste ist unwahrscheinlich, das zweite bietet größere Aussichten, wenn man berücksichtigt, daß die wirklichen Kommunisten nicht mehr als 10 v. H. der Bevölkerung ausmachen, während die übrigen 90 % nur durch die Schreckensherrschaft im Zaume gehalten werden.

Die Hoffnungen auf die „weißen Armeen" sind übertrieben, zumal die Hilfe der Finnländer für einen Angriff auf Petersburg nicht in Betracht kommt. Bei der jetzigen militärischen Lage ist der Sturz der Bolschewikimacht im gegenwärtigen Jahre schwerlich noch zu erwarten, doch ist es sicher, daß bei einem Anmarsch ein großer Teil der unterdrückten Bevölkerung selbst sich an der Ausrottung der bolschewistischen Herrschaft beteiligen wird. Allzufern ist jedenfalls der Zeitpunkt nicht mehr, der Rußland die Erlösung vom bolschewistischen Joche bringen wird.

*

Die verschüttete sozialistische Idee

Auf die einfachste Formel gebracht, ist die sozialistische Idee die Forderung nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel zugunsten der Allgemeinheit. Wohlgemerkt,

Digitized by Google

unterstreicht Gustav L. Schiefler in der Zeitschrift der „Literarischen Gesellschaft" zu Hamburg: der Allgemeinheit, nicht: der Arbeiterklasse. „Um der Idee zur Herrschaft zu helfen, predigten die Führer den Klassenkampf. Ursprünglich ein Mittel, wurde er, durch Haßinstinkte genährt, zum Selbstzweck. Und ist es, wie wir heute sehen, geblieben. Natürlich nicht den Führern. Wohl aber den Massen, und dafür, daß dies so ist, müssen freilich jene die Verantwortung tragen, weil sie die Geister, die sie gerufen, nun nicht zu bannen vermochten. Die Folge war, daß der sozialistische Gedanke in der Revolution zerbrach; daß die Revolution, die etwas Geistiges hätte werden müssen, zu einem materialistischen Lohnkampfe entwürdigt wurde. Die Massen, in deren Gewalt die Bewegung mehr und mehr geriet, nutzten sie als Gelegenheit, Profit zu machen, ihre Interessen an die Stelle derjenigen der Unternehmer zu setzen. Sie waren der Gier des von ihnen verurteilten Kapitalismus verfallen.

Haben die Führer ernstlich versucht, diesem Prozeß Einhalt zu tun? Allzu lange gaben sie den Instinkten beutelustiger Lohnarbeiter nach. Wenn sie grundsätzlich die Akkordarbeit verpönten und — um ein vielleicht geringfügig erscheinendes, aber drastisches Beispiel anzuführen — den Dienstboten zur Pflicht machten, auf jeden freien Sonntagnachmittag zu bestehen und — wo einmal bei besonderem Anlaß ihre Tätigkeit vonnöten sei — sie sich extra bezahlen zu lassen, so bedeutete das die Züchtung einer Tagelöhnergesinnung, die nicht auf den Zweck der Arbeit und ihren ethischen Wert hielt, sondern nur auf den Gewinn, also auf kapitalistische Tendenzen abzielt. Die verantwortungslosen Streiks sind die Frucht dieser Gesinnung. Was geht es die Kohlen- und die Verkehrsarbeiter an, ob Tausende von Existenzen zugrunde gehen: wenn sie nur ihre Forderungen durchsetzen. Wo bleibt bei alledem die sozialistische Idee, die allein den Umsturz hätte tragen können, die Idee, daß jeder als Bruder des andern für die Allgemeinheit zu wirken verpflichtet ist? Sie ist verschüttet. Hoffnungslos verschüttet."

Woher?

Als Buße für den in Berlin ermordeten französischen Sergeanten Mannheim (!) hat die Reichsregierung wirklich den verlangten ungeheuerlichen Betrag von 1 Million Mark in Gold = 3 Millionen Mark Papier bezahlt, da ihr, wie sie durch ihre Presse mitteilen ließ, „von privater Seite" dieser Betrag „zur Verfügung gestellt wurde, um den Streitpunkt aus der Welt zu schaffen".

In der gegenwärtigen Zeit der Kriegs- und Revolutionsgewinnler ist die Uneigennützigkeit eine seltene Tugend geworden und die selbstlose Freigebigkeit ausgestorben. So drängt sich die Frage auf, welche „private Seite" den hohen Betrag von 3 Millionen Mark hergegeben und welche Gegenleistung sie in irgend einer Form dafür erhalten oder zu erhoffen hat? U. A. w. g.

*

Merkwort für Deutsche

Lege Hypotheken auf rheinischen Grundbesitz! Nimm Aktien von rheinischen Unternehmungen! Sauge dich mit aller Kraft deines Vermögens an der rheinischen Industrie fest; auf daß sie in der Stunde der Entscheidung also von dir umklammert ist, daß fremde Polypen sie nicht auf ihre Seite zu zerren vermögen.

Tue es und tue es bald.

Fremde Hände strecken sich nach heiligem deutschem Boden. Schon gehen durch Erwerbung von Häusern, großen Hotels, durch Aufkäufe von Aktien Millionenwerte in französischen Besitz über. Und die Besitzenden werden in der Stunde der Entscheidung über das Schicksal des Landes ihre Stimmen abgeben.

Nicht als Feinde, als Freunde kommen sie, erhandeln Schritt um Schritt heiligen deutschen Boden.

Komme ihnen zuvor! Hilf festhalten! Tue es und tue es bald!

Du selbst hast größeren Nutzen und größere Ehre davon, als wenn du dein auf deutschem Boden Gewonnenes ins Ausland schmachvoll verschacherst!

Digitized by Google

Aufsehen erregen!

In einer rheinischen Zeitung steht folgendes Angebot:

„Zahmer Fuchs. Geeignet als Aufsehen erregender Begleiter."

O Tierfreund, wo bist du mit deiner unschuldigen Liebhaberei, dir ein Tier zu deinem Vergnügen zu halten? Wo bist auch du, vornehme Dame, zu deren stilvoller Erscheinung die begleitende Arabeske eines schönlinigen Windspiels oder Schäferhundes gehörte?

Überboten, veraltet.

Wer wird sich aus Liebe oder aus Schönheitsgefühl ein Tier halten? Ein Tier, das frißt und keine Prozente abwirft.

Aber Aufsehen erregen.

O, das ist etwas anderes.

Dafür gibt man auch etwas aus.

Das ist großartig, das ist nobel — und so geistreich! Civis.

*

Rosegger und die Tschechen

Sie können es nicht verwinden, daß er ihnen so oft frank und frei die Wahrheit gesagt hat; so setzen sie denn die Hetze gegen ihn bis übers Grab hinaus fort. — Krummau im Böhmerwaldgau hat seit Jahren seine „Roseggergasse"; das muß nun — unter der sozialdemokratischen Regierung Tusar — anders werden. Die Bezirkshauptmannschaft Krummau hat die Stadtgemeinde beauftragt, daß die Straßentafeln mit der Bezeichnung „Roseggerstraße" bis zum 1. September zu entfernen sind. Im Falle der Weigerung würde es durch die Staatsgewalt auf Kosten der Stadtgemeinde geschehen. Das ist die kulturelle Freiheit, die die Tschechen den Deutschen gewähren wollen! K. F. L.

*

„Der Wendekreis"

Im Juniheft der „Deutschen Schule" findet sich das Programm einer Vereinigung von Schulmännern, die sich in Hamburg gebildet hat und „Der Wendekreis" heißt. Das Programm lautet folgendermaßen: „Die neue Schule lehnt jedes Nützlichkeitsprinzip ab. Unbekümmert um Staat und Familie will sie die inneren Kräfte der Kinder sich gänzlich frei, ohne Zwang und Beeinflussung ausdrücken lassen und dabei die Gestaltung des Unterrichts, die Erarbeitung des Stundenplans, soweit überhaupt einer zustande kommt, und auch die Stoffauswahl in die Hand der Kinder legen. Die Kinder dürfen auch nicht gezwungen werden, irgend einen beliebigen Lehrer anzunehmen. Nur wenn sie sich durch ihre Körpergefühle zu ihm hingezogen fühlen, kommt eine gedeihliche Gemeinschaft zustande. Desgleichen müssen die Kinder auf Grund eben dieses Körpergefühls auch ihre Gemeinschaft selbst wählen. Berufsmäßig ausgebildete Lehrer sind nicht erforderlich. Es gibt keinen Beruf, der so wenig Ausbildung und Vorbildung erfordert wie der Lehrerberuf. Jede Prüfung wird abgelehnt. Das Grundlegende in der neuen Schulgemeinde ist der Eros. Die sexualen Triebe sind die ursprüngliche, allein vorwärtsbewegende Kraft in der Erziehung. Grundlegendes Prinzip ist die Knabenliebe. In ihr liegt die Wurzel alles staatlichen Lebens und alles männlichen Schaffens. Ihre Freigabe ist nicht nur eine Forderung der Volksgesundheit, sondern ihre Berechtigung und öffentliche Anerkennung ist auch als Grundlage neuer Erziehungsmöglichkeiten zu fordern." — Es steht heutzutage bekanntlich jedermann frei, in der Theorie zu verfechten, was er will. Man kann also wohl nicht gut verlangen, daß man diese Herren als ungeeignet aus ihrem Amt entläßt. Aber vielleicht kommt man ihnen auf andere Weise bei: durch eine — Unmündigkeitserklärung

* K.

Uzi und Kozi

In dieser an „Sozi" anklingenden sinnreichen Abkürzung nennt die sozialdemokratische „Magdeb. Volksstimme" die feindlichen Brüder im radikalen Lager, nämlich die unabhängigen und die kommunistischen Sozialdemokraten, mit der Begründung, daß diese abgekürzte unterschiedliche Bezeichnung in Parteikreisen schon gang und gäbe sei.

Digitized by Google

Zeitgemäßes Elend

In der „Frankf. Ztg." stand kürzlich folgendes Inserat:

„Mutter! Kehre zu uns zurück, wir wissen, daß du uns liebst, und lasse uns nicht verkommen. Vater verzeiht dir.

Deine sechs betrübten Kinder!"

Welch abgrundtiefes Elend tut sich uns auf! Sechs Kinder schreien nach einer pflichtvergessenen Mutter. Ein Gatte ist bereit, alles zu verzeihen, um nur den Kindern die Mutter wieder zu geben.

Es ist eine Neuerung in dem glänzenden Fortschritt unseres sittlichen Lebens, daß Kinder auf dem Wege des Inserats ihre Mutter suchen müssen. Was werden wir noch alles erleben! Civis.

*

Ananas und Eicheln

Von dem Aufklärungsfilm „Anders wie die andern" des Magnus Hirschfeld, der gegenwärtig in allen deutschen Städten vorgeführt wird und das Treiben der Homosexuellen weitesten Volkskreisen, die davon noch unberührt blieben, veranschaulicht, rühmte ein großer Filmspekulant, es sei dieser Film innerhalb weniger Wochen Millionen bekannt geworden, während die Schriften Friedrich Lienhards in Jahren nur von wenigen Tausenden gekauft worden seien. Ein aufrechter Deutscher äußerte daraufhin, niemand könnte in Abrede stellen, daß jährlich Millionen Eicheln mehr verzehrt werden als Ananas, aber wer verzehrt sie?

*

Politische Splitter

Die unerträglichste Eigenschaft des Deutschen ist seine Gerechtigkeit.

*

Das Vaterunser der Deutschen müßte die Bitte einschließen: Unsere Portion gesunden Menschenverstand gib uns heute!

*

Wenn der Deutsche so wird, wie ihn die moralische Entente haben möchte, keinen eignen Vorteil sucht, nur die Wahrheit spricht, die andre Backe eilfertig hinhält, Deutschland, Deutschland unter alles singt, so wird er ein so naturwidriges Objekt sein, daß er mit Recht aus dem Weltall ausgestoßen wird.

*

Im Jahr 1870 hat der deutsche Schulmeister (singularis) den Krieg gewonnen, im Jahr 1914 haben die deutschen Schulmeister (pluralis) den Krieg verloren.

*

Der Hauptunterschied zwischen dem Deutschen und dem Engländer ist der, daß der Deutsche sich der Welt und seiner Umgebung anpaßt — während der Engländer die Welt und seine Umgebung sich anpaßt. Die Resultate sind infolgedessen verschieden.

*

Wenn zweie das gleiche tun, sagt der Lateiner, so ist es nicht das gleiche. Dies erstreckt sich auch auf Nationalhymnen. Wenn der Engländer harmlos „Rule, Britannia" singt, so ist es schlechter Geschmack, mit „Deutschland über alles" darauf zu antworten.

*

Macaulay lenkt unsere Aufmerksamkeit auf das Motto einer großen, britischen Familie: „Du sollst mangeln, ehe ich mangle". Jemand hat geglaubt, davon ableiten zu müssen, daß Waschweiber unter sich sehr höflich sind in England — es war jedoch nicht so gemeint.

*

Der „Haßgesang" der Deutschen war eine vorübergehende geistige Verirrung, hervorgegangen aus dem Wunsch: Mitzuhassen, nicht mitzulieben bin ich da! In besonnenen Augenblicken kennt der Deutsche nur einen Haß — den gegen den Parteigegner!

*

Das Nationallied der Deutschen in der Zeit zwischen 1815 und 1870 war: „Freund, ich bin zufrieden, geh' es wie es will." Breite Schichten des Volks haben noch heute eine Schwäche für diese Melodie. L. M. S.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

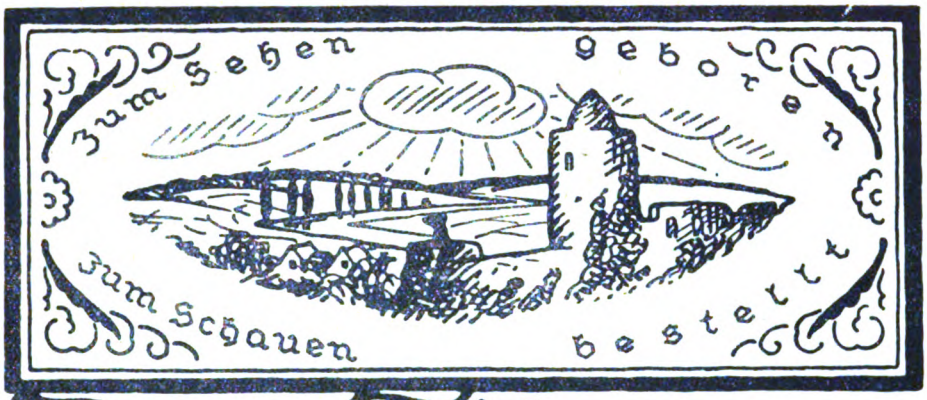
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Rembrandt, Selbstbildnis

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. November 1919 Heft 2

Friede?

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Die Deutschen, die sich zum Frieden um jeden Preis bereit fanden, haben sich dabei über alle Bedenken der Vernunft und des Gewissens, der Ehre und Verantwortung vor Kind und Kindeskind durch den sie allein beherrschenden Gedanken hinweggesetzt: daß dann doch wenigstens — Friede sein werde. Auch das war eine Täuschung. Der große Betrug am deutschen Volke war mit der „Befreiung vom Militarismus", den „14 Punkten" Wilsons und dem blutigen Hohne des „Völkerbundes" noch nicht vollendet. Die Hauptnummer des Programms hatten sich die Feinde für den Schluß vorbehalten. Nämlich: erst sich den Wechsel für die Ware ausstellen und alle Sicherheiten geben zu lassen und dann die Ware — bei sich selbst zu hinterlegen. Wäre es noch eine bestimmte, eine nur berechenbare Summe, die wir „quergeschrieben" hätten, aber es war ja — in jedem Belange — ein Blankowechsel. Den Preis für den Frieden haben wir bezahlt, — das heißt, wir werden ihn so oft und in solcher Höhe bezahlen müssen, wie es den Feinden beliebt, — aber den Frieden — den Frieden haben wir nicht bekommen.

Wir wollen uns über diese Tatsache nicht täuschen, noch täuschen lassen. Es ist vom Standpunkte derer, die das Geschäft für uns vorbereitet und abgeschlossen haben, begreiflich, daß sie es für das unter den obwaltenden Umständen einzig mögliche ausgeben. Denn würde die gegenteilige Überzeugung herrschend, träte dem Volke in seiner ganzen grauenvollen Bedeutung ins Bewußtsein, zu welchem

Digitized by Google

Schicksal es durch diese sinn- und zwecklose Auslieferung mit geschlossenen Augen und gebundenen Händen verurteilt worden ist, dann würden die dafür Verantwortlichen selbst von diesem lammsgeduldigen Volke in einer Weise zur Rechenschaft gezogen werden, daß sie die Englein im Himmel pfeifen hörten. Das ist richtig: nachdem die Dinge einmal den bekannten wahnsinnigen Lauf genommen hatten, war ein Friede ohne große, ohne schwere Opfer nicht mehr zu haben. Was aber zu haben war, das war ein Friede, der uns immer noch Luft zum Leben ließ, in den uns verbliebenen Grenzen Freiheit und Selbstbestimmungsrecht gewährte, der uns nicht aus der Reihe der Staaten mit politischem und wirtschaftlichem Eigenleben auslöschte, zum Sklavenvolke erniedrigte. Mehr noch: zu Verrätern an uns selbst, zum Judas an Hunderttausenden unserer gepeinigten Gefangenen, an Millionen und Millionen unserer in Fremdherrschaft abgelieferten Brüder, an unseren Führern, die all die Jahre hindurch ihr Bestes, ihr Letztes für uns getan hatten — mehr als wir noch erwarten durften! Und wir konnten einen — Frieden haben.

Den haben wir nicht. Trotz des großen Mundwerks jenes politischen Kriegsgewinnlers, der leicht hasardieren kann, weil er ja nicht seine eigene Person und sein eigenes Vermögen aufs Spiel setzt, nur das deutsche Volk. Mit einer solchen Karte in der Hand kann „man" nie verlieren, nur gewinnen, und seien es auch nur kleine persönliche Gefälligkeiten vom feindlichen Generalissimus — eine Liebe ist der anderen wert.

Man kann unseren Feinden nicht nachsagen, daß sie es an Offenheit über ihre Absichten gegen uns hätten fehlen lassen, und schließlich ist es noch keine Unaufrichtigkeit, wenn man Selbstverständliches nicht erst feierlich versichert. Daß sie, nachdem wir ihnen — auf die Gnade oder Ungnade der „14 Punkte" und des „Völkerbundes" hin — unsere blinde Unterwürfigkeit zu erkennen gegeben hatten, von dieser deutschen Tugend auch Gebrauch machen würden, war eine glatte Selbstverständlichkeit, die eine alte blinde Frau mit dem Krückstock fühlen konnte. Als aber den Feinden über das Maß deutscher Begriffsstutzigkeit, an das sie bis zuletzt noch nicht glauben wollten, endlich, nach vollzogenem bedingungslosem Kotau, eine Ahnung aufgegangen war, ließ sich Herr Clemenceau aus purer Großmut dazu herbei, das deutsche Volk über seinen wirklichen Zustand aufzuklären, und zwar — wahrheitsgemäß — dahin, daß dieser Zustand kein Friede sei, sondern nur die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Wenn, so äußerte er sich über den Wert der „Friedens"bedingungen für Frankreich, der Friede so durchgeführt würde, wie der Krieg, könne Frankreich wohl zufrieden sein. Ob es die Franzosen daran werden fehlen lassen oder schon jetzt daran fehlen lassen? Deutschland soll vollständig entwaffnet werden, wenn aber etwa die Polen in Deutschland einbrächen, würde er, also die Entente, „nicht einen Soldaten" zum Schutze Deutschlands bewilligen. Ist das — Friede oder ist es — noch nicht deutlich genug? Aber ich stehe nicht an, in allem Ernste zu bekennen, daß dieser, unser bitterster Feind mit seiner unverblümten Erklärung uns einen besseren Dienst erwiesen hat, als jemals Herr Erzberger. Denn Clemenceau hat uns wenigstens die Wahrheit gesagt.

Digitized by Google

Nein, wir haben mit allen Opfern, mit Opfern, die weit über das hinausgehen, was wir verantworten können, keinen Frieden erworben, haben uns mit den Judas-Silberlingen, dem bißchen Speck und Mehl und den vielen Hoffnungen, nur einen Strick gekauft. „Friede" im Völkerleben ist kein abstrakter, beliebig aufzufüllender Begriff, sondern ein von den geschichtlichen Tatsachen erhärteter, wir müssen also zu seiner Feststellung auf die geschichtlichen Friedensschlüsse zurückgreifen. Wo und wann aber in der Weltgeschichte ist ein solcher „Friede" geschlossen worden, den die Welt Friede genannt hätte? Der Dreißigjährige Krieg hatte sich in Deutschland selbst ausgetobt, — es lag bald kein Stein mehr auf dem anderen, die Dörfer waren ausgestorben, oft irrten nur hungernde wildernde Hunde umher, — und doch war der elende Friede zu Münster und Osnabrück ein Friede, eine Auseinandersetzung, keine blinde Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Auch Deutschland wußte, woran es war. Daß wir uns aber nicht einmal in diesen Zustand gerettet haben, nicht wissen, wo Deutschland anfängt und wo es aufhört, nicht ein Gesetz, nicht eine Einrichtung schaffen können, die der Feind nicht morgen mit einer lässigen Handbewegung über den Haufen werfen könnte, — das ist das Unsagbare, das Frevelhafte, das Selbstverschuldete, das sich noch bitterer rächen wird, als es sich heute schon rächt und so lange rächen wird, bis wir endlich zur Wahrheit und zur Tat reif geworden sind.

Ist das Friede, daß wir auf unabsehbare Zeit offene Grenzen nach allen vier Himmelsrichtungen behalten, daß jederzeit die Hungerblockade von neuem über uns verhängt werden kann, daß jeder kleinste benachbarte Strauchdieb in unser Haus einbrechen und sich nehmen kann, was er will, wir aber keine andere „Waffe" dagegen schwingen können, als den ewig gleichgestellten Pendelschlag: „schärfsten Protest" oder kniefällige Bitte? Die Hühner lachen ja schon über unsere „Proteste", nicht einmal von ihren Urhebern können sie noch ernst genommen werden. Darf ein Volk von Frieden reden, das sich nicht einmal sein Hausrecht zu wahren gewußt hat, die Voraussetzung und das Grundrecht der Familie und aller menschlichen Gemeinschaftsbildung? Nachdem dieser „Friede" ratifiziert worden ist, werden wir ihn an seinen Früchten erst richtig erkennen. Unsere neuen Fürsten kommen, die „Überwachungskommissionen" mit ihren unzähligen Agenten mit und ohne Uniform. Ganz Deutschland wird besetztes Gebiet. Den „Militarismus" und das „alte Regime" werden wir in allem Pomp und Prunk wieder bei uns einziehen sehen, nur mit der freundlichen Abwechslung, daß es dann eben nicht die unserem Blute entsprossenen, bodenständigen Herrschaften sind, sondern fremde, die dafür aber auch wirklich unsere Herren sind und nicht so duldsam sein werden, wie die, die unser unbändiger demokratischer Freiheitsstolz unter keinen Umständen länger ertragen konnte. Dieser Stolz — wie heroisch wird er sich vor den Fremden zu beherrschen wissen! Ja, Bauer, das ist auch ganz was anderes, was — Demokratisches!

Es ist eine Lüge, daß wir einen Frieden geschlossen hätten. Ein Friede ist unter allen Umständen ein Vergleich. Es kann ein Zwangsvergleich mit sehr harten, sehr ungerechten Bedingungen sein, aber immer wird er unter Be-

Digitized by Google

dingungen geschlossen, die auch der überlegene Teil einhalten muß. Der „Friede", den wir „geschlossen" haben, ist kein Friede, sondern eine bedingungslose Unterwerfung — de jure et de facto. Denn alles, was als Bedingungen in dem sogenannten Vertrage figuriert und uns noch gewisse Rechte verbürgen könnte, wird durch den Vorbehalt und die Tatsache null und nichtig, daß die Entente („Völkerbund"!) darüber zu befinden hat, in welchem Sinne diese „Bedingungen" auszulegen sind, ob und inwieweit sie durchgeführt werden sollen. Es ist darum auch eine Lüge, daß wir eine eigene Regierung im Sinne selbständiger Staaten hätten. Die Freiheit, die wir uns durch die Revolution erkämpft haben, ist — bei sehr optimistischer Beurteilung — eine Art Autonomie unter der Souveränität fremder Staaten —, in Wahrheit ist sie nicht einmal das und sind unsere Regierenden im Verhältnis zu jenen nur untergeordnete Funktionäre, Vögte oder Büttel, je nach den Diensten, zu denen sie von ihren Befehlshabern angehalten werden. Dem widerspricht keineswegs, daß sie gegen ihnen Mißliebige im eigenen Volke den Herrn herausbeißen können.

Die Folgerungen für den Wert unserer inneren, verfassungsrechtlichen und gesetzgeberischen „Neuschöpfungen" ergeben sich von selbst. Die Logik hier ist so einfach wie schlüssig: die Bestimmungen unserer Verfassung haben nur soweit Gültigkeit, als sie den Bestimmungen des „Friedensvertrages" nicht widersprechen. Was den Bestimmungen des „Friedensvertrages" widerspricht oder nicht widerspricht, entscheidet einseitig und souverän die Entente („Völkerbund"). Da gehört doch wirklich keine Böswilligkeit dazu, ist es vielmehr nur Reinlichkeitsbedürfnis und Gewissenspflicht, die Frage aufzuwerfen: was bedeutet unter solchen tatsächlichen Voraussetzungen ein — Eid auf „die Verfassung"? Könnte das nicht mittelbar ein Eid auf die Entente sein? Nach der Verfassung soll kein Deutscher seinem ordentlichen Richter entzogen, darf er vor allem nicht einem fremden Gerichtshofe ausgeliefert werden. Unter der selben Verfassung müssen aber Deutsche — und wahrlich nicht die schlechtesten! — ihrem ordentlichen Richter entzogen und an fremde Gerichtshöfe ausgeliefert werden. Wird ein Deutscher in Deutschland überhaupt noch einen Schutz durch die Verfassung genießen, wenn eine der hohen Überwachungskommissionen Wert darauf legt, ihn unschädlich zu machen? Kaum wird der Deutsche noch wagen dürfen, innerhalb seiner vier Wände ein offenes Wort zu sprechen, denn es könnte ja leicht einer der Hausgenossen ein Gesinnungsgenosse jenes „unabhängigen" Herrn Henke sein, der in der Nationalversammlung offen erklärte, daß er sich mit „Untersuchungen" gegen die deutsche Reichswehr „befasse", um Überschreitungen der ihr noch eingeräumten Stärke der Entente zu denunzieren! Ein solcher Mann ist Mitglied einer deutschen „Nationalversammlung", darf sich als „berufener Vertreter des deutschen Volkes" mit seiner hundsgemeinen Verräterei noch brüsten, und keine Hand in Deutschland wagt sich dagegen zu erheben! Bei anderen Völkern ist dergleichen auch nicht im Traume denkbar, — bei uns ist es „die Verfassung", der normale Rechts- und Gemütszustand — der Friede!

Auf Befehl der Entente ist der deutsche Generalstab — eine Welt voll Stolz und Schmerz weckt dieses Wort! — aufgelöst worden, keine Kriegsakademie, keine

Digitized by Google

militärische Ausbildungsschule darf es fürder — in Deutschland — noch geben! Aber weiter, viel weiter reicht die Macht der Fremdherrschaft, tiefer, viel tiefer in den Staub hat der Deutsche seinen Nacken unter das Joch gebeugt. Nicht einmal mehr private Vereinigungen werden geduldet, wenn sie nach dem souveränen Ermessen der fremden Machthaber „militaristischen" Zwecken Vorschub leisten könnten. Und das nennen wir „Frieden" und — erröten nicht?! Es ist in der Weltgeschichte schon vorgekommen, daß kleine Stämme oder Völkerschaften vom Eroberervolke unterjocht, zu Sklaven gemacht wurden, aber dann hat man das nicht „Friede" genannt, sondern einfach Sklaverei, Knechtschaft, und ein großes Volk, mochte es noch so tief gestürzt sein, hat sich einen derartigen Zustand niemals in der Weltgeschichte aufzwingen lassen! —

Das, was ist, was wir — duldend oder handelnd — selbst uns eingebrockt haben, dem Volke rückhaltslos, ja schonungslos zum Bewußtsein bringen, das ist die Vorbedingung für jeden Wiederaufbau, der nicht ein Kartenhaus oder eine neue Trümmer- und Schädelstätte werden soll. Beschönigungen und Abschiebungen der Schuld auf „Schicksals Tücke" sind keine Mittel, den Willen zur Tat aufzurufen. Sie lähmen den Willen. Das „Revolution machen" ist, von jedem Standpunkte gesehen, nur kindischer oder verbrecherischer Unfug, wenn die Revolution eine Regierung und eine Volksvertretung zutage fördert, die nichts anderes ist, als eine neue, nur vergröberte und verschlimmerte Auflage der alten. Was wir durch diese Revolution verloren haben, wissen wir alle, was wir durch sie gewonnen, weiß keiner zu sagen, der nicht persönlicher Nutznießer der herrlich auferstandenen alten Parteiwirtschaft und -verblödung ist. Berge mußten kreißen, damit dies altersgraue Mäuslein wiedergeboren würde!

Aufklären. — Dazu gehört zum ersten, sich selbst klar werden. Es sind sich viele über vieles schon klar geworden, auch sehr weit links. Nur über eines wohl nicht oder nicht genügend: daß wir in unserer gegenwärtigen Lage vor allem innere Ruhe und Sammlung brauchen, innere Politik nur soweit, als sie eben für unsere innere Sammlung notwendig ist. Die innere „Politik", die bei uns getrieben wird, ist aber wesentlich Parteipolitik, — in unserer Lage ein schreiender Widersinn. Auf parteipolitischen Kompromissen läßt sich kein neues Staatsleben aufbauen. Erst müssen wir festen Grund und Boden unter den Füßen haben, bevor wir überhaupt bauen können, sonst bauen wir in den Sumpf oder in die Luft. Der Grund und Boden aber ist das Selbstbestimmungsrecht. Solange wir das nicht wieder errungen haben, läßt sich nichts Eigenständiges und Wurzelfestes aufrichten, nichts, was nicht auf fremden Befehl wieder niedergerissen werden könnte, und zwar um so eher, je mehr es in Wirklichkeit unserer Erkräftigung diente. Breiten Schichten, denen man das Paradies auf Erden versprochen hat, ist das freilich heute noch nicht klarzumachen. Um so klarer sollten sich aber die Führer darüber werden und sie sollten auch endlich den Mut finden, dies offen einzugestehen, — auf die Dauer werden sie ja doch Farbe bekennen müssen. An ihnen ist jetzt die Reihe, umzulernen. Womit wollten wir denn bauen, wenn uns jeder Mauerstein und jeder Balken von heute auf morgen gepfändet werden kann, wenn nichts, aber auch gar nichts,

Digitized by Google

was wir noch besitzen, auch unser freies Eigentum ist? Und wenn wir auch das noch — wegsozialisieren, was uns die fremde Herrschaft aus Eigennutz, „um auf ihre Kosten zu kommen", etwa noch vergönnt, wie der Sklavenhalter seinem Sklaven, oder der Pferdehändler seinem Pferde? Es kann leicht in seinem Interesse liegen, seine Sklaven oder sein Vieh besser zu ernähren, als die Futterknechte es fertig bringen, und die ungeschickten Tölpel von Futterknechten davonzujagen, wenn sie das Leben seines Geschäftsobjekts gefährden oder im marktgängigen Werte mindern. Was sind wir denn noch anderes, als, wie es in der sozialistischen „Glocke" ausgedrückt wurde, „Arbeitstiere der Nachbarvölker"?

Friede? Dies Wort für diesen Zustand ist allerdings eine Errungenschaft der deutschen Revolution. Es gibt nur eine noch, die ihr ebenbürtig an die Seite gestellt werden darf: daß Herr Matthias Erzberger der leitende Staatsmann des neuen Deutschlands geworden ist — der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Prinz Max von Baden wollte Reichskanzler werden und wurde es. Er wollte eigentlich Reichsverweser werden, — dieses mißlang. Matthias Erzberger war bescheidener, er wollte nur Minister werden und wurde Nachfolger Wilhelms II. Ungekrönter zwar, aber mit größerem Einfluß als der Kaiser in seiner letzten Regierungszeit. Vielleicht läßt sich Matthias von seinem Volke noch krönen? Wenn's Herrn Foch nicht geniert — und warum sollte es Herrn Foch genieren? — er würde auch dieses Opfer noch dem Vaterlande bringen. Dem Vaterlande und dem — Frieden. Seinem Frieden. Wir aber müssen unser Friedenshaus von neuem aufbauen, das können wir nicht auf dem Triebsande auseinanderfliehender Kräfte. Bei den „Müttern" müssen wir die festen, nur verschütteten Grundsteine suchen: in den heiligen Tiefen unseres gemeinsamen Volkstumes.

Vom Abend zur Nacht · Von W. A. Krannhals

Nun stehen nur die Türme noch im Licht,
Ein sachtes Wehen noch im Winde spricht,
Am Fenster schimmert eine liebe Hand,
Ein schneller Schritt durchgleitet still das Land, —
Dann kommen hoch am Himmelsbogen
Der Sterne Fluten schimmernd angezogen.

Nun mußt du, einsam schreitend auf den Wegen,
Tief, tief dein Haupt dir in den Nacken legen,
Mußt schauend wandern, stille und beglückt,
Durch alle Nacht zum Himmel aufgerückt,
Denn alle Sterne sind vom Lichte trunken
Der Sonne, die ins Meer der Nacht gesunken.

Digitized by Google

Die Stadt der Medici

Von Gertrud v. Brockdorff

(Fortsetzung)

Sibylle und Tante Hannah saßen wieder in der kleinen Fünfzimmerwohnung draußen in Wilmersdorf, und waren fast erschrocken über die Möbel, die ruhig und altväterisch unter ihren Bezügen träumten wie zur Zeit der Abreise. Randelli war nach dem Süden abgefahren. Sein Palast in Florenz sollte für die neue Herrin instand gesetzt werden.

„Seltsam!“ dachte Sibylle, wenn sie in dem kleinen Eßzimmer stand und das bunte Licht des Spätsommertags in der Politur der Nußbaumstühle glänzte. Seitdem sie wieder in Berlin war, kam ihr der Schritt, den sie aufwärts zu den Höhen dieses Lebens tun sollte noch größer und entscheidender vor. In ihrer Umgebung hörte sie in bewundernden Flüstertönen viel von ihrem Glücke sprechen. Aber das machte ihr ihre Zukunft im Grunde nur noch fremder. Der Marchese schrieb täglich. Seine großen, steifen, mit glühenden, poetischen Ergüssen bedeckten Briefbogen füllten alle Kassetten von Sibylles kleinem Schreibtisch.

Sie verbrannte die Briefe nicht mehr, wie sie es mit jenem ersten Schreiben getan hatte. Es gab Augenblicke, in denen sie sie hervorholte und zum zweiten Male las. Es lag etwas Berauschendes in diesen kunstvoll gefügten Sätzen mit den klingenden Worten. Ein süßes, verborgenes Gift, das ihr wie ein gefährlicher Trank durch die Adern kroch. Das Florenz des Quattrocento sprach aus diesen Briefen; man sah das heitere Gesicht von San Miniato, die Zypressengänge und die hellen Mauern, hinter denen Olivengärten träumten: die Stadt der Borgia und der Mediceer. — Sibylle fühlte eine Art quälender Wollust. Sie las Randellis Briefe und zitterte, wenn das Wachs ihrer Kerze glühenden Tränen gleich auf das wappengeschmückte Papier tropfte. — —

Sie wurde stiller und schmaler. Tante Hannah dachte: „Sie hat Sehnsucht nach Randelli“; und empfand die mütterliche Freude verdorrter Generationen, die das junge Sprossen eines letzten Triebes mit eifersüchtigen Augen bewachen.

Von Holck hörte sie wenig. Er vergrub sich in Groß-Belzow, pflegte wenig Verkehr mit den Nachbarn und bestellte von Zeit zu Zeit Grüße an einen alten Regimentskameraden des verstorbenen Obersten, der den Damen gelegentlich Besuche abstattete. —

Das Trauerjahr rann gleichmäßig und lautlos. Es gab Schnee im Tiergarten und kleine Mädchen, die am Bahnhof Friedrichstraße ihre Veilchensträußchen feilboten. Dann tropften die Dächer und in Werder begannen die Kirschbäume zu blühen.

Sibylle hatte das Gefühl, daß ein grauer Faden sich unaufhörlich und unbarmherzig vor ihr abrollte. Anfangs hatte sie das Ende dieser stillen Zeit gefürchtet; nun ersehnte sie es fast. Sie ging mit einem Zug ungeduldiger Spannung durch die heiteren Tage. Der Sommer kam, und das staubige Trottoir war von weißer Sonne überflimmert. — Tante Hannah hatte die großen Reisekoffer vom Boden ins Schlafzimmer schaffen lassen. In Sibylles kleinem Stübchen saß eine

Digitized by Google

Näherin hinter der schnurrenden Maschine und machte ein neugierig-wichtiges Gesicht, während sie zuschnitt und bei den Anproben geschäftig hin und her ging.

Sibylle hatte sich gewehrt:

„Wozu, Tante Hannah? — Ich werde es ja doch kaum gebrauchen können."

Aber Fräulein von Wulfen bestand auf ihrem Kopfe. — —

Es war Juli und ging auf den August zu. Die Tage begannen wieder kürzer zu werden, die Koffer standen gepackt, und durch Randellis Briefe pochte ungeduldiges Flehen. —

Es gab keinen Grund mehr, die Vereinigung hinauszuschieben. Sibylle ging in ihrem neuen, grauen Reisekleide durch die stillen Stuben. Es gab kein Zurück mehr. — Die Möbel standen fremd, kalt und seltsam wie Dinge, die nicht mehr zu ihr gehörten. Die rote Plüschdecke auf dem ovalen Eßtische leuchtete. Tante Hannah würde von München aus den Verkauf des Nachlasses regeln.

Sibylle seufzte. Wie schnell das Jahr vergangen war! — Sie begriff mit einem Male, daß sie das ganze Jahr hindurch mit verträumten und aufgestörten Sinnen auf etwas gewartet hatte, auf etwas Neues, Großes und Seltsames. — Es war nicht eingetreten. Sie ging ganz fremd und mit leeren Händen in ihr neues Leben hinein. —

* * *

Der Zug fuhr durch die satte, sommerliche Landschaft. Häuser schimmerten; irgendwo stand Getreide in Garben, und das Blau des Himmels war blaß und sehnsüchtig. Es war die große, von Ferienkindern durchlärmte Reisezeit. Man sah sonnengebräunte Menschen und zärtlich flüsternde Hochzeitspärchen.

Tante Hannahs Gesicht strahlte. Sibylle hatte ihr starres Lächeln. Es kam vor, daß sie sich während der Fahrt von Blicken gestreift fühlte, die an die schrankenlose Bewunderung Randellis erinnerten. Dann wuchsen Angst und Unruhe vor ihr auf wie ein bedrohliches Gespenst, das alle anderen Eindrücke ihres neuen Lebens überschattete. — —

Randelli erwartete die Damen am Münchener Hauptbahnhofe. Seine zierliche, kaum mittelgroße Gestalt verschwand in der Menge und stand dann doch jäh, wie aus einer Versenkung getaucht, vor der erschrockenen Sibylle. — Tante Hannah begrüßte ihn mit einem Freudenschrei. — Sibylle war stumm und erregt. Er nahm ihre Hand und hielt sie mehrere Sekunden fest zwischen seinen Händen. Sibylle konnte das Schlagen seiner Pulse spüren.

„Du bist sehr blaß, Liebe. — Hattest du Sehnsucht? — Nein, du wirst es mir niemals sagen, wenn du Sehnsucht hattest." — —

Er sah, daß Sibylles Lippen zitterten und zog ihren Arm durch den seinen. Die Zartheit und Selbstverständlichkeit seiner Bewegung beruhigten sie wieder. — Wovor hatte sie sich gefürchtet? Randelli war anders als seine Briefe. Sie mußte ihm dankbar sein. —

Sibylle saß im Auto und fühlte die fremde, schöne Stadt an ihren Augen vorübergleiten. Am Odeonsplatz flatterten die Tauben.

Randelli sagte:

„Sie erinnern mich an die Tauben von San Marco. Du wirst sie bald sehen,

Digitized by Google

Liebe. Du wirst mir bald sagen, ob du deine nordische Heimat über meinem glühenden Vaterlande vergessen kannst."

Das war das einzige Wort, mit dem er in die Zukunft hinüberdeutete. Es berührte Sibylle seltsam, daß er nicht häufiger davon sprach. War es nicht etwas Unnatürliches, statt dessen die Namen von Gebäuden, Palästen und Denkmälern zu hören? —

Sie blieb stumm und grüblerisch. Sie hörte, daß Tante Hannah dem Marchese gegenüber ihre Unaufmerksamkeit entschuldigte. Sie sah Randellis lächelnden, verheißenden Blick und errötete unter ihrem Schleier. — — —

Die Trauung sollte in der Frauenkirche stattfinden. Einer unbestimmten Laune folgend, hatte Sibylle im Anfang ihrer Brautzeit den Wunsch geäußert. Nun bereute sie es fast. Die prunkvolle Ehrwürdigkeit des weiten Schiffes ängstigte sie. Es war wie überall: ihr eigenes Leben wurde schal und klein, verflatterte vor fremder, unverständlicher Größe und verkroch sich vor fremden Blicken, wie sich eine Schnecke in ihr Gehäuse verkriecht.

* * *

Tante Hannah fand, daß Sibylle in ihren weißen Schleiern wie eine junge, blasse Novize an ihrem Ehrentage aussähe. Die starre Seide des Brautgewandes gab ihrer Schönheit einen strengen Stil.

Randellis Augen flackerten; der Widerschein der geweihten Kerzen spiegelte sich in ihnen, und in dem Kuß, den er nach der Zeremonie auf die Hand seiner jungen Gattin drückte, lag etwas von der mystischen Ehrfurcht mittelalterlicher Frömmigkeit. —

Es gab kein Hochzeitsmahl im eigentlichen Sinne. Nur einen flüchtigen, in Eile servierten Imbiß, an dem sich außer Tante Hannah und der alten Exzellenz, Sibylles Vormund, zwei entfernte Vettern Randellis beteiligten. Es waren kleine, geschmeidige Gestalten von südländischer Lebhaftigkeit und einer Ungezwungenheit des Benehmens, die Tante Hannah in Verlegenheit setzte.

Sibylle saß fern und fremd an der üppigen Tafel. Ihr Kopf schmerzte; der Wein schien nach Weihrauch zu schmecken, und die seltsamen Blicke des Marchese vervielfältigten sich in den Blicken der beiden jungen Italiener. —

Der Abschiedskuß von Tante Hannah war kurz und flüchtig. Sibylle bedauerte es später; für den Augenblick aber war jede Herzlichkeit wie etwas Widernatürliches, das sie nicht zu erzwingen vermochte. — —

Sie legte ihren Schleier ab und stieg am Arme ihres Mannes über teppichbelegte Treppen. Dann fuhr man in einem Wagen, der ganz von Rosen durchduftet war, durch die dämmernde Stadt. — —

Der Zug lärmte. Die Fenster des Abteils waren verhüllt. Von Zeit zu Zeit huschte durch einen Spalt der Vorhänge ein flüchtiger Umriß der morgenhellen Landschaft vorüber: blattlose Maulbeerbäume am blinkenden Spiegel eines Gewässers, das die Azurtöne des hohen Himmels wiedergab.

Randelli hielt die beiden Hände der jungen Frau und streichelte sie unablässig mit seinen heißen, zitternden Fingern.

„Wir sind nun in der italienischen Zone. Wird es dir schwer, Liebe?"

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht!“ sagte Sibylle müde. Ihr blonder Kopf lag träge und apathisch in den roten Polstern. Sie fröstelte trotz der glühenden Luft, die in dünnen Staubstreifen durch das geöffnete Fenster zog.

„Ist dir kalt, Liebe?“

„Ein wenig!“

„Oh! — Italien ist ein schönes Land. Ein heißes Land.“

Sibylle zog den Vorhang zur Seite und blickte gleichgültig in die Landschaft.

„Wir werden bald ankommen.“

„Muß ich mich fertig machen?“ fragte sie ganz erschrocken.

„Nein, bleib so wie du bist, Geliebte. Nur für wenige Minuten. Ich will deinen Anblick genießen. Ich will dich anders sehen als die Blicke jener Fremden, die dich beleidigen, wenn sie dir folgen.“

Sibylle lächelte.

„Sie beleidigen mich nicht, Giacomo!“

„Oh! — Du bist ein Kind, Sibylle! — Du kennst die Männer nicht. — — Dich beleidigen alle, die dich wie eine schöne Frau betrachten. Du bist die Inkarnation eines Ideals. Vor Frauen deiner Art hätte die Stirn der großen Meister im Staube gelegen.“

Sibylle lächelte und ließ ihm ihre Hände. Das war der Ton seiner Briefe, der ihr wohltat und sie schauern machte. Seltsam, daß er sie nicht erwärmte. War es die Verschiedenheit ihres Wesens?

Randelli hatte es unmittelbar nach der Trauung ausgesprochen:

„Wir haben die Aufgabe, das Wesen zweier Nationen und zweier Kulturen in uns zu verschmelzen. Ich schelte dich nicht kalt, Sibylle, wie ich es bei einer Frau meines Landes tun würde. Ich habe mir erzählen lassen, daß die blonden Frauen im Verborgenen glühen. Ich werde auf dich warten, Sibylle!“ —

Das gab ihr eine Lösung für manche Seiten von Randellis Wesen, die ihr bis dahin unerklärlich gewesen waren. Aber diese Lösung beunruhigte sie, anstatt sie zu befriedigen. Wurde das Feuer an ihrer Seite dadurch geringer, daß man es vor ihr verbarg? — Sie schloß die Augen und starrte zwischen dem schmalen Spalt ihrer Wimpern in die strahlende, von den grellen Farben des Südens und seiner ewigen Sonne belebte Landschaft. —

Auf dem von Fremden wimmelnden Bahnhofe in Riva bemerkte Sibylle zum ersten Male, daß sie Aufsehen erregte. Es berührte sie peinlich, daß Randelli auch vor den Leuten ihre Hände nicht freigab. Sie fuhren im Auto durch den sengenden Mittag, in dem sich Palmen wölbten und exotische Gesträuche mit weißen, trompetenförmigen Blüten um die grauen Mauern eines Hotels rankten. —

Sibylle war einen Augenblick allein in ihrem Zimmer. Es hatte hohe, helle Türen und niedrige Sessel mit den zierlichen Weißgoldschnörkeleien des französischen Königtums. Vor den Fenstern warf der See seine flachen, kornblumenblauen Wellen.

Sibylle hatte die Jungfer fortgeschickt. Sie saß umgekleidet auf einem Sessel ihrem Spiegelbilde, das mit großen dunklen Augen in einem sehr blassen Gesichte aus dem Rahmen blickte, gerade gegenüber. — Ihr Herz klopfte. — Was würde

Digitized by Google

ihr Schicksal sein? — Warum kamen ihr in diesen ersten Tagen die geringfügigsten Einzelheiten so unerträglich schwer vor? War es nicht besser, mit geschlossenen Augen und Lippen in dieses Leben hineinzuspringen und von seinen Reizen zu kosten? — —

Im Nebenzimmer ging eine Tür. Sibylle erkannte den Schritt ihres Mannes. Sie rief seinen Namen, erhob sich langsam und ging ihm mit einem seltsamen, fast leichtfertigen Lächeln entgegen. — —

Sie aßen zu zweien in einem kleinen, hellen Speisesaale, dessen Blick auf den See ging. Der Tisch trug sehr viel Blumen. Ein Diener des Palazzo Randelli servierte stumm und geräuschlos. Randelli lächelte, wenn die Tür sich hinter der schweigenden, schwarzen Gestalt schloß.

Sibylle trank von den schweren Südweinen und spürte ein leises Brausen in ihrem Blute. Die Augen des Marchese schreckten sie nicht mehr. Sie ließ ihm ihre Hände und ihre Lippen. Sie wurde heiter und gesprächig und sah mit flimmernden Blicken auf die seltsame blaue Flut, die sich vor dem Fenster unablässig zusammenzog und wieder entkräuselte. Sie hörte die geflüsterten Liebesworte und lächelte. — —

Sie blieben drei Wochen in Riva. Der Flügel des Hotels, den sie bewohnten, war wie eine Welt für sich. Man wandelte zwischen Palmen, Rosen, gelbflammendem Ginster und schweren, süßduftenden Glyzinientrauben, die wie blaßviolette Tränen aus dünnem Fiederlaube hingen. Man fuhr im Auto oder im kleinen, offenen Wagen die Palmenstraße hinunter und kaufte Steine, Muscheln und Blumen, die bloßfüßige Kinder feilboten. Oder man stieg in sengender Sonnenglut die weiße, staubbeladene Via Ponale hinauf und staunte über die immer gleiche, heitere, nie verlöschende Farbigkeit der Landschaft. —

Randelli sagte:

„Du wirst mein Land lieben lernen, Geliebte. — Oh! — Ich sehe es, daß du es lieben wirst." — Und Sibylle lächelte und blickte stumm auf die silbrig umrissenen Bergketten, die den türkisenen Schein des Wassers überschatteten. —

Es tat ihr wohl, daß zwischen all den italienischen Lauten die deutsche Zunge noch nicht völlig verstummt war. Es war wie eine Erinnerung an eine fremde, versunkene Spanne ihres Lebens, aus der keine Erinnerung mehr in die Gegenwart ragte. —

Einmal, als sie ein deutsches Zeitungsblatt in die Hände bekam, traten ihr die Tränen in die Augen.

Randelli sah es.

„Du hast Heimweh, Liebste. — Du weinst. — Ich liebe es nicht, dich weinen zu sehen. Sibylle! — Ich bitte dich!"

In seiner Stimme war ein Flehen, vor dessen Unruhe Sibylle erschrak. Sie trocknete ihre Tränen.

„Das Hotelleben greift mich an. Ich bin nicht daran gewöhnt. Werden wir bald zu Hause sein, Giacomo?"

„Jeden Tag, Madonna. — Wir werden morgen fahren. — Du wirst Deutschland nicht lange vermissen."

Digitized by Google

„Meinst du, Giacomo?“ — Sibylle fragte es kühl und kurz. Es verdroß sie, daß man mit ihr verfuhr wie mit einem Kinde, das sich von den bunten, aufgebauten Herrlichkeiten eines Gabentisches verführen und blenden läßt.

* * *

Der Palazzo Randelli lag am Lung' Arno Acciajoli. Seine unbehauenen Quadern waren in schwerer, südlicher Sonne gebadet und streckten sich massig und vierschrötig in das blaue Flimmerlicht des italienischen Himmels. Vor seinen Fenstern gurrten die Tauben, und die Wellen des Arno schoben sich als schlammfarbige Masse in unaufhörlichem Wechsel vorüber.

Wenn Sibylle sich ankleidete, sah sie im Glase des altvenezianischen Spiegels ihr Gesicht ganz von der hellen, südlichen Sonne überflutet. Vielleicht war diese Sonne schuld an der marmornen Kälte und Leblosigkeit der blassen Haut.

Sibylle hob die Schultern und begann mit zuckenden Lippen ein Gespräch mit der kleinen italienischen Zofe, die mit der Lebhaftigkeit und dem regen Geschäftssinne ihrer Rasse alle Mienen ihrer schönen, blonden Herrin belauerte. Es waren gleichgültige Unterhaltungen, die sich um Kirchen, Gebäude und landesübliche Gebräuche drehten.

Sie wiederholten sich oftmals; es kam vor, daß die Marchesa im Laufe einer Viertelstunde die nämliche Frage zwei- oder dreimal wiederholte.

Giulietta lächelte dann. Ihre blanken, schwarzen Augen sahen scharf, und ihre Phantasie war eifrig im Erfinden von Kombinationen und Romanen, die der Zerstreutheit der jungen Marchesa einen positiven Hintergrund verliehen.

Sibylle sprach mit Giulietta, um sich in der italienischen Sprache zu üben. Randelli gegenüber hatte sie das Deutsche aus einem unbestimmten Empfinden des Festklammerns an die Vergangenheit heraus beibehalten, und der Marchese, der ihr Heimweh oder eine Laune als Ursache ansah, willfahrte ihr, wie er allen Wünschen Sibylles im voraus zu genügen pflegte.

Sibylle war satt und dennoch nicht glücklich. Sie versuchte, ihr eigenes Herz im genießerischen Taumel dieser Stadt zu begraben, hinter deren sinnenfroher Maske Züge von ehrwürdigem Ernst und verwitterter Strenge auf den blonden Scheitel der jungen Frau niederblickten. Sie versuchte, alte Beziehungen zu vergessen und neue anzuknüpfen.

Ihr Wille war ehrlich. Aber ihr Gefühl, das sie vor der Größe vergangener Jahrhunderte wie vor prächtigen Theaterkulissen warnte, war es nicht minder. — —

Es war nun schon über vier Wochen, daß sie im Spätnachmittagslicht des verblassenden Sommertags in die hohe, schmutzige, vom geschäftsmäßigen „Firenze!“ der Schaffner durchschallte Bahnhofshalle eingefahren waren.

Die Stadt war um diese Zeit wie ausgestorben. Reisende Engländer mit selbstbewußten, spöttischen Gesichtern bevölkerten sie. Der florentinische Adel weilte noch in den Bädern oder auf seinen Landsitzen.

Sibylle bekam in dieser ersten Zeit wenig Menschen zu Gesicht. Sie lebte wie eingeschlossen in ihren großen, hallenden Räumen, deren Fenster wie Kirchenfenster waren, und deren Wände die Madonnen und Heiligen alter Meister auf nachgedunkelten Goldgrunden leuchten ließen. Der Palazzo Randelli war das

Digitized by Google

stehengebliebene Denkmal einer alten, in dieser Stadt noch merkwürdig lebendig gebliebenen Kultur.

Sibylle hatte bisweilen das Gefühl, in einem alten, gelehrten Buche zu blättern, dem die verschnörkelten Initialen des Schreibers Farbe und Leben verliehen.

Jedes Stück des Palazzo Randelli hatte seine Geschichte. Aber es war nicht immer eine Geschichte, die ihre Beziehungen zu den gegenwärtigen Bewohnern dieses Hauses aufrecht erhielt.

Es gab Kerzenhalter aus den Palästen verarmter Nobili, geschnitzte Betpulte aus Klöstern und alte Gemälde aus den Hinterlassenschaften berühmter Sammler. Eine geschickte Hand hatte alle diese Dinge, die dem gleichen Rahmen entstammten, in einen ähnlichen, auf den ersten Blick organischen Rahmen gefügt. Die Millionen der Glasbläsereien von Murano waren letzten Endes die treibende Kraft gewesen.

Sibylle spürte instinktiv die verborgenen Risse, die den Glanz dieser alten Kultur verdunkelten. Das machte ihr das Haus und seinen Inhalt noch fremder. Sie fühlte auch, daß der Marchese um einen Blick der Anerkennung und um ein Wort der Bewunderung bettelte. Sie wußte, daß es in ihrer Lage vielleicht unklug und undankbar war, diesen Blick und dieses Wort schuldig zu bleiben.

Sie blieb es dennoch schuldig.

„Ich will ehrlich bleiben!“ dachte sie hart und trotzig, wenn sie abends nach Giuliettas Weggange einsam am offenen Fenster ihres Zimmers stand, und die helle Fassade von San Miniato errötend in den Strahlen der untergehenden Sonne schimmerte.

Sie liebte das heitere Haus der Toten und den Gang hoher Zypressen, der sich wie eine Reihe dunkler, wandelnder Gestalten zum Piazzalo Michelagniolo hinabzog. —

Randelli lächelte, als sie ihm eines Tages ihre seltsame Vorliebe gestand.

„Du bist noch sehr jung, Liebe. Die Jugend spielt mit Gedanken, die dem reiferen Alter unerträglich sind.“

„Unerträglich —?“

Randelli lehnte den dunklen Kopf gegen die geschnitzte Lehne des hohen Renaissancestuhles, dessen morscher Seidenbezug leise knirschte.

„Der Tod und das Alter sind häßlich, Geliebte! Man muß sie zu vermeiden suchen.“

Sibylle erschrak vor der Frivolität des Gedankens. Sie fand Randellis Züge scharf und müde.

„Ist es nicht eine notwendige Folgeerscheinung?“ fragte sie zaghaft.

Der Marchese zuckte die Achseln.

„Du sprichst wie ein kleiner, rechtschaffener Philister, der es nicht gelernt hat, sich die Adern mit neuen Gluten zu füllen.“

Er hielt plötzlich inne und sah sie nachdenklich an.

„Ich hätte dir das nicht sagen sollen, Sibylle. Vielleicht stört es dich in deiner Kraft und deiner Stärke.“

Digitized by Google

„Meinst du?“ fragte Sibylle nachdenklich und verdrossen, während sie den breiten venezianischen Spitzenkragen wie etwas Wertloses und Verächtliches durch die weißen Finger zog.

* * *

In Sibylles Verhältnis zu ihrem Manne hatte sich irgend etwas geändert. Der Marchese war wie ein ungeduldig Wartender, der des Wartens müde zu werden beginnt. Er rieb sich auf in der Gegenwart dieser schönen blonden Frau, die kühl, mit geschlossenen Lippen an seiner Seite lebte.

Es gab Augenblicke, in denen er seiner Qual eine scherzhafte Wendung zu geben versuchte und Sibylle mit dem Marmor verglich, aus dem die Griechen des Altertums ihre unsterblichen Bildwerke formten.

„Aber die Venus von Milo war barmherziger als du, Madonna mia.“

Sibylle hatte auf solche Anspielungen nicht mehr ihr starres, abweisendes Lächeln.

Sie fühlte, daß er um ihretwillen litt, tief und aufrichtig litt; das erweckte ihr Mitleid und brachte ihn ihr menschlich näher. Sie faßte den aufrichtigen Vorsatz, eine Annäherung zu versuchen, soweit es in ihren Kräften stand.

Randelli war dankbar. Aber sie erkannte jeden Tag von neuem, daß er eine andersgeartete Sympathie von ihr forderte, als die, welche sie zu gewähren vermochte. Sie dachte: „Wenn er ein Deutscher wäre, könnte ich meinen Kopf gegen seine Brust lehnen und ihm mein Herz ausschütten.“ — Zuweilen erfaßte sie eine tolle Sehnsucht nach einer solchen Stunde des Vertrauens. Aber Giacomo Randelli war kein Deutscher. Er kniete vor den blonden Madonnen des Fra Filippo Lippi, die mit geheimnisvoll lächelnden Lippen an den Wänden der alten Paläste hingen.

Sibylle wurde das unbehagliche Gefühl nicht los, daß Randelli in ihrer Schönheit das Gefäß für Ideen sah, von denen sie in Wirklichkeit nichts wußte. Einmal sagte er:

„Ich habe die deutschen Frauen für Wesen gehalten, in deren Brust unter dem Schnee der Außenseite ein Herz pocht, das zu glühen beginnt für den, der es erweckt. Nun fange ich an zu begreifen, daß mein Urteil vielleicht vorschnell gewesen ist.“

Sibylle öffnete die Lippen zu einer Frage. Als sie aber in sein Gesicht sah, senkte sie den Blick und strich mit einer scheuen Geste, die um Entschuldigung zu betteln schien, über Randellis Hand.

Aus den Augen des Marchese brach eine Flamme. Er legte den Arm um Sibylles Gestalt und suchte ihren Mund mit seinen heißen Lippen.

* * *

Es gab Augenblicke, in denen die junge Frau geneigt war, dieses Leben für einen tollen Traum zu halten. Sie ging durch eine fremde Sonne, die ihren Augen weh tat und die prunkvollen, mit Raritäten überfüllten Räume des Palazzo Randelli dünkten sie wie der künstlich ausstaffierte Festplatz für eine Maskerade. Sie aber, Sibylle von Harthausen, war für die Dauer einer Nacht gezwungen,

Digitized by Google

in den köstlichen Gewändern eines altflorentiner Patriziergeschlechtes einherzustolzieren und auswendig gelernte Worte in einer fremden Sprache zu stammeln.

Von Zeit zu Zeit tasteten verklungene Erinnerungen einer versunkenen Zeit in ihr neues Leben hinüber: die Ansichtskarte einer Pensionsfreundin —: „Ist es wirklich wahr, daß du in einem richtigen alten Palast wohnst, Sibylle? — Ich denke es mir himmlisch!“ —, ein ausführlicher Plauderbrief von Tante Hannah, die seit vierzehn Tagen wieder in ihrem Stift saß und sich langweilte. Fräulein von Wulfen ließ alle Verwandten und Bekannten Revue passieren. Sie übermittelte Grüße von Holck. „Ich habe ihn zufällig auf dem Bahnhof Friedrichstraße getroffen. Er sah schlecht aus. Mit Groß-Belzow soll es bergab gehen. Konrad sprach von verkaufen. Er scheint sich sehr verändert zu haben. Fräulein von Schönstedt sprach neulich von Spielschulden. Aber das erscheint mir doch zu ungewiß, um darüber zu reden.“ —

Sibylle erhielt den Brief beim Frühstück. Sie machte während des Lesens eine unwillkürliche Bewegung. Randelli sah auf und fragte:

„Du bist erregt, Liebe?“

Sibylle lachte.

„Nicht im geringsten. Ein Brief von Tante Hannah mit allerlei Neuigkeiten.“

„Aber du bist blaß geworden, während du lasest —“

Sibylle schüttelte hartnäckig den blonden Kopf.

„Es ist die Sonne, Giacomo. Eure ewige strahlende Sonne macht mir Kopfschmerzen.“

Sie saß in ihrem weißen Morgenkleide hell und blühend inmitten der gedämpften Lichter des großen, altertümlichen Speisesaales.

Randelli hatte die starken schwarzen Brauen in die Höhe gezogen.

„Darf man fragen, welcher Art diese Neuigkeiten sind, die Tante Hannah dir mitteilt?“ Seine Stimme zitterte ein wenig, obwohl er bemüht war, ihr einen ruhigen Klang zu geben.

Sibylle errötete bis unter die flimmernden Schläfenhaare. Sie streckte schweigend die Hand nach dem Briefe aus und hielt ihn über den Tisch.

Sie hatte erwartet, daß Randelli ihn ihr ungelesen zurückgeben würde. Er aber las ihn langsam und sorgfältig. Dann, ihn zusammenfaltend und unter Sibylles Teller schiebend, sagte er ruhig:

„Ich danke dir, Sibylle! Du bist sehr klug gewesen, deiner augenblicklichen ehrlichen Eingebung zu folgen. Du bist eine kluge Frau, madonna mia.“ Er lächelte, als habe er einen Scherz gemacht. Sibylle schwieg. Da fuhr er fort:

„Hat es dich überrascht, daß Graf Holck verkaufen will?“

Sie sah auf.

„Ein wenig“, sagte sie gleichgültig. „Ich habe übrigens niemals gehört, daß Konrad gespielt hätte. Tante Hannah berichtet viele Dinge, die sie im nächsten Schreiben widerruft.“

„Möglich — aber es beschäftigt mich trotzdem. Ist das Gut groß?“

„Mittel.“

„Du kennst es?“

Digitized by Google

„Ich bin vor Jahren einmal mit Vater dort gewesen."

„Dann wundert es mich, daß dich die Nachricht von seinem Verkaufe so kalt läßt."

Sibylle stand auf und legte den Kopf mit einer steilen, hochmütigen Bewegung in den Nacken.

„Du gehst, Liebe?"

Er hielt ihre Hand fest und umschloß sie zum ersten Male fast schmerzhaft.

„Ich will mich für die Ausfahrt ankleiden lassen", sagte Sibylle mit dem gleichen hochmütigen und undurchdringlichen Gesicht.

„Du zürnst, Liebe! Sibylle?! Du!!"

Sie schob ihn sanft zurück und wandte sich zum Ausgang.

„Ich zürne dir nicht. Ich versuche deine Art zu begreifen —"

Aber es war noch ein Klang verletzten Stolzes in ihrer Stimme. —

Florenz trug das Kleid des Herbstes, der mit seinen bunten Lichtern die grellen Farben des Sommers sanft und gedämpft zu spiegeln schien. Am Lung' Arno entlang rollten die eleganten Equipagen vornehmer Florentinerinnen zu den Cascinen. Die Sonne hatte den weißlich sengenden Schimmer verloren und war wie ein goldenes Bad, das den bunten Marmor heiter blickender uralter Fassaden zu neuem Leben erweckte. Sie spiegelte sich in feinen, schmalen Gesichtern und großen, dunklen Augen, die verstohlen und neugierig in den Wagen des Marchese Randelli blickten. Das Gesicht der jungen Marchesa verschwand unter dem weißen Spitzenschirm, den Sibylle zum Schutze gegen die Sonne stets bei sich trug.

„Du wirst die Gesellschaft enttäuschen, Liebe", sagte Randelli. Er saß während der Ausfahrten immer mit einem stolzen und glücklichen Ausdruck an Sibylles Seite.

Sibylle zuckte die Achseln.

„Bedeutet ein Gesicht in der Florentiner Gesellschaft so viel?"

Der Marchese streifte Sibylles gesenkte Wimpern mit einem langen, heißen Blick. „Florenz ist die Stadt der Schönheit", erwiderte er stolz und feierlich.

Sibylle erschrak über die Größe und Selbstverständlichkeit der Geste, mit der der Florentiner auf die Vergangenheit seiner Stadt hinwies, und vor der Naivität, mit der er das Wesen und die Vorbedingungen jener alten Kultur mißverstand. Wenn sie an den alten Kirchen und Palästen, den schweigenden Gemäldegalerien der Uffizien vorüberging, kam ein Schauer von Andacht in ihr Herz, der sie frösteln machte. Im bunten, menschenüberladenen Gewirr der engen Straßen, auf den heiteren Plätzen und an den hellen Mauern der Olivengärten von Fiesole suchte sie vergebens nach einem Abglanz dieser ernsten, fast schauerlichen Andacht. Die Leute von Florenz genossen das fröhliche Erbe der Renaissance, ohne sie mit ihren Schmerzen zu beladen. Sie dünkten Sibylle wie Kinder, die ein Liebeslied aus Freude an der gefälligen Melodie gedankenlos vor sich hinträllern. Sie dachte: „Es ist vielleicht kein Wunder, daß die Deutschen allein die Kultur dieses Landes erfaßt und sich zu eigen gemacht haben —"

Der Marchese hatte ein stummes, fast feindseliges Lächeln gehabt, als Sibylle einmal bis zu dieser Grenze des Gesprächs vorgedrungen war.

Digitized by Google

Seitdem schwieg sie. Aber sie fühlte, wie sich der Gedanke allmählich wie etwas Trennendes zwischen sie und ihren Gatten schob.

Randellis Leidenschaft war nicht abgekühlt, aber er begann sie wieder von neuem in sich hineinzuverschließen.

Sibylle wußte, daß er Stunden einsam in seinen Zimmern zwischen Gemälden blonder Madonnen verbrachte. — Sie quälte sich mit einer dumpfen Ratlosigkeit. Was wollte, was forderte er von ihr?

Bisweilen glaubte sie die Antwort in den mütterlich lächelnden Mienen einer Madonna zu lesen, die dem heiligen Kinde mit der sanften Anmut verklärter Zeiten die Brust reichte.

Sibylle errötete dann und fühlte ihren Körper von Schauern überrieselt. —

Abends, wenn der Himmel in milde Dunkelheit hinübergeflossen war, saß sie oftmals einsam in ihrem lichtlosen Zimmer und sah auf die zitternden Lichtreflexe des Flusses, an dessen jenseitigem Ufer die düsteren Häuser geheimnisvoll aus dem stillen Wasser stiegen. In den Boboli-Gärten rauschte der Taxus, und die verwitterten Fontänen plätscherten wie schläfrig summende Insekten. Unter den Fenstern eines englischen Hotels sang ein junger Bursche Liebeslieder zur Mandoline.

Sibylle fühlte, wie ein Zittern über ihren Körper rann. —

Sie schloß das Fenster, ließ sich von Giulietta das Haar auflösen und lag dann in ihrem weißen Nachtgewande starr und blaß wie eine Tote in den Spitzenkissen ihres breiten, vergoldeten Bettes, die nach Weihrauch vergangener Epochen zu duften schienen. (Schluß folgt)

Herbstmorgen · Von Martha Eggerking

Schon ahnt man, daß die Sonne siegt,
Wenn auch die Herbstwelt gefangen
Noch nebelfeucht in Schleiern liegt —
Ganz leis kommt doch das Licht gegangen —

Ganz linde fährt der Tag daher,
Daß fromm sich tausend Blüten neigen.
Hellglitzernd hängt von Tränen schwer
Ein Spinnennetz an braunen Zweigen.

Und wie voll trunkner Erdenwonne
Sich schwankend nun die Nebel heben,
Fühl' ich empor zum Licht der Sonne
Die eigne Sehnsuchtseele schweben.

Digitized by Google

Seele — Gott — Ewigkeit

Idealistische Betrachtungen von Hans von Wolzogen

Die Menschen scheiden sich in Realisten und Idealisten. Der Spalt dieser Scheidung klafft in die Tiefen der Weltanschauung. Der Idealist wird sagen: in die Tiefen des Wesens. Der Realist kennt kein Wesen, nur die Erscheinung. Ihm ist nichts wahr und wirklich, als was er mit den Sinnen zu erfassen vermag: die Welt der Ursachen und Wirkungen in Raum und Zeit. Der Idealist findet in dieser Welt nur Vergängliches, Täuschendes, Erscheinendes; Ausdrucksgebiet eines dahinter verborgenen ganz Anderen, eigentlich Wirkenden, wahrhaft Lebendigen, einzig Wirklichen. Dies wiederum gilt dem Realisten für bloße Einbildung, Phantasie, Spiel des Verstandes, der sich von seinem Gebiete der sinnlichen Wirklichkeit entfernt, von seinem eigenen Gesetze der Ursachen und Wirkungen gelöst hat. Denn jenes andere des Idealisten mag wohl als die Ursache aller Wirkungen bezeichnet werden; es soll aber selbst keine Ursache mehr haben, steht also in der Tat außerhalb des Gesetzes. Es ist dem Realisten ganz unmöglich, solch eine ursachlose Ursache als eine Wirklichkeit anzuerkennen; gleichwie es dem Idealisten ganz unmöglich ist, die sinnlich wahrnehmbare Welt allein für den Inbegriff alles Wirklichen zu halten und nicht hinter allem nur Vergänglichen ein unvergängliches Wesen anzunehmen. Nur für meine Sinne gibt es ein Leben, sagt der Realist. Der Idealist dagegen: Sinnlos und leblos ist mir eine Welt — ohne Seele. —

Da haben wir den Begriff der Seele. Am kürzesten gefaßt und wenigstens dem Gefühle am verständlichsten drückt sich darin die Vorstellung jenes Wesens aus, das der Idealist über die Sinnenwelt hinaus als eigentliche Wirklichkeit annimmt. Halten wir von Anfang an fest: es ist eine Vorstellung, kann gar nicht mehr als dies sein, was ein Menschenverstand ausdrückt, wenn er ein Wort sucht für das unvorstellbare Wesen der Dinge. Die Seele ist solch ein Wort. Es bedeutet: Bewegung, wie anima und psyche: Hauch. Das sind schon bildliche Begriffe. Sie setzen die Erscheinungswelt voraus; die Bewegung braucht Raum und Zeit und erfolgt nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung. Im Hauche sieht man etwas wie den „Odem Gottes", der in magischer Vorstellung den Menschen schafft. Er haucht ihm die Seele ein, und der Beseelte bewegt sich. Unsere germanische Sage nennt ihren Gott: Wuotan = Odhin, d. i. Bewegung und Hauch, Geist. Wenn wir so das Wort Seele einsetzen für den Begriff des Wesens der Dinge, das der Idealist über die Sinnenwelt hinaus als wahre Wirklichkeit annimmt, so berühren wir damit das mythische Gebiet, wo unsere ursprüngliche Vorstellung der weltlichen Dinge die Gottheit im Bilde sah.

Die Seele ist selbst das Göttliche in den Dingen. Wollen wir, als Idealisten, unsere Gottesvorstellung möglichst von allen sinnlichen Realismen befreien, ihrem Wesen am nächsten kommen, so müssen wir eben auf die Seele zurückgreifen, obwohl wir gut wissen, daß damit wörtlich doch nur etwas über Bewegung oder Odem des göttlichen Wesens ausgesagt ist. Es ist also auch dem entschiedensten

Digitized by Google

Idealisten, dem es unmöglich ist, mit der Sinnenwelt sich zufriedenzugeben, ebenso unmöglich, das göttliche Wesen der Dinge sich vorzustellen außerhalb der selben Sinnenwelt, in welcher es sich uns in seinen Auswirkungen kundgibt, d. h. für unseren Verstand kundgeben kann. Wir haben von der Seele selbst nur die seelischen Wirkungen. Wenn wir sagen: Seele ist Leben — und das ist das äußerste, was wir sagen können —, so bedeutet dies die Seele in ihrem Ausleben in Zeit und Raum. Das Wesen bleibt stets verborgen. —

Diese Verborgenheit des Wesens ist es ja gerade, die dem Realisten recht zu geben scheint, wenn er das Vorhandensein eines solchen Wesens leugnet. Das aber eben ist die Eigenart des idealistischen Geistes, daß er in der Verborgenheit selbst den Beweis des Vorhandenseins findet. Wäre das Wesen nicht verborgen, so wäre es ja nur Erscheinung. Weil aber die Erscheinung sich nicht selbst erklärt, weil eine Welt, die nur erscheint, um zu vergehen, vergeht, um wieder ebenso vergänglich zu erscheinen, keinen Sinn hat — für den Idealisten, der einen Sinn der Welt sucht, wo dem Realisten die Sinne genügen, die sie sehen und genießen —: deshalb nimmt der Idealist die Erklärung aus dem verborgenen Wesen an, welche ihm — ja was denn wohl? — seine eigene Seele spendet. Es ist ein Bedürfnis seiner Seele, die er doch als innerste Wirklichkeit seines ganzen Lebens empfindet, auch in dem Ganzen der Welt außer ihm — um ihn — mit ihm wiederum Seele als innerste Wirklichkeit des Lebens anzunehmen. Diese Annahme ist nicht etwa nur eine ungenaue Verstandestätigkeit — der Verstand, den wir für die Sinnenwelt besitzen, hat nichts damit zu tun —; sie ist vielmehr nichts anderes als das Annehmen jener Spende der eigenen Seele, die ihm das Weltwesen aus ihr selbst erklärt. Dieses Annehmen beruht auf Selbstvertrauen, und darin liegt aller Glaube begründet. Solange der Mensch das Göttliche nur erst aus Furcht „annahm", war seine Gottesvorstellung noch kein Glaube, ist es auch heute noch nicht. Nicht von der furchtsamen Seele empfängt er die Spende der wahrhaften Welterklärung, sondern von der heldenhaften, die es wagt, ihre Seele in ihrem Gott und ihren Gott in ihrer Seele wiederzufinden. Eine heldenhafte Seele gehört dazu, Menschen- und Gottes-Seele zu verbinden in dem idealistischen Grundlebensgefühle der Liebe. —

Nun haben wir den Begriff der Liebe. Es ist kein Sprung getan, wenn wir ihn für die Seele einsetzen. Liebe ist nun einmal dem Menschen dasjenige seelische Wesen — „Gefühl" —, worin er am stärksten und reinsten sein seelisches Leben ausgedrückt empfindet. Daher hat er auch die Gottesvorstellung unter dem Begriff der Liebe am reinsten zu erfassen geglaubt. Zwar setzt die Liebe nicht minder als alle seelische Äußerung die Sinnenwelt voraus, da sie doch einen Gegenstand zum Lieben, also ein Anderes, Zweites, Erscheinendes, Sinnliches bedarf; aber sie ist doch darin nicht erschöpft, sonst — müßte ja die ganze Sinnenwelt eine Welt der Liebe sein können, oder aber — die Liebe wäre eine bloße vergängliche Täuschung gleich ihr selbst. Nein, die Liebe ist nichts weniger als in der Sinnenwelt erschöpft. Die Sinnenwelt widerspricht ihr vielmehr überall und immerdar; sie erstickt sie in Sinnlichkeit, sie verdrängt sie durch Neid und Haß, die ganz ebenso von ihrem Gegenstande leben. Wir fühlen es aber an unserer

Digitized by Google

eigenen Liebe, wenn wir sie in ihrer Reinheit empfinden, daß sie nicht nur vom Gegenstande lebt, daß sie ein Wesen ist von anderer Art, „aus anderer Welt", daß sie als Wesen vorhanden ist, auch wenn sie sich vor den Gegenständen verbirgt, daß sie das eigentlich im Grunde „Wirkende ohne Ursache" für alles Gute, Edle, Schöne, ja Göttliche auf Erden, wohl auch außerhalb der Erde und aller Gestirne ist. Wir glauben an die Liebe, und darum glauben wir an Gott, trotz allem, was uns auf Erden, vielleicht auch in allen Gestirnen, an einer waltenden Liebe zweifeln machen will. Das alles, was nicht Liebe ist, worin nicht Liebe sich äußert, ist eben nur Erscheinung, Vergänglichkeit, Realistenwelt, ist nicht das Wesen der Dinge, nicht die Welt der seelischen Wahrheiten, ist nicht Gott, nicht Gott zuzuschreiben und vorzuwerfen. Wer Gott finden will, muß die Liebe suchen. Sie ist überall — verborgen —, und wo sie ist, da ist Leben Gottes, da berühren wir mit unserer Seele das Wesen der Welt.

Schopenhauer nennt das Wesen der Welt: Wille. Als Philosoph, dessen Intellekt das Gebiet der Sinnenwelt nicht verlassen darf, um etwas „anzunehmen", was ihm nicht mehr angehört. Er gibt aber zu, daß es noch einen anderen Standpunkt gibt, den des Mystikers, der „intuitiv" hinter den Schein der Dinge schaut. Im Grunde ist jeder Mensch insoweit Mystiker, als er mit der Seele das Seelische schaut. Der Wille muß etwas wollen, er ist für uns unvorhanden ohne Gegenstand, er ist seinem Wesen nach Welle, Bewegung, wie die Seele es dem Worte nach ist. Er ist blind, bedarf der Hilfe des Intellektes, um sehend zu werden, um zu schauen, wie die Seele schaut. Ja, wie ist es mit der Seele? Ist sie blind? Von der Liebe sagt man's, doch gerade nur, solange sie in der Sinnlichkeit gebunden ist. Man spricht auch von den Augen der Liebe, und die Augen der Liebe sprechen, die Seele spricht aus ihnen. Nein, die Seele ist nicht blind und nicht stumm. Braucht sie erst eines erleuchtenden Intellektes? Bedarf sie der Worte? Sie hat ja die Musik! Die Seele ist gewißlich mehr als Wille; der Philosoph darf von ihr nichts wissen, nicht mit ihr rechnen; aber der natürlich-mystische Mensch empfindet es als wahrhaftige Wirklichkeit, daß die Seele nicht nur etwas will, daß sie auch etwas schaut, ja indem sie es schaut, schafft sie es sogar erst. Im seelischen Schauen schaffen wir uns die Bilder (Vorstellungen) aller Dinge.

Und so ist Gott. Nicht nur Wille — nicht erst Intellekt! All diese Begriffe sind menschliche Hilfsmittel. Gott ist Liebe, das besagt viel mehr. Gott ist Kraft, ist Licht, ist Leben sagen andere Worte. Bildlich ist dies alles, aber es drückt sich darin etwas aus, was das schauend-schaffende Wesen der Dinge ist. Gott = Schöpfer ist auch nur Bild, gehört der Vorstellungswelt an, die von Zeit und Raum bedingt ist. Gott = Schauer ist ohne Gegenstand, und wär's das unendliche Weltall, nicht zu denken. Soll auch nicht „gedacht" werden! Gott = Leben würde allumfassend sein, wenn man Leben nicht wiederum sinnlich, realistisch faßt. Wir kennen das Leben nur als Vergänglichkeit oder bestenfalls Wiederkehr, in Raum und Zeit, wobei Ursache und Wirkung uns oft noch recht dunkel bleiben, jedenfalls aber gesetzmäßig wirken und selbst im Grunde das Leben bilden. „Bilden", nicht sind! Das Leben, das ist, also nicht vergeht, ist ewiges Leben. Damit haben wir den letzten erklärenden Begriff erreicht: Ewigkeit.

Digitized by Google

Seele — Liebe — Wille — Leben, alles ist nur in dem einen Sinn als Wesen der Welt an- und auszusprechen, als es „ewig“ ist. Der Realist vermag dies nicht anzuerkennen, weil es seinem Verstande einfach gar nicht gegeben ist: Ewiges zu erkennen. Er kann nicht annehmen, was ihm nicht gespendet wird. Die Seele spendet uns die Gefühlserkenntnis des Ewigen. Der Verstand mag, wenn ihm die sinnenhaften Erscheinungen doch nicht mehr genügen, wenigstens aus ihrer unendlichen Reihe schließen, daß es ein Unendliches gebe, und er mag, mit einiger Phantasie, dafür das Ewige einsetzen, worin sich — vielleicht — die Lösung so vieler, nie ganz lösbarer irdischer Rätsel finden dürfte. Doch das bleibt für den Realisten eben „Phantasie“. Nicht für den Idealisten, der das Ewige in den Dingen mit der Seele, in der eigenen Seele fühlt. Ihm ist die Unendlichkeit des Weltalls selbst nur Erscheinung, Ausdruck, Ausleben des Ewigen, Gottes, der wahrhaftigen Wirklichkeit. Von hier aus erst belebt sich ihm die gesamte Welt der Realitäten, gewinnt sie erst Sinn und Wert, wird zum Gegenstande des seelischen, sittlichen Lebens: „die Welt hat eine moralische Bedeutung“ ist ein bedeutungsloses Wort, wenn es nicht gesprochen wurde unter der Voraussetzung, daß das Wesen der Welt Seele, — ewige Seele ist. Auch der strenge Philosoph des blinden Willens hat da mit der Seele die Seele geschaut und mit diesem Schauen eine Welt der ethischen Wahrheit geschaffen. Er war Idealist. Wir stehen mit ihm auf derselben Seite des großen Spaltes, und wenn wir uns recht umblicken, so erblicken wir einen andern bei uns: Ecce Homo! Den Menschen mit der reinen Seele Gottes, den Gott-Menschen, der zu uns spricht: „Nehmet hin mein Blut um unsrer Liebe willen!“ —

Abschied von der Baltenheimat

Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Im letzten Abenddämmer lag das Land,
Der Reif warf Silber auf die braunen Dächer,
Die Sonne war ein blutigrotes Band,
Die See voll Glutenweins ein Silberbecher.

Die Heide schlief. Es schlief der Föhrenwald.
Die weißen Nebel schwebten frosterkaltet,
Wie eines Weibes schreitende Gestalt
In tiefer Traurigkeit die Hände faltet.

Wir wußten sie in Not — und ließen sie —
Aufschrie im Herzen eine dunkle Wunde! ...
Sie aber war so schön — so schön wie nie!
Und starb uns doch in dieser Abschiedsstunde.

Digitized by Google

Darum.....

Von Helene Hirsch

Das Kind hatte eine Mutter, die war von einer so sanften Schönheit, daß die Menschen, die ihr auf der Straße begegneten, die Empfindung hatten, als wären sie an Veilchen oder Reseden vorübergegangen, und ihr Herz lächelte noch eine Weile hinter ihr drein. Und wenn ihnen dann ein Kind in den Weg trat, ging es sicherlich nicht unbeschenkt von dannen; und wer just an seinen Widersacher dachte, der brach einen Stachel von seiner Bitternis los, wer aber gar böse Gedanken hatte, der warf schnell eine Handvoll Scham darüber, so daß sie nur hie und da hervorlugten wie Marder, die unter einem Zaun auf weißes Geflügel lauern und sich nicht recht herantrauen.

Die Frau aber, die solche Wunder übte, ging stillen Schrittes ihre Wege weiter und dachte: Wie freundlich sind doch die Menschen! Ich will ihre Güte sammeln und nach Hause tragen wie eine Biene den Honig. — Und da sie nach Hause kam, wollte ihr Herz überfließen vor Süßigkeit für ihr Kind, und es gab keine Mutter, die glücklicher und liebreicher wäre als sie.

Als sie aber eines Tages nach Hause kam, die Flügel ihrer Seele schwer von eingeheimster Menschenfreundlichkeit, hatte ihr Kind große, verängstigte Augen und sagte: „Ein fremder Mann war an der Tür und hat geklopft, so: bum, bum, bum! Ich war aber ganz still und hab' nicht aufgemacht. Vielleicht war es der Menschenfresser."

Die Mutter erschrak ein wenig, sie wußte selbst nicht warum. Es konnte der grobe Holzhauer sein, der ihr eine Fuhre Holz für den Winter versprochen hatte; es konnte auch der Schlossermeister Quenz sein, der die neue Herdplatte bringen sollte; es konnte aber auch die gute Tante Christine sein, die alle Jahr einmal um diese Zeit in das kleine Städtchen kam, ihre Steuern zu zahlen und die eine männlich rauhe Art, aber ein goldenes Herz hatte. Es konnte — es konnte — wer konnte das alles sein! Nur der eine nicht, der war weit weg, in Sibirien vielleicht oder noch weiter, dort, von wo man nie, nie wiederkehrt — ihr Mann.

Kurz vor dem Kriege hatten sie geheiratet. Sie kannten einander kaum. Ein paarmal trafen sie sich auf der Gasse. Das erstemal gefiel er ihr gar nicht. Er hatte ein strenges, hartes Gesicht und finstere Augen, vor denen sie sich fürchtete. Das zweitemal hielt sie seinem Blicke stand und dachte: Es ist etwas drin, was mir gefällt. Und das drittemal sagte sie sich: Wenn er lächeln könnte, wäre er schön. — Dann kamen sie bei einem Waldfest zusammen. Er holte sie zum Tanz und sagte zu ihr: „Wir wollen nur miteinander tanzen." — Sie wagte nicht zu widersprechen. Als er den Arm um sie legte, hatte sie das Gefühl, eine Taube zu sein, die in den Fängen eines Adlers ist. Er merkte ihr Zittern und lächelte. Und dieses Lächeln verschönte sein Gesicht auf wunderbare Art. Und da erwachte ihre Liebe zu ihm und sie wurden Mann und Weib. Aber die Angst blieb in ihrem Herzen und machte sich dort breit und drängte die Liebe in ein Winkelchen, daß sie sich nicht recht hervortraute und nur zitternd darauf wartete, wo sie ein wenig

Digitized by Google

Atem holen könnte. Und das war immer nur in dem Augenblick, in welchem seine Augen einen wärmeren Schimmer bekamen und das schöne Lächeln um seinen Mund erschien. Dieser kurze Atemzug war dann voll des Glückes und die Liebe war in ihrem stillen Winkelchen ganz zufrieden und wollte es nicht anders.

Es kam aber doch anders.

Der Mann mußte in den Krieg ziehen und geriet bald darauf in Gefangenschaft. Seither hörte sie nichts von ihm. Es gab einige, die meinten, er werde gar nicht mehr zurückkommen. Und sie glaubte es auch. Da wich die Angst aus ihrem Herzen, und nun hatte die Liebe dort Raum genug. Und das war das Merkwürdige dran: diese Liebe trauerte nicht und wehklagte nicht, sondern gebärdete sich wie ein Kind auf weiter, freier Wiese. So leicht war ihr zumute, und die Frau liebte ihren Mann noch tausendmal mehr als zuvor.

Zum Frühjahr gebar sie das Kind. Sie versuchte oft, ihre Seligkeit in Worte zu fassen. Immer wieder kam sie auf das eine zurück: ihr Kind war das menschgewordene Lächeln ihres Mannes. Damit glaubte sie den schönsten Ausdruck für ihr Glück gefunden zu haben.

Es lag viel Sonne auf dem Leben ihres Knaben. Die Nachbarn meinten, es wäre nicht gut für das Kind. Ein Mensch müsse frühzeitig Tränen kennen lernen, sonst schmecken sie später um so bitterer.

Die Mutter widersprach. Aus einem Lächeln ist ihre Liebe erstanden. Sie nahm das als gute Vorbedeutung für den Lebenslauf ihres Kindes. Oft erzählte sie ihm von seinem Vater. Aber immer sprach sie von ihm wie von einem, der nur mild sein konnte und liebreich und dessen Worte lind waren wie frische Rosenblätter.

„Ich weiß," sagte dann das Kind, „Papa ist der gute König Edelherz. Wenn er nur die rechte Hand in die Höhe hebt, so fangen die Veilchen an zu blühen und die Vögel zu singen, und aus dem Brünnlein fließt süße Milch, und die bösen Tiere des Waldes kommen ganz nah an ihn heran und sind so zahm wie brave Haustiere."

So lehrte sie das Kind den Vater lieben über alle Maßen. Und nun sollte er zurückkommen in all seiner Herbe und Härte, herber vielleicht und härter noch als zuvor und ohne das Lächeln, auf dem sie seine ganze Märchenherrlichkeit aufgebaut hatte.

Er soll nicht kommen, schrie es in ihr, und sie riß das Kind in ihre Arme und drückte es fest an sich, als wollte sie es vor einer Gefahr bewahren. Und er wird auch nicht kommen, beruhigte sie sich und schalt sich dann lieblos, daß sie so dachte, und es war doch nur Liebe und nichts andres. Nur daß diese Liebe scheu und zart war wie eine Blume, die ihren Kelch dem Sonnenlicht nicht öffnet. Am Abend dann, wenn der Tag geschwunden, haucht sie ihm ihre Liebessehnsucht nach.

Er soll nicht kommen! — Jetzt wurde ihr plötzlich klar, sie hat dem Kinde ein falsches Bild von seinem Vater entworfen. Der gute König Edelherz, um den das Kind die ganze Innigkeit seiner Seele wob, das war er nicht. Rauh und finster war er, wie der Stiefbruder des Märchenkönigs. Wenn der die rechte

Digitized by Google

Hand hob, mußten die Blumen erschrecken und ihre Kelche schließen und die Vögel verstummen vor Angst ... Er soll nicht kommen! Er soll nicht kommen, damit dieser reinen, blumenzarten Kindesliebe die Enttäuschung erspart bleibe.

Es war ein furchtbares Gebet, das sich aus ihrem Herzen losrang. Da trat die Nachbarin ein.

„Frau Jessen, wissen Sie's schon? Ihr Mann ist gekommen. Er ist unterdes aufs Rathaus gegangen, aber er muß gleich da sein ... Erschrecken Sie nur nicht! Jedenfalls muß man froh sein, daß es noch so ausgefallen ist. Jedem Glück hängt halt was Bittersüßes an. Das ist einmal nicht anders." Und sie nickte der jungen Frau mitleidinnig zu und ging wieder ihrer Wege.

Frau Jessen blickte ihr verständnislos nach. Was meinte nur die Nachbarin? Da hatte sie wohl recht, etwas Bittersüßes hängt an jedem Glücke ... Armes Kind! seufzte sie. Aber dann dachte sie wieder an das Lächeln, das einst ihr Herz bezwang, und ihre Liebe faßte wieder Mut und kam aus ihrem Winkel hervor wie ein scheues Mäuslein aus seinem Loch, und wollte von dem Bittersüßen naschen.

„Jessy, Jessy, Papa kommt!"

Das Kind bäumte sich vor Freude in ihren Armen. Sein Jubel stieg zu den höchsten Tönen empor, dann strebte er zur Erde.

„Papa kommt, Papa kommt! König Edelherz kommt!" rief er und rannte wie besessen um den Tisch herum und dann in alle Winkel. „Hört ihr's, Soldaten, Trompeter und Trommler? Nur schnell aus euren Schachteln! Wir müssen ihn empfangen."

Und er hielt unter seinen Spielsachen schnelle Musterung.

„Ihr werdet mir Spalier bilden!" sagte er zu seinen Zinnsoldaten. „Du, Bajazzo, wirst einen Purzelbaum schlagen, und der Ballon muß ihm entgegenlaufen. Die Blumentöpfe stelle ich auf den Boden und unsern Kanarienvogel auch, und meine kranken Pferdchen und Schäfchen lege ich ihm in den Weg. Und du wirst sehen, Mutterlieb, unsre Rosen werden wieder blühn und unser Piep wird wieder singen und nicht mehr traurig sein, und meine kranken Pferdchen und Schäfchen auch nicht. Er braucht ja bloß die rechte Hand zu heben und zu befehlen, und alles, alles wird wieder gut." —

Dieser rührenden Kindeszuversicht konnte sie nicht mehr standhalten. Während der Knabe seine Spielsachen auf dem Teppich zum Empfang ordnete, rannte sie aus dem Zimmer. Sie mußte ihm entgegengehen, mußte ihm sagen ... ihn bitten ... ihn warnen ... Da kamen auch schon schwere, wuchtige Schritte die Treppe empor. Das war er, das war er! Sie flog auf ihn zu — wollte sprechen. ... Als sie ihn aber so sah, verging ihr aller Mut. Aufweinend warf sie sich an seine Brust. Jessy saß unterdes auf seinem Schaukelpferd, seine Augen in höchster Spannung auf die Türe gerichtet. Jetzt hörte er eine fremde Stimme ... jetzt öffnete sich die Tür... Ein großer, großer Mann trat über die Schwelle, einen Pelzrock hatte er um die Schultern, ein schwarzes, zottiges Fell hing heraus ... Jetzt richtete er seine dunkeln Augen auf Jessy und kam auf ihn zu ...

„Das ist er nicht, das ist er nicht, Mama!" schrie er in höchster Angst. „Das ist nicht König Edelherz!"

Digitized by Google

Seine Mama war auch schon bei ihm und bat und schmeichelte: „Sei gut, Jessy, sei gut, das ist Papa!“

„Nein, nein, die Blumen blühen ja nicht, der Vogel singt nicht und meine Pferdchen und Schäfchen hat er zertreten!“

Da sagte seine Mutter — und ihre Stimme war noch milder und süßer als sonst: „Jessy, weißt du denn auch, warum die Blumen nicht blühen? König Edelherz muß doch erst seine rechte Hand heben und es befehlen. Das kann er aber nicht mehr; denn sieh, Jessy, den rechten Arm haben ihm die Feinde abgeschossen.“

Da hob das Kind den scheuen Blick an dem leeren Ärmel empor zu dem Gesicht des Mannes und blieb dort an dem herzbezwingenden Lächeln hangen. Ein letztes Aufschluchzen — dann legte Jessy seine Ärmchen um den Hals des Vaters.

Der König Edelherz aber sagte mit einer Stimme, die so weich war wie taufrische Rosenblätter: „Jetzt weiß ich, warum ich den rechten Arm verlieren mußte.“

Totenfeier · Von Isa Madeleine Schulze

Still ward's auf dem Friedhof. — Alle,
Die hinaus heut' Kränze trugen,
Leise sind sie heimgegangen,
Eil'gen Schritts, weil es schon dunkelt.

Und es kam die Nacht! — Mit grauen
Regenschleiern tief verhangen
Trat sie in den Totengarten!

Keine Lichter, keine Sterne! —
Nur die weißen Blumen leuchten
Einsam auf aus dunklen Kränzen,
Und der Wind singt Totenlieder. —
Und die welken, bleichen Blätter
Tanzen über schmalen Wegen,
Tanzen über Efeuhügeln,
Tanzen, tanzen ohne Ende
Des Vergehens wilde Tänze. — —

Schweigen rings! — Nur hin und wieder
Banger Eulenschrei! — Im Winde
Bricht ein Zweig, — und hoch vom Turme
Klagt die Uhr um alles Leben.

Digitized by Google

Die Verteidigung des Einbrechers

Vortrag, gehalten im Londoner Eccentric Club

Von Dr. Charles L. Hartmann

Schmutz ist Stoff am unrechten Platze. Wenn wir den Straßenstaub mikroskopisch untersuchen, finden wir denselben zusammengesetzt aus winzigen Bruchstücken Basalt des Pflasters, Wollfasern der Kleidung, Eisen der Wagenräder, Zellstoff des Pferdemistes, — alles ungemein nützliche und brauchbare Stoffe, wenn am rechten Platze.

Schmutz „an sich" gibt es nicht, ebensowenig wie das unbedingt Gute oder Böse.

Wir werten die Dinge und Erscheinungen je nach ihrer Nützlichkeitswirkung, je nachdem sie uns körperlich oder geistig beeinflussen.

Wenn ich den Finger in Schwefelsäure tauche, so nenne ich sie nach meiner augenblicklichen Empfindung schädlich, böse, vielleicht gar unsittlich, — benutze ich denselben Stoff zur Auflösung des Chinins, um das Fieber zu stillen: Nützlich, gut, wohltätig. An und für sich ist H_2SO_4 weder das eine noch das andere. Es sind nur die Eigenschaften derselben, welche mich auf verschiedene Weise je nach ihrer Wirkung beeinflussen.

Ein anderes Beispiel: Die elektrische Kraft, die einen Wagen fortbewegt, oder im Blitz einen Menschen tötet. Das Tier, das Raubtier war und gezähmt zum Nutztier wurde. Weder Elektrizität noch Tier sind gut oder böse „an sich", sie können aber je nach ihrer Benutzung in gute oder böse Diener der Menschheit verwandelt werden.

Haben Sie jemals darüber nachgedacht welche der seltensten und hervorragendsten Fähigkeiten zu einem erfolgreichen Einbrecher gehören? Erfindungsgabe, ruhiges, scharfes Urteil, persönlicher Mut, Verschwiegenheit, Tatkraft, Enthaltung von Alkohol und Frauen, die Fähigkeit, Pläne zu entwerfen und auszuführen und bei allen aufstoßenden Schwierigkeiten sofort, sprungbereit, die Abhilfe zu finden.

Der große Feldherr ist nicht derjenige, welcher in seinem Arbeitszimmer meisterliche Feldzüge erdenkt — großgeistige Entwürfe sind billig wie Brombeeren; sie kommen nie zur Ausführung, weil die Wirklichkeit mit jedem Augenblicke die Lage anders gestaltet, weil man nie alle Wertmittel in einem gegebenen Zeitpunkte voraus übersehen kann —, nein, die Napoleone sind die, welche zu jeder Zeit alle sich entgegenstellenden Hindernisse ihrem Plane schmiegsam anzupassen und dienlich zu machen verstehen.

Während der Schieber in behaglichem Raume und unter der wohlwollenden Fürsorge der Polizei seine Tätigkeit verrichtet, wagt der Einbrecher in Ausübung seines Berufes die Freiheit, das Anlagekapital, oft das Leben. Er hat mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Für ihn gibt es keine Vorschule. Selbst die einfachsten Fachkenntnisse muß er sich durch eigene Erfahrung, stets

Digitized by Google

von neuem zueignen, sehr oft gegen „Lehrgeld“, welches auf mehrere Jahre seine Erwerbsfähigkeit unterbricht. Er muß mit den Errungenschaften der Wissenschaft Schritt halten, stets vervollkommnete Mittel gegen vervollkommnete Abwehr erfinden. Wie auf anderem Felde der Wettlauf zwischen Panzerdicke und Geschoßvergrößerung, Gasattacke und Gasmaske, Drahtverhauen und abflachender Grabenraupe, muß er die elektrische Klingelsicherung, die Panzerkassentechnik, die Deutung der Fingerabdrücke stets aufs neue vorteilhaft bekämpfen können.

Gewiß ist der erfolgreiche Einbrecher selten, aber so ist auch der erfolgreiche Feldherr, Trustbeherrscher, Börsenlenker. Dabei arbeitet er unter viel schwierigeren Umständen. Er hat die ganze Gesellschaft mit ihrem weitverzweigten Staatsgefüge, deren sich stets verbessernden Schutzmitteln, Polizei, Justiz, Angebereisucht des Durchschnittsmenschen gegen sich.

Einer gegen die ganze Welt!

Unter anderen gesellschaftlichen Verhältnissen, bei anderer Erziehung, in anderer Umgebung, in anderem Familienkreise wäre er dank seiner seltenen und hervorragenden Eigenschaften einer jener Helden geworden, deren Ruhm auf blutgetränkten Wogen in die Unsterblichkeit einzieht, einer jener Industriekapitäne, welche unser heutiges Wirtschaftsleben beherrschen. Oder, mit künstlerischen Gaben ausgestattet, statt Banknotenfälscher ein Künstler, der uns Siegesalleen schmückt (hier wird der Leser vielleicht einwerfen, daß er als Banknotenfälscher geringeres Unheil anrichtet). Selbst die weniger seltenen Gaben, welche der in seinem Fache tüchtige Taschendieb haben muß: rasches Handeln, Geschmeidigkeit, Menschenkunde, wären genügend, um ihn erfolgreich mit der diplomatischen Vertretung seines Landes zu betrauen.

Aus Gift kann Gegengift werden. Und Gift bedeutet Gabe. Und von der in jedem Menschen ruhenden Gottesgabe weiß die geistesträge Menschheit nichts.

Man wird mir einwenden: Aber Verbrecher, also antisoziale Naturen, wird es stets geben. Gerade dies bestreite ich, — es gibt keine antisozialen Instinkte, es gibt nur antisoziale Verhältnisse, welche den Instinkt fälschen. Das Dasein des Einbrechers hört auf, wenn durch veränderte wirtschaftliche Einrichtungen, den bargeldlosen Verkehr, die Vermietung von Panzerfächern, die Vermögensverwaltung und Hinterlegung von Wertpapieren in Banken ihm die Ausübung seines Gewerbes zur praktischen Unmöglichkeit gemacht wird. Auch der allergefährlichste aller Einbrecher, der eroberungsgierigste Chauvinist, wird zum Museumsgegenstand, wenn eine neue politische und soziale Ordnung ihm seine Daseinsbedingungen und seinen Nährboden entzogen hat.

Die besten Kolonisten zu jeder Zeit waren Verbrecher. Australien entstand und Amerika. Vergessen ist die Gründung. Und stets noch wandern die sogenannten Taugenichtse nach Ländern aus, wo ihre menschliche Tauglichkeit nicht unbeachtet und nutzlos vergeudet wird. Energisch ist die Natur des aus der Gesellschaft Ausgeschiedenen, schlaff ist nicht der Gauch, an Herzverfettung stirbt nur der erbliche Bonze.

Es war das große Verdienst Fourriers — zu seinen Lebzeiten verlacht, nach seinem Tode fast unbekannt — zum ersten Male die „Lehre der anziehenden Arbeit“

Digitized by Google

niedergelegt zu haben: Für jeden Menschen ohne Ausnahme gibt es irgend eine Art der Arbeit, die ihm zusagt, die ihm Freude und Lust bereitet, die er aus innerem Antriebe, ohne jeden äußeren Zwang, zu leisten sucht. Es handelt sich für uns nur darum, diesen Trieb richtig anzusetzen, auszunutzen, zu erleichtern, einzudämmen, ihn der Gemeinheit nützlich zu machen.

Der Verbrecher — zu faul!!

Versucht ihn nur. Stellt seine Unternehmungslust, seinen Verstand vor menschenwürdige Arbeitsaufgaben und führt ihn aus schlechter Versuchung in freieres Menschenland, aus dem Menschenelend hinaus. Und fangen die Häscher den Körper und Geist des Einbrechers, wie werden seine Fähigkeiten genutzt? Jetzt, da man doch die Gelegenheit hätte, ihn kennen zu lernen, zu beobachten, zu beurteilen?

Matten läßt man ihn flechten und Tüten kleben!

Unerschöpfliche Schätze ruhen im Verborgenen der Seele des Einbrechers. Niemand hebt sie. So verhebt er sich.

Von diesem Standpunkte muß auch der Friedlichste den Militarismus loben. Er ist die Nachschule derer, die keine Vorschule genossen, die Erziehung derjenigen, welche sich selbst überlassen geblieben. Während einiger Jahre wird er durch harte Zucht zur Selbstbeherrschung, Überlegung, zu geregeltem Handeln, vielleicht auch zu besserer körperlicher und geistiger Entwicklung gebracht. Disziplin und Unterordnung, je nachdem dieselben angewandt, sind ebensowohl vorzügliche Stützen der Tyrannis als des sozialen und politischen Fortschritts. Es ist billiger, den Übeltäter in der Kaserne als im Zuchthaus auszuhalten. In der Kaserne lernt er wenigstens das Zusammenhalten, das Klassenbewußtsein, den Gemeinschaftssinn. Er erwirbt die Selbstachtung, — der erste Schritt zur Vervollkommnung, und ohne welche jede Möglichkeit der sozialen Mitarbeit ausgeschlossen ist.

Was wir Faulheit nennen — jene grundfalsche Ansicht, daß unter erträglicheren Lebensbedingungen niemand mehr arbeiten würde —, entspricht nicht den Tatsachen, gibt es nicht. In jedem Menschen liegt naturnotwendiger Betätigungsdrang. Fragen Sie nur einmal einen Jungen, was er zum Geschenk will? Ohne Zögern: einen Werkzeugkasten. Er will hämmern, sägen, malen, graben, bauen. Mädchen wollen kochen, Puppen versorgen, Hausfrau im kleinen sein. Verlangen nach nützlicher Tätigkeit. Fühlen sonst niederdrückende Langeweile.

Nur im Gehirne eines Anglo-Sachsen, eines kaltblütigen, gefühllosen Raubbesitzverteidigers, konnte die ungeheuerliche Idee der Treadmill, der Tretmühle, als Schutzmittel des heiligen Besitzes entstehen. Ein großes Rad, ohne Zweck, ohne Nutzen, dreihundert Male in der Stunde zu drehen, jeden Tag, jede Woche, das ganze Jahr von Morgen bis Abend das Pensum von soundso viel Umdrehungen den Tag abzutreten, — um mit jeder Umdrehung dem Gefangenen in das Bewußtsein zu hämmern: Niemand soll einen Nutzen von deiner Arbeit haben, weder du noch andere. Sie soll unsinnig, undienlich, unergiebig sein. Als müßtest du Sandkorn mit Sandkorn zu neuem Sandberg zusammenlesen, und täglich wird er dir zerworfen, und täglich und lebenslänglich mußt du ihn nutzlos immer aufs neue wieder errichten!

Digitized by Google

Von fremder Arbeit müßig lebende Reichlinge erklettern Gebirge, jagen Wild, zähmen Tiere, durchkreuzen Meere als Mimicry, Afferei, Ersatz der ihnen fehlenden notwendigen Arbeit. Der Mensch kann eben ohne Tätigkeit nicht leben.

Fast jede höherstehende Arbeit wird überhaupt nicht gegen Bezahlung, zur Bereicherung, ausgeübt, — der Astronom entdeckt nicht Sterne gegen Honorar: a penny a star. Eitelkeit, Ehrsucht, Ruhmsucht sind viel wichtigere Triebfedern als der reine Gelderwerb. Es handelt sich für die Menschheit darum, diese Neigungen gemeinnützlich zu leiten, zu nutzen.

Vielleicht eines der bezeichnendsten Merkmale unserer heutigen Gesellschaftsordnung ist, daß wir solch seltene und wertvolle Eigenschaften, wie sie im Einbrecher vorhanden sind, nicht gesellschaftlich nutzbar zu machen verstehen, sie zu unserem Nachteil statt zu unserem Vorteil wirken zu lassen. Unsere bodenlose Dummheit läßt die Geistesgaben des Einbrechers an unrichtiger Stelle zur Anwendung kommen, läßt ihn Kassenbrecher erfinden statt Felsenbrecher, Stahlschmelzwerkzeuge statt autogener Schweißapparate. Statt ihm entsprechende Mittel und Wege zur freien Entfaltung am richtigen Orte zu bieten, seine Gaben zum Besten der Allgemeinheit zu verwerten, drängen wir ihn in unserer Gedankenlosigkeit über Fremder Schicksalswege in die althergebrachte, nichtsnutzige Sackgasse, an deren Ende die altersgraue Mauer des zwecklosen und geradezu zweckwidrigen Gefängnisses steht, — die Zwangsanstalt, als sein einziger Wegweiser auf den Irrpfaden unserer vorsintflutlichen Gesellschafts-Unordnung, mit ihrer Unterdrückung aller Selbständigkeit, Schwächung des Körpers und Geistes, Ausmerzung aller gesellschaftlich-nützlichen Instinkte. Als Heilmittel vielleicht noch sinnloser als die durch uns selbst gegebene Ursache des Krankheitsfalles!

Wie im großen der bodenlose Unverstand der Herrschenden die sozialistische Strömung der letzten fünfzig Jahre nicht zu lenken, zu verwerten verstand, so hat die Uneinsicht der Stillstehenden, welche die Tatkräfte des Einbrechers in die Miß-Tat verpuffen läßt, selbst nicht einmal den Gedanken erfaßt, wie man die aufgestaute Tatenlust der Wagemutigen, Vorschreitenden allgemein nützlichen Zwecken dienstbar machen könnte.

Und glauben Sie, daß alles dies jetzt, wo die „Sozialisten“ gebieten, besser werden wird? Daß die Erde ihren Lauftkreis nach dem Raufsonntag eines Krieges verändert, ein endlos blauer Montag den Wendepunkt einer besseren Seelenlebenszeit mit sich bringt?

Ich nicht.

Nach Regen folgt Regen. Sonnenschein eine kurze Unterbrechung.

Für die geistlos Regierenden bleibt Schmutz: Schmutz, statt Stoff am unrichtigen Platze.

Digitized by Google

D-Zug in der Nacht · Von Victor von Uthmann

Wie er dahinrast auf eisernen Zeilen!
Vor ihm erwachen die schlafenden Meilen,
Aufgescheucht aus dem Abgrund der Ferne;
Fahl durch die Wolken zucken die Sterne.
Prasselnd über Schienen und Weichen
Tobt er dahin, sein Ziel zu erreichen.
Lichter fliegen — flirrende Funken!
Vorüber Stationen im Nu versunken!

Von der Feuerung rotem Licht
Übergossen der Führer spricht:
„Vorwärts, nur vorwärts, mein junger Gesell,
Unser Donnerwort lautet: ‚schnell!‘
Und wir haben uns diesmal verspätet!
Teufel! das müssen wir wieder holen!
Hinein in den Kessel mit all deinen Kohlen!“

Auf springt der Zug. Der schaufelt und betet
Und blinzt nach dem Zeiger: „Kilometer
An hundert und zehn, gar mehr wohl, Sankt Peter!“

Und durch die Scheiben zum Fenster hinaus
Schaut er hinein in den nächtigen Graus.
Und wie es rollt und stampft und knattert,
Ein Schatten dem Zuge zur Seite flattert.
„Was ist das, Meister? Schaut hin! Ein Reiter
Mit schwarzem Mantel ist unser Begleiter!“

Der aber steckt eine Pfeife an:
„Du hast wohl getrunken, junger Mann!“
Da graut der Morgen, auf tauchen aus blassen
Nebeln der Riesenstadt Türme und Massen. —

Doch draußen am Tore vom dampfenden Pferde
Springt ein schwarzer Reiter zur Erde,
Streichelt des Rosses struppige Mähne
Und spricht aus klapperndem Mund ohne Zähne:
„Wir reiten vor Tage die Strecke zurück;
Ein andermal haben wir besseres Glück,
In der Nacht, vielleicht in der nächsten Nacht,
Mein wackrer Fahlhengst hab' mir nur acht!
Mein hurt'ger Geselle, mein flugschnelles Täubchen,
Ich kenn' eine Stelle mit klirrendem Schräubchen
Da, wo sich der Bahndamm im Bogen wendet,
Eine schrille Laterne das Führeraug' blendet;
Dort gilt's dann im Sprunge die Flanke zu weiten!
Den nächsten — wollen wir überreiten!“

Digitized by Google

Boden fassen!

Ein Notruf vom Rhein

Der aufbauende Wille, nach dem unser ganzes Vaterland schreit, muß am notwendigsten da in Kraft treten, wo die auf die Zertrümmerung deutschen Wesens gerichtete feindliche Stoßkraft am größten ist: im Westen.

Im Westen ist die Mauer nationalen Bewußtseins an gewissen, nicht unbedeutenden Stellen dünn. Der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands von 1870 bis 1914 hat die dem Rheinländer eigentümlichen Eigenschaften, Lebenslust und Geschäftsgeist, in bestimmten Kreisen in verhängnisvoller Weise zu einer rücksichtslosen Jchsucht und einer schon die Kinderstube verpestenden Geldgier gesteigert. Der moderne Durchschnittsrheinländer kennt vielfach nur mehr materielle Werte. Jdeale, die er nicht materiell bewerten kann, sind ihm keine Jdeale. Auf diesem Standpunkt steht ein Teil der Bevölkerung, und nicht der einflußloseste, auch in politischen Dingen. Das Interesse am Reich geht vielfach nur so weit, als man selber dabei reich werden kann. Solange das Reich stark war, brüllten die Leute dieses Schlages ihr: „Deutschland über alles!“ im kräftigsten Brustton. Jetzt — warten sie vorsichtig ab. Jm Herbst 1918 konnte man manch einen vom „Französisch werden“ reden hören. Als dann die Franzosen kamen, verstummten diese Reden allerdings wieder; denn man hatte durch die Besetzung mehr Schaden wie Nutzen. Aber jetzt fangen die Franzosen an, Grundbesitz und Aktien zu erwerben, und damit fällt ihnen die Sympathie wieder zu. Und wenn es so weiter geht, werden die Rheinländer bis in fünfzehn Jahren den Reichsgedanken völlig aus dem Gedächtnis verlieren.

Es hat keinen Zweck, darüber vornehm zu schweigen, bis das Unglück vollendet ist, und dann in ein jammerndes: Ach hätte! Ach wäre! auszubrechen. Jetzt muß gehandelt werden. Mit allen Kräften und so schnell wie möglich.

Das Wie legt uns der Charakter des Rheinländers selbst nahe. Er will von der Geschäftsseite gefaßt werden. Eine Aktie, eine Hypothek, ein Stück Boden ist für die Propaganda des Reichsgedankens mehr wert als eine Broschüre oder ein Vortrag.

Boden fassen — das ist die Aufgabe.

Und diese Aufgabe liegt in den Händen der Jndustrie, des Handels, des Großkapitals. Boden fassen. Nicht das Vermögen ins Ausland schleppen, sondern es in rheinischen Unternehmungen, rheinischem Grundbesitz anlegen, — um in der Stunde der Entscheidung Bürger- und Stimmrecht zu haben. Jn Mainz ist bereits ein großes Hotel in französischen Besitz übergegangen. Jn Wiesbaden erwarben Franzosen die Aktien des „Nassauer Hofs“. Man spricht von einem Neunmillionen-Objekt. Wenn das schon im ersten Jahre geschieht! Jede solche „Eroberung“ französischerseits ist deutscherseits ein Versäumnis! Wir müssen zuvorkommen.

Digitized by Google

Norddeutsche heraus! Haltet das Rheinland, das eine wertvolle Nährquelle des Reiches ist, mit den Zähnen fest! Mit derselben Energie, mit der Frankreich die rheinische Industrie zu französieren und in die französische hinüberzuziehen sucht, reißt sie herüber!

Wir haben aus der Geschichte ein wichtiges Beispiel, wie schon einmal nord- und westdeutsche Handelskraft sich verbrüderte. Das war im Mittelalter. Die Kaufmannschaft der Nord- und Ostseestädte schloß sich mit den rheinischen Handelsherren zu einer Gilde zusammen: der deutschen Hansa. Als ein leuchtendes Vorbild stolzen, von hohem Idealismus getragenen Geschäftsgeistes steht die Hansa uns vor Augen. Damals hat Rivalentum zu der Verbrüderung geführt. Die lübischen und die kölnischen Herren suchten einander im Auslande so lange den Rang abzulaufen, bis sie, zu höherer Einsicht gelangend, aus Feinden Freunde, aus Konkurrenten Teilhaber wurden. Sie hätten Teilhaberschaft auch mit Ausländern halten können. Aber das schien ihnen tief verächtlich. Der nationale Instinkt trieb den Deutschen zum Deutschen.

Unter ganz anderen Umständen erweist sich heute ein Zusammentreten von Nord und West als nötig. Nicht Rivalentum ist die Ursache, sondern Not. Die furchtbarste Not, die ein Volk treffen kann: Absplitterung vom Heimatstamm. Aber wiederum, — laßt die Welle, die heiße Blutwelle hoch schlagen: Der Deutsche zum Deutschen!

Was irgend, irgend möglich, sollte jetzt von norddeutscher Seite geschehen, die rheinischen Interessen mit denen des norddeutschen Handels zu verbinden. Ganz besonders von Hamburg aus könnte hierin eine Initiative ergriffen werden. Es darf nicht Gewohnheit werden, daß der Rheinländer seine Geschäfte in Paris abwickelt.

Und dann ist es, wie gesagt, notwendig, nicht bloß in Beziehungen zu treten, sondern auch persönlich Boden zu fassen, sich ansässig zu machen. Der ausgedehnte Domänenbesitz der Provinz Nassau, der, wie es heißt, veräußert werden soll, die zahlreichen verkäuflichen Landhäuser, Güter, Schlösser, die angenehmen Siedlungsgelegenheiten in den rheinischen Städten geben hiezu Anlaß genug.

Es ist wichtig, daß Deutsche den deutschen Boden des Rheinlandes festhalten, wenn er nicht abgerissen werden soll. Es wäre insbesondere eine Aufgabe der Deutschnationalen Partei, hiefür Mittel aufzubringen, Kapitalisten zu interessieren. Die Deutschnationalen am Rhein, erdrückt von den anderen Parteien, sind hiefür numerisch wie finanziell zu schwach. Sie brauchen tatkräftige Hilfe. Möchte sie ihnen werden!

Digitized by Google

Alfred Rethel

Auch ein Totentanz (1849)

Digitized by Google

Rundschau

Kann Religion gelehrt werden?

Es ist ein Streit um die Religion geworden, weil sie als obligatorischer Unterrichtsgegenstand aus den Schulen verschwinden soll. Die Trennung von Kirche und Schule ist das folgerichtige Seitenstück zur Trennung von Kirche und Staat. Aber gerade um der Jugenderziehung willen wollen viele Kirchen- und Volksfreunde von einem solchen Auseinander nichts wissen, sie fürchten, daß dann ein Geschlecht aufwachse, dem ein Tiefstes und Allerbestes fehle, und sie möchten lieber einen langen, schweren Kulturkampf aufnehmen, als daß sie die religiöse Schulunterweisung fahren ließen. Das Problem, um das es sich hier handelt, ist sehr vielgestaltig, und man hat das Gefühl, daß in ihm ganze Nester von Einzelproblemen enthalten sind, die auch wieder ihre Nöte und Schwierigkeiten haben. Und die Sache wird dadurch nicht einfacher, daß gleich drei Kulturgebiete bestimmend mitreden wollen, die ihrem Wesen und ihren geschichtlichen Entwicklungen nach oft sehr verschiedene Interessen haben und haben müssen, eben Schule, Kirche und Staat. Ja, es kommt noch ein viertes Element hinzu, wenn man ganz genau zählen will, und es ist trotz seiner Weitschichtigkeit und Unbestimmbarkeit wahrlich kein unwichtiger Faktor, ich meine das, was man im ethisch-sozialen Sinne „die Gesellschaft“ nennt, aus der sich wieder als ein besonders bedeutsames Stück das Haus, die Familie, mit eigenpersönlichen Wünschen und Forderungen heraushebt.

Recht nützlich ist es nun, mit aller Ruhe eine grundsätzliche Frage aufzurollen, die im Hin und Her der Geister bisher fast ganz übersehen wurde, die Frage, ob und inwieweit Religion denn überhaupt „gelehrt“ werden kann.

Daß der Religionsunterricht, und wäre er der pädagogisch vorzüglichste, die Religion bei den heranwachsenden Menschenkindern nicht ohne weiteres schaffen oder gewährleisten kann, das liegt ja wohl auf der Hand. Viele junge Leute fühlen und geben sich nur allzu bald als Freigeister und Atheisten, obgleich die Schule durchaus das Ihre tat, auch in den Religionsstunden das vorgeschriebene Pensum zu erreichen. Ja, es sind nicht wenige und oft gar nicht untüchtige Geister, die mit bewußtem Groll an den religiösen Unterricht zurückdenken und die mit bitteren Worten vom Einpauken des Katechismus und altertümlicher Gesangbuchverse reden, durch welches üble Verfahren ihnen die Religion überhaupt und für immer verleidet worden sei. Man kann einen solchen Vorwurf und die ganze aus ihm sprechende Stimmung sehr wohl verstehen. Der religiöse Memorierstoff ist noch nicht die Religion, und wo er trocken formal eingetrichtert wird, da entsteht jener geistige und seelische Widerwille, der wie mit eherner Naturnotwendigkeit da ist, wenn dem Kopf und dem Herzen etwas als ganz fern und fremd Erscheinendes mit Gewalt aufgedrängt werden soll.

Andrerseits kann das Stoffliche der religiösen Unterweisung so anschaulich und so lebendig gestaltet werden, daß es auf die Kinder überaus anziehend wirkt. Eine solche Art der Darbietung hat dann auch ihre lange innere Nachwirkung, diesmal im gehobenen, freundlichen Sinne, vielleicht mit dem Begleitgefühle einer herzlichen Dankbarkeit für die Persönlichkeit, die sich gerade auch im Religionsunterricht auf ein so warmherziges Lehren verstand. Also, auch der

Digitized by Google

vielumstrittene kleine Katechismus Luthers ist immer das, was aus ihm gemacht wird. Man hat ihn als ein volkserzieherisches Meisterwerk gepriesen, und kein Geringerer als der große Historiker Leopold von Ranke hat ihm ein berühmt gewordenes Loblied gesungen: „Der Katechismus ... ist ebenso kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält!“ Ja, so kann es sein, wenn der Katechismusunterricht mit Kraft und Wärme erteilt wird, mit einer persönlichen, anglühenden Überzeugungsmacht, in der die Katechismusgedanken hohes religiöses Eigengut sind. Ist das nicht der Fall, dann kann, ja dann muß dieser Unterricht für alle Beteiligten zur Last, zur Qual, zum dauernden Ärgernis werden. Es hätte längst überall so sein müssen, daß Lehrer, die aus inneren Gründen den Kirchenkatechismus nicht darbieten möchten, auch nicht gezwungen wären, es zu tun; sie hätten ohne weiteres die Möglichkeit haben müssen, unbeschadet ihrer amtlichen Verhältnisse, eine ablehnende Stellung einzunehmen.

Man kann von einem religiösen Erleben und Erlebthaben Zeugnis ablegen, aber man kann es nicht verstandesmäßig anbeweisen. Religionskenntnisse geschichtlicher und dogmatischer Art sind eben noch nicht die Religion selber. Diese ist ja eine Willensbestimmtheit des Gemüts mit persönlichsten Erlösungsmotiven, und so etwas steht außerhalb des logischen Erkennens. Es ist eine innere Provinz für sich, mit Weltanschauungsenergie und eigenständiger Gewißheit. Natürlich wird ein richtiger Religionsunterricht nach einer wohlerwogenen Methode ausschauen; planmäßig und zielbewußt wird er sich der betreffenden Erkenntnisstufe anzupassen suchen; er wird unter gewissenhafter Berücksichtigung aller pädagogisch-psychologischen Momente möglichst kindertümlich sein und nicht bloß irgend eine bestimmte kirchliche Metaphysik mit Gewalt aufzwingen wollen. Aber den christlichen Glauben nach seiner tiefsten Erfahrungsseite „lehren“, das innere Überwältigtsein und Bestimmtwerden durch solchen Glauben durch Mittel des Unterrichts schaffen und befestigen, das kann und konnte keine Pädagogik. Dennoch kann ein guter Religionsunterricht ein starkes Interesse an der Religion wachrufen und pflegen, besonders dann, wenn die häusliche Erziehung ihrerseits einen religiösen Grundton trägt. Das Kind hat ein gewisses Feingefühl dafür, ob der Lehrende selbst eine warme religiöse Überzeugung hat; und wo ihm solches persönliche religiöse Leben wie eine selbstverständliche Luft, in der man atmen muß, freundlich entgegenweht, da nimmt die empfängliche Kindesseele gern davon auf, so wie sie Liebe und Freundschaft und den Geisteshauch alles Schönen, Wahren und Guten in sich aufnimmt, ohne erst lange zu grübeln, warum und wie denn das alles so sein kann und muß. Also, Religion kann nicht gelehrt werden, wie man Lesen, Schreiben, Rechnen lehrt, aber es läßt sich eine bedeutsame religiöse Beeinflussung üben, sei es mehr unsystematisch, wie daheim in der „Mutterschule“, sei es mehr pädagogisch fortschreitend, im Rahmen eines schulischen Lehrplanes. Das spätere Leben kann durch die Verhältnisse oder durch Selbsterziehung die ersten Eindrücke religiöser Art ergänzen, unterstreichen, oder auch verwischen und zerstören, aber das ändert nichts an der grundsätzlichen Bedeutsamkeit der ersten religiösen Unterweisung. Sie wird, wenn auch oft unbewußt, immer irgendwie mitsprechen, wenn es später gilt, in Weltanschauungsfragen eine gründliche Auseinandersetzung vorzunehmen und eine persönlich klare Stellung zu gewinnen.

Ein hübsches, stimmungsvolles Bild von Hans Thoma zeigt, wie eine schlichte, ältere Frau einem frischen Jungen mit autoritativ hinweisendem Finger eine Stelle im Bibelbuch erklärt. Die beiden sitzen im Freien, traulich am Gartenzaun, das freie, frohe, natürliche Leben gibt gleichsam den Hintergrund, und das Ganze heißt: „Religionsunterricht“. Es ist eine sehr anmutige Veranschaulichung der Religion als Autorität, einer Autorität, die als solche vor allem auch dem Kinde gegenüber geltend zu machen ist. In der Tat, ganz ohne den Anspruch auf bestimmte, unbedingte Geltung kann keine Religion sein, auch die christliche nicht. Nur wird es freilich stets ein gewichtiger Unterschied bleiben, ob man dieses Autoritative mehr handfest massiv oder mehr weitherzig geistig faßt. Die letztere Auffassung entspricht unfraglich

Digitized by Google

mehr dem eigentlichen Sinn des Evangeliums als die erstere. Aber sie kann erst auf einer gewissen reiferen Lebensstufe begriffen und gewürdigt werden. Daß die Bibel sehr wohl als eine persönlich erlebbare Autorität frei und froh angenommen werden kann, ohne alle Buchstäbelei, aber in einem lebensstarken Geiste, das ist eine religiöse Erkenntnis, die ein normales Kind noch nicht haben kann. Wohl aber kann sie der Lehrende haben. Er wird dann bei aller Berücksichtigung des kindlichen Autoritätsbedürfnisses doch einen Religionsunterricht im Lichtkreise des Geistigen und Duldsamen erteilen können; er wird einen Hauptton auf die christliche Liebe legen, und die Kinder werden fühlen, daß eine etwa verketzernde und überhaupt verfolgende Religiosität wahrlich nicht das innere Hochziel einer wirklichen Religion sein kann.

Und damit hängt es zusammen, daß ein guter Religionsunterricht immer auf die einfachen großen Hauptwahrheiten der Religion hinweisen wird. Das Hängen und Drängen in kleinen, nebensächlichen Dingen kann manchmal recht gut gemeint sein, aber auf religiösem Gebiete ist es doch schließlich nur Energievergeudung. Religion kann am allerwenigsten durch vereinzelnden und zersplitternden Kleinbetrieb gelehrt werden; aber anschauliche Darbietung im Lichte großzügiger Kern- und Lebensgedanken, das kann auch auf Kinder einen tiefen Eindruck machen.

Dr. A. Schröder

Die „Schuld"

Gewiß gibt es Kriege, die der Willkür eines einzelnen entsprungen und nicht in dem Bedürfnis eines Volkes begründet sind. Darum heißen ja die drei ersten Kriege Ludwigs XIV. Raubkriege. Wie aber steht es, um ein Gegenbeispiel anzuführen, mit den Kriegen, die die deutsche Einheit bewirkten? Diplomatisch mustergültig vorbereitet, können sie doch nicht als Unternehmungen Bismarcks bezeichnet werden, so wenig wie man sich andrerseits durch das der Kaiserin Eugenie zugeschriebene Wort „mein kleiner Krieg" dazu verleiten lassen darf, den Krieg vom Jahre 1870 als ein Abenteuer dieser Dame hinzustellen. Im allgemeinen kann man vielmehr der Entstehungsgeschichte eines Krieges selbst dann noch nicht gerecht werden, wenn man den Blick von den auf der Bühne Handelnden hinweg hinter die Kulissen schweifen läßt, wo Kamarillas, Koterien und Parteibonzen ihr Unwesen treiben.

Vielmehr! „Am Ende liegt ein Drang zu periodischer großer Veränderung in dem Menschen, und welchen Grad von durchschnittlicher Glückseligkeit man ihm auch gäbe, er würde (ja gerade dann erst recht!) eines Tages mit Lamartine ausrufen: ‚La France s'ennuie!'" sagt Jakob Burckhardt. „Raum für alle hat die Erde." Sehr schön gesagt. Aber die sechstausendjährige Erfahrung der Menschheit zeigt, daß jener Drang, den Burckhardt ganz allgemein als einen „zu großer Veränderung" bezeichnet, doch einmal zu einem Zusammenstoß führt. — Doch einmal! Denn der gewissenhafte Staatsmann wird jenes Drängen seines Volkes so leiten, daß es ohne Störung des Friedens seinem Ziele näher kommt. Aber die Ausgleiche und Verständigungen mit anderen Völkern, die den eigenen Weg kreuzen, gar den Weg zum eigenen Ziel zu verlegen drohen, sind schließlich doch nur Waffenstillstände, da sie nur in den seltensten Fällen den Bedürfnissen aller Beteiligten wirklich gerecht werden. So lassen denn nicht wenige dieser Verträge in der Brust des einen oder des andern einen Stachel zurück. Vielleicht sind sie auch auf Kosten eines Dritten geschlossen. So sammelt sich allmählich zwischen den Nationen immer mehr Zündstoff an.

Jene Strebungen nach „großer Veränderung", die nach Charakter, Geschichte, geographischer Lage und anderen Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker individuell sind, lagern im allgemeinen als äußerster Ursachenkreis um den Krieg. Die Verträge und andere Vor-

Digitized by Google

kommnisse bilden den zweiten Ring. Er geht an manchen Stellen schon über in den dritten Kreis, aus dem der Krieg unmittelbar erwächst. Dieser letzte, innerste Ring setzt sich aus den Maßregeln zusammen, die die Staatsmänner treffen, um ihr Volk unter den denkbar günstigsten Bedingungen in den als unvermeidbar erkannten Krieg eintreten zu lassen. Je scharfäugiger der Staatsmann ist, desto früher wird er die Unvermeidlichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung erkennen, und je pflichtbewußter er ist, desto sorgfältiger wird er sie vorbereiten. Denn nur seinem Volke, sonst aber niemand verpflichtet, hat er nur dessen Glück ins Auge zu fassen. Zu diesem Glück gehört aber vor allem die Befriedigung jenes Dranges, der ihm innewohnt, der es vorwärtstreibt zu immer neuen Zielen.

In der Vorgeschichte des Weltkrieges treten diese drei Ursachenkreise deutlich hervor.

Nach dem Ausbau der Nationalstaaten ergriff die Völker „eine neue Leidenschaft: sie strebten aus der Heimat in die Weltweite und erfanden für diese alte, aber niemals gleich mächtige Begierde den tönenden Namen Imperialismus“. So glaubt denn auch Friedjung das halb noch dem 19., halb schon dem 20. Jahrhundert angehörende Zeitalter am treffendsten als das des Imperialismus zu bezeichnen, obgleich er ausdrücklich in seinem Buche „Das Zeitalter des Imperialismus“ (Verlag Neufeld u. Henius, Berlin 1919) hervorhebt, daß Name und Begriff in England entstanden sind, dieser in seinem Ursprungslande tiefgreifende, dem Wesen des britischen Reiches Rechnung tragende Wandlungen durchgemacht hat und an Größe und System den Imperialismus anderer Staaten weit hinter sich läßt. „Ich sah, daß die Ausdehnung alles ist, und da die Oberfläche der Welt beschränkt ist, muß es unsere große Aufgabe sein, so viel von ihr zu nehmen, als wir irgend haben können.“ (Cecil Rhodes.) Gleichwohl wird man mit Friedjung dem Sprachgebrauch, wie er sich einmal durchgesetzt hat, nachgeben und die die letzte Generation der zivilisierten Welt beherrschende Idee als die imperialistische bezeichnen können. Nur darf man nicht vergessen, daß der Imperialismus jedes Landes eine bestimmte Eigentümlichkeit hat. Rußland trachtet nach dem warmen Meer. Frankreich ist von der Sucht beseelt, die Rolle zu spielen. Bei den jungen Staaten, dem Deutschen Reiche und Italien, handelt es sich um Erweiterung des Lebensspielraums, wie sie durch die Bevölkerungszunahme, dort auch durch die Industrialisierung, gebieterisch gefordert wird. Dem englischen Imperialismus am nächsten kommt der amerikanische, an System und Größe. Auch entbehrt er so wenig wie jener der moralischen Schminke. Denn von den Angelsachsen hüben und drüben gilt:

„Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt
Und lispeln englisch, wenn sie lügen.“

Japan endlich ist von seiner Sendung überzeugt, die es zugunsten der gelben Rasse nach der Herrschaft über den Großen Ozean, das Meer der Zukunft, trachten läßt.

Durch den Eintritt dieser beiden Staaten in die Weltpolitik wächst die Zahl der Konfliktsmöglichkeiten außerordentlich. Und so hat man denn beim ersten Blick auf den zweiten Ursachenkreis den Eindruck eines unentwirrbaren Chaos. In Asien stoßen Rußland und Japan, England und Rußland, aber auch England und Japan aufeinander, bis auch die Union mit der Besitzergreifung der Philippinen (1898) und ein Jahr später das Deutsche Reich mit der Pachtung Kiautschous auf diesem Schauplatz erscheinen. Nicht minder geraten mehrere Staaten in Afrika einander ins Gehege. Und selbst in dem alten Europa entstehen wieder Reibungen — auf dem Balkan, dem alten Wetterwinkel.

Heben wir jedoch einzelne Ereignisse heraus! Kaum ist Bismarck vom Schauplatz seiner Taten abgetreten, so entsteht auch schon infolge der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages ein deutsch-russischer Gegensatz, während die mit dem Sturze Ferrys (1885) eintretende Entfremdung zwischen Deutschland und Frankreich noch der Bismarckischen Zeit angehört. Der Verlust jedes Einflusses in Ägypten erfüllt, obwohl von ihm selbst verschuldet, Frankreich mit Erbitterung gegen den Beatus possidens England. Auch in Hinterindien,

Digitized by Google

Madagaskar und Neufundland fühlt Frankreich sich durch England gehemmt. Zum Zerreißen gespannt ist das Verhältnis zwischen beiden in Faschoda. Dasselbe Jahr (1898) zeitigt sogar wieder einen Krieg imperialistischen Charakters, den amerikanisch-spanischen. Wieder! Denn bereits vier Jahre vorher hatte Japan einen solchen gegen China geführt. Aus diesem erwuchs infolge der erzwungenen Revision des Friedens ein Gegensatz Japans namentlich gegen das hier unnötig sich vordrängende Deutsche Reich. Der Ausgang jenes Krieges aber näherte die Union Mittel- und Südamerika. Und war diese bereits 1895 wegen Venezuelas mit England aneinandergeraten, so brachten die nächsten Jahre Reibungen wegen des Panamakanals. Rußland betreibt zwar nach Schimonoseki vor allem mit Kraft und Erfolg seine Geschäfte in Ostasien, verliert aber keineswegs hierüber den Orient aus dem Auge. Vielmehr gelingt es ihm hier, Bulgarien dem Einflusse Österreichs zu entziehen (1896). Noch mehr erschwert aber wird dieses Staates Stellung auf dem Balkan dadurch, daß das durch die Niederlage bei Adua um seine innerafrikanischen Hoffnungen betrogene Italien sich wieder der Adria zuwendet.

Nicht eine erschöpfende Aufzählung soll hier gegeben werden, sondern ein Bild von dem Wirrwarr der überall aufeinanderstoßenden Strebungen, der vielfach sich kreuzenden Gegensätze. Auch die Verträge, durch die die Staatsmänner der gewaltsamen Auseinandersetzung vorbeugen, gestalten die Lage nicht einfacher. Vielmehr erwachsen aus ihnen nicht selten neue Gegensätze. Hat doch selbst die aufrichtige Friedenspolitik Bismarcks nicht verhindert, daß Rußland nur mit Erbitterung gegen das „undankbare" Deutschland vom Berliner Kongreß Abschied nahm! Wieviel weniger können da Männer von wesentlich geringerer Geistes- und sittlicher Größe, die vielleicht gar nicht einmal ehrliche Makler sein wollen, bessere Erfolge erzielen! Man denke nur an das verhängnisvolle Nachspiel von Schimonoseki! Und selbst wo eine verhaßte „Vermittelung" fehlte, wo also die Konkurrenten unmittelbar sich „vertrugen", sich „verständigten", wurde die Lage oft nur noch gespannter. So hat die Zulassung Italiens zur Balkanpolitik durch Österreich (1887) diesen Staat auf Schritt und Tritt gehemmt und nur immer neue Reibungen herbeigeführt.

Ordnung in das Chaos der verwirrten und verwirrenden Gegensätze — damit kommen wir zu dem dritten, innersten Ursachenkreis — hat die englische Staatskunst gebracht. Daß dies so völlig zugunsten Englands gelungen ist, daß im Weltkriege fast sämtliche Staaten der Erde sich um dies Land als den Heiland der Welt scharten, ist eine um so erstaunlichere Leistung der englischen Staatskunst, als England nicht nur im Anfang unserer Periode (1884) ganz vereinsamt war, sondern auch durch den Burenkrieg nochmals in eine Lage versetzt wurde, von der Rosebery sagte: „Es gibt keine Parallele des Hasses, mit dem wir von den Völkern nahezu einstimmig betrachtet werden." Zustatten kam freilich den Engländern, daß um 1900 der Chor der Rache, der mit seinen Haßgesängen die südafrikanische Tragödie begleitete, nur in seinem Abscheu einig war, sonst aber in kleinlichen Zänkereien sich gefiel. So konnte denn Albion mit einiger Aussicht auf Erfolg nach dem Rezept: „Haltet den Dieb!" daran gehen, dem Strom der Entrüstung eine andere Richtung zu geben.

Welche Richtung? Schon in den achtziger Jahren hatten verschiedene Zeitungen auf den sprunghaft vorwärts eilenden Wettbewerb Deutschlands in Industrie und Handel hingewiesen. Demgemäß hatte denn auch sogleich das erste Bündnis, das England jetzt — noch vor Beendigung des Burenkrieges — abschloß, das japanische (30. Januar 1902) letzten Endes seine Spitze gegen Deutschland, insofern als der dadurch vorbereitete Krieg das besiegte Rußland von Asien hinweg wieder dem Balkan zuwandte. Für England hatte diese Tatsache nichts Bedrohliches mehr, seitdem ihm Konstantinopel infolge der Erschließung Afrikas und der Wandlungen im Großen Ozean gleichgültig geworden war, wohl aber für Deutschland, dessen veränderte Stellung in der Türkei vor allem durch das Unternehmen der Bagdadbahn gekennzeichnet wurde. Dazu kamen dann noch die unvermeidlichen neuen Reibungen mit

Digitized by Google

Österreich. — Bald nach Abschluß des Bündnisses mit Japan beglich England seine sämtlichen Rechnungen mit Frankreich durch die Vereinbarung vom 8. April 1904. Schärfer blickend als der Pazifist Jaurès sah der Nationalist Flourens hierin nicht eine erste Etappe auf dem Wege zum ewigen Frieden, sondern zu einem ausgesprochen kriegerischen Bündnis zum Zweck der Zerstörung der deutschen Flotte. — Mit bestem Erfolge ließ sich König Edward auch die Aussöhnung Italiens und Frankreichs angelegen sein.

Es sei dahingestellt, ob König Edward nur eine politische Mattsetzung Deutschlands bezweckte, wie Friedjung meint. Die englische Regierung hat jedenfalls aus ihrer Bereitschaft zum Kriege kein Hehl gemacht. Des Schatzkanzlers Hicks-Beach Äußerung: „Es gibt ärgere Übel als den Krieg!“ (1898) hatte sich freilich gegen Frankreich gerichtet. Aber die Presse hatte schon vorher dem Kriege gegen Deutschland das Wort geredet bis zur Empfehlung eines Überfalls. Und am 25. August 1904 machte Lansdowne seine „tiefernste Eröffnung“ in Berlin: es war die erste amtliche englische Kriegsdrohung gegen das Deutsche Reich. — Und war nicht in der Tat der Krieg noch die einzige Rettung Englands? Gegen die deutsche Industrie hätte man sich durch Schutzzölle wehren können. Aber der aufstrebende Handel eines Landes läßt sich nur durch Krieg außer Wettbewerb setzen.

Deutschland — der gefährlichste Nebenbuhler! Das ist aber nur die eine Seite der Medaille. Die andere: Deutschland in der ganzen außerenglischen Welt der locus minoris resistentiae! Denn „während alle Kraft der deutschen Nation in Werken der Industrie, des Handels, der Technik angespannt war, schien ihr politischer Genius zu erlahmen“. In der an sich richtigen Erkenntnis, daß die Erhaltung des Friedens für Deutschland Bedürfnis war und Gewinn brachte, betrieb die deutsche Regierung eine immer schwächlichere Karthagerpolitik. Wohl hat Kaiser Wilhelm II. einmal gesagt, man treibe jetzt wieder wie einst der Große Kurfürst Weltpolitik. Aber wenn man in Erich Marcks jetzt in 5. Auflage vorliegendem Werke „Männer und Zeiten“ den Aufsatz „Das Königtum der großen Hohenzollern“ liest, sieht man überall nur die schroffsten Gegensätze zwischen der Regierung Wilhelms II. und der seines großen Ahnen. So tatkräftig dieser das Wirtschaftsleben förderte, die äußere Politik stand ihm allezeit obenan. Darum Allianzen! Darum ein Heer, ein immer größeres Heer! Mag es auch innere Konflikte kosten! Die Berliner „Politik“ aber nach dem unglückseligen 20. März 1890? Bismarcks Bündnissystem wird nicht ausgebaut, vielmehr abgebaut. Man begnügt sich mit dem Dreibund, schließlich mit dem allein noch tatsächlich bestehenden Bunde mit Österreich. Marcks veranschlagt den Wert dieses Bündnisses außerordentlich hoch (a. a. O. Bd. II, „Das deutsch-österreichische Bündnis“). Aber kein Geringerer als sein Schöpfer selbst empfiehlt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ unter Hinweis auf die Unsicherheit der österreichischen Freundschaft, „auf die Pflege von Beziehungen, aus denen sich nötigenfalls andere Kombinationen entwickeln lassen, nicht absolut zu verzichten“. An Versuchen, andere Beziehungen herzustellen, hat man's ja freilich nicht fehlen lassen, aber doch nur so, daß deutlich die Abneigung zutage trat, sich auf neue Bündnisse einzulassen. Hier mit hängt der Zickzack-Kurs zusammen, der den Eindruck der Schwäche und der Unzuverlässigkeit hervorrief. Starke Worte und gelegentliche kräftige Maßregeln, wie die Entsendung zweier Kriegsschiffe nach der von England bedrohten Delagoabai (1894) untergraben weiterhin das Ansehen des Reichs, da im entscheidenden Augenblick doch nicht Ernst gemacht wurde, die diplomatischen Maßnahmen häufig erst nach der Deutschland festlegenden Kundgebung erfolgten (Krüger-Telegramm), zuweilen auch eine Tat von Worten begleitet wurde, deren Stärke in keinem Verhältnis zu der Bedeutung jener stand (16. Dez. 1897: „gepanzerte Faust)“ Der Eindruck der Schwäche nicht nur, sondern diese selbst wurde noch gefördert dadurch, daß in der innern Politik dieselbe Konfliktscheu herrschte, wie in der äußern. Fast jeder der der preußischen Vergangenheit gewidmeten Aufsätze in Marcks Werk zeigt, wie keiner der Großen sich aus Angst vor Konflikten der Pflicht entzogen hat, das Heer zu vergrößern. Da-

Digitized by Google

gegen trat nach der großen Heeresvorlage unter Caprivi geradezu ein Verfall der Heeresmacht ein, wenigstens vom Standpunkte der allgemeinen Wehrpflicht aus — um den Scheinfrieden zu erhalten. Denn nur um einen Scheinfrieden handelte es sich. Friedjung meint zwar, die Annäherung der bürgerlichen Parteien als einen der besten Erfolge der Regententätigkeit des Kaisers preisen zu können. In Wahrheit haben sich aber die Parteien höchstens in der Auffassung genähert: Die Partei über das Vaterland! — Wie wenig berechtigt übrigens die Scheu vor inneren Konflikten war, hätte man aus dem Erfolg der Flottenpolitik lernen können, wenn es Gliederpuppen gegeben wäre, von einem Manne zu lernen. Englands Sorgen sind durch den Flottenbau gewiß verstärkt worden, mehr noch vielleicht durch die Agitation. Beides aber waren unvermeidliche Notwendigkeiten jener wegen der Zunahme des Handels, diese wegen der geringen politischen Einsicht des deutschen Volkes.

Alles in allem war die Lage im Jahre 1904, mit dem der bisher erschienene 1. Band von Friedjungs Werk abbricht, so, daß Deutschland sich durch seine ständig Raum gewinnende Konkurrenz im Handel England als die auf jeden Fall zu beseitigende Gefahr für seine Seeherrschaft erwies und zugleich durch seine politisch-militärische Schwäche zum Angriff einlud Und die englische Staatskunst hat, getragen von der öffentlichen Meinung, am Ende dieses ersten Abschnittes des imperialistischen Zeitalters bereits die ersten Maßregeln getroffen, um das eigene Volk unter möglichst günstigen Auspizien in den als unvermeidbar erkannten Krieg eintreten zu lassen.

So zeichnet sich die nahende Katastrophe im Jahre 1904 bereits deutlich am Horizont ab. Männer vom Scharfblick Bismarcks hätten damals sogar schon den Ausgang der Katastrophe — wenigstens ihres ersten jetzt zu Ende gehenden Aktes — voraussehen können. Marcks und Friedjung haben ihn selbst im Jahre 1918, als sie ihre Bücher erscheinen ließen, nicht vorausgesehen. Es wäre ein wohlfeiler Treppenwitz, sie wegen ihrer Siegeszuversicht zu bekritteln. Es wäre aber auch nicht richtig, ihre Bücher deshalb nur als Zeitdokumente einzuschätzen. Vielmehr! ihre unvergängliche Bedeutung besteht darin, daß sie in einer Zeit wahnwitziger und unwürdiger Selbstbezichtigung und -beschimpfung Ehrfurcht lehren vor den Taten der Großen, noch mehr vor der Allmacht, die ihrer als Werkzeuge sich bedient, um die Menschheit die Wege zu führen, die wohl furchtbar, aber heilsam sind.

Professor Hans Haefcke

Nerven und Wille

Zwei Kräfte haben in der Zeit, da unsere Schicksalsstunde schlug, eine wesentliche Rolle gespielt —: Nerven und Wille. Wir standen mit unseren Feinden in einem Wettkampf der Nerven und hatten unsere Willenskraft gegen sie zu erproben.

Dem, der robuste Nerven hat, die im Widerstand und Kampf außergewöhnliche Erschütterung und Spannung ertragen können, wird auch der zum Handeln eingestellte starke Wille nicht versagen.

Die Engländer sind ein Volk von robusten Nerven und starkem Willen — und von grauenhafter Rücksichtslosigkeit als Feinde. Sie zeigten eine solche Fülle von Nerven- und Willenskraft, daß sie nicht nur sich selbst auf der Höhe der Leistungsfähigkeit erhalten konnten, sondern auch ihre weniger markigen und unter dem Druck der Niederlagen sich beunruhigenden Bundesgenossen immer wieder zu neuem Wollen zu entfachen, in ihnen immer wieder den Sieges- und Vernichtungswillen zu entflammen vermochten. „Die festeren Nerven", hatte Hindenburg gesagt, „werden den Krieg gewinnen." Die Deutschen verloren ihn: ihre Nerven versagten, ihr Wille erschlaffte.

Digitized by Google

Englische Phrenologen belieben Nachdruck darauf zu legen, daß ihr Volk konstitutionell besser als das deutsche zu kühner Unternehmung und tatkräftigem Handeln veranlagt sei, weil durchschnittlich im englischen Schädel der Hirnteil, von dem die entsprechende geistige Fähigkeit ausgehe, nämlich der bump of will power, stärker entwickelt wäre, als im Schädel des Deutschen. Die Frage, ob die geistigen Fähigkeiten des Menschen sich je nach der räumlichen Ausdehnung des betreffenden Hirnteils vergrößern oder vermindern, können wir indes den Fachgelehrten überlassen, da für unsere Darlegung nur in Betracht kommt, daß das in seiner Allgemeinheit den Theorien durchaus abgeneigte englische Volk, ganz unbekümmert darum, ob der ihm zugeschriebene „konstitutionelle Vorzug" wirklich besteht oder nicht, aus rein praktischem Antriebe daran arbeitet, die Stärkung seiner Nerven- und Willenskraft durch Abhärtung und Erziehung zu fördern.

Da kam mir nun neulich in meinem in England geführten Tagebuch die Aufzeichnung einer Unterhaltung wieder zu Gesicht, die ich im Jahre 1887 mit dem bekannten englischen Parlamentarier Sir Albert Rollit hatte, der zu jener Zeit seine Propaganda zur Einrichtung von University Extension Classes betrieb, um dem Volk durch Hebung seiner wissenschaftlichen und technischen Bildung ein brauchbares Rüstzeug für den Wettbewerb mit anderen Völkern zu schaffen. Wir kamen auf seinen Leitspruch: „Kenntnisse bedeuten Macht", zu sprechen, den er sich für die Ausbreitung seines Planes gewählt hatte; und ich bemerkte dazu, daß er sich mit solcher Auffassung deutschen Anschauungen nähere. „Glauben Sie ja nicht," erwiderte er eifrig, „daß ich, weil die Deutschen in Wissenschaft und Technik hervorragen und uns in geistigem Drill und allgemeiner Volksbildung überholt haben, nun mit meinem Spruch „Knowledge is power" durchaus auf deutsche Methoden hinaus will. Der Grundgedanke unserer Erziehungsweise, wenn er auch in der Ausführung etwas einseitig gehandhabt wird, ist durchaus richtig und gesund. Mag die Verfahrensweise, die Sie in Deutschland auf die Heranbildung der Jugend anwenden, in ihrer Art noch so vollkommen sein, eins fehlt ihr doch: sie sorgt nicht dafür, daß den zu Erziehenden abgehärtete Nerven und ein entschlossenes, selbstbewußtes, fertiges Wesen zu eigen werden. Mir scheint den Deutschen bei all ihrer hervorragenden Tüchtigkeit, was soll ich sagen, äußere Abhärtung, innere Festigkeit zu fehlen. Present company, of course, excepted, especially since you are one of the hardy and resolute men of the Father-land", fügte er lächelnd ein. „Lassen Sie mich mit Bezug auf den Mangel an Abhärtung unter Ihren Landsleuten nur einen an sich vielleicht unbedeutenden Umstand erwähnen, der mir jedoch kennzeichnend erscheint: Wenn ich in Deutschland auf einer Besuchsreise bin und möchte im Eisenbahnzuge oder vielleicht in einem Gastzimmer ein Fenster offen haben, gleich klingt es von verschiedenen Seiten her: ‚Es zieht, es zieht! Bitte, machen Sie das Fenster zu.' Ich möchte dann, wenn es nicht anmaßend erschiene, immer gern sagen: ‚Meine Herren, folgen Sie, bitte, unserem englischen Beispiel, make use of the tub, nehmen Sie jeden Morgen, auch im Winter, ein kaltes Wannenbad, dann werden Ihre gestärkten Nerven jeden frischen Hauch, der durch einen mit aufgebrauchter Luft erfüllten Raum weht, als eine Wohltat empfinden, und Sie werden überdies selbst gegen Wind und Wetter sich abgehärtet fühlen.' Nein, der physische Mensch, ungleich dem geistigen, kommt nach meinem Dafürhalten bei Ihnen in Deutschland zu kurz. Das führt zur Verweichlichung. Gewiß, Sie haben ganz recht, auf Ihre gymnastic exercises hinzuweisen. Ich verkenne durchaus nicht den Wert der Turnübungen als eines Mittels zur Stählung der Muskeln und zur Entwicklung körperlicher Kraft und Gewandtheit. Aber sie lassen Raum für eine Ergänzung. Diese finden wir in England im Sport und Spiel, die nicht nur kraftstärkend, sondern auch, und das ist das wichtige daran, erzieherisch wirken. Durch die Turnkunst lernt der einzelne seine Kraft getrennt entfalten und getrennt gebrauchen. Anders bei unseren freien Wettspielen. Bei diesen üben und lernen die Teilnehmer, die Willens- und Leibeskräfte aller in eins zu verbinden und sie auf ein einziges, gemeinsames Ziel, d. h. auf die Überwindung der Gegenpartei zu richten; und erwerben dabei die Gewöhnung geeinten Wollens, schnellen

Digitized by Google

Entschlusses und kühnen Handelns. Wie sich der Knabe und der Jüngling im Spiel gewöhnt, so übt es der Mann im Leben. Drum, welche Mängel unser Erziehungssystem auch haben mag, indem es kein ganz richtiges Verhältnis zwischen physischer und geistiger Ausbildung beobachtet, so bleibt es doch eine unumstößliche Wahrheit: Unsere englische Unternehmungslust und Tatkraft wird auf unseren Spielplätzen erzeugt. (Our English enterprise and energy is manufactured in our playing fields.)"

Es begreift sich nach dem Gesagten, daß jene auf den Spielplätzen erworbene Gewöhnung des Einstellens des geeinten Willens aller Beteiligten auf ein gemeinsames Ziel schließlich zu einem Bestandteil der Eigenart des Volks und des Volkscharakters geworden ist, so daß auch auf nationalem Gebiet, d. h. in kritischen Lagen des Staatskörpers, eine unbedingte, jede Eigenbrödelei bannende und nur auf die Gesamtinteressen des Landes gerichtete Einheit des Willens aller Volksklassen zutage tritt. So stellt sich der Engländer als reiner Willensmensch dar, der sich zu entschlossener Betätigung, zu kühnem Unternehmen getrieben fühlt; während der deutsche Vernunft- und Gemütsmensch vor philosophischen und moralischen Bedenken oft gar nicht zum Handeln kommt.

Dem ehemaligen Kaiser dürfen wir dafür danken, daß er den volkserzieherischen Einfluß von Sport und Spiel erkannte und sich die Einführung von Leibesübungen und Vergnügungen angelegen sein ließ, die nicht nur den Erholungs- und Kräftigungstrieb der einzelnen Teilnehmer befriedigen, sondern auch jeden von ihnen darauf hinleiten, seine persönliche Kraft und Gewandtheit in dem geeinten, zielbewußten Wollen der Gesamtheit aufgehen zu lassen. Manches ist seither auf diesem Gebiet geleistet worden. Aber die Pflege von Sport und Spiel, neben derjenigen der Turnkunst, ist dem deutschen Volk noch keineswegs in genügender Weise zum Gemeingut geworden. Hierin muß noch wesentlich nachgeholfen werden, und ein neuer Anlauf ist nötig, um unseren durch den Umsturz noch mehr erschlafften Volkswillen neu zu kräftigen und zu stählen. Nur zu wahr ist, was der schwedische Staatsrechtslehrer Rudolf Kjellén hinsichtlich des deutschen Zusammenbruchs schrieb: „Deutschlands Niederlage hatte ihre tiefsten Wurzeln in dem schwachen Willen des Volks als Volk, der sich als mangelnde Einigkeit selbst in der Stunde höchster Gefahr äußerte." Wenn nun gesagt wird, daß des deutschen Volks Zusammenbruch und nationaler wie sittlicher Niedergang im wesentlichen die Auswirkung einer seit anderthalb Menschenaltern betriebenen hemmungslosen politischen Wühlerei ist, so muß jedenfalls zur völligen Richtigstellung der Behauptung hinzugefügt werden, daß sicher nicht so viele deutsche Männer und Frauen so leicht jenen Irrlehren und Wühlereien hätten erliegen können, wenn das deutsche Volk in seiner Gesamtheit mit besserer politischer Schulung und einem starken Willen gewappnet gewesen wäre.

Wo wir im politischen Leben unseres Volks auch hinrühren, überall stoßen wir im deutschen Wesen auf das eine Grundübel, das Fehlen eines festen Willens, den Mangel an Charakter, an innerer Standhaftigkeit. Darum müssen vor allem auch die Schulen sich die Hebung der Willenskraft der deutschen Jugend, und somit des deutschen Volks, zur Aufgabe machen, so daß sie in Zukunft aus reinen Unterrichtsanstalten, die sie bisher waren, zu wirklichen Erziehungsstätten werden. Die Befruchtung des Willens — aus der wissenschaftlichen Erkenntnis heraus sowie mit Hilfe spornender Leibesübungen —, das ist das Große und Bedeutungsvolle, nach dem unsere Erziehung streben muß, damit die Siegfriednatur unseres Volkes wieder lebendig werde, damit unser Deutschtum in reinem und mannhaftem Geiste zu neuer Herrlichkeit erstehe.

Dr. Gustav Krause

Digitized by Google

Einheitsstaat oder Bundesstaat?

In den „Alldeutschen Blättern“ wirft Dr. Behling (Elberfeld) die unzeitgemäß zeitgemäße Frage auf, ob für eine streng nationale Politik die Ereignisse des vergangenen Jahres eine hinreichende Ursache seien, an der alten Reichsverfassung gegen früher überhaupt etwas zu ändern. „Wenn wir in der Änderung der Grundlagen unserer Verfassung ein Kriegsziel der Feinde erkennen, so ist schon damit, im Sinne der nationalen Würde, die Antwort im verneinenden Sinne gegeben. Dasselbe gilt von der Reichsflagge, die ja vor der Welt das Symbol des Reiches ist. Verschwindet die alte Flagge, so ist das ein äußerlich erkennbares Zeichen: ‚Das Reich ist vernichtet!‘ Erscheint sie wieder, so erscheint damit wieder das Sinnbild des 1914 in den Krieg eingetretenen Reiches. Fest steht, daß die Grundlagen des Reiches und die Flagge bei siegreichem Kriegsausgang nicht geändert worden wären. Es fragt sich, wieviele Zugeständnisse wollen wir an den Feind und die Niederlage machen. Ich bin der Ansicht, möglichst wenige.

Eine unnatürliche Schöpfung der Eingebung kann unserm Volke niemals, selbst dann nicht zum Ziele gedeihen, wenn noch so viele ‚praktischen‘ Gründe dafür sprechen. Schließlich ist das deutsche Volk ja auch keine Rechenmaschine. Man hört ja oft ernstlich den kindlichen Einwurf, daß allein die Gehältererparnis den Einheitsstaat rechtfertige. Und doch liegen gerade hier, in den gesellschaftsbildenden Anlagen des menschlichen Gemütes, alle Wurzeln des Volkslebens begründet, und sie ist letzten Endes auch der Zweck des Volkslebens. Wenn seine Verwirklichung noch so teuer, noch so unpraktisch wäre, der ganz bestimmte Stil, der sich in einer ganz bestimmten Art Menschen ausprägt, muß verwirklicht werden, wenn dieses Volksleben überhaupt daseinsberechtigt sein soll. Weil allein diese Anlage zur Volks- und Staatsbildung führt, kann Volk und Staat auch nur durch sie erhalten werden. Wo dieser Stil fehlt, redet man mit Recht von Staatsverdrossenheit. Für den Politiker gilt es nun, die in seinem Volke in einer gegebenen Richtung wirkende innere Bestimmung zu erkennen.

Will man nun ernstlich behaupten, die Bestimmungslinie des Deutschen verlaufe in der Richtung des Einheitsstaates? Eine zweitausendjährige Geschichte beweist das gerade Gegenteil. Gerade in den Hochzeiten deutscher Geschichte war der Bundesgedanke immer lebendig, er ist mit dem Deutschtum geboren und hat es durch seine ganze Geschichte begleitet, und hat zweifellos nicht nur schädlich gewirkt. Die Ausschaltung des Bundesgedankens würde große Bezirke der deutschen völkischen inneren Bestimmung gänzlich verwaisen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auf diesem Boden das nationale Einheitsgefühl erst recht nicht erblühen könnte, da ja die ursächlichen Zusammenhänge zwischen Partikularismus und Nationalismus doch nicht zu verkennen sind. Es ist doch einfach nicht wahr, daß der Einzelmensch unmittelbar als Einzelzelle mit der Gesamtnation verknüpft sei. Das ist ja gerade die Lüge des Wahlschwindels; sondern es ist eine Tatsache, daß diese Verknüpfung auf dem Wege über sehr viele gesellschaftliche Erscheinungsformen in der Richtung: Person — Familie — Sippe — Geschlecht — Stamm — Volk — Nation vor sich geht! Wo die Person der Familie, der Sippe, ja der Völker ermangelt, da ist auch die Verbindung zur Nation unterbrochen. Mit Berufung auf Prof. Freiherr von Liebig: Der Bayer muß erst wieder Bayer, der Sachse wieder Sachse werden, ehe man daran denken kann, ihn zum bewußten Deutschen zu erziehen. Wer diese völkische Entwicklungsstufe überspringen zu können glaubt, kennt unsere Völkerstämme nur vom Schreibtisch her. Es war ein großer Fehler unserer elsaß-lothringischen Politik, anzunehmen, man könne diesen Sprung bei dem so lange von Deutschland getrennt gewesenen Volke wagen. Man hätte versuchen können, sie unter einem deutschbewußten und tatkräftigen Fürsten zu strammen deutschen Elsaß-Lothringern zu erziehen, wenn ein solcher Fürst vorhanden gewesen wäre. Nachdem das nicht der Fall war, hätte man Elsaß-Lothringen aufteilen müssen. Wie die verteilten

Digitized by Google

Schwaben und Franken alle gute Badener, Württemberger, Bayern, Thüringer usw. geworden sind, wäre es auch bei den Elsaß-Lothringern gelungen. Schlechtweg Deutsche, ‚Reichsdeutsche' aus ihnen bilden zu wollen, war eine Versündigung gegen völkische Entwicklungsgesetze. Diese Art deutsche Einheit wird für Erweckung des Deutschtums ein stärkeres Hindernis sein als aller ‚Partikularismus'.

Kein vernünftiger Mensch kann die partikularistischen Kräfte des deutschen Volkes verleugnen, sie dürfen daher auch nicht übersehen und ausgeschaltet werden. Unter dem Gesichtspunkt äußerlicher Zweckmäßigkeit darf diese Frage nicht betrachtet werden, da ein Staat ja kein Geschäftsunternehmen ist. Wenn man nun den Einheitsstaat ins Auge faßt, so zeigt sich auch nicht eitel Licht. Gerade vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit muß festgestellt werden, daß der Einheitsstaat in höherem Maße plötzlichen Verfassungsänderungen ausgesetzt ist, während der Bundesstaat eher das Bild einer ruhigen, stetigen Entwicklung bietet. Die nationale Entartung, die Verjudung, überhaupt alle Kulturkrankheiten, gehen im Einheitsstaate hemmungsloser vor sich, weil er eben für diese Einflüsse ein einziges Ziel und nur ein einziges Hindernis in der Zentralgewalt bietet. Und diese entwickeln sich auch noch gerne zu großen willensschwachen Wasserköpfen, wie Berlin und Wien und alle großen Hauptstädte. Die Behauptung, der Einheitsstaat gelte außer Deutschland allgemein, ist unrichtig. Weder Rußland noch England noch Amerika sind einheitliche gleichartige Staatsgebilde, sie beruhen auch auf bundesstaatlicher Grundlage. Bei den anderen Großstaaten besonders Italien, ist die Einheit doch noch etwas Künstliches, das über tatsächlich vorhandene landschaftliche Sonderheiten hinwegtäuschen kann. Daß ein Bundesstaat große nationale Stoßkraft haben kann, haben doch gerade die unerhörten Leistungen des Reiches im vergangenen Kriege bewiesen, es genügt auch der Hinweis auf das ‚United kingdom of Great Britain and Ireland' und das ‚British empire'. Das ist eben Verfassungsfrage, die mit der Zuständigkeit des Reiches in auswärtigen und Kriegsangelegenheiten ihre Erledigung findet. Der unendliche Vorteil des Bundesstaates, abgesehen davon, daß es die natürliche Staatsform ist, liegt eben in der Sonderart der Verfassungen verschieden bestimmter Volksteile, das ist das eigentlich Künstlerische im Gebäude des alten Reiches; und darin, daß es zwischen den einzelnen Teilen ein soziales Gefälle ermöglicht, was recht eigentlich die Quelle von Leben und Freiheit zwischen den Stämmen ist. Ein Bundesstaat kann friedliche Eroberungen machen; ein Einheitsstaat kann nur beherrschen, der Bundesstaat verwaltet. Daß dieses Gefälle zwischen den Stämmen notwendig und segensreich ist, hat die deutsche Geschichte hundertfältig bewiesen, sie hat ja erst das Reich geschaffen. Diese Wahrheit wird auch von unseren Feinden erkannt."

Sollen damit nun etwa die Kleinstaaterei und die Sondergewalten gerechtfertigt werden? In allewege nicht! „Jede, auch noch so gute Sache schadet in der Übertreibung. Daß in den Teilstaaten Thüringens ein begründeter Zug für diese Sonderbildungen vorhanden sei, kann füglich geleugnet werden, während aber ein solcher in den Stadtstaaten, Hamburg, Bremen und Lübeck, zweifellos lebt. Ein Groß-Thüringen kann man daher nur begrüßen, wenn nicht sich auch hier aus der politischen Frage grundsätzliche Bedenken geltend machen. Die Sondergewalten sind eine Berechtigungsfrage. Zweifellos muß die Einheit, der Bund als solcher, auch eine staatsrechtliche Bedeutung haben, um leben zu können. Es rechtfertigt sich die Zuweisung aller Berechtigungen, die erstens für die Gesamtheit eine Bedeutung haben, und zweitens für die Gliedstaaten eben entbehrlich sind. Es sind daher zu begrüßen Reichseisenbahnen, Reichsheer, Reichsrechtspflege (Reichsrichterstand), Reichshandelsflotte, Reichsvolksschule, Reichssynode für die evangelische Kirche mit Reichsoberkirchenleitung. Zu erwägen wäre auch die Ausgestaltung des Ausbaues der katholischen Kirche im Rahmen des Reichs unter Führung von Köln und eine Berufungsmöglichkeit bei einer gemischten Reichs- und Kirchenbehörde."

Digitized by Google

Sozialdemokratie und Strafrechtsreform

Unser geltendes Strafrecht, Strafprozeßrecht und Strafvollzugsrecht ist nicht so, wie es im Interesse einer wirksamen Verbrechensbekämpfung sowie im Sinne einer möglichsten Vermeidung von Justizirrtümern sein müßte. Namentlich die Lisztsche soziologische Strafrechtsschule und die von ihr gegründete „Internationale kriminalistische Vereinigung" haben das unbestreitbare Verdienst, zu dieser Erkenntnis durch ihre Kritik wesentlich beigetragen zu haben. Durch ihre Forderungen waren die Mitarbeiter an der Strafrechtsreform wesentlich beeinflußt. Von berufener Seite ist kürzlich in Aussicht gestellt worden, daß binnen kurzem der Entwurf eines Abänderungsgesetzes zur Strafprozeßordnung und noch in diesem Jahre ein amtlicher Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches vorgelegt werden würden. Es ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen selbstverständlich, daß jedenfalls bis zu einem gewissen Grade die grundsätzlichen Anschauungen der sozialdemokratischen Partei auch in diesem amtlichen Entwurf zum Ausdruck kommen werden, daher ist es von besonderer Wichtigkeit, sich über diese Anschauungen zu unterrichten.

Niedergelegt sind sie außer in zahlreichen Aufsätzen und Broschüren, sowie in Reichstagsreden besonders auch auf dem Mannheimer Parteitag vom Jahre 1906. Hier brachte Rechtsanwalt Haase eine ziemlich eingehend begründete Entschließung über Strafrecht, Strafprozeß und Strafvollzug ein. Sie kann, wie die Verhandlungen des Parteitages sowie Äußerungen in der Literatur zeigen, im großen und ganzen als der Ausdruck der Anschauungen der sozialdemokratischen Partei angesehen werden.

Die grundsätzliche Auffassung der Sozialdemokratie über Verbrechensbekämpfung durch das Strafrecht ergibt sich aus folgenden Ausführungen der Entschließung: „Die wachsende Zahl der gerichtlichen Verurteilungen stellt auch für die Sozialdemokratie ein ernstes Problem dar.

Seit dem Erstarken der Arbeiterklasse und mit der Ausbreitung der sozialistischen Ideen hat auch unter den Vertretern der Rechtswissenschaft immer mehr die Einsicht Platz gegriffen, daß das Verbrechertum seine Wurzeln in den gesellschaftlichen Verhältnissen hat. Aber sie ziehen nicht die letzte Konsequenz. Das Verbrechertum in seiner heutigen Gestalt und Zusammensetzung ist eng verwachsen mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und saugt aus ihr immer neue Nahrung. Es kann deshalb nur schwinden mit der Gesellschaftsordnung, in der es wurzelt. Und es ist eine Illusion, anzunehmen, daß es durch ein — wie immer geartetes — Strafrecht in erheblichem Maße bekämpft werden könne. Wohl aber kann auch innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung das Verbrechen vermindert werden, wenn die Ursachen, aus denen es entsteht, vermindert werden. Dies kann aber nur erzielt werden durch eine entschiedene Sozialpolitik, insbesondere durch gesetzliche Einführung des achtstündigen Maximalarbeitstages, durch Sicherung des Koalitionsrechts und Ausdehnung auf die Landarbeiter, durch Verbesserung und Verbilligung der Arbeiterwohnungen, durch Beseitigung aller Maßregeln, welche die Preise der Lebensmittel erhöhen, durch eine auf die Erziehung selbständiger Charaktere gerichtete weltliche Volksschulbildung.

Grausame Strafen haben erfahrungsgemäß weder abschreckend noch bessernd gewirkt. Ein modernes Strafrecht muß von dem Geiste der Humanität erfüllt sein. Die Gesetzesverletzer, die die Gesellschaft infolge ihrer ökonomischen Struktur notwendig erzeugt, sind milde zu beurteilen. Obdachlosigkeit, Betteln, Landstreichen sind nicht zu bestrafen. Jugendliche Personen dürfen bis zu dem Alter, in welchem ihre Entwicklung soweit vorgeschritten ist, daß sie den Antrieben zum Verbrechen genügend Widerstand entgegensetzen können, nicht dem Strafrecht unterworfen werden."

Von den Forderungen, die auf Grund dieser Beurteilung des Strafrechts von der sozialdemokratischen Partei aufgestellt wurden, seien folgende hervorgehoben: Heraufsetzung

Digitized by Google

des Alters der Strafmündigkeit auf das sechzehnte Lebensjahr, Abschaffung der Todesstrafe, Beseitigung aller Mindeststrafmaße, Zulassung mildernder Umstände bei allen strafbaren Handlungen, mildere Bestrafung der Eigentumsvergehen, weitgehende Zulassung der bedingten Verurteilung durch den Richter, Beseitigung des Rechts auf Überweisung an die Landespolizeibehörde und der Stellung unter Polizeiaufsicht. Auf dem Gebiete des Strafverfahrens wurde die Einführung besonderer Jugendgerichte gefordert. Der Strafvollzug soll nach dem Programm der sozialdemokratischen Partei durch ein Reichsgesetz so gestaltet werden, daß er nicht zur Niederdrückung und Peinigung der Verurteilten dient, sondern „zur Stärkung der körperlichen, geistigen und sittlichen Widerstandskraft im Kampf ums Dasein" führt. Für Jugendliche bis zum vollendeten zwanzigsten Lebensjahre werden besondere Anstalten unter pädagogischer Leitung verlangt, für geistig Minderwertige solche unter pädagogischer und ärztlicher Leitung. Wenn der Zweck des Strafvollzuges erreicht ist, soll der Verurteilte auch vor Ablauf der Strafzeit schon vorzeitig entlassen werden. Der Staat wird für verpflichtet erklärt, dem Entlassenen Arbeit zu verschaffen.

Was die grundlegende Frage nach der Entstehung des Verbrechens anbetrifft, so sehen wir hier eine einseitige Überschätzung der gesellschaftlichen Faktoren des Verbrechens, die auch in einer 1907 in zweiter Auflage erschienenen Schrift über „Verbrechen und Prostitution als soziale Krankheitserscheinungen" zum Ausdruck kommt, deren Verfasser Paul Hirsch ist, der kürzlich preußischer Justizminister war.

Die Reformvorschläge decken sich im allgemeinen mit den Vorschlägen der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, deren Mitbegründer Rechtsanwalt Hugo Heinemann ist, zurzeit parlamentarischer Unterstaatssekretär der Justiz in Preußen. Sie weichen insofern aber in einem wesentlichen Punkte von ihnen ab, als sie die dauernde Unschädlichmachung des unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechers, die insbesondere von Liszt vertreten wird, entschieden ablehnen.

Das sozialdemokratische Reformprogramm ist kürzlich von Heinemann in einer interessanten kleinen Broschüre über „Die Reform des deutschen Strafrechts", die in den „Flugschriften der Revolution" erschienen ist, näher behandelt worden. Wir finden hier neben Forderungen, die man nur billigen kann, so der Forderung nach dem strafrechtlichen Schutz der menschlichen Arbeitskraft, nach einer Umgestaltung des Jugendstrafrechts, nach einem Ersatz der kurzen Freiheitsstrafen durch die Geldstrafe, nach der Einführung der Rehabilitation sowie der Befugnis des Richters, die Strafe zu mildern, insbesondere auch auf einen Verweis zu erkennen und in den gesetzlich ausdrücklich zugelassenen Fällen sogar von jeder Strafe abzusehen, auch Forderungen und Anschauungen, denen man entschieden widersprechen muß. Dahin rechne ich vor allem die Forderung, daß eine „außerordentliche Erweiterung der Laienrechtsprechung" stattfinden müsse, daß möglichst nur die Form des Schwurgerichts zu wählen sei und daß die Berufung des Staatsanwalts gegen freisprechende Urteile abgeschafft werden solle (1).

Das Strafrecht ist eines der verschiedenen Mittel, durch die der Staat das Verbrechen bekämpft. Mit Strafe bedroht werden Handlungen, die als solche für strafwürdig gehalten werden und in der großen Mehrzahl der Fälle auch tatsächlich strafwürdig sind. Da im einzelnen Fall eine solche im allgemeinen strafwürdige Handlung verzeihlich sein kann, ist es gerechtfertigt, wenn dem Richter bei der Strafzumessung freies Ermessen eingeräumt wird und ihm unter Umständen sogar gestattet wird, von einer Bestrafung vollständig abzusehen. Das Strafverfahren richtet sich gegen alle diejenigen, die einer strafbaren Handlung verdächtig sind, also nicht nur gegen Schuldige, sondern auch gegen Unschuldige. Bestraft werden sollen nur diejenigen, deren Schuld bewiesen ist. An ihrer Bestrafung hat aber der Staat auch ein Interesse, wenn nicht einer jener oben erwähnten Ausnahmefälle vorliegt. Dieses Ziel kann niemals vollständig erreicht werden, solange schwache Menschen auf dem Richterstuhle sitzen, viele Justiz-

Digitized by Google

irrtümer unvermeidbar sind, Justizirrtümer zugunsten des Angeklagten und Justizirrtümer zu seinen Ungunsten. Wohl aber kann und muß angestrebt werden, daß die Justizirrtümer auf ein möglichst geringes Maß vermindert werden. Dies kann durch bessere Auslese der Strafrichter, durch ihre Schulung in den kriminalistischen Hilfswissenschaften, insbesondere auch in der gerichtlichen Psychologie, durch Beseitigung der vielfach bestehenden Überlastung erzielt werden. Die weitere Heranziehung von Laienrichtern kann in der gegenwärtigen, politisch so stark erregten Zeit schon an sich als bedenklich bezeichnet werden, würde aber geradezu verhängnisvoll werden, wenn sie in der Form des Schwurgerichts erfolgen sollte. Es ist bedauerlich, daß die Forderung nach der Laienrechtsprechung eine politische Forderung einflußreicher Parteien ist, so daß derjenige, der sich dem Schlagwort nicht beugt, leicht in den Ruf kommt, ein Reaktionär zu sein. Hoffentlich gelingt es wenigstens, zu verhindern, daß der Schwurgerichtsgedanke durchdringt, denn sonst würde die Scheu vor strafrichterlicher Tätigkeit ins Ungemessene steigen, und das mit Recht.

Amtsrichter Dr. Albert Hellwig

Franzosen und Deutsche im Jahre 1870

Als die Franzosen nach den deutschen Siegen von 1870 sich in ähnlichen Schimpfereien gegen die Deutschen ergingen wie während des letzten Krieges und bis zur Stunde, erhoben dagegen einige hervorragende und einflußreiche, nicht bloß wie in der Gegenwart einflußlose, französische Schriftsteller nachdenkliche Einwände, so u. a. Francisque Sarcey in seinem Buch „Die Belagerung von Paris“. Er schrieb u. a. „Panduren! ja, wir nannten sie Panduren, Hunde, Vandalen; wir überschütteten sie mit allen Schimpfwörtern, die wir nur im Wörterbuch und in der Geschichte auftreiben konnten. Und doch! wie viele von uns waren überhaupt fähig, sich von den Fortschritten Rechenschaft zu geben, welche das kleine und bescheidene Preußenland, das sich uns plötzlich als so furchtbar enthüllt hatte, nicht allein in dem Gebrauch der Waffen, sondern auch in den schönen Künsten des Friedens und in den Wissenschaften gemacht hatte! Macaulay, der ruhige und einsichtige Beobachter, hatte schon im Jahre 1843 erklärt, daß die preußische Monarchie, der jüngste der europäischen Großstaaten, in Bezug auf die tüchtige Bildung, Geschmack für die Künste und Fähigkeit für die Wissenschaften nach England die erste Stelle behaupte, obschon sie nach Bevölkerungszahl und Einkünften erst den fünften Platz einnehme. Von uns sprach er nicht einmal!“ So Sarcey 1871! Heutzutage dürfte kein französischer Schriftsteller für die Preußen und Deutschen eintreten, ohne von dem Straßenpöbel und von der Regierung als Bocheverehrer und Volksverräter gebrandmarkt zu werden. P. D.

Digitized by Google

Alfred Rethel

Auch ein Totentanz (1849)

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gläubiger und Schuldner

In dem Aufsatz „Der Kampf zwischen Gläubiger und Schuldner" im Juliheft vertritt der Verfasser Dr. Bovensiepen die unter Wilhelm II. stets zur Geltung gekommene Haltung nach links. Schulden machen und die Schulden nicht bezahlen, ist bei vielen Arbeitern keine Schande mehr. In den westfälischen Kohlengebieten war es doch vor 1914 schon derartig, daß die meisten Arbeiter Steuern und Mieten nicht mehr zahlten. Sie wohnten aller 2—4 Wochen in einem andern Orte. Hier müßte die Regierung, statt beide Augen zuzudrücken, mit energischen Mitteln eingreifen. Überhaupt wenn wir wieder zu ehrbaren Verhältnissen kommen wollen, möchten andere Saiten aufgezogen werden, und zwar nicht zugunsten der Schuldner. Jetzt, d. h. seit vielen Jahren ist es in Deutschland so, daß wenn man es mit einem „richtigen" Arbeiter als Schuldner zu tun hat, man lieber die Gerichte nicht anruft, denn sie sind machtlos, und man macht die Erfahrung, daß die Richter in nicht mißzuverstehender Weise die Ansicht des Verfassers des zitierten Artikels vertreten. **Dr. Fischer**

* * *

Auf Grund meiner Kenntnis der juristischen Literatur weiß ich, daß Landgerichtsrat Dr. Bovensiepen sowie Amtsrichter Dittrich, auf dessen Schrift er Bezug nimmt, zu den einseitig gerichteten Vertretern des „Richterkönigtums" gehören, die in der „Deutschen Richterzeitung" einen Feldzug gegen die Rechtsanwaltschaft eröffnet haben. Gerade die von einigen dieser Herren empfohlenen Schuldeneinziehungsstellen und sogenannten Innungsverbände arbeiten, wie mehrfach nachgewiesen ist, oft erheblich teurer, als die Rechtsanwälte, ganz abgesehen davon, daß das sich an sie wendende Publikum für die gewissenhafte Ausführung der Aufträge nicht dieselben Garantien hat, wie bei der Anwaltschaft, welche von der Anwaltskammer hinsichtlich der Berufsausübung immer überwacht wird und nötigenfalls zur Rechenschaft gezogen werden kann. Der Vortreiter der von allen klar sehenden Juristen bekämpften Richtung unter den Richtern ist der Herr Gerichtsvollzieher Finhold, der dem Publikum durch an den Haaren herbeigezogene Beispiele, die vielleicht ganz vereinzelt vorkommen mögen, Entsetzen einzuflößen versucht. Einsichtige Richter wollen von diesem Herrn, der am tüchtigsten in einer groß angelegten Reklame für seine mit Wissenschaftlichkeit nicht getränkten Ideen ist, nichts wissen. Daß immer wieder von dieser Richtung von dem armen Schuldner geredet wird, muß jedem Eingeweihten etwas komisch erscheinen, da wohl die Mehrzahl der Schuldner durch eigenes grobfahrlässiges Verhalten in die Schulden gerät. **Kurt v. Eicken**

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Landschaft

Wir reden zu den Menschen, und sie geben uns Antwort. Wir lachen, jubeln und klagen mit ihnen. Und wir haben Eltern und Geschwister, an die uns leibliche Zuneigung bindet, die uns nahe und vertraut sind. Nichts aber ist so losgelöst von uns, so fremd und fern wie die Natur. Die Bäume prunken in Duft und Blüte, die Blätter rieseln von den herbstlichen Zweigen, der Schnee sinkt dicht und schweigsam auf die ermüdete Erde, — und wir stehen hilflos, unbeteiligt am Wege; die Zeit wandelt an uns vorüber und hat unser nicht acht. Was auch gilt es, daß wir trauern? Ein geliebter Mensch mag uns die trüb gefurchte Stirne glätten, die Tränen vom Auge küssen, die Natur draußen jauchzt und schmückt sich mit Freude und gleißender Zier. Und doch fühlen wir ein Sehnen, ein Hinneigen zu ihrem unerforschlichen Wesen, irgendeine sehr geheimnisvolle, tiefe Beziehung.

Es gab Zeiten, wo man die Natur mit Gewalt an unser Handeln und Wünschen bannen wollte. Die Kometen hießen Boten nahenden Unheils, und Stürme und Finsternisse brachten die Pest und den Hunger und den Krieg. Eine strafende Wasserflut vernichtete die sündige Menschheit und trug die Arche der Unschuld über die Verheerung hinweg.

Dann aber ließ man diese groben und äußeren Mittel und ward „vernünftig", dachte real und wissenschaftlich. Die Tiere waren lebende Automaten, und auch der Mensch sollte als kunstreiche Maschine gelten. Andere dagegen gaben selbst den Blumen und Bäumen eine Seele und sahen im Geringsten eine kleine Welt für sich. Und bleibt uns die Natur auch fremd, steht sie auch außer uns, so ist sie doch alt und ewig. Die Menschen kommen und sterben; aber sie erbreitet sich groß und neu wie am ersten Tage. Wir verlieren uns in ihr, und sie nimmt uns auf und hält uns. Wir bebauen den Acker, wir fällen die Bäume, wir lenken den Bach von seinem Laufe ab, — und die Natur läßt uns gleichmütig schalten und schaffen. Wir führen Häuser auf, — und das Feuer verzehrt sie. Die Gärten locken schön geziert, — und ein Regen schwemmt sie davon. Ist uns die Natur nicht feindselig, hart und fremd?

Der Mensch im allgemeinen, der Mensch des Alltags, der brave, grobsinnige Mensch geht an ihr vorüber; Gewinn und Nutzen heißt sein Begehr. Sie ist ihm eine altgewohnte Tatsache, an die er sich gelegentlich erinnert, wie ihm Gott vielleicht ein bekannter Name ist, der ihn an einen hergebrachten Begriff gemahnt, den er zu Zeiten nicht braucht und vergißt. Nur einer hat sie nötig, einem wurde sie vertraut und teuer: dem Künstler. Sein Leben fließt geheimnisvoll hinüber in ihre letzten Möglichkeiten. Leer und beziehungslos starren alle Dinge und warten, daß er sie einfüge in das ewige Geschehen seines Werkes. Und es vollzieht sich das Wunderbare: er bildet sie für alle, die sie nicht kennen und begreifen. Der Künstler — das ist seines Wesens innerste Bestimmung — schafft immer nur sich selbst! Und indem er sein Werk so menschlich, mit persönlicher Hingabe erfüllt, macht er es auch den vielen verständlich, denen nur das Menschliche faßbar und deutlich ist. Er ist der Mittler, das Medium; durch ihn lernen die Blinden sehen und die Tauben hören ...

Digitized by Google

Wer erblickte jemals einen Baum, wie ihn Rembrandt radierte, oder eine Kuh, wie Segantini sie malte? Dennoch glauben wir sie, weil wir an Rembrandt und Segantini glauben. Erst die Kunst lehrt uns die Wirklichkeit betrachten und begreifen, sie erst erschafft uns die Natur. Die fremde, teilnahmlose macht sie uns zum tätigen, persönlichen Erlebnis. Das ist ihr Segen, ihr heiliger Wille. Sie zeigt uns, daß ein Baum mehr ist als ein botanischer Begriff, der Bach mehr als fließendes Wasser, die Blüte mehr als die Summe von Duft, Farben und Staubgefäßen. Das fühlte auch ein so ebener, logisch kühler Geist wie Kant, als er in seiner „Kritik der Urteilskraft" den Satz postulierte: „Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussah."

Die großen Maler liebten es, den Menschen in Beziehung zur Landschaft zu bringen. Die Mona Lisa, deren Zauber noch keiner ausgesonnen, steht vor seltsam blauen Bergen und Wassern, über denen ein dunstiger Himmel ruht. Wie ihr fragender Blick, ihr rätselhaftes Lächeln mit diesem zeitlos dämmernden Hintergrunde zusammenfließt! Oder wie Giorgiones Madonna von Castelfranco mit dem Ritter und dem Mönche zu den sonnigen Wegen und Bäumen, der Burg und der duftschwebenden Ferne paßt! Man fühlt es, daß nicht irgendein Haus, irgendein Bach gemeint ist, sondern etwas Unsagbares, etwas, was sich an die inneren Sinne wendet —: ein Symbol. Und es gibt Bilder von Millet, wo die Menschen in eine Landschaft hineingestellt sind ragend wie ein Baum oder Berg.

Der Baumeister errichtet uns einen Tempel in hohen, dunkelrauschenden Bäumen, und die Gegend ist geweiht und heilig. Das Rokoko setzte nackte Liebesgötter zwischen die Hecken, und der Garten war lüstern und verführerisch. Der Künstler gestaltet die Natur zu dem, was sie für ihn bedeuten soll! Dieselbe Landschaft ist keusch und sinnlich, je nachdem wie er sie braucht und will. Es ist zum ersten Male von Carl Philipp Moritz gesagt worden, daß jede Landschaft einen Seelenzustand bedeute. Und der Genfer Philosoph und Dichter Henri Frédéric Amiel sprach das Wort: Tout paysage est un état d'âme. Auch das Gedicht wendet sich an die inneren Sinne; man soll gleichsam mit den Ohren sehen. Ein Präludium, eine Ballade von Chopin weckt mannigfache Gesichte. Einmal ist es vielleicht ein blühender Fliederstrauch, einmal das Gold verglimmender Abendwolken, dann wieder eine sturmzerwühlte Eiche. Das wäre ein schlechter, ein gewöhnlicher Musiker, der in seiner Kunst nur „Töne" erlauschen würde. Die Romantiker erkannten die tiefen, geheimnisvollen Beziehungen zwischen Farbe, Duft und Ton; Tieck und namentlich E. T. A. Hoffmann haben manches reiche Wort darüber gesprochen. Beethoven sagt einmal: „Ich habe immer, wenn ich am Komponieren bin, ein Gemälde in meinen Gedanken und arbeite danach." Und so ist es nicht verwunderlich, daß Ludwig von Hofmann ein weites Meer gemalt und es als Adagio von Beethoven bezeichnet hat. — Nicht minder würde der ein verdrießliches Mißverständnis für Lyrik beweisen, der nur den Klang rhythmisch bewegter Worte fühlte.

Heißer Sommermittag. Du liegst im Felde unter gleißendem Himmelsblau. Das Schwirren der Mücken tönt wie aus ungenauer Ferne an dein Ohr. Du siehst, daß weit hinten am Horizonte weißschimmernde Wolken über den schauernden Wäldern ruhen. Und plötzlich erwacht die Erinnerung an irgendein Gedicht, das du früher einmal gelesen, das dir gefiel aus irgendeinem Grunde, das sich unbewußt in deiner Seele eingrub. Vielleicht sind es Verse von Eichendorff, hingenommene, flüsternde Worte, oder Allmers „Feldeinsamkeit" — und nun erlebst du das Gedicht, das du früher nur allgemein empfandest. Denn in jeder Kunst bedeutet das Erlebnis die Tiefe und der Sinn ihres Wesens. (In Goethes Tagebuche steht die Aufzeichnung: „Vor Sonnenaufgang aufgestanden. Vollkommene Klarheit des Tales. Der Ausdruck des Dichters: heilige Frühe ward empfunden.") Was dir früher niemals ins Bewußtsein trat, jetzt weißt du es: Landschaft ist ein Seelenzustand.

Und Landschaften der Seele zu wecken, ist die hehre Aufgabe der Kunst. Denn Kunst ist Symbol! Die Landschaften der Seele sind reicher, vielgestaltiger als jene der umgebenden

Digitized by Google

Natur. Sie haben auch Wolken, Düfte, Farben, Töne; aber man kann nicht sagen: sie sind hier, sie sind dort. Überall wecken wir sie; wir fühlen ihre tief geheimnisvolle Nähe; aber wir vermögen es nicht, sie auszudeuten. Es sind „Dinge an sich“, sobald wir darüber zu reden versuchen...

Ernst Ludwig Schellenberg

Neue Bücher

Die Menschen lesen heute anders als vor dem Kriege, und sie werden noch ganz anders lesen. Weil sie selber anders wurden. Das behagliche Sicherheitsgefühl des letzten Jahrzehnts ist fort. Wir leben alle in einer so ungeheuren Unsicherheit der Zukunft, einer Zukunft, die schon an der Schwelle des nächsten Morgen steht, die bittersten und quälendsten Gefühle bedrängen uns, so daß unsre ganze Wesensart, inbegriffen unsre tiefsten und unsre leichtesten geistigen Bedürfnisse sich wandeln mußten.

Sollen wir dies beklagen? Wir wollen nicht mehr klagen, als unbedingt notwendig ist. Und hier ist es nicht nötig. Denn in unserem behaglichen Sicherheitsgefühl haben wir uns seinerzeit ganz gehörig verschlendern lassen. Wir bildeten uns ein, in einer Geschmacksverfeinerung zu leben, die uns in Dingen der Kunst immer hellsichtiger und anspruchsvoller machte, und statt dessen trieben wir in eine seelisch-geistige Vertrottelung hinein, in eine Trägheit des Herzens, die unsre Ansprüche an Kunst immer mehr heruntersetzte, die uns geistig lahmlegte und uns von Schlagwörtern ödester Fassung, von der Mache rühriger Geschäftsleute, die von der Kunst keinen blassen Dunst hatten, abhängig machte.

Die Veränderung, die in den lesenden Menschen vorgegangen ist, zeigt sich erst in unbestimmten Umrissen. Aber ihre Prägung wird im Lauf der kommenden Jahre immer deutlicher und schärfer hervortreten. Die Menschen fangen an *etwas zu verlangen*, und das ist schon ein gutes Zeichen. Sie wollen ihr Buch nicht nur mehr als Naschkästchen oder Zigarette zum Nachtisch, auf den gesättigten Magen, als bloße Zugabe — sie kommen im Innersten zerwühlt, durcheinandergeworfen, verdurstet, nach Halt, Trost, Hoffnung, Stärkung bangend. Ihr Herz schreit. Sie wollen nach Todesnot und inmitten stürzender Gewässer einen stillen Hafen, einen Kraftpunkt für neues Ringen.

Damit ist dem Ästhetentum, das spielerisch den Teetisch deckte für geistige Müßiggänger, der Lebensnerv abgeschnitten. Für all die große Not des Herzens, für all den starken Willen zur Zukunft hatte es nichts zu geben. Wie die ernste Zeit jetzt von allen Schlagwörtern die Maske reißt und die harte wilde Wirklichkeit zeigt, so stößt sie den Teetisch der Ästheten mit all seinen süßen Schleckereien um, und die Menschen treten darüber fort und rufen nach der großen, erlösenden Kunst.

Sie wissen's noch selber nicht, daß sie es tun. Sie wollen etwas „fürs Herz“. Das klingt so bürgerlich, so kunstfremd und unverfeinert, und darin schwingt doch mehr Kunstgefühl und Kunstverstand, als alle Ästheten sich jemals in mühseligem Suchen und Schnörkeln zusammenkrampften. Die große Kunst, die sie aus dem Leben herausdoktern und durch ihr Afterbild ersetzen wollten, steht jetzt als heilige Tochter Gottes wieder unter den deutschen Menschen. Die Sehnsucht ist da, der Wille ist da. Wer hebt den Schleier von ihr? Wo sind die Künstler, die sie für unsre Zeit wieder lebendig machen, daß sie ihr Volk segnen und unermeßlich befruchten kann?

Noch ist das Ringen der Künstler dunkler als selbst das Suchen der Menschen. Aber verheißungsvolle Töne klingen auf, hier und da. So sicher wie ich an mein Volk glaube, so fest wie ich davon überzeugt bin, daß eines Tages der große Führer bereit sein wird, es aus aller Not zu führen, so sicher und fest glaube ich an das Wachsen und Werden unsrer großen deutschen Kunst.

Digitized by Google

Noch liegt eine dicke Decke von faulem Gestrunk, von Unrat und leerem Müll über unserer Mutter Erde. Noch tappen unsre Kunsthistoriker, und wie sie sich nennen, zumeist in kläglicher Unselbständigkeit umher, glauben allen Ernstes jedem Wechselbalg aus der Kaffeestubenluft „gerecht" werden zu müssen, und ahnen nicht einmal etwas von dem frischen Wind, der an unserer Wasserkante in Gorch Focks junger Herrlichkeit pfeift, in Wäldern, Feldern und Scheunen mit Löns Stimmen ruft und lockt, mit Fritz (beileibe nicht Felix!) Philippis knorrigen Holzbauern und Dorfpfarrern sein kräftiges Leben lebt, und in Auguste Suppers herber Kunst weht. Aber auch dieser letzte Jammer wird vorübergehen. Das deutsche Volk wird sich seine eigene Kunst selber suchen, und die Kunstbeflissenen und Kritiker werden eilfertig nachhumpeln.

Denn Kunst ist Kraft, und Kraft dringt aus dem Boden und kommt nicht von den Schreibtischen und den „Cafés".

Schauen wir aber einstweilen noch einmal zu, was alles noch dem deutschen Volk als Kunst geboten wird, fassen wir auch einmal mit spitzen Fingern in den Müll hinein mit seinen leeren Eierschalen, seinen dumpfigen Abfällen und — machen wir Platz um die herzerquickenden grünen Triebe, die da hervor wollen.

Es tut uns nicht schlecht, dabei zuerst auf die mit offenem Mund bestaunte französische Literatur ein Blickchen zu werfen, von ihr zu der französelnden überzugehen und dann den Weg zu gewinnen zu dem Ringen um Anschauung, Freiheit, Licht. Das Beste kommt dann zuletzt.

Von den Franzosen wird von unseren sogenannten kunstverständigen Herrschaften jetzt besonders Barbusse bestaunt. Daß er neben dem Franzosen (was unseren charakterschwachen Ästheten ja das Herrlichste dünkt) auch noch Pazifist ist, macht sie ihm gegenüber völlig wehrlos. Mir liegt hier sein Buch vor: „Die Hölle". Inhalt: Ein junger Mann in einem möblierten Zimmer merkt, daß die Wand oben ein kleines Loch hat, durch das er in das angrenzende, ebenfalls „möblierte" Zimmer sehen kann. Diese Entdeckung nimmt alle seine Kräfte und Sinne nun so vollkommen in Anspruch, daß er seine Tage und Nächte verbringt, auf dem Bettpfosten schwebend und durch das Loch spähend. Barbusse und seine andächtigen Leser finden ja nun einen ganz „subtilen" Reiz darin, Leute zu beobachten, die sich unbeobachtet glauben. Jedes leidlich gesunde Empfinden schüttelt sich davor. Es fände überhaupt gar keinen Reiz darin, sondern Langeweile bis dahinaus. Aber es gibt ja Leute, die müssen sich mit Reizen kitzeln, sonst schlafen sie ein. — Wie dies beständige Gucken durch das Wandloch möglich und von anderer Seite nie gemerkt wird, ist nicht einmal technisch gelöst. — Das Leben im Nebenzimmer spielt sich mit Ausnahme einer Krebskrankheit nur auf geschlechtlichem Gebiet ab, in einer Weise, daß einem nachher ist, als habe man schmutziges Wasser getrunken. — Schmutzig, auf gewaltsam erkünstelte Reize gestellt, indiskret, krank von Sinnlichkeit, ohne einen Funken frischen starken Lebens — das ist Frankreichs gefeiertster Schriftsteller. Arme Deutsche, die ihr diesen Schmutz für Wein trinkt!

Aber Frankreich hat doch auch noch andere Geister. Ja, es scheint auch dort eine Sehnsucht nach reiner Luft, nach Abkehr von dem immer gleichen, längst zu Tode gehetzten ewigen Ehebruchsgeschichten sich zu erheben. Henry Bordeaux kündet in bewußter Ablehnung des Parisertums das Lob der stillen, stolzen Häuslichkeit, des Landlebens, der Aristokratie gegen die Demokratie, und er findet einen großen Anklang damit. Sein Buch „La Maison", in der deutschen Übersetzung „der Irrweg der Freiheit" genannt, behandelt in Ichform das Leben eines in eigentümlicher Häuslichkeit heranwachsenden Knaben. Der strahlende Mittelpunkt ist der Vater, ein Aristokrat und Royalist von Gesinnung. Demgegenüber bildet der freisinnige Großvater das aufhetzende störende Element, das so weit geht, sich im parteipolitischen Kampf von der schäbigen Gegenpartei seines Sohnes als Gegenkandidat aufstellen zu lassen, wodurch dieser, in seiner Sohnespflicht bedrängt, sich zum Rücktritt gezwungen sieht. — Über die Verdrängung der Kirche sagt Bordeaux: „Fronleichnam wurde in unsrer Stadt mit ganz

Digitized by Google

ungewöhnlichem Pomp gefeiert. Man kam von weit her, um am Fest teilzunehmen. Wer wird uns diese prächtigen wirkungsvollen und würdigen Schauspiele zurückgeben? Man hat sie durch Feste und Zusammenkünfte ersetzt, die an Plattheit ihresgleichen suchen. Mir tun die heutigen Kinder leid, welche niemals Gelegenheit haben, unter dem Jubelruf des Volkes und in der allgemeinen freudigen Erregung die Gegenwart Gottes zu fühlen." — Gehässigkeit gegen Deutschland findet sich nicht, aber ebensowenig der schwächliche Pazifismus von Barbusse. An einer Stelle heißt es: „‚Für Soldaten', erklärte mein Vater, ‚besteht nur Frankreich. Es gibt keinen schöneren Tod.' Großvater, der dabei stand, war der Ansicht, der schönste Tod sei der für die Freiheit. Aber ich sah, daß er Vater geärgert hatte, obwohl dieser schwieg." — Den Klang verstehen und achten wir. Dem Franzosen gilt der schönste Tod der für Frankreich, dem Deutschen der für Deutschland. Jede Kraftnatur versteht diese nationale Begrenzung. — Das Buch von Bordeaux ist gut und angenehm, wenn auch einzelne Züge, wie das absichtliche Quälen des Vaters, peinlich und fremd berühren. Aber wir haben in Deutschland Dutzende von solchen Schriftstellern, die wir als gute Mittellinie schätzen. Für Frankreich ist es freilich etwas Besonderes.

Ein deutschschreibender Schriftsteller, aber nicht von deutscher Abstammung, ist Norbert Jacques, der in seinem Buch „Landmann Hal" ebenfalls die „Rückkehr zur Natur", die beglückende Arbeit des Landmannes auf eigener kleiner Scholle preist. Er geht aus seiner Berühmtheit, die er sehr wichtig nimmt, unter angenommenem Namen aufs Land und erwirbt einen Garten mit Erdbeer- und Himbeerkultur, in dem er mit Frau und Kind geradezu übermenschlich glücklich lebt und alle anderen Leute von oben herab betrachtet. Es finden sich gute, kräftige und nette Stellen. Für Ästheten ist das Buch sicher bezaubernd, aber für solche, die selbst vom Lande sind, erscheint es als ein etwas gekünsteltes Phantasiestück in lauter Licht gemalt. Man möchte beinahe lieber diese allzusehr aus dem Ästhetentum kommenden Betrachter fortschieben aus unsrer ländlichen Stille. Sie machen zuviel Worte über Selbstverständliches, sie sehen nicht die Schwere, die Not, die uns im Grunde doch erst den wahren Zusammenhang schafft. Hinter all der vorgezeigten Kraft vermuten wir Nervosität und eine Lebensangst, die nicht aus der Gesundheit kommt. In Jacques' Landmannsbuch fehlt völlig der Schmerz, und man ersieht nicht, wie er ihn tragen würde, wenn er kommt.

Einen dicken zweibändigen Roman liefert uns Jakob Wassermann in seinem „Christian Wahnschaffe", einem überaus herrlichen Menschen, der bezaubernd schön ist und viele Millionen besitzt. Er hat auch noch andre wunderbare Eigenschaften. Es geht eine Kraft von ihm aus, der weder Mensch noch Tier, noch Pflanze, noch leblose Dinge gewachsen sind. Durch seinen Blick bezaubert er Wüstlinge und Hunde, ein Baum trifft ihn nicht beim Fallen, sondern andere. Eine dicht vor ihm abgeschossene Kugel geht an seinem Ohr vorbei. Alle diese Dinge können sein und können dargestellt werden, aber von einem, der das Geheimnisvolle meistert, einer Selma Lagerlöf etwa. Wassermann hat es nicht in Händen. Es klingt ausgedacht, wirkt unnatürlich und weckt den Spott. — Sein Held sieht nun die Hohlheit aller Kultur und taucht ins Volk unter, wo er (ein merkwürdiges Zeugnis für Wassermanns Beobachtungsgabe) nur Scheußlichkeit, Verkommenheit, Elend, Trunksucht, Laster, Lustmord findet. Er verabschiedet sich dann von seinem verzweifelten Vater in einer Art, die ihn uns wenig sympathisch zeigt und verduftet, auch für den Leser. Dieser Schluß ist verfehlt, denn er bedeutet keine Steigerung. Man weiß nicht, was er noch viel anderes finden soll, als er bereits gefunden hat. Ein hilflos abgerissener Faden.

Wassermann ist ein sehr geschickter Schriftsteller, von jener unkünstlerischen Geschicklichkeit, die jeden anspruchsvolleren Leser langweilt und im Grunde nur seinesgleichen fesselt, besonders solche, die aus kleinen Verhältnissen kommend, sich daran vergnügen, blasiert über die Hochgestellten, die sie im Grunde bewundern, zu urteilen. Die Menschen in seinem Buch sind alle jüdisch, auch wenn sie blond sind und Wahnschaffe heißen. Ihre Gesichtspunkte, ihre

Digitized by Google

Empfindlichkeiten, ihre wichtige Art, ihr ganzes Reden und Denken, alles ist ausgeprägt jüdisch. Im Gegensatz zu der unsäglichen Wichtigkeit, mit der der Held behandelt wird, steht die Schattenhaftigkeit der Nebenpersonen, zum Beispiel die des Vaters, der wie eine Drahtpuppe wirkt, und der völlige Mangel an Charakterzeichnung, der eine Dirne aus der Hefe des Volkes sprechen und sich (trotz einiger Roheiten) benehmen läßt wie eine lebenskranke Studentin. Vollständig unglaubwürdig ist die leidenschaftliche Ehrfurcht, die diese Dirne einer Perlenkette entgegenbringt, nicht um des Wertes, sondern um der Schönheit willen. Das Buch ist zum Ersticken voll von Schmutz, ekler Sinnlichkeit und einer förmlich erschreckenden Kenntnis von Krankhaftigkeiten. Wirklich warme Töne fand ich nur da, wo Wassermann unter allzu durchsichtiger Hülle das Eheelend von Josef Kainz und seine bescheidene Art, das minderwertige Weib zu tragen, schildert. Aber man hätte ihm diese Indiskretion doch gerne geschenkt.

Das Erfreuliche, das Starke für unser Volk fängt noch nicht an, aber es bereitet sich vor. Hatte Wassermann noch mit dem Gedanken „ins Volk hinab zu steigen" in unzulänglicher Weise gespielt, so gehen zwei Bücher, das eine in künstlerischer, das andre in laienhafter Weise an diese schwere, diese allerschwerste Frage heran, die Frage von Kapital und Arbeit, eine Fragestellung, die sich niemals lösen läßt, solange die Natur selber Unterschiede macht, und die sich doch bis in die Zuspitzung der Fragestellung in Krieg und Vaterlandslosigkeit fortsetzt.

Voll Leidenschaft nimmt Fritz von Unruh, der ehemalige schneidige preußische Dichter, in seinem „Opfergang" (Erich Reiß Verlag, Berlin) diese letzte Frage auf. Man fühlt den Dichter, wenn er auch in die oftmals gekünstelte Manier von Jungdeutschland hineingeraten ist, die den Artikel fortläßt und bisweilen mit widersinnig klingenden Ausdrücken verblüffen will, also nicht ganz ohne Gefallsucht ist. Trotzdem ist die Darstellungskraft groß, die dramatische Gewalt steckt überall drin. Man fühlt sich inmitten des Zuges, man lebt mit in der Hölle vor Verdun. Aber———

Ist die Fähigkeit des Dichters, das Kleine, Lächerliche, Drollige, Gemeine so scharf zu sehen, die in seinen Dramen „Louis Ferdinand" und „Offiziere" noch überspannt wurde vom Ideal, von dem großen heiligen Gedanken, hier über jegliche große Idee hinausgewachsen? In Unruhs Buch lebt der Krieg ohne Schwung des Herzens, ohne Vergeistigung (mit wenig, sehr wenig Ausnahmen) wie ihn der dumpfe Mensch erlebt, dem der Gedanke „Vaterland" noch niemals aufging. Müssen wir ihm glauben? Vor mir liegt das erste Dezemberheft 1917 des Türmers, in dem die Briefe eines gefallenen Oberleutnants, der auch vor Verdun lag, der am 3. März 1916 dort fiel, veröffentlicht wurden. Und ich lese in tiefster Ergriffenheit die folgende Zeile: „Die Stimmung ist lustig; das Regiment ist stolz. Blutige Verluste gering."

Vor diesen schlichten Heldenworten verzerrt sich die ganze Kunst eines Fritz von Unruh zu einem jener traurigen Erzeugnisse aus Verstand und Talent, in denen das starke Herz, der leuchtende Charakter abgewürgt wurde, und somit wird es zur Lüge in allem Wahrheitsdrang und allem künstlerischen Gepräge.

Ein gutgemeintes aber schlechtgeratenes Buch ist „Der Held im Schatten" (Eugen Diederichs, Jena) von Karl Bröger, demselben Karl Bröger, der sich mit seinem „ärmsten Sohn, der auch sein getreuester war" uns als schlechter Künder des Volkes, aber als guter und sogar glühender Dichter vorgestellt hatte. Merkwürdigerweise ist vom Dichter wenig in diesem Buch zu sehen, auch nicht jene täppische Unbeholfenheit, in der die Löwentatze steckt, wie sie in dem sturmwilden Buch: „Die Geschwister" der Sozialdemokrat Hugo Bertsch uns zeigt. Brögers Buch ist nur ledern, die Dinge sind trocken ohne Gestaltungskraft hinerzählt, und es waltet darin jene bekannte Überwertung des Helden, wie sie die schriftstellerischen Versuche der Talentlosen, der stümpernden Damen zeigen. Es ist dies eine sehr seltsame Erscheinung, den Gedichten gegenüber. Unbeholfenheit im Stil brauchte gar nichts zu bedeuten, wenn nur etwas da wäre, das in Stil gebracht werden sollte. Es ist aber nichts da. „Schatten" zwar genug, aber kein „Held". Der, der dieser Held sein soll, ist ohne jeden Halt, er verfällt jedem Eindruck. Als Bureauschreiber veruntreut er die Gelder, kommt ins Gefängnis, ist beständig in Wut, Auflehnung und in Be-

Digitized by Google

geisterung für das eigene dichtende Ich. Es kommen Kapitel vor, wie „Licht hinter Gittern“, in deren Wut und Verlassenheit starke Stimmung liegt. Aber es flaut immer wieder in dasselbe öde Tönen, ohne Steigerung und ohne ein Atom jener inneren Kraft ab, die wir bei Bertsch finden. Man hat für diesen schlaffen, ewig schimpfenden Jüngling wenig Interesse. Wie er zum Militär kommt, ärgert er sich, widersetzt sich eine Weile, fügt sich dann, ist ganz glücklich, viel glücklicher als zu Hause. Dasselbe anfängliche Widerstreben und Sich-ergeben der sozialdemokratischen Partei gegenüber. Der Verfasser glaubt, einen besonderen Menschen zu schildern und schildert nur einen gewöhnlichen Sozialisten, mit kleinem Charakter, häßlich zu seiner geduldigen Frau. Als der Krieg kommt, ist er erst mit allen anderen Pazifist, dann wieder ganz Soldat. Immer wie die Strömung ist. Damit schließt das Buch.

Hätte Bröger einen solchen umrißlosen, nichtssagenden Arbeiter schildern wollen, und zeigen, wie solch ein Mensch zur Charakterlosigkeit, zum Verbrecher von der Gesellschaftsordnung gedrängt wird, so hätte das Ganze danach angelegt werden müssen. Statt dessen aber sollen wir einen hochbegabten Jüngling sehen, von dessen Dichtungen jeder erschüttert wird. Wir hören diese Verse, die überall eingestreut sind, aber einen Charakter sehen wir nicht.

Unversehens ist Bröger aber doch eine Gestalt gelungen: die des Vaters, eines gutmütigen, ruheliebenden Arbeiters, wie viele sind, der unter dem beständigen Gekeif seiner Frau zum Säufer wird und langsam untergeht. In dieser einen Gestalt liegt Wahrheit und Tragik, im Helden aber nicht.

Jetzt geht es endlich aufwärts.

„Freiheit“, Roman von Hans Wilhelm, zeigt starke Stöße, aber das künstlerische bleibt noch allzu stark im Betrachtenden stecken, wir kommen an die freie, spielende Kunst vor lauter Gedanken und vor schwerem Ringen nicht heran. Auch hier will ein Mensch „durch“, er probiert sich durch alle Kulturformen hin, immer von neuem angeödet und abgestoßen, bis er im eigenen Schaffen und in der Liebe seine Erfüllung findet. Zuerst ist es das Korpsleben der Burschenschaft, das er trotzig und verachtend verläßt, um das höhere Leben bei den jüdischen Literaten in ihrem angestrengten und entsetzlich mühseligen Kunsttreiben zu suchen und natürlich nicht zu finden. Dann sucht er es auf der Universität und findet hier ein Spezialistentum, das das Leben aushöhlt und auf Faden zieht. Im wissenschaftlichen Seminar nennt man seine lebensvolle, eigenwillige Arbeit über Herder, die dem Normalstil nicht entspricht, einen Schund, einen Zeitungsartikel ohne die überkommenen sprachlichen Satzungen und rät ihm „in die Presse“ zu laufen. Die studierenden Frauen, die wie Arbeitstiere über ihren Heften liegen, widern ihn an. Er sagt: „Die wissenschaftliche Betätigung der Frau ist ein irrer Ausweg verzweifelt angetriebener, eingeengter weiblicher Kraft. Das Absterben der Seele ist bei den meisten der Preis des Studiums.“

Wenn er nachher, durchgerungen zu eigener Kraft, zur Weltliebe, Weltgüte, mit der geliebten Frau den Weg ins Helle findet, so dünkt uns doch seine Erwartung, daß er Mittelpunkt und Führer einer neuen Zeit werden würde, etwas übertrieben. Das ist ein anderes Holz, aus dem die Führer geschnitzt werden, als diese suchenden Jünglinge, die alles, selbst die Literatencafés, erst durchlaufen müssen, um dann bei einem solchen Gebilde wie der „Weltliebe“ zu enden. Aber es ist viel Gutes und Nachdenkliches in dem Buch.

Je besser die Bücher werden, je weniger möchte man sagen. Und wenn man ein Buch wie das urwüchsige, landfrische, durchweg echte von Johannes Höffner: „O, du Heimatflur!“ aus der Hand legt, erfrischt, durchsonnt und in allen guten und starken Empfindungen bestätigt und bestärkt, dann ist einem gar nicht danach zumute, darüber zu schreiben. Es täte einem leid, einzelnes herauszupicken, und dafür anderes, ebenso Wertes liegen zu lassen. Es ist, als risse man aus dem Walde ein paar grüne Zweige ab, um sie den Leuten zu zeigen: „Seht, so sieht der Wald aus.“ Lieber sagt man ihnen schon: „Geht hin und laßt euch vom Walde selber erzählen, was er weiß.“

Digitized by Google

Ein Roman ist es nicht, der Gang der Erlebnisse ist nicht das Eigentliche darin. Der Schluß ist sogar flüchtig und blaß und tut dem Ganzen, in sich selbst Starken und gleichwie Selbstverständlichen nicht genug. Aber das ist auch der einzige Tadel, den man erheben kann. Das Ganze steht da, in Freud' und auch in Leid, in dunklen und in hellen Farben, ein Bild gemalt von keinem Ästheten, Weltflüchtling, Genießer, dem man im letzten Grunde doch nicht glaubt, sondern von einem Zuständigen, einem Kind dieses Landes und Bodens selbst, der die Sprache der Heimat spricht und ihre Laute im Herzen mit sich getragen hat durch ein Menschenleben hindurch. Und etwas steckt in diesen deutschen Büchern, das hat kein Franzos und kein Ästhet: der Humor. Den sollen sie uns noch erst nachmachen. Satire und Ironie sind bebrillte stubenbleiche Greise. Der Humor, der ist der ewig Junge, der das erlösende Lachen weckt.

Eine andere Art, doch nicht minder köstlich für die Menschen der heutigen Zeit mit ihren tiefen, starken, sehnsuchtsvollen Ansprüchen ist das edle Buch von Elisabeth Meinhard: „Das Donauhaus". Gleich auf der ersten Seite fühlt man es: man steht hier in der Heimat aller Kunst. Sicher ist der Geist, der die Feder leitet. Es ist viel unbeschreibliche Süßigkeit und viel Weh darin. Deutsch ist das Buch durch und durch, mehr süd- als norddeutsch, aber nicht absagend der anderen herberen Art. Eine Ehrlichkeit, die nirgends zur Unzartheit wird, die nur wie erschrocken vor den eigenen Gefühlen oft gegen die Liebsten, gegen die kleine sonnige Schwester steht, durchdringt alles. Auch aus diesem Buch kann man nichts herausnehmen, nicht Einzelheiten „besprechen". Es täte weh, wie das Zerpflücken von Blumen. Nur freuen kann man sich und der Stunden gedenken, in denen man darinnen lebte.

Es liegt eine Gefahr in unsrer guten und echten deutschen Literatur: die von zu viel Weichheit, zu vielem Aufgehen in eine gestaltlose Ideenwelt. Im Donauhaus sind nur ganz, ganz leise Ansätze dazu. Es neigt viel weniger zu allzugroßer Weichheit, als zu dem holden Märchentum einer Agnes Günther, doch lange nicht so körperlos verschwebend wie dieses. Dazu ist doch zuviel Kräftig-Schönes darin, und auch das Träumerische ist durchblitzt von starken Lebensfunken. Was das Beste daran ist für unser vielbetrogenes Volk: es ist selbständig und von unverfälschter und ungekünstelter deutscher Art.

Diese beiden letzten Bücher mögen unter unserem Weihnachtsbaum liegen, sie werden ihm keine Unehre machen! Marie Diers

Vom gedachten und vom gedichteten Kunstwerk

(Berliner Theaterbericht)

Eine neue Jugend ist herangewachsen, — und mit ihr hält auch immer wieder eine „neue Kunst", ein „neuer Stil", die neue Mode ihren Einzug. Eine neue Theorie, neue Schlagwörter, abstrakte Begriffe, die unendlich vieldeutig sind, bald so und bald so ausgelegt werden können, erhitzen die Geister und entzünden sie in Kampf und Fehde wider einander. Im allgemeinen pflegt eine solche Erregung und Bewegung alle dreißig Jahre in besonderem stärkeren Maße einzusetzen, wie es eben der Generationswechsel so mit sich bringt.

Heute stehen wir wieder an einem solchen Wendepunkt. Die Jungen von gestern sind heute die Alten geworden, und wie sie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts revolutionierten, und unter dem Feldgeschrei Natur oder auch Impressionismus ihre Schlachten schlugen, so soll das, was sie aufgebaut haben, durch die Revolution der Jungen von 1910, die sich für den Expressionismus und den Geist und die Ideen einsetzen, wieder zerschlagen und zertrümmert werden. Die künstlerischen Parteien fühlen sich vielfach als bitterste Feinde und Gegner, und wenn sie wie Zulukaffern und ein paar Indianerstämme sich wütend in die

Digitized by Google

Haare geraten, ihren gegenseitigen Abscheu möglichst nachdrücklich zum Ausdruck bringen, so spielen sie gewiß als Kulturträger die erhabenste und würdigste Rolle.

Dieser Krieg könnte uns wenigstens zur Besinnung darüber bringen, wie sinnlos, zwecklos und töricht wir handeln, wenn wir so wie die David Humeschen Besoffenen in den reichgefüllten schönen Porzellanläden auch unserer Kunst umherfuhrwerken und uns die Teller, Schüsseln und Figürchen gegenseitig nur kurz und klein schlagen und die Freude an unseren dichterischen Werken vergällen.

Die natürlichen Unterschiede in den künstlerischen Zielen, Bestrebungen, Stilen, Richtungen dürfen nur nicht Anlaß zu Kampf und Feindschaft werden. Im Grund ist dieser Wechsel nichts anderes als wie der Fruchtwechsel, jedem Bauern wohlbekannt, — das Allernotwendigste und durch und durch nützlich. Wenn wir auf einem Acker einige Zeitlang Kartoffeln oder Tomaten gezogen haben, so ist der Boden für sie erschöpft, und sie bringen nur noch schwache Ernten. Man muß andere Früchte an ihre Stelle setzen. Die naturalistische Kunst vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts hat sich ausgegeben, alles gesagt, was sie zu sagen hatte. Der Geistes- und Gefühlsgehalt, die Gedankeninhalte, Bestrebungen, Ziele, Stoffe und Motive eines wesentlich positivistisch-naturwissenschaftlich gerichteten, auf Wirklichkeitsbeobachtung eingestellten Zeitalters wurden von der Kunst ausgemünzt und ausgewertet, und hier wäre nur noch ein Feld für Nachzügler und Nachahmer. Kunst ist auch noch ein Mehr als nur Natur, Naturnachahmung und Naturerkenntnis. Unsere Jungen, unsere Expressionisten von heute bringen uns schon eine sehr notwendige, nützliche, fruchtbare Weiterentwicklung und Ergänzung, wenn sie u. a. auch mit schärferem Nachdruck wieder auf dieses Mehr als Natur hinweisen und das Höchste, Vornehmste, Wesentlichste künstlerischen Gestaltens und Bildens in einem schöpferisch-idealischen Schauen erkennen, kraft dessen wir die Natur zu erhöhen, verbessern und umzuformen vermögen.

Es gibt kein Kunstwerk, welches nicht immer zugleich sowohl impressionistisch wie auch expressionistisch wäre. In der Wirklichkeit ist das ganz von vornherein symbiotisch-organisch völlig miteinander verwoben. Eines ohne das andere kann gar nicht existieren. Nur in unserem menschlichen Vernunftdenken, es kritisch zerfaserend und zerpflückend, reißen wir künstlich, theoretisch dieses wunderbare gordische In- und Durcheinander, das große Kunstwerk, wo sich alles gegenseitig bedingt, in Teile und Stücke, und behandeln zuletzt sogar diese innerlichsten Lebensfunktionen, die notwendig-organischen Bestandteile eines jeden Werkes als Widersprüche, Antinomien, Antithesen, — bringen sie in Feindschaft und Gegensatz zueinander, peitschen und hetzen Impressionisten und Expressionisten auf, daß sie wie streitbare geharnischte Kriegsheere sich gegenseitig abmetzeln und kritisch erwürgen. Es gibt kein Kunstwerk, das nicht immer zugleich sowohl impressionistisch wie auch expressionistisch wäre. Doch voneinander unterschieden und unterscheidbar sind die einen und anderen. Zu verschiedenen Bestandteilen nur sind die Elemente miteinander vermischt, und wenn in dem einen das Impressionistische überwiegt, so in dem andern der expressionistische Geist und Betrachtungssinn.

Natürlich, selbstverständlich sind die Worte letzthin nur neue Worte, Buchstabenzusammenstellungen, modische Schlagworte für allerälteste und ursprünglichste, schon immer vorhandene Betrachtungen und Richtungen, und es verstecken sich hinter ihnen nur die uns von jeher so vertrauten, freilich auch bisher immer wieder als Widersprüche und Gegensätze gewerteten Doppelbilder von Wirklichkeit und von Ideal, von Natur und Geist, Objektivität und Subjektivität, Darstellung der Welt der real-wirklichen, außer uns befindlichen materiellen Vorstellungen und Dinge und unserer innerlichen eigen- und einzelpersönlichen geistigen Vorstellungen von ihnen. Ohne weiteres könnten auch die Worte miteinander vertauscht werden, und wenn wir das, was wir zurzeit als Expressionismus bezeichnen, Impressionismus nennen würden, und umgekehrt, so ließe sich auch dagegen nichts einwenden, und es wäre genau so richtig. In unserem Denken nur, mit unseren Theorien, in denen wir grundzüglich noch immer

Digitized by Google

dogmatisch, absolutistisch, einseitig verfahren, konstruieren wir uns hier Gegensätze. Die Kunst selbst steht völlig jenseits und über solchem Streit der Parteien, Schulen und Richtungen, und nur die Künstler sollten weiter nicht an den unfruchtbaren Atelierdisputen und Kaiser-Bart-Zänkereien sich beteiligen, und achselzuckend, lächelnd über den Zola hinwegsehen, wenn er den Satz bildet: „Die Kunst der Zukunft wird naturalistisch sein oder sie wird nicht sein", — oder wenn ein Jüngster den neuen Geist und die ganze kommende Dichtung allein davon abhängig macht, daß sie sich expressionistisch und idealistisch gebärden. „Bilde, Künstler, rede nicht."

Die tiefste Schwäche in unserem neuzeitlichen künstlerischen Schaffen besteht wohl gerade darin, daß wir allzuviel reden und allzuwenig bilden, gescheit über die Kunst zu sprechen und Theorien auszuhecken vermögen, aber nicht naiv, unbefangen, aus dem Innersten heraus, intuitiv Werke schaffen. Der denkende Kopf ist stärker als die dichtende Seele. Und unsere Dichtungen sehen vielfach so aus, als seien sie in der Studierkammer, in einem Schulmeistergehirn erklügelt und konstruiert, wie die Beispiele in einer Grammatik, um eine Theorie zu erhärten und darzulegen, ein Muster für sie aufzustellen. Wir erdichten mehr Theorien, als daß wir Dichtungen schaffen. Wir halten es für wichtiger, daß einer als Parteiführer auftritt und eine „neue Richtung" erfindet, als daß er produktiv-schöpferisch ein Kunstwerk herstellt. Das Kunstwerk wird zum Parteiprogramm, und das Parteiprogramm steckt sich in pseudokünstlerische Form und Gestalt. Die sehr wesentlichen und wichtigen, grundlegenden Unterschiede zwischen einem Denken, einer philosophisch-wissenschaftlichen Betrachtungs- und Ausdrucksweise und einem Dichten, einem lebendig-sinnlichen schöpferischen Gestalten und Formen werden übersehen und verwischt, und es entstehen Zwittergebilde, wie sie Goethe in seiner falschen Helena satirisiert und verspottet, welche der arme, vom Mephisto betrogene Faust sich hervorholt aus dem „Reiche der Mütter", der platonischen Ideen, einer platonischen Philosophie ...

Zu Walter Hasenclever und zu Georg Kaiser blickt unsere literarische Jugend mit Recht als zu zwei besonders Begabten und Berufenen auf, die als Führer uns den Willen und Geist der neuen Bewegung am nachdrücklichsten und besten verdeutlichen können. Hasenclevers Drama „Der Retter", in dem neuen intimen Theater „Tribüne" aufgeführt, und Georg Kaisers „Bürger von Calais", die wir bei Friedrich Kayßler in der „Volksbühne" am Bülowplatz sahen, tragen mancherlei verwandte Züge an sich, sind wesentlich expressionistische Gebilde, — aber auch geradezu Musterbeispiele eines mehr gedachten als gedichteten Kunstwerks, und am reichsten gefüllt und überladen mit Bemerkungen, Reden, Disputen und Theorien über alles das, wodurch unsere Jungen heute den vollen Umsturz, die gänzliche Erneuerung unserer Kunst und unseres ganzen Lebens herbeizuführen glauben. Bei beiden Werken fragt man sich: Was ist das eigentlich? Was will es sein? Ein Drama, eine Dichtung — oder eine philosophische Abhandlung? Sind es Platonsche Dialoge, Giordano Brunosche Disputationen oder künstlerisch-lebendige Gebilde und Organismen?

Gerade die Dichter und die Philosophen sprechen die allerverschiedensten Sprachen, und zuletzt gähnen zwischen ihnen die tiefsten, vielleicht unüberbrückbare Klüfte. Ein Unterschied aller Unterschiede ist es schon, wie die Homer, Shakespeare, Goethe einerseits, und andererseits die Plato, Aristoteles, Plotin, Kant, Hegel reden. Hier abstrakte Begriffe und allgemeine Ideen, dort lebendig-anschauliche, sinnliche Vorstellungen und Bilder von einmaligen Vorgängen und Begebenheiten. Dort Vernunft, hier Natur.

In Walter Hasenclevers Drama „Der Retter" steht schon geradezu paradigmatisch, in höchster Reinkultur, nackt, nüchtern, prosaisch der Dichter vor uns, der nur noch Kopfmensch, denkendes Wesen sein will, in Tendenz auf- und untergeht, und der aufs nachdrücklichste uns zuruft: „die Aufgabe des Poeten sei wieder ein Akt zu höchster politischer Intelligenz", zum mindesten heute, jetzt, für die nächsten Jahre. Den Ästhetizismus, die Lehre eines l'art pour l'art, hat Hasenclever jedenfalls am gründlichsten überwunden und von sich abgetan. Strotzend

Digitized by Google

von Aktualität stürzt sich der Poet in die Kämpfe des Tages, sitzt am Biertisch und in der Volksversammlung, spricht von dem, was alle heute am leidenschaftlichsten aufregt, wovon jedermann spricht. Die Frage wäre nur, ob das, was uns unser junger Dichter in seinem Drama „Der Retter" über das Kriegs- und Friedensproblem zu sagen hat, sich nicht doch viel besser und zweckmäßiger, gründlicher und eingehender in Leitartikeln, Parlamentsreden, soziologisch-wissenschaftlichen Schriften und Büchern abhandeln ließe. Eigentlich ist es nur zu dürftig, zu inhaltlich gering, was er uns an Meinung gibt, er überrascht gar zu wenig durch Tiefe und Neuheit der Ideen, und die politische Intelligenz ist bei ihm nur nicht gerade aufs höchste entwickelt.

Sein Werk kann man kaum noch ein Drama nennen. Es steht am Ende dort, wo es am Anfang steht. Es weiß zu wenig von Fortgang und Entwicklung. Der Mangel an Phantasie und Erfindungskraft stört am auffälligsten. Das dramatisch-künstlerische Schauen, Bilden und Gestalten scheint geradezu wie von der Schwindsucht ergriffen zu sein, — und mehr noch wie bei den Naturalisten liegt bei unseren Expressionisten das alte Drama auf dem Todesbett. Das neue Drama ist aber einstweilen noch Theorie, Zukunftsversprechen, und man merkt von einem solchen noch recht wenig.

Im Grund und Kern ist dieses Drama, wie gesagt, ein platonischer Dialog, eine Disputation zwischen „dem" Feldherrn, dem Vertreter der Gewalt und des Schwertes, einer Welt und Weltanschauung, in der alles durch Krieg entschieden wird und entschieden werden soll, und „dem" Dichter, dem geschworenen Widerpart militärischen Denkens, dem Pazifisten, der sich bei Hasenclever vor allem als Repräsentant „des Geistes" fühlt. „Wir sind Gegner von alters her", sagt sein Dichter zum Feldherrn. Die Kaste des Schwerts gegen den Geist. Nie war diese Trennung größer als in unserer Zeit. Der Sieg des einen wird das andere knechten. Für unseren Poeten ist das Dichten vornehmlich ein Denken, ein Akt politischer, doch gewiß auch wissenschaftlicher und philosophischer Intelligenz. Er fordert einen geradezu zur Disputation heraus. Man könnte nun mit ihm des langen und breiten darüber hin und her streiten, ob er mit diesen seinen Behauptungen nicht gerade in die Irre geht, ob die hier zugrunde liegenden Täuschungen nicht zuletzt auch zu Irreführungen werden über das Wesen, die Aufgaben und Ziele künstlerischen Schaffens und Bildens. Die Weltgeschichte weiß nur gar zu wenig von einem solchen alten ewigen Kampf zwischen einer Kaste des Geistes und einer Kaste des Schwertes. Die geschriebene Historie beginnt vielmehr gerade damit, daß diese beiden Kasten, die Priester- und die Kriegerkaste, die Heiligen und die Ritter, die „Pfaffen und Junker" den innigsten Bund miteinander eingehen und auf Grund dieses ihres Bündnisses alle unsere Staaten überhaupt erst aufbauen. Hier hat der Geist schon immerdar die Waffen gesegnet, und die Gewalttaten des Schwertes inbrünstiglich verherrlicht und gerechtfertigt. Kunst ist aber doch mehr und viel etwas anderes noch als gerade nur Geist. Wesentlich auch ein vorbildliches idealisches Bilden und Gestalten, eine Erhöhung und Besserung des ganzen geistigen Habitus der Menschheit. Die Hasenclevers Dichtung ist aber im Kern nur ein Reden und Disputieren in höchst unkünstlerischen, abstrakten Begriffen und Ideen, — doch ermangelt sie auch am meisten einer idealischen Bildungskraft, und sein Dichter gibt uns nur keine klaren, lebendigen Vorstellungen darüber, wie und wodurch sich seine Welt des Geistes und der höchsten politischen Intelligenz denn eigentlich unterscheidet und abhebt von der militaristischen Welt seines Feldherrn. Wenn uns der Hasenclevers Poet selber sagt, auch der Sieg seines Geistes könne nur notwendig den anderen knechten, — was für ein Neues, Besseres hat er uns dann eigentlich zu bieten? Der Dichter verweigert den Heeresdienst, er droht damit, das Volk wachzurufen, daß es das militaristische Joch von sich abschüttelt. Er wird dafür standrechtlich erschossen, — er läßt sich erschießen. Er stirbt als Märtyrer seiner Meinungen und Ideen. Doch von einem Zukunftsstaat des Dichters sehen und merken wir deswegen und dabei noch gar nichts, und das positive Ideal des neuen tausendjährigen Reiches von Dichters

Digitized by Google

Gnaden, das an Stelle unseres militaristischen Staates treten soll, wird uns gerade nicht vor Augen gestellt.

Der eigentliche Kern und Inhalt des Hasencleverschen Dramas ist nur eine durchaus un- und widerkünstlerische Parlaments- und Zeitungsdebatte über das Kriegs- und Friedensproblem. Die Disputation zwischen König, Staatsminister, Feldherrn, Dichter verläuft, wie von jeher derartige rhetorische Boxerkämpfe zu verlaufen pflegen: als ein Hornberger Schießen. Jeder betet ein Glaubenssprüchlein her, ist unerschütterlich-starrer Fels, beharrt auf seiner Meinung, keiner versteht den anderen, und alle sprechen aneinander vorüber, in die leere Luft hinein. Unsere jungen Poeten predigen den Aktivismus. Als Aktivist erweist sich hier nur der Feldherr, wenn er den Dichter kurzerhand an die Wand stellen und erschießen läßt. Aus der Versenkung steigen noch ein paar Gestalten herauf, die Erscheinung des Apostels Paulus, eine Königin „mild und lieblich, als blickte Vollmond drein", die auch nur Sela, Amen zu sagen vermögen, ein paar völlig undramatische und nur rhetorische Figuren. Die politische Unterhaltung schlägt zum Schluß unvermittelt in eine romantisch-lyrische Weise um, eine Uhlandsche Romantik stößt einen sentimentalen Seufzer aus, und das Publikum geht nach Haus, so klug als wie zuvor. Gelernt hat es auch nichts, und vom Kampf des Geistes gegen das Schwert weiß es auch nicht mehr, als es schon immer wußte.

Von seiner Kunst sagt uns Hasenclever selber, daß sie in dem Denken und in der Idee wurzelt. So wird denn auch sein „Retter" zu einer Lehrdichtung nur, trägt wesentlich tendenziös-didaktischen Charakter, ist polemischer Art, eine Kampf- und Streitschrift. Nur allzu auffällig tritt das in seinen Gestalten hervor — „der" Feldherr, „der" König, „der" Dichter—, verkörperten abstrakten Begriffen und Ideen, Platonisch-Hegelschen Gehirn- und Vernunftkonstruktionen, Schemen, Schablonen, — blutlosen, leeren Schattengebilden ohne Lebenswärme und Herzschlag. Philosophische Begriffsbildungen und dichterische Schöpfungsakte, Ideen und Ideale, Denken und Dichten sollte man eben nicht miteinander verwechseln. Hasenclevers Drama wurde kühl abgelehnt. Ich glaube, auch seine wärmsten Verehrer werden hier den Kopf schütteln. Möge dieses junge Talent sich daran bewußt werden, von welcher Seite her die schwersten Gefahren für seine Kunst und für unseren gesamten Expressionismus drohen. Im Abstrahieren, Typisieren, Schematisieren sieht unsere Jugend heute merkwürdigerweise das höchste Ziel der Kunst, — aber der Gott der Mathematik ist alles andere, nur kein Künstlergott.

Auch bei Georg Kaiser liegen alle Schwächen und Nachteile darin, daß er Ideale zu geben glaubt, während er nur Ideen ausspricht, daß er zu denken anfängt, wo er lieber dichten sollte, und zuviel redet und zu wenig bildet. In seinen „Bürgern von Calais" macht er vor allem den Schulmeister und Erzieher, und zwingt den Kritiker dazu, daß di ser sich zunächst und am meisten mit seinen Gedanken und Theoremen abgibt und beschäftigt, und auf den Künstler und Gestalter weniger achtet. Gesprochen wird in dem Drama in einem fort von dem neuen Menschen, der neuen Erde, der neuen Zeit, dem neuen Geist, der neuen Idee, dem neuen Werk, der neuen Tat, und der Held, Pierre de St. Eustache, will als weiser Nathan eben den Lehrer spielen, der uns in einer Gleichnisrede, in einer Parabel endlich einmal klaren Wein darüber eingießt, was so ein neuer Mensch und ein neuer Geist, das neue Werk und die neue Tat ist und was wir uns darunter eigentlich zu denken haben.

In einem Begleitwort, welches von der „Volksbühne" dem Theaterzettel beigegeben worden, jubelt Gustav Landauer selig-gläubig, ekstatisch, ein begeisterter Schüler, auf: Wahrlich, wahrlich, hier ist neues Licht und Offenbarung, hier ist die Keimzelle des neuen Menschen gelegt, hier wird die neue Tat sichtbar, — der Grundstein des neuen Zion wird hier errichtet. Ach nein, hier wird uns nur blauer Dunst vorgemacht. Hier ist nur kein prometheisch bildender Künstler an der Arbeit. Auch kein Lessingscher Nathan. Auch Georg Kaiser denkt nur und dichtet nicht, ein völlig Verirrter tappt er hilflos im grauen Nebelmeer schattenhafter Abstraktionen umher, und wie von jeher führen auch ihn — „ein Kerl, der spekuliert!" — diese

Digitized by Google

abstrakten Begriffe, die sinn- und inhaltlosen Allgemeinideen, an der Nase und im ewigen Kreise umher. Sie reden vom neuen Menschen, neuen Staat, und haben nur keine künstlerisch-sinnlichen lebendigen Vorstellungen dabei. Schließlich endet es damit, daß diese falschen Propheten, diese ewig betrogenen Betrüger, wie der arme Gustav Landauer, in der Konfusion, die sie anrichten, selbst elendiglich zugrunde gehen und aus der großen Weltrevolution die Spott- und Dreckgeburt, die grause Groteske, die Aristophaneische Komödie herausdestillieren, — den Sumpf, in dem wir heute ersticken. Sie, die den Absolutismus, die Herrschaft, die Diktatur und den Terrorismus, den Krieg und die Gewalt vertreiben wollen, und nur eine andere, ihre eigene Herrschaft und Gewalt, ihre Despotie, ihren Terror an die Stelle des alten setzen können. Wenn dabei geändert wird, so wird dabei nur nicht gebessert, und vergebens sieht man sich um nach dem neuen Menschen, dem neuen Geist, dem neuen Werk, dem neuen Staat und was es sonst noch allerhand Neues gibt.

Die alte Historie von den sechs Bürgern von Calais ist eine schöne Lesebuchgeschichte vom Opfertode des einzelnen zum Heil und Segen der Allgemeinheit, jedem Kinde ohne weiteres leicht- und selbstverständlich. Aber Georg Kaiser sitzt in seinem Drama von den sieben Bürgern von Calais über dem alten schlichten Stoff, denkt und grübelt, spekuliert, spintisiert und philosophiert — seine Dichterklause wird zum Scholastikerstübchen —, wie sich die Schulbuchfabel in etwas ganz anderes, Neues, in ein verzwicktes, schwieriges Problem, in lauter spannende Geistesaufgaben und Rätselfragen umkehren und verdrehen läßt, wie aus der alten Tat, dem alten Werk der sechs Bürger von Calais, wie sie die alte Menschheit seit Jahrtausenden schätzt und feiert, wohl eine funkelnagelneue Tat von sieben Bürgern werden kann, mit der zugleich der neue Mensch, die neue Idee, der neue Staat usw. geboren wird.

In dem alten Kampf der Engländer und Franzosen um Calais blieb diesmal Eduard III. Sieger, die Stadt ist ihm auf Gnade und Ungnade verfallen und er droht, sie dem Erdboden gleichzumachen, wenn nicht umgehend sechs erwählte Bürger im Armensünderkleid der Schande und Knechtschaft ihm den Schlüssel der Festung überbringen, um sich alsdann hinrichten zu lassen. Der französische Feldhauptmann lodert auf. Eine schmach- und schandvolle Bedingung. Das geht wider die gloire. Die Ehre Frankreichs, das ganze Ansehen der Nation steht auf dem Spiel. Das militärische Pflichtgefühl verbietet's. Wir retten unsere Ehre nur, wenn wir alle zu sterben wissen. Stadt und Hafen sollen zugrunde gehen, mit Weib und Kind wollen wir unter ihren Trümmern, in ihren Fluten uns begraben. Ihm aber tritt Pierre de St. Eustache als Widerpart entgegen, — auch Antimilitarist, wie Hasenclevers Dichter. Von nationaler Ehre will er nichts wissen. Was kümmert ihn England und Frankreich? Das ist Kitsch und Klischee von gestern, von vor 1914. Den Hafen von Calais, so ungefähr redet Pierre, haben wir erbaut. Ihn nur wollten wir erbauen. Um des freien Handels und der Schiffahrt, um des Verkehrs mit allen fernen Ländern willen. Dieser Hafen ist allein unser Werk, unsere Tat, — unser Werk allein der Hafen, durch den, um dessentwillen wir nur existieren. Alles, was wir tun, müssen wir nur immer um unseres Werkes an sich willen tun. Und damit es bestehen bleibt, nicht zerstört wird, erklärt Pierre sich bereit, freiwillig den Todesgang zum Engländer anzutreten. Sein Beispiel und Vorbild zieht alsbald sechs andere Bürger noch nach. Einer zuviel, einer kann wieder dem Leben erhalten bleiben. Der Kaisersche Held aber möchte offenbar lieber, daß alle des Werkes sich würdig erweisen, und will sie nur noch auf Herz und Nieren prüfen, ob sie auch das, was sie tun, wahrhaft freiwillig, ohne irgendwie sonstige Nebenansichten, allein um der Tat, um des Werkes an sich willen tun. Kaiser will uns gewiß sagen, daß dieser höchst abstrakt denkende Mensch, der Mensch des Werkes an sich, ein ganz neuer Mensch, die neue Idee und den neuen Geist verkündige und eine ganz neue Erde und eine neue Zeit heraufführe, wie es auch Gustav Landauer glaubt. Aber wieso denn? Diese Tat- und Werkphilosophie ist doch alles andere, nur nicht neu. Kaisers Pierre ist offenbar Kantianer und trägt seinen Mitbürgern etwas vor, was Kant den kategorischen Imperativ nennt. Auch

Digitized by Google

Kant hat den nicht entdeckt. Dieser steht schon am Anfang der Geschichte der Vernunft geschrieben, und auch in der altindischen Bhagavadgita heißt es bereits:

Bemühe nur dich um die Tat, doch niemals um Erfolg der Tat!
Nie sei Erfolg dir Grund des Tuns — doch meid' auch Tatenlosigkeit ...
In Andacht fest, tu' deine Tat! Doch häng' an nichts, du Siegreicher ...
Was ist denn Tat?
Wer in der Tat das Nichttun schaut, und in dem Nichttun nur die Tat,
Der ist ein einsichtsvoller Mensch, andächtig tut er jede Tat ...

Leider hat die Menschheit noch nie begriffen, was sie bei dieser ältesten Pflichtlehre von Christus bis Kant mit ihren Widersprüchen, Doppeltsinnen uns überhaupt vorstellen sollen. Der Kaisersche St. Eustache treibt ein leeres Spiel mit Worten, mit abstrakten Begriffen Werk und Tat. Auch der französische Hauptmann kann sagen: Ich tue alles allein um meines Werkes willen. Mein Werk ist Frankreich, die Macht und Größe meines Landes, — und mit dem besten Willen kann man nicht einsehen, was den Pierre de St. Eustache über ihn hinaushebt, wenn er erklärt: Mein Werk ist Calais, der Handel und die Schiffahrt. Militarismus und Marinismus, Krieger und Händler, Schwertgewalt und Geldgewalt, Kapitalismus sind Geschwister, — Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen. Nur eine völlige Verworrenheit ist's, wenn Kaiser in seinem Drama den französischen Feldhauptmann als Menschen von gestern abtut, und seinen Pierre, den Händler, Marinisten, Kapitalisten als Vater der neuen Menschheit und Stifter eines neuen Reiches verkündigt.

Ernst Tollers Drama, ebenfalls von der „Tribüne" mit großem Erfolg zur Aufführung gebracht, heißt „Wandlung". Wenn bei Hasenclever, Kaiser die Menschen unverrückbar, starr, fix, fest, wie abstrakte Begriffe, Vernunftideen, verkörperte Grundsätze vor uns stehen, so geht in der Seele des Tollerschen Helden Friedrich eine tiefgreifende Verwandlung und Entwicklung vor sich, sie ist voll leidenschaftlicher Erregungen und Bewegungen, — und nur aus einer solchen Seele der Unruhe wächst das Drama hervor, sie ist das Heimatland aller dramatischen Dichtung. Der Held des Dramas ist Toller selbst, der Dichter nur ist Mittelpunkt seines Werkes, „Tat twam asi", „Das bin ich!" kann er sagen, auf seinen Friedrich hinweisend, und hier ist alles Selbstbekenntnis, inbrünstige Entladung von Gefühl und Empfindung. Er selber liegt als Opfertier auf dem Altar, er steht als Märtyrer am Kreuz. Gewiß ist sein Werk geboren aus dem innersten heiligsten Wesen aller Kunst, — und es ist nicht Lehre und Didaxis, Gehirn- und Intelligenzarbeit, sondern unmittelbares Erlebnis, ein Aufschrei des Herzens, durchströmt von Lebensblut. Wille zu phantasievoller Gestaltung, und die inneren Qualen, Jammer und Verzweiflung, Angst und Entsetzen setzen sich um in Visionen und Bilder blutigen Grausens, von Totenkränzen, grinsenden Skeletten.

Die Seele der Menschheit, unter den Greueln dieses Krieges erschauernd, unter dem Wahnsinn leidend, der die Menschenbestie, diese schlimmste Bestie auf Erden, zu allen Akten wüstester Selbstzerfleischung treibt, schreit aus dem Werk, und der ethische Mensch wird vor allem von ihm geweckt, der kann nicht anders, mit allen Sympathien blickt er zum Dichter hin und bringt ihm Liebe zu, vor allem dem Gefangenen, der um seines Mitgefühles, um seines Glaubens, seiner Hoffnungen willen zum Märtyrer wurde.

Rein menschlich fesselt Ernst Tollers „Wandlung" am tiefsten. Eine echte und rechte Künstlernatur will sich in dem Werk entfalten. Freilich ist das Können selber noch recht jugendlich und unreif, kindlich, naiv, dilettantisch, und die Bilder des Grausens schmecken auch wieder nach der Ammenstube. Kühle, frostige Hauche des abstrakten Denkens, von dem unsere Expressionisten alles Heil erwarten, wehen auch hier durch die Hallen der Kunst und drücken der Sprache vor allem einen papierenen Stil auf und lassen die Gestalten selber wieder in graue Nebelgebilde zerfließen und machen sie allzu allgemein und individualitätslos.

Digitized by Google

Eine Komödie von Harry Kahn, „Krach“, die uns das „Kleine Schauspielhaus“ bescherte, eine Verhöhnung journalistischen Strauchrittertums, ist innerlich allzu konfuse Arbeit nur, wesentlich nur ein rein feuilletonistisches Gerede, dramatisch zerfahren und aus Reminiszenzen zusammengeholt. Ludwig Fulda mit seinem tändelnden Lustspielchen „Maskerade“ ist der Alte von früher, Spaßmacher für die „Kleinen von den Meinen“, und fordert weiter keine Aufmerksamkeit für sich.

Julius Hart

Zum deutschen Kleinwohnungs- und Kleinsiedlungswesen

Die Gesundung des deutschen Volkes hängt ganz wesentlich von einer grundzügigen Besserung der in den letzten Jahrzehnten vielfach unerträglich gewordenen Wohnverhältnisse namentlich der Industriearbeiter ab. Wer einmal das grausige Wohnungselend Abertausender von Großstadtfamilien gesehen hat, die mit Kindern und Kostgängern in einem einzigen Raum ihr Dasein fristen, hat an den natürlichen Herden des Verbrechertums, des Spartakismus, aller schlimmsten Grundübel unserer Zeit gestanden.

Die Liebe, mit der der heimatlos gewordene Großstadtarbeiter an seinem Stückchen Pachtgarten hängt, hätte uns schon längst die Augen über den unendlichen Wert dieser auch noch so bescheidenen Wiederverknüpfung der Entwurzelten mit der heimischen Scholle, mit der Mutter Erde öffnen müssen. Sicherlich hat in den meisten Fällen nicht ein bewußt erkannter oder auch nur dunkel geahnter Gefühlswert, sondern der wirtschaftliche Nutzen des Schrebergärtchens für dessen Anlage und Pflege bestimmend gewirkt. Aber in jedem Fall macht sich der Segen solcher Arbeit bemerkbar, die nicht wie Fabrikarbeit im Augenblick der erfüllten Leistung mit Münze gelohnt, nach Laune unterbrochen werden kann, sondern ständig bleiben muß, Geduld verlangt, Enttäuschungen und Freude bringt, zum Wetteifer mit emsigen Nachbarn anfeuert und mit Ziffernwert von Handelsware und Bargeld nicht meßbar ist, jedenfalls dem Körper und der Seele von den Kräften wieder etwas zubringt, die der Kampf ums Dasein restlos aufzuzehren drohte.

Die Abwanderung der bodenständigen Kräfte vom Lande in die Fabriken und ins Ausland, die stetige Zunahme der fremdländischen Saisonarbeiter, die sich in barackenmäßigen Unterkünften zusammenpferchen ließen, hatte in gleicher Weise nicht die geringste Ursache in der immerwährend wachsenden Vernachlässigung der ländlichen Kleinarbeiter, der Mißachtung ihres Wertes und ihrer angemessenen Unterbringung, der dauernden und würdigen Sicherung ihres Daseins.

Erst unser wirtschaftlicher Zusammenbruch und die aus ihm drohenden dauernden Schädigungen für unser Dasein als Volk haben uns diese Nöte in ihrer ganzen Nacktheit und die Notwendigkeit der sofortigen Abwehr zu erkennen gegeben. Auch soviel wissen wir bereits heute: Die Reform des Kleinwohnungswesens ist, zur Notwendigkeit geworden, nicht mehr aufzuhalten, namentlich wenn, was zu hoffen steht, unsere bisherige Entwicklung zur restlosen Industrialisierung des Landes vornehmlich infolge unserer Wirtschaftsbedingungen zu den andern Völkern jetzt haltmacht und einerseits statt ihrer eine stärkere Ausnützung des für die Landwirtschaft geeigneten Bodens vornehmlich durch Kleinbetriebe erfolgt, andrerseits möglichst vielen kleinen Leuten in der Großstadt bzw. an ihrem Rande oder in ihrer nächsten Nähe erträgliche Wohnungen, wo angängig in kleineren Häusern und mit etwas Garten- oder Pachtland gegeben wird. Aufhaltungen dürfte es für eine derartig ungeheuer bedeutsame Gesundungsmöglichkeit unseres Volkes nicht geben. Die Rückkehr einer überaus großen Zahl von Menschen

Digitized by Google

zu primitiveren Lebensverhältnissen — in die hinein sich nicht seit Generationen Entwurzelte gewöhnen können — müßte vom Standpunkt der Volkswohlfahrt aufs lebhafteste begrüßt und mit allen erdenklichen Mitteln gefordert werden.

Unser ganzes Volk wird immer stärker von der Überzeugung durchdrungen, daß in den Städten, unmittelbar vor ihren Toren und weit draußen bis in Heide und Moor gesiedelt werden muß. Wenn die Anfänge der Verwirklichung bisher schüchtern und unsicher waren, so liegt das an der vorläufigen Unklarheit aller der Verhältnisse, der Ungewißheit der wirtschaftlichen Neubelebung einzelner Orte und ganzer Landschaften, am Bekämpfen gewisser Widerstände bei Bodenbesitzern, am Baustoffmangel. Vom Standpunkt wirtschaftlich und auch kulturell guter Lösungen für die Siedlungs- und Wohnungsformen ist dieses langsame Einsetzen der Arbeit kein Schade, da die Bedeutung und Art der praktischen Voraussetzungen sich nicht von heute auf morgen erkennen lassen. Hatte doch die Gegenwart beklagenswerterweise den offenen Blick für solche an sich so natürlichen Notwendigkeiten gänzlich verloren. An Bodenmangel kann die Aufgabe nicht scheitern. Denn Öd- und Kulturboden draußen auf dem Lande, Gemeinde- und sonstiger enteigenbarer Boden drinnen in den Städten steht reichlich zu Gebote. Gesund angelegten Kleinsiedlungen jeder Art von der geschlossenen bis zur weitverstreuten Form Platz zu bieten ist Deutschland noch im weitesten Maße imstande. Die Baustoff-Frage ist zur Zeit wohl die größte Not und kann noch jahrelang hemmen. Sie wird ein Ende nehmen, sobald das Volk in allen Schichten wieder nutzbringende Arbeit zu leisten, also gesund zu werden gewillt und imstande ist. Sie wird also mit einer alle Schichten des Volkes durchdringenden Sehnsucht des Volkes nach Aufbau und Aufstieg Schritt halten, im Ernstfall also auch verhältnismäßig bald überwindbar sein. Das Kleinsiedlungsproblem ist an sich so gewaltigen Umfanges, daß im folgenden, um über allgemeine Andeutungen hinauszukommen, vornehmlich das mit den Augen faßbare Bild der Wohnungen, der Häuser und der größeren Siedlungseinheiten behandelt werden soll.

Das Bild jeder bewohnten Landschaft wird durch die Gestaltung des Bodens und seine Kultivierung, aber zugleich auch durch seine Besiedlungsart bestimmt. Die Mannigfaltigkeit der einzelnen deutschen Volksstämme, ihrer Wohnsitten in Stadt und Land haben zeitlich gewordene, scharf ausgeprägte, landschaftlich ganz verschiedene Kulturbilder hervorgerufen, die allerdings durch die kulturlose Epoche etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts besonders in den Industriestädten mehr oder minder verwischt sind. In den letzten Jahren ist das Verständnis für die auch für moderne Begriffe entwicklungsfähigen Wohnsitten guter alter Zeiten allmählich wieder wach geworden. Man weiß jetzt wieder den Wert alter Baugewohnheiten, der sich namentlich in den Bauernhaustypen, aber auch in guten Stadthausgrundrissen erhalten hat, zu schätzen und sucht auf ihm vielfach bereits die Gegenwartsanforderungen wieder aufzubauen. An und für sich ist das auch bei Wahrnehmung der vielfachen, wirtschaftlich und ästhetisch herausgebildeten Unterschiede in Typus, Größe, handwerklicher Durchbildung usw. für die Wahrung des Heimatbildes von allergrößtem Werte. Schon seit der Freizügigkeit hatten sich manche bezeichnende Eigentümlichkeiten in der Bauart verwischt, hatte die anders geartete Wirtschaftlichkeit manches Baustoffes und seiner werkgerechten Bearbeitung heutzutage ihre Anwendungsmöglichkeiten verschoben. Der Krieg hat diese Grenzen und Eigenarten naturgemäß noch mehr beseitigt. Ein Aufbau auf dem Hintergrund der Landeseigentümlichkeit wird um so schwerer, als in dem Wesen ausgesprochener Kleinsiedlungen, der bei ihnen gebotenen Einfachheit und der Übereinstimmung oder Ähnlichkeit der einzelnen Wohnanforderungen etwas Gleichmachendes liegt, das nicht ohne weiteres auf das Gebiet einzelner Stämme Rücksicht nimmt. Um hierfür ein Beispiel schon aus älterer Zeit zu nennen, so gibt es eine bestimmte, uralte Form eines Katen-Grundrisses, die in Niedersachsen ebenso wie in der Mark Brandenburg und weiter östlich heimisch ist. Weiter kommt in diesem nivellierenden Sinne in Betracht die infolge der notwendigen höchsten Sparsamkeit gebotene Durchführung der

Digitized by Google

Typisierung sowohl der handwerklichen Einzelheiten als der ganzen Grundrisse und Querschnitte der Kleinhäuser. In Zeiten vorbildlicher Kolonisation (z. B. Friedrichs des Großen) wurde auch eine Typisierung der ganzen Siedlungen angestrebt und bis zu gewissem Grade durchgeführt. Und geht man heute den praktischen Forderungen des Städtebaus zugrunde, so läßt auch dieser sich zum mindesten auf verhältnismäßig wenige Grundregeln zurückführen. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß selbst die kleinste Siedlungsanlage bei noch so einfachen Voraussetzungen ohne Hilfe eines fähigen Architekten unausführbar ist, während man sich denken kann, daß die Errichtung des einzelnen Hauses nach bewährtem, bis ins einzelne richtig durchgebildeten Typus Sache des Handwerksmeisters sein könnte.

Wenn nun angestrebt werden soll, daß jede Kleinsiedlungs-Aufgabe trotz der genannten nivellierenden Voraussetzungen sich dem geschichtlich gewordenen Charakter der betreffenden Landschaft einpassen soll, so hat das seine praktischen und auch seine schönheitlichen Gründe. Beide hängen, um es gleich vorweg zu sagen, unzertrennlich miteinander zusammen; jedenfalls kann sich eine schöne Wirkung, die auf die nähere und weitere Umgebung volle Rücksicht nimmt, nur auf dem Boden vollerfüllter Wirtschaftlichkeit entwickeln, und als ein Ausfluß jener, der notwendigen Einfachheit und Sparsamkeit ohne jeden besonderen Aufwand an kostspieligen Mitteln.

Das muß ganz erkannt werden, sowohl vom Handwerksmeister, der sich nicht mit falschen Hilfsmitteln und Vorbildern („Ferienhäuser der ‚Woche'"!) an Entwurfsaufgaben wagen soll, die nur Architekten zustehen, als auch vom Architekten, dessen Phantasie und Eigenart sich an anderen Aufgaben als an diesen ausleben muß, als auch vom Bauherrn und den zukünftigen Bewohnern, die keine falschen Erwartungen auf großstädtische oder Villenlösungen mitbringen dürfen.

Nun ist es für uns verbildete Menschen von heute nicht einfach, das Wesen vorbildlicher alter Bauweisen zu erfassen und gar auf andersgeartete neuzeitliche Aufgaben überzuleiten. Man hat geglaubt, im Geist niedersächsischer Überlieferung zu bauen, wenn man lediglich ein äußerliches Motiv, die gekreuzten, in Pferdeköpfe ausmündenden Windfedern an den Giebeln anwandte, oder niedersächsischen oder friesischen Siedlern im Osten die neue Heimat besser ans Herz zu legen, wenn man die Bauernhausgrundrisse Westfalens oder Frieslands im kleinen trotz der ganz andersartigen Wirtschaftsverhältnisse Posens zu kopieren trachtete. Gewiß vermögen Siedler, die geschlossen aus einem Bezirk auswandern und geschlossen Neuland bebauen, auch ihre alten Baugewohnheiten in entsprechend übertragenem Sinne anzuwenden. Es kann aber nur einheitlich und organisch erfolgen; ein Kunterbunt der Willkür im Bauen läßt auch auf Planlosigkeit der gesamten Wirtschaft schließen. Die Merkmale und Voraussetzungen einer guten heimischen Bauweise, auf deren Erkenntnis und Anwendung es im heutigen Kleinsiedlungswesen ankommt, liegen viel tiefer. Sie bestehen aus den bodenständigen Baustoffen, ihrer werkgerechten Verarbeitung und den daraus und aus dem Klima und sonstigen landschaftlichen Voraussetzungen sich ergebenden handwerklichen Gewohnheiten und aus dem Erfassen und Verwerten von Baukörpern und Siedlungsformen und -weisen, die sich, auf den beiden ersteren aufbauend, aus den allgemeinen Wirtschaftsbedingungen des Landes und den besonderen Verhältnissen der Aufgabe finden. Abzuziehen sind alle die historischen Erscheinungsformen, die aus heutzutage unwirtschaftlichen Techniken entstanden waren oder als im Lauf der Zeit oder von Fall zu Fall entstandene Zufälligkeiten zu betrachten sind. Das sind die Dinge, die im romantischen Empfinden der vergangenen Jahrzehnte oft als falsches Kleid bei Lösungen angewandt wurden, deren Kern ein ganz anderer war oder denen überhaupt ein fester guter Kern fehlte.

Der jetzige Baustoffmangel hat das Gute mit sich gebracht, daß vergessene altbewährte heimische Baustoffe und Bauweisen wieder zu Ehren kommen. Der Lehmfachwerkbau, der Lehmstampfbau oder ganz besonders der Bau mit gestampften oder gepreßten Lehmpatzen

Digitized by Google

werden bei den Kleinhausbauten namentlich auf dem Lande lange oder vielleicht dauernd eine außerordentliche Rolle spielen, überall dort, wo Holz bzw. Lehm oder letzterer allein als Baustoff leicht greifbar sind. Die verschiedenen Arten des Lehmbaus hatten sich sowohl technisch als auch gesundheitlich jahrhundertelang bewährt und waren ohne triftigen Grund erst im 19. Jahrhundert durch den alles beherrschenden Ziegelbau verdrängt worden. Voraussetzung für ihre Wiederbelebung ist allerdings eine überaus sorgfältige, werkgerechte Verwendung unter entsprechender Vorsicht vor Feuchtigkeit, die vom Boden oder der Gründung des Baus und von oben her bei mangelhafter Durchbildung des Dachüberstandes oder durch zu große Zerklüftung des Baukörpers entstehen könnte. Die oft geradezu leichtfertige Art, mit der solche und ähnliche Bauweisen in Rezepten „Wie baue ich fürs halbe Geld?" oder „Wie baue ich mir mein Haus selbst?" angepriesen werden, täuschen zum größten Schaden für die Sache über die Forderung größter Vorsicht und Sachlichkeit bei der Anwendung derartiger Naturbauweisen hinweg. Für Gegenden und Fälle, in denen guter Sand vorhanden und genügend Kalk verfügbar ist, kommt entsprechend der auch früher angewandte Kalksand-Stampfbau in Betracht. Neue Erfahrungen namentlich über sein richtiges Verhalten gegen Luftdurchlässigkeit scheinen noch nicht vorzuliegen. Die Bauweise mit gebrannten Ziegeln, am zuverlässigsten, aber bei der heutigen Kohlennot oft noch nicht wieder anwendbar, sind als Ziegelrohbau oder als Putzbau mit farbigem Kalkmilchanstrich auch schon landschaftlich charakteristische Bauarten; nur wird dem unverputzten sog. Hintermauerungsstein auch in gelber und brauner Färbung weite Verbreitung eingeräumt werden, wenn der als Notbehelf anzusehende Putz praktisch entbehrlich ist. Von den neuerdings angebotenen mannigfachen modernen Sparbauweisen sind manche als zu kostspielig oder auf die Dauer nicht haltbar oder rentabel schon heute überlebt. Daß ihnen der zuverlässige Architekt mit großer Vorsicht gegenübertritt, muß als berechtigt und notwendig anerkannt werden. Einige von ihnen, neuartige Ziegelsteinformen mit Hohlräumen, poröse Schlackenbetonplatten und dergleichen werden vielleicht namentlich für Reihenhausbauten größerer Siedlungen, bei denen sich die Zuhilfenahme von Facharbeiten lohnt, das Feld dauernd behaupten können. Den Aufbau der Wände in Holzkonstruktion, den man bis auf wenige Ausnahmen vor dem Kriege als zu teuer für Dauerbauten als erledigt betrachten mußte, erlebt jetzt in holzreichen Gegenden namentlich als Fachwerkbau mit verschiedenem Füllungsmaterial, aber auch für Blockhaus- und Doppelbrettwandbau weitestgehende Anwendung. Die Fachwerkteilung und damit die ganze Gliederung der Außenflächen in möglichst große Felder mit Rücksicht auf die gebotene Sparsamkeit verlangt dabei eine besondere und vielfach andersartige Durchbildung als früher.

Wie die Feuerversicherungen sich unter den heutigen Umständen nicht mehr im gleichen Maße wie früher gegen die Anwendung des Holzwandbaus sperren dürfen, so gilt das auch von der weichen Bedachung mit Stroh und Ret. Ihre erweiterte Zulassung ist jedenfalls unbedingt geboten. Sehr erwünscht wäre es, wenn ihre feuerfeste Einschlämmung, die bisher noch nicht in ausreichendem Maße erzielt ist, unter dem Druck der Not durch praktische und wissenschaftliche Versuche gefördert würde. Frühere Verfahren, die diese Feuersicherheit bei guter Dauerhaftigkeit erzielt hatten, sind leider vollständig in Vergessenheit geraten.

Den verschiedenen Deckungsarten der Dächer mit sog. flachen Biberschwänzen oder den kräftig geschweiften Pfannen oder den Schiefersteinen (wo sie heimisch sind) wohnen ganz charakteristische Eigenschaften inne, die auch für die Ausbildung der Dachaufbauten bestimmte, an Material und Technik gebundene Formen und Ausführungsarten nach sich ziehen. Es ist neuerdings viel zu wenig beachtet worden, daß gerade die Einheitlichkeit und Ähnlichkeit der Dächer in Neigung, Farbton, Maßstab und Einzelheiten selbst das bunteste Bild alter, geschichtlich gewordener Stadtbilder fest zusammenhält.

Das flache Dach mit Pappdeckung wird trotz einiger bemerkenswerter Versuche (vgl. u. a. Entwürfe von Peter Behrens und ältere Bestrebungen des Reichsverbandes zur Förderung

Digitized by Google

der sparsamen Bauweise) im allgemeinen selbst für das bescheidenste Kleinhaus nicht empfehlen, sobald es sich über den Barackenbau von kürzerer Lebensdauer erhebt. Selbstverständlich ist das flache Dach, das sich z. B. für Industrieanlagen in jeder Weise bewährt, auch für Einzelbaulichkeiten ästhetisch durchaus lösbar, wenn auch sein Gebrauch im Rahmen eines Städtebildes mit Steildächern mit gutem Recht auf untergeordnete Anbauten beschränkt wird. Aber gerade beim Kleinhaus ist der Querschnitt mit Steildach deshalb so empfehlenswert. Er läßt den allmählichen Ausbau des Bodenraums über die meist von Anfang an vorgesehenen Giebelstuben hinaus zu; jeder Winkel in ihm ist ausnutzbar. Die flache Decke des Dachs unmittelbar über den Erdgeschoßräumen ist dagegen unhygienisch. Ein flaches Dach über sog. Drempelkonstruktion, niedrigem Mauerwerk über dem Erdgeschoß, bringt weder in Herstellungskosten noch Nutzung irgend einen ersichtlichen Vorteil. In gleicher Weise empfiehlt sich auch das flache Dach nicht für Stall- und Scheunenteil des Kleingehöfts, ganz abgesehen von der zerstörenden Wirkung, die sein Gebrauch auf das einheitliche Aussehen der Anlage hervorrufen würde.

Obwohl alle diese Angaben rein technischer Natur sind, mußten sie als Elementarbegriffe von jedem denkenden Laien mit Bewußtsein aufgenommen werden. Die „gute alte Zeit", die häßliche, unwirtschaftliche und unsoziale Bauten kaum kannte, wie sie in der Gegenwart leider fast die Regel geworden sind, weil Bürger und Bauer, Reicher und Armer, Handwerker und Architekt, man kann nicht etwa sagen bewußt erkannten, was praktisch und gut bauen heißt, aber in ihrem Leben und Weben mitten in einer natürlichen Baukultur standen. Der Deutsche der Gegenwart, der mehr und mehr lernen will, sein Schicksal in die Hand zu nehmen, kann nun in diesen Dingen nicht warten, bis eine vielleicht und zufällig günstige Entwicklung ihm wieder einmal gute Werte der sichtbaren Kultur, namentlich für seine Wohnungen und Siedlungen, in den Schoß wirft. Er muß selbst zur Gesundung beitragen durch das Erkennen der richtigen Voraussetzungen einer guten Baugesinnung, durch entsprechende Forderungen und sinnvolle Einschränkungen seiner Wünsche und durch ein williges Sicheinfügen in einen großzügigen Entwicklungsgedanken.

Auch die weiteren Ausführungsweisen der technischen Einzelheiten des Kleinhauses sind an die Landschaft und die ihr entsprechende Individualisierung des Handwerks gebunden. Um nur ein hauptsächliches Beispiel herauszugreifen, so richtet sich die Anwendung nach außen oder nach innen aufschlagender Fenster, in sog. Blockzarge bündig mit der Außenfläche oder vertieft hinter einen Mauerverschlag in Blendrahmen gesetzt, nach klimatisch und sonstwie begründeten Eigenheiten der einzelnen Gegenden. Freistehende Kleinhäuser in Ostpreußen und in Niederbayern aus alter Zeit, auch für heute noch vorbildlicher Art, unterscheiden sich in der ganzen körperlichen Bildung der Umfassungsmauern und des Daches bei allergrößter, geradezu klassischer Einfachheit im großen in nichts und sind doch Fenstergrößen, auch in Rücksicht auf die verschiedene Stärke des Tageslichtes und durch Fensterart, durch stärkere, ganz simple Gesimsbildung im Norden wegen der schwereren Deckung und feinere Gliederung bei leichterem Behang im Süden, durch weitere, geschichtlich und sachlich begründete Einzelheiten so trefflich gegensätzliche Vertreter verschiedener Landstriche und ihrer Gewohnheiten, daß wohl kaum einer unserer besten Architekten mit einem seiner liebevollsten Entwürfe sie zu erreichen vermocht hat. Das kann auch gar nicht anders sein, bis sich nicht unsere Baukunst wieder auf einer ebenso sicheren Überlieferung unter bescheidenem Zurücktreten der Einzelleistung wieder aufbaut.

Die Typisierungsbestrebungen des sog. Normenausschusses der deutschen Industrie, aus der Not der Zeit geboren und auf eine planvolle Vereinheitlichung der Bauteile und der Kleinhaustypen ausgehend, gründen sich denn auch sinngemäß auf die unterschiedlichen und nicht verwischbaren Merkmale der einzelnen Gegenden auf. Beim richtigen Herausschälen dieser Eigenheiten, soweit sie verdienen, lebendig erhalten zu werden, schützen einerseits vor der

Digitized by Google

Gefahr des toten Schemas und andrerseits vor der vielleicht viel größeren Gefahr neuer willkürlicher und unwirtschaftlicher Erfindungen. So gilt das gleiche auch von den Haustypen bis zur Durchbildung der einzelnen Räume, ihrer Beziehungen zueinander, der Anordnung der Öffnungen, der Wirtschaftsteile, der Gehöftbildung bei landwirtschaftlichen Anlagen, der Gruppierung der freistehenden Einzel- oder Doppelhäuser, der Reihenhäuser, der Straßen- und Garten- und der ganzen Siedlungsbildungen. Auf die wesentlichen Anforderungen der Grundrißbildungen für städtische, halbländliche und ländliche Verhältnisse, des Aufbaus und der Konstruktion der Bauten hier näher einzugehen, verbietet der Raum. Grundsätzlich sei nur bemerkt, daß die im Westen beheimatete Wohnküche mehr und mehr an Beliebtheit gewinnt. Andrerseits wird die im Osten übliche kleine Kochküche sich nie ganz verdrängen lassen. Auch die ausgesprochene Flurküche als ergänzende Futter- bzw. Sommerküche hat für das Kleinhaus eine außerordentliche Bedeutung.

Der bisherige Bewohner der Mietwohnung im mehrgeschossigen Massenhaus wird sich erst sehr an das möglichst ebenerdige Wohnen (ohne Hochkeller), an die niedrigen Stockwerkshöhen, an die hohen Fensterbrüstungen und an manchen notwendigen Verzicht auf angeblichen „Komfort" gewöhnen müssen. Er muß es bewußt lernen, daß ihm mit diesen unentbehrlichen Zugeständnissen praktisch nichts verloren geht; er muß nur erst umlernen auf Wohnverhältnisse, die mit neuem Maßstab zu messen sind.

Selbstverständlich müssen die einzelnen Räume angemessene Grundfläche mit der Möglichkeit einer vernünftigen Stellung der Möbel haben. Am verkehrtesten sind die häufig erkennbaren Versuche, auf knapper Grundfläche zu viele Räumchen unterbringen zu wollen, von denen keiner ganz seinen Zweck zu erfüllen vermag.

Die Landesvereine für Heimatschutz in den einzelnen Provinzen und Bundesstaaten sollten in enger Fühlungnahme mit den berufenen baufachlichen Verbänden jetzt mit aller erdenklichen Sorgfalt und Mühe für ihre Wirkungsbereiche zu allen diesen Dingen die nötigen Feststellungen als unerläßliche und sicher führende Vorarbeiten für die praktischen Aufgaben des Kleinwohnungs- und Kleinsiedlungswesens vornehmen. Erst der Vergleich des Vorbildlichen aus alter Zeit mit den Forderungen der Zukunft, das Erkennen und Herausklären des Wesentlichen in seinen elementaren Grundlinien ermöglicht erfolgversprechende Arbeit, läßt die handwerklichen Kräfte an die richtige Stelle rücken und konzentriert die leider in viel zu geringem Maße vorhandenen künstlerischen Kräfte wirklich auf das Ganze und bewahrt sie vor Zersplitterung und den üblichen Irrwegen. Das würde bedeuten, daß diese Aufgaben mit einem Ruck aus dem leidigen Zustand des Experimentierens, der Banalitäten und der Übereigenarten herauskommen. Seien wir doch ehrlich in dem Bekenntnis, daß die Fülle der Industriesiedlungen aus den letzten Jahrzehnten und noch mehr die geringere Zahl der ländlichen Kleinsiedlungen nur weniges, für die Fülle der neuen Aufgaben Vorbildliches gebracht haben. Und es wird sich zeigen, daß die wirklich schon vorhandenen, wirtschaftlich und zugleich schönheitlich einwandfreien Leistungen, wenn auch meist unbewußt, schon diesen alten Geist weitergetragen hatten. Die bewußte Verbindung mit dem Alten ohne Altertümelei oder Schematismus wird den künstlerischen Wert durch die klare Erkenntnis der Forderungen über ihr gefühlsmäßiges Erfassen hinaus nur heben. Dadurch wird die künstlerische Leistung als solche in keiner Weise falsch beengt, wohl aber straffer in einen großen Kulturgedanken gebunden; und gerade darauf kommt es ja so sehr an!

Noch ein Wort zu den Siedlungsformen. Auch da ergeben sich bisher noch viel zu wenig beachtete Grundregeln, in erster Linie aus wirtschaftlichen Gründen, mit dem Ergebnis, daß von ihrem Befolgen auch die schönheitliche Wirkung hauptsächlich abhängt. Die Wahl des Siedlungsgeländes wird anders, als in alter Zeit, meist auf möglichst ebenes Gelände fallen. Sind nicht etwa schöne Baumgruppen oder einzelne schöne Bäume zu erhalten oder zu umgehen, so werden die Straßen meist gradlinig und so orientiert verlaufen, daß möglichst viel

Digitized by Google

Sonne in jedes Haus kommt, die Freiflächen in ganz klarer Grundform zu halten. Gewundene Straßen sollen sich natürlich etwa aus einem ansteigenden Gelände ergeben, kommen jedenfalls als künstlerische „Motive" nicht in Betracht. Die Lage zu Verkehrszentren und Verkehrsstraßen ist ausschlaggebend für die Wahl des Platzes, Durchgangsverkehr ist für Wohnstraßen und für kleine Anlagen im Ganzen auf alle Fälle zu vermeiden.

Die Aufteilung des Geländes für städtische bzw. gartenstadtmäßige oder ländliche Kleinsiedlungen ist grundverschieden, die Straßenbildung mit mehr oder minder großen Gärten unmittelbar beim Haus für erstere, die Zusammenfassung der Hof- und Gartenstellen um eine angerartige Straßenerweiterung, ev. bei Abtrennung des Ackerlandes für letztere gegeben. Die Straßenbefestigung, die Entwässerungsart der Häuser richtet sich ebenso nach dem Charakter der Siedlung. Streusiedlungen kommen unter rein ländlichen Verhältnissen nur bei sehr großer Landzulage in Betracht, wenn wirklich stichhaltige Gründe dafür vorliegen, daß jeder Anbau mitten auf seinem Grund und Boden wohnt. Es ist sehr bemerkenswert, daß z. B. Ostpreußen grundsätzlich zu geschlossenen Kleinsiedlungen genossenschaftlicher Art vor den Toren der kleinen Städte und selbst weiter ab von ihnen übergeht, obwohl diese Form der halbländlichen und ländlichen Siedlung bisher dort ganz unbekannt war. Der große Wert dieser Zusammenfassung für das soziale Leben liegt auf der Hand. Kleinsiedlungen am Rande größerer Städte nach dem Muster von Villenvororten und gar bei völlig aufgelockerter Bauweise auf einem Plan nach dem Muster geschlossener Städte und mit deren geschichtlich gewordenen „malerischen" Stadtbildern anlegen zu wollen, ist natürlich ein Unding. Da ist eine einfache Reihenhausbebauung meist das Gegebene.

Derartigen neuen Anlagen nach dem Vorbild alter Städte und Dörfer eine ausgesprochene „Silhouette" zu geben, wäre verfehlt, wo die Mittel zur Errichtung stark hervortretender Bauten stets beschränkt sein werden. Gleichwohl muß die Umrißlinie unter Einschluß des Grüns in den Gärten und auf den Verkehrswegen klar, harmonisch und möglichst ausdrucksvoll sein. Erst so tritt das Gebilde in richtige, gute Beziehung zur näheren und weiteren, städtebaulichen und landschaftlichen Umgebung.

Auf sehr wichtige Einzelheiten wie die der etwa vorzusehenden Vorgärten, ihre praktisch und schönheitlich angebrachte Tiefenabmessung, den damit zusammenhängenden Querschnitt der Straße und bei der Bepflanzung, ferner auf den richtigen Abstand der Gebäude, auf die einheitliche und gute Körperform der Gebäude und die Einheitlichkeit von Gebäudegruppen bei einzelnen Kleinsiedlungsgehöften in Material und Maßstab, auf den Baumwachs bei einzelnen Hofstellen, ihre Einfriedigung usw., kann hier nicht einmal andeutungsweise eingegangen werden. Bei all diesen Einzelfragen sind immer wieder die gleichen Gesichtspunkte der größten Klarheit und Einfachheit, des Ausgehens von den praktischen Anforderungen und den besonderen Verhältnissen der Landschaft von ausschlaggebender Bedeutung.

Offensichtlich wuchs schon vor dem Krieg von Jahr zu Jahr die Sehnsucht nach einem Wiedererwachen der deutschen Kultur, gar einer neuen Blüte, wenn die Verhältnisse der Gegenwart eine solche überhaupt noch zulassen können. Durch das Leid des langen Krieges und das noch größere des auf ihn gefolgten Zusammenbruchs ist der Boden für neue gute Saat empfänglich gemacht. Sie muß allerdings keimkräftig sein, um sich durch all das Unkraut durchzukämpfen, das so den Boden vorher noch nie verpestet hat.

Werden Bedeutung und Umfang der Kleinwohnungs- und Kleinsiedlungsaufgaben jetzt nach ihrer kulturellen Seite, von der sozialen untrennbar und für sie so überaus wichtig, voll erkannt, dann geraten damit grundlegende Entwicklungsfragen der gesamten Baukunst in energischen, ja in entscheidenden Fluß. Nötige Reformen der Baupolizei und der Baugesetzgebung, viele Probleme der Plangestaltung, Bebauung und Erweiterung der Städte, der Wohnungsaufsicht, der Bauberatung, der Erziehung des Nachwuchses im Bauhandwerk und der beamteten und freien Architektenschaft, der Neubelebung und Befruchtung der ver-

Digitized by Google

nachlässigten Handwerksarbeit sowie der Veredelung oft falschbewerteter Maschinenarbeit usw. werden mit in diesen frischen und mächtigen Strom gezogen. Mit einem Mal würde sich für viele Dinge, die bis heute einseitig und kleinlich beurteilt wurden, der richtige Maßstab und das ihnen allen gleiche, große Ziel deutlich zeigen. Das ist alles aber nur möglich, wenn sich Deutschlands dringlichste Kulturarbeit, diese Fürsorge für gute Kleinwohnungen in Stadt und Land, auf den klaren und natürlichen Grundlagen der angedeuteten Art aufbaut.

Dr.-Ing. Lindner

Im Winter des Lebens

Zu seinem 80. Geburtstage hat uns der alte Hans Thoma ein wunderschönes Buch geschenkt. „Der Winter des Lebens" ist es überschrieben und umfaßt gesammelte Erinnerungen aus acht Jahrzehnten (Jena, Eugen Diederichs; 8 M, geb. 13 M). „Sich erinnern, erzählen, auch ein wenig fabulieren darf doch das Alter — die Kinder hören es gerne, diese Zuversicht muß das Alter haben, sonst schweigt es und setzt sich still auf die Ofenbank und zwirbelt die Daumen übereinander." Wir freuen uns alle wie Kinder, wenn er erzählt, und weisen mit ihm Frau Sorge zurecht, die ihn von diesem Tun abhalten will. Er ist ein köstlicher Plauderer, der Alte. Es geht ihm gar nichts verloren auf dem Wege vom Munde zur Feder, weil er so gar nicht Schriftsteller sein will.

Vor zehn Jahren gab uns Thoma schon einmal ein Erinnerungsbuch: „Im Herbste des Lebens". Beide bestehen gut nebeneinander. Das neue Buch gibt mehr Einzeldaten des Lebensganges, und die allgemeinen Betrachtungen, die der Alte gern einschiebt, gehen auf Weltlauf und mehr philosophische Weltanschauungsfragen, während sie im früheren Buche durchweg der Kunst galten. Besonders schön ist die Kinderzeit geschildert. In den mütterlichen Verwandten und der Mutter selbst tritt eine Reihe wundervoll gesehener und meisterhaft gestalteter Menschen vor uns, die einem unvergeßlich werden, zumal da Thoma ihre von ihm gezeichneten und gemalten Bildnisse beigibt. Da ist die Einheit gewonnen mit Holbein und Dürer.

Anläßlich der Erwähnung des Bildchens „Agathe am Nähtisch mit Blumenstrauß", das jetzt im Thomamuseum hängt, gibt Thoma eine „Kritik", die für seine ganze Art erhellend wirkt und darum hier Platz finden soll (S. 49): „Es ist ein Bildchen, das tiefen Frieden atmet, es ist die Kunst der Malerei darin, die nicht nach Bewegung und Unruhe strebt, sondern die durch Schauen das Geheimnis der Stille des Seins erfaßt; daß die Lebensunruhe, die Misere des Geschickes, nie Einfluß gewonnen hat auf meine Malerei, das hat mich aus all den Gefährlichkeiten, die das Leben für mich brachte, gerettet. Fast immer, wenn ich malte, kam dies reine Schauen, das frei ist von den Begebenheiten, von den Begehrlichkeiten, losgelöst von dem Wirbel von Ursache und Wirkung. Es war die Ruhe, welche die Kunst geben kann, welche die Oberhand bekommt über alle Widerwärtigkeiten, die mir auf dem Lebenswege zugestoßen sind. Das Feuer des Lebens, das in mir ja auch lebhaft gebrannt hat, konnte ich immer eindämmen und dazu benutzen, meine stillen Bilder zu gestalten. So war meine Arbeitskraft bei allem Mißgeschick doch unverwüstlich. Es ist mir, als ob zwei Seelen in mir gewaltet hätten, eine, die unter dem widrigen Geschick litt und mit ihm kämpfen mußte, wenn sie nicht vernichtet werden wollte, und eine ruhige, aufbauende, welche von Äußerlichkeiten nicht berührt wurde. Dieser Seelenzwiespalt ist wohl bei jedem Menschen, nur äußert er sich besonders deutlich beim schaffenden Künstler."

Auch das andere Wort wollen wir uns merken: „Ich hatte doch von jeher die Gabe oder auch den Fehler, daß mir jede Landschaft gefiel, wo ich mich gerade befand" (S. 71).

Digitized by Google

Zum Schluß sei auch noch ein merkwürdiger Fall geistiger Willensübertragung verzeichnet (S. 38). Im Winter 1864 gab Thoma Kindern in ein paar Familien Zeichenunterricht. „Ich erinnere mich an ein etwa 13jähriges Mädchen, die zeichnete unter meiner Anleitung die Porträts ihrer zwei jüngeren Brüder, und ich war höchst überrascht, daß sie die Zeichnungen ganz genau so machte, als ob ich sie gemacht hätte. Das Kind hatte vorher nicht gezeichnet. Ich hatte an der Zeichnung nichts gemacht, nur etwa die Größe angegeben. Ich stand hinter der Zeichnerin, und wie ich dachte, so sah und machte sie das Bild, es war mir, als ob ich unsichtbar die fremde Hand führte, als ob sie ein Werkzeug meines Willens wäre. Man hätte dann die fertigen Bilder ganz gut für Zeichnungen von mir ausgeben können. Das, was das Kind sonst für sich zeichnete, war nichts anderes als das, was Mädchen in ihrem Alter zeichnen können. Ich zweifle nicht daran, daß hier ein Fall der geheimnisvollen direkten Beeinflussung vorlag."

Möchte das Buch, das auch ein Selbstbildnis des achtzigjährigen Thoma enthält, in recht viele deutsche Häuser kommen. Es weht etwas von ewigem Frühling aus diesen Winterblättern eines fruchtschweren Lebensbaumes. K. St.

Das Problem Max Reger

Am Eingang der Berliner Konzertzeit, die dieses Jahr besonders früh und gleich mit unerhörter Heftigkeit einsetzte, stand eine „Max-Reger-Woche". Es muß zunächst gesagt werden, daß ihre äußere Aufmachung verfehlt war; ihre inneren Werte konnten dem gesteckten Ziele nicht im gewünschten Maße dienen, weil dem Unternehmen die hohe Sachlichkeit fehlte. Es sollte weniger Max Reger selber ein Dienst geleistet werden, als einem seiner Verleger; so wurden nur Werke in die Programme eingestellt, die im Verlage von Bote & Bock erschienen sind. Dadurch kam das Orchesterkonzert um die eigentlichen Orchesterwerke, und im Kirchenkonzert wurden nebensächliche Dinge aufgeführt, die zu einer so großen Veranstaltung gar nicht gehören, wie die Bearbeitung zweier geistlicher Lieder von Hugo Wolf für Männerchor durch Max Reger. Wie im Orchesterkonzert das Spiel des Geigers Busch, war in der Kirche der Orgelvortrag Fritz Heitmanns der eigentliche künstlerische Gewinn. Es war wohl auch ein Einfall des Verlegers, mehr oder meist minder sachliche Biographien aller Mitwirkenden in die Programmbücher einzuschmuggeln. Wir wollen hoffen, daß dieses Beispiel keine Nachahmung findet: an Personenkultus der Produzierenden haben wir ohnehin schon genug. Anerkennung verdient dagegen die den Programmbüchern beigegebene Würdigung der künstlerischen Persönlichkeit Max Regers.

In dieser heißt es gleich zu Beginn: „Regers musikalische Ausbildung ging von Bach aus und war nur auf reinstes Musikertum eingestellt, ohne jede Seitenblicke auf Literarisches. Reger wurde so von selbst zum Quell aller Musikweisheit hingeleitet, die Musik um der Musik willen, nicht um dessenwillen, was man mit ihr ausdrücken kann, zu betrachten." Das scheint einfach und klar und birgt doch in sich einen unlösbaren Zwiespalt.

Ähnlich wie in der Malerei während der Periode des Impressionismus ein grober Unfug mit den Worten „literarisch" und „Malen um des Malens willen" getrieben wurde, werden auch hier ganz verschiedene Dinge vermengt. Man bringt ein Äußeres mit dem tiefsten Inneren zusammen und verwirft beides, weil jenes äußerlich werden kann. Gewiß sind unendlich viele Bilder gemalt worden, die lediglich von Gnaden des in ihnen dargestellten Vorgangs Eindruck zu machen vermögen. Ob dieser Vorgang der Geschichte, der Sage, einem Literaturwerke oder dem wirklichen, vom Maler selbst gesehenen Leben entnommen wird, ist vollständig belanglos. Entscheidend sind lediglich die Erlebenskraft des Künstlers einerseits,

Digitized by Google

andererseits die Fähigkeit, sein Erlebnis zu gestalten. Wenn in Tausenden von Fällen diese beiden Fähigkeiten im Künstler gering waren und er äußerlich blieb, ist damit die Berechtigung, aus dem geistigen und seelischen Phantasieerleben heraus malerisch zu gestalten, durchaus nicht bestreitbar. Wir haben es ja nun auch erlebt, daß der Impressionismus vom Expressionismus abgelöst worden ist, der ganz auf diese innere Erlebensfähigkeit eingestellt ist.

Viel schlimmer noch als in der Malerei wird die ästhetische Verwirrung in der oben angeführten Übertragung dieser Unterscheidung auf die Musik. Man wird der Verurteilung einer äußerlichen Programm-Musik, gleichgültig ob das Programm der Literatur oder irgend einem anderen Stoffkreise entnommen ist, ohne weiteres zustimmen; es ist aber geradezu ungeheuerlich, damit die Ausdrucks-Musik zu verwechseln. Der Verfasser des Aufsatzes straft übrigens sich selber Lügen, wenn er in späteren Abschnitten und vor allem in den Einführungen zu den einzelnen Werken uns Bilder aus der Ausdruckswelt Regers entrollt.

Immerhin liegt hier in der Tat das Problem Max Reger: Musik als Form oder Musik als Ausdruck. Wir sind heute wohl schon wieder ziemlich weit auf dem Wege zur Schätzung der Form vorgeschritten, aber wie ich glaube und hoffe, doch nicht aus formalistischen, sondern aus geistigen Gründen. Es ist doch klar, daß jede Form, wenn sie überhaupt künstlerisch sein soll, nicht aus dem äußeren Spiel mit den sinnlichen Formelementen einer Kunst entsteht, sondern aus dem von einem inneren Erleben des Künstlers gegebenen Zweck. Darin liegt jedenfalls der Unterschied zwischen dem lediglich einem unklaren Betätigungsdrang entspringenden Spiel des Kindes und dem aus der Überfülle herauswachsenden Gestaltungsdrang des Künstlers. Alle Gestaltung aber ist Ausdruck eines im Künstler chaotisch, d. h. noch ungeordnet waltenden Dranges, und die Form ist die Ordnung dieses Ausdrucks. Es ist also jede Form selbst Ausdruck, und ideal genommen ist jede Form auch nur ein einziges Mal da, muß jedesmal bei jedem Gestaltungsprozeß neu entstehen.

Doch ist der Künstler ja nicht nur Subjektivist, er ist auch, ja vor allem, Glied einer Gemeinschaft. Im naturgegebenen Verhältnis lebt er nicht ein ihm allein eigenes Leben, sondern er lebt das Leben der Gemeinschaft in besonders gesteigertem Maße. Wenn er also sich ausdrückt, wenn es ihm gelingt, das in ihm wühlende Chaos ordnend zu gestalten, so gestaltet er damit das Erleben der Gesamtheit. In dem Falle, in dem die Gesamtheit in der Schöpfung des Künstlers diese Gestaltung ihres Innenlebens erkennt und anerkennt, ist die einmalige Gestaltung zu einer „Form" erhoben, die letzterdings nichts anderes ist als ein anerkanntes Verständigungsmittel. Auf diesem Verhältnis beruht einerseits die Anerkennung des Künstlers als Priester, als geistiger und seelischer Führer, und andererseits das Wesen des Stils, dieser höchsten Kundgebung des Formgedankens.

Es ist selbstverständlich, daß auf diesem Wege die Form eigene Lebenswerte bekommt, genau wie die Sprache. Und es kommt auch dahin, daß, gleichwie es Dichter gibt, für die (nach Goethes Ausspruch) die Sprache dichtet, es Maler und vor allem Architekten und Musiker gibt, für die die gegebene Form die eigentliche künstlerische Gestaltungsarbeit geleistet hat. Das sind aber eben dann keine großen, keine wahrhaft schöpferischen Künstler. Für diese wird die Form immer „Ausdruck" bleiben, und es ist ja auch Tatsache, die allerdings viel schärfer gefühlt wird, als geistig analysieren läßt, daß unter der Hand dieser Großen auch die ältesten und feststehendsten Formen das Gepräge einer persönlichen Neubelebung erhalten.

Dieses einfache Verhältnis zur Form ist weniger durch die rein künstlerische Entwicklung zerstört worden, als infolge des Herauslösens des Künstlers aus der Gemeinschaft. Darum ist auch in keinem andern Lande dieser Bruch so tief und stark, wie in Deutschland, wo durch die gesamten geschichtlichen und politischen Verhältnisse das einheitliche Volksbewußtsein zertrümmert worden ist und die neuere Kunstentwicklung einseitig vom Willen der Künstler bestimmt wurde und sich als Lebensbetätigung der einzelnen gegen die Gesamtheit vollzog. Da mußten einerseits die überkommenen Formen erstarren, andererseits fehlte das Bedürfnis

Digitized by Google

zu klar gestalteten neuen Formen, die wieder die Bedeutung allgemein anerkannter, weil von der Gesamtheit mitgefühlter und darum verstandener Symbole gewonnen hätten. Wo es den Künstler in seinem sozialen Mitteilungsbedürfnis zur Gestaltung einer von der Allgemeinheit zu verstehenden Form drängt, da ergibt sich ihm als Gesetz die von Hans Sachs dem jungen Walter Stolzing gegebene „Regel“: „Du stellst sie dir und folgst ihr dann.“

Die bereits festgefügten und anerkannten Formen gewinnen nun eine andere Bedeutung. Sie werden zu einer Art Rettung gegen das auseinanderfließende, das haltlose und in verwildertem Subjektivismus davonlaufende Empfinden. Johannes Brahms ist hier die bezeichnendste Erscheinung. Im bewußten Gegensatz zu den ihm wahlverwandten Romantikern ergreift er möglichst streng gestaltete Formen, um seinem Gefühl den zwingenden Halt zu geben. Die Form wird ihm ein Mittel gegen schrankenlosen Subjektivismus, sie bietet ihm die Verständigungsgrundlage mit der Gesamtheit. Wir haben also auch bei ihm ein geistiges und seelisches Verhältnis zur Form, wenn es auch nicht von der urschöpferischen Art ist, bei der die Form erst als Folge eintreten könnte.

In der Tat ist Max Reger die Form zeitlebens Bedürfnis gewesen. Und zwar war sie ihm nicht, wie einem Johannes Brahms, Zwang und Rettung gegen die Fülle des Geistigen, sondern sie war ihm gewissermaßen die Musik selbst. Das war nur möglich bei einer eigenartigen Ungeistigkeit — das Wort ohne üblen Beigeschmack verstanden — seines Verhältnisses zur Musik. Diese offenbart sich auch überall dort, wo Reger Worte vertont. Es fehlt ihm offenbar jede poetische Vorstellungskraft. Der Aufsatz des Programmbuches stellt Regers Lieder in Gegensatz zu denen Hugo Wolfs: „Wolfs musikalische Logik ist die des Gedichtes; er läßt dessen tieferen Sinn Musik werden. Regers Logik aber ist in erster Linie die des Musikers. Bei Wolf wird die Musik zum Gedicht, bei Reger das Gedicht zu einem Musikstück.“ Es ist bloß nicht zu verstehen, weshalb ein Musiker zu einem Gedichte greift, wenn er ein reines Musikstück schreiben will. Ich finde doch, daß man bei Reger fast überall, selbst bei jenen Liedern, in denen Text und Musik gut zusammengehen, von einem Mangel des Erlebens sprechen muß. Deshalb fehlt auch die eigentliche Anschauungskraft. Sehr bezeichnend dafür ist z. B. der „Römische Triumphgesang“ für Männerchor und Orchester, der die Begrüßung des heimkehrenden Siegers durch eine tausendköpfige Volksmenge bietet. Während sich Reger sonst fast immer in einer vielverzweigten Polyphonie bewegt, schrieb er hier einen ganz homophonen Satz, wo doch jede wirkliche Vorstellung des Vorganges — die tausendköpfige Menge und ihr ungeordnetes Geschrei — die Polyphonie gebot. Solcher Beispiele ließen sich Dutzende beibringen. Am Ende des hundertsten Psalmes blasen in das ungeheure Tongewoge des in allen seinen Kräften entfesselten Orchesters und Chores die Posaunen noch den Choral „Eine feste Burg“ hinein. Es ist gar keine geistige Beziehung zwischen dem Text des Psalmes und dem des Chorals. Es wird eben einfach noch eine neue musikalische Form auf die andere hinaufgetürmt.

Musik um der Musik willen, Musikantentum! Das könnte ein Heil sein als Gegengewicht gegen die „literarischen“ Richtungen unserer zeitgenössischen Musik. Das Urelement der reinen Musik aber ist die Melodie, die Keimzelle des musikalischen Schaffens ist die Erfindung eines solchen Melodiekerns. Alle jene Musiker, die man als Vertreter der Musik um der Musik willen anrufen könnte, sind ausgezeichnet durch ihre Erfinderkraft für Themen. Reger geht diese ganz ab. Seine Größe liegt ausschließlich in der Bearbeitung. Er ist kein Erfinder, sondern ein Finder von Möglichkeiten, ein Gegebenes zu verarbeiten. Er leistet darin Erstaunliches. Aber ich meine doch, das Urtümlichste musikalischen Schöpfens werde davon nicht berührt.

An sich müßte nun eine derartige formale Künstlererscheinung einfach wirken. Bei Reger wird der Fall verwickelt dadurch, daß seine Aufnahmefähigkeit für alles Formale sich auch auf jene Musikmittel erstreckte, die im Grunde aus dem Verlangen der Musik nach poetischem Ausdruck erwachsen waren: der Aufhebung der Tonalität nämlich, einer unendlichen Modu-

Digitized by Google

lation und der gesteigerten Chromatik. Alle diese ihrem Wesen nach formauflösenden Mittel können nur im Zwang des poetischen Ausdrucks innerlich gerechtfertigt werden. Sieht man sie rein formal an und zwingt sie infolgedessen mit den urmusikalischen, ihrer innersten Natur nach auf klare Linienführung und Architektonik gerichteten Formen zusammen, so muß sich ein Zwiespalt ergeben, der auch als Form schließlich quälerisch wirkt. Es wird dann ein straffer Rahmen gespannt, innerhalb dessen sich alles zu einem haltlosen Gemengsel durcheinanderschiebt. Die Empfindung wird dabei immer mehr ausgeschaltet. Es entstehen günstigenfalls Stimmungen. Man kann bei Reger einige Typen solcher Stimmungen aufstellen: die in schwerfälliger Lustigkeit tappenden Scherzi, das grau in grau verlaufende schwermütige Adagio und ein in Massen wühlendes, diese aufeinandertürmendes Allegro der Eckſätze, das leider weniger von gesunder Kraftbetätigung als von aufgepeitschter Erregtheit kündet.

Trotz und auch wegen der ungeheuren Masse des Regerschen Musikschaffens hätte ich bei ihm das Gefühl, daß die Anregungsquelle, der Antrieb zu diesem Schaffen, außer ihm, und zwar in der musikalischen Form gelegen habe, wenn ich nicht Reger am Klavier gesehen hätte. Da waren zwei Gegensätze, die beide das Gemeinsame hatten, daß der Spieler mit dem Instrument zu einer Einheit verwuchs, wie ich es sonst gerade beim Klavierspiel nie empfunden habe. Bald reckte er sich empor und warf sich wie ein springendes Raubtier auf das Instrument, und in einem Fortissimo von unbegrenzter Gewalt entluden sich Akkordmassen und entwickelten sich, wie in verschiedenfarbigen Quadern gegeneinander aufgetürmt, leuchtend klar die zu einem Ganzen zusammengezwungenen Stimmen. Dann brach plötzlich dieser Sturm ab; es war, als wüchse der Mann in sein Instrument hinein, aus einem leisen Piano entwickelte sich ein noch leiseres; nie wieder habe ich so die Empfindung gehabt, daß einer mit der Musik selbst heimlichste Zwiesprache führe.

Zwiespältig bleibt mein Empfinden Reger gegenüber. Es wird mir bei seinen Kompositionen nicht warm, so schön manche Einzelheiten erscheinen. Es ist, als ob ein Kunstwollen vergangener Zeiten gewaltsam in die Gegenwart verpflanzt sei. Der Träger dieses Willens vermag sich natürlich den Einflüssen seiner Zeit nicht zu entziehen, andererseits sich auch nicht in die geistigen und seelischen Voraussetzungen der Vergangenheit einzuleben, der die von ihm ergriffenen Kunstformen wirklicher Lebensausdruck waren.

Karl Storck

Zu den Kunstbeilagen

Das Rembrandt-Bildnis an der Spitze des Heftes erinnert an den 250. Todestag des Meisters († 8. Oktober 1669). Diese Altersbildnisse erschüttern einen mit den Jahren immer tiefer. Der Menschheit ganzer Jammer und doch auch des Edelmenschen unverwüstbare Gottverwandtschaft sind in ihnen einen einzigartigen Bund eingegangen. Was muß in Rembrandts Seele vorgegangen sein, wenn er so aus den eigenen Zügen Menschenschicksal herauslas?! —

Die Holzschnittfolge „Auch ein Totentanz", in der Alfred Rethel seine Eindrücke von den Ausschreitungen der badischen Revolution niederlegte, ist leider so „aktuell" geworden, daß die beiden hier wiedergegebenen Blätter einer weiteren Erklärung nicht bedürfen. Nur darauf sei im Vergleich mit Arbeiten des heutigen Expressionismus hingewiesen, daß auch die stärkste Erregtheit vom beherrschend über den Vorgängen stehenden Künstler viel überzeugender dargestellt wird, als vom leidenschafttrunkenen. Uns andere aber geht es nichts an, daß der Künstler erregt ist, sondern daß die Erregtheit des Dargestellten sich mitteilt. St.

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Die Schicksalsfrage im Baltikum · Erst eine neue geistige Verfassung · Herzensfrage oder Magenfrage? · Ahasvers Erbe

In wüstem Parteigezänk, in lächerlichem Kleinkram, utopistischem Phrasengeschwafel, in allen nur denkbaren Unrealitäten geht jeder klare politische Gedanke unter, verwischt sich jede aus dem Dunkel auftauchende aufwärts weisende Linie. Von solcher Geistesverfassung ist freilich nicht zu erwarten, daß sie für das weltpolitische Problem, das sich im Baltikum aufrollt, auch nur das nötige Begriffsvermögen für sein Wesen als solches, als Schicksalsfrage erster Ordnung für die Zukunft des deutschen Volkes aufbringt. Es geht, ihr lieben Leute, Abhängige oder Unabhängige, wirklich nicht darum, ob der General von der Goltz sich mehr oder weniger unbeliebt bei den Engländern und bei — euch gemacht hat, ob die deutschen Truppen in Kurland eure Thrönlein von Osten her bedrohen oder gar einen Kaiser wieder auf den Thron setzen wollen. „Was sich heute auf diesem Boden abspielt" — so laßt euch von Professor Dr. Schiemann in der „Täglichen Rundschau" belehren — „greift tief ein in die Entwicklung all der Staaten, die dort um einen bestimmenden Einfluß ringen oder gerungen haben. Sicher ist nur das eine, daß es ephemere Bildungen sind, die jetzt als estnischer Staat oder als Latwija in erborgter Löwenhaut eine zugleich brutale und unglaublich lächerliche Rolle spielen. Es ist nicht daran zu denken, daß sie aus eigener Kraft zu einem geordneten Staatswesen auswachsen. Sie werden niemals mehr sein als Werkzeuge anderer, und sind heute nur eines der Mittel, durch welche die Entente trotz des Friedensschlusses ihren Krieg gegen Deutschland fortsetzt. Offenbar wird das bei uns noch nicht begriffen.

Jetzt endlich, nachdem es bereits zu spät ist, erwacht in Deutschland ein allgemeines Interesse an Kurland infolge der politischen Skandalaffäre, die sich dort abspielt, und in der die deutsche Regierung und die Entente eine gleich lächerliche Rolle spielen. Es ist aber Zeit, daß dem deutschen Volke gesagt wird, was dort vorgeht, denn es handelt sich in der Tat um eine wichtige Zukunfts- und Lebensfrage, die dort entschieden wird. Alle von der Entente für die Räumung Lettlands angeführten Gründe, soweit sie eine Befreiung dieser neu gebildeten, stark bolschewistisch gefärbten Randstaaten vom deutschen Militarismus vorführen, sind eitel Lüge. Es handelt sich um eine weitangelegte politische Aktion Englands, in welcher die Befreiung der Letten und Esten ein den Engländern ebenso gleichgültiger Faktor ist wie die Wiederherstellung geordneter

Digitized by Google

Zustände in Rußland. Was England verhindern will, ist eine politische Verständigung zwischen Deutschland und Rußland, die zu einem Wiedererstarken Deutschlands führen könnte. Es hat zugleich ein lebhaftes Bewußtsein davon, daß die Staaten der Entente, England nicht ausgeschlossen, vor einer schweren inneren Krisis stehen, deren Ausgang nicht abzusehen ist. Ebenso glaubt England, daß der Bolschewismus in Rußland unmittelbar vor dem Zusammenbruch steht, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach eine neue russische Monarchie sie ablösen wird, die sich auf die breiten bürgerlichen und bäuerlichen Massen stützen wird, die der blutigen Herrschaft der Sowjetregierung gründlich überdrüssig sind. Ehe dieser Augenblick eintritt, will nun die Entente jede Verbindung zwischen Rußland und Deutschland zerrissen haben, wobei die russischen Ostseeprovinzen ihr als die gefährlichste Straße zur Herstellung jener gefürchteten deutsch-russischen Verständigung gelten. Sie möchte am liebsten den letzten deutschen Blutstropfen aus dem Körper dieser Provinzen verschwinden sehen. Für die blutigen Orgien, die der lettische und estnische Bolschewismus feierten, für die bestialische Ermordung ungezählter deutscher Männer, Frauen und Kinder, hat man im hohen Rat der Entente kein menschliches Mitgefühl. Lieber den Bolschewismus, als deutschen Einfluß im Baltikum! So argumentiert die blasse Furcht vor den notwendigen Folgen des wahnwitzigen Friedens von Versailles.

Nun hat aber unter dem Druck der Verhältnisse, trotz aller Abmachungen der deutschen Regierung, sich nicht verhindern lassen, daß Deutsche und Russen vereint gegen die Entente-Bolschewisten kämpfen. Denn wie sollte das entwaffnete Deutschland eingreifen und eine Truppe zurückziehen können, die den Gehorsam versagt und sich selbständig fühlt, wie einst die Heerhaufen des Dreißigjährigen Krieges? Die Entente aber ist nicht mehr in der Lage, ihrem Willen dort im Osten Geltung zu verschaffen. Sie hat die Brigade nicht mehr zur Verfügung, durch die sie von Riga aus ihren Willen dem Lande aufzwingen könnte. Wie vor einem Jahr vermag sie heute nicht auch nur eine Brigade Freiwilliger dorthin zu schicken. Ihre Soldaten gehen nicht mehr in den Krieg, und deshalb, nicht weil das Mittel wirksamer wäre, greift sie aufs neue zur Drohung, Deutschland zu blockieren. Wir glauben aber, daß auch dieses fluchwürdige Mittel sich bei erneuter Anwendung schließlich gegen seine Urheber wenden wird. Die Länder der Entente brauchen den deutschen Handel, und 60 Millionen Deutscher verhungern zu lassen, ist zwar nach den Proben von der Humanität der Entente, die wir kennengelernt haben, als Absicht nicht ausgeschlossen, in der Praxis aber ein gefährliches Mittel, das zu verzweifelten Entschlüssen führen könnte. Wir sagen uns zudem, daß, wenn heute die Entente wegen der Räumungsfrage mit Blockade droht, sie morgen jeden anderen, an den Haaren herbeigezogenen Vorwand zum Anlaß für ihre Hungerkur nehmen könnte. Die Unerfüllbarkeit des Friedensvertrages kann ihr dafür allezeit als Beweggrund dienen. Es ist an sich ein wahnsinniger Gedanke, Deutschland dauernd von jedem Verkehr mit Rußland abzuschließen und unverzeihlich, daß unsere Regierung vor den dahingehenden Forderungen immer aufs neue kapituliert. Ein Unding ist aber, uns zu verbieten, mit einem wiedererstarkten Rußland in Freundschaft zu

Digitized by Google

leben. Das Ziel unserer Politik muß sein, den Weg dazu einzuschlagen, nicht den anderen, der uns im Osten ein feindliches Rußland bereiten will.

Es ist aber kein Geheimnis, daß England — und England ist heute gleich Entente und gleich Völkerbund zu setzen — ebensowenig ein wiedererstarktes Rußland wie ein gesundes Deutschland haben will. Sollte es aber nicht zur Einsicht kommen, daß es sich noch alle Zeit gestraft hat, die vitalen Interessen anderer Nationen als nicht existierend zu behandeln? Man kolportiert hier den Ausspruch eines englischen Generals, der einem deutschfreundlichen neutralen Diplomaten gesagt haben solle: ‚Vergessen Sie nicht, daß Deutschland kapituliert hat und nicht besiegt worden ist.' Das deutsche Volk hat alle Ursache, sich dieses englische Bekenntnis ebenfalls stets gewärtig zu halten."

* * *

Es fehlt dem Deutschen das Vertrauen zu sich selbst, zu seinem nationalpolitischen Können. Der ohnehin schon zurückgebliebene politische Trieb in ihm ist während der vierzigjährigen Friedenszeit, die er allein der Meisterschaft eines Einzigen, Bismarcks, verdankte, vollends verkümmert. Der Begriff Politik ging ihm in den wirtschaftlichen Interessen auf, war zum mindesten von diesen begrenzt und bestimmt. Wo er „Politik" sagte, da meinte er Geschäftemachen. „Seitdem mit der Reichsgründung", so weist Professor Fritz Hartung in den „Grenzboten" diese Zusammenhänge auf, „dem deutschen Volke die politische Aufgabe, an deren Lösung es sich zwei Menschenalter hindurch abgemüht hatte, erfüllt schien, hat es uns an klaren politischen Zielen, überhaupt an politischem Interesse gefehlt. Voll Stolz darauf, daß wir es so herrlich weit gebracht hatten, voll Vertrauen darauf, daß die Regierung wie bisher so auch künftig die Politik besser besorgen werde, als es dem Volke möglich sei, hat sich die große Mehrzahl des Volkes wirtschaftlichen Aufgaben überlassen und versucht, in kurzer Zeit die Entwicklung nachzuholen, die die politisch mächtigeren Nationen des Westens im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts genommen hatten. Das ist erstaunlich schnell gelungen. In Technik, Industrie und Handel ist Großes geleistet worden, auch die Landwirtschaft hat, unter dem Schutze der Zollpolitik des Reichs, die kritische Lage der siebziger Jahre überwunden und dank intensiverem Betrieb ihre Erträge gewaltig gesteigert. Aber diese einseitig wirtschaftliche Einstellung des deutschen Lebens hatte doch auch ihre Schattenseiten. Die rasche Industrialisierung unserer Wirtschaft trieb uns immer mehr über die Grenzen Deutschlands hinaus, wir wuchsen notgedrungen in die Weltpolitik hinein, ohne uns über die Gefahren klar zu werden, die gerade für ein so zentral gelegenes Land wie Deutschland damit verbunden sein mußten. Wohl hat unsere amtliche Politik — und hinter dieser stand in dieser Frage gewiß die überwiegende Mehrheit aller Politiker — unser weltpolitisches Ziel so bescheiden wie möglich zu formulieren versucht. Wir wollten außer unseren wenigen Kolonien gar nichts für uns, bloß Gleichberechtigung mit den anderen Völkern, bloß die offene Tür in den Gebieten, die noch nicht unter die europäischen Mächte aufgeteilt waren. Aber diese Zurückhaltung hat uns nichts geholfen. Wir galten als die Störenfriede, die überall dabei sein und Geld verdienen wollten, die nur nehmen wollten, aber keine Kultur zu geben hätten, und wenn auch diese Vorwürfe gewiß übertrieben und ungerecht sind — von der Kriegs-

Digitized by Google

literatur des Auslands ganz zu schweigen — so dürfen wir doch nicht achtlos an ihnen vorübergehen. Wir können daraus lernen, wie unser Wesen auf die andern wirkt. Und ein berechtigter Kern steckt doch auch dahinter. An die mühevolle Arbeit der Kolonisation haben wir uns nur langsam herangemacht; wir wollten lieber durch die bereits von andern geöffneten Türen als Konkurrenten eintreten. Und in dem bescheidenen Verzicht auf Vorrechte lag zugleich der überhebliche Glaube an die Überlegenheit unseres Könnens, das sich unter den gleichen Bedingungen gegen alle Mitbewerber durchsetzen werde. Die Einsicht, daß sich aus dem Wettbewerb an den offenen Türen Interessengegensätze herausbilden würden, die eines Tages zur Auseinandersetzung mit Blut und Eisen führen mußten, hat uns gefehlt. Nicht diejenigen, die den Krieg haben kommen sehen, sondern diejenigen, die stolz auf augenblickliche Erfolge die Gefahren des kommenden Tages nicht gewürdigt haben, tragen die Hauptschuld am Weltkrieg. Über den Drang nach Erwerb haben wir es unterlassen uns historisch-politisch zu bilden, aus der Geschichte zu lernen. Wir Historiker sind viel zu sehr rückwärts gewandte Propheten gewesen und haben es versäumt, die Blicke rechtzeitig vorwärts zu wenden, aus der Geschichte die Aufgaben herauszuarbeiten, die unserm Volk in der Welt gestellt waren. Denn wie der einzelne Mensch so braucht auch ein ganzes Volk eine positive Lebensaufgabe, an die es seine Kraft mit Bewußtsein setzen kann und mag, der zuliebe es auch Mühen und Entbehrungen, Kampf und Not auf sich nimmt.

Auch die innere Politik hat unter dem Mangel einer über den Alltag hinausheben den, in die Zukunft weisenden großen politischen Aufgabe schwer gelitten. Wir hafteten am Äußerlichen, am Gegenwärtigen, freuten uns über die Ruhe und Ordnung, die im Lande herrschte, über die günstigen Ziffern unserer wirtschaftlichen Entwicklung und übersahen dabei vollkommen die Wucht der Tatsache, daß bei jeder Reichstagswahl etwa ein Drittel aller Wähler sich als Gegner des Staates bekundete. Unsere lediglich auf den Erwerb eingestellte Betrachtung rächte sich zwiefach. Der Staat wurde in die wirtschaftlichen Kämpfe hineingezogen, die Unzufriedenheit mit der geltenden Wirtschaftsordnung richtete sich darum unmittelbar gegen den Staat, die politische Idee verschwand vor der wirtschaftlichen Begehrlichkeit. Der natürliche Unterschied der sozialen Klassen wurde zum schroffsten Gegensatz der Klassen, und das Gefühl der über alle Geldinteressen erhabenen Volksgemeinschaft verflüchtigte sich. Wir haben überhaupt nicht erkannt, daß wir die 1871 erst äußerlich verwirklichte Einheit zu einem geistigen Besitz noch zu machen hatten. Wesen und Ergebnis dieser Politik hat Goethe treffend gezeichnet:

Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,
nach seiner Art behaglich nährt,
sogar sich bildet, sich belehrt,
und man erzieht sich nur Rebellen.

Diese Vernachlässigung der bewußten Pflege des nationalen Gedankens nannten wir stolz Realpolitik. Wir glaubten damit, in Bismarcks Wegen zu wandeln. Aber wahrhafte Realpolitik bedeutet nicht ideenlose Politik, sondern illusionslose Politik. In seiner von unsern Politikern leider viel zu wenig be-

Digitized by Google

achteten ‚Politischen Geographie' sagt Ratzel sehr mit Recht: ‚Die Politik, die dem wachsenden Volke den unentbehrlichen Boden für die Zukunft sichert, weil sie die ferneren Ziele erkennt, denen der Staat zustrebt, ist eine echtere Realpolitik als die, die sich diesen Namen beilegt, weil sie nur das Greifbare vom Tag und für den Tag leistet.'

Ein leitender Gedanke hat unserer Politik im Innern wie nach außen hin gefehlt. Daß wir niemals ein klares Kriegsziel hatten, ist nur die Folge unserer ideenlosen Friedenspolitik, und darum hat unser Volk die furchtbare Kraftprobe dieses Krieges nicht ausgehalten, es hat gewiß Großes geleistet, das Heer vor allem, aber auch Wissenschaft und Technik, Landwirtschaft und Industrie. Aber der große Gedanke, der der ganzen Kraft des Volkes Richtung und Ziel gegeben hätte, der uns in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft über die Sorgen und Kümmernisse der Gegenwart hinausgehoben hätte, der hat uns gefehlt. So haben die Völker von älterer und stärkerer Geschlossenheit, von klareren politischen Zielen uns trotz unserer beispiellosen militärischen Erfolge doch überwinden können.

Gewiß trifft an unserm Zusammenbruch das alte System ein voll gerüttelt Maß an Schuld. Es trägt die volle Verantwortung für die Unterlassungen unserer Politik, denn es fühlte sich stark genug, die Dinge allein zu machen, lehnte jede Kritik, ja selbst jede Unterstützung durch die Regierten bewußt ab, hat uns lange Zeit — das ist vor allem Bülows Fehler — die Lage beschönigt und hat zum Schluß — das ist der durch Bethmann Hollwegs Betrachtungen zum Weltkrieg erneut erweckte Eindruck, den die deutsche Politik vor dem Weltkrieg machte — sich resigniert in den Weltkrieg hineintreiben lassen.

Aber das alles entlastet unser Volk nicht. Es wäre ein gefährlicher Irrtum zu wähnen, daß das Volk und seine Vertreter die Dinge nun ohne weiteres besser machen werden. Auch wir haben unendlich viel Versäumnisse gutzumachen, müssen versuchen, daraus für die Zukunft zu lernen. An der rechten Kritik unserer Politik haben wir es vor dem Kriege — die Kriegszeit mit der Zensur scheidet natürlich aus — fehlen lassen. Die große Masse war zufrieden, wenn sie sich um Politik nicht zu kümmern brauchte, ärgerte sich, wenn die Steuern erhöht wurden, und ersah gelegentlich erstaunt und entrüstet, wie gefährlich die Krisis gewesen war, durch die Deutschland hindurchgegangen war.

Wohl haben wir auch eine patriotisch besorgte Kritik gehabt. Die Alldeutschen und der Wehrverein haben die politischen Gefahren erkannt. Aber sie haben doch zu sehr unter dem Eindruck der Bismarckschen Erfolge gestanden, die Schwierigkeiten unserer Lage unter-, unsere Kräfte aber überschätzt. Vor allem: sie haben den Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Politik verkannt: Weltpolitik läßt sich nur treiben, wenn das Bewußtsein der Nation dahinter steht. Unsere Arbeiterschaft war für diese Politik nur zu gewinnen, wenn wir unser Staatswesen im Innern freier ausgestalteten. Es handelt sich hier nicht um parteipolitische Schwierigkeiten, nicht um Einzelfragen wie etwa die preußische Wahlreform. Aber die Tatsache scheint mir klar zu sein, daß auch die Alldeutschen und die ihnen nahe stehenden Kreise die Notwendigkeit einer Politik auf lange Sicht hinaus und einer sorgfältigen innerpolitischen Grundlegung dieser Politik verkannt haben.

Digitized by Google

Genau den entgegengesetzten Fehler hat die pazifistische und sozialdemokratische Opposition gegen unsere Regierung begangen. Sie hat die Frage der inneren Politik mit verbissener Einseitigkeit in den Vordergrund geschoben, als ob das Leben, die Behauptung der Existenz gegenüber feindlichen und konkurrierenden Mächten, nicht immer die erste Voraussetzung einer behaglichen Ausgestaltung des Lebens wäre. Sie hat ferner durch ihre gehässige Kritik am Bestehenden im Ausland von unsern Zuständen und im Innern eine gefährliche Gleichgültigkeit gegen unser staatliches Dasein hervorgerufen, ohne daß es gelungen wäre, die Sympathie, die das Ausland dem alten Deutschland angeblich wegen seines Militarismus nicht entgegenbrachte, nun für sich zu erwecken. Das Schicksal dieser internationalen Bestrebungen beweist am schlagendsten die jedem Kenner der Geschichte freilich längst bekannte Tatsache, daß nicht unser Militarismus, auch nicht unser Sozialismus, sondern schon unser Dasein als Nation dem Auslande unbequem ist...

Die ganze organische Natur ist grausam und verschwenderisch. Überall herrscht der Kampf ums Dasein, schaffen sich die Organismen Wachstumsraum auf Kosten anderer Organismen. Das Völkerleben zeigt bisher das gleiche Bild. Die Pazifisten wünschen, daß es der menschlichen Vernunft gelingen möchte, diesen Kampf auszuschalten. Ich meine, wir haben es nicht nötig, über die Berechtigung dieses Ideals viel zu streiten. Aber dafür haben wir zu sorgen, daß unsere Politik nicht so geführt wird, als ob dieses Ideal in der realen Welt bereits verwirklicht wäre.

Einer solchen Politik, die das Daseinsrecht unseres Siebzigmillionenvolkes zur Grundlage und die Gleichberechtigung unter den andern Völkern zum Ziel hat, werden sich meiner Ansicht nach auch viele aus den Kreisen anschließen, die schon vor dem Kriege jeder weltpolitischen Betätigung ds deutschen Volkes abhold gewesen sind und in dem Ausgang des Krieges eine Bestätigung dieser Meinung sehen. Auf die Gewinnung der Masse kommt es aber jetzt mehr als früher an. Wir brauchen einen Resonanzboden, wenn wir im Ausland gehört werden wollen. Wir brauchen aber auch ein einheitliches Ziel für den Wiederaufbau unserer ganzen inneren Zustände. Wir müssen vor allem unsern Staat neu gestalten. Die neue Verfassung ist nur die äußere Form; den Inhalt müssen wir ihr erst geben... Alle Einzelheiten sind nebensächlich, solange es nicht gelingt, die geistige Verfassung des Volkes von Grund aus zu ändern. Der moralische Zusammenbruch unseres Volkes, wie wir ihn heute in dem schamlosen Treiben von Kriegs- und Revolutionsgewinnlern, in allgemeiner Arbeitsunlust und Vergnügungssucht schaudernd erleben, ist nicht bloß die Folge von Krieg und Revolution, nicht bloß der Rückschlag nach den Entbehrungen und Sorgen der Kriegszeit, sondern Folge und Ausartung des materialistischen Geistes, der schon in den Friedensjahren geherrscht hat, des ungehemmten Strebens nach Erwerb und materiellem Genuß...

Der alte fromme Glaube, daß das Leben auf Erden nur die Vorbereitung eines besseren Lebens im Jenseits sei, ist unserem Volke verloren gegangen. Wir müssen seinem Leben ein neues überpersönliches Ziel geben, wenn wir die

Digitized by Google

sozialistische Gesinnung, die nur die nie ganz zu stillende Begehrlichkeit kennt, überwinden wollen. Und dieses überpersönliche Ziel ist die nationale Gemeinschaft, in die jeder hereingeboren wird und mit der man durch Kinder und Kindeskinder ebenso wie durch die Vorfahren über die kurze Spanne des Lebens verknüpft ist. Wie diese Gemeinschaft einen jeden von der Geburt bis zum Tod umgibt und schützt, so gewährt sie nicht nur, was heute ausschließlich betont wird, Rechte, sondern sie hat auch Rechte, und der einzelne hat auch die Pflicht, für die Gemeinschaft zu arbeiten. In diesem Gedanken der Pflichterfüllung gegenüber der Nation klingen innere und äußere Politik zusammen."

* * *

Wir waren ein zu geschäftstüchtiges Volk geworden und darum sind wir unter Kuratel gestellt. Wir wollten zuviel verdienen und darum haben wir Konkurs gemacht. Der Materialismus, den wir mit schmatzender Überheblichkeit als „Realpolitik" priesen, war eine falsche Rechnung, war nicht nur sittlich abwegig, sondern auch dumm und kurzsichtig. Und noch immer haben wir uns politisch nicht zu der Erkenntnis durchgerungen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Das erweist sich niederdrückend — von anderem nicht zu reden — in der landesüblichen Einstellung zur Frage der Vereinigung Deutschösterreichs mit Deutschland. Daß eine solche nationale Selbstverständlichkeit überhaupt noch als eine „Frage" erörtert werden kann, ist an sich schon eine nur deutsche Möglichkeit! Und diese „Frage" wird vorwiegend zu einer wirtschaftlichen, praktischen Frage, der planvollen Ausnutzung und Ergänzung vorhandener oder nicht vorhandener Wirtschaftsmittel gestempelt! Wie recht hat da Professor Artur Solz, wenn er in der „Deutschen Politik" die beschämende Tatsache herausschält, daß durch diese Einstellung „aus einer Angelegenheit des Herzens eine Angelegenheit des Magens" gemacht, daß ihr das ganze Ethos, das ihr von selbst innewohnt, genommen, und ihr Rang als eine Lebensangelegenheit des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit verkleinert wird.

„Die Frage des Anschlusses gehört ihrer Natur nach zu den Fragen, die durch vielfaches Bereden und Erörtern des ‚Ob' nicht gewinnen, sondern verlieren. Jede große nationale Tat ist geboren aus der Fähigkeit einer Nation, sich an einer Idee oder einem Ideal zu begeistern und diese Begeisterung im gegebenen Augenblick ins Werk zu setzen. Sache der Führer ist es, dieser stimmungsgemäß vorhandenen leidenschaftlichen Begeisterung das beste ‚Wie' zu finden. Eine große Tat trägt ihren Wert in sich und kalkulatorische Erwägungen, die wie Entschuldigungen und Rechtfertigungen wirken, fügen dem absoluten Werte einer kollektiven Tat nichts hinzu, sondern vermindern ihn. Wenn die Vereinigung getrennt lebender Stammesteile, ihre Heimkehr ins gemeinsame Vaterland, ein waches, lebendiges Ideal ist, so müßte sie aufgestellt werden, selbst wenn sie vom Standpunkt der wirtschaftlichen Vernunft ein ‚Unsinn' wäre, wenn sie sich nicht rentierte, wenn beide Teile dabei nicht auf die Kosten kämen. Darum ist es innerlich schief, das Problem des Anschlusses so hinzustellen, als ob die Not Deutschösterreichs den Anstoß oder den leitenden Gesichtspunkt für die Forderung des Anschlusses bildete und überdies ist es auch tatsächlich unrichtig zu behaupten, daß dieser Not nur durch den Anschluß abgeholfen werden könnte.

Digitized by Google

Eine österreichische Notstandsaktion läßt sich — das muß klar und offen ausgesprochen werden — auch auf andere Weise als durch den Zusammenschluß Österreichs mit Deutschland einleiten und durchführen. Wenn es sich wirklich nur darum handelt, dem allein lebensunfähigen und anlehnungsbedürftigen Gebilde Deutschösterreichs auf die Beine zu helfen, so ist nicht einzusehen, warum dies durch eine Donauföderation, durch die irgendwie freiwillige oder zwangsweise Zusammenschließung der einzelnen Nationalstaaten, die sich alle mehr oder weniger in einem Notstande befinden, nicht gelingen wollte, ja es ist fraglich, ob vom Standpunkte der bloßen ‚wirtschaftlichen' Vernünftigkeit und der momentan höchsterreichbaren ‚Produktivität' die Donauföderation nicht den Vorzug vor jeder anderen Lösung verdient. Wenn man es in Verkennung der Zeichen der Zeit für angemessen hält, die Frage der Sozialisierung z. B. vom Standpunkt der ‚Produktivität' aus zu behandeln, so würde die Anlegung des gleichen Maßstabes bestenfalls die Donauföderation als eine gleichwertige Lösung des österreichischen Notstands erscheinen lassen. Wenn das deutsche Volk in Österreich und Deutschland damit zufrieden ist, daß die Deutschen in Österreich politisch und gesellschaftlich deklassiert, vielleicht auch entnationalisiert werden, wenn man es hüben und drüben ruhig hinnimmt, daß ein Herrenvolk oder doch wenigstens ein leitendes Volk zu einem Pariavolk im Dienste einer oder mehrerer nationaler Fremdherrschaften wird, dann gehen wir doch ruhig in die Donauföderation. Der ganze Wirtschaftsapparat Österreich-Ungarns ist ja ohnehin für eine solche Form geschaffen und noch vorhanden. Und da liegt der Kern des Problems.

Wir müssen uns verbitten, von Freund und Feind die Anschlußfrage nach rein wirtschaftlichen Maßstäben behandeln zu lassen. Wir müssen vielmehr aller Welt wissen lassen, daß wir zusammen sein wollen, gleichviel ob diese Heimkehr ins Vaterland für den einen oder den anderen oder für beide Teile ein wirtschaftlicher Nutzen oder Schaden ist. Der Anschluß ist ein idealpolitisches und kein wirtschaftliches Postulat. Wir wollen nicht das Gute mit dem Nützlichen verbinden und uns gegenseitig den Anschluß nicht dadurch schmackhafter machen, indem wir uns vorrechnen, wieviel jeder daran verdient und daß es anders überhaupt nicht geht.

Das deutsche Volk würde, wenn es so ‚rein geschäftlich' dächte (und es denkt leider so!) auf das gleiche Niveau herabsteigen, auf dem die Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie stehen. Denn was ist es, was diesen neuen Staaten als unauslöschlicher Makel von der Stunde ihrer Geburt an anhaftet? Einmal die Kompromittierung des Staatsgedankens. Die Geburtsstunde dieser Staaten war nicht schön. Sie haben einfach das sinkende Schiff, das sie jahrhundertelang gemächlich getragen, verlassen und sind desertiert, nachdem sie während des ganzen Krieges alles dazu getan hatten, um dieses Schiff zum Scheitern zu bringen. Wenn so ohne jede andere Anstrengung als durch systematisch geübte Sabotage und Verräterei am Staate heute Staaten entstehen können und von aller Welt verhätschelt werden, was ist dann der Staat, der heutige Staat überhaupt noch wert — fragt der Deutsche, dem seiner Art nach eine gewisse Staatsromantik, ein Glaube an die Würde und Bestimmung des Staates im Leibe steckt.

Digitized by Google

Das ist das eine. Das andere aber: Kaum sind diese Staaten gegründet und haben sich ohne zu fragen, ob es vorteilhaft ist oder nicht, ob es sich rentiert oder nicht, konstituiert, weil die staatliche Selbständigkeit ihnen scheinbar jedes Opfer lohnte. Kaum aber haben sie diesen Akt des politischen Idealismus realisiert, so fallen sie zurück in das Krämerhafte und Piratenhafte ihrer Gesinnung, wollen sie eben nicht nur frei, sondern gemächlich leben auf Kosten der Rechte der anderen und treiben im kleinen, aber um so deutlicher und brutaler als die Großmächte, einen Imperialismus schamloser Annexionen aus Gründen der — wirtschaftlichen Notwendigkeit und Vernünftigkeit.

Das deutsche Volk sollte sich hüten, die gleichen Bahnen dieser prächtigen ‚Realpolitiker' zu wandeln und sich vielmehr freihalten nicht nur von solchen Taten, sondern auch von der Vergiftung seines Geistes mit den gleichen Argumenten.

Ein solcher Irrweg des Geistes oder vielmehr des Herzens scheint es mir zu sein, die Notwendigkeit des Anschlusses aus dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit zu begründen und herzuleiten. Wenn dies die Wahrheit, die ganze Wahrheit ist, was steht dann einem solchen ‚Anschluß' im Weg, was hindert, daß er sich heute oder morgen schon vollziehe? Etwa die Zölle, die wir nicht einseitig abschaffen können? Die sind heute kein Hindernis. Oder die Ungleichheit der Valuta? Die hätte man natürlich längst ausgleichen sollen als allerersten Schritt der Unifizierung, aber eine generöse Kreditgewährung kann auch so einen Ausgleich schaffen. Was sonst? Wenn der Anschluß nichts anderes bedeutet als eine pénétration pacifique, so genügt es, wenn eine Anzahl Syndikate, Kartelle, Konventionen zwischen Banken, Industrien, Verkehrsanstalten abgeschlossen und vom Staate etwa gewisse Hilfs- und Ausgleichsfonds bereitgestellt werden und wir sind sofort ‚angeschlossen'. Ich leugne nicht, daß alle diese Dinge äußerst notwendig und sogar dringend sind, und ich verstehe nicht die Interesselosigkeit der deutschen Wirtschaftskreise an diesem einzigen ‚Kolonisationsgebiet', das noch übrig ist, die sich von Tschechen und Südslawen den Rang ablaufen lassen, die es wohl verstehen, durch neugebackene Staatsbürger auf die wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Deutschen Reich zu verzichten, wenn nicht eben etwa die Begeisterungsunfähigkeit, der Mangel an Unternehmungslust und die momentane Unfähigkeit zu helfen, Gründe für die Zurückhaltung sind. Oder ist etwa die deutsche Industrie und Bankwelt so ‚politisch', da sie, um ja nicht anzustoßen, sich sogar vor geschäftlichem Verkehr mit den Stammesbrüdern hütet? Gewiß wird einmal die Enge und Intensität der wirtschaftlichen Beziehungen in weitem Umfange maßgebend dafür sein, wie und in welcher Form das österreichische Problem gelöst wird, aber wenn wir nicht hüben und drüben immerfort unser Recht und unseren Willen bekunden, daß diese Frage so gelöst werde, wie wir sie gelöst zu sehen wünschen, als eine Frage unserer nationalen Ideale, so werden wir unser Recht und unseren Anspruch vor dem Weltforum verwirken.

Heute sind bekanntlich alle Wege, zu einem politischen, staatsrechtlichen Anschluß zu gelangen, versperrt und wir sind mit unseren Hoffnungen auf einen imaginären obersten Rat eines imaginären Völkerbundes verwiesen, von dem es höchst fraglich ist, ob dort überhaupt ein und vor allem ob dort je ein einstimmiger Beschluß, wie er für den Zusammenschluß notwendig wäre, gefaßt werden wird.

Digitized by Google

Aber angenommen, es bestünde von morgen ab keines der im Friedensvertrag vorgesehenen Hindernisse, wir wären also tatsächlich frei, uns zusammenzuschließen. Welches Schauspiel würden wir der Welt bieten? Würde der Zusammenschluß sofort und spontan erfolgen? Niemand glaubt es. Sondern die Frage würde wieder studiert werden, sie würde wieder in das Stadium der langwierigen interministeriellen Erörterungen treten, es würde sich der ganze ‚Mangel einer geschlossenen Auffassung auf beiden Seiten' und der leidige Ressortpartikularismus enthüllen, kurz: ich glaube, unsere Feinde haben uns eine große Blamage erspart, indem sie uns den Zusammenschluß verboten haben, weil wir innerlich auf den Zusammenschluß nicht genügend vorbereitet sind und weder seinen Sinn noch seine Tragweite richtig verstehen. Und wenn heute die Versuchung der Donauföderation neuerdings an uns herantritt in irgendeiner Form, so ist es bei der Sachlage nicht unwahrscheinlich, daß wir dieser Versuchung erliegen würden. Wenn die deutschen Österreicher für den Anschluß nichts anderes zu sagen wissen, als daß sie ohne ihn nur mühsam vegetieren können und die Deutschen nichts Besseres, als daß die berühmte ‚Eigenart der deutschösterreichischen Stammesbrüder' einen wertvollen Zuwachs zur deutschen Gemeinschaft bilden würden, dann sind wir für die Größe dieser Idee eben nicht reif.

Ist es denn wirklich wahr, was für die Vergangenheit zweifellos zutrifft, daß das deutsche Nationalgefühl das Kunstprodukt und das Verdienst der deutschen Fürsten und Staatsmänner ist? Daß den Deutschen nationales Bewußtsein gleichsam mit dem Stock eingebläut werden muß und nichts spontan aus diesem schwerfälligen Volke hervorbricht? Wenn die Definition von E. Renan richtig ist, daß die Nation ist ‚le désir d'être ensemble', dann, fürchte ich, sind wir Deutschen noch immer keine Nation."

* * *

Hätte Deutschland statt reiner Wirtschaftspolitik Nationalpolitik getrieben, es würde wohl kaum in diesen Krieg geraten sein. Möglich, daß es einen Krieg hätte führen müssen, aber sicher nicht einen solchen, nicht gegen die ganze Welt. Seine nationalen Bestrebungen konnten sich nur nach gewissen begrenzten Richtungen betätigen, es daher auch nur in diesen in Konflikt mit anderen Staaten bringen. Die wirtschaftlichen erstreckten sich auf die ganze Welt — „die Welt mein Feld!" — und haben ihm daher auch die Feindschaft der ganzen Welt eingetragen. Deutschland wäre stolzer und dabei doch bescheidener aufgetreten und es wäre von den anderen auch *verstanden* worden, denn nationalen Bestrebungen bringen die anderen Völker natürliches Verständnis entgegen. Nur die Deutschen verstanden nicht, daß die anderen bei allen wirtschaftlichen Interessen sich auch und nicht zuletzt von nationalen Gedanken stimmen ließen. Daher jene stumpfe, selbstzufriedene Zuversicht, daß es mit Frankreich oder Rußland trotz allen Reibungen nicht zum Kriege kommen werde, weil diese doch „kein Interesse daran" hätten. Elsaß-Lothringen war aber für Frankreich kein nur wirtschaftliches Objekt, sondern eine nationalpolitische Frage, eine unverjährte Forderung seines, wenn auch noch so verstiegenen und anmaßenden nationalen Ehrgeizes, seines Prestiges. Und der Balkan mit den Dardanellen und Konstantinopel war für Rußland auch nicht nur ein wirtschaftliches Ziel,

Digitized by Google

sondern Überlieferung halbmythischer, aber in allen Fibeln und Lehrbüchern feierlich zurechtgemachter russischer Geschichte. So ist auch das sogenannte Testament Peters des Großen wissenschaftlich eine Fälschung, im russischen Nationalbewußtsein aber eine lebendige Macht. Die anderen Völker hatten eben auch nationale Ideale, nur das Volk, das den Idealismus in Erbpacht genommen, das Volk der Denker und Dichter, hatte keine. Das Volk, an dessen Wesen die Welt genesen sollte, hatte dergleichen unnützlichen Ballast, der es nur im Geschäft stören konnte, über Bord geworfen, segelte „Volldampf voraus" in alle fremden Häfen, die es nicht gebaut, schlüpfte und drängte sich durch alle Türen, die es nicht geöffnet hatte. Welches Bild mußte ein so — tüchtiges Volk der Welt bieten? Nun eben: das eines nur allzu tüchtigen.

Um seine vergewaltigten Stammesgenossen scherte es sich den Teufel, nur im Kreise engster Gesinnungsgemeinschaft durfte man von einer deutschösterreichischen, einer baltischen Frage reden, ohne als politischer Dümmling angelächelt zu werden, günstigsten Falles mitleidig, sonst mit hochfahrendem Naserümpfen. Oh, ich phantasiere nicht, ich spreche aus eigenstem bittersten Erleben! Der Russe nannte den baltischen Deutschen niemals einen Russen, immer nur einen Deutschen, — der Deutsche niemals einen Deutschen, immer einen Russen. Kein Stamm in Österreich ahnte etwas von einer österreichischen „Nation" und einem österreichischen „Nationalgefühl", nur der Deutsche verfügte über diese Wissenschaft, schwor auf sie und ließ sich selbst im Kriege nicht von ihr abbringen, bis dann endlich, als der deutsche Kitt herausgebrochen oder verbraucht war, die große zusammengeheiratete und geschacherte Habsburger Völkerbude auseinanderkrachte und sich in ihre Atome auflöste. Konnte eine Politik, der eine solche groteske Verkennung elementarer Tatsachen zugrunde lag, anderes, als in die Brüche gehen?

Man berufe sich ja nur nicht auf Bismarck! Der hat für jeden, der zu lesen versteht, schon in seinen „Gedanken und Erinnerungen" deutlich genug davor gewarnt, das österreichische Bündnis als ein Vermächtnis für die Ewigkeit zu schätzen, und in der Zeit nach seinem Tode waren die deutschfeindlichen Einflüsse und die auseinanderstrebenden Kräfte in Österreich so mächtig geworden, daß es Bismarck nicht im Traume eingefallen wäre, für österreichische und dazu noch Balkaninteressen es auch nur auf ein ernstes Zerwürfnis mit Rußland ankommen zu lassen. Was nach seinem Abgange unter der Marke „Auswärtige Politik" ging, war doch nichts anderes, als von dem reichen Erbe leben, so lange es eben ging, und da man glaubte, es würde sich davon noch recht lange leben lassen, ließ man sich keine grauen Haare wachsen und lebte eben fröhlich dahin. Man unterstelle doch Bismarck nicht den Stumpfsinn, daß ihm jemals das Mittel — vielleicht aus lieber träger Angewöhnung — hätte Zweck werden können, man vergesse nicht, daß er das Bündnis mit Österreich nicht aus phrasenhafter „Nibelungentreue" geschlossen hatte und pflegte, sondern weil es ihm zur gegebenen Zeit das Mittel war, Deutschland emporzuführen und in sicherer Hut zu halten. Man vergesse endlich nicht, daß er — mit Rußland einen Rückversicherungsvertrag für nötig gehalten hatte. Wäre Bismarck 1914 am Ruder gewesen, dann hätte es zwar nie zu einer solchen Krisis kommen können, aber setzen wir einmal den Fall: dann hätte er es — wer zweifelt daran? — entschieden vorgezogen, Deutschöster-

Digitized by Google

reich dem Reiche anzugliedern und dafür Rußland freie Hand über die Slawenvölker in Österreich und im Balkan, freie Hand auch in Konstantinopel zu geben, als es auf einen solchen Krieg (für die perfide Wiener Hofpolitik!) ankommen zu lassen. Und er hätte damit nicht nur seiner Gewissens- und Verantwortungspflicht genügt, sondern auch ein nationales Ideal erfüllt: Großdeutschland! Das aber war von Rußland zu haben, und Rußland hat es Deutschland auch zu verstehen gegeben — wenn man es nur verstehen wollte. Aber es lag wohl weniger am Wollen — man verstand es eben nicht, hatte kein Organ dafür. Was dem Russen wie jedem national natürlich veranlagten Volke als selbstverständlich erschien, dafür fehlte in Deutschland der Instinkt. — Wie denn aber — war nicht Rußlands Losung: der Weg nach Wien führt nur über Berlin? Sehr richtig, nur wurde sie erst ausgegeben, nachdem Deutschland kundgetan hatte: „nur über meine Leiche". Es läge noch ein verklärender Schimmer darüber, wie ein Sterben in Schönheit, wenn man ernstlich an die Gefahr geglaubt hatte. So aber war es wieder Theater. Nur unser Sterben war kein Theater. Nicht wie der soeben gefallene Bühnenheld konnten wir uns unter rauschendem Beifall vor der Rampe dankend verbeugen — wir waren ehrlich tot. Wir machen alles gründlich — auch Theater. Made in Germany.

Nicht einmal ein Bühnenerfolg — faule Äpfel noch auf die Leiche! Ja, wie ist das möglich? — Das ist nur möglich, wenn man sich über die natürlichen Gesetze, über die Wirklichkeiten hinwegsetzt. Wenn man alle Welt nach sich beurteilt und dabei selbst ein absonderlicher Kauz, eine fremdartige, auf andere unnatürlich wirkende, daher höchst verdächtige Spielart ist, sich aber dennoch ihnen aufdrängen will. Wenn man sich von jedem hergelaufenen Fremdling in Illusionen einwickeln, gegen das eigene Blut aufhetzen und das Fell über die Ohren ziehen läßt. Wenn man Wünsche für Tatsachen, Theorien für Wirklichkeiten, Theater für Ernst, Ernst für Theater nimmt. Die Brüderlichkeit der „Internationale", die schönen Deklamationen der Pazifisten und sonstigen Menschheitsbeglücker waren Theater, die nationalen Gegensätze, der Vernichtungswille Ernst. — Und wenn man auch im Glück nur der arme dumme Hans in dem so tief in die eigene Seele schauenden Volksmärchen ist. —

Ich beobachtete einmal in einem Goldfischteich ein seltsames Schauspiel. Da war unter den anderen Fischen einer, der auch Goldfisch war, wie der Deutsche sozusagen auch Mensch ist. Aber dieser eine wich in der Farbe von den anderen ab. Hätte er sich ihnen nur fern und zu seiner Sippe gehalten! Aber nein, er wollte gerade an ihren Spielen teilnehmen und merkte es nicht, wie sie ihn wieder und wieder abwiesen. Da er nun immer wieder sich ihnen näherte, stürzten sie sich plötzlich alle auf ihn und jagten und bissen ihn in rasender Wut so lange, bis er verendet auf der Oberfläche schwamm...

Ein anderes Bild — nur ein Bild: ich sehe Ahasver, den ewigen Juden, wie er den Wanderstab ablegt und mit befreitem Atemzuge sich zur Ruhe setzt. Er hat einen Erben und Nachfolger gefunden: ihn mit seiner Unrast und allem lästigen Wandergepäck löst — Michel ab.

Digitized by Google

Auf der Warte

Ein Völkerschicksal

Das Herz krampft sich einem zusammen, wenn man rückblickend, nach verpaßter Gelegenheit, immer wieder inne werden muß, wie so vieles so ganz, ganz anders hätte kommen können, wenn nur Männer und Köpfe an der Spitze unserer politischen Geschäfte gestanden hätten. Immer zwingender wird der Eindruck, daß, trotz aller Übermacht, nicht nur der Krieg an sich nicht verloren zu werden brauchte, sondern daß es auch während des Krieges an Gelegenheiten nicht gefehlt hat, ihm eine Wendung zu einem guten Frieden zu geben. Wie lagen die Dinge z. B. nach der Niederwerfung Rußlands? „War denn", fragt W. v. Maydell in den „Baltischen Blättern" (Verlag Fritz Würtz, Berlin-Steglitz), „der Brester Frieden aus irgendwelchen Gründen überhaupt notwendig? Oder war es mangelnde Einsicht, die die Vorstellung der Notwendigkeit dieses Friedensschlusses hervorgerufen hatte?

Viele urteilsfähige Personen, die diese Zeit im Rücken der russischen Front zugebracht haben, sind übereinstimmend der Ansicht, daß die russische Armee sich völlig aufgelöst hatte, daß sonst in Rußland überall Verwirrung herrschte, und irgendein russischer Widerstand damals nicht mehr ernstlich in Betracht kam. Das russische Bürgertum stöhnte unter dem Joch des Bolschewismus und ersehnte nach dem Zusammenbruch die Befreiung aus Verbrecherhänden durch den Sieger; als Erlöser war es bereit diesen Sieger zu empfangen und sich von ihm die Regierung und den Frieden schenken zu lassen, die der Sieger verlangen würde. Es kam anders. Der Frieden von Brest wurde geschlossen, und die nicht wiederkehrende Gelegenheit zu einer großen moralischen Eroberung, die — vielleicht — den Ausgang des Krieges hätte beeinflussen können, blieb unausgenutzt. Besiegt werden ist für jedes Volk hart, aber dann, wehrlos am Boden liegend, den Hyänen des Schlachtfeldes vom Sieger überantwortet werden, das facht die letzte Lebenskraft zum erneuten Widerstand an, und die letzten Lebensgeister zum Haß. Der Frieden von Brest warb im russischen Volk erneut für die Entente, von der es sich schon verlassen und verraten fühlte." ..

Wer sich mit der Geschichte der letzten Jahre (und Jahrzehnte!) nicht von Berufs wegen befassen muß, wird es nicht so empfinden und, wohl kaum im ganzen Umfange verstehen, daß sich hier ein Völkerschicksal vollzogen hat, dessen Tragik aber auch klare Folgerichtigkeit ihresgleichen nicht hat. Nicht Gott dürfen wir anklagen! Gr.

*

Das moralische Kaninchen

Die Entente hat Deutschland aufgefordert, sich der Blockade Rußlands anzuschließen. Sie weiß selbst sehr genau, daß eine solche Beteiligung praktisch gar keinen Wert hätte, weil ein irgend in Betracht kommender Handelsverkehr zwischen Deutschland und Rußland schon jetzt nicht besteht, seine ausdrückliche Unterbindung also nur eine leere Formalität wäre. Was ist dann aber der Zweck dieser Aufforderung? Was denn anders, als eine neue Erfindung, Deutschland zu schädigen und zu demütigen. „Es soll", wie Graf Westarp in der „Kreuzztg." treffend bemerkt, „einen Anteil an dem Hasse tragen, den die Blockade in ganz Rußland hervorrufen muß, und soll anderer-

Digitized by Google

seits das Verbrechen der Hungerblockade, das an dem deutschen Volke selbst begangen ist, nachträglich als gerechtfertigt anerkennen, indem es sich selbst einer solchen Blockade anschließt. Auch diese Zumutung findet in unserer öffentlichen Meinung nicht das Verständnis und die entschiedene und entrüstete Zurückweisung, die sie verdient. Die Mehrzahl der Zeitungen äußert sich allerdings ablehnend, aber in dem zweifelnden und matten Tone der Erschlaffung, mit der das einst so stolze deutsche Volk das ihm auferlegte Joch trägt. Man ist sich vielfach auch gar nicht klar darüber, daß der von der linken Seite inbrünstig erstrebte Zutritt zum Völkerbund bedeuten würde, daß Deutschland das Verbrechen der Hungerblockade als das vorzugsweise anzuwendende berechtigte Mittel des völkerrechtlichen Zwanges anerkennt.! Denn Artikel 16 stellt es bei Regelung der Zwangsmaßnahmen des Bundes in den Vordergrund, wobei es offen bleiben mag, ob das geschieht, weil man in Versailles den Hungerkrieg gegen Frauen und Kinder als menschlicher ansah, als den ehrlichen Kampf der Waffen, oder weil Deutschland vermöge seiner geographischen Lage am leichtesten damit zu treffen ist."

Die strenge Methodik, mit der die Vivisektion an Revolutions-Deutschland vorgenommen wird, ist vom wissenschaftlichen Standpunkte bald bewunderungswürdig. Freilich wird sich auch so leicht kein so geeignetes Kaninchen für das Verfahren finden, keines, das so artig, ohne nur zu murren, stille hält und sich selbst noch gut zuredet, daß das nicht nur ein äußerer Zwang, sondern auch seine moralische Pflicht sei. Wer hätte dem Kaninchen so viel Moral zugetraut, als es sich noch unter seiner früheren Herrschaft in Freiheit tummeln durfte? Gr.

*

Der abgeschaffte Militarismus

Nach Artikel 179 der Versailler Unterwerfungsakte ist Deutschland verpflichtet, „durch geeignete Maßnahmen zu verhindern, daß Reichsdeutsche ihr Gebiet verlassen, um im Heere, der Flotte oder dem Luftdienst irgendeiner fremden Macht Stellung zu nehmen oder in ein Zugehörigkeitsverhältnis zu ihr zu treten, zu dem Zwecke, die Ausbildung zu fördern oder in einem fremden Lande beim Unterricht im Heer-, Marine- oder Luftwesen mitzuwirken." Nur die französische Fremdenlegion bildet eine Ausnahme!

Nach Artikel 203 bis 210 haben die Kommissionen der Entente das Recht, nicht nur die staatliche Wehrmacht, sondern alle Schulen, Unterrichtsanstalten, Vereinigungen, denen es untersagt ist, ihre Mitglieder militärisch zu erziehen (Artikel 177) und die Rüstungsindustrie eingehend zu überwachen. Obwohl der Friede noch nicht ratifiziert ist und dieser Zustand dahin führt, daß Frankreich die Gefangenen noch nicht herausgibt, sind, wie Graf Westarp in der „Kreuzztg." mitteilt, die Überwachungskommissionen teils im Anmarsch, teils anscheinend bereits in Berlin. Dem Reichswehrminister Noske haben sie, wie er gelegentlich in aller Ruhe erklärte, abgelehnt, persönlich mit ihm zu verkehren. Dafür rücken sie in ungeheurer Stärke an. 600 Offiziere und Mannschaften für das Heer und sonst ebensoviel für das Luftwesen werden zunächst in Berlin Wohnung nehmen, wo nach Artikel 205 ihr Sitz ist, während sie das Recht haben, das ganze Land mit Unterkommissionen zu überziehen. Zunächst sind zehn solcher Unterkommissionen vorgesehen. Im Haushaltsausschuß wurde mitgeteilt, daß die gesamten Kosten der Kommissionen und der Besatzungsarmee auf jährlich 1500 bis 3000 Millionen Mark (also drei Milliarden!) veranschlagt sind. Das ist erheblich mehr, als nach dem Friedensetat von 1914 die gesamte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht in Heer und Flotte gekostet hat. Auch wenn damals die von Ludendorff geforderten drei neuen Armeekorps bewilligt worden wären, die uns im Herbst 1914 so verhängnisvoll gefehlt haben, würden die Kosten

Digitized by Google

nicht annähernd erreicht worden sein, die uns jetzt allein durch die militärische Überwachung unserer Zwingherren verursacht werden. Der Bedarf von 3 Milliarden jährlich wirft den ganzen Erzbergerschen Finanzplan über den Haufen; denn dieser enthält trotz seiner ungeheuerlichen Anforderungen nur diejenigen Ausgaben, die sich aus dem Frieden ohne Annexionen und ohne Entschädigungen und aus der Revolution ergeben.

Entsetzlicher noch als der finanzielle Inhalt der jetzt bekannt gewordenen Mitteilungen scheint dem Grafen Westarp in völlig unabhängiger Übereinstimmung mit der Beurteilung an der Spitze dieses Heftes das Bild unserer Zukunft, das sich aus ihnen ergibt. „Ganz Deutschland wird unter der Zwangsherrschaft dieser Kommissionen stehen. Denunziationen und Spionage, berechtigte und unberechtigte Vertragsforderungen der Entente werden an der Tagesordnung sein; jede freie Bewegung des politischen Lebens, vor allem der Jugendbildung, wird durch die Fesseln gehemmt sein, zu deren Handhabung die Kommissionen der feindlichen Mächte berufen sind. Wen die Erfahrungen seit dem 11. November vorigen Jahres immer noch nicht darüber belehrt haben, was wir von der Entente an Verletzungen unserer Ehre, unserer Selbständigkeit und unserer Lebensinteressen bis in alle Einzelheiten hinein zu erwarten haben, der möge sich die Anzahl der feindlichen Offiziere vor Augen halten, die jetzt entsendet sind, um Deutschland in Überwachung, in Wahrheit in Verwaltung zu nehmen.

Der deutsche Zorn, die deutsche Widerstandskraft aber liegen erschlafft am Boden. Alle diese Nachrichten rauschen fast ohne Eindruck über die Köpfe der abgestumpften Menge hinweg ..."

Aber am 9. November werden sich die Nerven wieder spannen, wird der Sieg der deutschen Revolution gefeiert werden, der uns vom — deutschen Militarismus befreit hat. Es wird ein Schauspiel für alle großen und kleinen Teufel sein, dieser Freudentanz der Eunuchen über ihre Entmannung. Des Teufels Großmutter soll ihr allerhöchstes Erscheinen zu dieser Galavorstellung bereits zugesagt haben.

*

Selbstentmannung

Der französische Finanzminister Klotz antwortete auf die Frage, ob sich Deutschland nicht vielleicht heimlich aufraffen und zu einem Rachekrieg vorbereiten könnte, folgendes: „Keine Gefahr! An freiwilligen und der Entente durch und durch treu ergebenen deutschen Aufpassern, welche uns sofort einen Wink geben würden, fehlt es drüben keineswegs! Darum haben wir es nicht einmal nötig, wie Napoleon drüben eine eigene zuverlässige Polizei aufzustellen. Das wäre Geldverschwendung! Die guten Freunde, welche drüben unsere Sicherheit vertreten, haben ja selbst das ureigenste Interesse daran, daß Deutschland sich nie mehr militärisch aufrafft, weil dadurch Strömungen auftämen, welche ihren eigenen Untergang bewirken müßten."

Das deutsche Parlament hat es eilig gehabt, den Wahrheitsbeweis für die obigen Ausführungen anzutreten. Denn der unabhängige Sozialdemokrat Henke führte in einer der letzten Sitzungen der Nationalversammlung folgendes aus: „Man zähle doch einmal die bewaffneten Kriegervereine, Einwohnerwehren usw., dann kommt man schon zu 1 200 000. Es ist nötig, das Ausland aufzuklären. Es sind noch viel mehr als 1200000! Ich sage das ausdrücklich, um die Entente auf diesen Punkt aufmerksam zu machen."

Kastratenehrgefühl!

*

Keine politische — eine Anstandsfrage

Jakobsohns Trauer — Kuttners Trauer! Als Herr Siegfried Jakobsohn, der Herausgeber einer „Weltbühne" für Berlin WW., von Herrn Scheuermann, dem handfesten Kriegsberichterstatter, wegen öffentlicher übler Nachrede (dieses Mal nicht Nachschreibens) erst kürzlich etwas unsanft — ge-

Digitized by Google

scheuert worden war, fand er keine teilnehmendere Seele für das seiner Geistigkeit zugestoßene Malöhr als Herrn Erich Kuttner vom „Vorwärts“. Es muß aber Herrn Jakobsohn ebensowenig „geschadet“ haben, wie dem Notorjus Slusohr die durch den Inspektor Zacharias Bräsig auf dem Reformverein zu Rahnstedt verabfolgte Tracht, denn er hat sich schon wieder munter an ein neues Wild herangepirscht. Diesmal ist es das — „Buchhändlerbörsenblatt“, das es ihm angetan hat, und wieder ist es Herr Erich Kuttner, der ihm den Schild hält. Der von seinem Freunde berichtete „Fall“, so schreibt der „Vorwärts“, wäre „unglaublich“, würde er nicht bewiesen. Das „Buchhändlerbörsenblatt“, das offizielle Organ des deutschen Buchhandels, „unterstehe sich“, das Inserat eines Buches von Professor Nikolai, „Sechs Tatsachen zur Beurteilung der deutschen Machtpolitik“ dem Freien Verlag mit folgender Begründung abzulehnen:

„Ihr uns mit Auftrag vom 26. August aufgegebenes Inserat betr. Nicolai bedauern wir ablehnen zu müssen, da wir es nicht als die Aufgabe des Börsenblattes betrachten, durch Abdruck derartiger Ankündigungen an der Verbreitung von Werken mitzuwirken, deren Tendenz auf die Herabsetzung der deutschen Armee und ihrer ehemaligen Führer gerichtet ist.“

Das ist für die Herren Jakobsohn und Kuttner — „der Gipfel der Anmaßung“ und bedeute „die Ausübung einer politischen Zensur“ durch die Redaktion des „Buchhändlerbörsenblattes“. Diese bestimme, was der Deutsche zu lesen hat und was nicht. Zum Schluß die übliche vornehme „demokratische“ Aufmunterung zur Maßregelung des Mißliebigen.

Das beanstandete Buch liegt uns nicht vor. Ist sein Inhalt derart, wie ihn das „Buchhändlerbörsenblatt“ andeutet — und daran ist wohl kaum zu zweifeln —, dann handelt es sich hier nicht um irgendwelche „politische Zensur“, überhaupt Politik, sondern um ein Gebot der nationalen Selbstachtung, des Anstandes. Es ist nicht anständig, sein eigenes Nest zu beschmutzen, es ist mehr als nur das, eine Armee mit ihren Führern, die das geleistet und geopfert haben, was die deutschen viereinhalb Jahre hindurch geleistet und geopfert, hinterher noch dem Feinde zu denunzieren, — und das in der Lage, in der wir uns befinden! Und es ist nicht mehr als selbstverständlich, daß ein Blatt für den deutschen Buchhandel, für einen so verantwortungsvollen Beruf, seine Aufgabe nicht darin erblicken kann, die deutsche Sache zu schädigen, indem sie einem derartigen Triebe Vorschub leistet. Wenn den Herren Jakobsohn und Kuttner das Verständnis und das Empfinden dafür abgeht, so können sie, wenn es nach ihrem Geschmacke ist, allenfalls für sich geltend machen, daß sie eben nicht deutsch zu empfinden vermögen. Wenn sie, gerade sie aber hier von „Anmaßung“ und „Überheblichkeit“ zu reden „sich unterstehen“, so ist das eine Herausforderung, die entzündlichen Temperamenten leicht den Ruf entlocken könnte: „Ist denn kein — Scheuermann da?“

Es ist ja leider nicht dieser eine Fall — das aufdringliche Gebaren gewisser Leute, als ob sie allein in Deutschland und über Deutschlands politisches, geistiges, gesellschaftliches, sogar religiöses Leben zu bestimmen hätten, während sie nicht einmal ein Bestreben zeigen, sich in das deutsche Denken und Empfinden auch nur hineinzuversetzen, wird auf die Dauer unerträglich und kann, wenn sie sich nicht selbst beizeiten Zügel anlegen, Zustände herbeiführen, die ihnen weniger angenehm sein werden, als sie selbst in ihrer maßlosen Überhebung wähnen mögen.

Aber vielleicht haben sie von ihrem Standpunkte ebenso recht, wie die andere Entente, die das nationale Ehr- und Freiheitsgefühl der Deutschen nicht niedrig genug einschätzen konnte und gerade durch die Ungeheuerlichkeit ihrer Zumutungen den Gipfel ihrer Wünsche erreicht hat.

*

Büttel

Der englische General Burt hatte an den Kommandierenden der deutschen Soldaten in Kurland, General Graf v. d. Goltz,

Digitized by Google

das Ersuchen gerichtet, ihm, dem Engländer, eine Liste der unbotmäßigen deutschen Unterbefehlshaber zu deren weiteren Verfolgung einzuliefern. General v. d. Goltz hatte dieses Ersuchen mit erfrischender Deutlichkeit zurückgewiesen und dabei der Erwartung Ausdruck gegeben, daß die deutsche Regierung eine „würdige Antwort" auf diese — für einen ehrliebenden Mann unbezeichenbare — Zumutung finden werde. Die „würdige Antwort" der deutschen Regierung ist erfolgt. Sie bestand in einer demütigen Bittnote an die gnädige Herrschaft in Paris, doch ja ein Einsehen in ihren guten Willen als Büttel gegen ihre betrogenen Landsleute zu haben, und in der Abberufung des Generals v. d. Goltz. Die militärischen Stellen hatten sich aus rein praktischen Gründen gegen die Abberufung ausgesprochen, aber — der Oberbüttel der Entente, Herr Erzberger, soll (nach der „Deutschen Tageszeitung") anderer Meinung gewesen sein, und so wurde der „Militarismus" überstimmt.

Aber damit nicht genug — man legte besonderen Wert darauf, der gnädigen Herrschaft amtlich und öffentlich zu Füßen zu legen, daß von der deutschen Regierung Befehl gegeben worden sei, auf deutsche Soldaten zu schießen, wenn sie die Grenze nach Kurland überschreiten wollten.

*

Das Rätsel unserer Zukunft

Nachdem sich einmal der Zustand vollendet hat, in dem wir uns nun befinden, ist der Ruf nach einer russischen Orientierung unserer Politik nicht nur begreiflich, sondern auch die einzige noch offene Richtung —, wenn wir die gegenwärtige Konstellation zugrunde legen und wenn wir überhaupt noch auswärtige Politik treiben und nicht lediglich Objekt fremder Gewalten bleiben wollen. Nichtsdestoweniger erscheint die folgende Mahnung von Dr. A. Wirth im „Tag" nicht überflüssig:

„Es heißt vielleicht geradezu: das Ziel verfehlen, wenn man es zu offen anstrebt. Das wird vermutlich eintreten, wenn wir in der bisherigen unverblümten Weise das Zusammengehen mit Moskau fordern. Es handelt sich dabei um die Frage: Slawen oder Angelsachsen? Oder man kann es auch so fassen: Sollen wir die westliche oder die östliche Orientierung bevorzugen? Es ist das ein Streit, der schon vom Anfang des Krieges bis zu seinem Ende tobte, und der jetzt mit neuer Kraft ausbricht. Hier liegt in der Tat das Rätsel unserer Zukunft.

Unter dem Worte Moskau können sich ganz verschiedene Werte verstecken. Nun ist es aber doch nicht einerlei, ob der Sowjet, oder ein neuer Zar, oder auch eine oligarchisch waltende russische Bourgeoisie unser Verbündeter sein wird. Sodann ist gar nicht gesagt, ob ein Bündnis, das vorgestern begehrenswert war, es übermorgen auch noch sein wird.... Vor zwei Jahren strotzte Rußland noch von Hilfsquellen jeder Art, heute ist es deren entblößt, ist arm geworden... In keinem Falle wird es gut sein, unsere Sehnsucht nach Moskau so offensichtlich kundzugeben, wie es in der letzten Zeit schon geschehen ist: durch das Rühmen einer Ware verteuert der Käufer deren Preis.

Möglichkeiten schlummern ebensogut im Westen wie im Osten... Eine kluge Staatskunst wird das Heil überhaupt nicht unbedingt und unentwegt in einer bestimmten Himmelsrichtung suchen. Genau so wenig wie ein Segler: weht doch der Wind bald von Südwesten, bald aus Nordosten. Bei der Staatskunst ist es wie beim Schach. Derselbe Zug der vor wenigen Augenblicken verderblich war, kann jetzt zum Ziele führen, und umgekehrt."

Also: Die russische Aussicht nicht aus den Augen lassen, aber keine stürmischen Liebesoffensiven nach der einen oder der anderen Seite. Sie sind uns noch immer übel bekommen.

*

Entmündigt

Unsere Reichsmark hat zurzeit noch einen Wert von etwa 10 Pfennig. Dieser rätselhafte Kurssturz ist in den Monaten Juli und August eingetreten, also gerade nach dem „Eingreifen" des Herrn Erzberger.

Digitized by Google

Der Hinweis auf die traurige Lage des Arbeitsmarktes, die ungeheuerliche Durchführung der Erwerbslosenfürsorge, das ewige Streikfieber, das Mißverhältnis zwischen Einfuhr und Ausfuhr und die Börsenspekulation genügt aber nicht zur Lösung des Rätsels. Vielmehr ist sie, wie der Abgeordnete Traub in den „Eisernen Blättern" begründet, die unabwendbare Folge unserer Friedensunterzeichnung. „Wir haben in dem Friedensvertrag unser Deutsches Reich mit Schulden belastet, die wir gar nicht kennen. Niemand im Ausland und Inland weiß, was wir künftig zu bezahlen haben, wohl aber weiß man, besonders im neutralen Ausland, daß jedes Jahr die Schuldenlast, die man uns auferlegen wird, größer sein wird als unser Einkommen, so daß in jedem Jahr von unserem Volksvermögen aufs neue liquidiert werden muß. Diese Erkenntnis ist schuld an der wachsenden Angst der neutralen Banken, uns Kredit zu geben. So entwickelt sich jetzt mit entsetzlicher Klarheit eine unhaltbare Lage.

Daß unsere Geschäftsleute heute ihren Verbindlichkeiten kaum mehr imstande sind nachzukommen, weiß jeder. Schweden hat schon lange eine eigene Behörde eingesetzt, welche angefragt werden muß, wenn man den Deutschen eine Verlängerung des Kredits gewähren will. Diese Verlängerung wurde in letzter Zeit nur bewilligt, wenn man sich verpflichtete, vierteljährlich 10 v. H. abzuzahlen. Seit Juli und August aber verlangt Schweden bereits 25 v. H. Abzahlung bei jeder Umrechnung. Wie soll man überhaupt noch Handel treiben und noch etwas ausführen können? Als die Drohung der Notenabstempelung im Ausland bekannt wurde, schnellten die Schulden Deutschlands in Schweden, die damals rund 500 Millionen Kronen betrugen, um 1 Milliarde in die Höhe, ein Betrag, der sicherlich viel höher ist als der, den man durch das Abstempelungsgesetz aus Schweden zurückbekommen hätte."

So wird ein Sechzigmillionenvolk zur wirtschaftlichen Verzweiflung, in unablösbare Schuldknechtschaft getrieben, nur weil ein gewisser Herr Erzberger es verstanden hat, die Not seines Volkes zum Schemel seines Aufstiegs zu machen. Er nicht allein — das zu behaupten wäre ungerecht, aber er war doch „die Seele des Geschäfts" mit dem Blankowechsel, den das „deutsche Volk" — nicht nur wirtschaftlich — den Feinden ausgestellt hat und der nun von diesen je nach wachsendem Appetit ausgefüllt wird. Nur ein verblendeter Narr könnte anderes erwarten.

Das „deutsche Volk" hat alle dem in stumpfem Knechtsgehorsam seinen Rücken hingehalten. Nach bürgerlichem Rechte wird ein Schuldner, der solche Geschäfte tätigt, entmündigt und unter Kuratel gestellt. Dem „deutschen Volke" ist nichts anderes geschehen. Nur hat es sich an der gerichtlich bestellten Vormundschaft nicht genügen lassen, es hat sich noch einen Vormund freiwillig bestellt — Herrn Erzberger. Gr.

*

Causa finita

Altes oder neues System? — Nach den Enthüllungen des deutsch-österreichischen Rotbuches ist der Streit müßig, der „Fall" erledigt. Wir sind nicht an irgendwelchem „System" zugrunde gegangen, sondern an der Unfähigkeit einzelner Personen, die wir geduldig und gedankenlos über unser Schicksal haben schalten und walten lassen. Also auch an unserer eigenen Teilnahmlosigkeit und Lässigkeit in den Fragen der großen Politik. Das ist aber ein Zustand und kein System.

Das alte System konnte schon darum nicht schuld sein, weil sein mächtigster Träger — Bismarck — der klarste und schärfste Gegner der Politik war, die uns in den Abgrund geritten hat. Niemand wußte so gut wie er, wohin der „neue Kurs" — gegen den alten — steuerte.

So schuldig das Volk durch seine betriebsame Schlafseligkeit — es ist an dem Entstehenlassen des Brandes nicht schuldiger als das Kind, das seinen Eltern oder Lehrern

Digitized by Google

vertraut, sie würden es sicherlich nicht ins Verderben führen. Die Schuld — soweit man den Begriff gelten lassen will — bleibt also auf den Personen haften, die nicht nur formal, sondern auch moralisch die Verantwortung tragen und sie allein auch tragen wollten. Wie man jetzt wohl sagen darf: allein und unfehlbar zu tragen sich anmaßten.

Daß Systeme nicht vor Unfähigkeit schützen, beweist das neue „System“: eine Diagonale zwischen Pater Filuzius und Karlchen Mießnick über einem blutrünstigen Kasperletheater.

Nicht Systeme machen die Geschichte, sondern Menschen. Die alten Wahrheiten sind auch die einzigen. Es gibt keine neuen. Wüsche sich doch endlich unser Deutscher den Phrasennebel aus den Augen! Er kannte es doch, das tamen usque recurret: Treib' die Natur mit der Forke hinaus, sie kommt doch zurück! Für den einfachen Menschen wie für den Staatsmann gibt es nur die Wahl: ihren ewigen Gesetzen dienend sich unterordnen und dann Meister sein, oder ihr ins Handwerk pfuschen.

J. E. Frhr. v. Gr.

*

Der Bankerott des Staatswillens

Ein Vertreter des Reichsjustizministeriums erklärte am 26. September in dem Elferausschuß der Nationalversammlung:

„Wir haben bei den Kriegsverordnungen geradezu schreckliche Erfahrungen mit Strafbestimmungen gemacht. Gegenüber der Masse der Übertretungen sind die Strafbestimmungen völlig unhaltbar geworden.“

So, bemerkt die „Deutsche Volks-Korr.“, sieht es aus, wenn in einem Volk der Rechtszustand sich auflöst, der Arm des ausführenden Richters erlahmt. Was ist die Ursache solchen Zustandes? Zweierlei. Erstens die Ohnmacht des Staates gegenüber dem Verbrechen und der Unehrlichkeit. Dieses Verhältnis haben wir jetzt. Aber dieses „Erstens“ ist ursächlich und geschichtlich gewöhnlich nicht das erste. Sondern jener andere Grund ist der Urquell des Unheils, welcher in der Überspannung des Staatswillens liegt und in seinem Übergreifen über die vernünftigen Grenzen des Staates hinaus in jenes Gebiet, welches der Freiheit vorbehalten bleiben muß, z. B. in die Wirtschaft. Daran geht die Autorität des Staates zugrunde. So ist unser Staat und die kriegführende Kraft desselben sowie die rechtsschützende Kraft im Innern zerstört worden durch die Zwangswirtschaft, d. h. durch den unheilvollen Versuch, Unmögliches, Verkehrtes, Widersinniges anzuordnen, das nicht ausgeführt werden kann.

*

Schieber

Vor dem Kriege kannte man die edle Zunft unter diesem schönen Namen nicht. Damals traten die Leutchen unter dem Namen Spekulanten auf, waren zum Teil hochangesehen und mit allerlei Auszeichnungen bedacht. Sie konnten jedoch den Hinweis ins Feld führen, daß sie sämtlich einem bestimmten Stande angehörten und demgemäß eine gewisse Berechtigung für ihr Gewerbe hatten. Die trüben Sampfblasen hingegen, die der Krieg hochtrieb, haben auch den Schieber nach oben gebracht. Er ist zünftig geworden, aber er gehört keinem bestimmten Berufe an. Im Gegenteil, jeder kann zu dieser Lumpenloge gehören, der das Zeug dazu mitbringt. Und wohl bei keinem anderen Gewerbe läßt sich erkennen, wieviel latente Dekadenz, oder sagen wir hemmungslos gewordene sittliche Verkommenheit im Volke vorhanden ist.

Schieber ist jedermann, dem der letzte Rest von Anstandsgefühl abhanden gekommen ist. Schieber ist der Ladenschwengel und die Tippmamsell, der Feuerschlucker und der Kommerzienrat, der Geldschrankknacker und der gewerbsmäßige Tagedieb, der Bauer und der Beamte, kurz, eben jeder, der sich verlumpt genug gefühlt hat, aus der Not seiner Mitmenschen Kapital zu schlagen.

Schon die „Peinliche Halsgerichtsordnung“ kannte diesen Auswurf. Und sie verfuhr nach

Digitized by Google

Gebühr mit ihm. Wir im Zeitalter des Maschinengewehrs sind menschenfreundlicher geworden. Wir beneiden im besten Fall den „smarten Kerl", dem es gelang, so und soviele Tausende dem Hungertode näher zu bringen und dafür den Judaslohn einzusäckeln. Wir sind ja so praktisch, so amerikanisch geworden: ein Lump ist kein Lump mehr, wenn er Erfolg hat.

Man kann einem Totschläger das Mitgefühl unter Umständen nicht versagen, denn seine Beweggründe können trotz der schlimmen Tat sittlicher Natur gewesen sein. Der Schieber aber ist der Schuft der Schufte, er läßt seinen Mitmenschen ungerührt verhungern, wenn er einen Groschen dabei verdient.

Nur die Denkfaulheit des Spießers war es, die sich diese Parasiten willig auf den Nacken setzen ließ. Sie griffen nicht zur Selbsthilfe gegen die Blutsauger, sondern warteten auf die „Maßnahmen der Regierung". „Regierung?" — wer regiert denn? Der Schieber! Er herrscht unbedingt. Keine der dem Namen nach „regierenden" Drahtpuppen wird es wagen, der geheiligten Persönlichkeit des Schiebers auch nur mit einem Augenblinzeln zu nahe zu treten. Es bestehen so viele verwandtschaftliche Beziehungen...

Schon die Schuld der Bethmannschen Waschlappenregierung ist es gewesen, daß sie die Ostgrenze nicht sperrte. Von dorther kamen die Bazillen der geschäftlichen Demoralisierung, die hier auf verwandte Geister trafen. Und jetzt? Man kommuniziert! Man hat keine Zeit, sein Augenmerk auf das Allernotwendigste, auf die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung zu richten. Man zerschlägt die großen Güter, die uns die Hauptmasse an Brot gaben und liefert sie dem Schiebertum aus. Amerika schickt Schiffe voll Lebensmittel. Das Natürlichste wäre, der Staat übernähme sie und verteilte sie unmittelbar an die Kleinverkäufer. Aber wo bliebe da sein Schoßkind, der Schieber?! Noch ein Beispiel: ein kleiner Tabakhändler kann seit Monaten keinen Tabak erhalten. Der Schieber im Haus nebenan — von Beruf Erdarbeiter — liefert ihn auf Wunsch ballenweise, zu Preisen natürlich, die kein Mensch mit normalem Einkommen erschwingen kann. Die sogenannte Regierung sieht und hört das alles. Sie darf sich nicht wundern, wenn die von diesen Blutsaugern gepeinigte Bevölkerung schließlich zur Selbsthilfe greift. Denn das Schiebertum bedeutet einen ständigen Angriff auf Leib und Leben.

Arwaker

*

Amtlich genehmigte Schiebungen

Ein kürzlich in Strasburg i. Westpr. geführter Prozeß gegen eine Anzahl jüdischer Schieber förderte das seltsame Ergebnis zutage, daß zu einer Zeit, wo der Bevölkerung und der Truppe die notwendigsten Bekleidungsstücke fehlen, der Herr Reichskommissar für Aus- und Einfuhr die schriftliche Ausfuhr-Bewilligung für Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände aus deutschen Heeresbeständen nach Polen erteilt hat! Ein Zeuge legte, wie die „Deutsche Ztg." feststellt, eine solche Ausfuhr-Bewilligung über 5000 Unterhosen und 600 Woylachs vor. Natürlich mußten daraufhin die angeklagten Schieber freigelassen werden. Die selbe Gerichtsverhandlung enthüllte noch weitere Einzelheiten, die für das Schieber-Unwesen bezeichnend sind. So ergab sich u. a., daß Tornister waggonweise nach Polen geschafft worden sind. Dabei handelt es sich bei dieser Gerichtsverhandlung nur um einen Einzelfall, und die Frage bleibt offen, welche Menge von Ausrüstungs- und Bekleidungsstücken zu den Polen verschoben worden sind und wie viel Ausfuhrbewilligungen der Reichskommissar in Berlin erteit hat — und noch erteilt. Für die frierende deutsche Bevölkerung, die keine Wucherpreise bezahlen kann, ist es jedenfalls ein schöner Trost in der Not, daß die Polen es um so wärmer haben und die Herren Schieber sich die Taschen füllen, und zwar unter amtlichem Schutz.

*

Digitized by Google

Freie Bahn jedem Tüchtigen

Jeder vernünftige Mensch, bemerkt Paul Ernst im roten „Tag“, sieht die Sinnlosigkeit des Schlagwortes ein: denn die ewig menschliche Gemeinheit, welche durch keine Revolution oder Reaktion zu beseitigen ist, sieht eine ihrer Hauptaufgaben darin, dem Tüchtigen den Weg zu versperren. Da die große Masse nun eben einmal gemein ist, so kann man sich sagen, was das bedeutet, wenn sie freie Bahn für den Tüchtigen verlangt.

Aber das Wort hat sich schon lange verwandelt in: Freie Bahn jedem Gesinnungstüchtigen. Im „Magdeburger Generalanzeiger“ war kürzlich ein Inserat zu lesen: „Zur Anleitung des neuen Gemeindevorstehers wird eine in allen Zweigen der Gemeindeverwaltung erfahrene Persönlichkeit gesucht.“

*

Diktatur des — „Proletariats“?

Ein Berichterstatter der „Times“, Robert Wilton, gelangt auf Grund einer russischen Studienreise zu der bemerkenswerten Feststellung, daß unter den 384 Volkskommissaren, aus denen die Regierung zusammengesetzt war, sich nur 63 geborene Russen befanden. Aus dem Rest ermittelte er 300 Juden, darunter 264, die aus den Vereinigten Staaten während der Revolution nach Rußland gekommen waren, 22 Armenier und Georgier, 15 Chinesen und 2 Neger.

Es wäre, des Vergleichs halber, nicht übel, wenn ein antisemitischer Neigungen so unverdächtiger Zeuge wie der Korrespondent der „Times“ einmal ähnliche Erhebungen über die Zusammensetzung der deutschen kommunistischen Partei vornähme. Das Gesamtergebnis aller dieser Untersuchungen, für die auch Ungarn schon ein hübsches Material geliefert hat, würde erweisen, daß es sich beim Bolschewismus weniger um die Errichtung der Diktatur des Proletariats als vielmehr der des Judentums handelt.

*

Bronstein-Trotzki

Ein Befehl Trotzkis, der in der „Krasnaja Gaseta“ veröffentlicht wird, verfügt, daß Kinder und sonstige Verwandte von Offizieren, die zur weißen Armee übergegangen sind, zu erschießen sind. Es heißt wörtlich:

„Repressivmaßregeln gegen die Familien von Verrätern sind unvermeidlich. Das Faktum, daß wir das Schwert nicht nur auf die Häupter der Verräter, sondern auch auf die ihrer Familie fallen lassen, darf nicht als Verbrechen der Revolution angesehen werden; es ist unsere Pflicht.“

Wie abgestumpft ist doch diese sogenannte Kulturmenschheit, daß derartige „Fakta“ kaum noch ein flüchtiges Aufmerken erregen!

*

Erklärung

Mit vollem Recht wird in einigen Zuschriften an die Schriftleitung an einer dem Oktoberheft beigefügten Ankündigung eines Buches „Gib unser tägliches Brot“ Anstoß genommen. Da die Schriftleitung den Anzeigenteil des Türmers wie die Leserschaft erst nach seiner Drucklegung zu Gesicht bekommt, so war ihrerseits ein rechtzeitiges Eingreifen nicht möglich, doch hat der Herausgeber unverzüglich auf die bedauerliche Entgleisung aufmerksam gemacht. Der Verlag, der die Auffassung der Schriftleitung vollkommen teilt, stellt fest, daß der Mißgriff auf das Versagen einer technischen Stelle zurückzuführen ist und hat eine erhöhte Überwachung des Anzeigenteils zugesagt, so daß Ähnliches in Zukunft vermieden werden wird.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Flucht nach Ägypten

Beilage zum Türmer

A. v. Volborth

Digitized by Google

Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. | Dezember 1919 | Heft 3

Christentum und Deutschtum

Von Hans von Wolzogen

Man hat in unserer traurigen Zeit es viel zu hören bekommen: in diesem Kriege habe das Christentum „Bankerott gemacht". Keiner dieser Bankerotterklärer hat sich gefragt, ob nicht vielmehr die „Christen" Bankerott gemacht haben. Die Christen nämlich, die sich einbildeten welche zu sein, es aber so wenig waren, daß sie an einen Bankerott des Christentums glauben konnten. Zu gutem Teile aber auch waren es bewußte Nichtchristen, die an dem „Bankerott des Christentums" ihre Freude hatten. Mögen kluge Leute darunter sein, in bezug auf das Christentum haben sie sich als ebensolche Flachköpfe gezeigt, wie jene, die nach einer schlechten Aufführung eines Meisterwerkes erklären, das Werk tauge nichts. Wenn Christen wie Nichtchristen sich schlecht aufführen, ist deshalb das Christentum ein schlechtes Werk Gottes? Dann ist am Ende auch Gott nicht, weil die Menschen nicht göttlich sind? So flachköpfig schließen oft Gegner des Christentums. Und doch ist Göttliches im Menschen, und ebenso viel, als er dessen mächtig und bewußt ist, hat auch sein Gottesglaube wahren lebendigen Grund. Wir hätten keine Ideale, wenn es das Vollkommene nicht gäbe, das in ihnen bildkräftig wirkt. —

Nun gibt man wohl zu, daß das Christentum ein Ideal sei. Aber gleich folgt der Vorwurf: für Menschen unerreichbar! Oder auch: nur einer hat es erreicht — Jesus Christus. Damit räumt ihm der Unglaube selbst ja die Sonderstellung des Gottes in Menschengestalt ein! In Wahrheit wirkt eben, was wir

Digitized by Google

„Göttlich" nennen, soweit das Ideal erreicht wird. Nach den Graden der Annäherung bemißt sich die wirkende Kraft des Ideales im Menschen. So ist denn auch das Christentum nicht nur Ideal, sondern auch Kraft. Anstatt vom unerreichbaren Ideale zu reden, sollten die Menschen die strebende Kraft in sich pflegen und in Tat umsetzen. Dann würde das Christentum nicht nur in Gott, sondern auch in den Menschen lebendig sein. Dann würden die Christen nicht mehr „Bankerott machen". Es sind die idealen Kräfte des Christentums selbst, die da verkünden: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." —

Worin besteht die Kraft des Christentums? Sehen wir ab von allen dogmatischen Fassungen irgendwelcher Kirche, die sich christlich nennt. Auch die Kirchen sind nur Annäherungsgrade des Christentums im Menschen. Auch eine Kirche kann „Bankerott machen", und doch besteht das Christentum. Die flachen Beobachter verwechseln dies regelmäßig. Man muß aber in die Tiefe des Ideales selber blicken, in die Tiefe des göttlichen Wesens, das der Grund — mehr als der „Gegenstand" — des christlichen Glaubens ist. Dann erkennt man jene Kraft, die aus Gott wirkt und im Menschen strebt, als Liebeskraft. Von der Liebe gilt das Herrenwort: „Geben ist seliger als Nehmen." So ist Christentum nicht nur Empfangen göttlicher Gnade und Güte, sondern auch menschliches Geben der Liebe an den Nächsten. Hat dies seine Grenzen, so ist doch andererseits jene Gnade unbegrenzt, die in ihrem ewig spendenden Wesen alles ausgleicht, was dem Menschen in seinem sterblichen Leben an Güte zu vergeben nicht gelingt. Die große Liebeskraft umfängt alles, Göttliches und Menschliches, in einer untrennbaren Einheit. Jede Liebestat ist zugleich von Menschen und Gott getan. Sie ist die Gabe des Stärkeren, Reicheren, Tätigeren an den Schwächeren, Bedürftigeren, Leidenden. In ihr gleicht sich jeder Unterschied aus. Auch der Empfangende ist nun gestärkt durch die Kraft des Gebenden. Wo diese Liebe waltet, da ist volles, lebendiges Christentum, mag ringsum in der Welt der Ungöttlichkeit, der Vergänglichkeit die Lieblosigkeit ihre seelenlosen Triumphe feiern. —

Ganz töricht ist es, vom Anblick der ersten Christengemeinden bestimmt, das Christentum schlechtweg für die Religion der Schwachen und Siechen, der „Schlechtweggekommenen", zu erklären. Man müßte dann so weise sein, die ganze Menschheit als „schlechtweggekommen" zu erkennen. Weil sie dies sei, bedürfe sie der Religion. Das ließe sich hören. Dann ist es eben auch kein Wunder, daß gerade recht starke Menschen, große Geister, sonst „Gutweggekommene" also, sehr religiös sein konnten, Helden des Glaubens gewesen sind. Sie standen Gott näher und empfingen seine Gaben aus erster Hand. Sie empfanden ihre Begrenzung stärker und demgemäß auch das Bedürfnis der Gnade. Wer will noch vom Christentum als der Religion der Schwachen reden, wenn er sich die Gestalten frommer Helden auf allen Gebieten menschlichen Geistes und Tuns vergegenwärtigt, wie etwa: — nun, ich will hier nur an deutsche Beispiele erinnern, und gar nicht erst fragen, ob vielleicht der Apostel Paulus eine „Sklavennatur" war? — also nenne ich unsern Luther, unsern Dürer, unsere Fürsten wie den ersten Friedrich Wilhelm und Wilhelm, unsere Feldherren vom Weimarer Bernhard bis Hindenburg, unsern Bismarck, wie unsern Bach und Beethoven, und endlich auch selbst unsere großen

Digitized by Google

„Heiden" Goethe und Schiller, die den Wert des Christentums so hoch nicht hätten schätzen können, wäre ihr edler Geist nicht bereits durchtränkt gewesen von dem ethischen Wesen des Glaubens ihrer Väter. Sind dies alles Schlechtweggekommene, Schwächlinge, Sklavennaturen gewesen? Leidensvolle, ja wohl, — je größer, je mehr! Dabei aber allesamt von der Art jener „bemitleidenden Starken" Richard Wagners, die selig sind im Geben ihrer idealen Kraft an die leidende Menschheit. Man freue sich herzlich, das Christentum bei den Kleinen zu finden, aber man suche es bei den Großen und lerne es erkennen, daß deutsche Kultur nicht denkbar, nicht wahrhaft vorhanden, als in der Durchdringung deutscher Art von christlichem Geiste. —

Ja, aber das Christentum ist doch eine orientalische Religion? Für den weichen Orient, die schlaffen Morgenländer, eigens zugeschnitten! — Sagt man leichthin. Seltsam nur, daß der Orient davon nichts hat wissen wollen. Daß das Christentum sich im Orient nicht halten konnte, ganz daraus verschwunden ist, und dafür das Abendland und seine starken Helden sich erobert hat. Daß zu unseren Zeiten nichts so heftig wider das Christentum wütet, als was in unserer Mitte orientalisch ist, und daß, was am Christentum unchristlich sich gibt, orientalischem Einflusse sich verdankt! — Wenn die Deutschen, die vom schädlichen Orientalismus reden, das Christentum — den Geist Christi — wirklich kennten, sie würden wissen, daß es vor allem darauf ankäme, das Christentum erst durch Ausscheidung und Abtrennung des orientalischen Beiwerkes, das seiner geschichtlichen Form noch anhaftet, in seiner Reinheit uns zu gewinnen. Dann würde sich deutlich ergeben, daß im derart völlig unorientalischen Christentum eben der echte Geist Christi frei geworden ist. Wer über ungünstige Einflüsse des Christentums auf das Deutschtum klagt, der meint im Grunde die ungünstigen Einflüsse des Nichtchristlichen auf das Christentum. Diese haben es in seiner geschichtlichen und kirchlichen Form soweit entstellt, daß es nicht mit der vollen, starken und gesunden Segenskraft seiner „guten Botschaft" wirken konnte. „Zermürbt" — wie der beliebte Ausdruck lautet — hat also nicht der christliche Geist das Deutschtum. Was zermürbt worden ist, das ist vielmehr das Christentum gewesen, durch jene Einflüsse, die als ebenso undeutsch wie unchristlich zu bezeichnen sind, und die im „Alten Testament" ihr leider in unsere Kirche mit hinüber genommenes Sammelbecken haben. —

Schließlich fragt sich noch, was denn eigentlich durch das Christentum „zermürbt" worden sein soll? Das vorchristliche Deutschtum? Was stellt man sich darunter vor? Wo hat man dessen zweifellos echtes und vollkommen deutliches Bild? Man hat sich ein Ideal davon gemacht, das man nicht dem Ideal, sondern der mangelhaften Realität des Christentums, d. h. den mangelhaften Christen gegenüberstellt. Die makellosen Urgermanen! So wenig man von ihnen weiß, soviel doch, daß auch bei ihnen nicht alles und nicht jeder so makellos war, um nicht noch etwas Christentum zu sittlicher Aufbesserung brauchen zu können. Die heidnische Kultur der Germanen hat große Völkertragödien und böse Geschlechterdramen nicht verhütet. Hermann und Segest sind alte Symbole für tiefeingewurzelte Schäden germanischer Volksmoral. Normannen und Franken blieben nach wie vor ihrer Taufe als Zeugen germanischer Kraft recht wenig angenehme

Digitized by Google

Gesellen. Die edlen Goten ließen sich gründlich „zermürben“, nicht durch ihr arianisches Ketzertum, auch nicht durch römische Kirche, sondern durch die weichen Schmeicheleien des italischen Südens, welche echt heidnischen Ursprungs und orientalischer Kultur waren. Was uns, wenn wir ehrlich sind, an germanischer Art und Geschichte unschön und unedel dünkt, das ist auch unchristlich gewesen. Was sich daran — wie alles Irdische nur ein Stückwerk — gebessert hat, darin ist die Wirkung des christlichen Geistes zu erkennen. Er hat das Deutschtum gut und groß gemacht, durch ihn ist es eine Kulturmacht geworden, der gegenüber die bloße „Weltmacht“ anderer Völker wohl politisch zeitweilige Oberhand haben mag, doch aber sittlich — und darauf kommt es am Ende an — im Rückstand geblieben ist. Daß augenblicklich unser armes Volk freilich „zermürbt“ ist, durch ganz andere Kräfte als christliche „Schwachheit“, und nicht eben Grund hat, über andere sich strahlend zu erheben, das darf uns nicht darüber täuschen, was dennoch im deutschen Wesensinnern an edlen Werten ruht. Wir müssen es ebenso nach seinen besten Verkörperungen abschätzen, wie das Christentum nach seinen reinsten Vertretern. Was da und dort zu wünschen übrig läßt, ist immer nur das Irdische, Menschliche, Zeitliche; das „macht Bankerott“, nicht die Sache selbst, das Ding an sich, die Kraft Gottes, die uns unsere Ideale in die Seele pflanzt. Was aus ihr stammt, ist gut und groß, ist jenes Christentum, das „die Welt“ überwindet, bei stetem Kampf nach außen, aber Frieden im Innern. —

Klarer Wintertag · Von Otto Doderer

Es schneite alle Himmel leer.
Die Flocken glitzern weich wie Millionen
Im Himmel aufgeblühter Anemonen,
Und tiefe Stille strömt daher
Aus kühlen Weltenzonen.

Die Krähen nur in hungrigen Schwärmen,
Schwarz, tempelschänderisch, durchschrägen
Den weißen Glanz mit frechem Lärmen,
Um krächzend mit plumpen Flügelschlägen
Die unsichtbaren Säulen zu zersägen.

Digitized by Google

Die Stadt der Medici

Von Gertrud v. Brockdorff

(Schluß)

An einem sonnigen Wintertage unternahm Sibylle eine Ausfahrt im Wagen der Gräfin della Bianca.

Der Marchese war leidend; er hatte von einem Gerücht erfahren, das sein demütiges Schmachten in den Fesseln der schönen Deutschen an den Pranger stellte, und vermied es seitdem, sich an Sibylles Seite zu zeigen. Er hatte Sibylle der Gräfin empfohlen.

Die Contessa della Bianca war schön, dunkelhaarig und von hinreißendem Temperament. Sie hielt Sibylles Hand in der ihren und sprach zärtlich und lebhaft auf die junge Frau ein.

„Sie werden sich gewöhnen, Signora Marchesa. — Das sind Frauenleiden."

Sibylle lächelte.

„Ich habe Zeit genug gehabt, zu begreifen, daß ich immer sehr einsam sein werde."

Ihre Stimme klang ruhig und schmerzlich. Die Gräfin schüttelte den Kopf.

„Der Marchese vergöttert Sie."

„Ich beklage mich nicht über den Marchese", sagte Sibylle mit demselben ruhigen und herzzerreißenden Lächeln.

„Es gibt Dinge, die die aufopferndste Liebe eines Gatten nicht zu ersetzen vermag." — Die Lippen der schönen, dunkelhaarigen Frau zuckten.

„Sie sind sehr jung und sehr reif, Signora Marchesa. Man sagt das sonst nicht von den deutschen Frauen."

Etwas in ihrer Stimme ließ Sibylle aufsehen.

„Wie meinen Sie das, Gräfin?"

„Oh! Ich wüßte ein Heilmittel, Signora Marchesa. Man spricht sonst nicht darüber. Sie sind sehr jung. Und ich halte Sie für schwermütig und grüblerisch. Das darf man in Florenz nicht sein. Man geht daran zugrunde. — Man wird häßlich; das ist unsern Männern und Liebhabern das größte Verbrechen." —

Durch Sibylles Hand, die noch in der der Gräfin ruhte, lief ein Zucken. Die Contessa Della Bianca ließ ihre blendenden Zähne schimmern.

„Unsern Männern und — Liebhabern, Signora Marchesa."

Sibylle befreite ihre Hand.

„Ich verstehe!" sagte sie kühl und hochmütig und ihr Ton war fremd wie der einer Herrin gegen ihre Untergebene.

Es war ein milder, wundervoll klarer Wintertag. Die Kuppel des Domes glänzte, und die alten Paläste strahlten in erhabener Ruhe und Klarheit.

Sibylle hatte den Wagen der Gräfin verlassen und einen Gang durch die Uffizien vorgeschützt, um der Gesellschaft ledig zu sein.

Die Gräfin hatte sich liebenswürdig verabschiedet, einen Blitz geheimnisvollen Einverständnisses in den großen, seltsam umflorten Augen.

Digitized by Google

„Sie lieben die Einsamkeit, Marchesa! — Oh, es hat eine Zeit gegeben, in der ich sie nicht weniger liebte — —", und hatte ihrem Kutscher den Befehl gegeben, die Richtung der Cascinen einzuschlagen.

Nun irrte Sibylle, heiße Schamröte auf den blassen Wangen, durch die engen, menschenüberfüllten Gassen. Waren diese Menschen so naiv oder so lasterhaft? —

Sie schüttelte sich, ließ sich von der flutenden Menschenwelle drängen und sah den kleinen Mädchen, die hier Blumen verkauften, mit einem Gemisch von Antipathie und Rührung in die dunklen, regelmäßig geschnittenen Gesichter.

Sie wollte nach Hause. Aber am Ponte San Trinita hielt sie inne, wandte sich und schlug mit den ungestümen, hastig federnden Schritten ihrer Mädchenzeit einen anderen Weg ein.

Blicke folgten ihr. Ihre blonde Schönheit, die der dunkle Pelz noch leuchtender machte, wirkte im marktschreierischen Gewühle dieses Stadtteils wie eine Sensation. Ein hochgewachsener junger Mann von der Haltung eines Nobile, der soeben aus einem Auto gestiegen war, folgte ihr langsam.

Sibylle floh. Sie haßte diese Blicke, die sie an die Augen Randellis erinnerten. Sie haßte auch die Blicke der Frauen, die so traurig und so seltsam schamlos waren. — Wie war es möglich, daß die Gräfin Della Bianca sich erdreistete, in ihrer Gegenwart von Liebhabern zu sprechen?!

„Wenn ich ein Kind hätte!" dachte Sibylle verzweifelt und erschrak gleichzeitig vor dem Gedanken. „Ein Kind würde die Verschmelzung bedeuten." — — Aber gab es überhaupt eine Verschmelzung wesensfremder Elemente? — — Was wollte der Marchese von ihr? — Ihren Körper? Ihre Seele? — — Sie würde es niemals begreifen.

Sibylle war an ihrem Hause vorübergegangen und befand sich plötzlich in den Boboli-Gärten. Der dunkle Taxus träumte und schnitt wie schwarzgrüner Samt in die klare Winterluft. Die Fontänen schwiegen. Ammen und Wärterinnen führten kokett gekleidete Kinder auf den breiten Parkwegen spazieren.

Sibylle saß auf einer Bank und beobachtete die Schatten des Taxus, die wie matte Vierecke in den hellen Sand fielen. Es mußte Mittag sein. Die Glocken eines Campanile gingen irgendwo. Zwei junge Franziskaner, die Füße in Sandalen, das dunkle Haar glatt um die schimmernde Tonsur gekämmt, gingen vorüber. Von einer fernen Bank erhob sich die hochgewachsene Gestalt eines Mannes und schritt langsam die terrassenförmigen Böschungen hinunter.

Sibylle sah ihm nach. — Ihr Herz klopfte. Und mit einem Male fiel ihr ein, daß der schlanke, blonde Mann auf eine merkwürdige Weise an Konrad Hold erinnerte. Daß er vielleicht ein Deutscher war.

Sie preßte das Gesicht in den großen Muff und weinte. — — —

Es war spät, als sie endlich nach Hause kam. Das Mittagessen war abgesagt worden. Der Marchese hatte Kutscher und Gespann in die Cascinen geschickt. Er selber telephonierte zum zweiten Male mit der Gräfin Della Bianca, um nach Sibylles Verbleib zu forschen, als der Haushofmeister die Rückkehr der Marchesa meldete. —

Digitized by Google

„Es ist gut, Battista!“

Der Mann fand, daß die Stimme seines Herrn erstickt und sonderbar klänge. — Randellis Gesicht war noch blasser als gewöhnlich. Er ging in seinem Arbeitszimmer hin und her, ballte die Hände, daß die langen, sorgfältig gepflegten Nägel tief ins Fleisch drangen und betrachtete Sibylles Bild, das mit seiner ruhigen, verschlossenen und rätselhaften Miene vor ihm auf dem Schreibtische stand. — —

Sibylle war inzwischen hastig in ihre Zimmer hinaufgestiegen. Sie fand Giulietta wartend, wunderte sich, daß man das Mittagessen verschoben hatte und ließ sich mechanisch umkleiden.

Giuliettas scharfe Augen fuhren wie kleine, blanke Schlangen hin und her.

„Soll ich Puder auflegen, Signora Marchesa?“

„Puder?“

„Signora Marchesa hat geweint —“

Sibylle schwieg verwirrt und betrachtete sich im Spiegel. Sie sah, daß sie sehr rot wurde. Dann hob sie den Kopf und sah hochmütig an Giuliettas kleinem, spitzbübischen Gesicht vorüber.

„Es ist nicht nötig, Giulietta. Ich habe keine Ursache, meine Tränen zu verbergen.“ — — —

Das Mittagessen zu zweien in dem altertümlichen, von den Lichtern der bunten Fenster gefleckten Speisesaal verlief stumm und frostig.

Randelli hatte Sibylle die Hand geküßt und einen kurzen Blick auf ihr Gesicht geworfen.

Sibylle hatte eine Entschuldigung stammeln wollen. Sie schwieg angesichts dieses Blickes, der wie eine verborgene Drohung war. — Beim Nachtisch, als sie sich allein gegenübersaßen, fragte Randelli in seiner ruhigen und höflichen Weise, deren Gemessenheit Sibylle heute fast unheimlich berührte:

„Du hattest den Wagen der Gräfin Della Bianca verlassen, Sibylle?“

„Ja.“

„Darf ich den Grund wissen?“

Sibylle sah das schöne, kühne und spöttische Gesicht der Gräfin vor sich. — Eine Frau, die sich verteidigen würde, wenn man sie verdächtigte! — Sie hob den Kopf.

„Ich wollte einen Gang durch die Uffizien machen.“

„Du warst nicht dort.“

„Ich war in den Boboli-Gärten.“

„Und hast geweint.“

Die junge Frau zog mit einer gequälten Gebärde die Schultern in die Höhe. Dieses direkte Verhör war schrecklich.

„Ja, ich habe geweint, Giacomo!“

Randellis blasses Gesicht zuckte.

„Oh, ich maße mir nicht an, den Grund deiner Tränen erfahren zu wollen“, sagte er mit mühsam beherrschter Stimme. „Indessen muß ich dich bitten, auf weitere einsame Spaziergänge in den Boboli-Gärten zu verzichten.“

Digitized by Google

Sibylle wurde dunkelrot. Sie stand auf und machte einen Schritt auf den Mann zu.

„Ich soll also bewacht werden?“ fragte sie rauh.

Randelli lächelte ein seltsam flackerndes Lächeln.

„Beschützt, Signora. Florenz ist die Stadt des Mißtrauens und der Eifersucht.“ — Er verbeugte sich vor Sibylle und ging langsam aus dem Zimmer, die hohe Flügeltür nachdrücklich hinter sich schließend.

Sibylle verbrachte den Nachmittag wie betäubt in ihren Zimmern. Sie erwartete jeden Augenblick, daß Randelli einträte, um sie wegen der ihr angetanen Beleidigung um Verzeihung zu bitten. Der Marchese kam nicht. — Zur Zeit der Besuchsstunde wurde die Gräfin Della Bianca gemeldet. Sibylle hatte Lust, sie abweisen zu lassen. Dann besann sie sich darauf, daß es klüger wäre, diplomatisch zu Werke zu gehen. So empfing sie die Gräfin.

Die Contessa — in auffallender Erdbeerfarbe und einem schwarzen Straußfederhut, der ihr schmales Gesicht noch anziehender und gefährlicher machte — begrüßte Sibylle mit der lebhaften Herzlichkeit der alten Bekannten. Sie griff mit keinem Worte auf die Begebenheiten des Vormittags zurück. — Sibylle war ihr dankbar. Sie saß inmitten des aufgehäuften pietätvollen Prunkes der großen Zimmer, trank Tee und ließ sich die kleinen Skandälchen der Florentiner Gesellschaft auftischen. Sie staunte und fröstelte. War diese Gesellschaft noch morscher als sie gedacht hatte? — Randellis Verhalten erschien ihr in einem anderen Lichte. Er hatte recht — von seinem Standpunkt — vom Standpunkt seiner Nation aus. Aber sie schämte sich dennoch. Ein Ton eisiger Abwehr kam in ihre Stimme. Die Gräfin schien ihn zu überhören. Aber als sie aufstand und mit einiger Umständlichkeit an den langen schwedischen Handschuhen knöpfte, sagte sie beiläufig: „Sie sind sehr schön und sehr kühl, Signora Marchesa. Warum lassen Sie den armen Deutschen vor den Fenstern Ihres Palazzo schmachten?“

Sibylle wurde blaß.

„Welchen Deutschen?“

Die Gräfin lachte.

„Sind Sie blind, Signora Marchesa? Ich glaube, daß er zum dreißigsten Male die Gasse auf und nieder gegangen ist. Fürchten Sie die Eifersucht des Marchese?“

„Ich habe keine Ursache, sie zu fürchten“, sagte Sibylle kalt und ruhig.

„Oh, Liebe! — Man hat immer Ursache. Sind Sie noch so fremd in Florenz?“

„Ich glaube, ich bin es in der Tat“, dachte Sibylle, während sie langsam in ihre Zimmer zurückkehrte. „Ich werde diese Menschen niemals begreifen.“ In ihrem raschelnden, schleppenden Hauskleide ging sie wie ein einsames Gespenst durch die großen Räume. Ihr Schritt hallte auf dem gewachsten Estrich der leeren Zimmer, in denen noch das geheimnisvolle, maliziöse Flüstern der Gräfin zu haften schien. Der deutsche Fremde? — — Sie ging durch die Galerie mit ihren Heiligen und lächelnden Madonnen. Die Bibliothek, deren Fenster auf den Lung' Arno Accioli gingen, war leer und vom rosigen Lichte des scheidenden Wintertages erhellt. Geschnitzte Betpulte dunkelten geheimnisvoll in den Fensternischen.

Digitized by Google

Sibylle öffnete ein Fenster. Die Luft war milde, fast warm und trug den Geruch des Wassers und den herben Duft hoher Taxusgesträuche ins Zimmer. Der Ponte Vecchio mit dem grandiosen Monument des Palazzo Pitti im Hintergrunde stand im hellen Lichte.

Sibylle beugte sich durch das offene Fenster. Im nächsten Augenblick zuckte sie zusammen. Dem Palazzo Randelli gerade gegenüber stand die hohe, schlanke Gestalt des blonden Deutschen. Der Fremde aus den Boboli-Gärten! Beim Klirren des Fensters hob er den Kopf und grüßte hinauf.

Sibylle unterdrückte einen Schrei der Überraschung, als sie Konrad Holck erkannte. — Er war blasser und magerer geworden und sah aus wie ein Mann, der Nächte hindurch keinen Schlaf gehabt hat. Aber er war es dennoch.

Sibylles Erschrecken gewahrend, ging er mit seinen langsamen, elastischen Schritten über die Straße gerade auf das Portal des Palastes zu. —

Die beiden Herren saßen sich im Studio des Marchese gegenüber, sprachen von Dingen, die sehr weit außerhalb ihres Interesse lagen, und horchten gespannt auf gewisse feine, nur dem geschärften Ohre hörbare Schwingungen im Tonfall des anderen. —

Holck erzählte von seinen Mißerfolgen in der Landwirtschaft. — Er hätte Verluste gehabt und sich genötigt gesehen, Groß-Belzow vor wenigen Wochen an den Meistbietenden loszuschlagen. „Im Interesse des Gutes wie in meinem eigenen Interesse. Es brauchte einen neuen Herrn und ich eine tabula rasa für mein neues Leben."

Der Marchese sog an seiner Zigarette. Man sah den kleinen, glühenden Punkt wie etwas ungewiß Schwebendes in der Dämmerung des Zimmers. Holck glaubte dahinter Randellis glühende Augen zu sehen, die unablässig in seinem Gesicht forschten.

„Warum haben Sie sich nicht an Ihre Freunde in Florenz gewendet, Graf Holck? — Ich konnte nicht ahnen, daß Sie sich in Verlegenheit befanden."

Es fiel Holck auf, daß Randelli ihn nicht mehr „amico mio" titulierte. Seine Lippen wurden hart und schmal.

„Sie schelten mich mit Recht, Marchese. Verzeihen Sie mir. Aber es gibt Situationen, in denen es unerträglich wäre, Wohltaten zu empfangen."

„Allerdings. — Wohltaten verpflichten." —

„Mißverstehen Sie mich nicht, Marchese. Es gibt Momente, in denen man sich gezwungen sieht, sein Leben auf neue Grundlagen zu stellen."

Randelli schwieg einen Augenblick. Dann fragte er und nun war wirklich jenes verräterische Schwingen in seiner Stimme:

„Und warum sind Sie in Florenz?"

„Ich bereise Italien erholungshalber. — Es war keine Kleinigkeit für mich, die Aufregungen der letzten Wochen zu ertragen. Meine Nerven sind mitgenommen."

Der Marchese nickte und wollte etwas erwidern. In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet. Sibylle trat ein.

Francesco brachte Kerzen und steckte sie geräuschlos auf die hohen, silbernen

Digitized by Google

Armleuchter, um deren steilen Fuß gewundene Blumen- und Früchtegirlanden schaukelten.

Die Begrüßung war steif und förmlich. Sibylle fühlte Randellis beobachtenden Blick, der ihr Reserve aufzwang. Sie setzte sich hell und schlank an die Seite des Marchese und lehnte den blonden Kopf wie ermüdet gegen die Lehne des hohen, gotischen Stuhles.

Die Stimmen der beiden Herren klangen wie aus weiter Ferne. Holck sprach von italienischen Eindrücken.

„Wie wohl tut es, seine Stimme zu hören", dachte Sibylle. Sie dachte auch an jenen Tag in Wenningstedt, als sie vor dem Grafen durch den weißen Sand gelaufen war. Eine schwache Röte war in ihrem Gesicht, die dem Marchese nicht entging. Er erhob seine Stimme:

„Und doch habe ich Ursache, Ihnen böse zu sein, Graf —. Sie sind seit zwei Tagen in Florenz und umschleichen mein Haus, ohne den Mut zu finden, sich ihm zu nähern. Sie verbringen Stunden in den Boboli-Gärten und gehen an meinem Hause vorüber? Soll ich meinen, daß Sie sich als Dieb oder als Einbrecher fühlen?"

Er lachte, aber es war ein Mißklang in seinem Lachen.

Holck hatte seine Zigarette fortgeworfen. Sein braunes, schmales Gesicht sah im flackernden Scheine der Kerzen seltsam starr und stählern aus.

„Ich bitte die Frau Marchesa um ihr Urteil", sagte er ruhig. „Frauen besitzen ein seltsames Ahnungsvermögen für Entschließungen, die zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten liegen. Verteidigen Sie mein Verbrechen, Signora!"

Er war aufgestanden und verbeugte sich kurz und kühl vor Sibylle.

„Sie wollen gehen, Graf Holck?"

„Ich habe im ganzen vier Tage für Florenz. Die Zeit ist kurz!" —

Randelli nickte und geleitete seinen Gast zur Tür. — Als er zurückkehrte, hatten seine Augen einen seltsamen Glanz.

„Nun?" fragte er drohend.

Sibylle, die verträumt und apathisch in ihrem Sessel liegen geblieben war, machte eine unwillige Bewegung.

„Nun?" wiederholte sie.

Der Marchese trommelte mit den Fingern auf der eingelegten Platte des Tisches.

„Sahst du den Grafen heute vormittag in den Boboli-Gärten, Sibylle?" —

Die junge Frau richtete sich langsam in die Höhe.

„Und wenn ich ihn gesehen hätte!"

„Du hast ihn gesprochen?" —

Sibylle zuckte die Achseln. Ein kaltes Lächeln stand in ihrem Gesicht. „Du beleidigst mich, Giacomo. — — Denke daran, daß es Dinge gibt, die Frauen nicht vergeben können."

Sie war aufgestanden und ging zur Türe. Er versperrte ihr den Weg.

„Du hast mir keine Antwort auf meine Frage gegeben, Sibylle!"

„Ich bin dir keine Antwort schuldig!"

Digitized by Google

„Du betrügst mich."

Sibylle lächelte mit leeren Augen. „Ihr Italiener seid rasch dabei, dieses Wort in den Mund zu nehmen. Wir Deutschen hüten uns davor. Wir wissen, daß es Mauern aufrichten kann, die nicht mehr niederzureißen sind —."

Sie schob seinen ausgestreckten Arm zur Seite und öffnete die Tür. Er starrte schweigend auf den geschnitzten Flügel, der sich langsam ins Schloß schob. Er hörte Sibyllens Schritte, die die Steintreppe in die Höhe stiegen. Sie waren schwer, als hätte die junge Frau an einer Last zu tragen.

Randelli lachte vor sich hin. Seine Lippen waren trocken. Er liebte diese Frau. Er war wie ein Wahnsinniger, der neben der Quelle verdurstet. Sie aber hatte kein Wort und keinen Blick für ihn. —

Sibylle saß inzwischen in ihrem Zimmer und schrieb ein Billett an Holck. Sie bat ihn um eine Zusammenkunft in den Boboli-Gärten. Nicht mehr. — Den Umschlag adressierte sie an das deutsche Hotel, in dem er vor Jahren gewohnt hatte. — — Dann klingelte sie Giulietta, um sich zum Abendessen frisieren zu lassen.

Sie saß allein in dem großen Saal. Randelli hatte sich entschuldigen lassen. Er wäre unpäßlich und hätte sich zeitiger als sonst zu Bett begeben.

Sibylle ließ die Platten abtragen, ohne etwas zu berühren. Sie hatte das Gefühl, an der Tafel eines fremden Hauses zu sitzen, dessen Herrn sie vertrieben hatte. Die Bilder der alten Nobili schauten fremd und vornehm von den Wänden und der rötliche Flimmer der Kerzen brach sich in den aufgestellten Geräten, denen die Seele einer versunkenen Zeit, die Seele dieser Stadt, die Seele der Medici anhaftete. —

Sibyllens Kleid rauschte, als sie nach der Mahlzeit in das Schlafzimmer des Marchese hinaufstieg.

Sie erschrak, als sie den Ausdruck seines Blickes bemerkte, der starr auf die Tür ging. Es war der Blick jener großen, entnervenden, flammenden Leidenschaft.

„Ich wußte, daß du kommen würdest", flüsterte er. „Sibylle! Grausame! — Süße!" Sein Lächeln machte sie schauern. Es war wie das Lächeln eines Kranken.

„Ich kam, weil ich mit dir sprechen mußte, Giacomo!" — Sie hielt ihm das Billett an Holck entgegen. „Lies es. — Aber zuvor höre, was ich dir sagen muß. Ich habe dich betrogen, Giacomo. Nicht jetzt. Früher, viel früher. — — Ich habe mich selber betrogen. Erinnerst du dich, was du mir von der Vereinigung zweier Kulturen sagtest? — Es gibt keine Vereinigung in deinem Sinne. — Es gibt kein Gemeinsames zwischen uns. Wir sind Fremde, die der Zufall aneinandergekettet hat. Ich habe dir Unrecht getan, Giacomo. Verzeih mir, wenn ich unbewußt sündigte. Ich kann nicht mit Bewußtsein weiter sündigen."

Randelli machte eine Bewegung. Sein Blick war ganz erloschen. Der Brief war zu Boden gefallen.

Sibylle nahm ihn auf. Sie wollte noch etwas sagen. Aber der Mann hatte den Kopf in die spitzenbesetzten Kissen gewühlt und hörte nicht mehr. — — —

Sibylle ging in ihre Zimmer hinüber. Sie saß die ganze Nacht hindurch am offenen Fenster. Über der fernen Silhouette von San Miniato stand der Mond, und das Haus der Toten schien seltsam nahegerückt in dem weißen Lichte. —

Digitized by Google

Sibylle fror. — Sie hatte den Brief an Holck nicht abgeschickt. Vielleicht würde sie es morgen tun. Vielleicht! — — Der Palast der Randellis war in dieser Nacht lebendig. Sibylle hörte einen Wagen fortfahren und sah Licht im Schlafzimmer des Marchese.

Sie fragte nicht. — Am Morgen erfuhr sie durch Giulietta, die blaß und übernächtig hinter ihrem weißen Sessel stand, daß der Marchese in der Nacht erkrankt wäre. Da schämte sie sich und zerriß den Brief an Holck in wenige Fetzen. —

Sie ging nicht aus. Sie verließ ihre Zimmer nicht. Sie war wie eine freiwillige Gefangene, die über ihre eigene Klausur wacht.

Am zweiten Tage verlangte Randelli nach ihr. Er war fieberfrei und ruhig.

„Warum hast du neulich den Brief mitgenommen, Madonna mia?"

„Ich habe ihn zerrissen!"

„Ah!" — Randelli lächelte wieder. „Das klingt unwahrscheinlich. — — Ich habe die ganze Nacht hindurch Schritte bei dir gehört."

„Ich war wach."

„Liebst du mich, Sibylle? — — Früher ließen die Frauen ihre Liebhaber durchs Fenster steigen."

„Giacomo!"

„Sei ruhig! — Ich beleidige dich! — Ich will dich beleidigen. Du bist in meiner Gewalt."

Sibylle löste ihren Arm aus seinen heißen Fingern.

„Du irrst, Giacomo! — Ich bin ein freier Mensch."

„Und meine Rache? — Oh, unsere Väter rächten sich grausam."

Die Marchesa war einen Schritt zurückgewichen.

„Hast du mich rufen lassen, um mir das mitzuteilen?"

„Ich habe dich rufen lassen, um dir mitzuteilen, daß du an meinem Erbe keinen Teil haben sollst."

Sibylle lächelte.

„Armer Giacomo — du bist krank —!"

Randelli hatte sich aufgerichtet. Sein blasses, schwarzbärtiges Gesicht war schmal und lauernd.

„Wirst du den Brief dennoch abschicken, Sibylle?"

„Ich werde ihn abschicken. Ich sehe, daß ich eines Schutzes bedarf. Und wenn Konrad Holck noch in Florenz ist —"

Randelli schrie auf. Er bäumte sich wie ein Wahnsinniger. Dann fiel er blaß und steil in die Kissen zurück. —

Sibylle schrieb den Brief und schickte Giulietta aus, um ihn zu befördern. Am andern Morgen wählte sie ihr einfachstes Kleid und rüstete sich zu ihrem Gange.

Der Marchese delirierte. — Sibylle stieg mit zusammengepreßten Lippen die Steinstufen hinunter. Der Pförtner machte ein erstauntes Gesicht, wagte jedoch nicht, sie aufzuhalten.

Sie atmete auf, als sie auf der Straße stand. Ein weicher, kühler Wind trieb ihr ins Gesicht. Der Wagen des Doktor Bartolmeo stand vor dem Hause. Der

Digitized by Google

Doktor, ein kleiner Italiener mit lüsternen Blicken und einem pfiffigen Lächeln, zog den Hut vor Sibylle. Sie dankte flüchtig und floh die Straße hinunter.

Die Gärten waren noch leer. Das Laub der Taxusbüsche glänzte. Von einer verwitterten Steinbank in der Nähe des Eingangs erhob sich Holcks Gestalt. Sie reichten sich die Hände. Sibylle zitterte.

„Ich weiß alles", sagte Holck hart und seltsam ruhig. „Ich schleiche seit Tagen um den Palast Randellis: Ihr Brief, Sibylle, war die Versuchung für mich. — — Wissen Sie, warum ich nach Florenz gekommen bin? Ich sehe, daß Sie es wissen. Auch Randelli wußte es. Er ist krank. Das gibt mir Kraft, der Versuchung zu widerstehen."

Sibylle sah mit großen, leeren Augen in das krause Gewirr der Gärten.

„Und ich?" fragte sie schließlich. „Soll ich weiter leben inmitten dieser toten Herrlichkeit, die keine Seele für mich hat?"

„Sie hat eine Seele, Sibylle, eine tiefe gläubige, sehnsüchtige, uns Deutschen bis in die tiefsten Fasern unseres Seins hinein verwandte Seele. Aber sie will verstanden werden. Sie sind jung, Sibylle, und die hohle Theatralik des modernen Florenz hat Sie verwirrt."

Sibylle hob den Muff gegen ihr Gesicht. „Was soll nun werden?" fragte sie mit erstickter Stimme. „Sie verweigern mir Ihre Hilfe — —"

„Ich muß sie verweigern, Sibylle. Wenn ich Italiener wäre, so würde ich vielleicht einen glühenden Kuß auf diese schöne Hand drücken. — Ich bin nicht so skrupellos. Ich habe mein deutsches Gewissen. — So lange Sie nichts von mir wußten, Sibylle, habe ich des Nachts Ihren Namen in die Luft geflüstert. Von heute ab sind Sie für mich die Frau eines anderen. Ich werde abreisen und diese Stunde aus meinem Gedächtnis zu tilgen suchen."

Sibylle schwieg. Sie schloß nervös die Augen. Das blasse Licht tat ihr weh.

„Der Marchese ist krank", sagte sie schließlich mit gedämpfter Stimme.

Holck sah in ihr Gesicht. Dann nahm er ihre Hand.

„Wir dürfen nichts wünschen und nichts hoffen, Sibylle. — Jeder Wunsch und jede Hoffnung wäre eine Schuld und ein Unrecht."

Sibylles Hand zuckte. — — —

„Ich hoffe dennoch", dachte sie auf dem Heimwege durch die stillen Gärten. „Ich werde nicht aufhören zu hoffen."

Sie zog den Schleier vors Gesicht, um ihre Tränen zu verbergen. Ein Bettler sprach sie an. Sie hörte es nicht. — Sie ging den Lung' Arno Accioli hinunter. — Der Wagen des Doktor Bartolmeo, aus der Gegend des Palazzo Pitti kommend, fuhr ihr hastig entgegen. Das verstörte Gesicht des Doktors zeigte sich im Mond. Bei Sibylles Anblick ließ er halten.

„Die Signora Marchesa weint. — Die Signora Marchesa hat erfahren —?"

Sibylle fühlte ihr Blut stocken. Sie schüttelte den Kopf.

„Der Marchese hat deliriert —. Er hat Unglück gehabt. — Eine Revolverkugel —. Ah, Signora Marchesa, wer konnte ahnen, daß eine geladene Waffe im Nachtschränkchen verborgen war? Der Marchese soll sich vor Einbrechern gefürchtet haben —"

Digitized by Google

Im Palazzo Randelli war das Portal geöffnet. In der Vorhalle flüsterte die Dienerschaft. Alles verstummte, als die Marchesa vorüberging.

„Er ist um meinetwillen gestorben", dachte Sibylle. „Nein, doch nicht um meinetwillen. Um seiner eigenen krankhaften Verblendung willen. Er liebte die Schönheit, ohne ihre Seele zu verstehen. Er war ein Sohn dieser Stadt und doch nicht vertraut mit ihren uralten Gesetzen. Er war im Unrecht gegen mich, wie ich gegen ihn im Unrecht war. Wir waren uns fremd und im Grunde feindlich — Es ist ein Gericht Gottes."

Sie stieg die Treppe hinauf und stand einen Augenblick zögernd vor der Schwelle des Sterbezimmers. Der Raum war hell und ganz in kühles Winterlicht eingesponnen. Eine blasse, stille Sonne, die an Deutschland erinnerte.

Sibylle legte langsam, aber mit festem Druck ihre Hand auf die Klinke.

Randelli lag ausgestreckt auf seinem Lager. Das Zimmer war verdunkelt. Sibylle unterschied nur die Umrisse der schweigenden Gestalt. „Ich werde an seinem Sarge weinen", dachte sie im Nähertreten; „über ihn, über mein eigenes Leben und über den gefährlichen Irrtum dieses Unglücklichen."

Mädchenlied · Von Helene Brauer

Nun stick' ich Rosen auf mein weißes Kleid,
Derweil da draußen Schnee und Stürme wüten;
Hier unter meinen Fingern wachsen Blüten,
Und draußen liegt die Gasse dicht verschneit.

Und wie die Kränze werden, Blatt um Blatt,
Stehn Lieder auf von Tanz und Licht und Maien —
Ich darf nur nicht hinaussehn in das Schneien,
Das alle Häuser dicht verschleiert hat.

Doch sind erst alle Rosen aufgeblüht
Unter der Nadel flinken Freudesprüngen,
Dann wird die alte Gasse sich verjüngen,
Dann kommt der Mai, und jedes Fenster glüht.

Dann weht im Sonnenschein mein weißes Kleid,
Und einer, der dann geht an meiner Seiten,
Wird lachend seine beiden Arme breiten
Um dieser Rosen schimmerndes Geschmeid.

Digitized by Google

Der Türmer

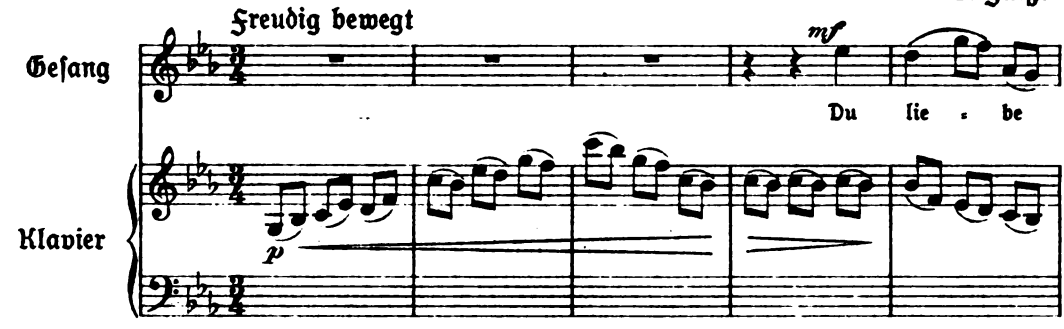
XXII. Jahrgang Heft 1 Oktober 1919

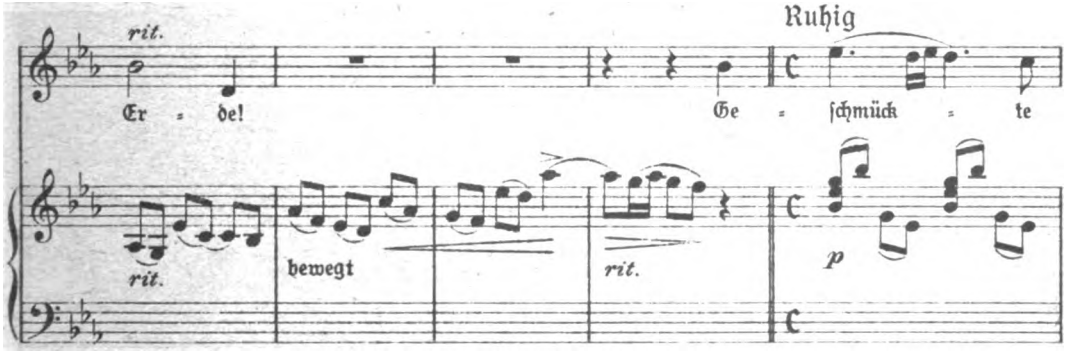
Nachdruck verboten

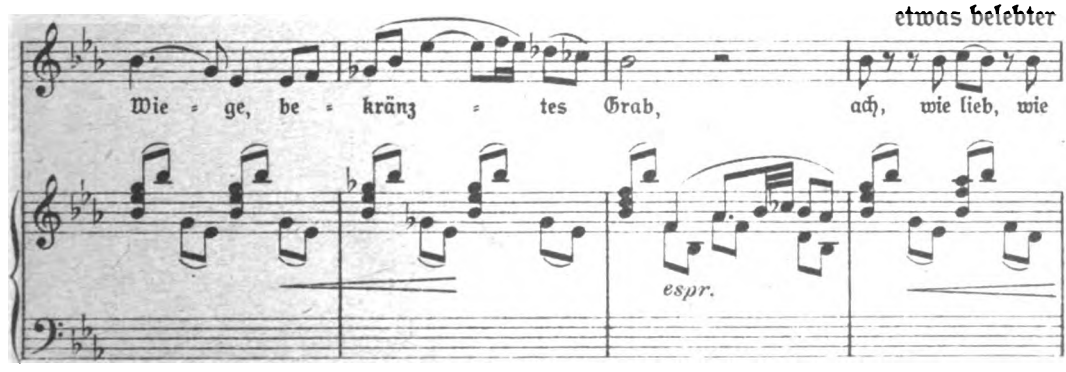
Du liebe Erde

W. Steinhausen

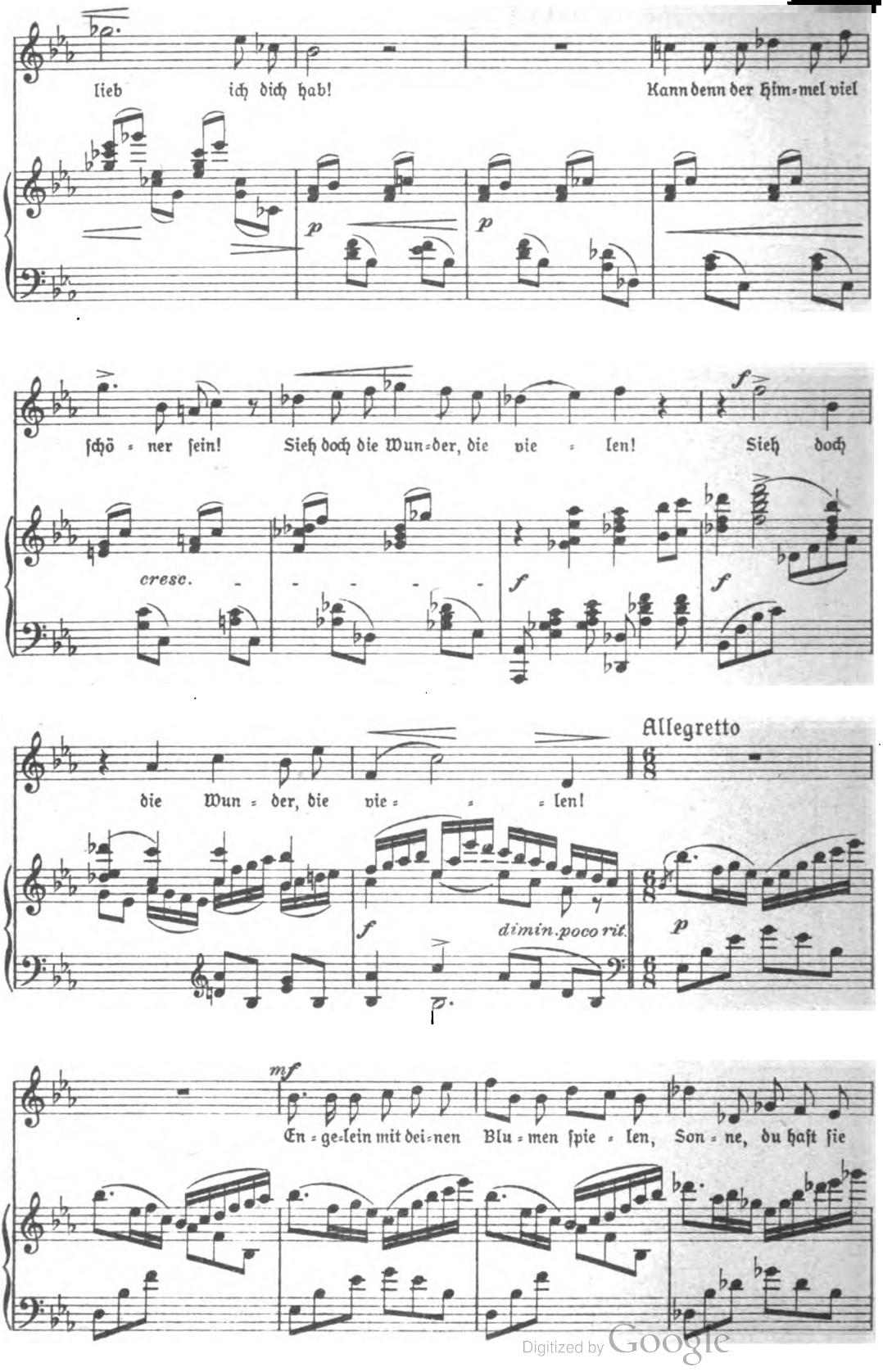
C. Faißt



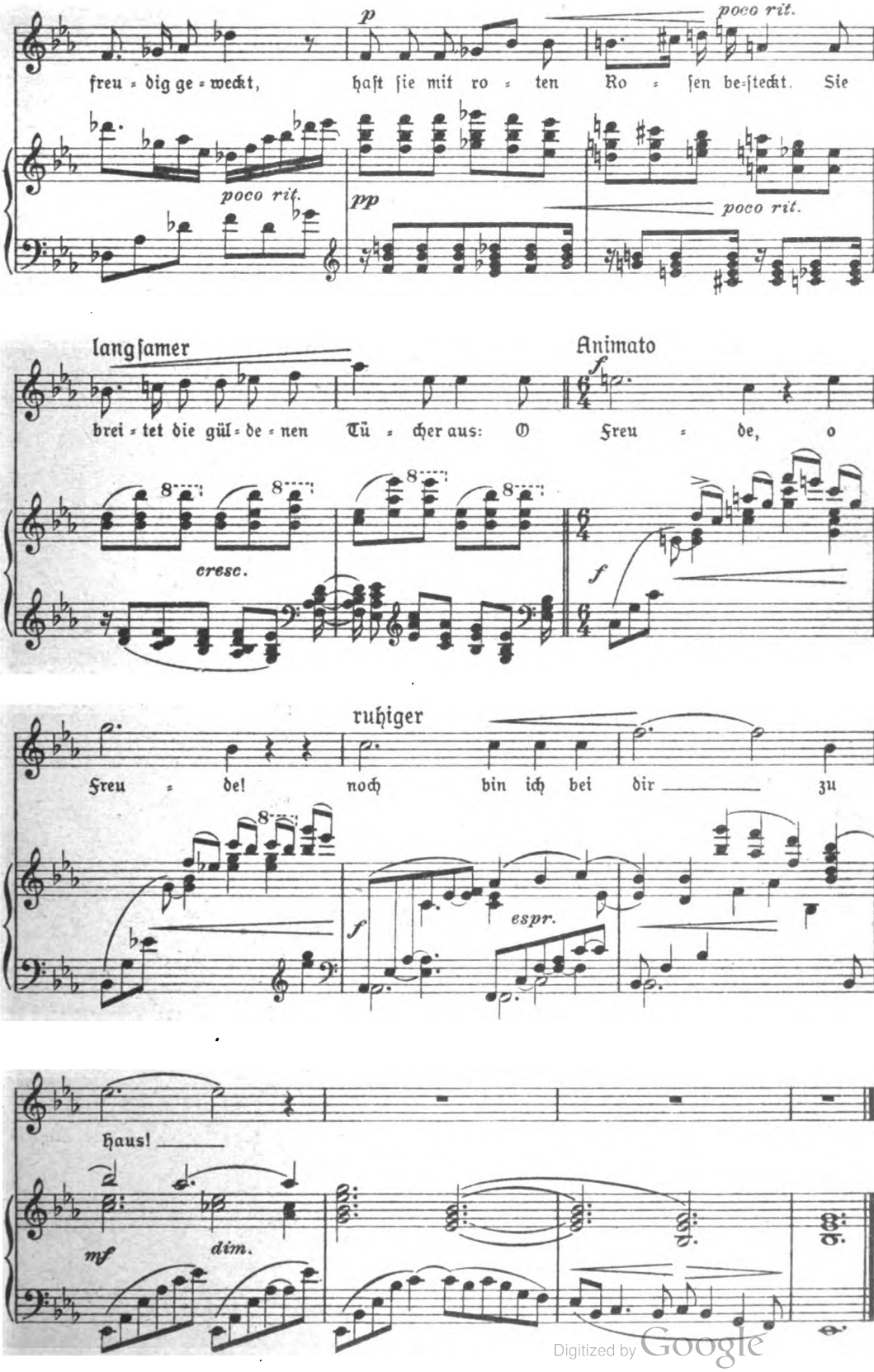




Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Nachdruck verboten

Der Posten

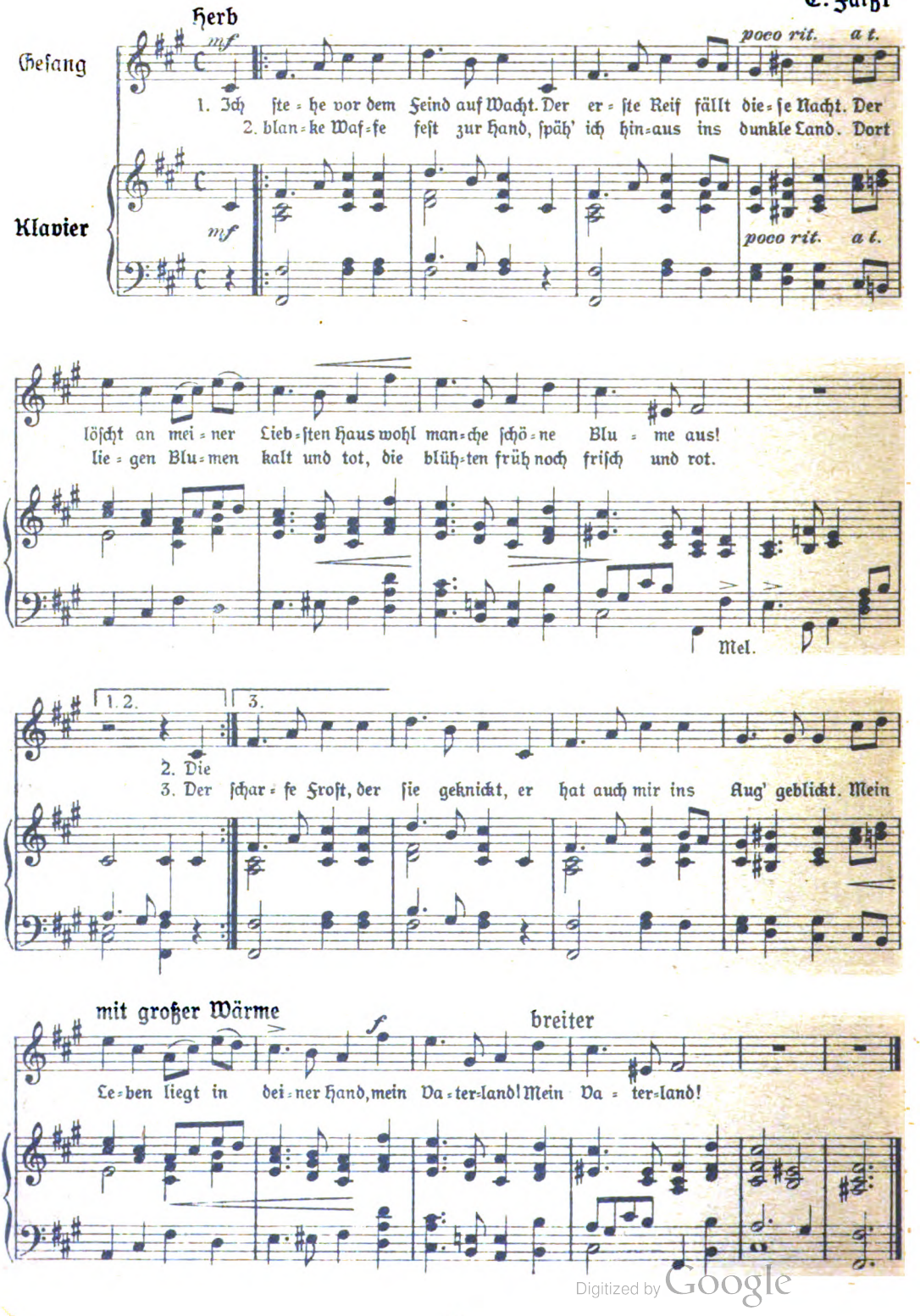
Fr. Langheinrich

C. Faißt

Herb

Gesang

Klavier



Digitized by Google

Weltschuld und Weltkrankheit

Offener Brief an Professor Fr. W. Foerster

Von Dr. Emmy Voigtländer

Sie leben im Ausland, sehr geehrter Herr Professor, und schicken von da Aufsätze in Ihre Heimat, von denen Sie offenbar glauben, daß eine reinigende Wirkung auf das schwer kranke und sittlich verwirrte deutsche Volk, wie auf die übrige ebenso kranke Welt ausgehen soll. Gestatten Sie eine Erwiderung, weshalb das, was Sie sagen, gerade die entgegengesetzte Wirkung haben muß.

Auch Sie verneinen freilich, daß im Versailler Vertrag „die moralischen Grundlagen eines wirklichen Dauerfriedens erfüllt sind", erklären dies aber nach dem Grundsatz: alles verstehen, ist alles verzeihen, damit, daß er „die psychologisch nur allzu begreifliche Reaktion (!) auf unsere verblendete Realpolitik und gewisse ruchlose Methoden unserer Kriegführung darstelle". Sie stützen weiter ausdrücklich den Grundpfeiler des Vertrags, die Behauptung der alleinigen Schuld Deutschlands am Krieg, und sind der Meinung, daß „nur der zur Erneuerung Deutschlands helfen kann, der unerschütterlich an dieser Hauptschuld festhält".

Nein, Herr Professor, nur das kann zur Gesundung Deutschlands und der Welt beitragen, wenn erkannt wird, daß die „deutsche Schuld", ursprünglich eine rein politische Lüge, nunmehr der Zentralbegriff der Weltgeisteskrankheit und Drehpunkt der Umkehrung aller Werte geworden ist. Es sieht heute so aus, als ob der Friedensvertrag eine neue Weltordnung einleitete, in der die Lüge für Wahrheit, das Unrecht für Recht gilt, ausschließlich der Haß statt der Liebe, Mordinstinkte statt Menschlichkeit regieren werden. Wenn dann noch für die Gehirne dieser neuen umgekehrten Weltordnung die Sonne schwarz und die Bäume rot geworden sind, dann ist vielleicht die Umwälzung vollzogen, vorausgesetzt, daß dann noch Menschen leben, denn diese „Ordnung" ist das Chaos und der Krieg aller gegen alle. Kann das nicht buchstäbliche Wirklichkeit werden, und ist es das nicht bereits? Es scheint nun, daß Sie, Herr Professor, bereits teilweise auf diese neue Ordnung eingestellt sind, da Sie nur die deutsche Schuld sehen und nur von deutscher Ruchlosigkeit der Kriegführung wissen, andererseits wollen Sie offenbar an der sittlichen Erneuerung und Wiederherstellung im bisherigen Sinne des Christentums und der Besten aller Zeiten und Völker arbeiten, ohne Ihre Selbstwidersprüche zu bemerken. Der deutlichste Beweis für die sittliche Maßstabänderung der neuen Weltordnung ist wohl Ihre ungeheuerliche Ansicht, daß in dem Pariser Vertrag „der Geist Bismarcks (!) über den Geist Frankreichs gesiegt habe". In Wirklichkeit ist wohl nichts geeigneter, als die Erinnerung an Bismarck, den furchtbaren moralischen und geistigen Absturz erkennen zu lassen, der sich zwischen Versailles 1871 und Versailles 1919 in ganz Europa vollzogen hat. Wenn doch der Geist Bismarcks, d. h. der Geist des politischen Weitblicks und Tatsachensinns, der sitt-

Digitized by Google

lichen Verantwortlichkeit und der ritterlichen Schonung und Behandlung des Unterlegenen auch nur in einem Fünkchen in Versailles 1919 gelebt hätte, Deutschland und die Welt müßte Gott auf den Knien danken. Wie gut gegen heute wären wir davongekommen, wenn uns nur das angetan würde, was Bismarck damals Frankreich tat, und ganz gleich, in welchem der kriegführenden Völker ein Bismarck heute regierte, er würde Europa retten.

Um zu erkennen, daß Deutschland nicht schuld am Krieg ist, gehört für ein unbefangen denkendes Gehirn an sich nicht mehr dazu, als lesen gelernt zu haben, auch macht alles, was man an Verfehlungen der amtlichen deutschen Kriegführung sowie an Sünden einzelner zusammenkratzen und mit dem strengsten Maß messen kann, noch nicht ein Hundertstel des Unrechts aus, das dem deutschen Volke böswillig zugefügt worden ist und wird. Sind wir ausgezogen, um Frankreich zu zerstören? Und haben die Feinde dort nicht geschossen? Von dem Wissen der Wahrheit aus ist es einfach unerträglich, wenn Sie, Herr Professor, „an die Mitverantwortlichkeit aller Völker für die Entartung eines einzelnen (einzelnen!!) Gliedes der Menschheit“ erinnern, von falschen pädagogischen Maßnahmen gegen das gesunkene deutsche Volk reden, und, obwohl Sie vor Weltpharisäertum warnen, „als müsse nun der Unreine unabsehbar für die Reinen bezahlen“, alles wieder aufheben, was Sie von der Gemeinsamkeit der Schuld der Völker sagen. Diese Ihre Sätze gehören in die neue Weltordnung, wonach das Opfer den Mörder um Verzeihung bitten muß, daß es ihm so viel Mühe und Kosten machen mußte, bis er es niederschlagen konnte, und wenn es an sich schon jeder moralischen Selbstbestimmung der Staaten und Völker widerspricht, daß sie ein Straf- und Erziehungsrecht gegeneinander haben sollen, so um so mehr, wenn die Übeltäter aufgefordert werden, das Volk, dem sie nur Böses tun wollen, in ihre „Atmosphäre der Hilfe und Menschlichkeit zu ziehen“.

Deutschland ist freilich der Anlaß des Weltkrieges, indem es durch sein Dasein die anderen Völker reizte, sich zur Vernichtung dieses Daseins zusammenzuschließen, denn Versailles ist keine „Reaktion“, sondern Ziel der Entente seit 1914. Man kann auch mit einem gewissen Recht sagen, daß sein Eintritt in die Weltpolitik schließlich Ursache der Katastrophe wurde. Eine moralische Schuld ist das aber nur in der umgekehrten Welt. Außerdem: wenn ein Krieg von zehn gegen einen entsteht, stellt da nicht die Behauptung, der Eine sei der Böswillige und habe die Zehn „überfallen“, a priori jede Logik der bisherigen Gehirnfunktionen auf den Kopf? Dies Urteil der „gesamten zivilisierten Welt“ ist nur ein Beweis, daß diese Welt eben buchstäblich — verdreht ist.

Wäre der Krieg als ein Zusammenstoß des Systems der Großmachtstaaten in seinen Problemen rein machtpolitisch zu entscheiden gewesen, so hätte er längst ein Ende genommen mit einem Sieg Deutschlands, der den Weltfrieden ganz von selbst, nur durch die Tatsache der Machtbehauptung Deutschlands, auf unabsehbare Zeit gesichert hätte, so wahr Deutschland allein 45 Jahre jeden Krieg vermieden hat, und wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, auch 1914 den Krieg abgewendet hätte. So ist sein Schicksal die Tragödie eines Volkes, das, hineingestellt in das „System der anarchischen Machtkonkurrenz der

Digitized by Google

053 TU German

Der Türmer

XXII. Jahrg. Heft 3 Dezember 1919

Drei Weihnachtslieder

Nachdruck verboten

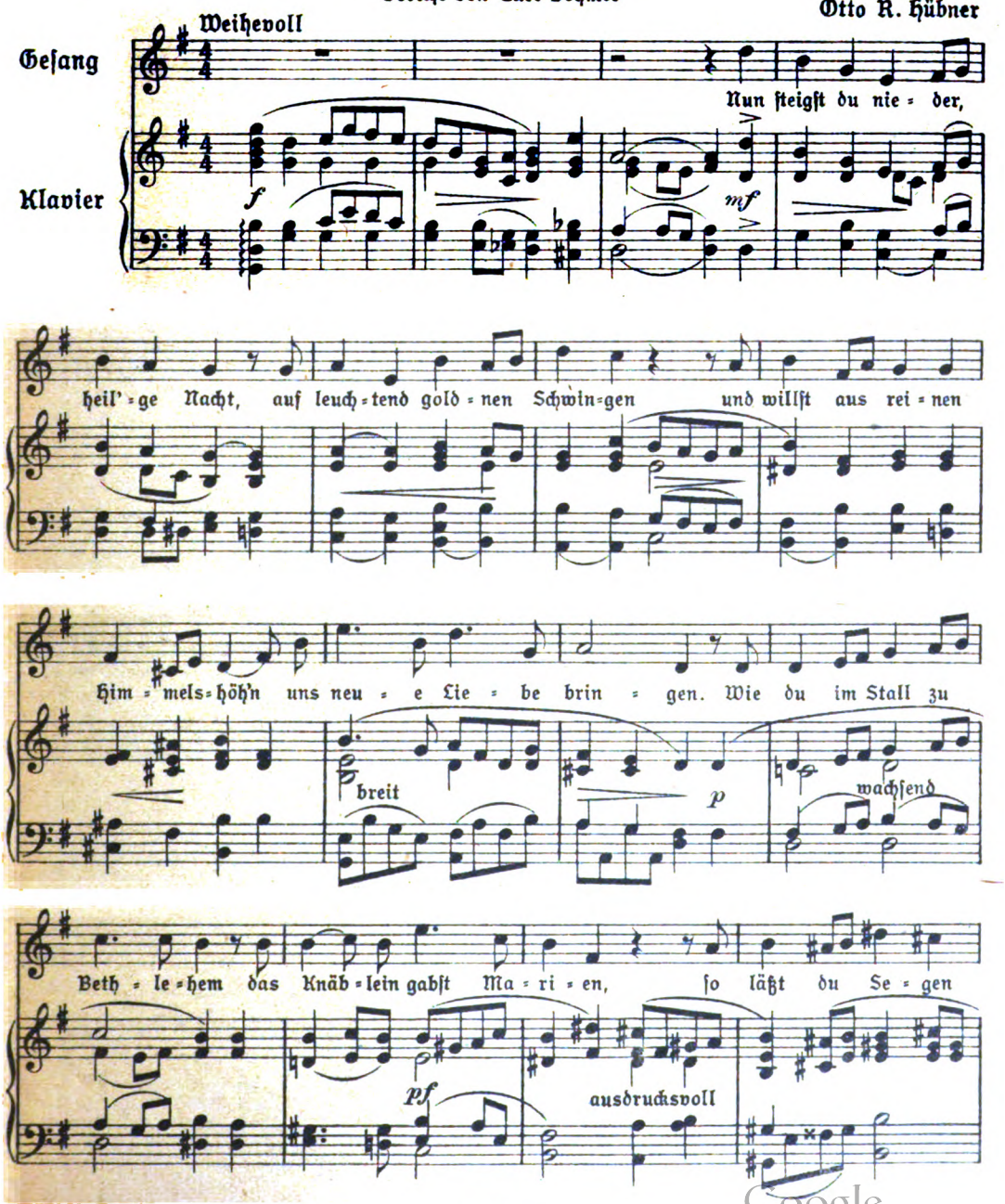
von

Otto R. Hübner

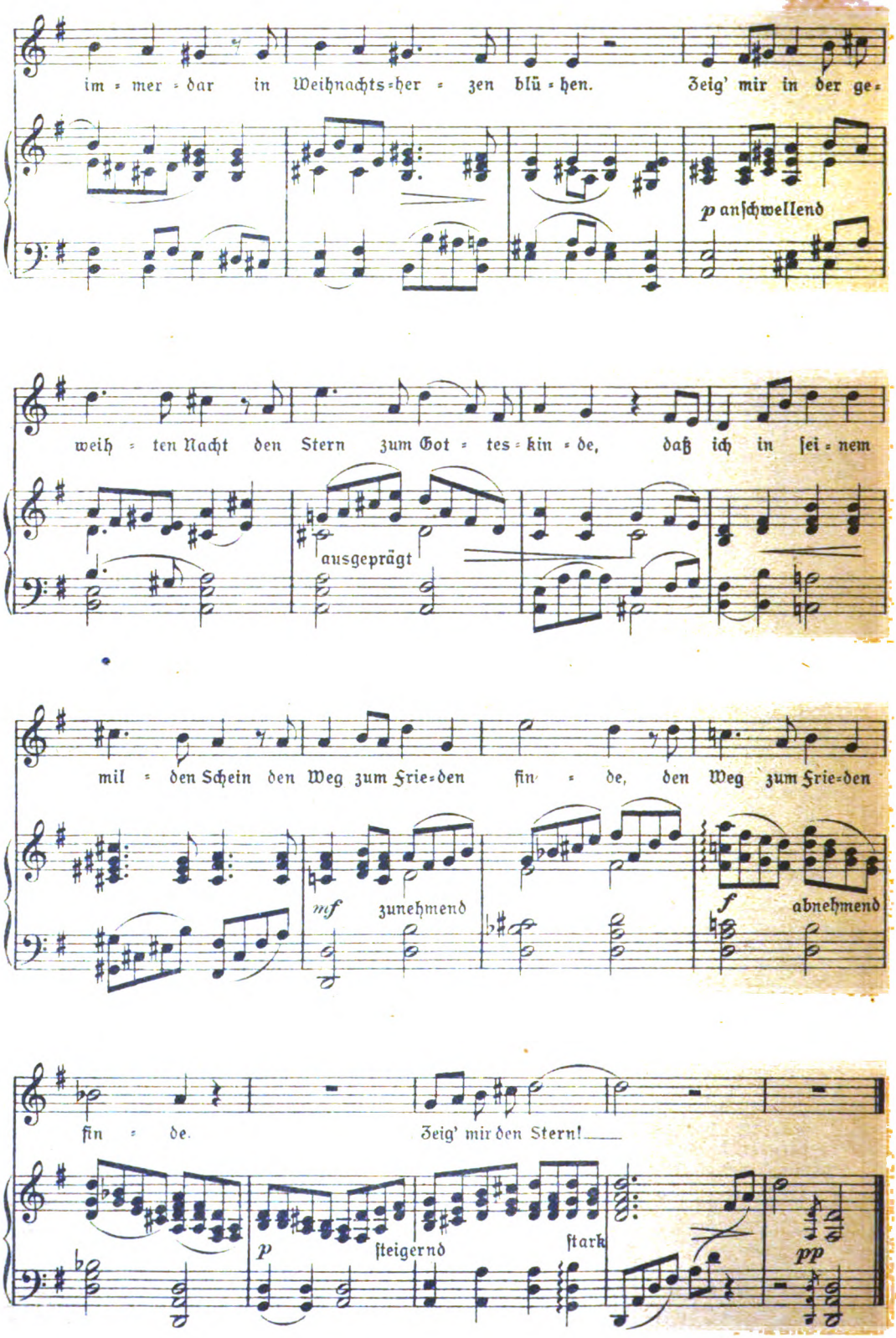
Christnacht

Gedicht von Curt Böhmer

Otto R. Hübner



Digitized by Google



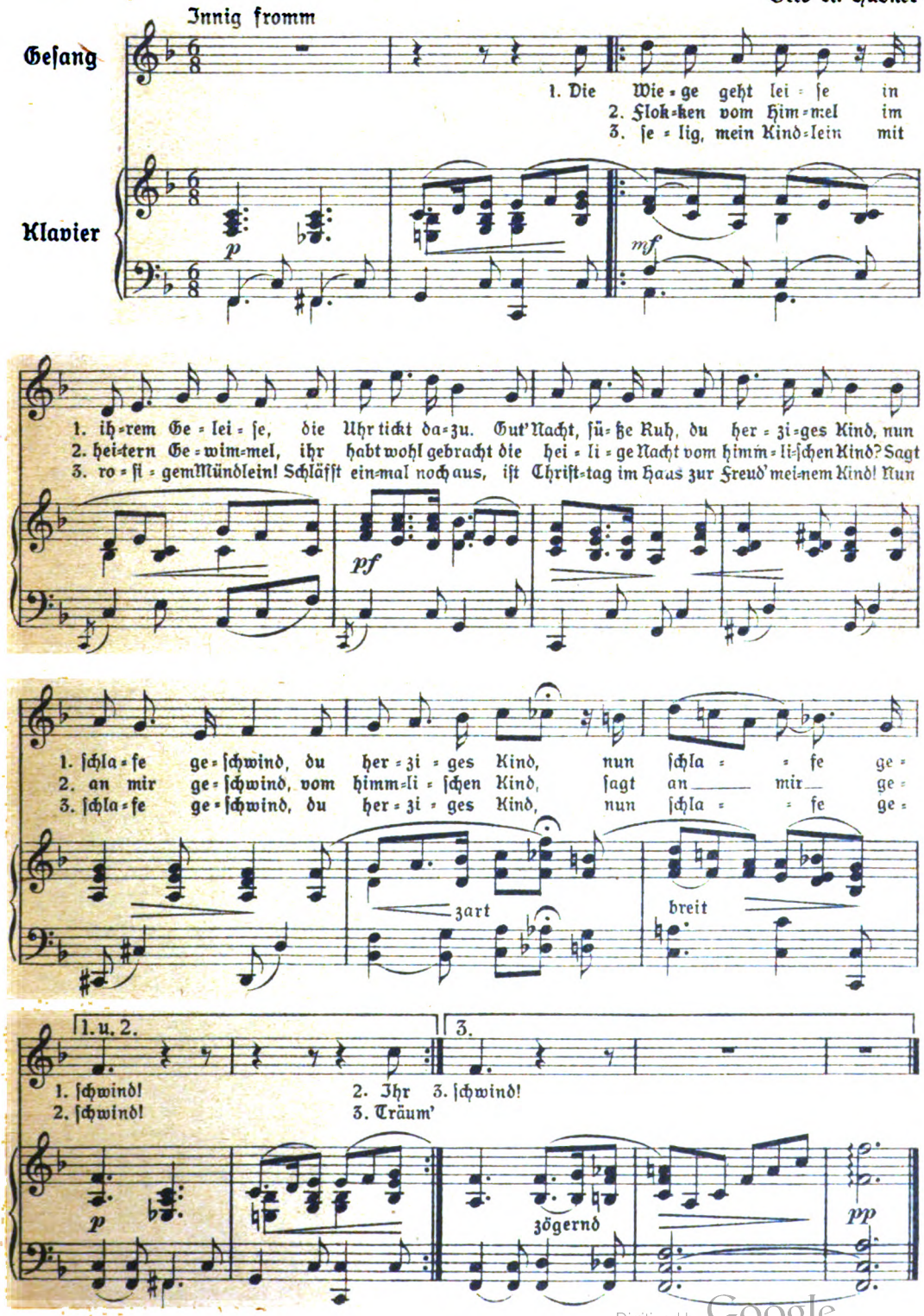
Digitized by Google

Wiegenlied in der Christnacht

Nachdruck verboten

Gedicht von Curt Böhmer

Otto R. Hübner



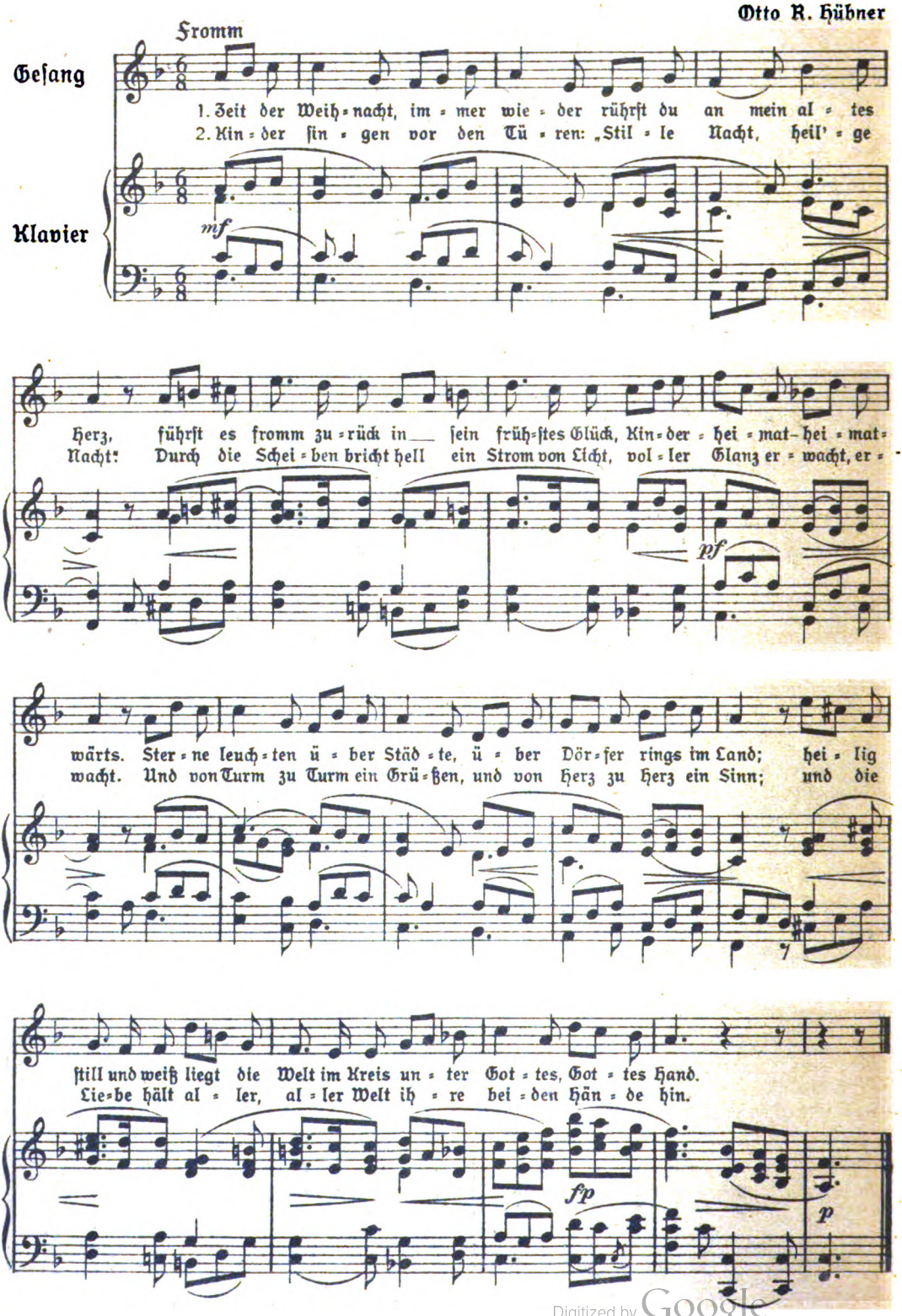
Digitized by Google

Nachdruck verboten

Weihnacht

Gedicht von G. Falke

Otto R. Hübner



Digitized by Google

Großstaaten", dies überwinden wollte durch eine Weltpolitik ohne Weltkrieg, indem insbesondere Kaiser Wilhelm II. sich der Gefahren wohl bewußt, die der unabänderliche Aufstieg mit sich brachte, einerseits sich gezwungen sah, dem deutschen Volk den Platz auf der Welt, den die unwiderstehliche Stoßkraft des wachsenden Körpers beanspruchen mußte, zu sichern, andererseits um jeden Preis einen Krieg und Zusammenstoß zu vermeiden suchte. An diesem inneren Widerspruch ist Deutschland und der Kaiser gescheitert, wer solchem Unglück noch Steine nachwirft, der verantworte diese Roheit vor seinem Gewissen. Freilich, wenn Deutschland sich 1871 nicht errichtet, wenn es seinen Bevölkerungszuwachs künstlich beschränkt, die Ausbreitung seines Handels und seiner Industrie verboten, seine Bevölkerung in Armut gehalten hätte, dann wäre es zwar den Erstickungstod gestorben, hätte es aber den anderen Völkern erspart, ihrerseits Gut und Blut aufzuwenden, um ihr „Deutschland soll nicht sein" in die Tat umzusetzen. Wer in den letzten fünfzig Jahren eine Schuld sieht, für die Strafe berechtigt ist, dem bleibt nichts übrig als die Erklärung, daß es zur gottgewollten Weltordnung gehört, daß England das Recht habe, mit Hunger und Ausrottung jedes andere aufsteigende Volk zu beseitigen; für ein menschlich denkendes Gehirn gehört das freilich zur umgekehrten gottlosen Weltordnung.

Viel eher kann man es Deutschland zur tragischen Schuld anrechnen, daß es, inmitten seines Daseinskampfes von unerschütterlichem Friedenswillen beseelt, fortwährend die Friedenshand ausstreckte und schließlich sogar die Waffen wegwarf, um Frieden zu bekommen, und dadurch „schuld" ist, daß in Versailles das Machtprinzip in seiner bösesten Gestalt die Weltherrschaft angetreten hat. Dagegen hätte, wenn der deutsche Idealismus dies dem deutschen Volke als die Idee seines Sieges vorangetragen, statt es irrezumachen, ein deutscher Friede den Drachen des Bösen im Machtprinzip besiegen können.

Nun ist aber der Krieg andererseits ein Versuch, oder die Einleitung, das alte System der auf sich gestellten Großstaaten abzulösen durch ein System des internationalen Zusammenschlusses. Sie weisen, Herr Professor, selbst auf die „großen abendländischen Wirtschaftsorganisationen mit ihrem seelenlosen und verantwortungslosen Mechanismus als die eigentliche Inkarnation des bösen Prinzips der abendländischen Zivilisation und als die Hauptursache für deren unabwendbaren Zusammenbruch" hin. Das Böse in diesem Prinzip steht im Friedensvertrag gegen das Böse des Machtprinzips und hebt dessen Anordnungen auf, weshalb der Vertrag unerfüllbar ist und das Chaos unfehlbar zur Folge hat. Als Zusammenschluß dieser großen „finanziellen und industriellen Konzerne", die über die ganze Welt die Fangarme ihres Mechanismus ausstrecken, als „Idee" dieser mammonistischen „Einheitskultur" ist der Völkerbund Wilsons als internationale Organisation gedacht, und dieses Geistes, und nur der deutsche Idealismus hat ihm seine Idee einer menschlichen und brüderlichen Gemeinschaft der Völker untergeschoben. Wieder enthüllt sich hier die Tragik Deutschlands, daß es, einerseits selbst hineingetrieben in Welthandel und Weltindustrie, im Kriege, der aus dem Zusammenstoß der widerstreitenden Handelskonkurrenzen mit entstanden war, begierig den Gedanken der Überwindung der

Digitized by Google

Gefahren und des Bösen des Systems durch eine einheitliche Regelung dieser Beziehungen auf Grund einer menschlichen Übereinkunft und Verständigung der Völker ergriff, diesem Gedanken ebenso zum Opfer fiel, weil die anderen, insbesondere Wilson, es eben nicht so gemeint hatten, und weil die deutschen Idealisten, statt dem deutschen Siege diese Aufgabe zu stellen, die Verwirklichung bei den Feinden suchten. Wiederum sind diese Irrtümer „schuld", daß in Versailles der Geist des Bösen triumphiert, und das Reich des Antichrist, der unsittlichen und verkehrten Weltordnung in allen Völkern die letzten Reste der Menschlichkeit ersticken wird. Auch in Deutschland, denn bisher ist noch jedes Bewußtsein der Größe und Erhabenheit, die hinter und in dem furchtbaren Schicksal des deutschen Volkes steckt, und jede Möglichkeit einer seelischen Erhebung aus und an diesem Schicksal durch den geschäftigen Lügenbetrieb gewisser Personen der „Regierung" im Keime erstickt worden. Erst wenn der Sinn hinter dem Geschehen herausgeholt und gemeistert wird, kann das deutsche Volk sich zur Größe seines eigenen unbewußten Tuns erheben, bisher ist aber die Gefahr riesengroß, daß ebenso wie die Idee seines Sieges von Unberufenen verspielt worden ist, auch die Idee seines Unglücks und Opfers von denselben verschleudert wird.

Weltschuld und Weltkrankheit erscheinen so in einem anderen Lichte. Der Weltkrieg mußte zur Weltkrankheit werden durch den Streit zweier böser Prinzipien, die sich gegenseitig aufheben. Rettung kann nur die Umkehr bringen, wenn die buchstäblich ver—rückte Welt jemals wieder richtig werden soll. Und weiter: so gewiß es im tieferen Sinne eine Gemeinsamkeit und Solidarität der Schuld der Völker gibt, so gewiß sie in dem Kriege gemeinsam gesündigt haben, so gewiß haben sie mit dem Chaos und dem Elend des Krieges auch gemeinsam gesühnt. Darüber hinaus bedarf es keiner „Strafe". Es ist genug. Und wenn es wahr ist, daß die Völker „gemeinsam, unter Gottes Willen, in brüderlicher Qual an der Erneuerung der Welt und der Seele arbeiten" (Thomas Mann), daß sie „durch Grausen, Marter, Mord, durch Fratze, Wahn und Irrtum hin zum Gott" (Stefan George) endlich wieder den Weg finden müssen, so muß von dem Punkt der Schuldfrage aus die Welt wieder dahin richtig gedreht werden, daß Deutschland zwar nicht die Weltschuld hat, wohl aber, daß es sie trägt, daß sie ihm aufgeladen wird. Wenn die, die noch Menschen sind unter den feindlichen Völkern, erkennen, daß Deutschland für sie mit leidet, sühnt und duldet, dann können auch sie sich gegen den einzigen gemeinsamen Feind erheben, und das ist der Geist des Hasses und der Verneinung, des Mammonismus mit seiner Falschwertung aller Werte, der eigentliche Kriegshetzer und Kriegsverlängerer, der auch jetzt noch Europa nicht zur Ruhe kommen lassen will und, ob er als Pazifismus oder Bolschewismus erscheint, den Geist der Liebe und Brüderlichkeit, des Friedens wie der menschlichen Versöhnung der Völker in dem Mechanismus erstickt, den er überall zwischen die Menschen und Völker zu schieben weiß.

Wie lange noch wollen aber deutsche Idealisten dies Reich des Antichrist unterstützen? Sie, Herr Professor, haben selbst gesagt, „aus Buße, Läuterung

Digitized by Google

und Umkehr, aus der Auferstehung des Christus in den Seelen der rasenden Völker" könne allein die Rettung kommen, und es ist Ihnen Ernst damit. Nun machen Sie aber auch Ernst damit und helfen Sie am Wegräumen des Schuttes der Lüge und Verleumdung, den Sie mitgeholfen haben in den Seelen der feindlichen Völker aufzuhäufen, indem Sie aus Wahrheits- und Gerechtigkeitsfanatismus irrtümlich der Suggestion der Lüge von der deutschen Schuld erlagen.

Bergwinter · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Nun schwillt mein waldiges Thüringland
im Märchen der heiligen Nächte:
Silb' auf Silbe schneit und spannt
sich zu wallendem Sterngeflechte.

Nun schläft mein Dorf genügsam und dicht
im großen Flockentreiben;
nur aus dem Stall ein verspätetes Licht
quillt durch dunstende Scheiben.

Bewegt von unbewußter Hand,
tastet der spärlich beglänzte
Hauch sich an der Dunkelwand
des Raumes ins Unbegrenzte,

wellt sich und webt durch die schweigende Zeit,
ewig unverloren — —
O Heimat, hochgebenedeit,
auch dir ist der Heiland geboren!

Digitized by Google

Bärenjagd

Von A. M. Kolloden

Im Preisausschreiben des Türmers mit einem zweiten Preise ausgezeichnet

Nestor von Wolski hatte mich zur Bärenjagd eingeladen. Wie der Bär in sein Revier kam, war mir freilich ein Rätsel. Da wir aber schon Wölfe bei ihm eingekreist hatten, schien der Fall möglich. Zwölf Stunden Wagenfahrt brachten mich nach dem Herrensitz. Die kürzere Strecke, bis zum russisch-polnischen Schlagbaum, war chaussiert. Über der Grenze aber begann es bedenklich zu holpern. Der federlose Korbwagen krachte in allen Fugen und neigte sich bald rechts bald links. Dennoch machte mir die Fahrt Vergnügen, denn die weite, eintönige Landschaft, die aus dem Oberschlesischen in das eigentliche Polen hinüberleitet, hat einen eigenen Charakter. Sie gleicht einem stillen, verschlossenen Menschen, der nicht gern ausplaudert, was er weiß, dessen Seele aber von seiner eigenen Verschlossenheit bedrückt wird. Sie ist wie ihre Bewohner, deren Freude selbst an Schwermut gemahnt. Auf den braunen Ackerschollen lag bereits Spurschnee und überzuckerte die Wintersaaten. Die Novembersonne warf kristallene Reflexe darauf. Darüber ein großer Friede. Die Ruhe wurde nicht einmal durch einen Flug Raben beeinträchtigt, die im heranbrechenden Abend eine Schar Grenzkosaken auf ihrem Patrouillenritt begleiteten. Fast lautlos glitten die langen Menschengestalten mit den hochragenden Lanzen auf ihren struppigen Pferdchen an mir vorüber. In der Schnelligkeit verflüchteten sie sich zu Schatten. Nur einer, der längste von allen, in seiner Adjustierung als Offizier kenntlich, hatte sich zurückgewandt und begleitete, von der Truppe losgelöst, meine Fahrt, auf seinem munteren Rößlein bald vorwärtssprengend, bald dahinterbleibend, wie es ihm gerade gefiel.

Als ich vor dem Herrenhause vorfuhr, war dieses Nebelwesen bereits angelangt und half mir gefällig aus dem Wagen. Dann schleppte es mich, wie man etwa einen Gefangenen transportiert, die wenigen Stufen zur Rampe hinauf und legte mich dort dem bereits zur Bewillkommnung erschienenen Hausherrn ans Herz, worauf es sich mir als Kosakenrittmeister Peter Nikiforowitsch Fürchtdichnit vorstellte, hinzufügend, daß er erst kürzlich von der Mandschurischen Grenze hierher versetzt worden sei und einer deutschen Familie entstamme. Zugleich bat er den Jagdgeber als gleichfalls zum Bärentreiben Geladener um Nachtquartier.

Das war Herrn Nestor, der mich bereits dreimal geküßt hatte, unangenehm. Denn alle zu diesem Zweck bestimmten Räume waren schon an Jagdgäste vergeben. Aber die Höflichkeit empfahl ihm freundliches Entgegenkommen.

„Ich habe das Brüderchen erst morgen früh erwartet, es wittert eben das gute Souper", meinte er, nachdem der Rittmeister gegangen war, sein Pferdchen zu betreuen. „Aber im schlimmsten Falle schläft der Freund unter dem Tische oder ich quartiere ihn bei dir ein. In deinem Zimmer ist noch ein Diwan un-

Digitized by Google

besetzt. Er ist zwar ein bißchen kurz, doch der geehrte Anwärter hat nur ein Bein. Das künstliche schnallt er ab und das gesunde versteht der Teuere krumm zu machen wie sonst keiner. Du mußt nur acht geben, daß er nicht sein Auge verliert, denn er wird besoffen sein. Und wenn er besoffen ist, wird er traurig und weint. Dann gleicht er meiner Frau. Die ist, seitdem uns unser erstes und einziges Kindchen bald nach der Geburt starb, fast immer traurig, die Arme, natürlich ohne besoffen zu sein. Es ist pathologisch bei ihr. Und wenn der Peter weint, nimmt er das Auge heraus, nämlich das rechte, das falsche, und läßt es irgendwo liegen. Dann muß man es suchen. Einmal fanden wir es im Spülicht. Beinahe wäre es auf den Mist gekommen. Deshalb schießt er nicht gut. Trotzdem will er bei jeder Jagd dabei sein. Desto besser reitet er. Daran hindert ihn sein falsches Bein nicht im geringsten. Nun bitte einzutreten. Frau von Wolska wird sich freuen, meine Julka. Sie erwartet dich."

Im Jagdanzug, wie es diesen Abend ausnahmsweise gestattet war, betrat ich den eleganten, im Empirestil möblierten, aber mit schlechten Bildern geschmückten Salon. Die Hausfrau saß zurückgelehnt, mit untergeschlagenen Armen auf dem Sofa. Kaum änderte sie, als ich ihr nahte, die lässige Stellung, um mir mit leichtem Kopfnicken die schöne weiße Hand zum Kusse zu reichen. Auch sonst war sie schön, eine Rassepolin, dazu träge, traurig und gelangweilt. Allerdings war diese Dreieinigkeit nur ein einziger Gott, der ihre schlanke Gestalt souverän beherrschte und ihrem feinen, schmallippigen Munde das Lächeln nahm, ihren dunklen Augen den leeren Blick und ihrer Sprache die Monotonie verlieh, die der vollständigen, nur selten gehobenen Gleichgültigkeit gegen Menschen und Dinge zu entspringen pflegt. Die Dame wechselte mit mir einige banale Redensarten und brannte ich eine dicke Havannazigarre frischer Ernte an, deren Rauch sie als zierliche, konzentrische Ringe von sich blies. Daß sie in ihrem Salon das alleinige Rauchprivilegium beanspruchte und wir anderen, vom starken Geschlechte, fasten mußten, war ganz begreiflich. Einige von den anwesenden Herren bedauerten es. Nicht so Frater Alojsy vom barfüßigen Orden der Kapuziner. Weil er lieber schnupfte. Außerdem sammelte er milde Gaben für sein Kloster. Und man nahm ihn überall freundlich auf, wenn auch einige Vornehme seine Tischnachbarschaft wegen der Schnupftabaksdose und der nackten Füße nicht gern hatten. Dann setzte er sich unbeleidigt zum Gesinde. Schließlich war ihm doch das Futter die Hauptsache. Wenn er nur da nicht zu kurz kam und man ihm seinen „Gasiorek", seinen kleinen Gänserich, eine volle, mindestens drei Liter enthaltende Flasche Ungarwein gönnte. Jetzt hatte er seine mächtige, von dem weiten, braunen Ordenshabit umhüllte Persönlichkeit in einen für seinen Umfang allzuschmalen Lehnstuhl gezwängt und wartete noch ungeduldiger als die anderen auf das Öffnen der Flügeltüren, die zum Speisesaal führten. Wolskis waren doch zu gute Christen, um einen Ordensbruder jemals in die Gesindestube zu verbannen. Da saß er trotz aller Unzulänglichkeiten stets mit an der herrschaftlichen Tafel.

In dem Augenblick, wo der kluge Jan, der herrschaftliche Kammerdiener, von dem man sich erzählte, daß er ein herabgekommener Adliger und Verwandter

Digitized by Google

der gnädigen Frau, die Tür aufreißend, meldete, es sei angerichtet, trat von der entgegengesetzten Seite der Rittmeister ein. Erst zwängte sich ein kleines Vogelgesicht mit einer gewaltigen Habichtnase und einem starrfunkelnden Auge, dem falschen, ganz oben durch die Türspalte. Dem Köpfchen folgte ein überlanger, magerer Körper auf unsicherem Gestell. Der Gang war hinkend und schleppend. Peter Nikiforowitsch hielt einen in eine Pferdedecke gehüllten Gegenstand im Arme, womit er sich zur Hausfrau wandte und den er ihr mit einer tiefen Verbeugung in den Schoß legte.

„Ein Äffchen, ein veritables Äffchen", erklärte er. „Ich habe es dem Nathan, dem Halunken, abgekauft. Der Schankwirt aber hat es von einem, der mit einem Kamel reiste und bei ihm viel Geld vertrank. Nur daß er auf das Zahlen vergaß und sich heimlich aus dem Staube machte. Den Affen ließ er zurück. Wahrscheinlich als Ersatz für die schuldige Zeche. Da wollte der Nathan das arme Luder für seinen eigenen koscheren Tisch schlachten. Warum auch nicht? Ein Affe ist doch kein Schwein. Ich kam gerade dazu, um den Liebling vor dem Abstechen zu bewahren. So ein süßes Äffchen wie das ist! Vielleicht findet es die gnädige Wohltäterin pläsierlich."

Das fand die Gnädige wirklich. Das Tierchen hatte sich mittlerweile aus der Decke herausgestrampelt und durch seine possierlichen Grimassen gleich die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt. Ohne aber viel die Gesellschaft zu beachten, schmiegte sich das reizende Vieh sofort zärtlich an Frau von Wolska an und erregte auch gleich ihr lebhaftestes Wohlgefallen. Ein beinahe vergnügter Zug überhauchte die Melancholie ihres Gesichtes, und die sonst so starren Mundwinkel wurden weich in einem freundlichen Lächeln reizender Genugtuung.

Als der Gatte, der sich bei dem Anblick des Affen zuerst mit nicht zu verkennender Verlegenheit den Kopf gekratzt hatte, dieses Lächeln sah, geriet er in einen Taumel des Entzückens.

„Sie hat gelacht, meine Julka hat wahrhaftig gelacht, sie ist nicht mehr pathologisch. Man könnte meinen, sie sei trunken, weil sie sonst nie lacht", frohlockte er. Und zum Rittmeister gewandt: „Komm an mein Herz, Brüderchen, wir wollen uns du sagen." Er küßte ihn und steckte dem Frater Alojsy einen Extrarubel zu, den dieser aber erst auf seine Echtheit prüfte. „Denn," meinte der fromme Mann, „dem Kostar gibt man gern falsches Geld." Auch seine Frau und den Affen wollte Herr Nestor umarmen. Doch wehrten sich beide dagegen. Sie winkte ab und das Tier spuckte ihn an.

„Du bist ein Narr, mein lieber Nestor, und wirst es bleiben", sagte sie gedehnt. „Laß uns in Ruhe und führe lieber die Herren zu Tisch."

Frater Alojsy erhob sich von seinem Lehnsessel, der das lebhafteste Bestreben zeigte, an ihm kleben zu bleiben, so daß er ihn erst abschütteln mußte, um zur Speisesaaltüre zu gelangen. Dort aber blieb er bescheiden stehen, damit er den anderen den Vortritt ließe. Denn er war dem Range nach der letzte und wußte, was sich schickt. Nur die Füße rutschten unruhig hin und her und die Zehen schlugen auf den Sandalen den Takt dazu. Unversehens trat ein Herr darauf, dann der Rittmeister mit seiner Prothese. Doch schien der fromme Bruder an derlei

Digitized by Google

gewöhnt, denn er rührte sich nicht von der Stelle, bis endlich die Reihe an ihn kam und er zuunterst der Tafel seinen Platz fand. Frau von Wolska speiste als einzige Dame nicht mit. Sie wollte die freie Unterhaltung der Herren durch ihre Anwesenheit nicht stören. Und den Herren war es auch lieber so. Also blieb sie mit ihrem Affen allein zurück und ließ sich vom klugen Jan, der seine Dienste, unterstützt von zwei weiblichen Beiständen, zwischen den Herren und der gnädigen Frau zu teilen hatte und auf leichten Filzsohlen unhörbar durch die Zimmer glitt, Süßigkeiten und Champagner servieren.

Wir saßen etwa zwanzig Personen bei Tisch. Ich, unter Polen und Russen, der einzige Deutsche. Politische Gespräche, obgleich sie den meisten auf der Zunge lagen, wurden taktvoll vermieden. Desto eifriger wurde gegessen, getrunken und renommiert. Darin leistete man Unglaubliches. Indessen waren feine Unterschiede bemerkbar. Die Polen erwiesen sich als Feinschmecker, die Russen taten sich wahl- und ziellos gütlich und der Rittmeister bildete gleich seiner militärischen Charge eine Klasse für sich. Er aß wenig, soff aber dafür um so mehr. Im Prahlen behielt er gar die Oberhand. Er schnitt auf wie ein Gascogner und log wie der selige Münchhausen. Die bevorstehende Bärenjagd gab dem Gespräche Ziel und Richtung. Angeblich hatte fast jeder schon einmal mit einen Bären angebunden. Aber alles das hörte sich nur wie Alltägliches an. Ein mit unheimlichem Gruseln verbundenes Wollustgefühl erregte erst des Rittmeisters fesselnder Bericht über sein Zusammentreffen mit einem Bären erster Kategorie auf mandschurischem Gebiet. Das mochte ein Ungeheuer mit sadistischen Anlagen gewesen sein. Sonst hätte das Onkelchen nicht in raffiniertester Weise dem armen Peter Nikiforowitsch das Bein, von den Zehen angefangen, bis zum Stumpf des Oberschenkels samt Stiefel, Sporn und Hose aufgefressen. „Zuerst schmerzte es mich freilich ein bißchen," meinte der Erzähler, „bald aber gewöhnte ich mich daran und fühlte nur noch ein leises, nicht einmal unangenehmes Kribbeln, besonders in dem schon abgefressenen Teil. Im übrigen sah ich recht neugierig zu, denn so etwas war mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, und rauchte dabei meine Zigaretten, die ich mir mangels eines anderen Feuerzeuges an meinem rechten Auge, daraus Funken schlagend, entzünden mußte, bis es erlosch. Die letzte Zigarette steckte ich dann noch dem Onkelchen, nachdem es satt geworden war und ich ihm gesegnete Mahlzeit gewünscht hatte, zur Verdauung in sein ungewaschenes Maul. Der Halunke dankte mir nicht einmal dafür, sondern lief spornstreichs, dicke Rauchwolken ausblasend, zu seinen Landsleuten, den Chinesen zurück, die Gott verdammen möge. Ja, so ein Bär war das, und so ist es geschehen und nicht anders. Und wer jetzt noch behauptet, daß mir eifersüchtige Chinesen, die mich bei ihren schlitzäugigen Weibern erwischten, aus Rache das Bein absägten und das Auge ausbrannten, der lügt in seinen Hals hinein und alle Teufel sollen ihn reiten, wie den Pappenheim, den Hundsfott, der mein liebes Ururvatterchen, den Peter Fürchtdichnit, der im Dreißigjährigen Kriege unter seinem Kommando eine Sotnie Kosaken führte, als Spitzbuben henken ließ. Ja, wenn das arme, unschuldige Seelchen noch lebte, so könnte es den geehrten Herrschaften bestätigen, daß sich alles ganz genau so zugetragen hat,

Digitized by Google

wie ich eben erzählte. Aber es wurde ungerecht hingemordet, gehenkt, erwürgt."

Peter Nikiforowitsch riß, wahrscheinlich von dem traurigen Geschick seines Pappenheimer Vorfahren schmerzlich berührt und bitterlich weinend, nach Gepflogenheit sein falsches Auge aus und warf es in das vor ihm stehende Champagnerglas, das er darauf austrinken wollte. Aber er entsetzte sich vor dem gläsernen Blick, der ihn daraus medusenhaft anstarrte. Der Pokal entfiel seinen zitternden Händen und zerbrach klirrend auf dem Boden. Sich ein über das andere Mal bekreuzigend, folgte der Herr Rittmeister nach. Er glitt vom Sessel herab und verschwand unter dem Tisch, wo er alsbald einschlief.

So hörte er nicht den lauten Schmerzensschrei, der aus dem Salon der gnädigen Frau herübertönte und die Tafelrunde, welche sich kaum erst vor Lachen über die Windbeuteleien des Herrn Peter Fürchtdichnit gebogen hatte, erschreckt aufspringen ließ. Dort hatte der kluge Jan, eine Servierpause benützend, mit bewährter Frechheit Verwandtenrechte geltend gemacht und schlürfte — hony soit qui mal y pense — neben der gnädigen Frau Cousine sitzend, aus ihrem Glase den schäumenden Sekt. Gleichzeitig malträtierte er den Affen, der sich mit Kompott und Kuchen vollgefressen hatte und gemütlich verdauen wollte. Darin gestört, flüchtete das Tier in den äußersten Sofawinkel. Sein Quälgeist aber rückte ihm nach, packte ihn am Kragen und goß ihm etwa ein Glas von dem perlenden Schaumwein in die Nase. Diese gemeine Behandlung ging dem Affen denn doch über den Spaß. Er zappelte sich pustend, niesend und fauchend los und sprang seinem Peiniger mitten ins Gesicht, seine scharfen, fletschenden Zähne in dessen Wange vergrabend. Es war eine böse, tiefe Wunde, und der Gebissene brüllte laut auf. Die Herren stürzten herein, der Affe drückte sich zwischen ihren Füßen hinaus. Die Dame fiel in Ohnmacht und wurde von ihrer Kammerfrau zu Bett gebracht, worauf die Herren noch einmal zu den verlassenen Flaschen zurückkehrten, um den Fall gründlich zu besprechen. Dem klugen Jan aber goß Frater Aloisy, der sich medizinischer und chirurgischer Kenntnisse rühmte, Perubalsam in die Wunde und verklebte sie mit einem Pflaster, das bedenklich nach Pech roch.

Den anderen Morgen, noch im Nebelgrau der versinkenden Nacht, ritten zwei Kosaken in den Hof, um nach ein für allemal gegebener Instruktion zu handeln. Sie holten ihren Vorgesetzten samt dem daneben liegenden falschen Auge unter dem Tisch hervor und gossen einige Eimer eiskalten Wassers über seinen mageren, sehnigen Körper. Was sonst noch zur Toilette gehörte, war nebensächlich und schnell erledigt. Noch ein fester Schnaps aus der Feldflasche, und Peter Feodorowitsch Fürchtdichnit war wieder er selbst. Zu seinem Erstaunen fand er im Stalle das Äffchen, das sein Instinkt auf der Flucht den richtigen Weg geführt hatte, in die Flanken seines noch schlummernden Rößleins eingeschmiegt. Erst bei der bald darauf stattfindenden Frühstückstafel erfuhr er, was geschehen war, und lachte sich halbtot darüber. Diese Heiterkeit wirkte ansteckend. Alle lachten wieder mit ihm und über ihn. Keines einzigen gute Laune hatte gelitten, denn Katzenjammer war diesen in Wind und Wetter gefestigten, von Alkohol und Nikotin immuni-

Digitized by Google

sierten Menschen ein fremder Begriff. Nur Jan mit der gebissenen Wange ging mürrisch umher und sah gar nicht mehr klug aus, denn sein gnädiger Herr und zugeheirateter Vetter hatte ihm vor dem Schlafengehen noch eine Ohrfeige hineingehauen, die ihn den Fußboden küssen ließ.

Eine von mehreren Forstbeamten geblasene Hornfanfare rief uns an die Gewehre. Schmalspurige Leiterwagen führten hinaus in das Revier. Nur der Rittmeister saß zu Pferde und sprengte mit seinen beiden Kosaken voran, in starker Faust eine mächtige Lanze schwingend, womit er dem braunen Gevatter unter Ausschluß jeglicher Feuerwaffe auf den Pelz rücken wollte. Wozu war er sonst Kosak und der Nachkomme eines Pappenheimers, wozu hieß er sonst Fürchtdichnit?

In wundervoller lichter Winterbläue wölbte sich der Himmel über der Flur. Und so warm schien die liebe Sonne herab, daß sie uns bald die Pelze von den Schultern herabschmeichelte und selbst das frostige Äffchen aus des Rittmeisters Satteltasche hervorlockte. Erst steckte es verschmitzt das Köpfchen heraus, dann turnte es hinauf auf die Kruppe des Rößleins, wo es so vergnügt herumsprang, als wäre es sein Lebtag ein Reiter gewesen. Von dort holte es sich Frau von Wolska in ihre Kalesche. Sie war kein ängstliches Weib und scheute weder Wolf noch Bär. Deshalb hatte sie dabei sein wollen. Fehlte ihrem Leben doch nur die Abwechslung. Schon die Ankündigung einer Bärenjagd hatte ihre Nerven angenehm angeregt. Um so höher schlug ihr Herz bei Erwartung der Gefahr selbst und rüttelte sie aus ihrer chronisch gewordenen Lethargie auf. Begreiflich, daß ihr das Äffchen eine unerwartete Freude bereitete und der Ausgang des gestrigen Abends sie mehr angeregt als entsetzt hatte. Demgemäß war auch ihre Ohnmacht keine ganz wirkliche, sondern nur ein in Szene gesetztes Verlegenheitsmanöver gewesen, um unliebsamen Fragen und Erklärungen auszuweichen. Denn weder sie noch ihr Mann wollten die Verwandtschaft mit dem klugen Jan, worauf er seine Unverschämtheit baute, eingestehen, noch konnten sie die Tatsache leugnen. Desto mehr gönnten sie dem Gemaßregelten die empfindliche Strafe. Ausnahmsweise hungerte er heute einmal, und zwar als Kutscher, da ihm die Wunde das Kauen verdarb, das verbundene Gesicht den feineren Tafeldienst unmöglich machte. Er saß auf dem Bock und schwor in seinem Herzen dem Affen, den er auf der schadenfrohen Herrin Befehl wieder vom Rittmeister hatte übernehmen müssen, neuerdings blutige Rache. Neben der gnädigen Frau machte sich Frater Aloisy breit. Zu seinen unbeschuhten Füßen stand ein ansehnlicher Korb mit Flaschen, deren Inhalt für den Durst der Herren während der Jagd bestimmt war. Aber vorläufig waren wir alle viel zu aufgeregt und von gegenseitigem Jagdneid geschüttelt, um an etwas anderes als an das seltene Wild zu denken, das uns vor den Lauf getrieben werden sollte. Wir umstanden eine etwa fünfzig Morgen große niedere und nicht allzu dichte Fichtenschonung, die frei im Felde lag. Seit vierundzwanzig Stunden sollte der Bär darin sein Lager aufgeschlagen haben. Nur wenige Treiber mit Klappern waren dazu bestimmt, ihn darin aufzustöbern und zum Ausbruch zu reizen. Vorsichtig drangen sie von allen Seiten in das junge Holz ein. Peter Nikiforowitsch hatte mit seinem Spieß seinen Stand so zwischen zwei firmen Schützen, wovon ich der eine war, angewiesen erhalten, daß ihre Büchsen auch

Digitized by Google

seinen Platz leicht bestreichen konnten. Doch war ausgemacht, daß keiner von uns beiden ihm in das Handwerk pfuschen dürfe, wenn das braune Onkelchen, der süße Gevatter, gerade ihm die Ehre erweisen sollte. Tatsächlich war auch die scharfe, geschliffene Kosakenlanze keine schlechtere Waffe gegen den Bären, als die in der Jagdwelt zum Abfangen von Wildschweinen übliche Saufeder.

Etwa hundert Schritt hinter dem Rittmeister waren seine beiden Ordonnanzen abgesessen. Sie hatten nach Lagerbrauch die Lanzen in die Erde gesteckt und sowohl ihren Pferdchen als dem Rößlein ihres Väterchens Peter, des Sohnes des Nikifor, die Vorderbeine zusammengekoppelt. So mochten ihre Lieblinge grasen, wo und wieviel sie wollten. Sich selbst suchten sie in möglichst enge Fühlung mit der unweit haltenden Kalesche der gnädigen Frau zu bringen. Sie kannten den Frater Alojsy von der Kantine ihrer Kaserne her, wo er in ihrer lustigen Gesellschaft allezeit einen Schnaps hinter die Binde zu gießen liebte. Da hätten sie ihm nun gern ein Fläschchen aus dem Vorrat herausgelockt, den sie mit Entzücken zu seinen Füßen bemerkt hatten. Immer näher, aber nur Schritt für Schritt, um nicht gegen die Ehrfurcht zu verstoßen, die ihnen das Mütterchen, die hochwohlgeborene Frau Julia von Wolska, einflößte, pürschten sie sich, einem verstohlenen zwinkernden Augenspiel des Brüderchens Barfußgeher folgend, an den herrschaftlichen Leibwagen heran und hätten auch sicher ihren Zweck erreicht, wenn nicht die allgemeine Aufmerksamkeit von dem Geringeren wieder auf das Hauptsächlichere, das Bärentreiben, zurückgelenkt worden wäre.

In der Schonung kam es heran, brummend und grunzend. Etwas Braunes, Dickes, Kugliges wälzte sich zwischen den schwachen Fichtenstämmchen auf den Rittmeister zu. Kein Zweifel, das Onkelchen nahte. Mit festerem Griff umschloß meine Faust den Büchsenhals. Peter Nikiforowitsch selbst stellte sich in Positur. Er knickte mit einem hörbaren Knax sein falsches Knie ein und fällte, mit dem gesunden Auge die Richtung für den Stoß suchend und sein Köpfchen vorschiebend, die Lanze zur Attacke. Aber es kam weder zum Schuß noch zum Stoß. Denn was endlich vor den Lauf und den Spieß lief, war kein jagdbares Wild, wenn es auch als Bär angesprochen werden mußte. Trieben ihn doch die Treiber unter Fluchen und Lachen, Stockhieben und Fußtritten vor sich her, wie wenn sie ein widerwilliges Schwein zu Markte führten. Nur mit großer Mühe schoben sie endlich den Gevatter aus dem Wäldchen über den Graben auf das Feld hinaus, wo sich der Plumpsack alsbald auf den Rücken legte und alle vier Tatzen zappelnd in die Höhe streckte, gleich einem Hündchen, das unartig war und um Verzeihung bittet, weil es Furcht vor Strafe hegt. Und Furcht war offenbar auch der Bestie Beweggrund zu diesem, sonst Raubtieren gewiß nicht eigentümlichen Benehmen, das außerdem eine ungewöhnliche Zahmheit voraussetzte. Die Bestätigung davon brachten die beiden Kosaken, noch bevor wir anderen uns von unserer Verblüfftheit erholt hatten. Kaum daß sie den Bären und sein seltsames Gebaren erblickt hatten, schrien sie auf: „Ein Tanzbär, ein Tanzbär!“ Sie zeigten auf ihn, klatschten in die Hände und kamen in langen Sätzen herangesprungen. Sie ließen sich vor ihm auf die Fersen nieder, stemmten die Hände in die Hüften und streckten die Füße bald vor, bald zogen sie sie zurück. So tanzten sie, dazu die passende

Digitized by Google

Weise singend und pfeifend, den „Kosaczek“ in der Runde um ihn herum. Da erhob sich auch das braune Onkelchen schwerfällig, stand grinsend und zähnefletschend auf seinen mächtigen Hinterpranken und drehte sich im Kreise, den Baß hinzufügend. Fast traurig durchhallten die sonoren Töne die ruhige Luft und vibrierten von da zurück, als bildeten die warmen Sonnenstrahlen ihren Resonanzboden. Da stimmten auch die Treiber ein, klatschten in die Hände und stampften die Erde. Zwei musizierten dazu auf Kamm und Mundharmonika. Auch die hochwohlgeborenen Herrschaften schlossen sich an, und nicht am wenigsten zeigte Peter Nikiforowitsch, wessen er fähig sei. Er hatte sein künstliches Bein abgeschnallt und tanzte den „Kosaczek“ auf seinem einen gesunden, daß es war, als hätte ein Wirbelwind Kosakengestalt angenommen. Wie ein Blitz im Zickzack einherfährt, so knickte und knackte dieses einzige bestiefelte und bespornte Bein in sich zusammen, um ebenso blitzartig emporzuschnellen, sich mit seiner kompakteren Fortsetzung auf die eigene Ferse zu setzen und gleich darauf die Fußspitze nach vorn in die Luft zu strecken. Gleichzeitig ließ der geehrte Wohltäter, derart die Balance herstellend, die Lanze um seinen Kopf wirbeln und fluchte dabei so gotteslästerlich, daß kein Pappenheimer von ehemals je so geflucht hatte, kein Kosak von heute ihn darin übertreffen konnte. Und in diesen tollen Wirbel rief die „pani dobrodzieka“, die gnädige Frau, die sich dicht hatte heranfahren lassen, feurige, aufmunternde Worte, applaudierte rhythmisch und wäre am liebsten mit in den Reigen gesprungen. So angeregt hatte noch kein Auge die Dame gesehen. So voller Lust war sie nicht einmal gewesen, als sie in der Zeit ihres seligsten Liebesglückes mit Herrn Nestor von Herrensitz zu Herrensitz flog, um zum ersten Male nach ihrer Verheiratung an des Gatten Seite bei sich und den Nachbarn die tolle polnische Fastnacht, den Kulik, zu feiern. Sie strafte sich selbst, ihre Blasiertheit und Trägheit Lügen. Wie zu einem Wunder sah Frater Alojsy zu ihr auf, bekreuzte sich und bat seinen heiligen Schutzpatron um Beistand in der Versuchung. „Greif zum Fläschchen“, flüsterte ihm der Heilige ins Ohr, und er beugte sich, also beraten, zum Korbe herab. Da fuhr ihm das Äffchen über die Tonsur und flog, als wäre ein Pfeil vom Bogen geschnellt, von dort weiter, über die hohe Pelzmütze des erschreckten Jan und über die Gäule weg, in das wilde Treiben. Erst hatte es von der Schulter der Herrin gleichgültig zugesehen, dann sich nachdenklich die glatte Kehrseite gekratzt und mit diesem Gedächtnisbehelf auf einmal in dem tanzenden Gevatter den treuen Kollegen und Reisegefährten durch die Städte und Dörfer des Landes erkannt, der ihm eines schönen Tages so abhanden gekommen war wie das dazu gehörige Kamel und der Kosakeninvalide mit der St. Georgsmedaille, der sie führte. Nun war es an dem alten Freunde in die Höhe geklettert und tanzte auf der breiten Schädelbasis des Bären, den Herr Nestor seinem Besitzer zur Abhaltung eines lustigen Treibens um ein gutes Stück Geld heimlich abgekauft hatte, den „Kosaczek“, wie er es gelernt hatte. Nur zierlicher und feiner als die seiner Sippe entsprossenen Repräsentanten des homo sapiens ringsum.

Das war die Bärenjagd des Herrn Nestor von Wolski! Weidmannsheil!

Digitized by Google

Unsere Gefangenen in Frankreich — und wir · Von Marie Diers

Die Menschen haben das unabweisbare Bedürfnis, sich in alles zu finden. Sie suchen sich aus den Trümmern des stürzenden Reichs, aus den Trümmern des eigenen Lebensglücks und reicher Zukunftshoffnungen immer noch ihr Stücklein Behagen heraus, und wenn's ein Ofeneckchen mit starkem Kaffee und Zigaretten ist, oder ein Konzert, ein Tanzvergnügen. Man muß „da 'mal heraus", man muß auch mal wieder lachen.

Gewiß. Dies ist ein Selbsterhaltungstrieb, den man nicht abschnüren soll. Wir brauchen noch so viel Kräfte für das kommende Leben, daß wir jeden auf die Weide gehen lassen sollen, wo er sie am besten findet. Wir wollen nicht sauer sehen, wenn die Jungen tanzen und die Alten einmal wieder von Herzen lachen. Es gibt Menschen, die den ganzen Ernst der Zeit auf starken Herzen tragen und die wir doch hin und wieder fröhlich und scheinbar sorglos unter Fröhlichen sehen.

Schlimm, ja zur herzlosen Selbstsucht wird unsere Entlastung erst dann, wenn wir in eigenen Lustgefühlen das Leiden, die Verzweiflung derer vergessen können, die zu derselben Stunde, da wir lachen, uns sättigen und in gewohnter, geliebter Arbeit stehen, in Feindesland wehrlos den Händen der entmenschtesten Schurken überliefert sind, die je, so lange die Erde steht, ihr scheußliches Handwerk betrieben haben.

Unsre Gefangenen in Frankreich! Ein volles Jahr nach beendetem Kriege noch nicht losgelassen, gehen sie in Qualen zugrunde, von denen wir uns keine Vorstellung machen können und — auch nicht wollen. So weit wie möglich schieben wir die Gedanken an ihr Leidensleben von uns ab.

Oder nicht?

Wer von uns besitzt das Buch, das zu einer Mark zu haben ist: „Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland. Amtliches Material. Frankreich." (Herausgeg. von der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. Gedruckt in der Reichsdruckerei.) Dies Buch, das, allein von Frankreich handelnd, auf 309 Seiten die amtlichen Berichte über die Behandlung der Gefangenen, geordnet nach den einzelnen Gefangenenlagern, bringt. Und diese Berichte zeigen fast überhaupt keine Lichtblicke.

Wir lesen da vom Marschieren mit 80 Pfund schweren Sandsäcken, täglich zehn Stunden lang, acht Tage hindurch. Wir lesen, wie der Boden der Baracke abends unter Wasser gesetzt wird. So, nun legt euch zum Schlafen. Von den Schikanen und Mißhandlungen eines Geistlichen. Von der absichtlichen und boshaften Vernachlässigung durch die Ärzte. Von der Ernährung, die nicht ihren Namen verdient, bei der die Leute zu Skeletten abmagern. Vom Ungeziefer und dem oft tagelang völlig fehlenden Waschwasser. Von den Beschwerden, für die man regelmäßig bestraft wird, und die so gut wie nichts nützen. Krüppel werden vier Treppen hoch eingelegt und müssen sieben- bis achtmal zum Appell herunter und wieder hinauf. Als „Strafen": 60 Tage Dunkelzelle. Grauenhafte Miß-

Digitized by Google

handlungen, Daumenschrauben. Ein Kommandant sagt: „Ich will, daß meine Leute als Kadaver heimkehren. Die Hunde sollen so arbeiten, daß sie nicht mehr imstande sind, eine Familie zu ernähren.“ Ein Offizier läßt einen Verwundeten sich entkleiden und schlägt ihn mit der Gerte über die Wunden. Die ausgeklügeltesten Mißhandlungen betreibt ein Leutnant Duc de Vendôme, ein krankhafter Sadist, ohne daß jemand den Leuten zu Hilfe kommt.

Dieses war noch während des Krieges. Es ist ja nur ein winziger Teil des Geschehens. Kannten wir es damals in seinem ganzen Umfang? Im Vorwort des Buches heißt es:

„Die deutsche Regierung hat häufig die Veröffentlichung derartiger Vorgänge unterlassen, in der Befürchtung, daß sich deutsche Lagerorgane zu eigenmächtigen Vergeltungsmaßregeln gegen französische Kriegsgefangene könnten hinreißen lassen.“

Also darum! Wer hat noch lebendiges Blut in sich, das ihm nicht aufbrennt bei diesen Worten! Also um ein paar Franzosen vor etwaigen Übergriffen zu schützen — vor etwaigen nur! — darum hat man fein still geschwiegen und die Unsrigen ihren Peinigern ruhig überlassen! Gibt es etwas anderes als ein Pfui gegen diese schmachvolle Begriffs- und Gefühlsverwirrung, gegen dieses Schulbeispiel von der deutschen Krankheit der Feindesverehrung?

— Und dann war der Krieg vorbei. Und dann glaubten wieder die Idealisten bei uns, jetzt würde das vorbildliche, ritterliche Volk der Franzosen natürlich die Gefangenen höchst liebevoll behandeln, man könne sie ihm also ganz ruhig „ohne Gegenseitigkeit“ da lassen. Ja, ihr Idealisten, die ihr hier geborgen sitzt, ihr braucht ja den Jammer nicht zu sehen, ihr braucht euch ja solche schrecklichen Berichte nicht zu verschaffen, ihr könnt euch ja ruhig abwenden und sagen: „Ach, das ist ja alles nicht so schlimm, das ist ja alles namenlos übertrieben.“ Gewiß, gewiß, das ist alles so bequem, und niemand in Deutschland hindert euch daran. Die paar Aufgeschreckten, Besorgten, wenn es nicht gerade verzweifelte Angehörige sind, die lullt ihr noch mit euren Worten ein, die zieht ihr in eure bequeme Sicherheit hinüber. Das Land schläft oder tanzt, und seit dem Ende des Krieges ist es von drüben her fast stumm geworden. Jetzt haben sie das letzte Mittel verloren, das letzte kleine arme Mittel der Beschwerde. Das Berner Abkommen, schon vorher von den französischen Henkern verlacht, jetzt ist es hinfällig geworden. „Jetzt gibt es keine Reklamationen mehr!“ frohlocken sie. Die Schwarzen, denen im Aufbaugebiet die Schienen gefahren werden, grinsen die Unseren an, die sie vorbeischleppen müssen. Ja, die Kräfte der Schwarzen sollen erhalten werden, die der Unseren vernichtet. Wir Mütter, die wir unsere Jungen dahingegeben haben, wir sind ja vieltausendmal glücklicher als jene, denen sie noch leben. Sie ruhen in Frieden „und keine Qual rühret sie an“. Die Lebenden aber, ohne Hilfe aus der Heimat, ohne Erbarmen, sind die Verlassenen, die bei Unterschrift des Waffenstillstandes im Stich Gelassenen, jeder bestialischen Willkür schutzlos überliefert. Ganz schutzlos. Und Deutschland schreit nicht auf. Seine Idealisten, d. h. seine herzlosen Selbstlinge, machen die Augen zu.

Ja, sie sind stumm da drüben. Aber ihr Blut, ihr zerrissenes, geschändetes Menschenleben, es kommt nicht nur über die entmenschten Franzosen, es kommt auch über die, die ihrer vergessen haben und vergessen wollen in der Heimat!

Digitized by Google

Wir können uns nicht vorstellen, was das für Offiziere, Generäle und Frauen, Schwestern sind, die nicht so viel Scham im Leibe haben, daß sie wehrlose Menschen, Schwerverwundete oft, in feiger Gemeinheit mißhandeln. — Wir können uns manches nicht „vorstellen", aber darum ist es doch da.

Stellen wir es uns lieber vor! Lesen wir die grauenhaften amtlichen Berichte! Achten wir es für eine Schande, dies Schreckensbuch nicht zu besitzen, es unserer Jugend vorzuenthalten. Schaudert uns davor? Können wir danach nicht schlafen? Wir wollen es nicht lesen, aber unsre deutschen Brüder können darunter sterben. Wir können ihnen doch nicht helfen? O, jämmerliche Ausrede der Bequemlichkeit! Wer anders denn soll ihnen helfen als wir, als das gesamte Volk? Die Regierung? Was bringt denn die fertig? „Proteste", „Aufrufe". Damit macht sie ja nicht einmal im eigenen Lande Eindruck.

Nein, wir, wir müssen's schaffen, oder wir sind schuldig an ihrem Untergang in Verzweiflung. Wenn wir erst einmal lesen, was drüben vorgeht, immerfort, jetzt noch und jetzt viel schlimmer, dann wird freilich unser Behagen gründlich gestört. Aber aus unsrer Unruhe, aus unsrem Entsetzen, das diese verbrecherische Stumpfheit durchbricht, wächst ein Sturm, der über die Welt braust, der das scheußliche Verhalten des gemeinsten Volkes der Welt zu einem Weltskandal macht, vor dem sich die Franzosen so fürchten, daß sie vor dem Erscheinen der Schweizer Kommission die Einrichtungen in den Lagern und Lazaretten veränderten, um sie nach dem Abziehen wieder in den alten Zustand zu bringen.

Wenn wir alle schreien, wenn keiner mehr feige oder bequem oder ängstlich und verzagt schweigt und sich zurückhält, dann schaffen wir die Heimkehr. Anders nicht. So lange freut sich Frankreich an den billigen Sklaven, an denen es jede Lust befriedigen kann.

Das wollen wir geloben und nicht wieder davon ablassen:

Jeder Atemzug soll uns bitter schmecken, jedes Lachen sei verpönt, bis diesen Greueln ein Ende gemacht sei. Noch sind unter uns Millionen und aber Millionen, die nicht verkommen und versumpft sind. Heraus mit allen Stimmen! Tretet zusammen, ruft in jeder Stadt, in jedem Dorf Versammlungen ein! Verbreitet die Berichte zu Hunderttausenden, facht das Feuer! Es ist genug geschwiegen und geduldet mit Schafsgeduld, die nichts nützt und nichts hilft, jetzt wollen wir Deutsche es einmal anders versuchen.

Helft euch selber, so wird Gott euch helfen!

Goldene Segel · Von Paul Wolf

Heilige Nacht —
Tiefblaues Meer der Ewigkeit!
Fernab von Raum und Zeit
Ziehen in hehrer Pracht
Deine goldenen Segel, die Sterne.
Mit der Menschen Sehnsucht beladen,
Schweben sie still zu weißen Gestaden,
Hin zu lichter, verklärter Ferne,
Wo auf Inseln seliger Geister
Waltet der Meister ...

Digitized by Google

Weihnacht im Waldhaus

Von Bernhard Flemes

Das winterkalte Haus atmet warmes Behagen. Menschen, Menschen! Ihre Stimmen, ihre Schritte, der Qualm ihrer Pfeifen. Fichten schauen erstaunt die hellen Fenster. Füchslein schnuppert, springt entsetzt ab, als ein lautes Gelächter prasselt. Rehe am Bergsaum wittern Holzrauch, der die kalte Luft würzt.

Ab und zu öffnet einer von den dreien die Türe und tritt auf die Veranda, nimmt eine Lunge voll kühlen Tannenduftes mit in die Wärme, wirft sich in den Rohrsessel und haut sich schallend auf die Schenkel: Jungens, Jungens!

Es wird gegessen und getrunken; dann in den Schrank mit den Resten. Beine strecken sich behaglich unter den Tisch. Das Rohr der Sessel knistert. Sprungfedern vom Sofa seufzen. Einer stellt die Brasilkiste auf den Tisch, lange, schwarze, dicke Nudeln. Blaue Schlingen schweben, füllen den Raum. Genießerminuten. Die Schwarzwälder tickt. Augen verlieren sich auf alten Riedingerstichen. Der Kanonenofen glüht von den Buchenklötzen. Puttäpfel schmoren auf den Ringen, und alte Waldhaustage werden lebendig.

Wißt ihr noch — damals — —

Zehnmal ruft der Kuckuck.

Nun? — Jawoll! —

Einer erhebt sich schwer, holt von der Veranda die dickbauchige Bunzlauer Wasserkruke mit dem Weihnachtsfichtlein herein. Lichte werden befestigt. Die Lampe wird ausgeblasen, und die Kerzen funkeln in die rauchige Wärme. Der Schweiß wird von den Fenstern gewischt, und man sieht Fichtengezack vor hellem Nachthimmel.

Schweigen — Selbstverlorenheit. In den Augen blinken die Goldtropfen der Kerzenlichter. Ein Zweiglein flackert knisternd auf, verlöscht und qualmt. Süßer Weihnachtsduft füllt die Seelen. Erinnerungen werden wach, trübe und lichte. Über allen schwebt die unausgesprochene Kunde von Bethlehem. Jeder fühlt, daß in dieser Nacht blonde Engel durch den Weltraum schweben. Jeder weiß, daß es der andere fühlt. Drum braucht keiner davon zu sagen. Dies stumme Einverständnis wächst zu einem Kettlein, das die Seelen der drei miteinander verbindet. Und der Wald hängt mit an der Kette und das verschwiegene Haus im Walde. Alles Schöne der Welt hängt daran und alles Leid, das jeder von ihnen erlitten hat. Nicht eines von allen Dingen der Kette könnte gemißt werden. Komme, was kommen mag, — die Kette bleibt.

Leise löschen die Lichter aus. Noch eins leuchtet, wird kleiner, zuckt und vergeht. Einen Augenblick liegt Dunkelheit im Raume. Dann springt durch die Fenster ein silberner Ritter, steht kühl und leuchtend da: Mondenlicht!

Hoho! ruft einer fröhlich, und die beiden andern stimmen ein. Hinaus auf die Veranda!

Digitized by Google

Dunkel stehen die Fichten im bläulichen Licht. Sterne schwärmen. Im dicken Walde rufen Eulen. Kälte schauert, hinein!

Scheite aufs Feuer! Und dann Tee und Bücher, bis die Augen ermüden, bis die Lampe verlischt und der Mondenschein zwischen den atmenden Schläfern wacht.

Arme Gasse · Von Hermine Ziegler

Geschwärzte Quadermassen, ungeschirmt
Bis an die fliehenden Wolken getürmt,
Der Himmelsstrich schmal hingezogen,
Vom Rauch der Essen aufgesogen,
Motoregeschotter und Pferdescharren,
Gepeitschte Gäule an Grünkramkarren
Und Kehrichtwagen und Eisengeklirr.
An jeder Ecke ein Menschengewirr,
Ein grelles Schild, — mit Schirm, — mit Hut,
Das prahlt und schreit und wichtigtut,
Dazwischen von Hitze und Dunst umsponnen
Die welken Gestalten der Hungerkolonnen
Und tausend Gehirne, die in Lasten
Versorgt und vergraben vorüberhasten.
Auf staubigen Borden ein dünnes Blühn,
Verkümmerte Zweiglein Birkengrün,
Gesimse, Gardinen, zerbeult und zerfetzt,
Stuben vom Brodem der Speisen durchsetzt,
Finstere Flure und Treppengehänge
Voll Weibergekeife und Kindergedränge
Und Hammerschläge und Singsanggeplapper
Und Jahrmarktspfeifen und Holzschuhgeklapper.

So liegt sie ganz in Schmerzen eingesargt.
Doch was der Tag an ihr auch kargt, —
Es kommt eine Stund' in der Mitternacht
Mit einem Stern über dem tiefsten Schacht.
Dann wachen die blinden Fenster empor,
Aus Kammern und Wänden geistert der Chor
Verseufzender Unrast und Schuld und Pein.
Von grünen Inseln kühlt still es herein
Und um der bleifarbenen Dächer Kranz
Webt eine Romantik aus Mondenglanz.

Digitized by Google

Rundschau

Tirpitz über unsere U-Boot-Politik

Tirpitz' „Erinnerungen" werden noch manchem schwere Gedanken machen und noch manche Feder in Bewegung setzen, für und wider ihn. Sie werden in mancher Bücherei neben Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" stehen, neben ihnen das politische Hauptlehrbuch vieler sein. Mit Ludendorffs „Kriegserinnerungen" werden sie die Hauptquelle der politischen Geschichte des Weltkriegs bilden. Wer dieser beiden berufensten Männer Bücher gelesen hat, weiß Bescheid über Deutschlands Schicksalszeit, weiß, wie und warum alles so gekommen ist. Zumal über die politische Geschichte der Seekriegführung, die in diesem Kriege eine ungeheure, verhängnisvolle Rolle zu spielen berufen war, geben uns des sachverständigsten Marine- und Staatsmannes Aufzeichnungen erschöpfenden Aufschluß. Auch hier werden nicht alle Tirpitz in allem recht geben — die Tirpitzfeinde ganz und gar nicht, aber auch in den Kreisen urteilsfähiger Beurteiler wird er in manchem, wie z. B. der Verwendung unserer Flotte in der ersten Kriegszeit, Widerspruch finden. Ungeteilte Zustimmung aber wird er bei allen Unvoreingenommenen mit seinen Darlegungen über den U-Boot-Krieg finden, diesen Krieg im großen Krieg, an dem zuletzt Sieg oder Niederlage hing.

Die ganze unglückliche diplomatisch-politische Geschichte des U-Boot-Kriegs rollt er vor uns auf; die Diplomatie und Politik des unseligen ersten Kriegsreichskanzlers steht in nackter Schönheit vor uns, das Hin und Her in den Entschlüssen der entscheidenden Person, die Zerfahrenheit an unseren leitenden Stellen wird hier erschreckend offenbar; es wird offenbar, wie in Deutschlands Schicksalsstunde „mit dem Seekrieg gespielt worden ist". Und an diesem Musterbeispiele sehen wir, wie, in welchem Geiste und mit welchen Mitteln unsere ganze Kriegspolitik geleitet worden ist!

Es ist ein überaus trübes Kapitel deutscher Geschichte, das Tirpitz hier vor uns entrollt. „Das Furchtbarste zu wissen ist, daß unsere heutige Lage nicht nur politisch, sondern auch militärisch vermeidbar war", schließt er sein Kapitel über den U-Boot-Krieg. Die ganze Tragik unserer letzten, über unseres Volkes Leben entscheidenden Geschichte spricht er damit aus.

Bezeichnend für die Art der Behandlung des U-Boot-Kriegs ist schon die Ausschaltung der maßgebendsten sachverständigsten Stellen — eben Tirpitz' — in der ganzen Frage. Schon beim ersten Auftauchen der U-Boot-Kriegsfrage Anfang 1915 blieb Tirpitz, der Staatssekretär des Reichsmarineamts, in dieser damals wichtigsten Frage seines Amtes ungehört. Der U-Boot-Krieg wurde über seinen Kopf hinweg eröffnet und in einer Form, die von vornherein kein Glück verhieß: ungeschickte Hände griffen ein, wo die geschickteste Hand nötig gewesen wäre. Sofort stand die ganze U-Boot-Kriegsfrage unter dem Zeichen Amerikas, der amerikanischen Noten und unserer unglücklichen Stellungnahme zu ihnen. Nachdem der U-Boot-Krieg einmal vor der ganzen Welt, mit einer gewissen Fanfare, aufgenommen war, galt es natürlich fest zu bleiben, sollte die Würde und damit die Macht des Reiches nicht einen schweren Stoß und die Zuversicht der Feinde eine verhängnisvolle Stärkung er-

Digitized by Google

fahren. Kaum aber traf die erste Note Amerikas gegen den U-Boot-Krieg ein, schlug die Stimmung des Auswärtigen Amtes — das doch auf eine solche Stellung Amerikas gefaßt sein mußte — sofort um. „Noch ehe der am 4. Februar geborene U-Boot-Krieg den ersten Atemzug getan hatte, eilten seine eigenen Väter erschreckt, ihn zu ersticken." Für die Beantwortung der Note wurde weder Tirpitz noch der Admiralstabschef gehört, vielmehr verhinderte Bethmann mit Hilfe des Marinekabinettschefs (seines Gesinnungsgenossen von Müller) ihre von dem damaligen Generalstabschef geforderte Hinzuziehung. Die Note ging ab, die das Hin- und Herfallen unserer Politik den Feinden in gefährlicher Weise enthüllen mußte, das so entscheidend für den weiteren Gang der Dinge war. Denn nach Tirpitz' sicher richtigem Urteil wäre bei höflicher aber bestimmter Ablehnung der Note damals und später eine Kriegserklärung Amerikas nicht erfolgt, ebenso kein Abbruch der Beziehungen. Amerika war noch nicht so verärgert und einseitig geworden, hatte noch Respekt vor uns und war noch nicht so sehr in seine Entente-Darlehen verwickelt. Es war unerläßlich, von vornherein gegen Amerika eine offensive Notenpolitik hinsichtlich dessen unneutraler Haltung zu führen; gegen die Waffen- und Munitionslieferungen, die Handhabung der drahtlosen Telegraphie zuungunsten Deutschlands, die stillschweigende Anerkennung der völkerrechtswidrigen Blockade Englands, das Verfahren gegen unsere Auslandskreuzer oder gegen die neutrale Post usw. mußte Beschwerde über Beschwerde erhoben werden. Eine solche Politik Amerika gegenüber war ungefährlich, denn wir brauchten ja kein Ultimatum an den Schluß eines scharfen Pro estes zu setzen. Wenn wir auch die im Krieg wachsende englisch-amerikanische Gemeinbürgschaft vielleicht nicht verhindert hätten, so wäre sie doch wahrscheinlich weniger gefährlich geworden. Wir hätten allen Elementen in den Vereinigten Staaten, welche der Richtung Wilsons widerstrebten, den Deutschen, Irländern, Quäkern, Baumwoll-Interessenten ein klares Stichwort gegeben, um welches sie sich hätten sammeln können. Die Methode, mit welcher wir die Amerikaner behandelten, schlug nie die richtigen Saiten an. Wenn wir sagten: „Ihr Amerikaner habt ja formell ganz recht, wenn ihr Munition usw. liefert, aber schön ist es nicht von euch", so bewirkten wir gerade das Gegenteil von dem, was wir wollten, wie die Folgezeit bewiesen hat, ganz abgesehen davon, daß tatsächlich die Umgestaltung Amerikas in ein Arsenal für unsere Feinde der Sache nach der unerhörteste Neutralitätsbruch war, den es gab. Das ungeheure Buch der unbekümmertsten englischen Völkerrechtsbrüche blieb in Amerika zugeschlagen und ungelesen. Man starrte immer auf die Seite, worauf der deutsche U-Boot-Krieg stand. An dieser Ungerechtigkeit der Welt hatte die Schwächlichkeit unserer Politik, die den Eindruck des bösen Gewissens hervorrufen mußte, wesentlichen Anteil. Vergebens hat Tirpitz wiederholt beim Reichskanzler auf den Charakter der Wilsonschen Politik hingewiesen und dringend befürwortet, mit dieser Tatsache sich abzufinden. Dadurch aber, daß wir eine gerechte und grundsätzliche Stellung nach der anderen räumten, haben wir nur erreicht, daß Wilson in seinen Ansprüchen und in seiner Taktik des Drohens immer weiterging. Forderungen, die wir noch in den ersten Kriegsjahren bei ruhiger Festigkeit ohne Gefahr eines Bruches hätten ablehnen können, haben sich mehr und mehr zu Prestigefragen verhärtet. Während unser Ansehen bei allen seefahrenden Nationen unermeßlichen Schaden erlitt, weil ihnen unser eigener Glaube an den Sieg erschüttert schien, haben wir Wilson immer mehr auf einen Standpunkt heraufgeschraubt, dessen Behauptung ihm schließlich zur Ehrensache geworden ist. Von den praktischen Vorteilen, die uns bei einer nachgiebigen Haltung von Bethmann, Helfferich, Graf Bernstorff u. a. eifrig in Aussicht gestellt wurden, ist uns nicht ein einziger zugefallen. Amerika hat uns auch nie wirklich greifbare Konzessionen gemacht. Bei der deutschen Illusionsfähigkeit kam es ohne solche aus. Mit dem Sinken unseres eigenen Prestiges und des Glaubens der Neutralen an unseren Sieg wurde auch der für uns allein richtige Weg einer politischen Neuwendung zu Japan und Rußland, je länger der Krieg dauerte, um so mehr erschwert.

Digitized by Google

Es kam die Torpedierung der „Lusitania". Tirpitz riet, es wäre jetzt dringende Staatsnotwendigkeit, den Rechtsstandpuunkt zu wahren, Entgegenkommen gefährde unsere Stellung mehr als Festigkeit. Der Kaiser war damit einverstanden. Darauf wochenlanges Hin- und Herberaten zwischen den verschiedenen Reichsstellen, endlich im Großen Hauptquartier in Pleß Besprechung: Bethmann gegen den U-Boot-Krieg in dieser Form, der Kaiser noch für die Tirpitzsche Auffassung — fünf Tage später der Befehl des Kaisers, Passagierdampfer, auch solche des Feindes, nicht zu versenken! Nach diesem Befehl konnten in Wirklichkeit große Dampfer überhaupt nicht mehr angegriffen werden, denn für die U-Boot-Kommandanten war die Unterscheidung zwischen Passagier- und Frachtdampfer in den allermeisten Fällen unmöglich. Tirpitz und der Admiralstabschef waren auch hier wieder nicht gehört worden. Sie reichten wegen des Geschäftsverfahrens des Reichskanzlers ihren Abschied ein, der aber, bei Tirpitz in ungnädigster Form, abgelehnt wurde. Der U-Boot-Krieg wurde nach einer Methode weitergeführt, bei der er nicht leben und nicht sterben konnte, und wir Amerika gegenüber immer mehr ins Hintertreffen kamen, wie selbst Ballin schrieb: „Meines Erachtens hätte innerhalb 24 Stunden eine kurze Antwort dem Mr. Gerard zugestellt werden müssen. Daß wir wieder 14 Tage brüten, bringt die Amerikaner zu dem Eindruck, als hätten die deutschen verantwortlichen Männer wieder die Hosen voll. Daß die Leute in Washington Hemdärmelpolitiker sind, weiß man doch, und die Behandlung solcher amerikanischer Angelegenheiten müßte sich auf die Psyche dieser Nation einstellen."

Im Ausschuß des Reichstags erklärte der Staatssekretär des Auswärtigen, daß wir uns durch Amerika im U-Boot-Krieg nicht beeinflussen ließen, — kaum war der Reichstag nach Hause geschickt, ging Bethmann mit Admiral von Müller, aus Anlaß des neuen „Arabic"-Falles, mit aller Macht darauf aus, die Einstellung des U-Boot-Kriegs zu erwirken. Wieder Beratung beim Kaiser, der sich auf Tirpitz' Seite stellt, um am nächsten Tage auf Bethmanns Seite zu treten. „Jetzt fressen sie uns aus der Hand", äußerte damals Gerard, — er wußte nun, daß Amerika mit Deutschland alles machen konnte — und: „Jetzt muß entweder Tirpitz den Abschied nehmen oder Jagow." Sofort erschienen in englischen und amerikanischen Zeitungen Artikel über Tirpitz' Rücktritt, — also zum mindesten mit wohlwollender Billigung der deutschen Zensur, d. h. des Auswärtigen Amtes!

Der U-Boot-Krieg war nun zunächst erledigt, ein schallendes Triumphgeschrei Amerikas und unserer Feinde die Folge. Deutschland hatte in ungewöhnlichem Maße an Prestige eingebüßt. Die neutrale Welt war erfüllt von dem Zurückweichen Deutschlands, während die Stellung Wilsons überall und namentlich in Amerika in die Höhe schnellte.

Tirpitz bat wieder um seinen Abschied, der ihm auch jetzt wieder verweigert wurde — mit dem Hinzufügen: da ein Zusammenarbeiten des Reichskanzlers mit ihm in den Fragen der Seekriegführung ausgeschlossen sei, müsse auf seine regelmäßige, beratende Mitwirkung verzichtet werden! Nach seiner Erklärung, daß ihm dann das Verbleiben im Amte unmöglich sei, kam wieder die kaiserliche Zusage, daß seine Ansichten über alle wichtigen marinepolitischen Fragen eingeholt werden sollten. Der auf Tirpitz' Seite stehende Admiralstabschef wurde durch den damals ganz auf Bethmanns Seite stehenden Admiral von Holtzendorff ersetzt. Unser Botschafter erklärte in Amerika, der Kommandant des U-Bootes, das die „Arabic" versenkt, werde bestraft. Die U-Boote erhielten Befehl, bis auf weiteres überhaupt keine Passagierdampfer ohne Warnung und Rettung der Besatzung zu versenken, dann, jede Art U-Boot-Krieg an der englischen Westküste und im Kanal einzustellen und in der Nordsee nur noch U-Boot-Krieg nach Prisenordnung zu führen, — was praktisch gänzliches Aufhören des U-Boot-Kriegs bedeutete. Wenn man, sagt Tirpitz, diese Befehle und Gegenbefehle mustert, die zum Teil unausführbar waren, und ferner den Umstand bedenkt, daß sie erst durch die verschiedenen Kommandos an die einzelnen U-Boot-Kommandanten gelangten, so wird man verstehen können, welche Verwirrung und Erbitterung sich bei diesen herausbilden mußte

Digitized by Google

durch das unaufhörliche und sich oft widersprechende Eingreifen der politischen Leitung und des Kabinetts. Eigene Tatkraft, Auffassung der Kameraden und wohl auch diejenige der unmittelbaren Vorgesetzten drängten zur Leistung. Bestrafung und Kriegsgericht drohten den tapferen U-Boot-Kommandanten, wenn sie die unklaren Befehle mißverstanden oder irgendwelche politischen Schwierigkeiten sich zeigten. Wie anders hat England in ähnlichen Fragen der Seemacht verfahren! Seit Jahrhunderten gilt dort der Grundsatz, daß alle Handlungen der britischen Seeoffiziere nach außen gedeckt wurden, wenn sie nur energisch waren.

Mit welchen Mitteln Bethmann den U-Boot-Krieg zu verhindern suchte, dafür sind die Vorspiegelungen der Obersten Heeresleitung gegenüber bezeichnend. Im Herbst 1915 hieß es aus dem Auswärtigen Amt: Bulgarien könnte sich durch unseren U-Boot-Krieg abhalten lassen, uns beizutreten. Mitteilungen von Enver, Äußerungen von Radoslawow und vom Botschafter Wangenheim bestritten diese Annahme auf das entschiedenste, und eine holländische Pressemeldung besagte im Gegenteil, daß Bulgarien gezögert hätte, das Bündnis mit uns zu schließen, als es sah, wie wir nach dem Arabic-Fall vor Amerika und England Kotau machten. — Ein Jahr später dasselbe Schauspiel: Bethmann redete der Obersten Heeresleitung vor, Holland und Dänemark könnten auch noch in den Krieg gegen uns treten, wenn wir den U-Boot-Krieg aufnähmen — woran beide gar nicht dachten. Beide Male gelang es Bethmann auf diese Weise, die Zustimmung der Obersten Heeresleitung zum U-Boot-Krieg zu hintertreiben (man lese darüber auch Ludendorffs „Kriegserinnerungen"!), und dem deutschen Volke wurde dann vorgeredet, die Oberste Heeresleitung sei gegen den U-Boot-Krieg, an ihrem Widerspruch sei er gescheitert! Einsprache der zu Unrecht beschuldigten Männer (auch darüber lese man Ludendorff!) bei Bethmann halfen nichts, die Öffentlichkeit wurde nicht aufgeklärt.

Im Dezember 1915 wurde auch die prächtige Note Österreichs zum „Ancona"-Falle durch unser Auswärtiges Amt alsbald wieder um ihren Erfolg über Wilson gebracht!

Das Jahr 1916 brachte eine weitere Verschärfung unserer allgemeinen Kriegslage. In schroffem Gegensatz zu der Anschauung des Kanzlers war Tirpitz sich schon damals darüber klar, daß eine weitere Verzögerung des U-Boot-Krieges die höchste Gefahr mit sich brächte, — er schloß eine Denkschrift mit folgenden Sätzen, die sich zum Unglück Deutschlands später als nur zu richtig erwiesen: „Unbedingt notwendig ist die alsbaldige und rücksichtslose Einsetzung der U-Bootswaffe. Ein längeres Hinausschieben des ungehemmten U-Boot-Krieges würde England Zeit zu weiteren militärischen und wirtschaftlichen Abwehrmaßregeln lassen, würde unsere Verluste später nur erhöhen und den baldigen Erfolg in Frage stellen. Je eher die U-Bootswaffe eingesetzt wird, desto eher wird der Erfolg eintreten, desto rascher und energischer wird Englands Hoffnung, uns durch einen Erschöpfungskrieg niederzuringen, vereitelt werden. Mit England ist aber auch der Koalition unserer Gegner das Rückgrat gebrochen." Auf den unbelehrbaren, ängstlich immer nur auf das Nächste starrenden Bethmann konnte das natürlich keinen Eindruck machen. Dem Kaiser konnte Tirpitz noch persönlich sagen, es dürfe nicht mehr gezögert werden, er müsse zu einem Entschluß kommen, es handele sich für das Deutschtum um den Daseinskampf.

Der entscheidende Vortrag beim Kaiser fand am 6. März 1916 statt, und zwar, trotz der oben erwähnten kaiserlichen Zusage, auf Betreiben Bethmanns und Müllers, ohne Hinzuziehung Tirpitz'. Auf eine Anfrage wurde ihm ausdrücklich bestätigt, „der Kaiser habe die Anwesenheit des Herrn Staatssekretärs nicht befohlen". Tirpitz bat um seinen Abschied. Das Maß der Kränkungen und Demütigungen war voll; vor allem aber: er sah uns zum Abgrund rollen und konnte die Vertretung vor dem Reichstag und die Verantwortung vor der Nation für das Wagnis einer weiter hinzögernden Kriegführung nicht mehr tragen. Trotzdem nahm er seinen Rücktritt nicht leicht, da er die Gewißheit besaß, daß er die Siegeszuversicht der Feinde beleben würde. So bot er auch dem Kaiser an, seinen Abgang durch Krank-

Digitized by Google

heitsgründe unauffälliger zu gestalten; diese Handhabe wurde nicht ergriffen, es sollte eben aller Welt recht deutlich gemacht werden, daß der Kaiser mit der Tirpitzschen Politik nichts mehr zu tun haben wolle, — damit sollte wohl vor allem bei England und Amerika gut Wetter gemacht werden. Wilhelminische und Bethmannsche Politik! Ein zweiter Fall Bismarck!

An Tirpitz' Stelle trat sein langjähriger nächster Mitarbeiter (Capelle), bis dahin entschiedener Anhänger des U-Boot-Kriegs, der aber jetzt sich bereit finden ließ, auf die Verpflichtung einzugehen, in allen maritim-politischen Fragen sich dem Reichskanzler anzuschließen.

Am 24. März 1916 wurde der französische Dampfer „Sussex" mit einer großen Anzahl englischer Truppen an Bord torpediert. Es erfolgte Wilsons „Niederdrückungsnote". Tirpitz schickte dem Kaiser eine Denkschrift mit der dringenden Bitte, Wilson nicht nachzugeben. Sie kam den U-Boot-Gegnern in der Umgebung des in der U-Boot-Frage doch wieder schwankend gewordenen Kaisers sehr ungelegen. Er neigte einmal wieder zu Tirpitz, die Einwände des Kanzlers blieben zuerst ohne Erfolg, auf starkes Bedrängtwerden durch den Kabinettschef von Müller, der sich im ganzen Krieg als der böse Geist der Marine erwies, gab er dem Kanzler schließlich nach. Das Verlangen Wilsons nach Bestrafung des U-Boot-Kommandanten, der die „Sussex" torpediert hatte, wurde vom Kaiser in höchsteigener Person erfüllt — der kommandierende Admiral des Marinekorps in Flandern, der zuständig gewesen wäre, ließ keine Bestrafung eintreten, da der U-Boot-Kommandant im Recht gewesen war. Der schwache Rest von U-Boot-Krieg, den wir noch gehabt hatten, erlosch praktisch, ausgenommen im Mittelmeer.

Die Sussex-Note war ein entscheidender Wendepunkt des Kriegs, der Beginn unserer Kapitulation. Alle Welt sah, daß wir vor Amerika niederbrachen. Seit dieser Entscheidung ging es mit uns rückwärts. England wurde von der stärksten materiellen Lebensgefahr befreit, welche es je im Lauf seiner Geschichte bedroht hatte. Indem das deutsche Volk das Gnadengeschenk des U-Boot-Kriegs, das ihm als letzte Chance in den Schoß gefallen war, verschmähte, entschied es nicht nur seinen eigenen Austritt aus der Reihe der Weltvölker, sondern verstärkte auch den Willen Englands, nunmehr durchzuhalten bis zur völligen Vernichtung des deutschen Volkes.

Der U-Boot-Krieg, im Frühjahr 1916 schrankenlos aufgenommen, hätte die Engländer zu einer Stimmung gebracht, die zu einem annehmbaren Friedensschluß ausgereicht hätte. Im Frühjahr 1916 war freilich kein Monat mehr zu verlieren, nicht nur wegen des Wachstums der feindlichen Abwehrmaßnahmen, sondern auch wegen des Rückgangs unserer eigenen Widerstandskraft. Wenn dann nach längstens einjährigem Frachtraumkrieg in England die Not gefühlt worden wäre, würden die Moral unseres eigenen Volkes und seine Kraftreserven noch so hoch gestanden haben, daß wir die Wirkung abwarten konnten. Englische Bekenntnisse bestätigen, in welche Lebensgefahr England damals durch den U-Boot-Krieg geraten wäre, daß dieser die größte Gefahr gewesen, der dieses Land jemals gegenüberstand, daß Deutschland der Siegespreis entrissen wurde, gerade als es ihn fast mit Händen greifen konnte. Man kann nur mit Tirpitz sagen, daß diese Bekenntnisse den deutschen Patrioten wahnsinnig machen könnten.

Unser U-Bootssieg war nur in einer bestimmten Zeitspanne zu gewinnen, diese Zeitspanne haben wir mit Angst und Hoffnung auf Wilson versäumt. Die Engländer würden damals den Krieg verloren haben, wenn wir den Mut gefunden hätten, ihn zu gewinnen. Unser Verhalten im Frühjahr 1916 sagte der ganzen Welt mit Ausnahme einiger deutschen Diplomaten und Demokraten: Deutschland geht unter!

Die Vorgänge, die endlich zur Aufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Kriegs führten, sind wieder bezeichnend für die Unordnung und Halbheit der Bethmannschen Regierungsweise. Während Bethmann mit Wilson Verhandlungen über einen erträglichen Frieden führte, ließ er zugleich den U-Boot-Krieg hineinplatzen! Persönlich widerstrebte Bethmann dem U-Boot-Krieg und ließ ihn doch zu, ohne die Folgerungen für seine Person zu ziehen. Ein

Digitized by Google

Unglück war es jedenfalls, daß der U-Boot-Krieg nun von einem Staatsmann geleitet wurde, der ihm mit ablehnenden Grundgefühlen gegenüberstand und ihn deshalb so, wie er ihn bisher verhindert hatte, nunmehr auch in diesem letzten Stadium noch lähmte. Der Urfehler unserer ganzen Kriegführung, der Mangel einer dem englischen Kriegswillen ebenbürtigen Festigkeit bestand fort, solange das Bethmannsche System am Ruder blieb.

In einem Briefe an Ballin Juli 1917 hat Tirpitz kurz alles zusammengefaßt, was sich über unsere U-Boot-Kriegs-Politik damals schon sagen ließ, und im Schlußwort seines U-Bootkriegs-Kapitels spricht er sich noch einmal über all unsere Fehler und Sünden in dem langen und peinvollen U-Boot-Kapitel aus. Es ist mit das Schwerste und Schmerzlichste, was ein Deutscher lesen kann.

Tirpitz zieht den Schleier weg von vielem, was ungewußt und unverstanden für viele hinter uns liegt. Möchte das deutsche Volk noch einmal daraus lernen — möge es jedenfalls wissen, wie dieser Krieg verloren ging, wo letzten Endes die Schuld an unserem ganzen Unglück liegt. Bei Tirpitz, bei den „Alldeutschen", bei allen denen, die den U-Boot-Krieg wollten, zur rechten Zeit wollten, wahrlich nicht, sondern bei denen, die ihn nicht wollten, ihn verhinderten, bei den entscheidenden Stellen, vor allem bei der einen, der ein unseliges Geschick in Deutschlands Schicksalsstunde die ausschlaggebende Macht in die schwachen, ängstlichen Hände legte. Kein Staatsgerichtshof, keine, wie es scheint unheilbare, Verblendung unserer alten U-Boot-Kriegsgegner kann daran etwas ändern! **Albert Klein**

Das Spiel des Lebens

„Und wenn es köstlich gewesen, so ist es Müh' und Arbeit gewesen." Dieses tiefste Wort der reifen Lebenserfahrung eines ganzen Volkes ist eigentlich nichts anderes als der Schlußstein unserer ganzen modernen Wissenschaft vom Leben. Mit tausend gelehrten Büchern und dem ganzen schimmernden Gewand philosophischen Scharfsinns kann man es nicht reifer, einfacher und tiefsinniger sagen, was auch noch heute als der ganzen Weisheit letzter Schluß gilt: kein Leben ist möglich und keines hat Wert, wenn es nicht ein stetes Ringen um sein Selbst gewesen.

Jeder einzelne fühlt das in jedem Augenblick in der eigenen Brust. Aus stetem Hemmen und Streben setzt sich schon die Kette der Stunden zusammen, in ununterbrochenem Kampfe liegen in uns Befriedigung und Wunsch, Gut und Böse, Übersättigung und Hunger, Sehnsucht nach Ruhe und Arbeitsfreude, Kraft und Schwäche. Mit tausend Namen deckt sich dieses rastlose Wechselspiel der Gegensätze zu, aus denen das Leben aufgebaut ist, und wenn es köstlich gewesen, so war es das nur aus diesem Kampf und stetem Sieg um das Bestehen in der harten Schule des Daseins.

Aus dieser rein menschlichen und auch dem einfachsten Geist bewußten Quelle floß für die Wissenschaft eine ihrer glänzendsten Entdeckungen, die einer ganzen Menschheit so bedeutend erschien, daß sie darob ihres höchst einfachen und natürlichen Ursprunges vergaß.

Sechzig Jahre werden es, daß dieser blendende Gedanke ans Tageslicht trat, den inneren Kampf ums Leben auf die äußere Welt zu übertragen, als Kampf ums Dasein und Überleben der Tüchtigsten.

Wir haben es schon vergessen, welchen Taumel von Begeisterung einst dieser, heute sehr gewöhnlich erscheinende Vorschlag hervorgerufen hat. Aber wir können ihn nachfühlend begreifen, wenn wir bedenken, daß er die Zauberformel war, durch die unsere Väter und Großväter die Schönheit und den ganzen Sinn der Welt verstehen lernten.

Digitized by Google

Alles kann nur durch Kampf bestehen. Und wo ein Beharren ist, dort war es auch der Siegespreis für Tüchtigkeit. Diese Moral leuchtete ein und gestaltete nicht zum wenigsten die Welt um zu einem bewußten Kampfplatz der Begabungen. Der großartige wirtschaftliche und industrielle Wettkampf innerhalb und außerhalb der Völker, diese letzte Quelle des Krieges von heute, ist nichts anderes als der bewußt gewordene Ausbau der Darwinschen Idee, die freilich nie zu solch allgemeiner Anerkennung gekommen wäre, wenn sie nicht einfach der Ausdruck eines überall gültigen Naturgesetzes wäre.

Deshalb fand man diesen Kampf der Teile auch vom größten bis zum kleinsten in den lebendigen Wesen selbst, deren einzelne Organe miteinander ringen, sich gegeneinander durchzusetzen suchen und nur dadurch zu jener wunderbaren Harmonie gelangen, die jeden zur Bewunderung hinreißt, der die Gesetze eines lebendigen Wesens kennt. In stetem Hemmen und Streben zweier feindlicher Gewalten, die sich gegenseitig im Schach halten, verläuft das Leben jeder Pflanze und jeden Tieres, so gut wie unser eigenes Dasein. Stetem Aufbau steht ein ewiger Zerfall entgegen, auf jede Handlung folgt gesetzmäßig eine entsprechende Reaktion. Nur ein einziger Teil bleibt in seinem Kern unberührt von diesem Gesetz. Und das ist der Keim aller Lebewesen. Zwar ist auch er dem Kampf ums Dasein ausgesetzt, und alles Lebensfeindliche trachtet letzten Endes gerade ihn zu zerstören, aber zu seiner Sicherung ist auch schließlich der gesamte Organismus aufgeboten und wohlbewacht, geschützt im tiefsten Innern, opfern sich für sein Wohlergehen nach und nach alle Teile, nur damit die kostbare Flamme nicht erlösche, aus der eben auch immer wieder alle Teile von neuem hervorgehen können. Es sind zwar oft auch diese Teile befähigt, sich und sogar mehr als sich selbst zu erneuern (Regeneration nennt das die Naturforschung), aber die Wiederherstellung des Ganzen ist nur einem einzigen kostbaren Organ gestattet, und darum dreht sich zum Schluß der gesamte Lebenskampf um seine Erhaltung oder Zerstörung.

Mit seltsamem Auge blickt man von nun an auf die Natur, wenn man einmal diese tiefsten Gesetze des Seins erfaßt hat. Man sieht dann den tragischen Kampf auch im Leben der einfachsten Blume. Wie der im Boden steckende Keim sie aus sich heraus entfaltet, aber sofort alles, was er hervorbringt, in zwei Lager spaltet. Gleich zeigen sich zwei Pole: die Wurzel und der Sproß. Sofort beginnt das Leben als polarer Vorgang: Aufnahme und Abgabe, Einatmung und Ausatmung, Aufbau und Zerfall. Wie zwei Dämonen ringen Leben und Tod miteinander vom ersten Augenblick des Daseins an. So entfaltet sich Blatt um Blatt, wenn auch jedes dem anderen Konkurrenz bereitet, aber schon am ersten Tag ruht im Sproßpunkt wieder der neue Keim des Ganzen. Aus ihm entfaltet sich die Blüte, er bleibt als Frucht allein erhalten, auch wenn alles verwelkt und abgestorben ist im Kampf des Lebens. In ihm eingeschlossen ruhen wieder alle Gegensätze, die beiden neuen Pole, aus denen immer wieder der gleiche wunderbare Bau entstehen wird, in dem das heilige Feuer des Lebens unterhalten wird.

In die kristallene Schale dieser Gesetzmäßigkeiten eingeschlossen erscheint so dem Denker die gesamte lebendige Natur, und wie eine tiefernste, tröstende Mahnung spricht uns seine Stimme an: Ertrage Kampf und Not, versteh' den Zwiespalt der Welt und deines Innern, sie sind dein notwendiger Anteil am Leben und dein Gesetz!

Wer das einmal im Innersten erfaßt hat, dem hat sich etwas aufgetan von dem festigenden, sittliche Kraft verleihenden Wunder einer wahren Philosophie. Er wird sich verbunden fühlen mit der ganzen Welt und von nun an sein Schicksal gelassen und mit Würde ertragen. Er wird aber auch erkennen, daß diese Einsichten, so modern sie auch klingen in der Sprache der neuesten Naturwissenschaft, ein uraltes Gut der Kulturmenschheit sind und immer wieder in anderen Worten, Symbolen und Gleichnissen eigentlich von allen Religionsstiftern und großen Denkern der Menschheit gesagt worden sind. Freilich sind die Wahrheiten oft tief vermummt, und das ist auch gut so, denn weit mehr Menschen ist es gegeben, in bildhaften

Digitized by Google

Gleichnissen erfühlend ein Wissen aufzunehmen, als denkend in abstrakten Formeln einer kalten Wahrheit sich zu nähern.

Und so mögen denn viele aufhorchen, wenn sie vernehmen, daß es neuestens ein Spiel gibt, in dem alles vorhin Gesagte von den großen Gesetzen des Lebens wie in einem tiefsinnigen Gleichnis wiederkehrt. Das ist das „Organische Schach", das berufen zu sein scheint, das geistvollste aller Spiele noch an Ideenreichtum zu steigern und mit neuem, ungeahntem Leben zu erfüllen.

Wenn man versucht, die vorhin zergliederten Gesetze des Lebens auf das Schach anzuwenden, wird man erstaunt sein, wie vollkommen sie sich in den Situationen der Welt auf den 64 Feldern widerspiegeln. Denn das Schachspiel ist doch nichts anderes als ein Vorgang, der sich aus stetem Hemmen und Streben zweier Kräftegruppen aufbaut, aus einem Kampf, in den alle Teile eines vielgestaltigen Organismus eingreifen und sich gegeneinander durchzusetzen suchen, genau so wie die einzelnen Organe in den lebendigen Wesen. Das Kostbarste ist in diesem Kampf ein Teil, der das Ganze repräsentiert, der daher auch den althergebrachten Namen König (vom altpersischen Königsnamen Schah rührt dann auch die Bezeichnung des Spieles selbst her) führt. Er wird bewacht, geschützt, für sein Wohlergehen opfern sich nach und nach alle Teile. Weil er die natürliche Rolle des Keimes hat, gehen in der neuen Spielart des Schaches auch die gesamten anderen Figuren so aus ihm hervor, wie die Zellen eines Organismus aus dessen erstem Keim. Der ganze Kampf der Schachspieler dreht sich um seine Erhaltung oder Zerstörung.

Das alles aber spielt sich genau so wie im Leben polar ab, und wenn vorhin gesagt wurde, daß in jedem lebendigen Wesen Leben und Tod wie zwei Dämonen miteinander ringen, so versteht man nun erst den unendlichen Reiz des Schachspiels, der es seit Jahrtausenden zur unsterblichen Erholung aller Denker gemacht hat, es besitzt eben den gleichen Zauber wie der Kampf ums Dasein selbst, der letzten Endes doch die höchste Lust für alle Starken ist.

Es ist damit eine neue Deutung des Schachspieles gegenüber der herkömmlichen, die darin nur ein Abbild des Krieges sehen wollte, gegeben, deren Tiefsinn sich völlig nur dem erschließt, der es versucht, auf diese neue „organische Weise" Schach zu spielen. (Eine Anleitung dazu erscheint im Verlag Veit & Cie., Leipzig, unter dem Titel: R. Francé, Die organischen Gesetze des Schachspiels.) Aber viel mehr als das. Durch das „organische Schach" ist auch ein Bildungsmittel gewonnen, um wirklich spielenderweise durch eigenes Denken in alle großen Lebensgesetze verständnisvoll einzudringen. Hat es sich doch gezeigt, daß es sogar geeignet ist, um der Forschung wie in einem mechanischen Modell Berechnungen über sonst experimentell nur schwer auszuführende Variabilitäts- und Vererbungstatsachen zu gestatten.

Damit hebt sicher eine neue Ära des Glanzes für das altehrwürdige Schachspiel an, das vielleicht erst jetzt zu seiner wahren kulturellen Bedeutung gelangen wird, seitdem es sich von dem Spiel des Krieges in das Spiel des Lebens umgewandelt hat.

R. H. Francé

Soziale Lohnzahlung

Die „Leipziger Volkszeitung" brachte kürzlich unter der Überschrift „Ein Beitrag zu den ‚hohen Arbeiterlöhnen'" eine ebenso bezeichnende wie lehrreiche Zuschrift zum Abdruck. Sie lautete mit den Zusätzen der Schriftleitung:

„Als Familienvater von acht Kindern will ich Ihnen den Beweis erbringen, daß ein Arbeiter bei den heutigen Verhältnissen in kurzer Zeit mit seiner Familie zugrunde gehen muß. Die Arbeitskraft läßt infolge der Unterernährung immer mehr nach. Da wird über unerhörte Lohnforderungen geschrieben und auf die Arbeiter geschimpft, aber als ehrlicher

Digitized by Google

Arbeiter mit größerer Familie weiß man heute keinen Rat mehr, wie man auskommen soll. Das älteste meiner acht Kinder, die alle schwächlich sind, ist zwölf Jahre alt. Meine Frau ist blutarm und nervenleidend. Ich bin nach achtstündiger Arbeitszeit zum Umsinken erschöpft infolge der Entbehrung an der Front während der vierjährigen Dienstzeit. Um alles kaufen zu können, was meiner Familie zusteht, müßte ich zwei Drittel mehr verdienen, als ich Lohn erhalte. Seit meiner Entlassung, Dezember 1918, habe ich den letzten Notpfennig zugesetzt und obendrein noch Schulden gemacht, aber wie soll es nun in Zukunft werden? Da steht man als ehrlicher Arbeiter vor einem Rätsel; und da soll der Arbeiter alles ruhig hinnehmen. Die ausländischen Lebensmittel kann ich nicht kaufen. Dabei haben sich die Kinder schon seit einem Vierteljahr auf die Nahrungsmittel gefreut. Jetzt ist ihre Enttäuschung groß. Ich habe über Einnahmen und Ausgaben Buch geführt.

Der Arbeiter hat uns das Budget der letzten fünf Wochen geschickt. Es genügt, wenn wir zur Illustration die Einnahmen und Ausgaben einer Woche veröffentlichen. Sie betrugen in der Woche vom 12. bis 19. April 1919:

45 Pfund Brot 11,70 ℳ, 50 Pfund Kartoffeln 6 ℳ, 2 Pfund Butter, Marmelade und Margarine 8,60 ℳ, 6 Pfund Hering 9 ℳ, 4 Pfund Schellfisch 7,60 ℳ, 5 Pfund Zuckerhonig 4 ℳ, 2 Pfund Dörrkraut 4,80 ℳ, 15 Pfund Möhren 3 ℳ, 10 Pfund Kohlrüben 1,20 ℳ, 5 Pfund Spinat 3,20 ℳ, 4 Pfund Fleischwaren 9,60 ℳ, 2 Pfund Zucker 1,08 ℳ, 3 Pfund Salz 60 ₰, 3 Pfund Zwiebeln 1,35 ℳ, 5 Pfund Graupen 2,40 ℳ, 10 Stück Eier 5,60 ℳ, Gewürz 2,05 ℳ, Kaffee und Tee 4 ℳ, Kleidung und Schuhwaren 8,60 ℳ, Verband und Partei 1,35 ℳ, sonstige Ausgaben 3,60 ℳ, Miete 8 ℳ. Zusammen 121,58 ℳ Ausgaben. Verdienst 80 ℳ. Fehlbetrag 41,50 ℳ.

Das Defizit in einer weiteren Woche beträgt 24,90 ℳ, dagegen steigt es in den anderen Wochen infolge Lohnausfalles bis auf 80 ℳ. Seit Januar betragen die Einnahmen 967 ℳ, die Ausgaben 1976,30 ℳ. Natürlich kann es in dieser Weise nicht so weiter gehen. Gelingt es dem Mann nicht, einen höheren Verdienst zu erreichen, so muß die Familie noch mehr darben, da in der letzten Zeit die Lebensmittelpreise rasend gestiegen sind. Und da zetert man über die hohen Arbeiterlöhne und verdammt die sogenannten wilden Streiks, während die Arbeiter gezwungen sind, Lohnforderungen zu stellen und sie durchzusetzen, um sich und ihre Familie notdürftig über Wasser zu halten."

Es gibt wohl kaum ein Beispiel, das geeigneter wäre, als diese Zuschrift, auf die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Art der Lohnzahlung hinzuweisen. Es ist ja selbstverständlich, daß ein Familienvater mit einer zehnköpfigen Familie mit 80 ℳ Wochenlohn gegenwärtig nicht auskommen kann. Dagegen nicht so selbstverständlich ist die Folgerung nach höherem Lohn. Denn die trifft das ganze Problem nicht. Daß der einfache Mann an sich nicht weiter denkt, kann man ihm nicht verübeln. Für ihn ist bei dem Nichtauskommen der nächstliegende Schluß der auf höheren Lohn. Denn natürlich will er aus seiner wirtschaftlichen Not heraus. Aber mit einer gleichmäßigen Lohnsteigerung ist das nicht getan, denn eine solche bringt nur auf der anderen Seite eine Erhöhung der Preise der Erzeugnisse. Es liegt ja in diesen Zusammenhängen etwas von einer Schraube ohne Ende. Und damit ist natürlich dem notleidenden Familienvater nicht geholfen. Der Sozialismus und mit ihm der soziale Staat wollen doch jedem Menschen ein gewisses Maß von Lebensmöglichkeit sichern. Tun sie denn das wirklich bei der heutigen Art der Lohnbemessung? Zugegeben, daß viele Arbeiter früher recht schlecht und unauskömmlich für ihre Arbeit bezahlt wurden. Dennoch liegt eben nicht die Lösung der ganzen Frage in der Art, wie bisher Lohn gezahlt wurde. Nämlich nach dem Grundsatz: Gleiche Arbeit, gleicher Verdienst. So verlockend auf den ersten Blick ein solcher Grundsatz aussieht und so sozial gerecht er zu sein scheint, so sozial ungerecht muß er in Wirklichkeit wirken. Denn in der Tat wird dadurch der größte Unterschied geschaffen. Es bekommt ja ein Lediger, der die gleiche Arbeit leistet wie ein Verheirateter oder der Vater einer zahlreichen Familie, den

Digitized by Google

gleichen Lohn. Also nach unserem Falle wöchentlich 30 ℳ. Das aber bedeutet für den einen — ich nehme an, den Verheirateten — eine Entlohnung, die gerade ausreicht, für den Ledigen eine wesentliche Steigerung der Lebenshaltung, für die kinderreiche Familie aber Hunger und Elend. Und dieser ist auch nicht geholfen, wenn der Wochenlohnsatz schematisch heraufgesetzt wird, denn dadurch wird den anderen ein weiterer erheblicher Vorteil gewährt, während der Familienvater trotz alledem erheblich zurückbleibt und nicht aus seinen Nöten herauskommt. Ist das wirklich der Gedanke des Sozialismus? Solange man an den Arbeiter allein denkt, mag das wohl richtig erscheinen. Bei dem ungleichen Familienstande wird aber dadurch der erste Grundsatz des Sozialismus, jedem Gliede des Staates ein Existenzminimum zu sichern, bei gleicher Lohnzahlung nicht nur durchbrochen, sondern geradezu gegenstandslos gemacht. Unser Beispiel zeigt, daß eben der Lohn für eine zahlreiche Familie keine genügende Daseinsmöglichkeit bietet. In diesem Mangel liegt auch der tiefste Grund der verderblichen Frauen- und Kinderarbeit. Die Frau kann nicht zu Hause bleiben und ihre häuslichen und erziehlichen Pflichten erfüllen, und das Kind muß um seine Jugend betrogen und schon zeitig ins Erwerbsleben gestellt werden, weil der Vater nicht so viel verdient, um seine Familie vollkommen ernähren zu können. Welchen Schaden dadurch unser ganzes Volks- und Kulturleben erleidet, ist nicht zu ermessen und wird bei weitem nicht aufgehoben durch einen etwaigen wirtschaftlichen Vorteil, der überdies noch nicht nachgewiesen ist. Die Mutter gehört bei einem Volke, das gesund an Leib und Seele bleiben will, in Haus und Familie und das Kind keinesfalls in wirtschaftliche Fron. Bei den für Familien vielfach unzulänglichen Lohnverhältnissen — sie waren das früher und werden es, wenn nicht eine ganz andere Art den Schäden dieser Lohnberechnung abhilft, auch bei steigendem Lohn bleiben — wird diese Gesundung niemals kommen können. Das aber weist uns den Weg zu einer anderen, wirklich sozialen Art der Lohnzahlung zu gelangen, bei der jedem Gliede der Familie aus richtiger sozialer Erkenntnis heraus seine Daseinsbedingungen gewährleistet werden. Das aber ist bei gleicher Lohnzahlung nicht der Fall. Man wird auf einen sozialen Ausgleich des Lohnes nach dem Familienstande kommen müssen. Das ist derselbe soziale Gedanke, der den Beamten in der gegenwärtigen teuren Zeit die Teuerungszulagen nach ihrem Familienstande unter Einrechnung besonderer Kinderzulagen gewährt. In Arbeiterkreisen ist dieser Gedanke kaum jemals aufgetaucht. Und wo er etwa aufgetreten ist in einer Abstufung des Lohnes nach Altersklassen durch den Unternehmer, da ist er in Betriebsversammlungen fast einhellig abgelehnt worden. Man hat den sozialen Gedanken, der auch in der Abstufung nach Altersklassen wenigstens bis zu einem gewissen Grade zum Ausdruck kommt, durchaus noch nicht erfaßt. Allerdings wird es schwer sein, von der Seite des Privatunternehmers aus eine sozial gerechte Lohnzahlung durchzuführen, weil das einer genau berechnenden Wirtschaftsweise widerstrebt und den Betrieb den Willkürlichkeiten und Zufälligkeiten des Familienstandes ausliefern würde, was fast gleichbedeutend wäre mit seinem langsameren oder schnelleren Zusammenbruch. Oder mit gelegentlich recht unangenehmen finanziellen Überraschungen. Man kann also die Lösung wahrscheinlich nicht, oder doch nur in ganz geringem Maße von der einzelnen Privatwirtschaft als solcher erwarten. Etwa aber nun aus diesem Grunde jegliche Privatwirtschaft aufgeben wollen — es geht ja gar nicht — und allgemeine Sozialisierung fordern, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Wohl aber könnte eine andere Art der Sozialisierung, die darauf ausgeht, die sich aus der gleichen Lohnzahlung ergebenden Härten und Schäden zu beseitigen, hier ausgleichend und segensreich wirken. Ganz zweifellos muß für die Wirtschaft ein gleichmäßig einzustellender Faktor vorhanden sein, die Arbeitskraft, die so und so viel Unkosten beträgt. Nur mit einem so bestimmten Faktor läßt sich eine Berechnung, wie sie für jeden Wirtschaftsbetrieb notwendig ist, ermöglichen. Das wird immer dazu zwingen, einen einheitlichen Lohntarif nach der Leistung aufzustellen. Da aber diese unsoziale Gleichheit zu einer Schlechterstellung und geradezu zu einer Bedrohung der Familie und des Familienstandes und somit auch des Staates ausartet,

Digitized by Google

so muß hier eingesetzt und diese Zwiespältigkeit beseitigt werden. Das aber wird niemals der einzelne Unternehmer, sondern nur der Staat an sich können, in dessen Interesse ja auch die Regelung liegt. Ein sozialer Staat müßte in diesem sozialen Ausgleich eine soziale Verpflichtung erblicken. Dabei ist heute festzustellen, daß auch nur sehr wenige der verantwortlichen Stellen und Männer sich dieser Frage bewußt sind. Sie muß aber, daran kann kein Nachdenkender mehr zweifeln, von Reichs wegen geregelt werden.

Eine allgemeine Regelung der Besoldung und Lohnzahlung für alle im Angestellten- und Arbeitsverhältnis Stehenden ist vonnöten, die im Staate unter dessen Oberaufsicht und mit dem sozialen Ausgleich von ihm aus zu ermöglichen wäre. Eine solche Besoldung und Lohnzahlung müßte die zwei sozialen Grundsätze in sich vereinen. Den einen: Gleiche Leistung, gleicher Lohn. Und den anderen: Jedem Menschen eine Daseinsmöglichkeit. Es ließe sich das schaffen, wenn man alle Entlohnung nach dem ersten Grundsatze aufstellte. Lohntarife und Besoldungsordnungen müßten, durch Verträge und Gesetze festgelegt, eine bestimmte Höhe vereinbaren. Zugleich aber müßte nun die soziale Gliederung eintreten. Und zwar dadurch, daß man als Grundlage für alle diese Entlohnungen das Auskommen einer Familie, also von Mann und Frau, zugrunde legte. Dieser Normallohn würde natürlich für den Ledigen eine Steigerung, für den Kindergesegneten eine Minderung der Lebenshaltung bedeuten. Dies aber müßte durch die wirkliche Auszahlung so geregelt werden, daß dem Ledigen ein Abzug gemacht würde, vielleicht 25%, daß aber für jedes erziehungspflichtige Kind etwa ein Zuschlag von 15% gegeben würde. Den Ausfall, der sich ergäbe, müßte der Staat aus allgemeinen Mitteln tragen. Natürlich ist eben eine solche Regelung nur auf den breitesten Schultern des Staates möglich, der auch allein die Möglichkeit der Durchführung besitzt. Für unseren Fall würde das bedeuten, daß der Tarif einen Wochenlohn von 80 ℳ festsetzt. Diesen bezöge voll ein Verheirateter. 75% davon, also 60 ℳ der Ledige, aber 15% Kinderzulage fürs Kind, also 12 ℳ, der Verheiratete. Demnach bekäme der in obiger Zuschrift Klagende 12 ℳ × 8 = 96 ℳ, im ganzen 176 ℳ in der Woche. Das dürfte dann wohl auch seinen Verhältnissen entsprechen. Dabei soll es ja nur ein Beispiel sein. Ohne Vorbild wäre eine solche Regelung nicht. Man denke nur an die Arbeitslosenunterstützung, die auch eine solche Abstufung vorsieht. Vielleicht werden sich dagegen Widerstände erheben, besonders von seiten der Ledigen, die nicht sozial fühlen. Aber es ist doch nur ein ethischer Grundsatz, daß der wirtschaftlich Starke den Schwachen tragen hilft. Das wäre eine wahrhaft sozial ausgestaltete Lösung. Voraussetzung ist selbstverständlich, daß jeder bei den Normalsätzen auskommen kann, sie müssen angemessen sein.

Wenn nicht unsere ganze Wirtschaft auf die Dauer an Lohnkämpfen zugrunde gehen soll, wird der hier angedeutete Ausweg in der Frage der Lohnzahlung mit allen Mitteln und größter Beschleunigung angestrebt werden müssen. Walter Kluge

Bismarcks dritter Band

Gegen Weihnachten soll der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen“ Bismarcks ausgegeben werden. Dazu schreibt uns einer unserer Mitarbeiter, zum Teil auf Grund von Mitteilungen, die er von dem verstorbenen Verlagsbuchhändler Adolf Kröner in Stuttgart erhielt:

Als Bismarck 1893 in Kissingen zur Kur weilte, ließ er den Verlagsbuchhändler Adolf Kröner in Stuttgart zu sich bitten und besprach mit ihm die Herausgabe seiner „Gedanken und Erinnerungen“. Adolf Kröner war damals der hervorragendste Verleger in Stuttgart, zugleich Inhaber des berühmten J. G. Cottaschen Verlages, ein aufrechter Mann von gut

Digitized by Google

deutscher Gesinnung. Er erklärte sich zur Übernahme des Verlages bereit. Bismarck veranschlagte das Werk auf sechs Bände. Bei Erörterung der Honorarfrage wünschte Bismarck, es möge das Werk nicht nach Auflagen gezählt und nicht mit entsprechendem Aufdruck versehen werden. Über den Absatz des Werkes sollten keine Mitteilungen in die Öffentlichkeit gelangen. Kröner erbot sich, gegen Zahlung von 100 000 ℳ für jeden Band das gesamte Verlagsrecht zu erwerben, also im ganzen für 600 000 ℳ, ein hoher Betrag für die damalige Zeit. Bismarck nahm das Anerbieten an, beschränkte aber später den Umfang seines Werkes auf drei Bände. Als Kröner erschien, um die Urschrift in Empfang zu nehmen, übergab ihm Bismarck das fertige Werk, behielt aber im letzten Augenblick den dritten Band noch zurück, um einige Änderungen vorzunehmen. Bald darauf erhielt Kröner auch die Urschrift des dritten Bandes, der erst nach dem Tode Wilhelms II. erscheinen sollte..

Wie erinnerlich, erregten die beiden ersten Bände von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", die 1898 erschienen, überall auf der Erde großes Aufsehen und fanden einen beispiellosen Absatz. Übersetzt wurden sie ins Englische, Französische, Italienische, Spanische, Schwedische und Russische.

Im dritten Band behandelt Bismarck die Umstände und Persönlichkeiten, die zu seiner Entlassung führten, die Entlassung selbst und nicht zuletzt den eigenartigen Charakter des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaiser Wilhelm II. mit Ausblicken auf die Zukunft. Ein Schlaglicht auf Bismarcks Entlassung warf der kürzlich von Wien aus veröffentlichte Brief Wilhelms II. an Franz Joseph I. vom 12. Juni 1892, worin es hieß: „Mein alter hohenzollernscher Familienstolz bäumte sich auf, jetzt galt es, den alten Trotzkopf zum Gehorsam zu zwingen oder die Trennung herbeizuführen."

* * *

In der letzten Veröffentlichung der „Deutschen Revue" aus dem Nachlasse von Heinrich von Poschinger, Bismarcks Eckermann, umreißt Bismarck die Charakterbilder der drei deutschen Kaiser — „der Schmerz wird neu":

„An dem alten Kaiser war alles vornehm und korrekt; dabei wollte er nicht unfehlbar sein wie der jetzige. Oft gab er sein gefaßtes Urteil auf, wenn ich ihn von der Aktenlage in Kenntnis gesetzt hatte, ohne mir einen stillen Groll im Herzen zu bewahren. Auch mit dem Kaiser Friedrich wäre ich ganz gut ausgekommen. Schon als Kronprinz waren meine Beziehungen zu ihm nicht so schlecht, wie man dies gewöhnlich voraussetzt. Den Erlaß an den Reichskanzler, den er bei seinem Regierungsantritt veröffentlichen wollte, und der meinen Freund Geffken zum Verfasser hatte, überreichte er mir versiegelt, von San Remo kommend, auf der Fahrt von Leipzig nach Berlin. Ich brach das Kuvert auf und las den Inhalt, worauf er mich fragte, ob ich gegen die Veröffentlichung des Erlasses etwas einzuwenden habe. Ich verneinte diese Frage und hätte sie — aus Mitleid mit dem Armen — selbst dann verneint, wenn Schlimmeres darin gestanden hätte. Auch mit der Kaiserin Friedrich wäre ich fertig geworden. Kaiser Friedrich zeigte seiner Gemahlin gegenüber selbst in seinen schlimmsten Tagen einen festen Willen. Als es sich darum handelte, ob der Battenberger nach Berlin eingeladen werden sollte und die Kaiserin Friedrich diesen Wunsch nicht aufgab, raffte der Kranke seine letzte Kraft zusammen. Es war das erste- und das letztemal nach der Tracheotomie, daß er ein lautes Wort von sich gab. Darauf verließ er selbst sogleich auch das Zimmer, um in einem benachbarten seinen Tränen Lauf zu lassen." Über die Unmöglichkeit, unter Wilhelm II. weiter zu dienen, sagt Bismarck: „In den letzten Monaten vor meiner Entlassung hat in schlaflosen Nächten die Frage mich unablässig beschäftigt, ob ich unter ihm aushalten könne. Meine Liebe zum Vaterlande sagte mir, du darfst nicht gehen, du bist der einzige, der diesem Willen noch das Gleichgewicht zu halten vermag. Aber auf der andern Seite kannte ich die Geistesverfassung des Monarchen, die mir die traurigsten Verwicklungen im Bereiche der

Digitized by Google

Möglichkeit erscheinen ließ. Das Schauspiel, das sich in Bayern mit König Ludwig II. verhältnismäßig glatt abgespielt hat, würde in einem Militärstaat wie Preußen einen verhängnisvolleren und schwierigeren Charakter annehmen. Der Kaiser hat dann meinem Seelenkampfe selbst ein Ende bereitet, indem er mich wissen ließ, daß er mich nicht mehr haben wollte. Ich akzeptierte diesen Standpunkt, wollte das Auseinandergehen aber in einer würdigen Weise durchführen. Statt dessen hat mich der Kaiser förmlich hinausgeworfen."

Goethe und der Umsturz

Nachdem die Französische Revolution in Bonaparte ihren Meister gefunden hatte, gedachte Goethe eine durch hohe Sinnbildlichkeit verklärte Darstellung dieser Zeit in einer Trilogie zu geben, kam aber nur zur Vollendung des einleitenden Stückes „Die natürliche Tochter", die in den Jahren 1801—1803 entstand. In manchen Versen dieses Trauerspiels ruhen Ewigkeitsgedanken, darunter solche, die für das Deutschland von heute unmittelbaren Wert haben. So sagt der König:

„Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind,
Bedeutend scheinen mag, so tadl' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn."

Und an einer anderen Stelle:

„O! diese Zeit hat fürchterliche Zeichen!
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworr'ner Wünsche finden,
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,
Von einem Strom vermischt dahingerissen,
Im Ozean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer,
Was uns und unser Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!"

Wird man in der deutschen Republik von 1919 auf den deutschen Dichter und Seher hören? P. D.

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

Der gleichlautende Aufsatz von Börries, Freiherrn von Münchhausen im Oktoberheft hat uns eine große Anzahl von Zuschriften aus unserm Leserkreise eingetragen. Zu unserer aufrichtigen Freude können wir feststellen, daß fast von sämtlichen Einsendern die Absicht, die der Türmer mit der Veröffentlichung verband, richtig gewürdigt und gutgeheißen wird. Das in allen diesen Zuschriften an den Tag tretende Bestreben, einem nach Gott suchenden und um die religiöse Erkenntnis ringenden Menschen, der noch dazu einer der besten unter den lebenden deutschen Dichtern ist, in seiner Seelennot beizustehen und auf den richtigen Weg zu verhelfen, ist mitunter in geradezu rührende Formen gekleidet. So schreibt eine Frau: „Auf den ersten Blick vermochte ich den Dichter Börries von Münchhausen nicht gleich wiederzuerkennen. Aber dann schloß ich — vielleicht ganz unberechtigt — von mir selbst auf den Verfasser dieses Artikels und dachte: ‚Hier ist ein Mensch, den irgendein Erleben innerlich dazu treibt, Gott zu suchen. Aber er widerstrebt vielleicht, weil er alles, was er tut, auch ganz tut. Und es ist natürlich, wenn man davor zurückscheut, ein ganzer Christ zu werden und die letzten Folgen daraus zu ziehen. Vielleicht habe ich mich ganz und gar geirrt. Jedenfalls aus Liebe und Dankbarkeit für den Dichter hatte ich den Wunsch, zu helfen. Und da der Verfasser am liebsten die Antwort eines klugen Geistlichen wollte, wandte ich mich an einen solchen. Ich wußte aber, daß er gegenwärtig sehr stark in Anspruch genommen ist. Auf alle Fälle schrieb ich also rasch selbst einen Versuch einer Antwort. Nur in dem Bewußtsein: Du darfst ihn nicht im Stich lassen; denn wenn jeder Leser denkt, o, es wird ihm schon ein Klügerer und Berufenerer antworten — dann bekommt er überhaupt keine Antwort . . .“ Übrigens hat auch der Pfarrer trotz seiner Überlastung geantwortet.

Nur zwei Zuschriften verhalten sich starr und ablehnend und sind voll Zornes auf den Türmer, der eine solche Frage zur öffentlichen Erörterung stellt. In der einen Zuschrift, die übrigens ebenfalls von einer Frau herrührt, heißt es: „Der Artikel wirkte auf mich wie ein Schlag ins Gesicht, und so wird er auf viele Türmerleser wirken, die Christentum und Kirche noch näher stehen. Ob es gerade nötig ist, daß der Türmer auch noch sein zersetzendes Gift ausströmt, wo dies die von einem wahren Gotteshaß erfüllten Genossen schon in reichlichem Maße tun, muß zweifelhaft erscheinen. Der Türmer hat sich mit Recht so oft darüber aufgeregt, daß die ‚Frankf. Zeitung‘ und das ‚Berliner Tageblatt‘ im Verein mit Sozialisten und Kommunisten dem deutschen Volk in den Rücken gefallen sind und sein Heer von hinten erdolcht haben. Der Türmer tut schließlich dasselbe. Er erdolcht mit solchen Beiträgen nicht nur Christentum und Kirche, sondern auch den besten Teil des deutschen Volkes. Man sage nicht, daß der Artikel unter fremder Flagge segelt; das Nachwort des Herausgebers beweist deutlich, daß es auch die Flagge des Türmers ist.“ Für die Schlußfolgerung der Verfasserin

Digitized by Google

fehlt so sehr jede Unterlage, und die Auslassungen des Freiherrn Börries von Münchhausen waren so deutlich als persönliche Meinungsäußerung des Verfassers gekennzeichnet, daß wir auf eine Widerlegung dieses Punktes füglich verzichten können. Im übrigen möchten wir es unseren Lesern überlassen, zu beurteilen, ob der von der Schreiberin dargelegte Standpunkt der Kirche nützlich sein mag.

Sämtliche an uns gelangte Zuschriften an dieser Stelle zu veröffentlichen, ist uns aus Raumgründen nicht möglich, doch werden wir in gewissen Abständen einzelne Einsendungen zum Abdruck bringen. Wir beginnen mit den nachfolgenden Ausführungen von W. Kuhaupt, der den Türmerlesern ja kein Unbekannter ist. Ausdrücklich möchten wir betonen, daß diese Widerlegung nicht auf unsere Anregung hin entstanden, sondern dem eigenen Antrieb des Verfassers entsprungen ist.

* * *

In Nr. 1 des „Türmers" (siehe „Offene Halle") kommt Dr. Freiherr von Münchhausen an der Hand einer arithmetischen Gleichung: „Schuld = Sühne" zu dem Ergebnis, daß der vielgebrauchte Begriff Gnade eine wertlose Münze ist, die in diese Rechnung nicht hineingehört. Gnade als Faktor in eines der beiden Glieder dieser Gleichung eingestellt, würde deren Unauflösbarkeit bedeuten. Gnade ist nach ihm geradezu Ungerechtigkeit; denn „Ungerechtigkeit ist notwendig ein Verhältnis von Schuld und Sühne, das keine Gleichung zuläßt, wobei es gleichgültig ist, ob die rechte oder die linke Seite zu schwer belastet ist". „So stellt sich uns" — sagt der Verfasser am Schluß — „die Gnade Gottes nach jeder Richtung als ein gedankliches Unding dar. Sie ward erfunden von Schuldbewußtsein, Reue und Furcht vor Strafe. Aber das Gebet um Gnade hat ebensowenig Aussicht auf Erfüllung, wie ein Gebet darum, daß ein Dutzend nicht zwölf Stück enthalten, oder eine Wage das Liter Wasser nicht mit einem Kilo anzeigen solle. Nur Kinder und Bettler sind hoffnungsvolle Toren."

So scharfsinnig die Schlußfolgerungen des Frhrn. v. Münchhausen sind, so fraglich muß es doch erscheinen, ob Herleitungen aus unleugbaren Vordersätzen nach streng mathematischer Methode wie diese ein Licht werfen können in die Tiefen der menschlichen Gemütswelt, der letzten Endes der Begriff Gnade entsprungen ist, und ob sie hier die Voraussetzungen für einen unfehlbaren Rechtsspruch bilden können. Ohne Zweifel hat doch auch das Gemüt Anteil an der Wertung der Dinge, und es gibt außer der intellektuellen (verstandhaften) Gerechtigkeit auch eine Gerechtigkeit des Gemüts.

Der menschliche Geist ist doch nicht bloß Vorstellung, Verknüpfung, Verstand, „reine Vernunft"; jeder Vorstellungs- und Verknüpfungsakt ist auch begleitet von einem helleren oder dunkeleren Gefühlston als Unterströmung. Erst wo die Vorstellung angestrahlt wird vom Gefühl, da erhält sie Glanz, Wärme und Wert für uns. Wäre unser Erkennen bloß ein nacktes Abzeichnen der Dinge, bloße Abspiegelung und ein Verknüpfen der mannigfachen Abspiegelungen, dann hätte es für uns, für das Ich keine verbindliche Bedeutung, keinen Reiz und keine Farbe; es gliche Rembrandtschen Zeichnungen ohne das lebendige Kolorit, das diesen Bildern erst Kraft, Wirkung und bezwingenden Ausdruck gibt. Ja, noch mehr: Vorstellungen ohne die Wärme des Gefühls und Gemüts würden kaum von dem Träger als Eigentum empfunden werden. Das Gefühl ist ja erst die eigentlich werteprägende Macht unseres Seelenlebens, und erst was für uns Wert hat, wird für uns Eigentum. Diese große Bedeutung hat also das Gefühl. Darum flüchtet auch der Mensch in allen schweren entscheidenden Fragen, besonders da, wo er gedrängt und gedrückt wird von der schroffen Härte der Dinge, zu den höheren Kräften und Potenzen der Gemütswelt. — Nicht nur dem halben, sondern dem ganzen Geist kommt deshalb das Recht der Urteilsprechung zu. Das gilt besonders im Umkreis der religiösen Welt. Und nicht nur hier, auch auf anderen Gebieten, so

Digitized by Google

z. B. in der Kunst, besitzen wir in jenen Tiefen der Gemütswelt eine ebenso ernsthafte Offenbarung als in den Kräften der reinen Vernunft und ihren logisch-mathematischen Formeln des Erkennens. Mit Hilfe von Gleichungen, durch Vorstellungsverbindungen, durch Urteile und Schlüsse können wir nicht alle Fragen lösen, am allerwenigsten aber die massiven Tore sprengen, hinter denen sich das Reich des Metaphysischen, die dunkle Welt religiöser Sehnsüchte und Hoffnungen verbirgt.

Die Erfahrung lehrt uns hundertfältig, wie das menschliche Gemüt oft mit der ganzen Last und Wucht, die es als werteprägende Macht im Seelenleben besitzt, sich hemmend an den Gang solcher logisch-arithmetischen Beweise hängt, und seien sie noch so scharfsinnig und zwingend für den Verstand erdacht.

Was könnten wir z. B. anfangen mit Gleichungen, deren Faktoren und Glieder den Gesetzen der Bewegungslehre und der Schwingungszahl entnommen sind, gegenüber den erhabenen Schöpfungen der Tonkunst? Können wir mit unleugbaren Vordersätzen der Physik etwa die Eroica-Symphonie Beethovens oder sein monumentalstes Werk, die neunte Symphonie, oder seine Missa solemnis widerlegen? Weil diese Meisterwerke physikalische Vorgänge sind, können wir ihrer noch lange nicht mit physikalischen Mitteln, nicht durch zahlenmäßige Zergliederungen Herr werden.

Und wenn der Psalmist betet: „Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge alle meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit“ (Ps. 51), oder wenn Paulus ausruft: „Ach, ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes“, so ist das aus einem tiefsten Erleben heraus gebetet und gesprochen, und gegen dieses Erleben, das zu einer unerschütterlichen Grundlage des Innern wird, gibt es keine Verstandesgründe. Ein Erleben im Bereiche der Gemütswelt läßt sich nicht hinwegbeweisen, und letzten Endes reicht ja unser Vorstellen auch nirgends über unser Erleben hinaus.

Frhr. v. Münchhausen sagt, Jesus habe seines Wissens das Wort Gnade gar nicht gebraucht. Gewiß hat er den Begriff Gnade nicht sachlich, nicht in abstrakt-lehrhafter Weise zergliedernd entwickelt, aber er hat uns um Gnade beten gelehrt, und zwar in der 5. Bitte des Vaterunser: „Und vergib uns unsere Schuld, also auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ Er hat uns ferner das Gleichnis vom verlorenen Sohn geschenkt, und in ihm läßt er trotz der nach Auffassung des Frhrn. v. Münchhausen für uns absolut verbindlichen Gleichung „Schuld-Sühne“ den Sohn, der schwer mit Schuld belastet ist, an die Gnade des Vaters appellieren, — und sie wird ihm zuteil. Jesus will aber die Tat der Barmherzigkeit des Vaters nicht bloß zu einem Regulativ unseres praktisch-sittlichen Verhaltens machen; er überträgt das Verhältnis des irdischen Vaters zu seinem Sohne auch auf den himmlischen Vater. Dieser wird dem, der wirklich guten Willens ist, der den bußfertigen Entschluß gefaßt hat, ein anderer, ein Besserer zu werden, ein ebenso gnädiger Richter sein, wie es jener Vater dem verlorenen Sohn gegenüber war.

Nach den logischen Konstruktionen des Frhrn. v. Münchhausen wäre der Gnadenakt des Vaters seinem verlorenen Sohn gegenüber eine Ungerechtigkeit. Ist aber eine solche Auffassung im Spiegel des menschlichen Gemüts nicht geradezu eine Ungeheuerlichkeit? Sträubt sich nicht unser Innerstes dagegen?

Jesus hat uns gelehrt: Gott ist die Liebe, und im Zusammenhang damit: Gott ist euer aller Vater, und als euer Vater ist er euch gnädig und hat Erbarmen mit euch. Diese Jesusoffenbarung ist das Neue am Christentum, aber auch zugleich das Tröstlichste und gemütlich Tiefste in seiner Lehre. Die Kirche hat diese Lehre in die Erlösungsidee dogmatisch ausgemünzt.

Ich bin nicht Theologe, um in dieser Angelegenheit das Schwert für die Theologen führen zu können; aber soviel ist sicher, daß der christliche Erlösungs- und Barmherzigkeitsgedanke, daß die christliche Gnadenlehre unzähligen Millionen ein Trost im Leben und im

Digitized by Google

Sterben gewesen ist und daß sie Millionen und aber Millionen auch in Zukunft ein Trost im Leben und im Sterben sein wird.

Ein Gedanke, der den Menschen in solcher Weise erhebt, befriedigt und tröstet, kann nicht absolut falsch sein.

Nun sagt Frhr. v. Münchhausen, der Glaube an die Gnade Gottes sei erfunden von Schuldbewußtsein, Reue und Furcht vor Strafe. Es soll gar nicht bestritten werden, daß der Glaube an die göttliche Gnade in einem ursächlichen Zusammenhang steht mit dem menschlichen Schuldgefühl. Aber dieses Schuldgefühl ist ein Grund- und Urgefühl, das der Erhaltung und Förderung des Lebens, der sittlichen und religiösen Vervollkommnung des Menschen dient. Schuldgefühle sind Räder am Wagen der Entwicklung, wie es deren viele gibt.

Gewiß, der Mensch braucht aus Anlaß seiner Schuldgefühle den Glauben an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes; er hat diesen Glauben vielleicht sogar „gemacht", weil er ihn braucht; aber, fahre ich mit Theodor Fechner fort, er hat „den Umstand selbst nicht gemacht, daß er den Glauben daran zu seinem gedeihlichen Bestande braucht und demgemäß ihn durch das Bedürfnis zu machen genötigt ist! Die Erzeugung dieses Glaubens durch den Menschen muß also in derselben realen Natur der Dinge begründet sein, welche den Menschen mit seinen Bedürfnissen erzeugt hat. Es hieße aber der Natur der Dinge eine Absurdität beilegen, daß die Natur den Menschen darauf eingerichtet hätte, nur mit dem Glauben an etwas gedeihen zu können, was nicht wäre!!"

War er ein Kind, ein Bettler, ein hoffnungsvoller Tor, der Sänger von „Dreizehnlinden", der in so ergreifender Weise der frohen Botschaft von der göttlichen Gnade in dichterischem Gewande Ausdruck verliehen hat?

Statt des Brennusschwertes der Erbarmungslosigkeit wirft er den Schild der göttlichen Gnade auf die Wagschale, auf der das Gewicht der Strafe ruht. Der so unter Mitwirkung des Gemüts zustande gekommene Schiedsspruch in der Frage „Gerechtigkeit und Gnade" lautet:

„Du Mensch, du Menschenkind, ich bin dir hold,
Sei deine Tugend auch nicht echt wie Gold,
Nicht rein wie Sonnenlicht in Himmelsbläue,
Sei sie auch oft das kranke Kind der Reue,
Der Not, des Zweifels und der Eigensucht;
Ein wilder Schößling treibt nur wilde Frucht.
Du bist so gut als es der Staub gestattet,
Von dem du kommst. Wenn deine Schwing' ermattet,
Es ist der Staub, der zu dem Staub sich drängt,
Solang' er lastend dir am Fuße hängt.
Doch höhere Ziele wird dein Fuß erreichen,
Folgst du dem Königssohn und seinem Ruf.
Drum sei getrost: dein Gott, der schwach dich schuf,
Er wird dir gnäd'ger sein als deinesgleichen."

W. Kuhaupt

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Symbolik der Sprache

Man weiß nicht, wo man anfangen, wo man aufhören soll, wenn man über Symbolik der Sprache reden will. Man kann eigentlich nicht einzelne Wörter herausgreifen und als symbolisch bezeichnen; die ganze Sprache ist es. Viele, vielleicht die meisten Bilder oder Metaphern empfinden oder erkennen wir nicht mehr als solche; dazu liegt die Zeit, in der sich der Übergang von der Wirklichkeit zum Bilde vollzog, zu weit hinter uns. Bei manchen Wörtern sind es Jahrhunderte, bei manchen Jahrtausende; bei anderen ist der Kampf noch im vollen Gange. Man begeht auch heute noch einen Weg, aber weit häufiger begeht man eine Dummheit, ein Fest, eine Sünde. Dort die Wirklichkeit, hier die Übertragung; jene ist noch in Geltung, diese überwiegt aber schon. Wie oft habe ich Goethes Iphigenie gelesen und auch auf der Bühne gesehen! Und doch stutzte ich, als letzten Sommer im Harzer Bergtheater auf dem Hexentanzplatz die Worte an mein Ohr klangen: „— und da er wie von einem Netze sich vergebens zu entwickeln strebte, schlug Ägisth ihn, der Verräter". Goethe braucht also entwickeln noch im eigentlichen Sinne: aus-, herauswickeln, während wir es heute nur noch bildlich anwenden. Ebenso ist sich entschließen ursprünglich sich aufschließen; der Schmetterling, der aus der Puppe kriecht, entpuppt sich; jetzt sagen wir: er entpuppt sich als doppelzüngig, als Betrüger usw. Der große Naturforscher und Dichter Albrecht Haller konnte noch schreiben: Du bist der Weisheit Meer, wir sind davon nur Tröpfe! Damals hatte sich die Gabelung in Tropfen und Tropf noch nicht vollzogen; die Unbedeutendheit und Kleinheit eines Tropfens gab Veranlassung, diese einsilbige Nebenform zu bilden und als Bild zu verwenden: ein armer Tropf. Goethe schreibt einmal in einem Briefe von einer Reise durch die Thüringer Berge: meine Pferde konnten meine Halbchaise kaum erziehen; heute erziehen wir nur noch Kinder, d. h. wir ziehen sie heraus aus der geistigen Tiefe zu uns auf die Höhe, auf der wir stehen oder wenigstens zu stehen glauben; die sinnliche Bedeutung lebt nicht mehr in unserm Bewußtsein.

Tritt man über einen Bach, so ist das etwas Greifbares; wieviel kräftige Anschauung liegt aber auch noch — bei einigem Nachdenken — in der Wendung: ein Gesetz übertreten! Sie ist ihm hold — was heißt das eigentlich? Hold gehört höchst wahrscheinlich zu Halde = Bergabhang, zu einer Wurzel, die geneigt bedeutet. Man hat sich also die Entstehung des Bildes so vorzustellen: unten an einer schiefen Ebene, an der Halde, steht jemand, oben ein anderer; wenn dieser ins Gleiten, Rutschen kommt, so ist er bei dem Untenstehenden; er ist ihm hold, geneigt. Bei geneigt hat das Bildliche das Wirkliche noch nicht verdrängt, wir empfinden es noch deutlich. Absicht, Einsicht, Umsicht, Ansicht, Rücksicht, Vorsicht, Zuversicht zeigen zwar noch den sinnlichen Ursprung, aber kaum denken wir bei Rücksicht, berücksichtigen daran, daß wir uns eigentlich umdrehen und hinter uns blicken müßten. Wenn man etwas auswendig gelernt hat, so kann man das Buch schließen und sieht nur die Außenseite, die Außenwand, und kann seine Lektion auch so. Bei den Franzosen, die apprendre par cœur sagen, war der Gedankengang ein ganz andrer. Man räumt ein Zimmer auf und schafft

Digitized by Google

dadurch Ordnung, aber man ist auch selber aufgeräumt, d. h. in heiterer Stimmung, nachdem man in seinem Herzen das Beengende, Überflüssige, Störende weggeschafft hat. Wer entsetzt ist, der ist aus dem Sitz und somit aus der Ruhe gebracht; erschrecken ist ursprünglich: aufspringen, hüpfen, was sich in Heuschrecke (Grashüpfer) noch deutlich zeigt; bei erschrecken und Schreck denkt jedoch niemand mehr daran, daß es die äußere Folge einer inneren, seelischen Erregung ist, nun aber für diese selbst gilt. Wer mir gewogen ist, der ist wirklich auf der Wage geprüft und passend für mich befunden worden; der zweite und wichtigste Teil dieses Gedankenganges ist, wie in hundert anderen Fällen, zu ergänzen. Die Sprache drückt ja überhaupt keineswegs alles aus, sondern läßt der Phantasie Spielraum für Weggelassenes. Was er mir weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils — das trifft auch auf die Sprache zu, die vielleicht der größte aller Dichter ist.

Unter Ort versteht man heute meist dasselbe wie Stelle, Platz; ursprünglich heißt es aber Spitze, Anfang, Ende, beides je nach der Stellung des Urteilenden. Ruhrort liegt auf der Landspitze, Landzunge zwischen Rhein und Ruhr. Die Ahle des Schuhmachers heißt heute noch Ort; der Bergmann arbeitet „vor Ort", d. h. am äußersten Ende des Stollens. Nun ist „erörtern" plötzlich klar; es ist: eine Sache, einen Gedanken bis zum Ende ausmessen, bis in die äußersten Spitzen verfolgen, erwägen, überlegen, darüber grübeln.

Diese letzten drei Wörter gäben schon wieder Anlaß zu „Erörterungen", denn auch sie sind bildlich, symbolisch. Nicht Mangel an Stoff, sondern Mangel an Raum zwingt uns aber abzubrechen. Wir wollten nur einmal anregen, über die Sprache mehr nachzudenken, als es gewöhnlich geschieht. Meist denkt sie ja für uns; aber von Zeit zu Zeit einmal eine Pause zu machen und die Worte, die wir täglich brauchen, etwas genauer und sogar mit Liebe zu betrachten — wie es die Franzosen wirklich tun —, ziemt jedem, der seine Muttersprache hochhält. Und er hat selbst den größten Nutzen davon.

Dr. Ernst Wasserzieher

Erinnerungen und Briefe

Eine Bücherliste für Weihnachten

Nur eine Liste! Ein jedes der hier genannten Bücher reizt zu längerem Verweilen und zu näherer Aussprache. Wir wollen diese von der Gunst der Zeit und des Raumes — an Papier nämlich — erwarten, aber schon jetzt unsere Leser auf die Bücher selber hinweisen, zumal sie auch in besonderem Maße zu Geschenken geeignet sind. Dabei sind die großen militärischen und politischen Erinnerungsbücher, die seit einem Jahre den Buchhandel beherrschen, übergangen. Von ihnen ist überall so viel die Rede, daß darob die stilleren Bücher gar zu leicht in Vergessenheit geraten. Dabei ist von ihnen gerade in dieser Zeit eine zwiefache Hilfe zu erwarten; sie bringen uns einmal die Befreiung vom Druck der Stunde durch die starke Einspannung in fest umrissene Lebensläufe und Weltbilder ganz anderer Zeiten, sodann stärken sie uns für die eigene Aufgabe in dieser Zeit, weil des Menschen Kämpfen und Ringen im Grunde immer dasselbe bleibt, wir aber nirgendwo so tiefen Einblick darein erhalten, wie in Briefen und Erinnerungen.

Daran liegt es wohl auch, daß gerade in jüngster Zeit auffallend viele Erinnerungsbücher erschienen sind, und wenn unter diesen die größere Zahl in die Jugendzeit, ja ins Kinderland führt, so liegt darin vermutlich ebensoviel Flucht vor der unschönen Gegenwart, wie Hilfesuchen zu ihrem Überstehen. Darstellungen dieser Kinderzeit der jetzt zu Erinnerungswerken sich berufen Fühlenden sind ja gleichzeitig Schilderungen des Deutschland vor der großen Umwandlung ins Deutschland des Materialismus. Jenes alte Deutschland schien für immer

Digitized by Google

versunken. Nun das „neue" Deutschland so furchtbar zusammengebrochen ist, bekommt das alte eine gewisse Zukunftsbedeutung. Für den Neuaufbau werden wir zum Teil mit materiellen Vorbedingungen zu rechnen haben, die auf der Stufe der alten stehen. Vor allem lernen wir die Kräfte zur Schönheitsgestaltung des Lebens kennen, die auch der Enge nicht fehlen.

Trotzdem sein Buch „Kinderland" (Frankfurt, Moritz Diesterweg, 5 M) schon vor dem Krieg geschrieben wurde, hat Adolf Bartels in diesem Sinne „kulturgeschichtliche und nicht autobiographische Darstellung" angestrebt. Auch das schöne Buch „Jugend und Heimat", Erinnerungen eines Fünfzigjährigen (München, Wilhelm Langewiesche-Brandt, 4,20 M), kündigt schon im Titel diese Einstellung an. Fritz Strahlmann stellt an die Spitze von „Heinz Heintzens Jugendtage" (Heidelberg, J. Hörning) ein farbiges Bild seines Heimatdorfes Wildeshausen. Führt dieses nach der oldenburgischen Kleinstadt, so gibt das schöne alte Halberstadt den Hintergrund für Klara Blüthgens anmutig erzählte Erinnerungen „Aus der Jugendzeit" (Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge, 4 M). In die badische Residenz führt Paul Oskar Höcker, dessen „Kinderzeit" (Berlin, Ullstein, 5 M, 7,50 M) gleichzeitig Einblick in die Jugendzeit der Verbürgerlichung des Schauspielerstandes gewährt. Gar bis nach Afrika führt uns Traugott Hahn auf den ersten Seiten seines vom Göttinger Professor Bonwetsch herausgegebenen Buches „Aus der Jugendzeit" (Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, 6,50 M, geb. 8,50 M). Der Weg führt dann bis zur Dorpater Universität und ins livländische Landpfarrerleben.

Stärker die Entwicklung selbst als „Lebenslauf in aufsteigender Linie" betont der niederdeutsche Dichter Adolf Stuhlmann, der unter dem Titel „Ernst Meliboker" (Hamburg, Richard Hermes, 4 M, geb. 5 M) seinen eigenen Werdegang vom Fabrikjungen und Abendarmenschüler zum Hamburger Schulrat schildert. Ein wertvolles Erziehungsbuch ist hier zustande gekommen. Einer gewissen Berühmtheit erfreut sich bereits Karl von Hases Jugendbuch „Ideale und Irrtümer" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 3 M), und es ist sehr zu begrüßen, daß zu diesem Seitenstück zu Kügelgens Familienbuch eine billige Volksausgabe veranstaltet worden ist. Ein Erziehungsbuch in ganz anderem Sinne bietet A. Pohlmann mit „Werde- und Wanderjahre in Südamerika" (Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung, 2,50 M). Mit gutem Humor gibt der Verfasser ein Bild des Ringens des deutschen Kaufmanns in Übersee.

Von unvergleichlichen deutschen Heldenkämpfen berichtet Dr. Ludwig Deppe in einem stattlichen, mit zahlreichen Originalaufnahmen geschmückten Bande „Mit Lettow-Vorbeck durch Afrika" (Berlin, Aug. Scherl, 16 M, geb. 20 M). Der Verfasser hat den ganzen Krieg als Arzt mitgemacht und eifrig Tagebuch geführt. Diese Aufzeichnungen mit dem ganzen Reiz der Unmittelbarkeit bilden den Hauptinhalt des Buches, das weniger von den kriegerischen Ereignissen erzählt und seinen Schwerpunkt im Menschlichen hat. Eine Fülle kultur- und sittengeschichtlichen Stoffes, ein ergiebiges Material zur Seelenkunde der Schwarzen, ist hier beigebracht. Das Buch wird immer den Wert eines Quellenwerkes behaupten. — In die gleiche Umgebung, aber unter welch ganz anderen Verhältnissen, führt Wilhelm Kuhnerts prächtiges Künstlerbuch „Im Lande meiner Modelle" (Leipzig, Klinckhardt & Biermann, geb. 30 M). Der große Künstler erzählt in außerordentlich anschaulicher, lebenssprühender Weise, wie er zu seinen Modellen kam. Da das Flußpferde und Krokodile, Löwen, Elefanten und Nashörner, Hyänen, Leoparden, Büffel und minder gewaltige Bewohner Afrikas waren, entbehrt das Buch zwar der Pikanterien, die manche von solchen Modellberichten eines Malers erwarten mögen, ist dafür aber außerordentlich reich an prachtvollen Naturschilderungen, an wunderbar lebendiger Beobachtung des Tierlebens und natürlich auch an aufregenden Jagderlebnissen. Daß der Verfasser über gesunden Humor verfügt, macht seine Gesellschaft um so angenehmer. Einen besonderen Reichtum des

Digitized by Google

Buches bildet sein bildnerischer Schmuck. Es sind acht farbige Tafeln nach Gemälden des Verfassers, 24 ausgezeichnet wiedergegebene Steinzeichnungen und zahlreiche Federzeichnungen im Text, die Kuhnerts Ruf als des packendsten Schilderers dieser Tierwelt aufs nachdrücklichste bestärken.

Die innere Brücke ist geschlagen zu dem im übrigen denkbar anders gearteten Buche, den Lebenserinnerungen von Dr. Carl Peters (Hamburg, Rüsch'sche Verlagsbuchhandlung, 3 M). Der Reichtum des Inhalts steht in wertvollem Gegensatz zum knappen Umfang. Kindheit, Schulzeit und Universitätsjahre lassen uns das Werden dieses Mannes erkennen, und das Doppelleben in England und Deutschland erklärt vieles in der ganzen politischen Einstellung dieses trotz allem bedeutendsten Kolonialpolitikers. Die Gründung Deutsch-Ostafrikas und der „Fall Peters" werden mit der am Verfasser bekannten Offenheit dargestellt. Überrascht sein wird mancher durch die philosophische Einstellung des Ganzen. Auch hier zeigt sich wieder, daß ein wirklich fruchtbarer Realpolitiker ohne starke leitende Ideen nicht zu denken ist.

Da wir uns in den jetzigen Notstunden des Deutschtums mehr als je zuvor nach kräftigen Helfern umsehen, wird die Neuausgabe des längere Zeit vergriffenen Buches Paul de Lagarde: Erinnerungen aus seinem Leben, zusammengestellt von seiner Witwe Anna de Lagarde (Leipzig, Wilhelm Heims), allgemein willkommen sein. Wir haben ja jetzt die großartige Biographie Schemanns erhalten, aber daneben werden diese persönlichen Zeugnisse immer wertvoll bleiben. — Wenig bekannt ist dem heutigen Geschlecht auch der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert, obwohl einst im Kreise seiner Erlanger Studiengenossen das Wort umging, man könne in seiner Gegenwart keine bösen Gedanken haben. Von dieser edlen Art, von seinem Liebesreichtum und seiner Seelengüte geben auch seine Briefe ein wundervolles Zeugnis, und wir sind Nathanael Bonwetsch zu aufrichtigem Danke verpflichtet, daß er uns ein Lebensbild dieses Mannes aus seinen Briefen zusammengestellt hat. (Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, 7,50 M, geb. 8,50 M.) Jenes Erlanger Studentenwort, das uns Karl von Hase in seinem oben erwähnten Buche „Ideale und Irrtümer" überliefert, urteilt er auch: „Wer mit Schubert zusammengewesen, sei wenigstens für einige Tage ein besserer Mensch." Diese schöne Briefausgabe gibt jedem das Mittel eines so förderlichen Umgangs. — Ein ganz anders geartetes Leben in breitester Öffentlichkeit wird uns auch aus Briefen entwickelt, das des in den letzten Jahrzehnten stark im Vordergrunde stehenden Hamburger „Bürgermeister Mönckeberg" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Sein Sohn Karl stellt in einem stattlichen Bande außer der Gedächtnisrede des Hamburger Bürgermeisters Burchard Briefe aus den Jahren 1884—1908 und verschiedene Aufzeichnungen des Verstorbenen über seine Zusammenkünfte mit dem Fürsten Bismarck und mancherlei Erlebnisse als Bürgermeister zusammen. Wir erfreuen uns des Umgangs mit einem liebenswürdigen und tatkräftigen Manne; aber das Buch ist auch ein wertvolles Kulturzeugnis für das verzettelnde und auch stark dekorative Leben, zu dem jeder im Vordergrunde stehende Mensch im Wilhelminischen Zeitalter verurteilt war. — Daß es aber auch noch friedvolles, stilles und idyllisches Eingesponnensein im neuen Deutschland gegeben hat, bezeugen die „Lebenserinnerungen" von Armin Stein (Halle, Verlag des Waisenhauses, 5 M). — Wie reich und nach den verschiedensten Seiten hin ausstrahlend ein solches stilles Leben sein kann, zeigt Cornelius August Wilkens, Aus den Tagebüchern eines evangelischen Pfarrers (Gütersloh, C. Bertelsmann, 4,50 M, geb. 5,50 M). Als Otium Kalksburgense, nach seinem in Kalksburg bei Wien gelegenen Heime, bezeichnet dieser Gelehrte, Theologe und Geschichtsforscher, der der weiteren Öffentlichkeit hauptsächlich durch sein schönes Buch über die Sängerin Jenny Lind bekannt ist, die hundert Bände mit zusammen 30 000 Seiten umfassenden Aufzeichnungen über Religion und Philosophie, über Natur und Leben, über alle erdenklichen Wissensgebiete. Freundeshand hat hier 1200 kleinere und

Digitized by Google

größere Auszüge aus diesem Riesenwerke zusammengestellt, sie haben keineswegs bloß für die zahlreichen Freunde des als fünfundachtzigjähriger Greis Heimgegangenen Wert, sondern bringen durch ihre aufrechte Gesinnung und ihren Gedankenreichtum jedem Leser Wertvolles.

Auch auf einige wertvolle Briefwechsel kann hingewiesen werden. Besonders ergiebig ist Eduard Mörike bedacht. Hans Wolfgang Rat ist bei seiner tüchtigen Forscherarbeit von schönem Finderglück begünstigt worden, und so hat er uns zuerst den Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Moritz von Schwind und bald danach auch den zwischen Mörike und Storm darbieten können. Beide ungemein reichhaltigen und die Persönlichkeiten der Schreiber köstlich widerspiegelnden Briefsammlungen sind bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen (geh. 6 M, geb. 9 M) und erhalten einen erhöhten Wert durch eine große Zahl von Bilderbeigaben. Der Schleswig-Holsteiner begegnet uns dann wieder in dem von Georg J. Plotke herausgegebenen Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm. (2 Bände, München, J. F. Lehmanns Verlag; je 5,50 M, geb. 7 M.) Der Briefwechsel reicht von 1854 bis zu Storms Tode. Er gibt ein offenes Bild des geistigen und künstlerischen Ringens der beiden so verschiedenartigen, aber mit gleichem Ernst nach der Kunst strebenden Männer. Vor allem Heyse gewinnt als ringender Mensch in diesen Briefen sehr gegen die übliche Vorstellung. Die Ausgabe ist sehr sorgfältig betreut und auch äußerlich durch die Beigabe guter Bildnisse wertvoll. — Von einem innigen Künstlerbunde zeugen auch die Briefe Joseph Victor von Scheffel an Anton von Werner 1863—1886, die der Maler noch vor seinem Tode für die Herausgabe fertiggestellt hatte (Stuttgart, Ad. Bonz, 3,50 M). — Ein prächtiges Malerbuch sind die „Briefe Albert Weltis", die der oft bewährte Adolf Frey mit einer ausgezeichneten Einleitung herausgegeben hat. Es ist ein Vollmensch, der hier schreibt, ein ganzer prächtiger Kerl. Über Wesen der Kunst und die innerste Natur künstlerischen Schaffens erhalten wir tiefdringende Bekenntnisse, die um so wertvoller sind, als sie ganz unabsichtlich und ohne jede Berechnung abgegeben werden.

Auch die Musiker gehen nicht leer aus. Die Briefe von Robert Volkmann, 230 Stück, legt uns Hans Volkmann vor (Leipzig, Breitkopf & Härtel, geh. 8 M, geb. 10 M). Dieser treffliche deutsch-ungarische Musiker ist in seinen Briefen ein ebenso unverwüstliches Original, wie er es in seinem Leben war. Dabei ist er ein gründlich gebildeter Mann, leidenschaftlicher Freund der Kunst und Natur, bei aller Knurrig- und Knorrigkeit ein herzensguter Mensch und ein unverwüstlicher Humorist. — Weiteste Verbreitung verdient die Volksausgabe der „Ausgewählten Briefe Hans von Bülows" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 10 M). Aus der großen Gesamtausgabe hat Marie von Bülow die Briefe so zusammengestellt, daß sie nun ein Lebensbild geben. Tschaikowski hat ihn einmal als geborenen Edelmann gefeiert. Als solchen spiegeln ihn auch diese Briefe. Ein selbstloser, aufrechter und furchtloser Streiter für alles, was ihm gut und wahr erschien, im Leben und in der Kunst, war er einer von den seltenen ganz Echten.

K. St.

Die Weimarer Schiller-Stiftung

Um die Weimarer Schiller-Stiftung ist ein heftiger Kampf entbrannt. Hans Kyser, der schon vor Jahren die Verwaltung der Stiftung einer scharfen Kritik unterzog, hat jetzt in einer Denkschrift (Literarisches Echo 2. Oktoberheft) und in verschiedenen Zeitungsartikeln Satzungsänderungen gefordert, die eine völlige Umwandlung des bisherigen Charakters der Stiftung bedeuten würden. Hans Kyser ist so offen vorgegangen und hat seine Person so rückhaltlos für seine Forderungen eingesetzt, daß der Meinungsaustrag nicht aufs persönliche Gebiet hätte hinübergetragen werden dürfen. Wenn er sich selbst um die

Digitized by Google

am 10. November neu zu besetzende Stelle des Sekretärs bewarb, so tat er auch das in folgerichtiger Befolgung seines Grundsatzes, die sämtlichen Angelegenheiten der Stiftung zu einer Sache der breitesten Öffentlichkeit zu machen.

Die zu Schillers hundertstem Geburtstag 1859 begründete Stiftung, die größte derartige, über die wir verfügen, besitzt ein Vermögen von etwa zweieinhalb Millionen Mark, aus dem jährlich etwa 91 000 ℳ zur Verteilung gelangen, und zwar 68 000 ℳ durch die Weimarische Zentralstiftung, der Rest von den im Reiche verstreuten Zweigstiftungen. „Der Zweck der deutschen Schiller-Stiftung besteht darin: deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet." Es folgt der Nachsatz: „Sollten es die Mittel der Stiftung erlauben und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrats überlassen."

Kyser schlägt vor, diesen Nachsatz zu streichen, da er Gelegenheit des Mißbrauchs zugunsten der Mittelmäßigkeit und der literarischen Bettelbriefschreiber biete, dafür anderseits die Bestimmung aufzunehmen: „Unter nächstangehörigen Hinterlassenen sind nur Witwen und unmündige Kinder und solche Personen zu verstehen, die auf das Talent des Verstorbenen angewiesen waren". Im Hauptziel aber gehen Kysers Vorschläge darauf aus, die Gaben der Schiller-Stiftung aus wirtschaftlichen Unterstützungen in Ehrungen des geistigen Schaffens zu verwandeln. Auf dieser grundsätzlichen Umwandlung bauen sich alle weiteren Forderungen logisch auf. Das heißt, Kyser sucht zu beweisen, daß er damit im Grunde nichts Neues fordere, sondern ursprünglich den Geist der Stiftung zur Geltung bringe. Die Auszahlungen der Schiller-Stiftung würden danach zerfallen in: Jahresgehälter, die lebenslänglich oder auf eine bestimmte Reihe von Jahren bewilligt werden; Stipendien, in ein- oder mehrmaligen Zuwendungen an jüngere Dichter und Schriftsteller auf Grund von Talentproben und Jahresrenten für die nächsten Hinterbliebenen. Diese Gaben sollten nicht unter 1000 und nicht über 3000 ℳ betragen. Dazu kämen dann noch Ehrengaben, die in Höhe von 5000 ℳ an besonders hervorragende Schriftsteller, im ganzen höchstens dreimal, zu bezahlen wären. Da alle diese Gaben Ehrungen darstellen, sind sie öffentlich bekannt zu geben, und die Schiller-Stiftung hat mit Anträgen an die Schriftsteller und Schriftstellerinnen heranzutreten und nicht Bewerbungen von ihnen abzuwarten. Die Stellung des Generalsekretärs als geistigen Verwalters der Stiftung gewinnt damit eine außerordentliche Bedeutung, die Kyser folgendermaßen umschreibt: „Der Generalsekretär hat in Fühlung mit deutschen Dichtern, Kritikern, Verlegern und den Berufsorganisationen der Schriftsteller zu bleiben. Er hat in seinem jährlichen Literaturbericht die von diesen Seiten gemachten Vorschläge dem Verwaltungsrat zu unterbreiten. Er ist zugleich verpflichtet, jährlich eine Übersicht über die Stipendiate anderer Stiftungen dem Verwaltungsrate vorzulegen. Die Wahl hat möglichst in Übereinstimmung mit den Berufsorganisationen zu erfolgen. Er hat im Verwaltungsrat eine Stimme."

Dies die Hauptforderungen Kysers. Seine eingehenden Begründungen bezeugen ein eindringliches Studium der hier vorliegenden Fragen und einen hohen Ernst der Gesinnung. Trotzdem kann ich ihnen nicht folgen. Ich will zunächst einer von ganz anderer Seite herkommenden Stimme auch hier zum Gehör verhelfen. Es ist die Friedrich Lienhards, der im „Tag" mutig — denn es gehört heute dazu Mut — den idealen Standpunkt vertritt. „Wenn die Wertung als Ehrenbezeigung breit in den Vordergrund tritt, so wird die Schiller-Stiftung in eine Art Akademie verwandelt. Diese Akademie oder dieser geistige Senat hätte also die bedeutendsten Dichter Jahr um Jahr zu krönen — nein, zu bezahlen! Die Ehrung des Geistes

Digitized by Google

würde also in Geld bestehen. Mammon, der weltbeherrschende, würde nun auch auf dem Parnaß als großmütiger Spender umherwandeln. Ein paar kluge Leute würden, je nach Geschmack und persönlichem Empfinden, im Namen des deutschen Siebzigmillionenvolkes ‚wertvolle Dichter' bestimmen und jedem von ihnen — nicht einen schlichten Ölzweig wie in Olympia, nicht eine Goldkrone wie auf dem Kapitol — wohl aber einen Geldbeutel überreichen! Schämt ihr euch nicht, deutsche Dichter?!" Lienhard weist dann auf einige Fälle von Dichterunterstützungen hin, die einen mehr persönlichen Charakter haben und gewissermaßen Bekundungen persönlicher Herzensfreude an des Dichters Schaffen sind. „Solche Fälle haben nichts Unwürdiges. Wird aber das Geldgeben zu einer gesamtnationalen stehenden Einrichtung und vollzieht sich Jahr um Jahr ‚satzungsgemäß' — so springt die ganze Poesielosigkeit dieser ‚Dichterehrung' in die Augen. Es ist noch dazu nicht die geringste Sicherheit gegeben, daß Bedeutende wirklich nicht übersehen werden. Das kann sich jeden Tag wiederholen, und wenn dutzendweise Ausschüsse wachen und nach ‚wertvollen Talenten' Ausguck halten.

Nochmals: für eine Geistestat Geld auf den Tisch zu zählen, als Dank der Nation, ist geschmacklos. Mammon vergiftet schon genug die Welt: er vergifte nicht auch noch das feine und freie Gefilde des Parnaß!

Dazu kommt, daß der krönende Ausschuß mit dieser verliehenen Geldsumme unwillkürlich einen Druck auf die öffentliche Meinung ausübt. In allen Schaufenstern prangt dann — wie wir's ja schon erlebten — der Aufdruck: ‚Mit dem Schillerpreis, mit dem Kleistpreis gekrönt!' So sucht man also von da aus das gesamtdeutsche Urteil zu beeinflussen. Das ist für eine gesunde, stille und stetige Entwicklung des feinsten Gespinstes, der Dichtung, wahrlich nicht heilsam.

Ich bin tief davon überzeugt, daß der Dichter, der sich treu bleibt und in seiner Art zur Persönlichkeit reift, früh oder spät seine Gemeinde finden wird — sei es sogar nach seinem Tode. Dem Zauber eines reinen Schaffens und eines dichterischen Gemütes widersteht zuletzt doch nichts. Muß er die Tragik langer Erfolglosigkeit auf sich nehmen, so hat der wahre Dichter eine Kraft oder ein Glück in sich, die mehr sind als alles irdische Gut. Erfährt man aber von seiner Not, so helfe man ihm still und unauffällig — und mische diese reinmenschliche Unterstützung nicht in die öffentliche Erörterung über seine geistige und künstlerische Bedeutung!"

Diese Ausführungen Lienhards treffen die Vorschläge Kysers nicht ganz. Schließlich könnte man ja auch die Ehrengaben der Schiller-Stiftung als eine Art von Freudebekenntnis an des Dichters Schaffen auffassen, und es würde wohl doch niemand einfallen, die darin liegenden Werturteile als eine endgültige Abstempelung oder auch nur als offizielle Bewertung aufzufassen. Lienhard selbst hat denn auch in einer späteren Nummer des „Tags" auf den Vorschlag einer Goethe-Stiftung hingewiesen, den Ferdinand Avenarius bereits 1900 dem Reichstag unterbreitet hat. Diese nationale Stiftung sollte das wertvolle dichterische Schaffen im Wettbewerb mit der bloßen Unterhaltungsliteratur unterstützen. Es kann auf den Vorschlag von Avenarius, mit dem sich der Reichstag — natürlich! — nur ganz flüchtig beschäftigt hat, nicht näher eingegangen werden. Er wollte aber im Grunde dasselbe wie jetzt Kyser, nur daß Avenarius noch sauberere Arbeit gemacht hat und die wirtschaftliche Not der Dichter ganz außer acht ließ. Bei Kyser mengt sich das Ganze noch zu sehr durcheinander. Wie er jetzt zum Schluß zur Bereicherung der Schiller-Stiftung wesentliche Veränderungen des Verlagsrechtes verlangt — wir haben darüber in anderem Zusammenhange bereits früher gesprochen — so ist überhaupt sein ganzes Denken durch die Sozialisierungsbestrebungen unserer Zeit beeinflußt. Die Schiller-Stiftung soll im Grunde die Aufgabe übernehmen, die nach seiner Auffassung eigentlich der Staat dem Dichter- und Schriftstellerberufe gegenüber zu erfüllen hätte. Ich möchte auch hier einige grundsätzliche Ausführungen Lienhards, der ja doch

Digitized by Google

schließlich auch aus eigener Erfahrung spricht, nicht übergehen: „Durch planmäßige und gar staatliche Aufpäppelung von Talenten ist noch nie die Dichtung eines Volkes gefördert worden. Dichtertum ist kein Beruf, sondern Begnadung. Eine großgestimmte Lebensauffassung wird immer den Widerständen der kleinmenschlichen Welt ausgesetzt sein und den Schmerz verstärken. Wie sagt Hölderlin im ‚Hyperion'? ‚Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstünde.'

Worauf sich also die Beihilfe beschränken muß, das ist von Zeit zu Zeit ein stilles Freudemachen, wo Not oder Krankheit zu sehr als Schwerlast das Bäumchen zu Boden drückt. Da kann eine Gabe, die eine behagliche Erholung oder anregende Sommerreise gestattet, von großer Wohltat sein. Im übrigen setze sich der Dichter, sein Menschenlos tragend, mit den Forderungen des Tages tapfer auseinander! Mancher Bedeutende trug seine Akten unter dem Arm, sein Versbuch in den Taschen. Und wir anderen, ehe wir als ‚freie Schriftsteller' zu leben wagten, haben uns als Hauslehrer und Zeitungsschreiber durchgeschlagen. Und es hat uns nicht geschadet, vielmehr gefördert und gestrafft, daß es uns in jungen Jahren hart ergangen ist."

Immerhin, auch eine solche Goethe-Stiftung wäre von hohem Wert. Der geistige Arbeiter wird in Zukunft noch mehr als bisher im wirtschaftlichen Kampfe schwach dastehen. Die Kunst kann ihrem Wesen nach nicht in dem Maße zu einer Lebensnotwendigkeit werden, daß die Öffentlichkeit dazu gezwungen wäre, für sie wirtschaftliche Opfer aufzubringen. Wie der Kunstgenuß nichts Notwendiges ist, wird auch die Entlohnung des Künstlers immer etwas Freiwilliges bleiben. Es ist darum ein Hauptgebot einer vernünftigen Kunstpolitik, auf eine Mehrung der Mittel bedacht zu sein, die unabhängig von den äußeren Verhältnissen und den jeweiligen Zeitstimmungen für Kunstzwecke zur Verfügung stehen. Es sollte darum die jetzige Stunde, die derartigen Erwägungen günstig ist, genutzt und eine derartige Goethe-Stiftung ins Leben gerufen werden. Könnte man ihr durch besondere verlagsrechtliche Abmachungen dauernde Einnahmen zuführen, um so besser.

Aber das alles ist kein Grund, die bisherige Art der Schiller-Stiftung zu verändern. Die Schiller-Stiftung wäre nicht so geworden, wie sie jetzt ist, wenn sie nicht auch in dieser Form eine Notwendigkeit wäre. Jeder, der in schriftstellerischen Organisationen tätig gewesen ist, weiß, daß kein anderer Stand so den Anfällen plötzlicher Notlage ausgesetzt ist, wie der des Schriftstellers und Dichters. Gewiß liegt da viel Selbstverschulden vor. Es drängen sich Zahlreiche in diesen Beruf, die zu ihm nicht berufen sind. Aber man sollte hier auch nicht zu streng und hart urteilen. Das ist in anderen Ständen auch so, aber dort ist für alle besser vorgesorgt. Frau Förster-Nietzsche hat 1912 bei Kysers ersten Vorstößen gegen die Verwaltung der Schiller-Stiftung in der „Zukunft" festgestellt: „Stets stand das Mitleid mit den alten, bedürftigen Schriftstellern im Mittelpunkt aller Überlegungen und Bestimmungen; ihnen sollte, sozusagen ohne Ansehen der Person, Unterstützung werden. Um aber das Zartgefühl von Schriftstellern und Schriftstellerinnen zu schonen, ist nachher vom Vorstand der Stiftung aus dem Wort Unterstützung hier und da das Wort Ehrengabe gemacht worden. Die Schiller-Stiftung hat im stillen Wohltun alles getan, was die besten Spender des ihr anvertrauten Nationalvermögens von ihr verlangt haben. Sie hat in der Stille Freude bereitet und der Not gesteuert und, in dem Wunsch, zu helfen, vielleicht allzu nachsichtige Urteile über manche literarische Leistung gefällt. Darf man ihr daraus einen Vorwurf machen? Die Schiller-Stiftung ist vom Mitleid begründet und zum Mitleid verpflichtet."

Ich halte diesen Standpunkt für durchaus berechtigt. Einzelne der Vorschläge Kysers können auch für die Schiller-Stiftung verwertet werden, man könnte die Pensionen erhöhen, den Begriff „Angehörige oder Hinterbliebene" begrenzen, und könnte wohl auch in Einzelfällen von der Notwendigkeit der Bewerbung absehen. Es lassen sich da leicht Wege finden. Gewiß wird gerade die vornehme Natur sich nicht leicht zu einer Bewerbung verstehen, aber

Digitized by Google

da könnte die Verwaltung der Schiller-Stiftung doch durch Bekannte des Notleidenden auf diesen hingewiesen werden und nun, an ihn herantretend, die Erfüllung dieser Formbestimmung veranlassen. Die breite Öffentlichkeit aber geht dieser Kampf gegen die private Notlage einzelner nichts an. Die Vermengung von Notlage und öffentlichem Werturteil muß in jedem Fall vermieden werden. K. St.

Von den Idealen in der Kunst

Berliner Theaterrundschau

In aller Kunst ist von vornherein Wirklichkeitssehen und idealisches Sehen ganz notwendig symbiotisch-organisch miteinander verbunden, und nur in unserem kritischen Denken, mit unserer Vernunft trennen wir künstlich, bringen wohl sogar in Widerspruch und Feindschaft zueinander, was im Organismus aufs innigste verflochten und zusammenverwoben ist. Unser ganzes Sein und Leben, unsere Fortschritte und Entwickelungen, unsere Kultur, mit der wir uns über die Natur erheben, hängen wesentlich ab von unserer Fähigkeit, das was objektiv wirklich ist, subjektiv, im Geist, in unserer inneren Vorstellung idealisch zu steigern und zu erhöhen, zu bessern und zu vervollkommnen — und diese Ideale dann wieder zu verwirklichen.

Das arme Bäuerlein, das in seinem Stall tatsächlich-wirklich nur eine Kuh stehen hat, kann sich doch leicht ohne weiteres idealisch träumen, es besäße deren zwei, drei, zehn, und diese Illusionsfähigkeit ist auch eine unerschöpfliche Lustquelle — eine Lebenskraft aller Lebenskräfte. Von Natur aus kann der Mensch nicht fliegen wie ein Vogel. Er möchte es aber gern, und jahrtausendelang lebte der Traum, die Sehnsucht, das Ideal in ihm, die Schranken der Wirklichkeit, die ihm hier gesetzt waren, zu überwinden. In unseren Tagen gelang es ihm endlich, auch dieses Ideal zu erfüllen und den Wirklichkeitsfanatiker ab absurdum zu führen, der jahrtausendelang seine Träume verspottete und verachtete.

Alle unsere Vernunft ist ein Einigen und Trennen, wie uns Kant sagt. Doch diese Kantische Vernunft bleibt auch zuletzt unfruchtbar, da sie mit blindem Auge vorübergeht an der Natur und dem Geist, deren höchstes und fruchtbarstes Wesen in steten idealen Umgestaltungen und Umwandelungen besteht.

Verschieden sind die Menschen, bald mehr realistisch, bald mehr idealistisch veranlagt, darum auf gegenseitige Hilfe und Förderung angewiesen. Unfruchtbar ist ein rein idealisches, illusorisches, träumerisches und phantastisches Sehen, welches sich daran genügen läßt und nicht auch den Kraftwillen in sich trägt, die innere und die bessere Vorstellungswelt real zu verwirklichen. Die Kantische Lehre, daß die Unerreichbarkeit das Wesen des Ideals ausmache, ist eine verhängnisvollste Irrlehre. Nicht minder unfruchtbar der Geist, der im Banne des Wirklichen verstrickt bleibt und nicht darüber hinauszuschauen vermag. Das reine Wissen, alles das, was wir gewöhnlich als Wissenschaft zu bezeichnen pflegen, erwächst uns aus unseren Interessen an der Wirklichkeitsbeobachtung und Kenntnis der objektiv-realen Erscheinungen der Außenwelt — während die Kunst uns die beste Führerin in die Reiche des idealistischen Sehens ist.

Die materiellen Vorstellungen, Dinge, Begebenheiten und Geschehnisse, die Wirklichkeitsbilder verwandeln sich uns in subjektive innere geistige Vorstellungen, und diese übertragen wir wieder in eine sprachliche Materie, durch die wir uns gegenseitig erst zu verständigen vermögen und einander Mitteilungen machen über das, was in uns vorgeht. Denn einen unmittelbaren Zugang haben wir nicht zu dem Geist und der Seele eines anderen Ichs. In der Dichtung und im Dichter erscheint dieses allgemeine menschliche Sprachver-

Digitized by Google

mögen aufs höchste zur Kunst gesteigert, und vermöge poetischen Schaffens können wir sprachlich in den anderen am anschaulichsten und lebendig-sinnlichsten die Bilder unserer materiellen Außen- und geistig-innerlichen Vorstellungswelten ausdrücken und wieder erzeugen. Je nachdem aber der Dichter mehr Interesse und Wert legt auf die Beobachtung und treue Wiedergabe dessen, was objektiv, wirklich ist oder die subjektiv-innerliche, geistig-seelische Vorstellungswelt bevorzugt und auf Um- und Neugestaltungen sinnt, unterscheiden wir zwischen einer naturalistisch-realistischen und einer idealistischen Kunst.

In der geschichtlichen Entwickelung übernimmt abwechselnd bald die eine, bald die andere Richtung die Führung, — entsprechend dem Fruchtwechsel in der landwirtschaftlichen Bebauung des Ackers, der jedem Bauern vertraut ist.

Auch jetzt wieder verdrängt ein wesentlich idealistisch gerichteter Stil den naturalistischen, wie er seit dreißig und mehr Jahren den Markt beherrscht hatte. Und wenn es bei unseren Jüngsten heute, unseren Expressionisten am meisten auffällt, wie sie mit Absicht und Bewußtsein nur nicht mehr Naturformen und Wirklichkeitsdinge wiederzugeben suchen und in willkürlichster, vielfach phantastisch-grotesker, phantastisch-fratzenhafter Weise nur noch die realistischen Elemente durcheinanderwirren, ohne die zuletzt keine Kunst wieder bestehen kann, — so hatte einst der Naturalismus, vor allem auch durch unsere modern-naturwissenschaftliche Weltanschauung beherrscht und beeinflußt, das Wörtlein Ideal am meisten in Mißkredit gebracht.

Zurzeit kann man aber schon die bangste Frage aller Fragen aufwerfen, ob uns nicht ein vollkommener Zusammenbruch aller Kunst bevorsteht, und ob wir nicht Zuständen völliger Verwüstungen und Verwilderungen entgegengehen, wie sie schon einmal in den Zeiten des untergehenden Roms und der Völkerwanderung herrschten. Eine alte Wirklichkeit zerfällt und wird nun zerschlagen, — doch das neue Ideal steht noch verhüllt.

Unter den Werken, die uns in diesem letzten Monat von den Berliner Bühnen beschert wurden, ragen zwei über das Alltäglich-Gewöhnliche heraus, können uns in Aufregung und in Aufruhr bringen, greifen tiefer hinab in die Abgründe unseres menschlichen Daseins, stellen uns vor letzte Fragen und Probleme und versuchen einen Abstieg zu den Faustischen „Müttern“: Frank Wedekinds „Schloß Wetterstein“ und „Jaakobs Traum“ von Richard Beer-Hofmann. So verschieden und gegensätzlich wie nur eben möglich — stehen sie einander gegenüber, und es scheint kaum noch einen Berührungspunkt zu geben zwischen der nihilistisch-anarchistischen, chaotischen, allem Ästhetentum ins Gesicht schlagenden Kunst eines Wedekind, und der höchst gepflegten, kultivierten Wiener Dichtung Beer-Hofmanns mit ihren streng konservativ-reaktionären, uraltertümlichen religiösen Inbrünsten und Glaubensekstasen. Beiden scheint nur das eine gemeinsam zu sein, daß sie sich aus dem Schattenreich der Mütter eine recht fragwürdige, falsche Helena heraufgeholt haben, die wir uns nur nicht als Ideal wollen aufreden lassen.

In Wedekinds Spätdichtung „Schloß Wetterstein“ ist die Kunst — ich kann mir nicht helfen — nur noch Marasmus — Morast und giftiger Sumpf. Allzusehr nur gleicht sie der Welt wüster, sinnloser Selbstzerfleischungen, des völlig entfesselten Verbrechens, der Mordlust und des allgemeinen Diebstahls, wie wir sie augenblicklich zu ertragen haben. Doch eine schöne, idealisch wünschenswerte Welt ist das nicht mehr. Die Seele des Dichters liegt wie in letzten Todesagonien und Fieberzuständen, und Irreden gehen nur noch aus seinem Mund, Wahnsinnsvisionen umschweben den kranken Geist. Eine Kunst, die wie ein verfaulender, geschlechtskranker Organismus nur noch wirkt.

In der Einleitung zu seinem Drama sagt uns Wedekind, daß er seine „Anschauungen enthält über die inneren Notwendigkeiten, auf denen Ehe und Familie beruhen“. „Das Stoffliche, die Geschehnisse, der Gang der Handlung sind dabei vollkommen Nebensache“ (!!!). Wichtiger waren dem Dichter dramatische Steigerungen und Bühnenwirksamkeit. Ein merk-

Digitized by Google

würdig-seltsames Selbstbekenntnis. Das Stoffliche, die Geschehnisse, der Gang der Handlung sind die wichtigsten elementar-künstlerischen Faktoren und Grundbedingungen des Dramas, — die eigentlich dichterischen Ausdrucksformen, Bilder, Symbole, durch welche uns der Poet seine Ansichten und Meinungen über die inneren Notwendigkeiten von Familie und Ehe mitteilt. Gewöhnlich sagt man, daß in der Kunst die Tendenz mehr Nebensache ist und vielleicht noch besser und klarer, unzweideutiger, verständlicher als im Drama lassen sich solche Anschauungen über Ehe und Familie in wissenschaftlichen Abhandlungen auseinandersetzen. Die minderwertigsten Bühnenstribenten verstehen sich auf die Bühnenwirksamkeiten und dramatischen Steigerungen zumeist im höchsten Maße. Nun ja, Wedekind weiß selber wohl, wie seinem Drama ein Vorstadtbühnencharakter anhaftet, — doch vergebens versucht er, uns seine Not als eine Tugend vorzuspiegeln.

Was uns Frank Wedekind über die inneren Notwendigkeiten zu sagen hat, auf denen Ehe und Familie beruhen, ist mir persönlich völlig unklar geblieben, und ich lasse es dahingestellt, ob des Dichters Ausdrucksunfähigkeit oder meine eigene Geistesschwäche Schuld daran trägt. Die Begebenheiten, die Handlungen, die er uns erzählt, sind jedenfalls recht abnormer Natur und werden gewöhnlich als widernatürliche angesehen; es sind wohl Bilder grauenvollster Ehe- und Familienzerrüttung und jedenfalls nur nicht des Aufbaus. Die Phantasie schwelgt in lauter Greuelszenen eines pathologischen, verbrecherisch-wahnsinnigen Sexualismus. Wollust und Grausamkeit nur sind ehelich miteinander gepaart, und die dramatischen Szenen Frank Wedekinds lesen sich wie Kapitel aus Marquis de Sades Roman „Justine et Juliette“. Die Menschen, welche die letzten Exemplare dieses Sadeschen Werkes unter Schloß und Riegel halten und es für besser halten, wenn niemand so etwas auch nur liest, scheinen mir wohlberaten zu sein. Sadisten, Masochisten, Lustmörder, menschliche Bestien hausen in dem Atridenheim „Schloß Wetterstein“, in tierischen Brünsten sich wälzend, — und die erste Begebenheit, die Werbung Rüdigers, Freiherrn von Wetterstein, um Leonore von Gystrow, die Witwe des von ihm gemordeten Mannes, ist noch immer die harmloseste, unschuldigste. Sie weckt am meisten Erinnerungen an die Werbeszene Richards III. bei Shakespeare, und der Wedekindsche Rüdiger gibt sich nur alle Mühe, den Richard, „gewillt, ein Bösewicht zu werden“, noch zu übertrumpfen. Aber wenn Shakespeare uns keinerlei Zweifel darüber läßt, daß er in seinem Richard einen Verbrecher sieht, so ist es nicht ausgeschlossen, manches deutet darauf hin, daß Frank Wedekind zu seinen Lustmördern, Sadisten und Masochisten, zu seinem Rüdiger und zu seiner Leonore, seiner Allerweltsdirne Effie und zu seinem Aufschlitzerjack Chaguaral Tschamper aus Atakama als zu den höheren Wesen aufblickt, in denen sich der Erdgeist wahrhaft idealisch-vorbildlich verkörpert, — am besten dazu geeignet, uns die inneren Notwendigkeiten zu enthüllen, auf denen Ehe und Familie, wenn auch nicht beruhen, so doch beruhen sollen. Darüber ließe sich dann nichts weiter reden, und eine Kunst, idealisch so tief herabgesunken, für welche Umwandelung nicht Aufbau und Verbesserung, sondern Zerstörung, Gift und Zersetzung bedeutet, steht auf der Stufe des Lombrososchen geborenen Verbrechers.

In der Schreckenskammer, in der verhurten, sexualistisch verseuchten Phantasie Frank Wedekinds, spuken gespenstisch lauter Abnormitäten umher, die nur nicht verallgemeinert werden können, nur nicht Wirklichkeitstypen sind. Am allerwenigsten taugen sie dazu, daß man mit ihnen ernsthaft darüber disputiert, was Ehe und Familie sind und sein sollen.

Wedekind hat immer darauf gedrängt, daß seine Kunst nicht formalistisch, sondern inhaltlich und gedanklich, um ihrer Meinungen und Tendenzen willen gewertet sein will. Auch aus der Dichtung Beer-Hofmanns schreit uns alles zu, daß ihr es im höchsten Maße auf Lehre und Bekenntnis ankommt. Die Kunst ist hier Religion, Glauben, Wahrheitseifer, und aus der Inbrunst und Ekstase, der heiligen inneren Überzeugung, mit der sich der Dichter zu seines Jaakobs Träumen bekennt, schöpft sie ihre innerlichsten tiefsten Wirkungen und seelischen Erschütterungen. Auf den ersten Anblick nur eine Dichtung des reinsten Idealismus, alles

Digitized by Google

dessen, was wir seit Jahrtausenden als Gott und höchste Idee angestrebt und verehrt haben. Und überall, wo das Ideal in der Kunst glüht, da packt und erregt sie uns am tiefsten, weil sie damit allgemein-menschlich am eindringlichsten zu uns redet.

Die Beer-Hofmannsche Dichtung ist erst nur noch ein Vorspiel, ein Prolog zu einer dramatischen Trilogie vom König David, doch ein gedanklich, inhaltlich-tendenziös für sich abgeschlossenes Werk. Ein religiös, wenn auch ein anorganisch aus mannigfachsten Teilen zusammengestoppeltes philosophisches Lehrgedicht, eine Theodizee, eine Grübelei über das Wesen Gottes und ein großer Psalm und eine Jesaias-Prophezeiung von der Sendung des israelitischen Volkes und seiner Herrlichkeit. Nebenher auch noch ein dramatisches Bruchstück, vom Zwist der beiden Brüder Jaakob und Edom um ihres Vaters Segen, der uns aus der Bibel seit Jugendtagen wohl bekannt ist.

Die Religion und das Ideal, welche Beer-Hofmann glaubt, bekennt und verkündigt, sind allerdings streng-nationalistisch beschränkt, und nur ein geborener Jude darf träumen wie Jaakob und wird von Gott, wie er, gesegnet. Eine Tendenzdichtung. Als rüstigster Vorkämpfer des Zionismus tritt der Dichter in die Schranken, und höchst ataviſtisch muten seine Gottesidee und seine Religion auf den modernen Menschen. Sie tragen noch einen starren und strengen alttestamentarischen Charakter, und wie ein mittelalterlicher Scholastiker seufzt Beer-Hofmann noch unter der Qual und Last, uns das Welträtsel begreiflich zu machen, wie sein allmächtiger und allwissender Gott, der absolut Gute, den noch eine Welt voller Sünde schaffen konnte, in der die armen Menschen so schwer zu leiden haben.

Jaakob wird gesegnet, Jaakob träumt, Jaakob ringt mit Gott, alle seine Visionen, Ekstasen gipfeln im Jubel der Erlösungslehre: „Eritis sicut deus, scientes bonum et malum“, und sich mit Gott identifizierend, in seinem Gefühl: „Ich bin Gott“, bringt er eine jüdische Mystik zum Ausdruck, die sich von der Mystik aller anderen Völker ganz und gar nicht unterscheidet. Richard Beer-Hofmann täuscht sich und uns mit seinem Hochmuts- und Eitelkeitsglauben, sein Gott habe sich nur dem Volk Israels geoffenbart und dieses allein zu seinem Werkzeug berufen. Wie sein Jakob wissen sich alle einzig und allein erwählt, und wie ihm die Engel Gottes mit selig verführerischen Stimmen die Herrschaft über alle Völker prophezeien, so haben sie es allen anderen Völkern auch ins Ohr gesungen. Eine Botschaft, welche die Erde mit unendlichen Strömen Blutes übergossen hat, und auch alle Pogrome zuletzt erzeugte. Das „Eritis sicut deus“ klingt uns aus der Beer-Hofmannschen Dichtung so verlockend und verführerisch wie nur eben möglich entgegen. Vielleicht berücksichtigt der Dichter bei der Fortsetzung seines Werkes auch noch den biblischen Paradiesesmythus, wo sie als Schlangenlehre auftritt, den Menschen aus dem Garten Eden vertreibt und von da an all sein Dichten und Trachten unfruchtbar werden läßt.

Sehr primitiv, ataviſtisch und archaistisch berührt die religiöse Idealwelt Beer-Hofmanns nur noch, und fern und fremd steht ihr Goethe, auch von Kant weiß sie noch nichts. Wir Kinder dieser Erde von heute können nur nicht mehr die maniakalischen Träume unserer Urväter und Patriarchen von ihrer Allmacht und Allwissenheit träumen, und Beer-Hofmannsche Jakobsträume sind für uns nicht einmal mehr schöne Fiktionen und Illusionen.

Prophetisch gebärden sich zuletzt Frank Wedekind und der Wiener Zionist. Eine eingehendere Untersuchung könnte wohl unschwer nachweisen, wie der anarchistisch-nihilistische und der orthodox-konservative Idealismus der beiden so entgegengesetzten Poeten sich wie ein Januskopf zusammenfinden. Nur von einer neuen schöpferischen Kunst, die uns neue Ideale zu erzeugen vermag, ist weder bei dem einen noch dem anderen etwas zu merken.

Wedekinds „Schloß Wetterstein“ wurde im Theater in der Königgrätzer Straße aufgeführt, das „Deutsche Theater“ bescherte „Jaakobs Traum“ und die „Volksbühne“ brachte Rolf Lauckners „Predigt in Litauen“. Aber trotz des Titels ist und will Lauckner selber nur gerade kein Prediger sein, wie es zuletzt Wedekind und Beer-Hofmann sind, die sogar höchsten

Digitized by Google

Wert darauf legen. Lauckner predigt vielleicht nur zu wenig, und als Dramatiker ist er zu wenig Idealist und Aktivist, um den rechten Kampf erzeugen zu können, der nun einmal des Dramas Seele ist. Auch bei ihm stehen sich Vater und Söhne als Widernaturen im Kriege gegenüber, und der Dramatiker hatte schon immer allerfestesten Boden unter den Füßen, wenn der Streit der Weltanschauungen und Ideale im Kampf verwandten Blutes ausgefochten wurde. Die allgemeinste, zuletzt doch wohl unabläßige Voraussetzung dabei ist, daß der Zuschauer mit möglichst lebendigem Interesse an dem Kampf teilnimmt und als Gläubiger entweder für die Alten oder für die Jungen oder auch für beide sich erwärmen kann.

Nur diese dramatischen Grundstützen hat Lauckner sich selber abgesägt. Er gehört seinem ganzen Wesen nach noch ins Lager der Ibsenbekenner, ist Relativist, Zweifler, und steht mit einem stillen und feinen ironischen Lächeln achselzuckend über den Dingen. Nur die Ideale sind ihm flöten gegangen, und er kann weder seinem Vater noch seinem Sohn ein solches mit auf den Weg geben. Beide sind nur recht beschränkte Köpfe, unleidliche Wesen, für die weder der Dichter noch der Zuschauer sich sympathisch zu erwärmen vermag, und der Kampf zwischen ihnen entbehrt des tieferen Interesses, beide sprechen aneinander nur vorüber. Der Junge ist ein verlodderter Maler, der Alte ein starrer Eiferer und Zelot, ein deutscher Pastor, der mit seinen litauischen Gemeindekindern im ständigen Konflikt liegt und vergeblich sich abmüht, ihnen ihre noch heidnisch gefärbten Volkssitten abzugewöhnen. Bei Lauckner erscheint er nur als ein Mensch, der sich auf einem Holzweg befindet und an die Stelle, wo er steht, nur nicht hingehört. Zwei Motive wirren dem Dichter durcheinander. Einmal der Konflikt des Vaters mit dem Sohne, dann der andere des Pfarrers und seiner Gemeinde, — und recht künstlerisch-erzwungen werden sie nur dadurch in Verbindung gebracht, daß der Sohn, der als verlodderter Kunstzigeuner und Schürzenjäger geschildert wird, urplötzlich gerade für die Dauer einer Szene als litauischer Nationalist und Agitator sich aufspielen muß.

Je weniger Dramatiker Lauckner ist, ein um so besserer Theatraliker, und wie Wedekind kann auch er sagen, daß er es nur auf spannende Szenen und Bühnenwirkungen abgesehen hat. Ganz geschickt weiß er über die Mängel seines Werkes an Zusammenhang und organischem Aufbau hinwegzutäuschen.

Nicht künstlerisch-idealisch, sondern wissenschaftlich-kritisch steht er seinen eigenen Gestalten gegenüber und psychologisierend, analysierend interessiert er durch mancherlei feine Beobachtung. Ein Duft von Stimmung und Lyrik und der Hauch romantisch-ironischen Gefühlslebens verleihen seiner Kunst ihre feinsten Reize. Es sind mehr einzelne Skizzenblätter als ein Drama, was Rudolf Lauckner uns gibt, — und die einzelne Skizze, sehr impressionistisch frisch gepackt und erlebt, epigrammatisch zugespitzt, wirkt auf der Bühne und sichert dem Dichter den Erfolg.

Im „Kleinen Theater" mundete Wilhelm Speyers Lustspiel „Er kann nicht befehlen" als eine ganz tüchtige Hauskost. Die alte Idee vom armen Proletarier, der für die Dauer eines Tages zum Millionär und König gemacht wird und die Welt regieren darf, hat Speyer nett und ohne höhere Ansprüche wieder eingekleidet und ein bißchen aktuell ausgestattet.

Julius Hart

„Kulturlosigkeit und Verblödung"

Der Haushaltsausschuß für das preußische Kultusministerium hat sich eine eigenartige Geburtstagsfeier des größten preußischen Dichters, Heinrich von Kleist, geleistet. Wie jetzt üblich, tagte man auch an diesem 18. Oktober und beriet eifrig „Reformen". Da erklärte der Finanzminister mit der seinem Amte eigenen überlegenen Kühle: „Alle euren schönen Pläne in Ehren, aber wir sind zur vollständigen Kulturlosigkeit und Verblödung ver-

Digitized by Google

urteilt, wenn es uns nicht gelingt, in kürzester Zeit den Friedensvertrag von uns abzuschütteln." Der Chronist berichtet nicht, ob der Finanzminister die in diesen letzten Worten liegende Möglichkeit als seine Hoffnung bekannt hat. Weite deutsche Kreise würden in dieser Vertrauensseligkeit auf den Edelmut des Völkerbundes wohl bereits ein bedenkliches Zeichen der angedrohten Verblödung erblicken.

Das deutsche Volk ist es nachgerade so gewohnt, zu dem vielen Schweren, das es erduldet hat und jetzt erleidet, auch noch durch Schreckgespenste verängstigt zu werden, daß diese Drohung des Finanzministers auch keinen tieferen Eindruck gemacht hat. Schließlich, wenn man schon vorher verhungert ist, kann einem auch „Kulturlosigkeit und Verblödung" nicht mehr viel anhaben.

Nun traut sich nach allem zwar auch der beherzteste Deutsche kaum mehr zu Bismarcks Wort zu bekennen, wonach wir Deutsche nichts fürchten außer Gott. Aber so weit sind wir nun doch nicht herunter, daß wir uns durch Gespenster schrecken lassen wollen. Und wenn es nun gar der Finanzminister ist, der aus seinem papierenen Geldsack heraus in Kulturängsten stöhnt, so kann der alte deutsche Idealismus sogar noch lachen. Immerhin ist es ein guter Anlaß, über die Einwirkung der Revolutionsereignisse auf unser Kulturleben und das ganze Verhältnis der neuen Machthaber zum Geistigen nachzudenken. Zur besonders lauten Verkündigung der Befreiung des Geistes und der Beglückung des ganzen Volkes mit den Segnungen der Kultur vor einem Jahre bildet diese verzweifelte Bankrotterklärung einen besonders schreienden Gegensatz.

Wer die Revolutionsereignisse äußerlich ansah, mußte an eine starke Beteiligung der geistigen Kräfte in der Novemberrevolution glauben. Man denke an Bayern, wo Literaten wie Eisner und Landauer zeitweilig die ganze Herrschaft in der Hand hatten. Aber auch in den anderen Bundesstaaten wurden Literaten und Künstler als treibende Kräfte sichtbar; ihrer viele zogen in wichtige Staatsämter ein, und die Art, wie gleich vom ersten Tage ab sich in den später verlausten Reichstagsräumen Betriebsräte von Künstlern und Geistesarbeitern breit machten, bezeugte den großen Anteil, den diese Kreise schon an den vorbereitenden Arbeiten gehabt hatten. Es waren allerdings so gut wie ausschließlich Juden, die die geistige Führung übernahmen, und sie begründeten es mit den großen Diensten, die sie der Revolution schon vorher geleistet hätten. Für Geist und Absicht ihrer Tätigkeit betonten sie nun selbst, was sie kurz zuvor als Verleumdung verketzert hatten, wenn es von uns behauptet wurde. Wir müssen darum etwas näher auf dieses Kapitel eingehen.

Es fehlt dieser Revolution in auffallendstem Maße an geistiger und seelischer Schwungkraft. Es fehlt ihr jeder Gedanke der freudigen Zuversicht, es fehlt ihr aller Idealismus. Es ist keine Revolution der Kraft, die das Alte umstürzt, um ein Neues an seine Stelle zu setzen; es ist eine Revolution der Schwäche. Weil ein Altes zusammengebrochen ist, muß ein anderes an seine Stelle treten. Es hat keines Kampfes dazu bedurft, in dem sich die stärksten Kräfte erweisen konnten; sondern in einer kampflosen Ablösung fiel die Herrschaft denen zu, die gerade bereitstanden, sie in Empfang zu nehmen. Ja, es wird in einzelnen Gedenkartikeln (z. B. der Frankfurter Zeitung) den Mehrheitssozialisten als besonderes Verdienst angerechnet, daß sie überhaupt sich bereit fanden, die Herrschaft zu übernehmen. So war es im Politischen. Im Geistigen war es ähnlich: die Verdrossenen, die Krittler und Zersetzenden hatten den Vorsprung, weil die anderen verbraucht worden waren.

Die Revolution ist nicht entstanden, weil die Massen in der alten Staatsform ein zu elendes Leben führten und sich dagegen empörten. Gerade alle materiellen Fragen gingen einer geradezu zwangsläufigen Lösung im Sinne des sozialen Ausgleichs entgegen. Die Revolution ist auch nicht entstanden im Kampfe gegen politische Unterdrückung. Gerade wer zeitlebens Gegner des preußischen Wahlrechtes war und seine Beseitigung verlangte, kann auch ruhig sagen, daß das deutsche Volk politisch sicher ebenso frei war wie jedes andere, und jeden-

Digitized by Google

falls die Empörung über das Wahlrecht niemals auch nur einen vernünftigen Proletarier bewogen hätte, sein Leben dafür aufs Spiel zu setzen. Nein, die Revolution ist lediglich als Folge des militärischen und politischen Zusammenbruchs entstanden, der mitsamt dem wirtschaftlichen Zusammenbruch aufs innigste zusammenhängt und wechselseitig bedingt war durch die Erschöpfung der deutschen Nervenkraft.

Es mag sein, daß die Niederlage des deutschen Heeres unausbleiblich geworden war; jedenfalls ist es nicht dazu gekommen, und zwar weil der deutsche Geist und die deutsche Seele schon zuvor ihre Niederlage erlitten hatten. Es läßt sich im geistigen Leben nicht mit genauen Zahlen arbeiten, und auch der klügste Untersuchungsausschuß würde hier die Schuldfragen nicht einwandfrei klären können. Der alte Hindenburg hatte schon recht, als er den Geist von 1914 für unüberwindlich erklärte. Aber als er seinen Ausspruch tat, war dieser Geist von 1914 schon tot. Wir sollten kein so kurzes Gedächtnis haben. Wir haben 1914 das Emporlodern des deutschen Geistes als eine Erlösung von dem auf uns lastenden Geiste des Materialismus und undeutschem Internationalismus empfunden. Der Geist, der jetzt mit der Revolution ans Ruder gekommen ist, ist nicht neu, sondern der von den Deutschbewußten schon Jahrzehnte vor dem Kriege bekämpfte. Die Herrschaften wissen sehr wohl, weshalb sie schon in den letzten Kriegsjahren verhüllt und seither mit zynischer Offenheit unser Erleben von 1914 vernichtigen und in den Dreck ziehen. Sie treffen damit ihren erbittertsten Feind, den deutschen Idealismus.

Wenn nun schon vor dem Kriege die bewußten Vorkämpfer des deutschen Geistes nur gering an der Zahl waren, weil die große Masse der Deutschblütigen dem Geistigen stumpf und gleichgültig gegenüberstand oder dem Fremdgeistigen verfallen war und auch der Staat, zumal in der Regierungszeit Wilhelms II., keine Stütze des nationalen Geistes war, so sind noch im Kriege selbst die Träger des deutschen Geistes schwer geschädigt worden.

Wenn ein Vorwurf dem viel verschrienen Militarismus mit Recht gemacht werden kann, so ist es der der Unterschätzung, ja Mißachtung des Geistes und darum der unverzeihlichen Mißwirtschaft mit geistigen Kräften. Anläßlich der vielberufenen Umwertung aller Werte, die mit der Umwandlung des Volkes in ein Heer verbunden war, ist viel darüber gelacht worden, wenn bedeutende Gelehrte und große Künstler aus ihrer hervorragenden sozialen Stellung sich plötzlich in das niedrigste militärische Verhältnis versetzt sahen. Bald verging nicht nur den davon Betroffenen der Humor, sondern jene, allerdings nicht sehr zahlreichen, die die Bedeutung der geistigen Kraft in diesem ungeheuren Ringen hoch einstellten, mußten sich besorgt fragen, wo die dem deutschen Haushalt notwendige geistige und seelische Kraft herkommen sollte. Es wurde zwar immer und immer wieder gesagt, daß dieser Krieg ein Krieg der Nerven sei, aber es geschah nichts dafür, die Nervenkraft des deutschen Volkes auf der Höhe zu halten. Die seelische Unterernährung des deutschen Volkes hat schon früher eingesetzt und ist sicher ebenso verhängnisvoll geworden, wie die körperliche, zumal die feindliche Seite in geistiger Hinsicht dauernd gestärkt wurde. Man sollte nicht so töricht unterschätzen, welche Kraft Frankreich aus dem ihm von aller Welt zugetragenen Mitgefühl schöpfte, während uns von überall her ungeheure Fluten von Haß und Verachtung zuströmten. Das lähmt, wie jenes kräftigt. Wir hätten darum mit doppelter Sorgfalt alle Kräfte aufbieten müssen, um die unerläßliche geistige und seelische Hochspannung zu erzielen. In den letzten Kriegsjahren hat man wohl militärischerseits das erkannt, und es setzten dann mancherlei Unternehmungen ein, die man unter dem Begriff „nationaler Stimmungsmache" zusammenfassen kann. Es ist nicht verwunderlich, daß alle diese Unternehmungen kläglich scheiterten oder gar das Gegenteil bewirkten. Sie kamen nicht nur viel zu spät, sondern waren auch sehr ungeschickt, wie von dem auf diesem Gebiete durchaus dilettantischen Militarismus nicht anders zu erwarten war.

Wie gesagt, das alles entzieht sich der zahlenmäßigen Feststellung. Aber wir brauchen ja nur einmal zu überlegen. Tausende und aber Tausende von Männern, deren Zivilberuf

Digitized by Google

die Verwaltung und Mehrung des geistigen Volksbesitzes war, taten im Heere Dienst. Die Offiziere waren verhältnismäßig gut daran und hätten ihre geistige Tätigkeit in anderem Sinne fortführen können. Aber abgesehen von den im militärischen Drillverhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen liegenden Hindernissen, konnte derartiges doch nur „nebenbei" geschehen. Eine viel größere Zahl geistiger Kräfte aber — alle jene Männer, die zuvor nicht „gedient" hatten — wurde nun in der schäbigsten Weise für Arbeiten verbraucht, zu denen sie ihrer ganzen Anlage nach denkbar ungeeignet waren. Eben deshalb hatten sie ja nicht zu „dienen" brauchen. Eine Notwendigkeit kann schmerzlich sein, wird aber, wenn unabänderlich, hingenommen. Es ist nun aber nicht zu leugnen, daß, genau wie in den Arbeiterkreisen, auch beim Militär geradezu eine Feindschaft gegen den „Gebildeten" herrschte, den man besonders gern drangsalierte und zu den schwersten körperlichen Arbeiten heranzog. Das hat nicht nur ein unendliches Maß von Verbitterung bei den Betroffenen hervorgerufen, sondern bedeutete auch eine unverzeihliche Mißwirtschaft mit der Volkskraft. Denn in unzähligen Fällen, — man muß fast von der Regel sprechen — wurden auch für die hier auftauchenden Arbeiten geistiger oder geistestechnischer Art nicht die durch ihren Zivilberuf dafür Vorgebildeten herangezogen.

Während so beträchtliche Teile der nationalen Geisteskräfte lahmgelegt oder durch Verbitterung geradezu gegenwirkend gemacht worden waren, war es den — sagen wir einmal — anationalen Kräften viel besser gelungen, in eine ihrem Zivilberufe verwandte Tätigkeit zu gelangen. Ich kann das Wieso und Warum hier nicht näher festlegen. Bedauerlicherweise kann man auch nicht die Hoffnung hegen, daß einmal ein unparteiischer Untersuchungsausschuß diese Dinge klarlegt. Jedenfalls ist in allen Schichten des deutschen Volkes die Überzeugung von der „jüdischen Drückebergerei" unausrottbar. Es wird darunter verstanden, daß es einer auffallend großen Zahl von Juden gelungen ist, sich entweder überhaupt dem Heeresdienste zu entziehen oder in Stellungen und Ämter zu gelangen, die mit dem eigentlichen Waffendienste nichts zu tun hatten. Es geschieht mit der üblichen Verallgemeinerung vielen einzelnen Juden Unrecht. Aber Tatsache ist jedenfalls die auffällig große Zahl der Juden in allen Bureaus, auch im Auswärtigen Amte und bei allen Unternehmungen künstlerischer und geistiger Art; Tatsache auch, daß beim Revolutionsausbruch in den hinter der Front gebildeten Soldatenräten die Juden mit einer Zahl beteiligt waren, die im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem Anteil an der Frontarmee stand. Darüber hinaus ist eine Tatsache — es ist an dieser Stelle sehr oft mit Belegen darauf hingewiesen worden —, daß seit Ende 1916 in steigendem Maße im heimatlichen Geistesleben die anationalen und internationalen Stimmungen zur Geltung kamen, so daß die geistige Arbeit in der Heimat in immer schrofferen Gegensatz geriet zu dem Geiste, der das kämpfende Volk an der Front beseelen mußte, wenn wir nicht der Niederlage zutreiben sollten.

Diese letzte Tatsache braucht nicht mehr bewiesen zu werden, denn aus den Beschuldigten der letzten Kriegsjahre sind die Triumphierenden der Revolution geworden, die die Revolution als eine Frucht ihrer Tätigkeit hinstellten und nun ihrerseits die Früchte der Revolution einheimsten. Das fiel ihnen um so leichter, als schon vor dem Kriege die Juden in den Bildungsausschüssen der sozialdemokratischen Partei den ausschlaggebenden Einfluß hatten.

Die von ihnen hier geleistete Arbeit soll um so weniger verkleinert werden, als in ihr die Erklärung liegt für den Geist dieser sozialdemokratischen Bildungsarbeit und damit auch für die geistige Bewegung seit der Revolution. Materialismus und Internationalität sind die beiden Kennzeichen dieser Bestrebungen. Der Materialismus offenbart sich in der grobgegenständlichen Auffassung von Kulturbesitz und in der Überschätzung des Wissensstoffes; die Internationalität erscheint auch als Traditionsfeindlichkeit.

Es ist immer eine Gepflogenheit der Literaten- und Künstlerjugend gewesen, am Schreibtisch oder auch nur am Tisch des Kaffeehauses die Welt zu revolutionieren. Nun wollen wir die Bedeutung einzelner umstürzlerischer Geister für die Geistes- und Kunstgeschichte der Mensch-

Digitized by Google

heit gewiß nicht verkennen. Aber die Kultur der Gesamtheit hat zu allen Zeiten auf einer sorgfältigen Überlieferung und einem vorsichtigen Einbau des Neuen in sie beruht. Der Kern dieses Überlieferungsbesitzes, das Unveräußerliche in ihm, ist das Volkstum. Sehen wir genau zu, so haben — vor allem in der Kunst — die fruchtbaren unter den ihrer Zeit als „revolutionär" erscheinenden Geistern immer im Geiste dieses Volkstums gehandelt. Ihre umstürzlerische Tätigkeit richtete sich gegen diesem Volkstum aufgepfropfte oder es verdunkelnde Fremdkörper. Sie waren also im Grunde die besten Wahrer und Fortsetzer einer wahrhaft volkstümlichen Überlieferung. In unserer deutschen Kunstgeschichte tritt das um so deutlicher hervor, als wir immer die Einwirkung des Fremden, mit dem wir zusammengestoßen waren, abschütteln mußten. Luther, die am Pietismus genährten evangelischen Kirchenmusiker des siebzehnten Jahrhunderts, der dichterische „Sturm und Drang" um Herder und Goethe, der junge Schiller, Mozart, Beethoven und Weber, später Wagner, ja sogar noch die „Literaturrevolution" der achtziger Jahre — sie alle rufen die inneren Kräfte des Volkstums auf gegen die durch fremden Geist bewirkte Verfälschung und Verbiegung der Kunst und des Empfindens. Alle diese Bewegungen sind im höchsten Grade national, selbst wenn sie, wie die Literaturrevolution vor einem Menschenalter, sich an fremdvölkischen Geistern schulen.

Ganz anders die vom Judentum geführte geistige Bewegung der Sozialdemokratie. Sie ist bewußt international und bekämpft sogar das Nationale. Ihre Traditionsfeindlichkeit offenbart sich für das Kunstgebiet am schärfsten durch das grundsätzliche Bekenntnis zur jeweiligen „Moderne". Immer wird doziert: „Ihr müßt das Alte vergessen; es kommt auf einen ganz neuen Geist an, der ganz neue, unerhörte, euch zunächst natürlich fremd berührende Ausdrucksformen sucht." Dem Judentum ist diese Internationalität als notwendige Folge seiner Anationalität ganz natürlich. Es fällt mir gar nicht ein, das politische Nationalgefühl zahlreicher Juden anzuzweifeln. Ich weiß auch, daß viele Juden von Liebe zur deutschen Kultur erfüllt sind, daß sie sich bemüht haben, sogar das ursprüngliche Volkstum der Deutschen zu erfassen und sich anzueignen. Viele dieser Fälle entbehren nicht der Tragik. Denn das Fremdverhältnis war nie zu überwinden, und ein Wahldeutschtum kann niemals ein Naturdeutschtum werden. In jenes dem Blutszugehörigen natürliche Verhältnis der Liebe und Ehrfurcht zu dem überkommenen Kulturbesitz kann der Jude nur dem Judentum gegenüber gelangen, nicht aber zum Volkstum der Völker, in die er eingesprengt ist. Dagegen muß ihm die Tatsache, daß er dem ihm wahlverwandten Juden bei sämtlichen Völkern begegnet, zur Internationalität führen.

Das Proletariat war für die Lehre einer internationalen Kultur ein besonders empfänglicher Boden. Einmal war aus politischen Gründen den Massen dauernd der Internationalismus verherrlicht und das eigene Volkstum verketzert worden. Dann aber, und darin liegt das Wesentliche: es gibt keine proletarische Kultur, jedenfalls gibt es sie noch nicht. Man braucht das nicht zu beweisen, man braucht nur auf den reichen Inhalt des Begriffes bäuerliche Kultur hinzuweisen, und jeder wird zugeben, daß das großstädtische Proletariat dazu keinen Gegenwert aufzuweisen hat. So fehlte den internationalen Beeinflussungen gegenüber die Verteidigungsmacht einer Kulturüberlieferung.

In ihrem ganzen Verhängnis aber hat sich diese Kulturleere erst mit dem Augenblicke geoffenbart, als das Proletariat zur Herrschaft gelangte. Kultur ist vor allem Lebensform. Die bisherigen Lebensformen der regierenden Kreise sind aus den Kulturverhältnissen bestimmter Bevölkerungsschichten entstanden. Mit dem Augenblick, wo das Proletariat oder auch nur die sogenannte Demokratie zur Herrschaft gelangte, hätten die Lebensformen der Regierenden aus dem Kulturbegriffe dieser Schichten neu gebildet werden müssen. Davon ist aber auch nicht die Spur zu merken, vielmehr bemühen sich die emporgekommenen Proletarier und Demokraten in allen ihren äußeren Lebensgepflogenheiten um die Formen der abgesetzten Schicht. Noch nicht einmal zu dem Grundsatze hat man sich emporgerafft, daß es

Digitized by Google

für die höchsten Beamten der Republik durchaus nicht erforderlich ist, auch in ihrem Privatleben nach irgend einer äußeren Repräsentation zu streben. Die alte, bürgerlich gediegene Demokratie der Schweiz ist in der Lebenshaltung ihrer höchsten Beamten viel einfacher, als unsere proletarischen Minister, die sich sofort die großen prunkvollen Wohnungen und das kostspielige äußere Auftreten ihrer Vorgänger aneigneten.

Wie die Führer, so die Masse. Die ganze Revolution gipfelt lediglich in Forderungen zur Ermöglichung einer kostspieligeren Lebensführung. Auch wenn es nicht durch die völlige Verarmung des Staates geboten wäre, hätte schon lediglich aus dem proletarischen Geiste als oberster Grundsatz eine möglichste Vereinfachung der Lebensführung verkündigt werden müssen. Statt dessen überall Bereicherung.

Auch das Verhältnis zur Kunst ist genau vom gleichen Geiste bestimmt. Auch hier überall nur die Betonung von Rechten, nicht die von Pflichten. Ganz allgemein wird die Forderung aufgestellt, daß die Kunst dem ganzen Volke gehören müsse. Diese Forderung ist uralt, trotzdem aber nicht voraussetzungslos richtig. Denn eine Kunst, die dem ganzen Volke gehören soll, muß bestimmte Voraussetzungen erfüllen, sie muß für das Volk geschaffen sein. Es gibt eine Klassenkunst, nicht nur insofern, als sich nur bestimmte Klassen ihrer zu bemächtigen vermochten, sondern auch weil Lebensform und Bildungsgrad dieser Klassen sie in wesentlichen Eigenschaften bestimmt haben. Nun verbirgt sich ja auch hinter der jetzigen Allgemeinforderung „Kunst fürs Volk" im Grunde eine Klassenforderung. Denn in der sozialdemokratischen Bewegung ist der Begriff „Volk" zu dem des „Proletariats" eingeengt. Das Proletariat selbst hat, wie es bislang keine ihm eigene Kultur als bewußte Lebensform zu entwickeln vermochte, auch noch keine ihm eigene Kunst oder doch jedenfalls nur Ansätze dazu. Wäre die Entwicklung hier weiter gediehen, so würde sich der Forderung ganz von selbst das Gefühl der Verpflichtung, eine proletarische Kunst zu schaffen, verbinden. Es würde wenigstens eine solche Kunst verlangt werden. Das ist aber nicht der Fall. Für Führer und Massen kann man das Verlangen in die Worte kleiden: sie wollen für sich die Kunstgenüsse, die bisher den „bevorzugten" Klassen vorbehalten waren.

Deshalb richtet sich das Begehren auch am offensichtlichsten auf das Theater. In den ersten Wochen der Revolutionszeit hieß es ganz schroff: alle Theater, vorab alle Hoftheater, müssen Volksbühnen werden, deren Besuch am liebsten unentgeltlich, jedenfalls sehr billig sein sollte, wobei stillschweigende Voraussetzung war, daß die Verteilung der Plätze durch die Gewerkschaften vorgenommen würde. Jedenfalls wollte man sich also einfach Kunsteinrichtungen und Kunst aneignen, die von ganz anderen Klassen unter ganz anderen Voraussetzungen geschaffen worden waren. Man dachte nicht daran, daß vor allem das Theater und damit auch das Drama sich ganz anders entwickelt haben würden, wenn die Entwicklung im Schoße des ganzen Volkes oder gar seiner unteren Schichten vor sich gegangen wäre. Es wäre vermutlich dann niemals zur Illusionsbühne gekommen, das Volksdrama hätte sich immer mit einigen Typen begnügt, hätte auch in der Inszenierung die feststehenden Symbole beibehalten. Das ist nicht nur von künstlerischer, sondern auch von höchster finanzieller Bedeutung.

Unser Theater hat sich seit der Renaissance als Luxustheater entwickelt. Fürsten oder andere geldkräftige Mächte gaben Unsummen aus für Dinge, die zunächst nicht mit dem Wesentlichsten des Kunstwerks zusammenhingen, aber langsam doch auch dahin übergriffen. Man denke an Orchester und Chor in der Oper, an große Massenszenen im Schauspiel. Aber selbst die reichsten Fürsten wären nicht imstande gewesen, diese Kunstentwicklung finanziell zu stützen, wenn nicht die in Massen verwendeten Kräfte außerordentlich billig gewesen wären. Im Laufe der Zeit sind die Fürsten, je mehr sie in ihrer absoluten Machtvollkommenheit beschränkt wurden, um so weniger imstande gewesen, die Kosten für diese Luxuskunst allein aufzubringen; ein großer Teil derselben wurde auf die Besucher abgewälzt, die aber natürlich auch noch verhältnismäßig große Opfer bringen mußten. Oder aber man suchte sich durch stete Vergrößerung

Digitized by Google

der Zuschauerräume zu helfen und noch in den letzten Jahren war als Aushilfsmittel das „Theater der Fünftausend" verkündet worden. Aber auch dabei blieb immer als Voraussetzung der Erstellungsmöglichkeit die denkbar billige Entlohnung der in Massen beteiligten Kräfte.

Das alles ist doch nur aus der geschichtlichen Entwicklung heraus zu verstehen. Ursprünglich hat die ganze höfische Gesellschaft bei den Massenszenen mitgewirkt, sie kosteten also nichts; später wurde diese Kunsttätigkeit im Nebenberufe geleistet, die Choristen waren Schneider und Schuster, auch in den Orchestern saßen zu einem großen Teil Leute, die noch andere Erwerbsquellen hatten. Ich sehe darin keineswegs einen idealen Zustand, aber ohne diese Voraussetzungen wäre diese Kunst eben nicht so geworden. Vergangene Zeiten haben künstlerische Darbietungen mit Massenkräften nur ganz ausnahmsweise aufgebracht, und dabei haben die Massen der Mitwirkenden meistens unentgeltliche Arbeit geleistet. Das ist ja heute vielfach noch so, z. B. bei den großen Volksfestspielen in der Schweiz.

In den letzten Jahrzehnten hat sich das Theater, vorab die Oper, in steigendem Maße zu einer Luxuseinrichtung für alle Besucher entwickelt, d. h. die Eintrittspreise mußten immer höher werden, weil die in Massen beteiligten Kräfte immer mehr berufsmäßige Künstler wurden, die von ihrer Kunstleistung auch leben mußten. Man hat vielfach nach einem Ausgleich gestrebt, z. B. durch die Einrichtung der stilisierten Bühne, die billiger ist als die Illusionsszenerie. Die Revolution treibt diese Entwicklung nun zur Katastrophe, die bis jetzt nur durch Kompromißlerei aufgehalten worden ist. Denn in der Praxis hat sich die im Gefolge der Revolution einsetzende Bewegung der Sozialisierung der Kunst weniger auf die nach der Kunst Verlangenden, als auf die an ihrer Erzeugung Mitwirkenden erstreckt.

Es ist der Geist der Masse, muß sich darum dort zuerst bemerkbar machen, wo Massen mitwirken und wird natürlich auch diesen Massen zugute kommen. Diese Massen erhoben zunächst wirtschaftliche Forderungen: ein Mindesteinkommen für alle irgendwie solistisch Mitwirkenden, außerordentlich erhöhte Bezüge für Chor- und Orchestermitglieder und für das ganze technische Personal. Je größer die Massen der Beteiligten sind, um so sicherer arbeitet die „Organisation", um so leichter ist durch das übliche Mittel des Streiks jede Forderung durchzusetzen. Dabei muß man sich gegenwärtig halten, daß für das Wesentlichste des Kunstwerks diese Massen am entbehrlichsten sind. Doch lassen wir diesen geistigen Gesichtspunkt, lassen wir auch die Tatsache beiseite, daß durch die maschinenmäßige Übertragung der Arbeitsbedingungen von anderen Gebieten auf das geistige, z. B. das des Theaters, ganz unmögliche Zustände hervorgerufen werden. Gerade diese Unmöglichkeit wird ja hier irgend einen Ausgleich bald erzwingen. Hier berührt uns zunächst nur die Tatsache, daß die Kunsterzeugung ganz ungeheuerlich verteuert worden ist. Das gilt nicht nur vom Theater. Die Allgemeinheit erfährt es auch bereits beim Buch, das heute schon ein Vielfaches gegen früher kostet, nicht etwa weil der eigentliche Urheber des Buches, sein geistiger Schöpfer, höher entlohnt würde als früher, sondern weil alle irgendwie handwerklich daran Beteiligten, vom Arbeiter der Papiermühle und dem Leimsieder bis zum Setzer ihre riesigen Lohnforderungen durchgesetzt haben.

Auf die Versuche, auch den geistigen Betrieb (z. B. des Theaters), zu sozialisieren, will ich nicht näher eingehen. Hier wird in kurzer Zeit ein Umschwung eintreten müssen, wenn nicht alles zugrunde gehen soll. Offenkundig ist schon jetzt die schwere Schädigung aller geistig an der Kunsterzeugung Beteiligten. Die Kunst ist das Aristokratischste, was es überhaupt gibt. Der Schöpfer ist ein Einzelner, seine Arbeit ist aller Organisation verschlossen. Darum ist er im Wirtschaftskampfe ohnmächtig.

Aber auch der Genuß der Kunst ist durch die Verteuerung ihres Angebots ungeheuer erschwert, wenn nicht von anderer Seite Hilfe kommt.

Aber der Helfer ist ja da. Der Staat muß helfen.

Hat es jemals einen wahnwitzigeren Popanz gegeben, als diesen Staatsafterglauben unserer Revolutionskreise? Alles hackt auf diesem Staat herum. Jeder einzelne will weniger

Digitized by Google

arbeiten, dafür mehr Lohn empfangen — der Staat muß das eben leisten. Es wird einfach alles verstaatlicht, dann kann er es. Der Staat ist ein Abstraktum und läßt sich geduldig alles gefallen. Die Gemeinschaft aller einzelnen, an die sich die Forderungen jedes Einzelnen wirklich zu richten hätten, wäre nicht so geduldig; sie würde dem einzelnen bedeuten, daß das Maß seiner Forderungen genau entsprechen müsse dem seiner Leistung für die Gesamtheit. Sonst ist ein Bestehen unmöglich.

Der Staat soll auch alles tun für die Kunst. Die Kunsterzeuger sollen entlohnt werden, natürlich auch die wirklichen Erzeuger, die Schöpfer. Mit diesen ist leicht fertig werden; es sind ihrer ja so wenige, und sie haben kein Druckmittel in der Hand. Aber reich zu entlohnen sind alle jene, die irgendwie in Massen am Kunstwerk beteiligt sind. Natürlich wird die Erzeugung der Kunst- und Kulturgüter dadurch ungeheuer teuer. Trotzdem sollen sie unentgeltlich oder doch ganz billig abgegeben werden. Den Ausfall zahlt eben der Staat.

Und wenn nun aber der Staat kein Geld hat?

Dann erklärt man den Kulturbankrott. Ganz einfach. Dann drohen wir der Welt mit unserer Verblödung. Das muß doch wirken. Dann wird die Welt den Ausfall bezahlen, indem sie in ihren Forderungen so bescheiden wird, daß der deutsche Staat die fehlenden Mittel gewinnt. Die ganze Tragikomödie aber nennt man revolutionäre Kulturpolitik.

Kein Vernünftiger wird die Gefährdung unserer Kultur verkennen, die von einer völligen Verarmung unseres Staates unzertrennbar wäre. Unsere Schulen brauchen viel Geld. Auf unseren Hochschulen sind gerade die rein geisteswissenschaftlichen Gebiete am meisten auf staatliche Zuschüsse angewiesen, während für die mehr „praktischen“ Fächer wohl auch auf Beihilfe der von ihnen gewinnenden Privatkreise (z. B. der Industrie) zu rechnen ist. Leider ist anzunehmen, daß bei der Zusammensetzung unserer Parlamente auch da jene Fächer, von denen man unmittelbare Förderung erwartet, bevorzugt werden; hört man doch jetzt schon vielfach die Meinung vertreten, unser deutsches Streben müsse ganz auf „praktische“ Arbeit, auf materielle Hebung gerichtet sein. Ich sehe darin einen verhängnisvollen Irrtum. Wir haben schon seit einem halben Jahrhundert uns dem Materialismus verschrieben, sind realpolitisch geworden, haben uns amerikanisiert und stehen heute im Endergebnis dieser Bewegung. Denn sie ist keineswegs unbeteiligt an Entstehen und Ausgang des Krieges. Vor allem aber frage ich mich, wo wollen wir denn mit all diesen „praktischen“ Deutschen hin? Die Welt scheint nicht allzu viel Lust zu haben, sie aufzunehmen. Jedenfalls müßten wir sie an das Ausland abgeben, wobei sie erfahrungsgemäß dem Deutschtum verloren gehen.

Liegt es nicht umgekehrt im Dienste Deutschlands, ja der ganzen Welt, eine geistige Umstellung zu bewirken? Ist es nicht von allem andern abgesehen das von den gegebenen Verhältnissen auferlegte Gebot, das Lebensziel des einzelnen anders zu legen, als es im letzten halben Jahrhundert gewesen ist, und damit den Glücks- und Schönheitsbegriff des Lebens aus dem Materiellen wieder ins Geistige zu tragen? Müssen wir nicht alles daransetzen, den Schwerpunkt alles Kulturempfindens aus der äußeren in die innere Lebensgestaltung zu verlegen?

Das gilt dann auch für das Gebiet des Geistigen und Künstlerischen selbst. Nicht Kulturgüter in unser Leben hineinzutragen, kann künftig unsere Hauptaufgabe sein, sondern Kulturbesitz aus ihm heraus zu entwickeln. Das erste ist Sache des Staates und kostet Geld und immer wieder Geld, hängt geradezu ab von den dafür aufzubringenden materiellen Mitteln — das andere ist Sache der einzelnen und hängt im wesentlichen nicht von ihrem materiellen Besitz, sondern von der Ausnutzung ihrer Fähigkeiten ab. Mir ist es in dieser Stunde des wirtschaftlichen Zusammenbruchs der stärkste Trost, daß gerade für die Kunst die wahrhafte Kultur der Allgemeinheit nur auf dem letzteren Wege zu erreichen ist. Es ist doch ganz sicher: wenn wir Hunderte von stimmbegabten Menschen aus dem Volke zu großen Choraufführungen zusammenholen, mit ihnen ein solches Chorwerk einüben und sie so in den Dienst der Kunst selbst

Digitized by Google

bringen, fördern wir die künstlerische Kultur dieser Menschen und der in ihrem Lebenskreise stehenden unendlich mehr, als wenn wir ihnen den Besuch von Dutzenden Opernvorstellungen ermöglichen. Und die Choraufführung kostet so gut wie nichts im Vergleich zu den Opernaufführungen. Ähnlich ist es auf allen Gebieten. Wenn wir unsere Schule dazu ausnutzen, die künstlerische Empfangsmöglichkeit des Menschen auszubilden, ihn zum Kunstgenuß anzuleiten, wenn wir ruhig etwas von der den praktischen Fächern eingeräumten Zeit wegnehmen und sie auf die echte Bildung der Sinne und des Gemüts verwenden, so werden die Menschen lernen, die unendliche Fülle von Schönheit und Kunst, die unbeachtet und unbenutzt auf allen Gassen steht, zu empfinden und sich an ihr zu beglücken. Das ist unendlich kulturreicher, als Dutzende von Museumsführungen und Lichtbildervorträgen. Freilich kann das Kultusministerium dann nicht mit prunkvollen Statistiken aufwarten. Von dieser äußeren, rein gegenständlichen Auffassung der Kulturarbeit muß man sich befreien, wenn man wirklich der Kultursache dienen will.

Unsere Kulturpolitiker, vor allem die der Sozialdemokratie, müssen auch noch in anderen Dingen umlernen. Zunächst müssen sie bescheiden werden in der Erkenntnis, daß von einer eigenwüchsigen Kultur des Proletariats noch so gut wie nichts vorhanden ist, und daß das Volk als Gesamtheit zu schade ist, um als Versuchskaninchen zu dienen. Achtung vor dem Vorhandenen und sorgfältige Wahrung aller Werte, solange man nichts Besseres an ihre Stelle setzen kann, ist oberstes Gebot aller Kulturpolitik. Vor allem aber muß die Sozialdemokratie, wenn sie wahrhaft Kulturpolitik für das Ganze treiben und nicht bloß die vorhandene Kultur für ihre Parteizwecke dienstbar machen will, lernen, den einzelnen als Individuum anzusehen. Alle Kunst ist Sache des einzelnen, und so hoch ich das soziale Gemeinschaftsgefühl für den Kunstgenuß veranschlage, letzten Endes spricht doch jedes Kunstwerk zum einzelnen als Einzelpersönlichkeit, selbst dann, wenn es in diesem das Gemeinschaftsempfinden wecken will. Und nun gar für alle Kulturarbeit hängt schließlich alles von der Persönlichkeit des einzelnen Kulturvermittlers ab. Das läßt sich nicht nach den Schablonen der Gewerkschaftslehre organisieren. Hier ist jene Art von Freiheit unentbehrlich, die der Sozialismus im Staatsbegriff erstickt. Damit wird dann ganz von selbst der jetzt überspannte Glaube an den Staat schwinden, und ein wirtschaftliches Zusammenbrechen dieses Staates braucht keinen Kulturbankerott zu bedeuten, solange noch andere Hilfskräfte vorhanden sind. Wenn der Sozialismus mehr von deutschen Geisteskräften befruchtet wäre, hätte er nicht über der Errichtung eines alle umfassenden Gesamtgebäudes, in dem sich alles in größter Öffentlichkeit vollzieht, die gerade im Deutschen so stark ruhende Kraft verkannt, sich in die Enge einzubauen und in ihr eine eigene Welt auszubauen, deren materieller Kleinheit eine unbegrenzte Größe des Geistigen und Seelischen gegenüberstehen kann.

Das Vertrauen auf diese Urkräfte des deutschen Geistes und der deutschen Seele ist keine müßige Spekulation, sondern auf geschichtliche Erfahrung gegründet. Das deutsche Volk hat sich nach dem Dreißigjährigen Krieg durch diesen Ausbau der Innenkräfte des einzelnen aus noch viel ungünstigeren kulturellen Bedingungen herausgearbeitet. Es geschah damals sogar im Gegensatz zum Staate, der in den Fürsten verkörpert war, die alles für ihre Kulturbedürfnisse Notwendige fertig aus dem Auslande bezogen. Das deutsche Volk dagegen, das keine Mittel mehr hatte, erkannte in der Musik eine Kunst der Armen und einzelnen und auch der kleinen Gemeinschaften. An dieser Kunst, die nichts kostete, hat sich die deutsche Seele zur Größe emporgenährt, so daß sie ein Jahrhundert später fähig war, nicht nur die höchste Musikkultur aller Zeiten, sondern auch die geistig reichste Literatur und die Philosophie eines Kant hervorzubringen. Man darf nicht übersehen, daß damit auch wieder die Fähigkeit zur nationalpolitischen Betätigung (Friedrich der Große und Joseph II.) erlangt war.

Uns kann nur eins helfen: der deutsche Idealismus. Aus ihm heraus werden wir auch dem Sozialismus den einzig fruchtbaren Geist einhauchen können. Dieser Sozialismus ge-

Digitized by Google

bietet eine Umstellung der sittlichen Forderung bei der heutigen Sozialdemokratie. Nicht die Rechte an die Gesamtheit sind zu betonen, sondern die Pflichten an sie. „Begeistere du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht“ ist allerdings ein altes Preußenwort Gneisenaus. Es ist aber auch die Losung des wahren Sozialismus, in dem der einzelne alles hergibt, alles daran setzt, was in ihm ist, zum Heile der Gemeinschaft. Es steht uns in jedem Falle ein langer, mühseliger Kampf bevor. Aber wenn wir in diesem Geiste in ihn treten, in diesem Geiste beharren, so braucht uns um die Zukunft der deutschen Kultur und damit doch wohl auch der deutschen Nation nicht bange zu sein.

Karl Storck

Goethes „Faust“ in Bildern

Die illustrierten Klassiker-Ausgaben stehen weder bei den Freunden der Dichtung noch bei denen der Literatur in gutem Rufe. Nun ist ja wohl die Mode, alles durch Dichtung angeregte bildnerische Schaffen mit der Bezeichnung „literarische Malerei“ oder dergleichen verächtlich abzutun. Aber unsere illustrierten Klassiker-Ausgaben stehen in der Tat durchweg nicht auf künstlerischer Höhe, zumal die zahlreichen Versuche, Goethes „Faust“ beizukommen, sind durchweg kläglich gescheitert. Was Cornelius in der ersten Begeisterung geschaffen hat, bildet immer noch den Gipfel, aber auch Cornelius gibt mehr die Gretchen-Tragödie, als den Faust. Und nun erst der zweite Teil der Dichtung!

Dabei ist gerade dieser zweite Teil das vielleicht Bildhafteste, was je gedichtet worden ist. Es ist gar nicht wahr, daß das rein Gedankliche oder gar Abstrakte, daß die Hunderte von weither geholten Beziehungen das Verständnis dieses Teiles erschweren, vielmehr versagt unsere Kraft, oder wohl ebenso oft der Wille, die vielen Bilder vor unseren Augen zu gestalten, die der Dichter oft mit nur wenigen Worten aufruft. Hier ist eine so unendliche Fülle der Gesichte dabei derartig plastisch gesehen, daß sie zur Bedrängnis werden für den nicht mit lebendiger Schaukraft gesegneten Leser. Nur wer zur vollen Beherrschung der Dichtung durchdringt, wird da allmählich ein froher Genießer werden können.

Wer Franz Stassen kennt, bestaunt seit Jahren seine innige Vertrautheit mit Goethes Dichtung. Er kennt sie nicht nur bis ins letzte Wort auswendig, sondern besitzt sie auch inwendig als eine völlig vertraute Welt. Ihm ist jedes Wort zum sinnlichen Erlebnis geworden; was der Dichter schaute, hat sich ihm gestaltet. Wie weit dies geht, bezeugt ein Goethekenner wie Houston Steward Chamberlain mit den Worten: „Bei dem Maskenfest und der klassischen Walpurgisnacht mußte ich wiederholt laut aufjauchzen; ich habe so unzählige Stunden über diesem Werke zugebracht, daß ich es genau zu kennen mir einbildete; die Bilder Stassens haben mir manches offenbart, was meiner Beachtung doch entgangen war.“

Auch ich habe diese Faustbilder Stassens mit wachsender Freude und zunehmender Bewunderung entstehen sehen. Er ist völlig frei von dem, was durchweg unzulängliches Regietalent auf unserem Theater als „Faust“ darbietet. Die 163 Federzeichnungen, die er zu Goethes Dichtung geschaffen hat, sind ein Nach- und Neudichten erstaunlicher Art, ein Beispiel jener produktiven Reproduktion, wie sie uns ein genialer Musiker zuteil werden läßt. Es ist sehr bezeichnend, wie Stassen mit seiner Aufgabe gewachsen ist und wie er gerade im zweiten Teil uns Bilder von einer Kraft und Klarheit schenkt, daß durch sie in Goethes Dichtung stärker eingeführt wird, als durch den ausführlichsten Kommentar.

Und nun ist es in einer Zeit, in der die geldsackprotzende Bibliophilie einen vorher unerhörten Umfang angenommen hat, ein kaum hoch genug zu schätzendes Ereignis, daß sich zum Künstler ein Verleger gefunden hat, der auf diesen sicheren Gewinn verzichtet und seinen Beruf im Sinne wahrer Volksbildung auffaßt. Die Verlagsanstalt für vaterländische Ge-

Digitized by Google

Beſchwörung Mephiſtos — Franz Staſſen

(Aus der von Franz Staſſen illuſtrierten Ausgabe von Goethes „Fauſt“

ſchichte und Kunſt in Berlin NW. 23 bringt dieſe Fauſt-Ausgabe zu einem Preiſe heraus, der ihren Erwerb auch dem Unbemittelten möglich macht. In einem ſchönen Großoktav-Format, auf ausgezeichnetem Papier, in ſorgfältigſtem Druck wird das ganze Werk ſchön gebunden 40 ℳ koſten. Zunächſt iſt der erſte Teil zum Preiſe von 15 ℳ erſchienen. Ich bin ſicher, daß das Vertrauen des Verlags nicht getäuſcht werden wird. Jeder Freund der Goetheſchen Dichtung, der die Fauſt-Ausgabe erſt geſehen haben wird, wird ſie auch beſitzen wollen.

Digitized by Google

Musikbücher

Immer wieder von den verschiedensten Standpunkten aus haben sich die Deutschen von Deutschen sagen lassen müssen, daß sie aus der Geschichte nichts gelernt haben. Gemeint ist dabei durchweg die politische Geschichte, also auch unser politisches Leben. Unser Grundmangel aber, auf dem schließlich auch alle politischen Fehler beruhen, ist die fehlende Deutschheit. Das Deutschbewußtsein, als Stolz oder doch Verantwortungsgefühl für das Deutschsein, könnte sich in einer wertvollen Form erst einstellen, wenn wir das Deutsche wirklich kennten. Wir haben uns aber darum immer wenig bemüht und betätigen für das Fernliegendste und Fremdeste eher Teilnahme und Wissensdrang, als für unsere ureigenen Angelegenheiten. Das beste Gegenmittel gegen diese unglückliche Anlage müßte das Studium der Geschichte sein. Für den Franzosen und Engländer, und erst recht für den Italiener, trifft das auch zu. Die politische Geschichte dieser Länder ist in dem Sinne eine Nationalgeschichte, als ein Volksbegriff, der auch in geographischer Hinsicht scharf umgrenzt ist, sich früh entwickelt und damit eine Idee des diesem Volke Zuträglichen ersteht, die zum Ideal des Volksempfindens wird. Was dieser Idee zuwiderläuft, wird auch dann als schädlich empfunden, wenn es an sich wertvolle Eigenschaften aufweist.

Wir Deutsche sind demgegenüber in einer sehr schlechten Lage. Der geographische Begriff Deutschland als Land der Deutschen ist bis zum heutigen Tage so unklar, daß noch heute tausendfältig die deutschen Österreicher als Fremde empfunden werden im Gegensatz zu den innerhalb der geographischen Grenzen wohnenden Polen. Der geistige Begriff deutsch hat sich in unserer ganzen Geschichte niemals mit dem geographischen und politischen gedeckt. Dazu kommt, daß Jahrhunderte lang das Stammesgefühl viel stärker ist, als das Volksgefühl, und daß immer wieder die ein Deutschland voraussetzende Weltpolitik in schroffsten Gegensatz gerät zur wahrhaft vaterländischen, die immer wieder von einzelnen Stämmen in Gegensatz, ja Feindschaft zum Gesamtreich vertreten wird.

In diesen Verhältnissen sehe ich den Hauptgrund dafür, daß das Studium unserer politischen Geschichte für das Deutschgefühl des heutigen Menschen verhältnismäßig unfruchtbar bleibt. Um so notwendiger wird es, jetzt endlich aus höheren nationalen Gründen die früher zumeist vom parteipolitischen Standpunkte aus erhobene Forderung zu erfüllen, unseren geschichtlichen Studien vor allem die deutsche Kultur, das geistige und künstlerische Schaffen Deutschlands, also den Ausdruck des deutschen Lebens- und Formwillens, zugrunde zu legen. Gerade weil nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Lebensform, weil in allen religiösen Anschauungen, in der Auffassung von Sitte und Sittlichkeit, das Deutsche bei den Deutschen sich fast immer kämpfend hat durchsetzen müssen, weil wir uns immer des Fremden erwehren mußten, das meist gefälliger und gleißender war, wie aber doch zuletzt immer wieder das Deutsche sich als das wenigstens für uns Wertvollere und Zuträglichere erwiesen hat, muß das Studium der deutschen Kulturgeschichte für die Erziehung zum Deutschgefühl unendlich fruchtbarer wirken können als das bisher fast ausschließlich geübte in der politischen Geschichte.

Dem Studium der Musikgeschichte wird, wenn erst diese Erkenntnis sich Bahn gebrochen hat, ein Umfang eingeräumt werden, der im schroffsten Gegensatz zur heutigen Übung steht. Es ist ja sehr bezeichnend und wirklich nur in Deutschland möglich, daß wir gerade von dem Gebiete, auf dem wir uns am eigenartigsten und fruchtbarsten, am deutschesten betätigt haben, am wenigsten wissen. Nun sei zugegeben, daß sich über Musik schwer sprechen und schreiben läßt, daß das Letzte und Innerste wohl empfunden, aber kaum erkannt, geschweige denn dargestellt werden kann. Doch das ist im Grunde bei den anderen Künsten auch der Fall. Soweit aber Kunstgeschichte eine Geschichte der Künstler, der Kunstformen und vor allem des Wollens in der Kunst und des Verlangens an sie ist, bietet die Musikgeschichte sicherlich ein ebenso reiches

Digitized by Google

und ausgiebiges Feld, wie Literatur und bildende Kunst. Es liegt mehr an der einseitig philologisch gerichteten Art unserer Erziehung, wenn diese Tatsache so lange verkannt wurde. Es ist jetzt höchste Zeit, daß ein Wandel eintritt. In dem Zustande, in dem wir uns heute befinden, können wir kein Mittel mehr entbehren, das Kräftigung des uns noch allein Verbliebenen, des inneren Deutschtums verheißt.

Es muß darum auch in Zukunft die Musikliteratur im geistigen Haushalt jedes Gebildeten einen viel größeren Raum einnehmen, als bisher. Die Kenntnis der Musikgeschichte, das Wissen des Wesentlichen von den Musikformen, die Vertrautheit mit den großen Menschen, die uns auf diesem Gebiete beschieden waren, muß in gleichem Maße als Erfordernis der allgemeinen Bildung anerkannt werden, wie es schon länger für die Literatur und in den letzten Jahrzehnten auch für die bildende Kunst geschehen ist. Von diesem Gesichtspunkte aus werden hier aus der neueren Musikliteratur einige neuerschienene Werke als Weihnachtsgeschenke empfohlen.

Es wäre ein Kokettieren mit „vornehmer Zurückhaltung", wenn ich hier nicht an erster Stelle die „Geschichte der Musik" von Karl Storck nennen würde, die in dritter Auflage erschienen ist (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung. 2 Bände. 25 ℳ). Außerdem ist von dem die neueste Zeit behandelnden zwölften Buche des Hauptwerkes eine Sonderausgabe unter dem Titel „Die Musik der Gegenwart" veranstaltet worden (ebenda, geb. ℳ 7.50). Ich habe dieses Buch aus den oben entwickelten Gesichtspunkten heraus geschrieben. Ich habe stets an den gebildeten Laien als Leser gedacht, und natürlich an den deutschen Leser. Wenn ich aber auch die Musik aller Völker und Zeiten in den Kreis der Betrachtung gezogen habe und überall in die psychologischen Voraussetzungen des jeweiligen Musikschaffens einzudringen versuchte, so geschah das doch überall in der Einstellung aufs Deutsche. Es schien mir besser, so zu einer, wie ich hoffe fruchtbringenden Absicht zu erheben, was bei einer blutarmen Objektivität selbst für diese ein Hindernis gewesen wäre. Das Urteil, ob mir meine Absichten gelungen sind, steht mir selbst nicht zu. Die gesamte Kritik hat sich dem Werke ja außerordentlich freundlich gegenübergestellt, und der rein buchhändlerische Erfolg war auf diesem Gebiete doch auch ungewöhnlich stark. Niemand weiß natürlich besser als ich, wieviel noch fehlt; ich darf mir aber das Zeugnis geben, alle Mühe aufgewendet zu haben, um die Ergebnisse der Forschung für die ja vielfach ganz anders liegenden Zwecke meines Buches fruchtbar zu machen.

Ganz in der gekennzeichneten Richtung liegt auch Dr. Hermann von der Pfordtens Buch „Deutsche Musik" auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt (Leipzig, Quelle & Meyer; 9 ℳ). Der Verfasser will nicht eine Musikgeschichte geben, es wäre für ihn von Vorteil gewesen, wenn er musikgeschichtliche Kenntnisse in höherem Maße hätte voraussetzen können. Dann hätte er noch ungehinderter seinem Ziele zustreben können, die Entwicklung unserer Musik als Spiegel des Deutschtums zu zeigen. Für den Verfasser schält sich aus dieser deutschen Musikentwicklung ein immer bewußteres Deutschwerden, eine immer siegreichere Abwehr der fremden Einflüsse heraus. In dem Für und Wider, dem Auf und Ab dieser Bewegung sieht er mit Recht ein Barometer des ganzen nationalen Lebens, zumal er auch die Aufnahme der Werke bei den Zeitgenossen stark heranzieht. Auffallenderweise wird er gerade in der neuesten Zeit sehr zurückhaltend und schließt ziemlich abgerissen mit Bruckner und Johann Strauß. Die zahlreichen problematischen Naturen der neuesten Zeit, z. B. auch Richard Strauß, werden nicht behandelt. Eine edle Warmherzigkeit belebt das ganze Buch, das, in schwerster Kriegszeit entstanden, in seiner Art vaterländischen Dienst leistet. Die Hoffnungen, die ihn beim Niederschreiben beseelten, sind nicht erfüllt, dagegen ist seine Überzeugung, daß der unblutige Kampf auf geistigem Gebiete niemals ruhen wird, in viel schlimmerer Weise bewahrheitet, als er es wohl selber erwartete. Um so notwendiger ist es, die Waffen zu schärfen für diesen Kampf um unser inneres deutsches Reich. Dazu ist das Buch auf seinem Gebiete eine wertvolle Hilfe.

Digitized by Google

In engerem Sinne eine Frucht der Kriegszeit ist Leopold Hirschbergs „Die Kriegsmusik der deutschen Klassiker und Romantiker". Aufsätze zur vaterländischen Musikgeschichte als Zeitbild zusammengestellt. (Berlin-Lichterfelde, Chr. Friedrich Vieweg; geb. 17,50 M, geb. 20 M.) Es ist keine systematische Darstellung der deutschen Kriegsmusik. Dazu sind diese dreiunddreißig Aufsätze doch zu sehr als Einzelbilder entstanden. Aber in ihrer Gesamtheit geben sie doch ein übersichtliches Bild dessen, was in unserer Musik, was vor allem von unseren großen Meistern auf dem Gebiete der vaterländischen und kriegerischen Musik geschaffen worden ist. Man wird über die Fülle überrascht sein. Die Darstellung setzt bei Bach, Händel und Gluck ein, verweilt nachdrücklich bei Beethoven und Weber, schöpft ausgiebig aus der Quelle der Romantiker und bringt auch allerlei Kuriosa und Abseitiges. — Dem Buche sind als willkommene Zugaben sechs bisher unbekannte Gesänge von Karl Maria von Weber, Karl Loewe, Meyerbeer und Robert Schumann beigegeben. Leider ist der Preis bei aller Berücksichtigung der Kriegsverhältnisse doch zu hoch geraten: 17,50 M für den gehefteten Band von noch nicht dreihundert Seiten! Wer soll derartige Bücherpreise erschwingen?

Eine besondere Bedeutung kommt der Biographie zu. Gerade unsere deutschen Musiker stellen so reiche und vielartige Beisteuer zu dem Begriffe geistiges und künstlerisches „Heldentum", daß hier die ausgesprochene Biographie als Lebensbeschreibung eine wertvolle Bereicherung unserer Vorstellung vom deutschen Menschen bringen wird. Um so mehr, als wir beim Musiker eher auf den naiven und ganz seinem Instinkte folgenden Menschen treffen dürften, als bei den anderen Berufen. Für die deutsche Seelenkunde wird das um so bedeutsamer, als uns, wie schon Goethe klagte, dieses Handeln aus dem Affekt heraus fast ganz abgeht.

Darum begrüßen wir auch Josef Kreitmaiers „W. A. Mozart", eine Charakterzeichnung des großen Meisters (Düsseldorf, L. Schwann). „Weder eine Lebensbeschreibung noch eine Darstellung des künstlerischen Entwicklungsganges unseres großen Meisters will dieses Buch bieten, sondern einen Blick in seine Seele und seinen Charakter, wie er sich aus den vorhandenen Quellen Zug um Zug zusammenfügen läßt." Aus diesen Quellen, vorab den jetzt in einer fünfbändigen Sammlung vorliegenden „Briefen der Familie Mozart" hat der Verfasser Steinchen um Steinchen zusammengetragen. Mit feinem künstlerischen Gefühl hat er sie aber zu einem lebendigen Mosaikbilde zusammengefügt. Zunächst wird der Vater Leopold gegen die leichtfertigen Anwürfe Arthur Schurigs in Schutz genommen. Die ererbte Grundanlage der Persönlichkeit Mozarts wird festgestellt, die Einflüsse der Erziehung nachgewiesen, dann wird Mozart in seinen verschiedenen Beziehungen zur Liebe, zur Natur und Kunst, in seinem Verhältnis zur Freimaurerei und zur katholischen Kirche, in seiner ganzen Lebensartung dargestellt. Es ist eine echte Künstlerhand hier am Werke, von der auch eine Zettelsammlung zu einem lebendigen Ganzen zusammengezwungen wird. Der Verfasser ist Jesuit und macht aus seinem religiösen und sittlichen Standpunkt keinen Hehl. Aber an der vornehmen Haltung und der freien Gütigkeit, mit der er urteilt und beurteilt, sich dagegen vor dem Verurteilen hütet, könnten viele jener Leute lernen, die immer die „Freiheit" ihres Geistes ausspielen. Das Buch Kreitmaiers ist eine sehr willkommene Ergänzung zu jeder Mozartbiographie.

Für Beethoven liegt nun das große biographische Hauptwerk Alexander Wheelock Thayers „Ludwig van Beethovens Leben" in der von Hugo Riemann besorgten Ausgabe vollständig vor (5 Bände; Leipzig, Breitkopf & Härtel; die einzelnen Bände durchweg broschiert 12 M). Das ungeheure Material ist jetzt rein chronologisch geordnet. Hermann Deiters hat die drei ersten Bände aus dem Originalmanuskript des amerikanischen Verfassers, der 1897 als Konsul in Triest gestorben ist, übersetzt. Sie stellten Beethovens Leben bis zum Jahre 1816 dar. Vom vierten Band ab hat dann Deiters auf Grund der von Thayer hinterlassenen Vorarbeiten und Materialien die Arbeit weiterführen müssen. Deiters selbst ist dann auch 1907 gestorben, so daß für die zweite Auflage des zweiten bis fünften Bandes Hugo

Digitized by Google

Riemann als Herausgeber eintrat. Nun ist die dritte Auflage des ersten Bandes erschienen, wohl eine der letzten Arbeiten des im Laufe dieses Jahres verstorbenen großen Leipziger Gelehrten, und das Ganze liegt nun in seiner endgültigen Redaktion vor. Der erste Band hat dabei in wesentlichen Dingen eine Neueinstellung erfahren, insofern durch die Musikforschung der letzten Jahre unsere Anschauungen über das Musikleben im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts wesentlich verändert worden sind. Die damalige, von Mannheim aus geführte musikalische Moderne hat an der lebendigen Auswirkung der Musik einen viel größeren Anteil gehabt, als es die zeitgenössischen Veröffentlichungen des deutschen Musikverlags ahnen ließen, und wie Mozart und Haydn ist auch Beethoven für seine künstlerische Entwicklung von dieser Mannheimer Schule aufs höchste gefördert worden.

Die große Bedeutung dieser gewaltigen Beethoven-Biographie anzutasten, wäre eine Vermessenheit und eine Undankbarkeit, da jeder, der seither über Beethoven gearbeitet hat, auf ihr fußen muß. Aber ich bin doch zu dem Geständnis verpflichtet, daß ich mich zur geistigen Einstellung Thayers immer im Gegensatze fühle. Mein Verhältnis zu den Großen ist ein anderes. Für mich haben sie immer recht. Ich glaube bei den Großen an eine unbedingte Notwendigkeit, und die Aufgabe des ihr Leben und Tun Darstellenden kann nach meinem Gefühl nicht in einer Kritik liegen, sondern nur in der Erklärung, streng genommen sogar in der Erklärung, warum sie so sein und handeln mußten, um für die Menschheit das zu werden, was sie ihr geworden sind. Es ist der schöpferische Sprachinstinkt, wenn wir von der Gottverwandtschaft oder gar der Göttlichkeit des Genies sprechen. Dann dürfen wir aber auch nicht mit beschränkter Menschlichkeit messen wollen. Vermutlich wird das „Göttliche“ des Genies gerade in dem liegen, was sich diesen menschlichen Maßstäben nicht fügen will.

Nun, weder Thayer noch die Übersetzer und Bearbeiter seines Werkes haben daran gedacht, eine populäre Biographie zu schreiben. Der Leserkreis des Buches wird wohl immer nur aus Fachleuten bestehen. Ein Beethoven-Büchlein dagegen, dem ich trotz einiger Vorbehalte gegen Einzelheiten die größte Verbreitung wünsche, ist Romain Rollands „Ludwig van Beethoven“, das in einer deutschen Übertragung von L. Langnese-Hug in der Sammlung „Europäische Bücher“ erschienen ist (Zürich, Max Rascher). Von den 150 Seiten kommen zwei Drittel auf Briefe und sonstige Äußerungen des Meisters. Der übrige Teil umschließt eine Biographie, genauer einen Hymnus an Beethoven. Dieser Hymnus ist nicht der extemporierte Gesang eines Trunkenen. Eine genaue Kenntnis der Beethovenschen Kunst und des ganzen biographischen Materials liegt zugrunde.

Walter Dahms läßt seinen Büchern über Schubert und Schumann eine Biographie Mendelssohns folgen (Berlin, Schuster & Löffler; 8 M), den er als Verkörperer des humanistischen Bildungsideals in der Musik gut einstellt. Es ist für das Buch aus weiten Bildungsgebieten Stoff zusammengetragen und ein um Gegenwart und Zukunft unseres deutschen Lebens besorgter und aufrichtig bemühter Geist ist am Werke. So ist die Lektüre überall anregend und gewinnbringend, auch wo man von den Darlegungen des Verfassers nicht ganz überzeugt wird.

Eine hohe Kraft der Selbstkritik hat Ernst Decsey bewährt, indem er sein Buch über Hugo Wolf aus der zerfließenden Breite der ersten Fassung in einen knappen Band zusammengezwungen hat (Berlin, Schuster & Löffler; 8 M). Er hat damit nicht nur seinem Buche, sondern auch der Sache Hugo Wolfs einen großen Dienst erwiesen. Das Bild des Menschen und Künstlers ist nun scharf gezeichnet, aber — einer guten Radierung gleich — werden auch die Dunkelheiten genutzt. Als feinsinniger Schriftsteller meistert Decsey das Wort und weiß in den Analysen hineinzuleuchten in die geistigen Urgründe des technischen Aufbaus. K. St

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Der Sinn der deutschen Tragödie · Zurück zum Armenschen · Giganten und Pygmäen · Der Sieg der Wahrheit

Wer die Dinge von höherer Warte aus betrachtet, muß zu der Erkenntnis kommen, daß die Deutschen letzten Endes am Schatten ihrer Tugenden gescheitert sind. Diesen Gedanken, der in der Tat in einem gewissen Sinne der Sinn der deutschen Geschichte und darum auch „der Sinn von heute“ ist, entwickelt Oberfinanzrat Dr. Bang in der „Deutschen Zeitung“. Das geschichtsphilosophische Problem wird von ihm in seiner Tiefe erfaßt und klar hervorgehoben — ein anderes ist die politisch-psychologische Nutzanwendung, die der Deutsche aus der so gewonnenen ethischen Idee zu ziehen hat. Hier liegt immerhin eine Gefahr. Unberührt davon bleibt aber diese auferbauende geschichtsphilosophische Erkenntnis selbst:

„Lassen wir uns den Blick nicht von den wüsten Alltagserscheinungen trüben und erkennen wir, daß es die gedankliche Verinnerlichung, das Streben nach tiefster Wahrhaftigkeit, der Wille zu edler Gerechtigkeit, der Hang zu wahrer Freiheit, die Sehnsucht nach dem Ideale reiner Menschlichkeit ist, was den Deutschen zur Selbstvergessenheit und Selbstaufgabe und schließlich unter fremder Verführung zum staatlichen und völkischen Selbstmordversuche getrieben hat. Weil er immer wieder vergißt, daß hart im Raume sich die Sachen stoßen, und weil, wie neben der Liebe der Haß, so neben der Wahrheit der Irrtum steht. Der Deutsche verallgemeinert seinen Idealismus und setzt immer wieder seinen geistigen Universalismus in politischen Universalismus um. Das bringt ihn stets von neuem zu Fall. Der Sieg der äußeren und inneren Feinde des Deutschtums war nicht anders möglich als durch eine kühn und frivol angelegte Inrechnungstellung und Ausnutzung der seelischen und geistigen Veranlagung des deutschen Volkes. So kraus es angesichts der widerlichen Alltagserscheinungen unseres Zusammenbruchs manchem noch scheinen mag: der Sieg Northcliffes und seiner inländischen Helfer beruht ausschlaggebend nicht in einer Spekulation auf die niederen, sondern auf die edlen Instinkte der Deutschen. Der englische Geschichtschreiber Lecky sagt in seiner Geschichte der Zivilisation: ‚Die Bereitwilligkeit und besondere Fähigkeit der Deutschen zu völlig begrifflicher, von der nächstliegenden Erscheinung und vom Bedürfnis absehender Gedanken-

Digitized by Google

arbeit ist die Kehrseite oder vielleicht sogar die Ursache ihrer politischen Unfähigkeit.'

Jene seelischen und geistigen Eigenarten haben Deutschland von jeher zum Schmelztiegel neuer allgemeiner — guter oder schlechter — Gedanken gemacht. Das meint der Däne Johannes Vincenz Jensen, wenn er sagt: ‚Alles kommt von Deutschland wie vom Weibe', das meint der Oxforder Professor Charles Kingsley mit dem Ausspruch: ‚Die edle deutsche Nation ... hat Werke geschaffen wie nie vorher eine Nation; was hätte sie zum Wohle der Menschheit beitragen können, wenn sie, die Mutter alles europäischen Lebens, nicht von Generation zu Generation von ihren eigenen unnatürlichen Leiden verzehrt worden wäre! Trotzdem bleibt sie eine Mutter, und Deutschlands Geschichte ist, wie ich glaube, die Grundwurzel der Geschichte Europas.'

So liegt's auch heute. Auch heute sind es im Grunde genommen die ‚unbändigen deutschen Ingenia', die schon Giordano Bruno als die Bewegungskraft alles schöpferischen Geschehens erkannte, die mit ursächlich geworden sind für unsern opfervollen Zusammenbruch. Denn ein Opfer ist dieses Ende. Das ist es, was erkannt werden muß: daß dieser grausame Ausgang, dessen grauenvolle Auswirkungen uns schier erdrücken wollen, trotz allem und allem nicht die Todeszuckungen eines Volkes sind, sondern schmerzensreiche Geburtswehen einer neuen, reineren, größeren und glücklicheren Zukunft. Erst diese Erkenntnis erschließt den Sinn des Heute, macht frei, froh und siegessicher. Im Jammer von heute vollzieht sich die Lösung aus Irrtum zur Wahrheit, aus Selbstvergessenheit zur Selbsterkenntnis, aus weltbürgerlicher Verlassenheit zum völkischen Ichbewußtsein.

Deutschland der Schmelztiegel der Geschichte. Was ist das Heute anders als das erschütternde Gegenstück zum Dreißigjährigen Kriege? Damals war es der religiöse Glaube, den Deutschland durchrang, durchkämpfte und durchsiegte. Was den andern politischer Beweggrund, Vorwand für wirtschaftliche Raubgelüste war, war den Deutschen heilige Herzenssache. Mit der Wahrhaftigkeit ihrer Seele kämpften sie um den innerlichsten, heiligsten aller Werte: die Deutschen haben damals etwas gerettet, ohne was sie selbst nicht hätten weiter bestehen können, die Freiheit des Gewissens. Ohne diese Tat wäre kein Friedrich, kein Kant, auch kein Bismarck denkbar. Der Westfälische Friede, der einem Friedrich Naumann als ein nachahmenswertes Beispiel eines deutschen Friedens erschien (!), hat weder die ‚unbändigen deutschen Ingenia', noch die deutschen volks- und staatsschöpferischen Kräfte auszulöschen vermocht.

Heute ist es der soziale und ein politischer (demokratischer) Gedanke, für den sich Deutschland zum Brennofen macht. Deutschland hat das harte Los, die Schlacken von 1789 endgültig auszuglühen, den Widersinn einer jüdisch vergifteten Gesellschaftsbahn (Sozialismus) und politischen Doktrin (Demokratie), sowie den Widersinn der klug berechneten Verbindung dieser beiden an sich völlig getrennten Irrlehren in der jüdisch bestimmten Sozialdemokratie zu erweisen. Dabei sehen wir auch hier wieder dasselbe wie in den ‚Glaubenskriegen' des 16.

Digitized by Google

und 17. Jahrhunderts: was den andern Form und Technik ist, ist den Deutschen Sache und Inhalt, was den andern nur Mittel zum Zweck, ist den Deutschen Selbstzweck, was den andern nur Phrase und Vorwand ist für geschickt verhüllte machtpolitische Ziele, ist den Deutschen ein Heiligtum des Herzens, ist ihnen Glaubenssache. Der deutsche Arbeiter glaubt an den Sozialismus, der deutsche ‚Berliner-Tagblatt'-Leser glaubt an die ‚demokratische Idee'. Der Glaube aber macht blind, am blindesten dort, wo er sich auf Gebiete verirrt, die an sich nichts mit dem Herzen, sondern allein mit dem Verstande zu tun haben. Denn er schaltet ihn aus. Wem der Sozialismus und die Demokratie und der beiden eigene ‚Internationalismus' zur Diesseitsreligion geworden ist, der kann erst dann wieder sehend und verständig werden, wenn seine Götzen zerschlagen in Scherben vor ihm liegen.

In der Tat sind es also die besten Eigenarten des Deutschen, seine beste Veranlagung, seine innere Wahrhaftigkeit und sein Mangel an Frivolität, die ihn mangels politischer Schulung zum willenlosen Werkzeuge frevelhafter Schieber und gewissenloser Hetzer und damit zum Selbstmörder machen. Daß die Auseinandersetzung zwischen Arbeit und Kapital auf marxistischem Wege nicht zu einer Lösung führen kann, sondern zum anarchischen Chaos, zur vorgeschichtlichen Unkultur führen muß, ist keinem klar zu machen, dem der Sozialismus Glaubenssache geworden ist. Ebenso steht's mit dem demokratischen Aberglauben. Demokratie ist nur möglich und ertragbar bei vollendeter Korruption, weil das politische und wirtschaftliche Schiebergeschäft das einzige Ausgleichsmittel ist, wenn eine unparteiische oberste Staatsleitung fehlt. All dies ist handgreiflich erwiesen, erwiesen ist's, daß sogar Jaurès ein Bestochener der Hochfinanz (?) der Levy, Brühl, Reinach, Herz, Rothschild usw. war. Tausenderlei mehr ist erwiesen. Erwiesen ist, daß auch bei uns schon dieser einzige demokratische Ausgleichsfaktor, die Korruption, in großem Stile ihren Einzug gehalten hat. Es ist eben wahr, was Oliver Goldsmith schon im 18. Jahrhundert sagte: ‚Ich fand, daß die monarchische Staatsform für die Armen und die republikanische für die Reichen die beste sei.' Das Schlimme und Tragische dabei ist, daß dem Ausland gerade infolge seiner andersartigen seelischen Konstruktion die Korruption nicht allzu viel schadet, weil dem Fremden das öffentliche Wesen eben nur Form und Technik ist und weil sein Nationalgefühl auch unter sittlichen Schäden als solches nicht leidet, während der Deutsche mit der Korruption selbst sich und seinen Staat verliert. Ein korumpiertes Frankreich bleibt Nationalstaat, ein korruptes Deutschland bedeutet staatliche Auflösung. Der Deutsche hat sozusagen keine Schale, bei ihm ist alles Kern, es gibt nichts, was bei ihm nur außen haftet, es geht bei ihm alles ins Innere. Aber was nützt das alles, was sind die grobsinnlichsten Tatsächlichkeiten dem, der das Gegenteil glaubt? Und der Deutsche (nicht seine Verführer!) glaubt, glaubt mit der ganzen Innigkeit seines Gemütes. Er glaubte an Wilson, glaubte an die ‚kriegsverhindernden Minoritäten', glaubte und glaubt wohl noch an Demokratie, an die ‚Internationale', an den ‚Völkerbund', an die ‚Weltrevolution' und — glaubt eher an die eigene Tücke, Niedertracht und Schuld, als an die handgreiflich erwiesene seiner mord- und raubgierigsten Feinde. Denn die Kehr-

Digitized by Google

seite des Glaubens ist die Selbstquälerei, die der Deutsche heute unter jüdischer Anleitung bis zur Selbstentehrung und Selbstzerfleischung treibt. Hier ist der schwärzeste Schatten einer von Artfremden mißbrauchten Tugend.

Rettung aus dieser Seelennot gibt's, wie gesagt, dann, wenn der irregeleitete Glaube seine tönernen Götzen zerschlagen von sich stößt. So weit sind wir jetzt! Das ist der Sinn des Heute. Es ist nicht nur die bolschewistische Verhetzung, es ist vor allem die riesengroße Enttäuschung, die erwachende Einsicht, daß er sein Bestes, Innerlichstes jahrzehntelang hingegeben hat an öffentliche Roßtäuscher, was den Deutschen heute einesteils in die hilflose Ratlosigkeit, zum andern in den sinnlosen Selbstvernichtungstaumel führt und was ihn zu der blutigsten Selbstironisierung verleitet, die die Weltgeschichte je sah: zur Feier des 9. November! Wem wird da nicht erschütternd klar jenes Heilandswort: ‚Ihn aber jammerte seines Volkes'?

Aus der Enttäuschung aber wird Scham und aus der Scham neues Leben werden. Wir wollen unserm Volke nimmermehr seine Glaubensfähigkeit, seine Innerlichkeit rauben. Nur den Glauben an die Unwürdigen und an den Irrtum wollen wir ihm nehmen, wollen es lehren, das Gute und Wahre nicht draußen, sondern in sich selbst und in der eigenen völkischen Bestimmung zu suchen. Der Heilfaktor aber ist einzig und allein der nationale Gedanke. Joseph Görres, der große Vorfahr des armselig kleinen Zentrumsgeschlechts von heute, schrieb aus tiefstem Erleben gleichartigen Unglücks heraus: ‚Keine menschliche Macht vermag ein Volk, das aus sich selbst zu einem großen nationalen Charakter heranreift, zurückzuhalten. Not tut vor allem, daß eine feste öffentliche Meinung sich bilde. Gelingt es der Nation, solche zu gewinnen, dann ist alles Unglück dieser Zeit nur Vorbereitung zu ihrer Wiedergeburt gewesen.'

Von dem Tage an, an dem die fremde Binde völlig von den Augen unseres Volkes fällt, an dem es sich selbst erkennt, sich schämen lernt und sich auf die eigene Kraft besinnt, kann keine Macht der Erde seine Wiedergesundung, seinen inneren und äußeren Wiederaufstieg hindern. Wir harren dieses Tages, des Tages der Deutschen, mit Geduld, aber mit felsenfester, siegessicherer Gewißheit. Bismarck sagte in Vorahnung der Ereignisse im Juli 1892 in Jena: ‚Man muß dem lieben Gott Zeit lassen, seine deutsche Nation durch die Wüste zu führen und die Ankunft im gelobten Land abwarten.' Dieses Land werden wir erreichen. Auf den 9. November folgt der 18. Januar. Und auf ein Jena ein Sedan."

* * *

Nichts könnte aber dem Sinn und den Absichten dieser Darlegungen mehr zuwiderlaufen, als sie etwa als ein sanftes Ruhekissen sich unters Haupt zu schieben in dem „guten Gewissen", ein Opfer der Weltgeschichte zu sein, und von ihrem weiteren gesetzmäßigen Abrollen die automatische Ablösung des gegenwärtigen Elends durch ein glückliches, dem deutschen Opfer gerecht werdendes Schicksal abzuwarten. Es wird leider schon viel zu viel mit optimistischen Trostbehelfen gearbeitet. So getrösten sich viele der Zuversicht, der uns seit Versailles drohende

Digitized by Google

wirtschaftliche Zusammenbruch werde an der Unerfüllbarkeit der wahnwitzigen „Friedensbedingungen“ seine Schranke finden, auch die rachsüchtigste und sinnloseste Vergewaltigung durch den „Völkerbund“ werde uns Deutschen doch das „Recht des Schwächeren“ lassen müssen, damit wir überhaupt arbeitsfähig bleiben und also auch auf Grund eines Existenzminimums leben können. So stellt sich dann leicht der unverwüstliche Optimismus wieder ein, und man malt sich schon die Zeit aus, wo Deutschland selbst im Völkerbund als ein gleichberechtigtes Glied sein eignes Schicksal nach und nach wieder in die Hand bekommt. „Freilich eine Bedingung müssen auch diese Optimisten unter uns machen, und sie erheben sie laut als kategorische Forderung: Wir müssen, heißt es vom Regierungstisch, von den Parlamenten, von der herrschenden Parteipresse, wir müssen, schreit man uns durch Plakat und Flugschriften in Auge und Ohr, wieder ‚arbeiten‘ lernen. Nur durch Arbeit kämen wir wieder hoch, durch Arbeit aber auch ganz gewiß. Und die inneren politischen Schwierigkeiten, vor allem die bolschewistische Strömung, die unausgesetzte Streikbewegung, die ganze durch den Krieg verursachte Arbeitsunlust, könne und werde im Lauf der Zeit überwunden werden. Der Wiederaufbau des zertrümmerten Staatsgebildes hänge nur daran, daß diese Arbeitswilligkeit wieder erwache, und jeder, der es mit seinem Vaterlande gut meine, von welcher Partei er auch herkomme, müsse in diese Regierungsparole mit einstimmen. Dann erst, wenn auch der angestrengteste Fleiß, Hand in Hand mit reduziertester Lebensführung, tatsächlich nicht ausreiche, die feindlichen Friedensbedingungen zu erfüllen, könne man mit gutem Gewissen vor den Völkerareopag treten und um Linderung der Sklavenketten bitten.“

„Ich muß offen bekennen,“ wendet sich Professor Karl Dunkmann gegen derartige Vorstellungen, „daß ich, nachdem auch mir Monate hindurch diese Maxime als einzig mögliche und darum einzig richtige eingeleuchtet hatte, nunmehr doch ernstlich an ihr irre geworden bin. Und zwar sind es keineswegs vage Stimmungen und Gefühlsaufwallungen, die den Umschwung herbeigeführt haben, sondern unerbittliche, wissenschaftlich begründete Wahrheiten, in deren Licht gesehen unsere Zukunft mir mehr und mehr als hoffnungslos erscheinen will.

Es kommt bekanntlich gegenwärtig alles darauf an, ob wir imstande sind, zu einer neuen Staatsbildung zu gelangen. Der alte Staat ist von Grund aus zerstört, er muß nach innen und nach außen in gänzlich veränderter Gestalt wieder aufgeführt werden. Und dieser Ausbau ist theoretisch bereits in der neuen Verfassung vollzogen worden. In ihr ist kaum ein Stein des alten Baus auf dem andern geblieben, und gerade das Wenige, was noch im Zusammenhang des Alten steht, wie z. B. ‚die Gliederung des Reichs in Länder‘, die damit zusammenhängende Zukunft Preußens, ist völlig im Fluß. Die Frage entsteht und fordert gebieterisch Antwort, ob bei diesem radikalen Neubau auch wirklich staatsbildende Kräfte und Elemente in Rechnung gesetzt und freigemacht worden sind. Ist dies der Fall, dann mögen wir getrost sein. Ein kraftvoller, gesunder Organismus wird sich durchsetzen in irgendeiner Form. Aber diese Frage ist es, die man auf Grund unerbittlicher wissenschaftlicher, nicht parteipolitischer Erkenntnis schwerlich bejahen kann.

Digitized by Google

Was sind denn staatbildende Kräfte? Glücklicherweise steht es bei dieser Frage so, daß wir nicht der verwirrenden und einander aufhebenden Fülle gelehrter Meinungen gegenüberstehen, sondern vor einer einheitlichen und eindeutigen Antwort, die auch in sich überaus plausibel und unanfechtbar ist. Schon Kant wies einmal in seinem Entwurf zu einer ‚Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht' darauf hin, daß die Natur offenbar die Absicht bekunde, in der menschlichen Geschichte es zu Staatsgebilden zu bringen, und daß sie sich dazu des Mittels bediene, gerade diejenigen Kräfte zu gebrauchen, die den ‚ungeselligen' Zustand herbeiführten, nämlich der differenzierenden. Der ‚Antagonismus' in der menschlichen Gesellschaft ist es, nach Kant, der notwendig zu einem Ausgleich drängt und nach und nach den Zustand des ‚Rechts' schaffe. Ohne diese widerstrebenden Tendenzen der Gruppen und Individuen würde es nie zu einem Staatsgebilde kommen. Diesen Kantischen Gedanken hat dann die moderne Soziologie aufgegriffen — z. B. Gustav Ratzenhofer und Ludwig Gumplowicz —, um an der Hand der Staatengeschichte den Nachweis zu führen, daß in Wirklichkeit alle derartigen Gebilde, die als Staaten angesprochen werden können, auf diesem Wege entstanden sind. Der Staat ist, kurz gesagt, ein Ausgleichsprodukt des in einem Volk bestehenden Antagonismus seiner Schichten oder Gruppen. Der tiefe innere Zusammenhang von sogenannter äußerer und innerer Politik in einem Staat leuchtet von hier aus besonders klar ein, denn der Prozeß der Ausgleichung vollzieht sich jederzeit nach beiden Richtungen. Wie alle ‚Form' im Reich des Organischen ein eigentümliches Produkt aus polaren Tendenzen ist, die den Kreislauf des Lebens bedingen, so erst recht auch die Form des sozialen Körpers, der Staat. Ohne innere Polarität, ohne Gruppenkampf (Gruppismus nennt Gumplowicz mit einem freilich unschönen Wort diesen Habitus) kommt es niemals zu einem derartigen sozialen Gebilde. Dort, wo keinerlei gesellschaftliche Schichtung vorliegt, wo keine Spannungen und Differenzierungen sind, wird der ‚primitive' Zustand der Urmenschheit eintreten. Erst aus dem Antagonismus der Herrschenden und Untergebenen, der Besitzenden und Besitzlosen, des Mittelstandes zwischen dem Feudalismus nach oben, der Arbeiterklasse nach unten, entwickelt sich das immer komplizierter werdende Gebilde des Staates. Vor allem spielen auch religiöse und klerikale Gruppentendenzen mit. Grundfalsch aber ist es zu meinen, als entstünde solch ein Staat aus angeborener Tendenz der menschlichen ‚Vernunft' oder des angeborenen ‚Naturrechts'. Das ergibt jene abstrakten und theoretischen Staatslehren, die zwar etwas Aprioriſches und Ideales an sich haben, dafür aber reine Wolkenkuckucksheime sind. Derartige Konstruktionen sind blutleere Gebilde, den tatsächlichen Zuständen abgelauscht und diese in idealisierender Absicht überbietend.

Es folgt aber daraus, daß nicht nur ein Staat sich niemals dort bilden kann, wo es keinen Antagonismus gibt, sondern es folgt auch, daß ein bestehendes Gebilde notwendig zugrunde gehen muß, wenn grundsätzlich alle Gruppen und Schichten beseitigt werden. Dies ist aber der Boden, auf den uns die neue Reichsverfassung gestellt hat. Sie nennt sich eine republikanische und demokratische. Sie trägt an ihrer Spitze den verhängnisvollen

Digitized by Google

Satz, daß die Staatsgewalt vom Volk ausgeht, und sie fügt weiter hinzu, daß alle Deutschen in Beziehung zum Staat ‚gleich' seien. Ein jeder ist nicht nur absolut ‚frei' in politischer Beziehung, sondern auch in Hinsicht seiner Religion oder Weltanschauung. Als solch ein Individuum, das gleichsam jenseits des Staates steht, tritt er mit den anderen Weggenossen an die gemeinsame Aufgabe heran, einen ‚Staat' zu schaffen, d. h. eine Gewalt zu bilden, die das freie Volk sich freiwillig selbst gibt, um sich so ‚selbst zu regieren'. Daß nun dieser Weg seit der französischen Revolution mehrfach versucht worden ist, ist bekannt, daß er aber noch niemals geglückt ist, am wenigsten in Frankreich, weiß auch jedermann. Über die französische Staatsgeschichte lese man einen Franzosen selbst, Gobineau, in einem ebenso kleinen wie inhaltschweren Buch: ‚Frankreichs Schicksal im Jahre 1870' (auch bei Reclam erschienen).

Das demokratisch-sozialistische Ideal des neuen Staates also geht aus von der Negation aller Schichten und Gruppen. Es beseitigt im Prinzip die einzig möglichen Grundlagen eines Staatsgebildes. Lediglich die Gruppen der Besitzenden und der Besitzlosen sind noch einigermaßen verschämt stehengeblieben, eine Folge der innerlich so unwahren Verbindung von Sozialismus und Demokratie. Die letztere hat ihr differenzierendes Prinzip, den Liberalismus, an die Oppositionspartei abgegeben. Somit haben wir es mit einer vollkommen gleichen, homogenen Masse, genannt ‚Volk', zu tun, und dieses Volk zerfällt in gleichartige zusammenhangslose Atome, die, jedes für sich, im Innersten ‚frei' sind. Die Atome konglomerieren sich und bilden die ‚Staatsgewalt'.

Der Unsinn ist gleichermaßen groß, ob man ihn nun vom formal logischen oder biologischen oder psychologischen oder letztlich soziologischen Standpunkt betrachtet. Vom ethischen sehe ich ganz ab, denn gerade er setzt die tiefsten naturhaften Differenzierungen voraus, die nur ‚innerlich' zu überwinden sind, und ohne die es gar keine Ethik gibt!

Ein ‚Volk' soll oder will sich selbst regieren — wie denn aber? Entweder ist dies Volk ein toter Haufen, dann braucht's kein Regiment, oder es ist ein lebendiger Organismus, der aus widerstreitenden Elementen besteht. In letzterem Falle müßten diese Elemente genannt, festgestellt werden, und zwar als unabänderliche Faktoren. Irgendein neues Element müßte dann als das übergeordnete bezeichnet und dann ein Ausgleich der Kräfte in möglichster Harmonie gesucht werden. So würde es dann zu einer wirklichen ‚Staatsgewalt' kommen.

Das Problem wird gegenwärtig zuerst bei der ‚Reichswehr' akut. Sind ihre Mitglieder nicht auch politisch und sonst ebenso frei wie die anderen Volksglieder? Wenn ja, gibt es keine mögliche Reichswehr, sondern jeder hat das Recht, die Waffe im Dienste seiner ‚Freiheit' zu gebrauchen. Wenn nein, gibt es eine Regierungstruppe, die auf die ‚deutschen Grundrechte' verzichtet. Eine wirkliche Reichswehr setzt eine Regierungsgewalt voraus, die ‚über den Parteien' steht im Dienst der Regierung. Aber der Satz: Das Volk regiert sich selbst, wird an der Notwendigkeit einer solchen Reichswehr einfach zuschanden. Soll es aber eine wirkliche Wehr für das Reich geben, dann muß auch eine Regierungsgewalt da sein, in deren Dienste diese steht.

Digitized by Google

Mit dem Beamtenkörper des Reichs verhält es sich weiter genau so. Nehmen die Beamten an den Grundrechten der Deutschen uneingeschränkten Anteil, bilden sie die Regierung selbst, wenn auch nur an ihrem kleinen Teil, tun sie dies aber in der Gestalt einer beruflich organisierten Gruppe und also nicht bloß als einzelne schwache Individuen dann wird sich eine solche Beamtengruppe der jeweiligen Regierung gegenüber ebenso selbständig fühlen wie etwa eine Gewerkschaft, die eine Gruppe freier Staatsbürger vertritt. Zwischen Beamten und anderen Staatsangehörigen fällt der Unterschied hinweg. Das eigentümliche Untertanenverhältnis zur Staatsgewalt, das den Beamtenstand ausmacht, ist gewichen. Der einzelne Beamte fühlt sich selbst als ein Teil der Staatsgewalt. Damit hört aber der Respekt gegen die Regierung auf. Sie ist keine Autorität mehr, die jenseits aller Parteien steht. Mindestens hat der Beamte kein inneres Verhältnis ethischer Art mehr zu ihr. Man lese in dem erwähnten Buch Gobineaus nach, mit welche Leichtigkeit der französische Beamtenstand die ewigen Erschütterungen des Staatskörpers mitgemacht hat, ohne gleichsam mit der Wimper zu zucken. Höchstens noch ‚Brotherr' ist dieser Staat. Die beginnende sittliche Verwilderung unseres Beamtenstandes hat hierin ihren Grund. Wie zum Beispiel ist es nur gekommen, daß ein Beamtenstand wie derjenige der Berliner Straßenbahner, der durch seine loyale Haltung der Stolz der Berliner war, nunmehr jeglicher politischen Verhetzung zum Raube anheimfällt? Die Qualität der Menschen ist doch wahrlich nicht eine andere hier als sonst. Aber das Beamtengewissen ist erschüttert, und das einer Regierung gegenüber, die gerade das ‚Volk' gewählt hat, die das Volk beglücken wollte. Es liegt eine grause Ironie darin, daß solch eine Regierung eine Opposition findet, wie sie vorher gegenüber dem verfemten feudalen System nicht annähernd bestand. Man sollte aber doch nicht die Beamten dafür schelten, sondern man sollte vielmehr den Unsinn darin heraustreten sehen, der in dem Satz liegt, daß ein Volk sich selbst regieren müsse.

Findet es sich so, daß weder eine sogenannte Reichswehr noch der Beamtenkörper das feste Rückgrat in einem Staatsgefüge darzustellen imstande ist, dann bliebe die Frage offen, ob das zu größerer Freiheit und Selbständigkeit gelangte Bürgertum mit Einschluß des ‚Arbeiterstandes' im weitesten Sinne diese Brüchigkeit des Systems zu ersetzen geeignet wäre. Allein hier sind ja nun grundsätzlich alle Unterschiede der Klassen, der Stände, der Bildung, des Besitzes beseitigt. Die Legitimität dieser traditionellen Schichtung ist aufgehoben, nur in illegitimer Weise bestehen sie noch. Da sie aber faktisch unabänderlich bleiben, sofern sie mit der natürlichen Differenzierung der menschlichen Gattung zusammenhängen, so wuchern sie nun in illegitimer Form weiter aus. Die ‚guten Sitten', die aufs engste mit der Legitimität der Schichtung der Gesellschaft zusammenhängen, fallen nun schnell dahin. Alle festen Schranken bröckeln ab, und eine unausbleibliche Demoralisation der Gesellschaft greift Platz. Was ist nun dieser ‚Gesellschaft' heute noch ‚heilig'? Zuletzt nur noch Gold — nein, besser Staatsschuldscheine — und Sinnentaumel. Aber das erste Axiom der Grundrechte triumphiert: Jeder Deutsche kann tun und lassen, was er will. Davon aber, daß vor aller Verfassung und vor allen Grundrechten der verborgene Satz steht, der etwa lautet: Das deutsche

Digitized by Google

Volk ist ein solidarisches Ganzes, bestehend aus einzelnen Gliedern, die für das Ganze an ihrem Teil verantwortlich sind, die darum nicht ‚frei', sondern gebunden sind, gebunden an Händen und Füßen, an Leib und Seele, davon spürt man nichts mehr...

Ein schwedischer Nationalökonom, der kürzlich durch Deutschland gereist ist, hat unser Vaterland ein großes Armenhaus genannt. Er meint dies im rein wirtschaftlichen Sinne. Ich nehme das Bild auf und deute es in einem ungleich tieferen und verhängnisvolleren Sinn. Unsere wirtschaftliche Verelendung ist wirklich nicht das Schlimmste in unserer Lage. Viel schlimmer ist es schon, daß wir aus der Gesellschaft der übrigen Nationen ausgeschlossen sind und als Ausgestoßene gelten. Aber das Allerschlimmste ist dies, daß wir unter uns grundsätzlich aller Klassifizierung den Krieg erklärt haben und uns sämtlich als ‚frei' und ‚gleich' betrachten. Da muß notwendig alles Streben ein Ende haben, muß notwendig die gute Sitte hinfallen, und das Armenhaus wird zum Elendhaus.

Wir haben keine ‚Regierung' mehr, kein eigentliches Staatsgebilde mehr. Warum? Weil wir keine gemeinsame Weltanschauung mehr haben, die den Gedanken der Solidarität und der Autorität lebendig hält.

Wenn wir tiefer und tiefer sinken, dann ist es nicht infolge unserer wirtschaftlichen Verelendung, sondern infolge unserer ‚individualistischen', d. h. im innersten religionslosen Weltanschauung, wie sie in den deutschen ‚Grundrechten' zum Ausdruck kommt."

* * *

„Keine gemeinsame Weltanschauung" — Hindenburg und Ludendorff werden von einem sogenannten Untersuchungsausschusse „vernommen". Hindenburg und Ludendorff haben sich vor den Gothein, Sinzheimer, Cohn usw. zu verantworten! Draußen aber werden die brausenden Hoch- und Heilrufe auf die beiden Großen von Schreien: „Nieder mit Hindenburg! Nieder mit Ludendorff!" beantwortet. Das sind zwei Welten!...

„Ein breitbrüstiger Riese mit weißumbuschtem, mächtigem Haupte," so zeichnet ein Stimmungsbild der „Tägl. Rundschau" den weltgeschichtlichen Vorgang, „eine Erscheinung von schier Vorzeitgröße, tritt in den Saal des parlamentarischen Untersuchungsausschusses: Hindenburg. Der einst leidenschaftlich von der ganzen Nation umjubelte Retter des Vaterlandes, der alle Cäsaren und Napoleone überragende Feldherr, der ganze Erdteile voll haßsprühender Fremdvölker von uns abhielt, der Schrecken der gegnerischen Millionenheere und ihrer Heerführer die ohne deutschen Verrat ihn nie übermocht hätten. Unwillkürlich erhebt sich jedermann im Saale, hält jedermann den Atem an, während Hindenburg ihn durchschreitet.

Hindenburgs Auge blitzt den Abg. Gothein an. Dem ist gar nicht wohl zumute, er weiß auch nicht recht, was ich in diesem Augenblick geziemt; aber wie nun die Kolossalgestalt des deutschen Eckart vor ihm steht, sinkt irgendetwas in dem demokratischen Ausschußvorsitzenden irgendwohin, er streckt kordial dem Feldmarschall seine Hand über den Tisch entgegen.

Digitized by Google

Der verweigert den Handschlag.

Das ist keine Demonstration. Wenn der Kaiser dem Revolutionsgeneral Groener die Hand nicht reichte, als er von seinem Hauptquartier Abschied nahm, so war das etwas anderes. In diesem Fall hat Hindenburg lediglich seine gute Erziehung gezeigt. Man schüttelt seinem — Richter nicht die Rechte.

Dieser Untersuchungsausschuß aber ist eine richterliche Behörde, trotz aller Ableugnung jetzt nach dem Mißerfolg seiner Begründer.

Gothein zittert vor Erregung und Ratlosigkeit. Während der zweiundsiebzigjährige Feldmarschall bolzengerade vor ihm steht und sich durch die ganze Umgebung wenig beirren läßt, denn Könige und Feldherren haben doch schon mit bangen Blicken an seinen Lippen gehangen, zuckt Gotheins Hand andauernd nervös nach der Klingel. Und bald fällt sie auch nieder, und der Feldmarschall, der an dem Zeugentisch Platz genommen hat und seine Erörterungen abgibt, wird schrill unterbrochen.

Bewegung im Saale. Es gibt noch Leute, die es als unerhört empfinden, wenn ein Gothein einem Hindenburg das Rederecht beschränkt.

Der Feldmarschall selbst hebt kaum sein Löwenhaupt, um zum Richtertisch hinüberzuschauen. Er hört gleichmütig die Unterbrechung durch das Zwergengelichter mit an. Wenn sie wüßten, wie weltenweit unter ihm diese kleinen Taktikerkünste liegen, die ihm ein ‚Werturteil' verbieten!

Dann knarrt aus der Tiefe des mächtigen Brustkastens heraus wieder Hindenburgs Stimme. Es ist doch ein lächerlicher Gedanke, diesen Mann daran verhindern zu wollen, daß er sagt, was er will und was er meint. Selbstverständlich tut er das. Gotheins hat keinen Namen zu verlieren, wenn er die Sache versiebt; nach Cohns Motiven wird kein Geschichtschreiber forschen; Sinzheimer und David versinken alsbald wieder in Pygmäen-Vergessenheit. Aber Hindenburg steht zwischen den Geschlechtern, die in Deutschland kamen und gingen und kommen werden, und sie alle sehen auf ihn hin. In seiner Hand hat das Schicksal auch der noch ungeborenen Millionen Deutscher gelegen, die zum Elend heranreifen, nachdem dem Feldmarschall das Werkzeug seines Siegerwillens aus der Hand geschlagen worden ist.

Das sollte er nicht sagen dürfen?

Er sagt es!

Den Dolch in den Rücken gestoßen hat die Heimat dem Heer!

Hindenburg sagt noch mehr: gesiegt hätten wir, wenn es keine Flaumacher und Aufwiegler gegeben hätte. Ein Erschauern geht durch den Saal. Die Sinzheimer und Genossen winden sich und krümmen sich. Sie atmen auf, als Hindenburg endet und Ludendorff das Wort erhält. Der aber spricht ebenso deutlich. Daß er von den ‚Wühlereien und Hetzereien der unabhängigen Sozialdemokraten in der Front' aussagt, will Gothein ihm verbieten.

Ein klägliches Bild. Und das nach den Reden Scheidemanns in der Nationalversammlung, Davids im Untersuchungsausschuß selbst. Man hat Angst vor den ‚Werturteilen' Hindenburgs und Ludendorffs. Das ist es. Der Sachverständige Professor Dietrich Schäfer nimmt sich diese Prozeßführung vor. Die Kommission verschwindet, um Beschlüsse zu fassen.

Digitized by Google

Sie ist in tödlicher Verlegenheit. So groß hat sie sich die Dioskuren nicht gedacht.

Vor dem Feldmarschall auf dem Tisch liegt ein Strauß Maiglöckchen mit schwarz-weiß-roter Schleife. Unser aller Herz ist dabei. Jetzt mehr denn je, wo das erlösende Wort heraus ist, wo der größte Deutsche unter Eid bekundet hat, wer nach seinem festen Glauben der Reichsverderber ist bei uns.

Hat nicht auch Bismarck einst ebenso gesprochen? Von dem blinden deutschen Hödur, der uns mit seinem Pfeile in den Rücken schoß? Wie in einer Vision gehen die beiden Riesengestalten, die Bismarcks und die Hindenburgs, ineinander über . . ."

* * *

Hindenburg und Ludendorff, berichtet zusammenfassend die „Deutsche Tagesztg.", haben hier zum deutschen Volke gesprochen. Das Ergebnis dieser Aussprache, obwohl sie am 19. November noch in der Mitte oder vielleicht noch früher stecken blieb, kann nur dahin lauten, daß sie alle die Legenden und Lügen, mit denen seit Jahren skrupellos gegen die beiden großen Soldaten und Patrioten gearbeitet wurde, restlos zerstört hat. Zugleich aber auch dahin, daß dieser Untersuchungsausschuß und die Kräfte, die hinter seiner Mehrheit stehen, gestern eine vernichtende moralische Niederlage erlebten.

Diese Niederlage ist um so schwerer, je mehr der Vorsitzende des Ausschusses, Herr Gothein, sich bemüht hat, Hindenburg und Ludendorff an dem offenen Aussprechen dessen, was sie vor der Nation zu sagen hatten, zu verhindern. Der Ausschuß, der in seinen ersten Sitzungen recht reichlich ‚Werturteile' abgegeben und entgegengenommen hat, war gestern mit einer Ängstlichkeit, die mehr als peinlich berührte, bemüht, den beiden Männern, auf deren Urteil das deutsche Volk immer noch den größten Wert legt, ihre Äußerungen nach Möglichkeit zu beschneiden.

Die Wirkung der zusammenhängenden Darstellungen der beiden Generale war schon von elementarer Stärke; die Darlegungen Ludendorffs aber gewannen noch an Kraft und Wucht, als er durch den Gang der Verhandlungen genötigt wurde, ich Einzelheiten zuzuwenden.

Als lügenhafte Legende ist seit dem 18. November endgültig erwiesen, daß die Oberste Heeresleitung mit dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg leichten Herzens ein verderbliches ‚Experiment' auf sich genommen habe. Nach dem Zeugnis des Kapitäns von Bülow hat Ludendorff sich mit aller Schärfe dahin ausgesprochen, daß er den uneingeschränkten U-Boot-Krieg ohne Notwendigkeit nicht für Kühnheit, sondern für Leichtsinn halten würde, den er nicht mitmache. Mit durchschlagender Kraft aber kam in den gestrigen Darlegungen der Obersten Heeresleitung zum Ausdruck, daß die ganze militärische Lage das uneingeschränkte Einsetzen der U-Boot-Waffe zum zwingenden Gebot machte, da ständig wachsende Überlegenheit des Feindes an Material und Menschen andernfalls unsere Kriegführung zu einem zeitlich unabsehbaren, in der Sache aber aussichtslosen Ringen gestaltet hätte. Wie der Soldat, der im Grauen der Sommeschlacht die entscheidend durch die amerikanische Munition herbeigeführte Materialüberlegenheit des

Digitized by Google

Feindes in aller ihrer Furchtbarkeit kennen gelernt hatte, so verlangte aber damals auch das deutsche Volk, das nicht ohne jede mögliche Gegenwehr der englischen Hungerblockade erliegen wollte, und auch der Reichstag in seiner großen Mehrheit die rücksichtslose Einsetzung jeder Waffe, die uns zur Verfügung stand.

Die Behauptung ferner, die Oberste Heeresleitung habe in der Hoffnung auf den U-Boot-Krieg damals vorhandene Friedensmöglichkeiten gestört, ist gestern gleichfalls in vollem Umfange als eine Unwahrheit elendester Art erwiesen worden; soweit das überhaupt noch zu beweisen war. Niemals hat die Oberste Heeresleitung überhaupt einer Friedensmöglichkeit widerstrebt, soweit ein Friede in Ehren in Frage kam. Sie hat auf dringende militärische Wünsche verzichtet, um sich hinter das Friedensangebot Deutschlands vom 12. Dezember 1916 zu stellen. Sie hat die militärischen Interessen und Auffassungen soweit zurückgestellt, daß sie über den Sieg am Stochod schwieg, den Befehl gab, die Russen nicht durch Angriffe zu ‚reizen' und denkbar mildeste Waffenstillstandsbedingungen entwarf, um die Anbahnung eines Friedens mit dem revolutionären Rußland zu ermöglichen. Und sie hat die Friedensaktion Wilsons, obwohl sie ihm keinen Augenblick zu vertrauen vermochte, in keiner Weise zu hindern gesucht, sondern ihr Scheitern erst für sich als Tatsache eingestellt, nachdem die politische Reichsleitung die Überzeugung von ihrem endgültigen Scheitern gewonnen und auch der militärischen Leitung offen ausgesprochen hatte.

Gegenüber den Bemühungen des Ausschusses, die Männer der Obersten Heeresleitung in das Für und Wider der zahlreichen Berichte und Denkschriften hineinzuziehen, die auf die Entscheidung über den uneingeschränkten U-Boot-Krieg einzuwirken suchten, hob Ludendorf durchschlagend zwei Momente hervor, die auch dem Blindesten die Augen darüber öffnen müssen, wie völlig unsinnig alle auf diesem Gebiet liegenden Angriffsversuche gegen die Oberste Heeresleitung sind: für sie bildeten die Meinungskämpfe um die Einzelheiten der U-Boot-Frage, einschließlich des Problems Wilson, nur Episoden; und sie hat ihrer Entscheidung, soweit sie nicht auf rein militärischem Gebiet lag, in völlig korrekter Weise nur die Darlegungen des verantwortlichen Reichskanzlers zugrunde gelegt und zugrunde legen können. Mit den Einzelfragen unserer Haltung gegenüber Wilson hatte sie überhaupt nichts zu tun; nach all diesen Richtungen hin trägt allein die politische Leitung die Verantwortung. Die Behauptung, die Heeresleitung habe in dieser Frage ein zweideutiges Spiel gespielt, konnte Ludendorff um so eher als infame Lüge brandmarken, als die Heeresleitung darin überhaupt kein Spiel gespielt, sondern nur gelegentlich ihre Überzeugung ausgesprochen, im übrigen aber der politischen Leitung die Entscheidung darüber, ob von Wilson noch etwas zu hoffen sei, völlig überlassen hat.

In diesen Zusammenhängen kam es bei der Verhandlung zu dramatischen Zuspitzungen von mächtigster Wirkung. Ludendorff hielt denen, die die Oberste Heeresleitung in die politischen Streitigkeiten verstricken möchten, die Wahrheit entgegen, die nur in Teilen des deutschen Volkes noch nicht allgemein begriffen werden konnte; daß die Oberste Heeresleitung in erster und letzter Linie Krieg

Digitized by Google

zu führen hatte; und einen Krieg von so gigantischen Maßen und von so furchtbarer Schwere, daß auch stärkste Soldatennaturen alle Kraft und jeden Nerv an ihre militärische Aufgabe setzen mußten, um dieser Last nicht zu erliegen. Auch der verbissenste Gegner wird sich dem tiefen Eindruck menschlicher und sittlicher Größe nicht haben entziehen können, den Ludendorffs Worte machten, als er in innerster Erregung von der ungeheuren Verantwortung sprach, die er stets gegenüber dem deutschen Volke wie gegenüber dem Heere fühlte, und die den Gedanken, als könne er Friedensmöglichkeiten jemals leichtherzig gegenübergestanden haben, als Hohn auf das erscheinen lassen, was er in seinem Herzen und Gewissen empfand. Alle Last und alle Tragik der Verantwortung, die auf den Männern der Obersten Heeresleitung lag, trat wie mit körperhafter Wucht vor die Hörer hin, als Ludendorff erklärte: Man sagt, ich könne nicht mehr lachen; das Lachen ist mir vergangen bei der zehrenden Sorge um Land und Volk. Wie Keulenschläge aber traf es die Verleumder der Heeresleitung, als der Feldmarschall mit gleicher Schärfe und Entrüstung diese Anwürfe gegen seinen ‚treuen Gehilfen und Mitarbeiter' zurückwies: In dem Sinne, Deutschland so schnell wie möglich und so leicht wie möglich den Frieden zu erkämpfen, haben wir gearbeitet bei Tag und bei Nacht. ‚Ich weiß nicht, ob die Herren eine Vorstellung von der Verantwortung haben, die wir jahrelang zu tragen hatten.' Ein kurzes, wohl mehr unwillkürlich herauskommendes: ‚Ich danke Ihnen', gab dieser Erklärung des Feldmarschalls noch besonderen Klang.

Mit gleich durchschlagender Kraft und Klarheit widerlegte Ludendorff die Legende, daß die Oberste Heeresleitung die Zensur einseitig für sich ausgenutzt, und daß sie überhaupt gegen die politische Leitung gearbeitet habe. Hier konnte Ludendorff mit Beweisstücken aufwarten, welche die von der Wilhelmstraße genährte Legende noch in ganz besonders merkwürdigem Lichte erscheinen lassen. Die Oberste Heeresleitung hat wiederholt den Antrag gestellt, ihr jede Zensur, die über das militärische Gebiet hinausging, abzunehmen. Die politische Leitung aber hat das abgelehnt, um die bequeme, zugleich aber so vergiftende Fiktion aufrechtzuerhalten, es gebe keine politische Zensur. Ja, in einer Eingabe hat die Oberste Heeresleitung sogar den Antrag gestellt, die gesamte Zensur in einer Stelle unter Leitung des Reichskanzlers zu vereinheitlichen! Wie unerhört angesichts dieser Enthüllungen, von denen man nur dringend wünschen muß, sie wären schon vor Jahren gemacht worden, die ganze Legende ist, die Heeresleitung habe, gestützt auf ihre Zensurbefugnisse, eine ‚Diktatur' geübt und auch die politische Leitung zur Seite gedrückt, bedarf wohl keiner näheren Kennzeichnung.

Zu dramatischen Zuspitzungen kam es noch wegen der Aussage des Grafen Bernstorff über die angeblichen Äußerungen Ludendorffs am 3. Mai 1917. Seit dieser Auseinandersetzung vom 18. November ist Graf Bernstorff gegenüber Ludendorff kein klassischer Zeuge mehr. Graf Bernstorff hat behauptet, ein damaliger Besuch bei Ludendorff sei nur mehr zufällig gewesen; General Ludendorff konnte demgegenüber feststellen, daß Graf Bernstorff sowohl über den General Hoffmann wie über den Obersten von Haften diesen ‚zufälligen'

Digitized by Google

Besuch gesucht hat! Graf Bernstorff hat also unter seinem Eide hierüber erwiesenermaßen Unwahres behauptet. Zweimal mußte ihn — übrigens ein recht eigenartiges Verfahren — der Vorsitzende förmlich drängen, auf diese Feststellung Ludendorffs zu erwidern; da er die von Ludendorff beigebrachten Zeugnisse aber nicht im geringsten zu entkräften vermochte, so ist auch über seine Behauptung, die Worte Ludendorffs habe er sich genau gemerkt das Urteil wohl gesprochen. Dieser Zeuge wird das Bild, das das deutsche Volk durch die gestrige Verhandlung von der sittlichen Größe und dem Verantwortlichkeitsgefühl des Generals Ludendorff bekommen hat, nicht mehr erschüttern."

Tief zu bedauern bleibt, daß die durchschlagende Widerlegung der Legenden, welche Niedertracht ohnegleichen gegen die Oberste Heeresleitung zusammengesponnen hat, nicht schon früher, nicht schon längst während des Krieges erfolgt ist: „Heute müssen wir uns damit trösten, daß der Tag wenigstens nachträglich das Lügengewölk von dem Himmel verscheucht hat, an welchem für alle Zeit die Namen der großen Soldaten, Patrioten und Menschen Hindenburg und Ludendorff strahlen!"

Die Unbelehrbaren freilich, die sich nicht belehren lassen wollen, die der Wahrheit nicht die Ehre geben können, ohne sich selbst zu entblößen und an den Pranger zu stellen, werden nun erst recht alles daran setzen, ihre zusammengebrochenen Lügengebäude als immer noch aufrecht und womöglich noch gefestigt bestehend dem Volke vorzugaukeln. Das Lügengebräu des „Vorwärts" vom 19. November, in dem kein Fälscherkunstgriff verschmäht wird, gibt davon bereits einen Vorgeschmack. Vielleicht darf für die Leute von der Art eines Erich Kuttner (Nachfolger des ehrlichen Stampfer in der „Vorwärts"-Leitung) und gleich Veranlagter immerhin als mildernder Umstand geltend gemacht werden, daß ihre eigen konstruierte Psyche unfähig ist, zu begreifen, was dem deutschen Denken und Empfinden Wahrheit ist. Wären Leute dieser Artung maßgebend — leider sind sie es noch für die bedauernswerten Volksgenossen, die sich ausschließlich von ihnen ihren geistigen Lebensunterhalt aufnötigen lassen —, dann könnte von einem Siege der Wahrheit nie die Rede sein. Daß die Lüge, auch wenn sie zu Boden geschlagen ist, sich wieder aufrichten, den Kampf gegen die Wahrheit immer wieder aufnehmen wird — wen dürfte dieser ewige Kampf der Finsternis gegen das Licht in seinem Glauben an das Licht und den Sieg des Lichtes irre machen? Nachtalben gegen Lichtalben!

Digitized by Google

Auf der Warte

Bethmann Hollwegs Selbstkritik

Die ist in der Aussage vor dem sog. Untersuchungsausschuß enthalten und hätte für den — Kriegskanzler nicht vernichtender sein können, wenn sie der intimste Gegner ihm untergestellt hätte. Herr von Bethmann sagte wörtlich:

„Die Maschinerie der Haßstimmung lähmte sowohl bei uns wie bei den anderen Mächten die Bewegungsfreiheit der Regierungen. Ich habe das sehr frühzeitig erkannt und dem Kaiser gesagt, der dafür volles Verständnis hatte. Wer meine Reden aus jener Zeit durchliest, wird immer auf den Gedanken stoßen, daß ich bestrebt war, auf den Friedenswillen der Minderheiten in den anderen Ländern zu wirken. Es ist vergeblich geblieben. Ich habe mich bewußt, und zwar nicht nur in Worten, sondern auch in Handlungen dagegen gewehrt, meine Bewegungsfreiheit durch eine Entfesselung nicht wieder zu bindender Kräfte und Leidenschaften einschränken zu lassen. Das haben die anderen Regierungen nicht getan."

Das haben die anderen Regierungen nicht getan und haben — gesiegt! Die kurzen Worte, bemerkt Dr. v. Goßler in der „Kreuzzeitung", kennzeichnen mit tragischer Wucht den Grundirrtum Bethmanns, der ihm von unserer Seite oft genug vorgehalten worden ist. Die anderen Regierungen haben es rechtzeitig verstanden, Kräfte und Leidenschaften in ihren Völkern zu entfesseln, wie sie notwendig waren, um die furchtbare Anspannung an Körper und Seele durchzuhalten. Unsere Regierung hat es unterlassen. Sie hat sich des negativen Mittels bedient, auf den Friedenswillen der Minderheiten in den anderen Ländern einzuwirken, und als dieses Mittel, wie es vorausgesehen werden konnte, versagte, hatte sie den positiv wirkenden Mitteln der Gegner nichts entgegenzustellen. Es war nicht so, daß die Maschinerie der Haßstimmung sowohl bei uns wie bei den anderen Mächten die Bewegungsfreiheit der Regierungen gelähmt hätte, sondern die anderen Regierungen trieben die Maschinerie immer mehr an, während unsere Regierung sie stillegte. Mit dem Maßstabe bürgerlicher Moral gemessen, waren Bethmanns Gedanken gut und schön — uns haben sie den Krieg gekostet!

Und — muß der Türmer hinzufügen — der Unmoral auch im bürgerlichen, in jedem Sinne zum Siege und zur Tyrannis verholfen. Ist solche Moral noch Moral oder ist sie nicht vielmehr aus Angst und Schwäche geborene Flucht vor der Verantwortung?

*

Der Unsinn der Internationale

wird von Paul Ernst (im „Tag") aus seiner theoretischen Umbildung herausgeholt: Wenn die Arbeiter wirklich in allen Ländern die gleichen Interessen hätten, dann hätten sie ja den Krieg unmöglich machen können. Sie haben aber in jedem Land natürlich dem andern Land gegenüber die Interessen ihrer Bourgeoisie, denn welches Land den Krieg gewann, in dem stiegen die Arbeitslöhne, und welches verlor, in dem mußten die Arbeiter zugrunde gehen. Die Arbeiter waren dern auch überall ganz verständig und zeigten sich als „national". Als der Krieg zu lange dauerte, da besannen sich in den verschiedenen Ländern die Arbeiter zum Teil wieder auf die Internationalität, es wurde ihnen nämlich bange, daß ihr betreffendes Land verlieren könne, und sie wollten für solchen Fall doch

Digitized by Google

die Genossen auf der andern Seite für sich haben. Wir Deutschen wurden besiegt, die andern machten also von der Internationalität keinen weiteren Gebrauch, denn sie hatten es ja nicht mehr nötig, und beschränkten sich auf harmlose Resolutionen, in denen sie protestierten gegen die Ruchlosigkeit der Bourgeoisie, welche die Revolution in Rußland, Ungarn und Deutschland niederhalte; aber die Bourgeoisie, welche doch nicht dumm ist, wußte natürlich ganz genau, was das zu bedeuten hatte. Die Deutschen proklamierten einen Weltstreik und blieben ebenso natürlich allein damit.

Mit andern Worten: die Klassenkampftheorie hat sich in der Wirklichkeit als falsch herausgestellt. Jeder vernünftige Mensch hätte das voraussagen können, das hätte aber natürlich nichts genutzt. Es nutzt ja noch nicht einmal jetzt etwas, wenn man den Leuten zeigt, daß die Tatsachen die Unrichtigkeit ihres Marxismus nachgewiesen haben. Es handelt sich hier ja nicht um Einsichten, sondern um blinde Triebe, welche sich eine ganz dumme Theorie als Mäntelchen für den Verstand vorgehängt haben, weil der Mensch doch anstandshalber nicht losstürzen kann wie ein Tier, sondern so tun muß, als ob er sich die Sache vorher überlegt. Er tut nur so, als ob er sich die Sache überlegt.

*

Die deutsche Irredenta

300 000 Franzosen im elsaß-lothringischen Reichsgebiet genügten Frankreich, um den Rachekrieg zu predigen; um 400 000 „Unerlöster" willen, die in Tirol unter österreichischer Herrschaft schmachteten, ist Italien angeblich in den Krieg gezogen; 1 400 000 Griechen, die das türkische Joch zu tragen hatten, erschienen der Entente als genügender Vorwand, um Griechenland in den Krieg hineinzuhetzen; 3 Millionen Rumänen in Ungarn gaben den erwünschten Grund für die rumänische Kriegserklärung. Die Irredenta, die unerlösten Stammesgenossen! das war das große Losungswort, mit dem die Entente ein Volk nach dem andern in das Kriegsabenteuer lockte. Und nun, da der Friede geschlossen ist, wie sieht es da mit der Irredenta aus? Wohl hat Italien seine 400 000 Italiener wiedererlangt, wohl hat sich Rumänien tief in Ungarn hineingeschoben, wohl wird das türkische Reich unter Griechen und Serben aufgeteilt, aber wie steht es mit der Kehrseite? 1 500 000 Deutsche fallen durch die Abtretung Elsaß-Lothringens Frankreich anheim; 1 600 000 kommen in Westpreußen und Posen unter polnische Herrschaft; 1 030 000 Deutsche sind in den Abstimmungsgebieten gefährdet; 3 600 000 werden unter tschechischer Herrschaft stehen; 190 000 tragen das jugoslawische Joch; 220 000 müssen sich mit der italienischen Oberhoheit abzufinden suchen; 2 Millionen endlich werden den rumänischen Gesetzen gehorchen. Das ergibt zusammen 10 140 000 Seelen! Für eine Gesamtirredenta von 5 Millionen ist angeblicherweise von der Entente der Krieg geführt worden, mit einer Irredenta von 10 Millionen schließt der Frieden ab. Der Unterschied ist nur der: Deutschland darf keine Irredenta haben! Dr. E. K.

*

Die Verteidigung des Schiebers

Im Unterhaltungsteil der „Frankf. Ztg." befaßt sich ein Dr. Carl Haensel mit der Psychologie des Schiebertums. Die Art, wie er diese „sublime Materie" behandelt, ist bezeichnend für die Auffassung gewisser Kreise und ihr Bestreben, die bisher geltenden moralischen Begriffe durch talmudistische Gedankengänge in ihrem Sinne zu beeinflussen. „Ein Schweizer" — so führt der Verfasser aus — „sagte mir: ‚Was wollen Sie gegen die Schieber! Es sind die ersten wirklichen Kaufleute bei Euch drüben im großen Kantönli! Bisher hattet Ihr nur Spezialisten und Branchen! Ein echter Kaufmann handelt mit allem in jedem Umfang!' — Es ist etwas Richtiges daran. Der grundlegende Unterschied zwischen altdeutschem Handwerker und manchem modernen Kaufmann besteht darin, daß jenem die Ware Kind seines Fleißes ist, unmittelbar verwachsen mit der Ehre seines Gewerbes, diesem nur Mittel zum Gewinn. Dieser Standpunkt,

Digitized by Google

folgerichtig durchgeführt, leitet zum — Schiebertum. Es ist die letzte Konsequenz der rein kapitalistisch-individualistischen Wirtschaftsauffassung, damit ihre treffendste Widerlegung. Krankheit gewiß — aber Krankheit ist das Mittel zur Gesundung."

Wir sind also nun dahin belehrt, daß das Schiebertum eine Art Heilssendung zu erfüllen hat und es ist nur folgerichtig, wenn der Verfasser von der minderwertigen Masse der Nichtschieber die nötige Hochachtung vor dieser hehren Aufgabe einer auserwählten Schar von Volksgenossen verlangt: „Man wirft den Juden vor, daß sie im Handel führten und im Schieben. Es ist nicht wahr. Wäre es aber so: sie könnten hier Zukunft keinen besseren Dienst leisten. Das Schicksal der Juden scheint mir die scharfe Witterung zu sein, mit der sie den Odem Gottes erraten und die Träger seiner Zweifel sind. Es ist ein erschütterndes Erlebnis (!), zu sehen, daß der Sohn des Multimillionärs aus Getreidewucher — Kommunist ist. Auch dies kein Vorwurf: es ist das Ausschlagen der Nadel — aus dem Zuwenig das Zuviel. Irrtümer, die Wegbereiter sind für die rettende Richtung."

Die „Frankf. Ztg." wird nicht müde, in ihrem politischen Teile Maßnahmen zur Bekämpfung der Auswüchse unseres Wirtschaftslebens zu erörtern. Diese Ratschläge erscheinen in einem höchst seltsamen Lichte, wenn gleichzeitig unterm Strich dem Schiebertum sozusagen eine Gloriole ums Haupt gelegt wird.

*

Hardens Kopf

Unter Angabe eines wahrhaft erdrückenden Materials aus der „Zukunft" hat Dr. Friedrich Thimme die Zwitterseele Maximilian Hardens bloßgelegt und jene seltsame Charakterlinie herausgearbeitet, die den Herausgeber der „Zukunft" bis zum Beginn des Jahres 1916 als Kriegshetzer und rücksichtslosen Macht-vor-Recht-Politiker, von da ab als ebenso hemmungslosen Defaitisten zeigt. Nun zieht Adolf Grabowsky im „Neuen Deutschland" auch noch den letzten Schleier hinweg. In Wahrheit, meint er, hat Harden weder jemals an Deutschlands Sieg noch an Deutschlands Niederlage ein Interesse gehabt. So tief reicht sein Erleben überhaupt nicht. Es hört auf gar nicht beim Empfinden, sondern bei der Empfindelei, bei der leichten Gemütserregung, die ihm erlaubt, bald in der einen Empfindungsschicht, bald in der andern zu turnen. Bei ihm war die Hauptsache die Sensation. Sie suchte er in seiner ersten Rolle als Apostate, bei seinem Eintreten für Bismarck, bei seinem Angriff auf Eulenburg. Effektbomben zu schmeißen, war ihm das höchste der Gefühle: „Am liebsten saß — und sitzt — er am Telephon, um alle Gerüchte, alle Redereien, alle Angebereien, allen Klatsch der hohen Politik aufzufangen. Der hohen Politik, die in Wahrheit die niedere ist . . ."

Die folgende kleine Episode, die Grabowsky anführt, spricht Bände: „Am Schlusse eines seiner Kriegsvorträge ging er laut aufheulend ab. Er wimmerte in sein Taschentuch. Da bemerkte ein Herr, der selbst Schauspieler war und die Bewegungen eines vom Schluchzen Erschütternden genau kannte: ‚Er schluchzt ja nur mit dem Oberkörper. Die Beinchen laufen ganz fröhlich! ‚Das ist Maximilian Harden. Er schluchzt mit dem Oberkörper."

Ein erfolgloser Schauspieler — diese Analyse ist bitter, aber treffend. Hinter den mystischen Nebeln Hardenschen Wortgepränges verbarg sich der Schmierenkomödiant, der von der kleinen Schauspielkunst in die Literatur verschlagen, beifallslüstern in das politische Parkett hinein, mitunter auch zum Olymp hinauf kokettierte. Und auch dieser Zug paßt in das Bild hinein, daß er, der angebliche Verächter der Menge, seine Zeitschrift auf der Berliner Friedrichstraße ausschreien läßt von Leuten, denen man des Nachts im Tiergarten nicht begegnen möchte. Riesige Plakate an den Säulen. Kleinstes Honorar an die Mitarbeiter.

Freilich — auch der passende Rahmen hat nicht gefehlt: das Publikum, das gern die unanständig hohen Eintrittsgelder erlegte, um sein Sensationsbedürfnis zu befriedigen.

Digitized by Google

Der jüdische Aufklärungsfilm

Fontane schreibt in seinen Briefen: „Die eigentlichen antisemitischen Prediger sind die Juden selbst. Die Phrase vom unterdrückten Volk existiert immer noch. Dabei lassen sie aber alle Welt nach ihrer Pfeife tanzen.“ Heute, da die antisemitische Welle wieder einmal im Ansteigen begriffen ist, arbeitet das Judentum mit allen nur erdenklichen Mitteln, um seine Vorherrschaft im republikanischen Deutschland zu behaupten. Seit Monaten wird seitens der jüdischen Presse gegen die rechtsstehenden Parteien die sinnlose Verdächtigung ausgestreut, daß sie die Judenfrage nicht mit geistigen Waffen, sondern mit Pogromen zu lösen beabsichtigen. Die Agitation, die unter diesem Stichwort Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen trachtet, ist vorbeugender Art. Es muß ein Damm aufgerichtet werden gegen die erbitterte Stimmung, die das Judentum selbst durch sein Verhalten hervorgerufen hat. Die Phrase von armen, unschuldigen, verfolgten Juden, über die sich der alte Fontane schon vor 30 Jahren geärgert hat, wird heute unverdrossen in Wort, Schrift und neuerdings im Film verbreitet. In einem solchen Film von Arnold Zweig, „Ritualmord in Ungarn“, ist der bekannte Ritualmordprozeß Tisza-Eszlar zur Unterlage genommen. Das Judentum wird dargestellt als der Märtyrer der Menschheit. Die aber, die sich gegen die angebliche göttliche Sendung des Judentums wenden, sind Ausgeburten der Hölle. Das Ganze läuft auf eine schrankenlose Verherrlichung des Judentums hinaus. Und diese projüdische Filmagitation macht Schule. Schon ist ein zweiter Film heraus: „Die Geächteten“. Der selbstverständlich jüdische Verfasser bezeichnet ihn als einen „Dreadnought unter den Filmen“. An dem Vorsteher der jüdischen Gemeinde eines polnischen Städtchens wird das ganze Leid seines „unschuldigen und harmlosen Stammes“ in plumpster Form gezeigt. Moral: Erhebe nie deine Hand gegen einen Juden, denn so klar wie in diesem Film wird sich stets seine Unschuld erweisen.

Man stelle sich einmal vor, die Gegenpartei würde sich den Film in gleicher Weise nutzbar machen. Wie bald würde dieselbe Regierung, die ein so mitfühlendes Herz für die jüdische Propaganda hat, alsbald mit gesetzlichen Maßnahmen auf dem Plane sein.

*

Wer ist der Schuft?

Der „Tägl. Rundschau“ wird geschrieben: „Ich komme heute mittag (19. November) durch die Siegesallee mit einem Kommilitonen am Denkmal Kaiser Wilhelms I. vorbei. Hier sehe ich einen Photographen, wie er gerade folgendes Bild aufnimmt: Rechts und links vom Denkmal Wilhelms I. stehen zwei Franzosen und ein Belgier, breitspurig, mit einem dicken Knüppel in der Hand, in Uniform — und ließen sich so von einem Deutschen photographieren. Ich stellte sofort den Photographen zur Rede und erhielt als Antwort: ‚Das ist mein Geschäft! Das mache ich schon den ganzen Sommer über!‘ —

Leider war die Belichtung der Platte schon geschehen, ehe ich mich davor stellen konnte. Ich war jedoch sprachlos, daß ein Deutscher wegen ein paar Mark sich zu einer solchen Schamlosigkeit hergibt. Im Geiste sehe ich schon dieses Bild in den französischen Blättern abgedruckt, betitelt: Die Sieger in Berlin! Und das danken wir dann einem solchen Schuft!“

Die „T. R.“ bedauert, daß es nicht gelungen ist, den Namen des Photographen festzustellen, der sich und sein Vaterland so erniedrigt. Warum gelingt die Feststellung so selten, fast nie in solchen Fällen? Und sollte es im vorliegenden ganz ausgeschlossen sein, den sauberen Burschen noch nachträglich zu ermitteln? Wir haben so viele nationale Vereinigungen und Bünde — sie sollten einen Reichsausschuß organisieren, der sich die Bekämpfung des Verrätertums inländischer Herkunft zur Aufgabe setzte. Auch Prämien könnten zweckmäßig in den Dienst der guten Sache gestellt werden. Die Aussicht, an den öffentlichen Pranger und auf die schwarze Liste bei allen aufrechten Deutschen zu kommen, würde das stinkende Übel

Digitized by Google

mindestens erheblich eindämmen. Schon weil dann das „Geschäft“ sich als nicht mehr rentabel erweisen könnte.

*

Das sterbende Wien

Es ist an dieser Stelle des Hungerelends der Erzgebirgler gedacht worden. Nicht minder herzzerreißend ist der Notschrei, der verzweifelte Hilferuf, der aus der einst so lebensfrohen Kaiserstadt an der Donau zu uns dringt. Die Schilderungen tiefsten Jammers, die uns aus Mitarbeiterkreisen von dorther übermittelt werden, finden ihre volle Bestätigung in den Eindrücken, die der Schriftleiter der „Deutschen Zeitung“ auf einer Studienreise durch Deutsch-Österreich empfangen hat. Überall in den Straßen Wiens tönte es ihm im Gespräch entgegen: „Ja, im Reich! Ja, wenn wir beim Reiche wären, dann könnten wir noch bessere Tage erleben, so aber sind wir ein sterbendes Volk.“

Gegenüber den Zuständen, wie sie in Wien herrschen, ist die Ernährungslage selbst in unsern reichsdeutschen Großstädten beinahe paradiesisch zu nennen. In Wien kostet das Kilo Kartoffeln 7 Kronen, d. h. wenn es überhaupt welche gibt. Von Fleisch, von Butter, die in beliebigen Mengen zu 140 Kronen zu haben ist, wissen nur die reichen Leute noch etwas. Zur Deckung der allernotwendigsten Lebensmittel braucht eine mehrköpfige Familie 20000 Kronen im Jahr. Wer hat die? So wandert denn ein Stück der Einrichtung nach dem andern zum Händler. Die arme, ausgehungerte Stadt wimmelt daher von Ausländern, die dank der unerhörten Valuta für ihre Verhältnisse zu Spottpreisen den Wienern das Bett wegnehmen, in dem sie liegen. Dazu kommt die Kälte. Es gibt in Wien kein Stück Kohle. Nur da, wo die Kriegsgewinnler und die gegenwärtigen Machthaber hausen, ist es warm. Der Holzpreis ist unerschwinglich. Wer's nicht hat dazu — und das sind 1½ Millionen von den 2 Millionen —, verzichtet auf die warme Suppe und da es ja gleich ist, ob man verhungert oder erfriert, geht man an beiden zugrunde. In einem Wöchnerinnenhospital sind kürzlich sechs neugeborene Kinder buchstäblich erfroren. In den Luxuslokalen aber kann, wer das nötige Kleingeld dazu hat, schlemmen und prassen wie in Friedenszeiten.

Wir erfüllen nicht nur eine moralische Pflicht, wenn wir eine gewaltige Rettungsaktion für Wien in die Wege leiten. Nicht lange mehr, und Wien wird so mürbe geworden sein, daß es jeden begrüßt — und sei es der Tscheche Masaryk — der es vom Hungertode erlöst. Soll Wien deutsch bleiben, so ist schnelle und tatkräftige Hilfe not!

*

Höhere Schüler und Lehrjungen

Herr Haenisch hat durch einen Runderlaß den Schülern verboten, besondere Abzeichen zu tragen und überhaupt etwas zu tun, was irgendwie ihren parteipolitischen Standpunkt herausfordernd betonen könnte. Herr Haenisch, schreibt dazu die „Deutsche Tageszeitung“, fühlt sich für die Disziplin in der Schule verantwortlich, und das wäre an sich ganz gut, wenn man nicht das Gefühl hätte, daß diese Verantwortlichkeit sich einseitig gegen den Geist der höheren Schüler richtete, der Herrn Haenisch unangenehm zu sein scheint. Jedenfalls haben wir noch nichts davon gehört, daß sich ein derartiger Runderlaß u. a. dagegen gewandt hat, daß deutschnationalen Schülern da, wo sie die Mehrheit in der Klasse hatten, durch ein paar jüdische Mitschüler heimtückischerweise ihre deutschnationalen Farben geschändet und ihre schwarz-weiß-roten Fahnen zerbrochen worden sind. Daß sich derartige Fälle ereignet haben, dürfte dem Herrn Kultusminister nicht ganz unbekannt sein. Viel wesentlicher aber als dieses ist, daß Herr Haenisch höheren Schülern nicht erlaubt, was für jeden Lehrjungen selbstverständlich ist. Der Lehrjunge von 14 Jahren darf sich organisieren, wie er will, innerhalb dieser Organisation sich benehmen, wie er will und auch seinen „parteipolitischen Standpunkt“ herausfordernd betonen. Der 16- bis 20jährige höhere Schüler aber hat ein solches Recht nicht; obwohl also diese jungen Leute zum Teil wahlberechtigt sind, steht ihnen das

Digitized by Google

nicht zu, was jedem 14jährigen Lehrjungen zusteht. Warum wird überhaupt der Begriff „Schüler“ in dieser Form noch angewendet, und warum wird unter den heutigen Verhältnissen noch ein derartiges Schülerrecht gehandhabt, da es ja längst etwas Ähnliches für andere lernende junge Leute in demselben Alter nicht mehr gibt?

Die Bestimmungen des Herrn Haenisch richten sich also letzten Endes nur gegen die intelligente deutsche und deutschnationale Jugend, um sie nach seiner Art und Weise zu reformieren, um ihr nicht die ihr gemäße Entfaltung zu gestatten. Dabei handelt es sich um Leute, die fast alle bei der nächsten Wahl bereits als Wähler in Betracht kommen, und die jetzt teilweise schon wahlberechtigt sind.

Es ist selbstverständlich, daß Disziplin in der Schule herrscht, aber es ist unverständlich, wenn dieses Wort „Disziplin“ von Leuten in den Mund genommen wird, die immer und immer wieder alles daran gesetzt haben, die Autorität zu untergraben. Man soll überhaupt nicht von dieser Seite so viel mit dem Worte Disziplin operieren, denn die Disziplin ist tatsächlich vorhanden, und sie wird in keiner Weise verletzt, wenn man sich nicht bemüht, den jungen Leuten eine rote Mütze mit schwarz-rot-goldener Kokarde über die Ohren zu stülpen... Jedenfalls aber muß man das eine betonen: Was den Lehrjungen recht ist, muß zum mindesten auch den Schülern billig sein. Es sei denn, daß dieses System die Unvernunft in jeder Weise dauernd machen will.

*

Brot und Spiele

In verschiedenen Städten Deutschlands mußten wegen Kohlenmangels viele Schulen geschlossen und mit anderen zusammengelegt werden, so daß die Schüler nur halben Unterricht erhalten konnten. Dagegen verfügten die Tanzlokale, Bars, Kabaretts und auch die sexuellen Kinos über so große Kohlenvorräte, daß sie, während die Schulen geschlossen wurden, ihre Räume als besonders behaglich durchwärmt anempfehlen konnten.

Würde die deutsche Republik ein wahrhaft sozialistisches Staatswesen sein, so wäre man ohne Zögern zur Enteignung der Kohlenvorräte jener zweifelhaften Amüsierungsstätten geschritten und hätte die Schulen mit Kohlen versorgt. Allein es wurden nicht einmal Vorschläge nach dieser Richtung hin laut. Nach wie vor hält die derzeitige Regierung fast angstvoll, um die Massen nicht zu verstimmen, durch billige Brotpreise und hohe Lohnsteigerungen an dem alten Wort „Brot und Spiele“ fest, der Maxime des römischen Cäsarentums in jeglicher Gestalt. D.

*

Dämmert's?

Die Aufführung der „Verschwörung des Fiesko“ zu Schillers 160. Geburtstag gestaltete sich im Berliner Schillertheater zu einer machtvollen Kundgebung für die Monarchie. Als Fiesko bei seiner Erzählung der Tierfabel den Handwerkern ans Herz legt, einem Oberhaupt zu gehorchen, da sonst Wirrnis im Staate herrsche, brach im Zuschauerraum ein nicht enden wollender Beifall los. Minutenlang hielt er an, ungeteilt, in einmütiger Begeisterung!

*

Für die Zeit

Politische Lage.

Oben brennt es im Dach und unten rauchen die Minen,
Aber mitten im Haus schlägt man sich um den Besitz.

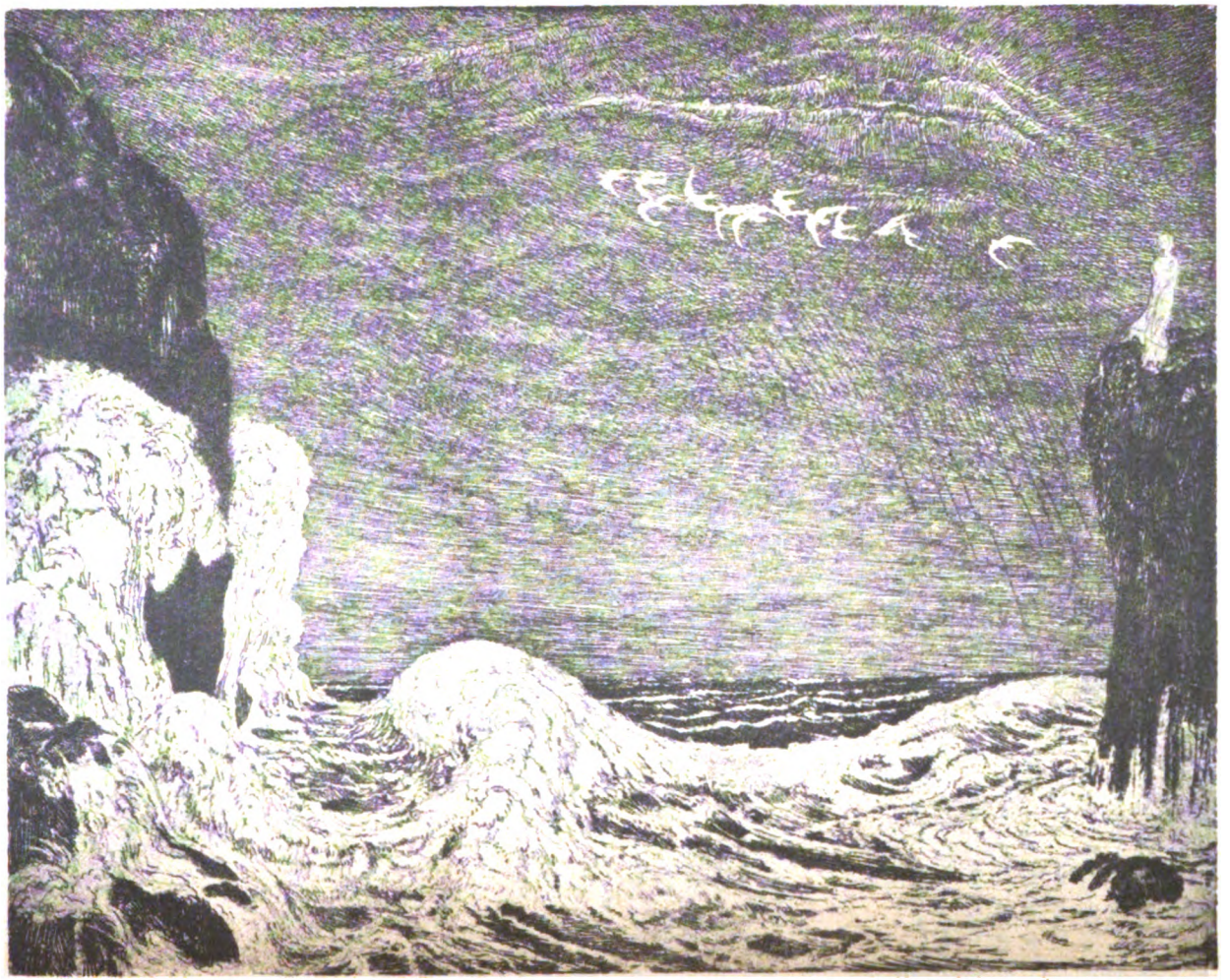
Der Genius.

Nimmer in tausend Köpfen, der Genius wohnt nur in einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt.
Nicht durch Stimmenmehrheit sind Himmel und Erde entstanden,
Nie auch ein großes Gedicht oder ein ewiges Bild. Friedrich Hebbel

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. C. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google



Largo, agitato (G-Moll)

Nach einer Radierung von H. A. Bühler

Digitized by Google

Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. Januar 1920 Heft 4

Die Gesellschaft als unmoralische Macht · Von Paul Sickel

Die ungeheure Macht der Gesellschaft über den einzelnen Menschen bedarf keines Beweises. Zwar wird sie demjenigen kaum zum Bewußtsein kommen, der sich in seinen Ansichten, Wertschätzungen und Bestrebungen ganz von den herrschenden Strömungen treiben läßt und jeder Modelaune willig folgt. Wer aber als ein Eigener sich der Gesellschaft entgegenstellt oder gar wider den Strom zu schwimmen wagt, den läßt sie ihre Macht oft recht schmerzhaft fühlen. Den Begriff der Gesellschaft können wir dabei beliebig weit fassen: allgemein als die menschliche Gesellschaft; aber auch als die bestimmte Klasse, etwa die „höhere" Gesellschaft; und schließlich auch als die mehr oder weniger zufällig und gelegentlich vereinigte Menge, wie eine Vergnügungsgesellschaft oder das Theaterpublikum. Überall umgibt uns eine bestimmte und doch schwer bestimmbare Atmosphäre, deren Einwirkung wir uns kaum entziehen können. Die Machtmittel der Gesellschaft sind Sitte und öffentliche Meinung. Soweit die Sitte mit der Sittlichkeit übereinstimmt, ist der Einfluß der Gesellschaft moralisch. Aber nur auf den niedersten Stufen der Gesittung fallen Sitte und Sittlichkeit unterschiedslos zusammen; in jedem höheren Kulturstande besteht eine Spannung zwischen ihnen. Da die Sitte dem Durchschnittsleben der Gesamtheit angepaßt ist und zugleich einen starken Beharrungstrieb hat, so spiegeln sich in ihr meist sittliche Anschauungen früherer Zeiten wider, die sich als

Digitized by Google

konventionelle Bräuche erhalten haben. Über alles Erstarrte aber geht der lebendige Fluß der Zeit hinweg. So wird Sitte bald zur Unsitte.

Was die Gesellschaft durch die Sitte an moralischer Macht entfaltet, ist mehr auf äußerliche Wohlanständigkeit als auf innere Sittlichkeit gerichtet. Besonders in höheren Lebenskreisen fördert sie sittliche Gleichgültigkeit und Heuchelei. Das Moralische versteht sich hier insofern von selbst, als man in erster Linie gar nicht nach dem sittlichen Charakter fragt, sondern nach dem äußeren Scheine feiner, „gebildeter" Lebensart. Der ästhetische Gesichtspunkt überwiegt den ethischen. Die Gesellschaft ist oft in moralischer Hinsicht sehr duldsam, während sie Verstöße gegen die Formen recht übel nimmt. So duldet sie einen Menschen, der ein großes Vermögen durch moralisch verwerfliche, aber strafgesetzlich nicht zu verfolgende Mittel erworben hat, wenn nur sein Auftreten „korrekt" ist. Ferner fehlt es den moralischen Urteilen der Gesellschaft an Folgerichtigkeit. Sie zeigt z. B. in bezug auf das sogenannte „Verhältnis" zwischen Personen verschiedenen Geschlechts dem jungen Manne gegenüber zu große Duldsamkeit, beim weiblichen Geschlechte übertriebene Härte.

Trotzdem übt die Gesellschaft in normalen Zeiten einen sittlichen Einfluß aus, indem sie wenigstens gröbere Vergehen mit ihren Mitteln straft. Leider aber macht sie in manchen Fällen von ihrer Macht gar keinen Gebrauch. Es gibt genug Mißstände in unserem öffentlichen Leben, die von allen erkannt und beklagt werden, und wo sich die Gesellschaft doch nicht zu gemeinsamem Einschreiten aufraffen kann. Ich nenne z. B. die Gasthofsverhältnisse (Trinkzwang, unzulängliche Einrichtung der Wohnräume u. dgl.), Theaterzustände, Nichtbeachtung der Vorschriften im Eisenbahnverkehr, Wucherpreise usw. Die Ursache dafür, daß hier die Gesellschaft ganz versagt, liegt einmal darin, daß sie zu wenig einheitlich, zu viel Klassengesellschaft ist, dann aber auch darin, daß der Obrigkeitsstaat uns daran gewöhnt hat, alles von staatlichen Verordnungen und Maßregeln zu erwarten, so daß die Gesellschaft unselbständig und geradezu entmündigt wurde.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn bei der allgemeinen Lockerung der sittlichen Bande während des Krieges auch die moralischen Ansprüche der Gesellschaft immer tiefer gesunken sind. Freilich ist die Gesellschaft, in welchem Sinne man sie auch nehme, gegenwärtig in einem Zustand der Umbildung. Höhere Schichten sinken hinab, tiefere steigen empor, und neue Elemente drängen in die früher geschlossenen Gesellschaftsgruppen ein. Daher haben auch die sozialethischen Bindungen der Vergangenheit ihre Geltung verloren. Gerade die moralisch zuverlässigsten Bevölkerungsschichten, die mittleren und zumal der Beamtenstand, befinden sich heute in einer Notlage, die auf das sittliche Bewußtsein verderblich wirken muß. Auf die gewaltige Steigerung des nationalen Gemeinschaftsgefühlens und des sozialen Wollens zu Beginn des Krieges ist später als Rückschlag der schrankenlose Egoismus des Erwerbstriebes und der Geldgier gefolgt. Diesem gegenüber besitzt die Gesellschaft keine Widerstandskraft. Ja sie wird sogar zur Förderin des Unmoralischen. Denn indem die Not der Zeit immer mehr Menschen — zunächst gegen ihr persönliches Gewissen — zum Hamstern, zu Schiebungen und Schleichhandel führte, verloren diese Verfahren bald das auf ihnen lastende

Digitized by Google

Odium und wurden gesellschaftlich geduldet. Die Folge davon ist, daß der einzelne kaum noch eine persönliche Verantwortung empfindet, diese vielmehr auf die Gesellschaft schiebt. Vor zwei bis drei Jahren galt allgemein die Forderung, daß jeder Deutsche sich in seiner Lebenshaltung einzuschränken, jeder Opfer zu bringen habe. Wertvollen Schmuck zu tragen war verpönt. Heute gilt es umgekehrt als „fein", möglichst jeden Schein einer Einschränkung zu vermeiden und flott darauflos zu leben. Das Gold, das man dem Vaterlande entzogen hat, wird wieder frei zur Schau getragen. Und die ganze Entsittlichung zeigt sich in der schamlosen Offenheit, mit der viele, besonders Kriegsgewinnler, sich rühmen, wie gut sie bei der allgemeinen Not selbst gelebt haben. Das persönliche Gewissen und das sittliche Zartgefühl ist völlig ertötet. Statt dessen wälzt jeder die Verantwortung auf die Allgemeinheit und glaubt eine Handlung dadurch gerechtfertigt, daß auch andere sie tun: Was alle tun, darf ich auch tun. So wird die Gesellschaft zur unmoralischen Macht. Der sittliche Standpunkt aber fordert umgekehrt, daß jeder sich für die Allgemeinheit mitverantwortlich fühlt. Der große Kritiker der modernen sozialen Verhältnisse, Ibsen, sagt: „Man steht niemals ganz über aller Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, der man angehört." Wie viele Menschen haben heute wohl die Einsicht und den Mut, ihre Mitschuld einzugestehen? Das Bewußtsein, daß jede private Handlung eine öffentliche, soziale Bedeutung hat, ist bei dem herrschenden Individualismus nur noch in wenigen lebendig.

Neuere Soziologen haben drei Stufen in der Entwicklung des menschlichen Zusammenlebens unterschieden: Naturzustand, Gesellschaft und Gemeinschaft. Im Naturzustand herrscht der ungezügelte Kampf aller Triebe gegeneinander. Die Gesellschaft beruht wesentlich auf dem Verkehr, dem Austausch materieller und geistiger Güter und auf Konkurrenz; in ihr herrscht der Profit, der Privatnutzen. Sie ist Verkehrs- und Erwerbsgesellschaft. Ihr fehlt das gemeinsame, einheitliche Ziel. Dieses aber ist das Kennzeichen der Gemeinschaft, in der soziales Gefühl, Hingabe und freiwillige Mitarbeit alle zu einem großen Zwecke vereinigt. Die heutige Gesellschaft hat sich wieder der Stufe des Naturzustandes genähert. Sie muß aber über den bisherigen Stand emporgehoben werden zur wahren sittlichen Gemeinschaft, soll anders das Schlagwort unserer Zeit, „sozial", nicht zum Spott werden.

Wovon ist nun eine moralische Gesundung unserer Gesellschaft zu erwarten? In erster Linie von der Besserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse. Diese Zuversicht überhebt aber den einzelnen oder solche Gesellschaftsgruppen, in denen noch ein tieferes sittliches Gefühl lebt, nicht der Pflicht, gegen die herrschende Unmoral anzukämpfen. Unsere größte Hoffnung jedoch steht bei der Jugend. Zwar ist auch sie leider von der sittlichen Verwilderung und sogar von einem unnatürlichen Erwerbs- und Handelsgeist angesteckt worden. Wenn wir aber bedenken, daß die Jugendbewegung vor dem Kriege gerade aus dem Widerspruch gegen die mechanisierte wirtschaftliche und berechnende Lebensordnung hervorgegangen ist, so können und wollen wir nicht glauben, daß so lebenskräftige Keime in den wenigen Jahren ganz verdorrt sein sollten. Ist der deutsche Idealismus in weiten Volkskreisen wirklich tot — in der Jugend muß er noch leben oder aus

Digitized by Google

ihr neu geboren werden. Von ihr muß daher auch die sittliche Erneuerung der Gesellschaft ausgehen. Dabei denken wir vor allem an die akademische Jugend. Welche erhöhte Pflicht daraus aber allen Erziehern, Lehrern und Jugendbildnern erwächst, ist klar.

Neujahr 1920 · Von Ernst Theodor Müller

Spaltlicht aus verschloßnen Toren,
Die sich hinter uns verloren,
Geistert überm Brückensteg.
Abwärts geht's durch Nacht und Nöte,
Fackeln brennen wie Gebete:
Deutschland! Deutschland! Wo der Weg?

Modernd flackern tote Stümpfe,
Meilensteine in die Sümpfe,
Deren Irrlicht tanzend bebt
Blöder Gier und wildem Raffen —
Wo ist Deutschland — deutsches Schaffen,
Dem der Schweiß am Hammer klebt?

Dessen Fleiß die Erde baute,
Dessen Auge nächtens schaute
Betend in den Sternentraum?
Sank es sterbend mit den Toten,
Die ihr Herzblut ihm geboten,
Und brach wurzeltief der Baum? —

Dunkler Talweg — welches Ende?
Welche Tat, die Schicksalswende? —
Deutsche Väter, tretet vor:
Pflug und Hammer in die Hände!
Deutsche Mütter, schürt die Brände!
Fern singt Deutschlands Kinderchor ...

Digitized by Google

Die vierte Flucht

Von Alexander Langsdorff

Auch in vaterländischen Kreisen stößt man heute auf eine gewisse Abneigung gegen Kriegslektüre. Wir stehen dieser psychologischen Erscheinung nicht ohne Verständnis gegenüber. Trotzdem bieten wir unseren Lesern im folgenden ein längeres Bruchstück aus einem noch ungedruckten Kriegstagebuch. Einmal, weil nicht oft genug an das harte Los unserer Kriegsgefangenen erinnert werden kann, dann aber und nicht zuletzt deswegen, weil diesem Fluchtbericht in seiner packenden Frische ein künstlerischer Wert zukommt. Der jugendliche Verfasser geriet als 18jähriger Fahnenjunker-Unteroffizier im Oktober 1916 auf einem Patrouillengange in französische Gefangenschaft. Sein sechster Fluchtversuch gelang und brachte ihn im Mai 1919 in die Heimat zurück. Durch das ganze Buch weht inmitten aller Leiden und Qualen ein kecker, frischer, tatenkühner Wandervogelgeist. Solange noch solcher Sinn in der deutschen Jugend gepflegt wird, darf uns die finsterste Zukunft nicht schrecken.

Der Türmer

Wir kamen wieder nach Marseille, diesmal in ein großes, angenehmes Lager, Camp d'Odo, wo wir nur einige Tage blieben. Ein Kommando von zwanzig Mann wurde zusammengestellt, Albert Böhle und ich meldeten uns freiwillig dazu.

Gegen Ende September fuhren wir mit der Bahn ins Departement Vaucluse auf ein Schloßgut Gigordos, unweit vom Mont Ventoux, wo wir Erdarbeiten zu verrichten hatten. In der freien Luft in landschaftlich schöner Umgebung fühlte man die Kräfte wieder wachsen, wurde man wieder Mensch.

An dem Gebäude, in dem wir untergebracht waren, floß ein murmelndes Bächlein vorbei, hohe Pappeln rauschten im Winde, auf der Wiese weideten Kühe, es war ein schönes Idyll. Von der Ferne grüßte wieder der Gipfel des Mont Ventoux, herrliche Sonnenuntergänge, wunderbare Mondnächte vervollständigten das zaubrische Bild.

Mit meiner Gitarre saß ich manchen Abend an dem murmelnden Wasser und spielte. Dann sah der Posten einen Moment einmal nach mir hin und ging beruhigt wieder von dannen, denn der spielende Träumer war ja harmlos. Dann kam Böhle zu mir, und unsere schwarzen Gedanken beschäftigten sich mit Flucht, und während durchaus beruhigende Akkorde durch die Stille tönten, besprachen wir flüsternd und unauffällig die Einzelheiten des Planes: wie wir der Karte aus dem Auto des Schloßherrn am besten habhaft werden könnten, wie ein zweiter Zivilmantel zu beschaffen wäre, woher die Lebensmittel und so vieles andere. —

Nachdem wir zehn Tage auf diesem Kommando gewirkt hatten, war alles zur Flucht bereit. Eines Sonntagabends um sieben Uhr, die Sonne beleuchtete glutrot die Felsen, strahlte durch Wald und über die Wiesen hin, da zogen wir uns als Zivilisten an, — den Kameraden einen letzten Händedruck — und schlichen gebückt, zur Linken hohes Schilf als Deckung benutzend, über die Wiese dem Bahndamm zu. —

Digitized by Google

Vor uns war ein kleiner Fluß, darüber führte die Bahnbrücke, die sich scharf gegen den Abendhimmel, weithin sichtbar, abhob. Zwei silhouettenhafte Schatten im Strahl der untergehenden Sonne, eilten wir darüber hin, ängstlich das klappernde Geräusch unserer Schuhe auf den Eisenplatten der Brücke vermeidend. Wir hatten Glück, unbemerkt darüber hinwegzukommen, bogen rechts ab und liefen quer über Felder.

Langsam wurde es dunkler, Mistral wehte uns entgegen. Plötzlich rechts auf der Landstraße, der wir etwas zu nahe gekommen waren, Stimmen, fröhliches Lachen, Hundegebell. Sofort lagen wir am Boden. Gut, daß es dunkelte; man hatte uns nicht bemerkt. Die Spaziergänger gingen, sich laut unterhaltend, weiter, den Abend genießend, ihrer Behausung zu.

Da die Gefahr, gesehen zu werden, noch recht groß war, versteckten wir uns in einem kleinen Graben unter hohen Pinien. Da saßen wir nun und horchten gespannt auf jedes Geräusch, denn wir lagen nur etwa eine halbe Stunde vom Schloß entfernt. Auf der Chaussee fuhr ab und zu ein Wagen rasselnd vorbei. Sonntagabend — da wird es ja immer etwas spät. In der Ferne hörten wir Hundebellen, über uns rauschten die Wipfel der Bäume, traumhaft, von Freiheit und Hoffnung.

Gegen zehn Uhr brachen wir auf; Albert in wehendem Umhang voran, ich im Gummimantel eilig hinterher. Kilometer um Kilometer wanderten wir auf der Bahnstrecke Orange zu, die Sterne leuchteten funkelnd über den düsteren Kiefernwäldern, die in den schweigenden Nachthimmel gespenstisch ragten; ein pfeifender Wind wehte uns ins Gesicht, es war das richtige Wanderwetter. Manche kleine Station haben wir vorsichtig umgangen, um ja nicht durch das Geräusch des Schotters auf dem Bahndamm jemand aus dem Schlaf zu wecken. Gegen Morgen waren wir von Orange nur noch anderthalb Wegstunden entfernt.

Weit und breit nur flaches Land, nirgends ein günstiges Waldversteck. Es blieb uns nichts anderes übrig, als in eine Abwässerungsröhre zu kriechen, die unter den Schienen quer durch den Bahndamm führte. Während des Tages brausten die Züge fauchend und wuchtig über uns hinweg, so daß die Schienen, die in die Röhre eingelassen waren, sich sichtlich bogen. Hier lagen wir uns mit den Köpfen dicht gegenüber gemütlich beisammen, die Füße den Ausgängen zugekehrt, den Abend mit Sehnsucht und Ungeduld erwartend. —

Etwa gegen zehn Uhr brachen wir auf, nach Orange zuschreitend, das als leichter Lichtstreif am Horizont sichtbar wurde, denn diesmal hatten wir vor, die Bahn zu benutzen, und zwar zuerst von Orange nach Avignon, von dort nach Cette am Mittelmeer, wo die Schweiz einen Freihafen besitzt. Dort wollten wir uns in einen Lebensmittelwaggon eines nach der Schweiz fahrenden Zuges einplombieren lassen, um auf diese Weise über die Schweiz nach Deutschland zu gelangen. Soweit unser Plan.

Orange war jetzt in Sicht. Im Norden sahen wir die Signallichter der großen Hauptstrecke Lyon—Avignon—Marseille. Ab und zu pfiff eine Maschine durch die Nacht, rollten die Züge. Am Maschinenschuppen vorbei schlichen wir uns auf den Güterbahnhof. Hier und da waren Eisenbahner mit Laternen, die

Digitized by Google

großen Bogenlampen flirrten leise, es ging auf Mitternacht, war also ziemlich ruhig. Wir drückten uns hinter einen Bretterstapel und warteten auf einen günstigen Zug.

Nach etwa einer halben Stunde Wartezeit kam aus der Richtung Lyon eine schwere Maschine durch die Nacht gestampft, viele Güterwagen hinter sich herziehend. Zwei Minuten hielt der Zug in Orange, sie genügten für uns, um unbemerkt in einen leeren Wagen hineinzukommen und uns in die Ecken zu drücken. Ein Pfiff und los ratterte der Zug. Ab und zu blitzten die Lichter des Bahnhofs noch in unsern Waggon, ohne daß der tastende Lichtschein uns dem auf dem Perron stehenden Bahnbeamten verraten konnte, da wir uns ganz in die Ecke gekauert hatten.

Bald waren wir aus dem Bahnhof heraus und rollten nun in der Dunkelheit dahin. Kühl pfiff der Nachtwind, und fröhlich und vergnügt standen wir an der offenen Türe unseres Wagens und sahen Dörfer, Bäume, Felder und Wälder in der nebelhaften Herbstnacht an uns vorbeitanzen.

Wir waren etwa zwei Stunden gefahren, als wir auf einem riesigen Bahnhof einfuhren. Verräterisch leuchteten wieder die Bahnhofslampen in unseren Waggon, was uns aber nicht weiter störte. Inmitten vieler Züge hielten wir endlich an einer etwas dunkleren Stelle des Güterbahnhofs. Um uns geschäftiges Leben, aus- und einlaufende Züge, Pfiffe, Signale, keuchend stampfende Maschinen, flimmernde Lichter, Gleis neben Gleis.

Wir sehen krampfhaft vorsichtig aus unserem Waggon nach der Stadt, um zu erspähen, ob es etwa schon Avignon sei. Dem Bahnhof nach zu urteilen mußte es eigentlich so sein. — Wie wir noch disputieren — Schritte eines Mannes — der Lichtschein einer Lampe kommt näher. —

Er leuchtet in unseren Waggon, sieht uns äußerst erstaunt. —

Mit einem verlegenen „un peu dormi“ (ein wenig geschlafen) springe ich sofort an der anderen Seite des Waggons heraus, Albert mir nach. Der Eisenbahner, auch nicht faul, hinterher. Über gleißende Schienen, unter Zügen hindurch schlüpfend geht die tolle Jagd. Die Lampe des Eisenbahners immer noch hinter uns herleuchtend. — Glücklich kommen wir an einen anderthalb Meter hohen Zaun. Albert ist im Nu oben und springt in einem Satz auf die drei Meter tiefer liegende Straße. Ich werfe ihm Brotbeutel und Feldflasche nach und bin gerade auf dem Zaun, da saust der Eisenbahner mit einer Laterne mit äußerster Kraft um einen dort stehenden Güterzug herum nach mir hin. Gerade im richtigen Moment springe ich noch Albert in die Arme, da steht unser Verfolger auch schon am Zaun, der seiner Korpulenz ein wirksames Hindernis entgegensetzte.

In der Dunkelheit der Straße verschwanden wir, er starrte uns nach wie einer Erscheinung, nicht ein Ruf oder Schrei kam über seine Lippen. — —

Wir aber suchten uns vor allem über unsern jetzigen Ort zu unterrichten. Durch ein Tor der uralten romanischen Stadtmauer kamen wir ins Innere der Stadt. An eleganten Cafés vorbei, über saubere, erleuchtete Straßen, unter breiten, schattigen Bäumen, die im Nachtwind gespensterhaft raschelten, gingen wir zum Bahnhof. Es war Avignon.

Digitized by Google

Als wir diese Gewißheit erhalten hatten, strebten wir wieder zur Stadt hinaus. Außer einigen Poilus, die schleunigst ihrer Behausung zueilten, trafen wir niemand mehr unterwegs. Für wandelnde Liebespaare war es schon zu herbstlich kalt.

An dunklen Häusern, schwierigen, engen Ecken drückten wir uns, zwischen Bahndämmen und Häusermauern entlang tastend, vorbei, durch kleine Gärtchen, vorsichtig über Stacheldraht steigend, gingen wir in immer verlassenere Gegend. Wo die Durance in die Rhone mündet, unweit der hohen Brücke, kletterten wir vom Bahndamm herunter in ein kleines Wäldchen; daran stieß hohes Schilf. Es war ein abgelegenes, ausgezeichnetes Versteck. Nach einem kurzen Imbiß schliefen wir erschöpft von so vielen Abenteuern lange Zeit, bis die Sonne hoch am Himmel stand und uns weckte.

Wir blieben noch bis zum Abend in unserem Versteck, es wurde unfreundlich und kalt, scharfer Mistral wehte, und die Nacht senkte sich düster auf die Erde. Unsere Zeit war gekommen.

Über den Bahndamm schlichen wir, am Bahnwärterhäuschen vorbei, wieder auf den Güterbahnhof. Halbaufgerichtet lagen wir am Bahndamm und starrten in das weißlich nebelige Getriebe des Güterbahnhofes — das Licht einer Wasser nehmenden Maschine streift uns — wir bleiben regungslos —; schwerfällig stampft sie zischend an uns vorbei, Heizer und Maschinist glutrot von der Feuerung beleuchtet. — Es ist dunkler. Wir richten uns auf, springen über einige Gleise und schleichen nun vorsichtig an endlosen Zügen entlang, suchend nach einem Zug, der nach Cette fährt. Hier und da werden Züge zusammengekoppelt, tauchen die Eisenbahner mit ihren Laternen auf, fahren Züge ab, werden neue zusammengestellt, rangieren Maschinen, ertönen Pfiffe, Signale, strömen Lokomotiven zischenden Wasserdampf aus. Es ist ein dauerndes Geschiebe, Rangieren, Sich-Drängen von Zügen, Gleis neben Gleis, ein ununterbrochen wechselndes Bild. Und zwischen all dem Wirrwarr, bald unter einem Zuge versteckt, bald die Züge suchend entlang gehend, bald hinter einem Vorsprung den grellen Lichtern einer Lokomotive ausweichend, springen und rutschen wir umher, von einem Gleis zum andern, von einem Zug zum danebenstehenden durchkriechend, suchend, mit Anspannung aller Sinne aufpassend, fieberhaft erregt. —

Die erste Nacht fanden wir auch nicht einen Zug, der nur in der Richtung nach Cette fuhr. Recht niedergeschlagen krochen wir beim Morgengrauen wieder in unser Versteck. Die folgende Nacht hatten wir etwas mehr Glück. Wir fanden nach langem Suchen einen Kohlenzug in der Richtung nach Lunel, das sind zwei Drittel der zurückzulegenden Strecke Avignon—Cette.

Hocherfreut kletterten wir darauf, scharrten uns in die Kohle ein, in der Hoffnung, der Zug würde bald abfahren. Denn da die mit Kohle beladenen Waggons oben nicht bedacht waren, durften wir nur nachts damit fahren, weil wir am Tage von Brücken oder Bahnwärterhäuschen aus hätten bemerkt werden können.

Aber Stunde um Stunde verrann, die Sterne erblichen langsam, da mußten wir uns schweren Herzens entschließen, wollten wir überhaupt noch unbemerkt

Digitized by Google

in unser Versteck gelangen, wieder vom Zuge herunterzusteigen. Tief geknickt schlichen wir unserem Versteck zu, Avignon grollend. Es schien fast, als ob der Pénitencier militaire auch hier seinen unheilvollen Einfluß geltend machen wollte. —

In der dritten Nacht geisterten wir wieder über den Bahndamm, dem Bahnhof zu. Über den Himmel jagte der Mistral zerfetztes Gewölk, ab und zu brach Mondlicht aus den Wolken, gespensterhaft über die Schienen huschend. Wieder umfing uns das tolle Gebaren des rastlosen Bahnbetriebes. Diesmal hatten wir Glück. Nach kurzem Suchen fanden wir einen schon zusammengekoppelten Zug nach Cette. Vorsichtig schlichen wir an ihm entlang, einen für unseren Zweck günstigen Waggon suchend. Bald standen wir an einem solchen. Es war ein zwar oben offener Wagen, aber mit hohen Seitenwänden. Darin stand eine Art Schiffsmaschine, die durch ihre Wölbung nach oben ein Dach bildete und somit Deckung gegen Sicht von oben bot.

Vorsichtig spähten wir nach allen Seiten, ob auch kein unerwünschter Beobachter zu sehen, und mit einem Schwung ging's von dem Puffer über die Seitenwand in den Waggon, wo wir uns sofort unter unser künstliches Dach setzten, still wartend der Dinge, die da kommen sollten. —

Mehrmals gingen noch laternenschwenkende Eisenbahner am Zug auf und ab, noch einmal prüfend, ob alles zur Abfahrt bereit sei. Wir saßen noch keine halbe Stunde, da ging plötzlich ein Klirren und Rucken durch den ganzen Zug, die Koppeln spannten sich, und unser Güterzug rollte endlich aus dem dunstigen Nebel des Avignoner Güterbahnhofes heraus, schneller, immer schneller vorwärts in die windige Nachtluft, in naßkalte Dunkelheit. Und wir beide saßen glücklich und zufrieden in unserer Maschine, freudig erregt, endlich wieder das rhythmische Rollen der vorwärtseilenden Räder unter uns zu fühlen und um die Klippe Avignon so glimpflich herumgekommen zu sein. —

In Tarascon wurden wir tüchtig rangiert und fuhren dann noch ein Stück in den strahlenden Herbsttag hinein. Nun hieß es äußerst vorsichtig sein. Jeder von uns drückte sich unter eine Seite der Maschine, so daß nur der Kopf hervorsah, den wir noch mit dem Umhang bedeckten, so daß wir nicht von irgend einer Brücke aus gesehen werden konnten. Das Unglück wollte es, daß wir gerade an jenem Tage zwischen Tarascon und Nimes auf einem kleinen Bahnhof, nicht weit von einer Überführung, die recht fleißig begangen wurde, stehen blieben. Den ganzen Tag mußten wir in unserem eckigen Versteck liegen bleiben, konnten uns kaum rühren, geschweige denn irgendwie an unsere Vorräte oder Feldflasche, um etwas zu uns zu nehmen. Ab und zu blieben Eisenbahner in unserer Nähe stehen, schwatzten oder frühstückten. Ein kleines unvorsichtiges Geräusch oder Schnarchen konnte uns jederzeit verraten. Da mußten alle Nerven angespannt werden, um ja nicht einzuschlafen. Aber auch dieser Tag ging vorüber, es kamen wieder die Schatten der Nacht, das sehnlichst erwartete Klirren und Rucken ging durch den Zug, wir rollten wieder in die Dunkelheit, neuen Abenteuern und Schicksalen entgegen. —

Drei Tage und Nächte fuhren wir immer mehr dem Süden zu, über Nimes, Lunel, Montpellier nach Cette, nachts fröhlich erzählend und essend, tagsüber uns kantig liegend, durstig und hungrig.

Digitized by Google

Gegen Mittag des siebenten Fluchttages rollten wir ratternd auf dem Bahnhof der P.L.M. (Paris—Lyon—Marseiller Eisenbahngesellschaft) in Cette ein, wurden verschiedentlich herumrangiert und standen schließlich still.

Vom Meer wehte ein leiser Wind, Schiffssyrenen heulten, die Brandung rauschte, man merkte sofort, daß man in einer Hafenstadt war.

Gegen Abend wurde irgend etwas mit Kreide an unseren Wagen geschrieben, dann wieder rangiert, wieder wurde es stille. — Als es völlig dunkel war und wir daran denken konnten, den Zug zu verlassen, klirrte und ruckte es plötzlich, wir fuhren zu unserem Erstaunen weiter nach Süden, Aydes zu. Das lag nun gar nicht in unserem Plan. Der Zug fuhr langsam über den Bahnhof Midi der Südgesellschaft, wir sind an den Schranken des Bahnüberganges vorbei, das letzte Signal der Station liegt hinter uns, der Zug fängt an, auf der freien Bahn loszurattern. Es ist höchste Zeit zum Abspringen. — Albert ist blitzschnell über den Rand des Wagens verschwunden, glücklich abgesprungen in die dunkle Nacht. Ich werfe das Gepäck nach, der Zug fährt mit jeder Sekunde schneller, ich klettere auf die Puffer, hänge mich an den nächsten Wagen und drücke mich wie beim Eskaladieren seitlich nach außen ab. Die Räder rattern im Takt — bloß nicht unter die Räder kommen! Im nächsten Augenblick springe ich ins Dunkle, falle auf das nächste Gleis und sehe halb aufgerichtet der roten Laterne des verschwindenden Zuges nach.

Ich stand auf, befühlte mich, nichts war gebrochen, nur aus einer Schramme über dem Auge sickerte Blut; aus der Dunkelheit läuft Albert heran, wir suchen die Brotbeutel zusammen und eilen über die Böschung dem Meere zu, um uns am Strand erschöpft hinzuwerfen.

Der Wind kühlte unsere Erregung, das Rauschen des Meeres beruhigte uns, und dankerfüllt sahen wir zum Himmel auf, an dem Millionen von Sternen in erhabener Majestät funkelten. —

Über die Gleise zurück stiegen wir über eine Mauer auf die Landstraße, die zu beiden Seiten mit hohen Laubbäumen bestanden war. Der Wind fegte raschelnd dürres Laub zusammen, das Meer rauschte eintönig, gleichmäßig, der Mond leuchtete voll vom klaren Himmel, am Horizont ballte sich Gewölk.

Wir gingen die Straße dem Hafen zu, bogen auf halbem Wege ins Gebirge ab. Weingärten durchschreitend stiegen wir empor, bis wir ein kleines Winzerhäuschen fanden. Weit und breit war sonst keine menschliche Behausung. Da die Tür verschlossen war, erzwangen wir uns den Eingang. Zwischen Kannen, Kellergeräten, Eimern und Holz machten wir uns ein Lager zurecht und schliefen sofort ein, während draußen jetzt ein feiner Regen rieselte und der Wind kühl vom Meer wehte. Am Nachmittag des folgenden Tages ging Albert, der die Stadt von früherer Tätigkeit dort als Kriegsgefangener kannte, hinein, um etwas zu kaufen, da unsere Lebensmittel auf die Neige gingen.

Stunde um Stunde wartete ich, schon gab ich ihn verloren, da endlich kam er gegen Abend, bleich und völlig erschöpft und abgehetzt in der Hütte wieder an. Durch einen unglücklichen Zufall hatte ihn ein Franzose, mit dem er früher zusammen gewesen war, erkannt. Der Ruf: „Arrêtez le boche!“ ertönte in den

Digitized by Google

Straßen, Albert lief aus Leibeskräften, die Verfolger, Zivilisten und Hunde hinter ihm her. Es gelang ihm glücklich, in eine Seitengasse einzubiegen, in einen Pferdestall zu springen, sich da an einem herabhängenden Seil auf den Heuboden zu schwingen und sich im Heu zu verkriechen. Die wilde Jagd tobte vorbei, ohne ihn zu finden.

Stundenlang lag er da oben und wartete die Dunkelheit ab, in deren Schutz er wieder zu mir kam. Ich war glücklich, ihn wieder zu haben, denn ohne seine Ortskenntnis wäre ich in Cette allein völlig verloren gewesen. Übrigens konnten wir am nächsten Abend in der Zeitung die spannende Menschenjagd lesen, mit einem anschließenden Steckbrief. Der arme Junge wurde später noch dreimal hart gehetzt, entkam aber jedesmal seinen Verfolgern durch List und Zähigkeit. —

Am Abend hatten wir ein kleines nächtliches Intermezzo. Den Weinberg kamen drei Gestalten vorsichtig heraufgeschlichen. Eine Blendlaterne warf ihren Strahl hier und da auf die Weinstöcke, von denen ab und zu Schößlinge oder Zweige abgeschnitten wurden. Stundenlang setzten sie diese Tätigkeit fort, vorsichtig, geräuschlos. Angestrengt spähten wir durch die Türspalte unserer Hütte auf dieses nächtliche unbegreifliche Gebaren. Dabei hatten wir nicht recht auf eine auf der Bank stehende Kanne achtgegeben, und bumms fiel die Kanne um mit fürchterlichem Getöse. Die Wirkung war verheerend. Wir standen entgeistert vor Entsetzen, die nächtlichen „Goldengüldenkrautsucher" klappten ihre Blendlaternen zu und verschwanden den Berg hinunter in der Dunkelheit, während wir aus der Hütte bergaufwärts stoben, um dieser unheimlichen Gegend zu entfliehen.

Über Felsen stiegen und kletterten wir dann; auf engem Pfad durch den rauschenden Föhrenwald wieder etwas hinuntersteigend kamen wir auf eine kleine Hochebene. Links wuchsen Felsen mit dunklem Wald in den sternklaren Himmel. Über die Hochfläche wandernd sahen wir unten das blitzende Meer, hörten wir das Donnern der Brandung an den Felsen.

An einem kleinen Haus, das nebelhaft plötzlich vor uns aufgetaucht war, machten wir Rast. Unterhalb des Hauses lag ein großer Steinbruch, weiter unten mehrere Häuser um einen Brunnen an der Chaussee. Geisterhaftes Mondlicht schielte um die verschlossenen Läden des kleinen Hauses, Gras war überall gewachsen, auf der Treppe, vor der Türe. So angestrengt wir auch an den Läden lauschten, kein Laut, kein Schnarchen war drinnen zu hören. — Sollte es etwa unbewohnt sein? Das gäbe eine köstliche Villa für uns.

Vorsichtig machten wir einen Laden von außen los, Albert schlug eine Fensterscheibe ein und kroch vorsichtig mit der Taschenlampe hinein, während ich von außen den Laden wieder annagelte, damit der Lichtschein nicht herausleuchtete. Albert öffnete mir von innen einen Fensterladen und ich stieg bequem in unser zukünftiges Wohnzimmer. Der Laden wurde wieder geräuschlos geschlossen, eine Petroleumlampe angezündet, und wir schritten an die Besichtigung der Räume.

Eine Wohnstube mit einem Tisch und vier Stühlen, eine Küche mit sämtlichem Zubehör und reichlich aufgestapeltem Holz waren die untersten Räume. Aus der

Digitized by Google

Küche führte eine Leiter auf den Boden des Hauses. Überall lag zentimeterhoher Staub, der beruhigende Beweis, daß unsere „Villa“ schon monatelang nicht bewohnt war. Erst mußten wir nun für Wasser sorgen. Ich nahm einen wohlerhaltenen Eimer, schlich auf Sandalen vorsichtig an den Brunnen inmitten der Häusergruppe. Beim Vollaufen des Eimers sah ich mich ängstlich um, ob auch niemand mein nächtliches Gebaren bemerke. Scheußlich unangenehm bellte ein Hund in einem Gehöft, aber keiner der Einwohner ließ sich seinen geruhigen Schlaf stören. Mit dem vollen Eimer schlich ich dann auf Umwegen wieder in unsere Villa. Jede Nacht etwa zwischen eins und zwei Uhr bin ich später an diesen Brunnen geschlichen, stets mit dem gleichen scheu vorsichtigen Gedanken, jede Nacht bellte derselbe Hund, ohne daß ich jemals von irgend jemand bemerkt worden wäre.

Wir machten es uns nun gemütlich. Im Kamin flackerte bald ein lustiges Feuer, im Topf kochte unsere letzte Fleischkonserve mit Kartoffeln, der Wind heulte im Kamin, und wir erwärmten uns an dem glühenden Feuer, Plänen und Gedanken nachsinnend.

Gegen Morgen, als unten im Dorf die Hähne krähten und der Tag anbrach, löschten wir vorsichtig das Feuer und stiegen auf den Boden, wo wir uns unsere Lager bereiteten.

Bald jedoch merkten wir, daß unsere Lage keineswegs so rosig war, wie wir es uns eingebildet hatten. Von sechs Uhr morgens ab wurde im Steinbruch gearbeitet, wurde gesprengt, und die Sprengstücke flogen oft bis an unser Haus, was uns klar machte, warum dasselbe verlassen war; so war wohl kaum zu erwarten, daß wir noch andere Mieter hereinbekämen.

Aber an dem Hause entlang führte ein Weg über das Plateau, derselbe, über den wir gekommen waren, und der gegen Mittag des öfteren begangen wurde. Auch die Arbeiter aus dem Steinbruch setzten sich manchmal auf die Treppe unseres Häuschens, so daß wir beide wirklich nicht zu gleicher Zeit bei Tage schlafen durften. Besonders peinlich waren die Sonntage, denn dann benutzte die wanderlustige Bevölkerung unsere Villa mit ihrer zum Ausruhen einladenden Treppe zum Ausflugsort. Manch eifrige Gespräch eines würdigen Familienoberhauptes, das belehrend seiner andächtigen Familie die schöne Gegend zeigte, manch langweiliges Altweibergeklatsch bekamen wir da zu hören. Manchmal bildete ich mir ein, es sei die Rede von la clef (Schlüssel), daß der Schlüssel geholt werden solle und Ähnliches, und fürchtete dann immer, den Besitzer ins Haus kommen zu sehen. Ich stellte mir lebhaft den sich entspinnenden Verzweiflungskampf vor, im stillen aber immer hoffend, es möchte eine Dame sein, die mitleidiges Verständnis mit uns hätte; lauter übrigens nie eingetroffene Befürchtungen der überreizten Phantasie.

Ganz toll trieben es einmal kleine Jungen, die mit Steinen gegen die Läden bombardierten und in unsere Bodenluke zu werfen versuchten. Aber auch diese Stunden gingen vorüber; die Nächte kamen und mit ihnen Ruhe und Einsamkeit, tosende Winde, mit der donnernden Brandung der See an die Felsen, Nächte, in denen niemand gern draußen ist, jeder lieber am Kamin sitzt und plaudert und dem Heulen des Windes unter schützendem Dach zuhört.

Digitized by Google

Nur einmal hätte uns ein recht abgehärtetes Liebespaar beinahe entdeckt. Es war gegen Mitternacht, windig und kalt. Ein knuspriger Kartoffelpuffer brotzelte in der Pfanne, der Duft stieg lieblich mit dem Rauch durch den Kamin, da hörte ich entsetzt auf der terrassenähnlichen Treppe vorm Häuschen glühende Liebesworte und kußähnliche Geräusche. Sofort nahm ich die Pfanne von dem Feuer und wir lauschten, mucksmäuschenstill. Aber Liebe macht scheint's nicht nur blind, sondern auch unempfindlich gegen liebliche Gerüche und spukhafte Geräusche in unbewohnten Häusern. Nach etwa vier Stunden wehte der Wind sie doch endlich von unserer Behausung weg, und wir waren froh, unsern Puffer weiterbacken zu können. —

An solchen Abenden gingen wir oft hinaus auf die sturmgepeitschte Landstraße und kauften in der Stadt Lebensmittel, Kerzen und was wir sonst brauchten, ein, dann eilten wir über die halberleuchtete Brücke dem Bahnhof zu und kundschafteten nach einem geeigneten Zuge nach der Schweiz, leider wochenlang ohne Erfolg. Auf einer Expedition, die Albert allein unternahm, traf er einen deutschen Kriegsgefangenen, der bei einem französischen Bäcker nachts schaffte, ganz ohne Aufsicht. Die Freude war um so größer, als er ein alter Bekannter aus dem Lager Cette war, mit dem Albert früher lange Zeit zusammengewesen war. Bis gegen Morgen unterhielt er sich mit ihm, alles „Theo" erzählend, der ganz begeistert von unserem Räuberleben war und uns von da ab jede Nacht ein Brot und Mehl für unseren Haushalt besorgte. So waren wir der schlimmsten Sorge enthoben.

Auf einer nächtlichen Wanderung schloß sich uns ein Hund an, den wir auch mit in unsere Behausung nahmen. Da er aber tagsüber zu gefährlich werden konnte, setzten wir ihn wieder aus. Die darauffolgenden Abende traf ihn Albert wieder an einer Straßenecke, wo der Hund stets auf ihn wartete. Mit dem Hund an der Leine, den Kragen des Gummimantels hochgeschlagen, den Stock unter den Arm geklemmt, konnte er ohne Gefahr gemütlich in Cette herumgehen, denn wer hätte wohl einen Kriegsgefangenen auf der Flucht mit einem Hund vermutet. Aber nach einiger Zeit blieb der gute Hund aus, er mochte wohl einen anderen Herrn, der auch bei Tage ausging, gefunden haben.

Durch deutsche Kriegsgefangene, die auf dem Bahnhof Midi beschäftigt waren, sollte eine Plombierzange den Franzosen entwendet und wir in einen Waggon französischer Kriegsgefangenenpakete, die für Deutschland bestimmt waren, einplombiert werden.

Leider scheiterte dieses Projekt am Waffenstillstand, von welcher Zeit an die Franzosen keine Pakete mehr an ihre Gefangenen schickten, da ja ihre sofortige Heimsendung bevorstand.

Am 11. November lagen wir nichts ahnend in unserem Bodenquartier; plötzlich gegen nachmittag ertönte vom Fort Schuß auf Schuß; es war uns rätselhaft. Ganze Batterien schossen auf einmal, Glocken läuteten stundenlang. Von unserer Bodenluke aus sahen wir Menschenhaufen der Stadt zupilgern, in der Ferne spielte Musik. Was mochte wohl vorgefallen sein? — Am Abend ging Albert in die Stadt, ich kochte unterdessen. Nach einigen Stunden kam er wieder, bleich,

Digitized by Google

verstört, ein Extrablatt in der Hand. La guerre finis. La victoire, enfin la victoire. La révolution en Allemagne! (Der Krieg zu Ende. Der Sieg ist da, endlich der Sieg. Die Revolution in Deutschland!)

Wir waren wie vor den Kopf geschlagen, konnten es einfach nicht fassen, und doch war es so. — Wir gingen hinaus, dem Hafen zu. Alle Schiffe hatten geflaggt, Rakete auf Rakete schoß in die Luft, Schuß auf Schuß der Fort-Batterien dröhnte durch die Nacht, in der Stadt fiel man sich gegenseitig um den Hals, alle Höhen, alle Weinberge waren von Lampions erleuchtet, überall Musik, Jubel, grenzenloser Siegestaumel.

Und wir einsamen Wanderer starrten von der Höhe hinab auf dieses Bild. Der Nibelungenkampf war ausgekämpft, grenzenlos verlassen kamen wir uns vor in jenen Nächten der Verzweiflung. Der Kaiser geflohen! Unfaßlich, unbegreiflich. Und der Wind faucht und höhnt über unseren Schmerz. Jeden Abend lasen wir aufgeregt die Zeitung, und nur der heiße Wunsch beseelte uns jetzt: durch um jeden Preis, und wieder zu den Eltern und in die Heimat, wenn das Vaterland auch zerbrochen ist. — Durch Theo, unseren getreuen Bäcker, bekamen wir nun Bohrer, Feile und Säge, um uns in einen für die Schweiz bestimmten Lebensmittel-Waggon einzusägen. Da es aber noch helle Mondnächte gab, konnten wir uns gar nicht auf den Bahnhof hinauf wagen. Da saßen wir denn abwartend am prasselnden Feuer, kochend und beratend, und erzählten uns von Eltern und Geschwistern, von Heimat und sonnigem Glück, von all denen, die wir lieb hatten. Briefe lasen wir uns vor, die wir als die wertvollsten auf allen Fluchten mitgenommen hatten, liebe, leuchtende Gedanken, immer wieder nachlesend und uns daran aufrichtend. Auch das Neue Testament hatten wir mit, und der 117. Psalm ward oft von den zuckenden Flammen verheißungsvoll beleuchtet.

Der Wind grummelte im Kamin, die Fluten des Meeres rauschten an den Felsen, die Föhren ächzten im Winde, es war immer romantisch, und doch kamen wir nie zu einem richtigen Genuß, denn der unheimliche Gedanke des Entdecktwerdens schwebte stets wie ein Damoklesschwert über uns, und die Sehnsucht nach Heimat und Elternhaus verzehrte uns fast. —

Endlich, nach vierzig Tagen schier „nie enden wollendem Geduld-habenmüssen" kam eine düstere, windwehende Nacht. Kein Stern war am Himmel zu sehen; in der Ferne grollte der Donner, und fahle Blitze zuckten über den Horizont. Es war die Nacht, die wir brauchten, auf die wir schon wochenlang gewartet hatten — vorbereitet hatten wir alles aufs sorgfältigste. Jeder hatte einen Brotbeutel voll Wasserflaschen, einen zweiten mit Lebensmitteln. Zwei einen Meter lange, dicke Stangen nahmen wir mit, um uns in dem erst noch zu findenden Waggon unter Säcken oder Kisten einen Unterstand zu bauen. Säge, Bohrer usw. waren gut verstaut in unseren Taschen, auch kleine Nägel und Kitt zum Wiederannageln und Verkleben der Einsägestelle hatten wir zu uns gesteckt. Einen letzten Blick warfen wir in die uns lieb gewordene Küche und gingen durch das Wohnzimmer an unsere Aussteigestelle. Leise und vorsichtig klappte der Laden zurück, wir stiegen hindurch, schlossen ihn wieder und standen in rabenschwarzer Nacht, vom Wind umweht, vor unserem Häuschen — zum letztenmal.

Digitized by Google

Über die Hochfläche gingen wir, einer sich am andern haltend, um uns nicht zu verlieren, eilig dahin, kletterten einen kleinen Gebirgspfad Schritt für Schritt tastend hinunter, abwärts auf die Landstraße. Der Wind fegte Laub vor uns her, an der Kaserne der Kriegsgefangenen eilten wir vorbei; kaum erhellt war die Straße, in der Stadt schlug es elf Uhr, ab und zu leuchtete noch Licht in einem Fenster, draußen war kein Leben mehr.

Über die Brücke, unter der angelnde Fischer bei trübem Lampenlicht standen, ging's in zwei Sätzen über den Bahnübergang; wir bogen um die Ecke eines kleinen Fischerdörfchens, links stampften verankerte Segler im unruhigen, wilden Meer, das brandend ans Ufer schlug. Auf schmalem Pfad, das Meer immer zur Linken, ging's nun vorsichtig die Bahnstrecke entlang. Durch eine Lücke im Zaun, der am Bahndamm entlang führte, krochen wir, einen Augenblick verschnaufend und uns leichte spanische Sandalen anziehend, denn nun kam der schwierigste Teil der Flucht. Es handelte sich darum, unbemerkt auf den Güterbahnhof hinaufzukommen, der wegen häufiger Diebstähle von Gendarmen und Hunden scharf bewacht wurde.

Wir gingen nun zwischen den Gleisen vorsichtig weiter. Links und rechts war Meer; bei einem Entdecktwerden war ein Entkommen ziemlich hoffnungslos, also galt es, mit äußerster Energie dem Lichtschein des Bahnhofs zuzustreben; es mußte gelingen.

Vor uns, etwas rechts, hell flimmernde Lampen, Sprechen, Schwatzen, Lachen, dazwischen Signale, das Rangieren von Zügen, weißlich wogender Dampf. Wir gingen an dieser Verladestelle, nur einige Gleise entfernt, auf den Zehenspitzen vorbei, niemand hatte uns bemerkt. Weiter ging's in die feuchtkalte Dunkelheit. Noch ein sehr kritischer Punkt war zu umgehen: ein kleines, hellerleuchtetes Stellhäuschen, worin zwei Beamte saßen. Das Gleis führte dicht daran vorbei. Schritt für Schritt, damit ja der Schotter auf dem Gleise kein Geräusch machte und die Beamten nicht etwa aufmerksam wurden, tasteten wir, fast den Atem anhaltend, daran entlang. Wir waren kaum fünf Schritte davon entfernt, als der eine Beamte zufällig aufstand, die Tür des Häuschens öffnete und in die Dunkelheit hinaussah. Ob er wohl etwas gehört hatte? Wir standen regungslos. — Schließlich ging er wieder hinein, und während seine Schritte im Zimmer auf und ab gingen, eilten wir schleunigst weiter.

Endlich, nach etwa einer Stunde, erweiterten sich die Gleise, wir waren an der dunkelsten Seite des Güterbahnhofs angelangt. Vorsichtig suchten wir nach einem Schweizer Zug und fanden zu unserer großen Freude einen solchen stehen, schon zur Abfahrt zusammengekoppelt. Genève—Genève stand deutlich an den Waggons. Unsere Arbeit konnte beginnen. — Schwere Tropfen fielen vom düsteren Himmel, immer stärker und stärker. Das Gewitter war herauf„ gekommen, wildes Donnerrollen mischte sich mit dem Rauschen der Brandung, fahle Blitze zuckten wildlohend über den Himmel hin, der Regen goß in Strömen, der Wind heulte und klapperte an den Türen und Schiebefenstern der Waggons. —

Auf einen mit Weizen beladenen Wagen steigt Albert, legt sich auf das Dach und beginnt zu sägen. Ich liege unter dem Wagen mit dem ganzen Gepäck, dicht

Digitized by Google

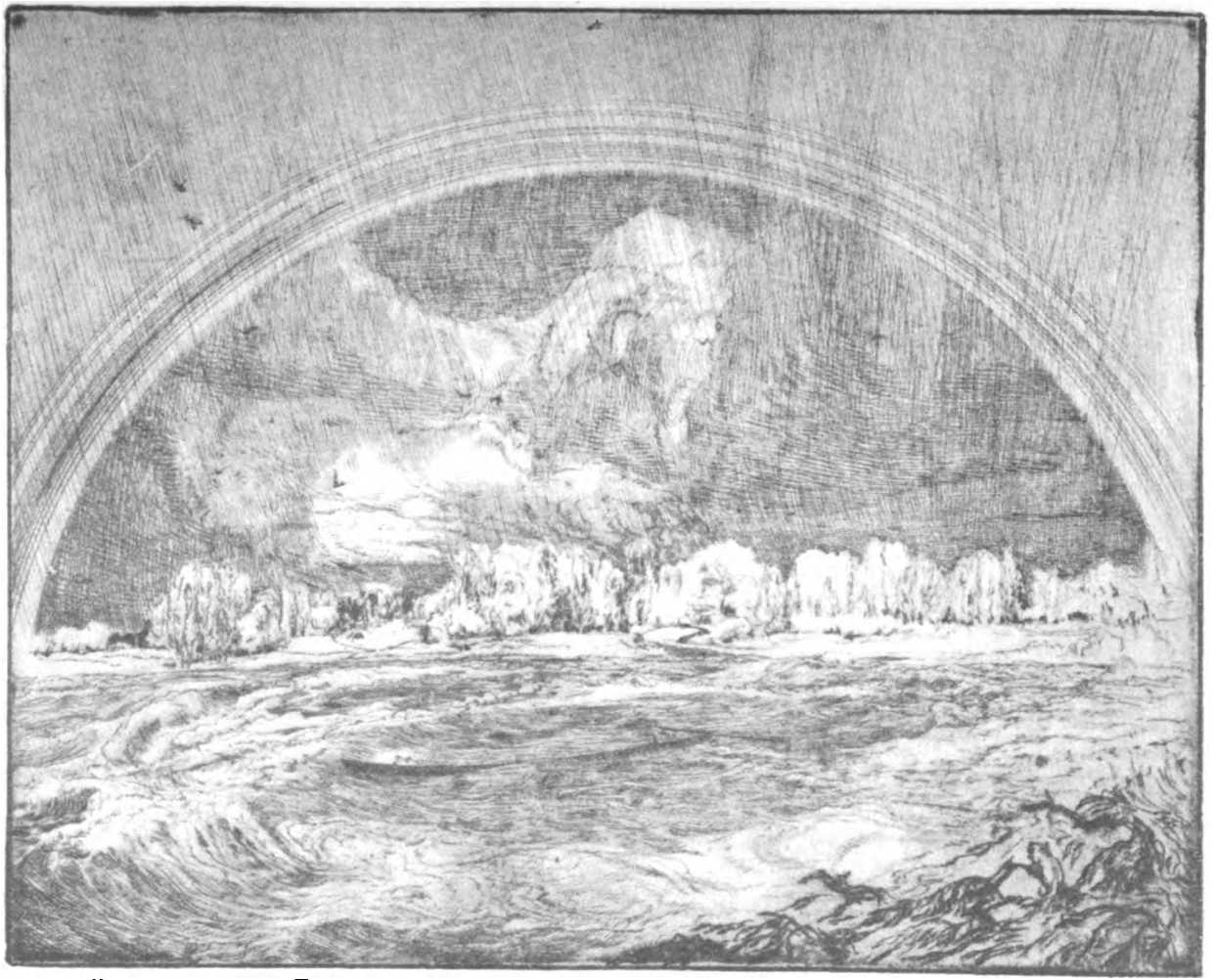
an die Räder gedrückt, auf die Lampen der hin und her eilenden Eisenbahner aufpassend. Albert sägt, daß es nur so knirscht, aber das Tosen in der Natur verschlingt jedes Geräusch. Wenn ein Eisenbahner zu sehr in unsere Nähe kommt, setze ich unsere Verständigungsleine, die um Alberts Fuß gebunden bei mir endet, in Betrieb. Dreimal ziehen bedeutet Gefahr, zweimal: Weiterarbeiten, einmal: alles ruhig. Ein Zug rangiert direkt auf dem Nebengleis, der Dampf der Maschine umgibt uns, grell huschen die Lichter der Lokomotive über uns hin, rotglühend von der Feuerung bestrahlt sind Maschinist und Heizer, Signale tönen, ein Eisenbahner geht dicht mit seiner Lampe an meinem Versteck vorbei — wir sind in Hochspannung. Regungslos liegen wir. Nach einviertelstündigem Rangieren ein Pfiff, ein Stampfen der Maschine, und die Dunkelheit verschlingt Zug und Personal. Zweimaliges Ziehen an der Verständigungsleine — und Albert arbeitet weiter, daß es nur so rappelt. Ein Loch ist in der Decke des Wagens, mit der Hand faßt Albert durch zum Schiebefenster, das nur von innen zu öffnen ist, und es gelingt ihm, es aufzudrücken. Ich steige mit dem ganzen Gepäck hinein, Albert dichtet mit Kitt, Dachpappe und Nägeln die schadhafte Stelle in der Decke, dann kriecht auch er hinein. Wir ziehen das Schiebefenster zu und sitzen nun, während das Unwetter niederrast, sicher und wohlgeborgen im plombierten Schweizer Zug.

Gegen Abend des 26. November eilten Beamte an unserem Zug vorbei, sahen noch einmal nach, ob während der Nacht keine Plomben beschädigt worden waren; ein Gendarm mit dem Karabiner auf den Rücken ging plaudernd mit ihnen hin und her; alles war in Ordnung gefunden worden. Die Maschine setzte sich vor den Zug, das bekannte Klirren und Rücken erschüttert den Wagen, und wir fahren wirklich der Schweiz zu. —

Eben sind wir fünfundzwanzig Kilometer gefahren, bis Montpellier, da hält der Zug. Eisenbahnbeamte bleiben an unserem Wagen stehen, klopfen an die Federung, und wir hören einen sagen: „Den müssen wir aussetzen, die Feder ist beschädigt.“ Wir werden rangiert, unser Wagen auf ein Nebengleis abgelenkt. Da saßen wir nun mit unseren Kenntnissen. Von etwa vierzig bis fünfzig Wagen des ganzen Zuges war ausgerechnet unser Wagen allein beschädigt. Ein unbegreifliches Pech! — Langes Besinnen gab es aber hier nicht.

Auf dem Nebengleis sahen wir unseren Schweizer Zug wieder anfahren. Unser Gepäck bleibt liegen, nur einen Brotbeutel, eine Feldflasche um, das Handwerkszeug in die Taschen verstaut, und raus aus dem Seitenfenster. Ich habe nur leichte spanische Espadrilles an den Füßen. Albert hat Glück, er erwischt noch den letzten Wagen des schon recht schnell fahrenden Zuges. Ich sehe noch die rote Laterne und laufe, was ich kann hinter dem Zuge her. Ich stürze — sofort wieder hoch, von neuem nach, ich komme in die Nähe der roten Laterne, verliere eine Sandale, die andere sitzt nur noch an der Spitze des Fußes, der Schotter macht sich schmerzhaft bemerkbar an den Fußsohlen, ich nehme die letzte Kraft zusammen und kriege den Puffer zu fassen, von da schwinge ich mich auf das seitlich angebrachte Trittbrett, wo ich liegen bleibe. Das Blut rauscht mir in den Ohren, das Herz klopft noch lange zum Zerspringen, aber es ist geschafft.

Digitized by Google



Fuga, allegro maestoso (Es-Moll)

Nach einer Radierung von H. A. Bühler

Digitized by Google

Digitized by Google

Beim Halten des Zuges auf einer kleinen Station kriecht Albert auf das Dach eines Wagens, während ich mich in das leere Bremserhäuschen setze. Wie der Zug in der Dunkelheit weiterrattert, arbeitet der gute Junge da oben ununterbrochen mit Lebensgefahr. — Endlich ist es erreicht; bei einem neuen Halt des Zuges schlüpfen wir in das von Albert geöffnete Fenster hinein, ziehen es hinter uns zu und sitzen endlich wieder geborgen im Waggon, der mit Weizensäcken beladen ist.

Sofort gingen wir an die Arbeit, einen Unterstand aus den Säcken zu bauen, um im Falle einer Kontrolle auf der Grenzstation Bellegarde nicht entdeckt zu werden. Desgleichen schütteten wir während der Fahrt drei Zentner Weizen aus dem Fenster, um bei einem etwaigen Wiegen der Waggons nicht aufzufallen. Das von oben schon längst wieder mit Dachpappe zugenagelte kleine Loch verschmierten wir noch von innen mit Kitt, so daß auch nicht das geringste von einer schadhaften Stelle zu bemerken war. Jetzt erst konnten wir uns ganz ungestört dem Hochgenuß der nächtlichen Eisenbahnfahrt hingeben. — Vorsichtig machten wir ein Schiebefenster auf und sahen nun begeistert von so viel Schönheit in die nächtliche, an uns vorübereilende mondbeschienene Landschaft.

Lunel, Nimes, Avignon lagen längst hinter uns. Rechtsrhonisch fuhren wir nachts über Lyon dem Gebirge zu. Herrliche, von Mondlicht überflutete Gebirgslandschaft entrollte sich vor unserem Blick, ein Bild schöner und herrlicher als das andere. Die Felsformen wurden bizarrer, die Berge steil und hoch, wir fuhren durch den Jura. Langsam, mühsam keuchte der Zug die Windungen und Steigungen der Strecke empor, eilte dann wieder schnell sausend die Senkungen hinab, und mit jeder Stunde rollten wir viele Kilometer unserem Ziel näher.

Am 29. November, abends gegen fünf Uhr, liefen wir in Bellegarde, dem Grenzbahnhof Frankreichs und der Schweiz, ein.

Nun hatten wir nur noch die Kontrolle zu erwarten, und dann waren wir noch denselben Abend in Genf. In begreiflicher Erregung und Spannung quetschten wir uns in den Unterstand und warteten.

Zur Revision des Zuges lassen die Beamten Polizeihunde am Zuge vorüberlaufen. Einer wittert uns sofort, man öffnet den Wagen, der Hund stürzt wild hinein, Eisenbahner und Beamte hinterher. Die über uns getürmten Säcke werden weggeräumt und wir im Triumph ans Licht gezogen. Nach fast zwei Monaten wieder verhaftet, sieben Kilometer vom Ziel! Wie uns zumute war, ist unbeschreiblich. — —

Wir wurden zur Gendarmerie gebracht und dort eingesperrt. Die ganze Nacht überlegten wir, wie wir am besten entwischen könnten. Aber die Mauern der Zelle waren zu dick zum Durchbrechen. Ein Letztes war noch zu versuchen. Der Gang, durch den wir bei einem Abtransport in das Bureau der Gendarmerie geführt werden mußten, wo Formalitäten, wie Gefesseltwerden, noch vor dem Verlassen des Gebäudes erledigt wurden, führte direkt auf die Straße. So war bei einer etwaigen Nachlässigkeit des Gendarms ein Entspringen vor dem Abtransport doch vielleicht möglich. Nach vierundzwanzig Stunden, es war gegen Abend und schon dunkel, holten uns die längst erwarteten Gendarmen.

Digitized by Google

Wir stehen sofort im Gang. Vor dem Bureau ein gegenseitiges verständnisvolles Ansehen, der eine Gendarm ist unvorsichtigerweise in das Bureau vorausgegangen, dem anderen gibt Albert einen Stoß, daß er zur Seite taumelt, und springt dann mit einem Satz über die Treppe auf die Straße; ich zögere eine Sekunde, da ist es zu spät für mich, ich bin gepackt und umringt, die Gendarmen sind aus dem Bureau gestürzt, ich eile mit ihnen auf die Straße und sehe Albert am Ende derselben mit wehendem Umhang dahinsausen. Gendarmen brechen zu seiner Verfolgung auf. Vergeblich. —

In derselben Nacht noch erreicht Albert Böhle die Schweizer Grenze und war gerettet. — —

Nach einigen Wutausbrüchen und Backpfeifen der Gendarmen, die aber mehr dem Entsprungenen als mir galten, wurde ich gut gefesselt und unter starker Eskorte zur Bahn gebracht, völlig geknickt und verzweifelt. Der Zug fuhr in die Nacht, der Wind pfiff, Regen klatschte an die Scheiben, und meine Seele irrte hilflos und verzweifelt über mein Schicksal umher — während der Zug wieder Südfrankreich zueilte.

Winterliches Dorf · Von Ludwig Bäte

Ein zarter Himmel ausgespannt
ob Hang und Dach und Wälderfülle.
Ein Schlitten knarrt, ein Ambos dröhnt,
dann wieder tiefe Stille.

Nur eine leise Glocke haucht
die Seele in das Schneegeschmeide.
Fern tobt die Welt, ich steh' versöhnt,
weiß nichts von ihrem Leide.

Digitized by Google

Die Goldreichsmark als Notanker

Von J. A. F. Engel

Es ist selbstverständlich, daß die Ausgabe großer Mengen Papiergeldes eine Einwirkung auf die Valuta haben muß. Wir haben eine Assignatenwirtschaft in Deutschland. Charakteristisch war die Mahnung der Reichsdruckerei an die Bergwerksarbeiter, nicht zu streiken, weil dann wegen Kohlenmangels der Druck des Papiergeldes eingestellt werden müßte und das Reich keine Löhne mehr auszahlen könnte. Jede Banknote, die gegen einen realen Wert in Umlauf gesetzt wurde, führt aber das Leben eines Ahasver, solange sie nicht wieder gegen einen realen Wert eingelöst wird.

Der Vorschlag, den Stand unserer Valuta durch eine Anleihe zu heben, kann nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn die Einlösung von Banknoten gegen Ausgabe dieser Anleihe nicht lediglich ein Papiertausch bleibt, sondern wenn die Zinsen und die Amortisation dieser Anleihe durch reale Werte — durch Erträgnisse von Bergwerken, Steuern und dgl. — gedeckt und verbürgt werden. Dieser Werte, soweit wir sie überhaupt noch zur Verfügung stellen könnten, werden aber die Mächte, die auch nach dem Friedensschlusse noch unsere Feinde bleiben, uns nicht froh werden lassen. Vor allem fürchtet Frankreich die große Zahl unserer immer noch gesunden Bevölkerung und möchte uns gern in eine solche wirtschaftliche Lage bringen, daß unsere Bevölkerungsziffer um die Hälfte dezimiert wird. Was das bedeutet, soll hier nicht ausgemalt werden. Es ist Mordpolitik.

Einstweilen geht die Verschleuderung deutschen Nationaleigentums infolge der schlechten Auslandskurse weiter. Sie hat schon so lange bestanden, als die inländischen Preise der Entwertung der Reichsmark an den Auslandsbörsen nicht folgten und die Ausfuhr nicht verboten war. Ungezählte Summen sind schon in den Kriegsjahren bei beschränkter Ausfuhr dadurch verloren gegangen, und jetzt nimmt die Preisschleuderei bei Auslandsverkäufen einen solchen Umfang an, daß das Ausland, das doch den Vorteil einheimst, über die deutschen Geschäftsverderber in Aufregung gerät. Rechtzeitig hätte ein Valuta-Ausfuhrzoll, verbunden mit einer gleichen Einfuhrvergütung (siehe 1. Novemberheft des Türmers 1917), die Preise und Löhne auf der ungefähren Goldbasis festhalten können. Jetzt sind die hohen Papierpreise nicht mehr zu ändern, und leider, möchte man sagen, sind sie noch nicht einmal hoch genug. Der Schaden durch den ungehemmten Export hätte auch dann vermieden werden können, wenn alle Preise ohne Ausnahme gleichen Schritt mit den Auslandskursen gehalten hätten und etwa auf das Siebenfache gestiegen wären. Dann wären aber Millionen Menschen unmittelbar dem Verhungern und dem Elend preisgegeben gewesen. Wir mußten durch das gefährliche Gegengift der Zwangswirtschaft und die staatliche Zubuße künstlich billigere Papierpreise für die notwendigsten Lebensbedürfnisse schaffen, und so sind denn die hohen Arbeitslöhne und die hohen Preise der notwendigsten Sachen im Verhältnis zur Entwertung der Münze noch so niedrig, daß die deutschen Fabrikate viel zu billig für das Ausland hergestellt werden. Dazu kommt, daß

Digitized by Google

noch viele fertige Waren aus der Friedenszeit da sind, die mit trügerisch hohem Nutzen zu billig ins Ausland gehen. Ein Privatmann hat z. B. ein unbenutztes Automobil stehen, das ihn 16 000 ℳ kostet. Ein Däne bietet ihm 60 000 ℳ dafür. Der Eigentümer verkauft es und freut sich über den schönen Gewinn. Der Däne aber hat das Automobil in Wirklichkeit für etwa 7900 Kronen erstanden, und diese wären 1914 nur 8889 ℳ wert gewesen. Der Deutsche hat also noch mehr als 7000 Goldreichsmark Schaden dabei gemacht. Genau ebenso ergeht es vielen Hausbesitzern. Viele Grundstücke gehen jetzt in die Hände von Ausländern über.

Nun, da wir die hohen Preise der Papierwährung einmal haben, ist die Sache nicht mehr so einfach mit einem Ausfuhrzoll abzumachen. Die Geldentwertung und die Preissteigerung schadeten in erster Linie dem Kapitalisten und dem Arbeitgeber. Das ging im Taumel der Revolution unter. Ein Ausfuhrzoll wird aber den Arbeitnehmer treffen, der nun mit billigeren Löhnen zufrieden sein soll, während die Preise aller Bedürfnisse nicht schnell genug fallen wollen. Unruhen und Streiks würden die Folgen davon sein.

Es bleibt jetzt nichts anderes übrig, als die Goldreichsmark neben der Papierreichsmark einzuführen, das Kursverhältnis zwischen beiden täglich festzustellen und nun sowohl in Gold als auch in Papier zu handeln. Die Devalvation der Papierreichsmark ist nicht mehr wegzuleugnen. Es nützt nichts, daß wir den Kopf in den Sand stecken. Verkäufe an Ausländer, auch Grundstücksverkäufe, sollten nur noch in Goldreichsmark geschlossen werden dürfen. Dann wird die Verschleuderung des Nationalvermögens allmählich von selbst aufhören, weil der Goldpreis sich im Inlande immer weitere Kreise erobern und die Kalkulation einen festen Boden finden wird. Zur Ermöglichung der Notierung in Gold muß aber die Goldzahlung dienen. Die Banken müßten gegen Einzahlung von gemünztem oder ungemünztem Golde, ganz ebenso wie die Hamburger Bank es 1790 mit dem Silber gemacht hat, Gold-Girokonten eröffnen, und die Inhaber dieser Konten könnten dann Goldreichsmark auch ohne Barzahlung überweisen lassen. Die Sache erledigte sich vor mehr als hundert Jahren in unruhiger Zeit so einfach, daß man es damals nicht einmal für nötig gehalten hat, eine Silber-Bancomark überhaupt prägen zu lassen. Die ausländischen, zumeist stark abgenutzten Goldmünzen dürften aber nur nach ihrem wirtlichen Goldgewicht genommen werden. Auch in alter Zeit hatte der Kaufmann die Goldwage stets bei der Hand. Immerhin könnte die Gewichtsdifferenz zum betreffenden Papierkurs gerechnet werden.

Die riesige Entwertung der Papierreichsmark in den Hypotheken und den Anlagepapieren ist vorläufig nicht zu ändern. Diese Entwertung kommt natürlich nur in den hohen Papierpreisen zum Ausdruck. Viele Rentner müssen sich leider als verarmt betrachten, und das ganze Reichsnotopfer wird wohl ein Papieropfer bleiben.

Ideale Zustände werden auch durch den Handel in Goldreichsmark noch nicht geschaffen werden. Die Spekulation im Papierkurs wird fortlaufend Opfer fordern, und die Hebung der Papiervaluta wird vorläufig in ihrer Bedeutung zurücktreten. Die sichere Grundlage des Handels in Goldmark gibt jedoch den

Digitized by Google

Ausschlag. Entschließen wir uns nicht bald, so wird der Kaufmann sich genötigt sehen, vielleicht in Pfund Sterling oder in Francs zu handeln, um eben eine sichere Grundlage zu finden.

Durch den Handel in Goldmark wird für Fabrikanten und Kaufleute die Möglichkeit geschaffen, mit geringerem Risiko, also mit einem geringeren Preisaufschlag zu kalkulieren. Es wird dem Auslande gegenüber derselbe Zustand hergestellt werden wie beim Warenaustausch, bei dem ja auch kein Kurs in Frage kommt, und der für das Ausfuhrgeschäft im Kriege daher das Ideal bildete. Gold ist aber nichts anderes als Ware zum Einheitspreise, und der Handel in Goldwährung ersetzt also den Warenaustausch.

An der Hebung unserer Papiervaluta brauchen wir immerhin nicht zu verzweifeln; aber wenn wir immer nur der Seifenblase dieser Hoffnung nachjagen, können wir eines Tages vor dem Nichts stehen. In den Stürmen, die unseren Handel bedrohen, wird die Goldreichsmark den Notanker bilden.

Traumschwer · Von Hans Sturm

Traumschwer
über der Erde
schläft die Nacht...
Und die Berge und Ströme raunen,
und die Wälder und Winde rauschen
und das Meer rollt ewige Rätsel zum schweigenden Strand.

Alle grüßen ihre Mutter,
die Nacht.

Im Osten wacht das Frührot auf.

Das märchenleise,
sagendunkle,
sternenheilige Rauschen,
das wundertiefe Harfensingen
wird Glanz,
wird Glut,
wird Licht...

Digitized by Google

Eine

Von Helene Westphal

Im Vorortzuge begegnete ich ihr. Wie oft schon, ohne es zu fühlen — ich weiß es nicht. Sie gehörte zu den Stillen, Lautlosen, die in der Menge an uns vorübergleiten, alle Tage, ohne daß wir sie sehen. Gestalten, um die die Sonne keine flimmernden Rahmen spannt, Augen, aus denen kein Rufen kommt. Schattenblümlein, die so lächerlich wenig Licht verbrauchen, daß man ihr Dasein nicht spürt, als Freude nicht und nicht als Last. Man sieht sie nicht. Und sah man sie je, so hat man sie vergessen, wenn die Sonne kommt und der Tag bunter wird. Und doch sind sie da. Sie tragen ihr kleines Leben behutsam in geduldigen Händen vor sich her, daß es keinem in den Weg komme. Und weil sie mit schmalen Lippen immer darauf niederschauen, wie Kinder, die ihr Morgensüpplein tragen, darum sehen sie uns nicht und wir nicht sie. Und dennoch sind sie da — viele — — o so viele!

Einmal sah ich sie. Es war ein Tag voll grauer Feuchte, der die Welt enger macht und die Dinge näher rückt. Sie saß mir gegenüber, allein. Immer war sie allein. Ich hab' sie niemals sprechen sehen und niemals lächeln. Manchmal grüßte sie. Mädchen mit roten Blusen und lauten Augen, die wohl in der Schreibstube neben ihr sitzen mochten. Aber ihre Blicke kamen nur langsam zu ihnen, wenn da ein Lachen aufflog, und waren gleich wieder fort. — Seit jenem ersten Male suchte ich sie, immer, wenn ich kam. Es war nicht schwer, sie zu finden. Sie war immer die erste, die hineinstieg und saß immer in dieselbe Ecke gedrückt, das verwaschene Kleidchen eng an sich gezogen, um ja nicht viel Platz fortzunehmen. Und sogleich zog sie aus ihrer Tasche ein Päckchen Zeitungsblätter, eine Geschichte, von irgend einer Nachbarin gesammelt und geheftet. Nie sah ich sie ohne die. Und immer sah ihr Gesicht ein wenig hungrig aus, wenn sie nach der umgekniffenen Ecke suchte. Ein wenig hastig fast, als verränne das Leben — jetzt, eben jetzt. Und dann neigte sich der schmale Rand ihres Hutes mit dem blassen, sorglich gebürsteten Band und zog einen breiten Schattenstreifen über Stirn und Augen. Nur die Nase sah man, klein und mit feinen Flügeln, die doch niemals zitterten und sich niemals weiteten im Durst nach Leben und Jungsein, die immer still waren und stumm wie die schmalen Jungfernlippen.

Und dennoch lebte sie jetzt. Nur jetzt lebte sie, nur diese wenigen Minuten am Tage. — Ich sah einmal unter dem Rand ihres Hutes hindurch mit in die Blätter hinein. Es waren Geschichten von Menschen, die sich finden und verlieren, Geschichten vom Jungsein, kleine Schicksale, lieblich und herb, die als Wellchen mitfließen in dem großen Strom. Geschichten, wie tausend Federn sie schreiben, im Grunde alle einander gleich, nur anders in den Farben und im sichtbaren Geschehen. — Und da kannte ich sie. — Es war so viel Stille in ihr, so viel Stummsein und Zurseiterücken, daß sie nicht hineinklingen konnte in das große Geschehen der Zeit, kaum noch mit einem scheuen Horchen. Eine von denen, die auch die Not zur Seite drückt, weil sie zu klein sind und zu arm zum Opfern. Nie hatte

Digitized by Google

sie ihr die Stirne geweiht; nie hatten knirschende Gebete ihr die Zähne in die Lippen gedrückt. Dies hier — dies war ihr Leben, ihr Träumen; ganz jüngferlich nur, ganz still, so leise nur, daß es gar nicht zum Wunsch wurde, o ja nicht zum schreienden Hunger. —

Und dann, wenn der Zug hielt, immer derselbe kleine, zitternde Atemhauch und immer derselbe entwirrende Griff nach Hut und Haar. Damit schob sie sich selber fort aus dem fremd-köstlichen Leben anderer, das da noch leise in den sich schließenden Blättern verebbte und lächelnd wartete auf ein paar Minuten vor dem Einschlafen in dem schmalen Mädchenbett, auf die kurze, rinnende Weile am nächsten Tag. Und dann ging sie, immer mit denselben kleinen, eiligen Schritten, und trug sich selber heraus aus all den strömenden Wellen, die keine Stimme für sie hatten und alle an ihr abrannen ohne Druck und Ruf.

Einmal sah ich ihre Hände an, wie sie die Blätter hielten. Schmale Hände waren es, weiß und schmal, Hände ohne Erleben, aber doch schon ein wenig abgebraucht von dem ewig grauen Strom ihrer sehnsuchtslosen Tage. Hände, die unjung waren wie ihr Gesicht. Sie hatten sich niemals geballt im Zorn, niemals verkrampft in tötendem Weh. Sie wußten nur sich still und ergeben im Schoß zusammenzulegen. — Kleine Nadelspuren waren an dem einen Finger, und da sah ich mehr von ihrem Leben und wunderte mich, daß da noch mehr war.

Da war noch eine Stube, schmal und dunkel, und eine Frau mit versorgtem Gesicht und ein Mann mit mürrischen Augen. Zu spätem Bunde hatten sie zerquälte Hände ineinandergelegt, zu spät, um lichtfrohe Kinder zu zeugen. Und da war immer irgend eine Arbeit, die wartete — auf die Lampe, auf den fahlblonden Scheitel der Heimkehrenden, auf die beiden schmalen, geduldigen Hände mit den winzigen Nadelspuren. Irgend eine Schürze, an der die Knöpfe locker waren, oder eine fadenscheinige Stelle an Mutters gewendetem Hauskleid, aber nie ein fröhlicher Riß. Niemals fast kam ein Flick in ein Ding hinein, immer nur diese tausend gleichförmigen Fäden, die geduldig und mühsam nebeneinander herliefen. Oder da war ein Rechenfehler in Mutters Wirtschaftsbuch, und die schmalen Jungfernlippen suchten gehorsam nach dem fehlenden Groschen. Es war da nur Mühsames im Haus, nichts, das einmal fröhlich aufschrie und aus dem Gleise sprang.

Und da war noch ein weißes, oft gewaschenes Mädchenkleid. Das hing im Schrank und wartete auf den Sonntag. Aber wenn es herausgekommen war und bis zur Tür, dann wurde des Vaters Gesicht noch mürrischer. Aber die Mutter bekam einen weichen Mund und sagte: „Laß sie doch, Alter! Es ist Sonntag, und sie ist jung.“ — Da ging das Mädchen und versuchte, recht hell auszusehen und wollte jung sein draußen im Sonntag. Aber sie verstand es nicht, und der Sonntag ging an ihr vorüber. Und sie kam wieder und hatte das gleiche stille Gesicht und kein Fleckchen im Kleid und kein Träumen in den Augen und kein Warten auf morgen und auf übers Jahr.

So rinnt das Leben an ihnen allen vorüber, an all den Sehnsuchtslosen. Denn Sehnsucht selber ist Leben. An den vielen, vielen, die zu genügsam sind zum Hungern, zu still sind zum Schreien, die so nützlich sind und doch so gar nicht, gar nicht nötig.

Digitized by Google

Eine Gefahr für unsere Volksbildung

Von Dr. Ferdinand Kuhl

Wenn in einem Hause plötzlich Feuer ausbricht, pflegen die kopflos gewordenen Bewohner allen möglichen unnützen Kram in Sicherheit zu bringen, während sie das Wichtigste und Nötigste den Flammen überlassen. In der Lage solcher Leute befinden wir uns heute, wo um uns herum alles zusammenstürzt. Sehen wir zu, daß wir ruhiges Blut bewahren.

Die hohe Blüte unseres Wirtschaftslebens wurde in der ganzen Welt anerkannt. Die übrigen großen Völker sahen sie mit Neid an, und es ist ihnen gelungen, uns zu Boden zu werfen. Wie es von den Vorkämpfern „für Freiheit und Zivilisation" nicht anders zu erwarten war, haben sie uns die wichtigsten äußeren Mittel zu unserem Wiederaufstieg, die Flotte und die Kolonien, genommen. Wir sind also darauf angewiesen, die inneren Quellen unserer Kraft zu prüfen und sie, wenn wir sie erkannt haben, auch unter den veränderten Verhältnissen klug in den Dienst unseres Volkstums zu stellen. Denn es gilt zu retten, was noch zu retten ist, statt daß wir wieder wie unmündige Kinder handeln, die nicht wissen, was sie wollen und was sie können. Sollen wir von neuem die Vorteile, die wir sicher in der Hand haben, leichtsinnig dem Gegner ausliefern? Das zu tun, sind wir aber im Begriff, wenn wir freiwillig auf den ungeheuren Gewinn verzichten, den die Einrichtung des einjährigen Militärdienstes für das geistige und wirtschaftliche Leben unseres Volkes mit sich brachte.

Woher kam es, daß wir plötzlich einen so wunderbaren Fortschritt in unserem Wirtschaftsleben machten? Welchen geheimnisvollen Kräften unseres Volkes verdanken wir ihn? Sind wir an sich tüchtiger, besser beanlagt, arbeitsamer als die anderen Völker? Und warum hat sich unsere Überlegenheit nicht schon früher gezeigt?

Auf die letzte Frage ist zu antworten, daß die große Bedeutung, die wir in den verflossenen fünfzig Jahren in der Weltwirtschaft erlangten, ohne die vorangegangene Einigung der deutschen Stämme, ohne unsere mächtige politische Stellung, ohne unsere schöne junge Flotte unmöglich gewesen wäre. Die Engländer wissen genau, daß keine noch so laute Anpreisung europäischer Waren aufkommen kann gegen die gewaltige Reklame, die von ihren Kriegs- und Handelsschiffen in überseeischen Häfen gemacht wird. Die Zeiten, wo auch wir solche Unterstützung hatten, sind nun vorüber. In Zukunft geht der deutsche Kaufmann dieser unschätzbaren Hilfe verlustig, und er wird bald merken, wie sehr sich das Geschäft zu unseren Ungunsten geändert hat.

Der Fleiß und die Tüchtigkeit des deutschen Volkes — solange Ordnung im Lande herrscht — sind nicht zu bestreiten. Unsere Gegner können aber diese Eigenschaften auch für *ihre* Volksgenossen in Anspruch nehmen. Wenn man sich nichts weismachen will, wird man sogar zugestehen müssen, daß der Franzose als Arbeiter mehr Geschick, einen feineren Geschmack, eine schnellere Auffassungsgabe

Digitized by Google

an den Tag legt als der Durchschnittsdeutsche, daß der Amerikaner ausdauernder, zäher ist und daß jedem einzelnen Engländer das Riesenkapital zugute kommt, das die jahrhundertelange vorzügliche Politik seiner Regierung für ihn aufspeicherte.

Was hat trotz alledem uns Deutschen den viel beneideten wirtschaftlichen Aufschwung ermöglicht? Nun, hauptsächlich der Umstand, daß bei uns in weiten Volksschichten eine höhere Bildung verbreitet war als bei unseren Gegnern. Deutschland hat es besser als alle anderen Länder verstanden, seinen jungen Leuten ein großes Maß von Kenntnissen mit auf den Lebensweg zu geben, und dieser Vorzug machte sich besonders im Handel und in der Industrie bemerkbar. Die gründliche Schulung des Denkvermögens, welche die meisten Angestellten der großen Geschäftsunternehmungen sich auf unseren höheren Lehranstalten erworben hatten, zeigte sich überall. Ihr Einfluß auf den Wohlstand des Landes kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Hervorragende Führer des Wirtschaftslebens gab es auch in England, Frankreich und Amerika; sie waren bei den vier in Betracht kommenden Völkern ziemlich gleichmäßig verteilt. Aber gute Generale und brauchbare Mannschaften genügen nicht, um eine Schlacht zu gewinnen. Wenn nicht tüchtige Feldwebel, Leutnants und Hauptleute dafür sorgen, daß die Befehle der obersten Leitung richtig ausgeführt werden, dann ist der gewünschte Erfolg nicht zu erreichen. Jüngst hat General von Bernhardi in einem Zeitungsartikel das häufige Versagen des österreichischen Heeres auf den Mangel an einem altgedienten Unteroffizierkorps — daneben allerdings auf die politische Verhetzung der Soldaten — zurückgeführt. Wie das deutsche Heer, so zeichneten sich unsere Industrie und der Handel durch ein treffliches Unteroffizierkorps aus. (Man wird den Vergleich nicht mißverstehen.) Die ungemein wichtigen mittleren Stellen in den großen Betrieben waren bei uns mit Leuten besetzt, die sich vermöge ihrer sorgfältigen allgemeinen Bildung sehr zu ihrem Vorteile von den entsprechenden Angestellten der anderen Völker unterschieden. Ein Aufsatz, der in diesem Frühjahr im „Matin“ erschien, erkannte diesen unseren Vorzug offen an. In dem mit einer Abbildung der Höchster Farbwerke versehenen Artikel beschäftigte sich ein Fachmann mit der Blüte unserer chemischen Industrie und beklagte lebhaft, daß Frankreich nicht über den zwölften Teil von Doktoren der Chemie verfüge, die Deutschlands Fabriken zur Verfügung stünden.

Noch auffallender als in der Industrie war die Überlegenheit der Deutschen im Handel. Sie machte sich besonders durch unsere Beherrschung der fremden Sprachen geltend. Wie selten fand man in Frankreich oder in England einen Kaufmann, der auch nur eine Ahnung von unserer Sprache gehabt hätte oder überhaupt von einer anderen als seiner Muttersprache! In Grenoble wurde mir einst vom größten Warenhaus der Stadt der Katalog einer Münchener Rucksackfabrik mit der Bitte zugestellt, ihn ins Französische zu übersetzen, da von den über hundert Angestellten des Geschäfts keiner die einfache Arbeit leisten konnte. Bei uns wäre so etwas unmöglich gewesen, wurde doch meist schon bei der Aufnahme eines Lehrlings die Beibringung des Einjährigenscheines verlangt. Ja, dieser Ein-

Digitized by Google

jährigenschein, für den viele „Gebildete“ nur ein gleichgültiges, wenn nicht wegwerfendes Achselzucken übrig haben, er hat den allergrößten Anteil an der Hervorbringung des deutschen „Wunders“ gehabt.

Keines der Völker, die gegen uns kämpften, hatte eine ähnliche Einrichtung aufzuweisen, die jedem männlichen Volksgenossen von Staats wegen eine beträchtliche Belohnung für die Erwerbung einer höheren Bildung aussetzte. Es war unsere einzigartige Stärke, daß wir rundweg gesetzlich erklärten: Jeder, der sich in der Jugend ein größeres Maß von Kenntnissen erwirbt, als es von der Gesamtheit verlangt werden kann, erweist damit dem Staat einen Gefallen und hat ein Anrecht auf Berücksichtigung; er darf sich der Oberschicht der Bevölkerung zurechnen. Den auffallendsten Ausdruck fand diese Wertschätzung einer höheren Bildung in der Bestimmung, daß nur diejenigen, die zum einjährigen Militärdienst berechtigt waren, zu Reserveoffizieren ernannt werden konnten. Es ist bekannt, welche Rolle der Wunsch nach dem Aufstieg zu der gesellschaftlich sehr begehrten Stellung in unserem bürgerlichen Leben gespielt hat. Mag man auch dieses Hinschielen nach einem militärischen Rang noch so sehr verurteilen, so wird man doch das Vorhandensein und die starke Wirkung des Strebens nicht leugnen können.

Abgesehen von der inneren Befriedigung, die eine sorgfältige Pflege der geistigen Fähigkeiten dem Menschen gewährt, standen dem Besitzer des Einjährigenscheines aber auch andere, sogar wirtschaftliche Vorteile zu, die sich ein ganzes Leben hindurch angenehm bemerkbar machten. Er war über die große Masse hinausgehoben, nahm eine bevorzugte Stellung ein, sowohl als Beamter wie als Kaufmann oder Angehöriger irgendeines Gewerbes. Die Bezahlung in den Geschäften, die den Einjährigenschein von den Angestellten verlangten, war immerhin eine reichlichere, als wenn die geforderte Bedingung nicht erfüllt gewesen wäre. Für Braut und Schwiegereltern kam natürlich die Aussicht auf ein mehr oder weniger angesehenes Leben der jungen Leute sehr in Betracht, und zwar mit Fug und Recht. Denn wie die Dinge lagen, unterschied man bei uns zwei getrennte Kasten, die „Gebildeten“ und die „Ungebildeten“. Die Grenzlinie zwischen ihnen stellte der Einjährigenschein dar: auf der einen Seite standen die großen Massen, auf der anderen die „höheren Stände“.

Ließe sich wohl ein besserer Anreiz zur Erwerbung einer sorgfältigen Bildung ausdenken? Ich glaube, nicht. Und der Hauptvorzug der Einrichtung war, daß die Förderung der einzelnen Menschen nicht etwa nur bestimmten Staatsämtern, sondern vielmehr allen Erwerbsschichten, besonders dem Handel und der Industrie zum Nutzen gereichte. Wie gesagt, keiner unserer Gegner hatte diesem wirksamen Ansporn des Ehrgeizes etwas Ähnliches an die Seite zu stellen, er war eine reindeutsche, preußische Erfindung und mußte zu einem guten Erfolge führen. Als auch im Süden das Heerwesen nach preußischem Muster umgestaltet und der einjährige Militärdienst eingeführt wurde, zeigte sich bald, daß der Besuch der höheren Schulen beträchtlich anwuchs.

In Frankfurt a. M. hatte dieser Umschwung bereits im Jahre 1866 eingesetzt, da mit dem Anschluß der freien Reichsstadt an Preußen die Söhne der

Digitized by Google

wohlhabenden Bürger gezwungen wurden, sich aus gesellschaftlichen Gründen um den Einjährigenschein zu bemühen. Professor Dr. R. Froning sagt in seiner 1906 erschienenen Schrift über das Frankfurter höhere Schulwesen: „Eine breiter angelegte Allgemeinbildung erschien den besseren Bürgerkreisen eigentlich eher für die Töchter angebracht als für die Söhne, und die Frankfurter Frauen waren darum in jener Zeit (vor 1866) der gebildetere Teil der Gesellschaft. Die Jungen mußten recht bald ans Geldverdienen kommen: das war Altfrankfurter Tradition... Familien, die es heutzutage für eine Schande halten würden, wenn ihre Söhne nicht einjährig dienten, begnügten sich damals mit Volks- oder höchstens Mittelschulbildung. Für fast alle Jungen gab es nach der Konfirmation kein Halten mehr: da rief das Geschäft." — Nachdem der Verfasser die Umwandlung geschildert hat, die durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erfolgte, sagt er: „So wurde binnen wenigen Jahren das ganze Bildungsniveau gewaltig in die Höhe gerückt. Die kulturelle Bedeutung des Einjährigenzeugnisses wird jedem an der Entwicklung des Frankfurter Schulwesens nach 1866 handgreiflich klar."

Froning hat recht, wenn er meint, es sei Altfrankfurter Tradition gewesen, daß die Söhne so bald als möglich Geld verdienen mußten, statt daß sie noch ein paar Jahre länger fürs Leben geistig ausgerüstet wurden. Das war aber nicht nur Altfrankfurter Tradition, so dachte man und denkt man heute noch überall, wo das Geschäft der oberste Gott der Menschen ist, und besonders da, wo der Kaufmann die Herrschaft im Staat ausübt. In England huldigt man demselben Grundsatz wie in der früheren deutschen Reichsstadt und in Amerika erst recht. Auch in Frankreich ist's nicht viel anders, weil der Staat keine Belohnung für einen längeren Schulbesuch aussetzt. Dem Eigennutz der Eltern sagt es natürlich mehr zu, wenn ihnen die Söhne nicht zu lange „auf der Tasche liegen", sondern bald mitverdienen helfen. Da kam aber bei uns der Staat und stellte den Vätern und Müttern vor, ein wieviel besseres Leben ihren Jungen beschieden sein würde, wenn sie sich eine höhere Bildung verschafften, so daß in den gediegenen Kreisen der Bevölkerung die Liebe zu den Kindern den Sieg über die eigene Bequemlichkeit davontrug. Es wurde für den Knaben zunächst der Einjährigenschein erstrebt. Zeigte sich dann beim Besuch der höheren Schule, daß dem Jungen das Lernen leicht fiel, so entschloß man sich oft, ihn auch das Abiturientenexamen machen, ja ihn vielleicht studieren zu lassen. Dieser Vorgang, der sich in Tausenden von deutschen Familien abspielte, hatte eine nicht zu übersehende Nebenwirkung: die Kinder erzogen die Eltern. Anstatt sich seichten Genüssen hinzugeben, brachten Väter und Mütter Opfer für ihre Lieben, und das adelt den Menschen. „Genießen macht gemein." Dies alles, der mächtige Antrieb zu einer edleren Lebensauffassung, wird in dem seines Volksheeres beraubten, verarmten künftigen Deutschland wegfallen, und damit muß notwendigerweise die Bildung und geistige Leistungsfähigkeit gewaltig zurückgehen, wofern man kein Mittel findet, den Einjährigenschein durch irgendeinen anderen Ansporn zur Erwerbung von Kenntnissen zu ersetzen.

Die von Kaufleuten geleiteten „Demokratien" wollten von jeher nicht viel vom Heerwesen wissen. Söldner mit einem gut bezahlten, einem hohen Rat

Digitized by Google

gehorsamen Condottiere an der Spitze waren ihr Ideal, im alten Karthago wie später in Florenz und Venedig. Die Geschäftsstaaten England und Amerika — business as usual, — griffen nur in der äußersten Not zum Mittel der allgemeinen Wehrpflicht, um sich von dem Alp des deutschen Volksheeres zu befreien, und bespien und begeiferten unsere Soldaten vor der ganzen Welt, als ob sie die scheußlichsten Unholde wären. Zum großen Teil, weil einsichtige Engländer längst erkannt hatten, daß das deutsche Heer die besten Arbeiter der Welt erziehe. Und es erzog nicht nur treffliche Arbeiter, sondern auch vorzügliche Leiter der großen Fabriken und Handelshäuser. Was unseren Mitbewerbern so hinderlich war, wird alles mit einem Schlage durch die uns aufgezwungene Abrüstung beseitigt. Das friedliebende England mußte doch die übrigen Völker vor dem die Zivilisation bedrohenden deutschen Militarismus beschützen! Ja, es ist Sinn und Verstand in der britischen Politik, das muß man zugeben. Unsere Aufgabe wird es aber sein, den gegen uns geführten Hieb so unschädlich wie möglich zu machen. Können wir auch nicht verhindern, daß die körperliche Tüchtigkeit unserer Männer durch die Aufhebung des allgemeinen Heeresdienstes stark beeinträchtigt wird, so sollten wir uns wenigstens bemühen, die Schädigungen zu vermeiden, die auf geistigem Gebiet liegen und ebenso gefährlich sind wie jene.

Welchen Weg müssen wir einschlagen, um zu diesem Ziele zu gelangen? Wir werden gezwungen sein, eine neue Art der Belohnung ausfindig zu machen für die Erwerbung einer höheren Bildung, damit uns nicht der geistige Mittelstand verloren geht, der einen erheblichen Teil unserer Kraft darstellte und auch einen starken wirtschaftlichen Mittelstand erzeugte, während die anderen Völker selbst im Wissen nur Reiche und Arme kennen.

Als erstes Mittel, den Besuch der höheren Schulen auf dem seitherigen Stande zu erhalten, tritt uns wohl die Vermehrung der staatlichen Berechtigungen entgegen. Es wurden jedoch schon seither so große Forderungen an die Anwärter von Beamtenstellen erhoben, daß sie kaum zu überbieten sind. Zudem hätte diese Maßregel wenig Zweck, denn es kommt viel mehr darauf an, dem Handel und der Industrie als den mittleren Staatsämtern tüchtige Kräfte zuzuführen. Für den Wettbewerb mit den übrigen Völkern müssen wir gerüstet sein, und das ist nur der Fall, wenn unser Wirtschaftsleben sich gedeihlich weiter entwickeln kann. Da machen sich die von den jungen Leuten erworbenen Kenntnisse für die Gesamtheit besser bezahlt als in den Beamtenstellungen.

Große Hoffnungen setzt man auch auf die „freie Bahn für den Tüchtigen". Es ist ein schönes Schlagwort, aber nicht mehr; und für die meisten Menschen verknüpft sich damit wieder die Erwartung auf ein besseres Fortkommen im Staate. Ob der allgemeine Ruf nach Gleichheit, der zur selben Zeit erschallt, das nämliche ausdrückt, weiß man nicht recht. Jedenfalls hätte das Verlangen nach freier Bahn für den Tüchtigen keinen Sinn mehr, wenn die unbedingte Gleichheit aller Staatsbürger erreicht wäre. Zwischen ihr und der Gleichberechtigung, die eine Selbstverständlichkeit sein sollte, ist ein himmelweiter Unterschied. Gewiß darf ein hochbegabter Mensch nicht zurückgehalten werden, weil er einer wenig beliebten Gesellschaftsklasse angehört. Ragt er über den Durchschnitt beträchtlich

Digitized by Google

hinaus, so wird er sich auch die ihm vielleicht fehlenden Umgangsformen aneignen können, zumal er ihren großen Wert einsehen muß. Es ist anzunehmen, daß wir heute über den engherzigen alten Standpunkt endgültig hinausgekommen sind.

Von größter Wichtigkeit ist aber neben dem unbedingten Aufsteigen einzelner starker Persönlichkeiten die Ausnutzung der zahlreichen mittelmäßig Beanlagten, die durch eine sorgfältige Ausbildung instand gesetzt werden, die planmäßige Durchführung der Absichten großer Führer zu sichern. Diese „Unteroffiziere" müssen hinreichend geschult sein, um die Durchdringung des Wirtschaftslebens mit den Ergebnissen von Kunst und Wissenschaft möglich zu machen. Daß wir in dieser Hinsicht vor dem Kriege obenan standen, war das ebenso hervorragende wie unbestreitbare Verdienst unserer „Einjährigen", deren gute Vorbildung sie befähigte, sich auch in schwierigen Fällen in die wichtige Vermittlerrolle einzuspielen.

„Unbestreitbar soll dieses Verdienst der ‚Einjährigen' sein?" höre ich einwenden. Vor allem werden meine Amtsgenossen, die Oberlehrer, anderer Meinung sein. Sie halten nicht viel von der Einjährigenbildung, sind froh, wenn sie den lästigen „Ballast" der höheren Lehranstalten loswerden und versprechen sich von dieser Änderung eine große Förderung der Leistungen ihrer Schulen. Wie sich die Verhältnisse bei der zu erwartenden Umgestaltung unseres ganzen Unterrichtswesens entwickeln werden, ist abzuwarten. Ich habe diese Fragen in dem vorliegenden Aufsatz absichtlich nicht berührt; denn es handelt sich hier nicht darum, Ziele für unsere Bildung aufzustellen. Aber zugegeben, daß unsere Pfarrer, Richter und Ärzte noch besser ausgebildet werden als bisher, so wird unser Wirtschaftsleben dadurch wenig berührt. In manchen Lehrerkreisen denkt man wohl auch, daß in Zukunft die seitherige Mittelschule an die Stelle der Realschule treten könne. Ob dies möglich ist, bleibt wiederum abzuwarten. Für den einzelnen ist ein fröhliches Vertrauen auf die Zukunft nötig, unsere Politik jedoch hat damit bis jetzt nicht viel Glück gehabt; sie muß vorsichtig, ja mißtrauisch sein. Auch mir scheint die Bildung der „Einjährigen" nicht ideal. Ich bewundere nicht sie — eine „abgeschlossene" Bildung gibt es, nebenbei bemerkt, überhaupt nicht — sondern den Ansporn, den der Einjährigenschein darstellte. Jedenfalls hat sich aber die Schulung der jungen Leute im Leben glänzend bewährt. Wer das nicht glaubt, erkundige sich in den großen Geschäften und Fabriken: er wird dann erfahren, daß nicht nur fast alle mittleren, sondern eine bedeutende Zahl der obersten Stellen von Männern eingenommen werden, die nur die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst erworben haben.

So oft ich in Gesprächen mit Bekannten der Befürchtung Ausdruck verlieh, unsere Volksbildung werde durch den Wegfall des einjährigen Militärdienstes zurückgehen, wurde mir erwidert, daran sei nicht zu denken, denn heute wäre jedem klar, was ein gründliches Wissen für das Fortkommen eines jungen Menschen zu bedeuten habe. Auf den ersten Blick scheint die Entgegnung das Richtige zu treffen. Kennt man aber die Verhältnisse aus der Erfahrung, wie sie jeder Klassenlehrer der mittleren Jahrgänge einer höheren Schule kennt, so weiß man, ein wie völlig anderes Gesicht die Sache in Wirklichkeit hat. Die meisten Eltern ließen die zahlreichen Unannehmlichkeiten, die ein längerer Schulbesuch der Jungen mit sich

Digitized by Google

bringt, nur über sich ergehen, weil sie in einer Zwangslage waren. Auch in Zukunft, wo die Schüler beanlagter sein sollen, wird es nicht ohne Reibung zwischen Schule und Elternhaus abgehen; es wird nach wie vor Knaben geben, die in der Klasse nicht mitkommen; eine bessere Beanlagung wird nur zu leicht durch mangelhafte Beaufsichtigung zu Haus aufgewogen. Die Bereitwilligkeit, für die Kinder Opfer zu bringen, hört natürlich mit dem Augenblick auf, wo sich die Aussicht eröffnet, daß man auch ohne große Kenntnisse ein angenehmes Dasein führen kann. Darunter leidet dann aber nicht allein das Wissen, sondern, was viel bedeutsamer ist, auch der Charakter des Mannes, denn die von Jugend auf geübte Anspannung der Kräfte zur Erreichung eines fernen Zieles ist für die Erziehung des Willens vom höchsten Wert. Der Gedanke, daß man lediglich da zu sein braucht und daß die anderen uns für ein auskömmliches, bequemes Leben zu sorgen haben, hebt sicherlich nicht die Arbeitsfreude. Andererseits ist es rein menschlich, daß man sich nur besonders anstrengt, wenn ein entsprechender Lohn dafür winkt. Mit der Gleichheit aller, der Fleißigen wie der Trägen, würde jedem Vorwärtsstreben, jeder Kultur das Grab gegraben. Lenin hat das bereits eingesehen, und unsere Arbeiter verschließen sich dieser Erkenntnis auch nicht mehr: sie kehren allmählich zum Akkord zurück.

Damit komme ich auf das einzige Heilmittel, das mir gegenüber der ernstlich drohenden Gefahr eines Verfalles unserer Volksbildung anwendbar erscheint. Von dem Grundsatz ausgehend, daß gesellschaftliche Unterschiede, wie sie der Einjährigenschein mit sich brachte, in Zukunft nicht mehr gemacht werden dürfen, schlage ich vor, daß man die Erwerbung einer höheren Bildung, die wahrlich auch eine besondere Anstrengung voraussetzt, allgemein durch eine bessere Bezahlung belohnt. Da diese höhere Bildung jedem zugänglich sein wird, der nicht geistig minderwertig ist, kann von einer neuen Ungerechtigkeit, einer Wiedereinführung der alten Kasteneinteilung nicht die Rede sein.

Der Staat muß nach meiner Ansicht vier verschiedene Lohnklassen festsetzen: die unterste für solche, welche die Volksschule durchgemacht haben (d. h. die untere Stufe der künftigen Einheitsschule), die zweite für die seitherigen „Einjährigen", die dritte für „Abiturienten", die vierte für Akademiker.

In allen Betrieben, öffentlichen wie privaten, muß das Mindestgehalt dieser Lohnklassen eine bestimmte Spannung aufweisen, die auch bei späteren Zulagen nicht verwischt werden darf.

Höhere Löhne zu bezahlen als die gesetzlich verlangten, ist keinem Unternehmer verwehrt.

Bei hervorragenden Leistungen eines Angestellten kann der Aufstieg aus der unteren in eine höhere Lohnklasse nach dem Gutdünken der betreffenden Betriebsleitung jederzeit erfolgen; dagegen ist zur Rückverweisung in eine niedrigere Stufe das Urteil eines Beamten-, Gewerbe- oder Handelsgerichtes erforderlich. Selbst die höchsten Stellungen müssen dem ehemaligen Volksschüler zugänglich sein.

Dadurch wird auch denen, die sich in der Jugend langsam entwickelt oder zu wenig angestrengt haben, Gelegenheit gegeben, das Versäumte nachzuholen; sie

Digitized by Google

sind nicht von vornherein dazu verurteilt, während eines langen, aussichtslosen Lebens auf ihrem Posten zu versauern.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Eingriff des Staates in die privaten Verhältnisse, der hier vorgeschlagen wird, recht weit geht. Heute sind wir aber schon an Bekundungen des Mehrheitswillens gewohnt, die noch tiefer in die Rechte des einzelnen einschneiden. Deshalb wäre der Zeitpunkt nicht schlecht gewählt, um Bestimmungen einzuführen, die im Interesse unserer Volksbildung durchaus geboten sind. Oder wüßte jemand ein anderes, besseres Mittel gegen die drohende Gefahr anzugeben? Ich würde es mit Freude begrüßen. Aber Eile tut not.

Nähme ich im neuen Deutschland die Stelle des obersten Staatsmannes ein, so würde ich — das Nationale versteht sich wie das Moralische für mich von selbst — vor allem drei großen Problemen meine ganze Aufmerksamkeit widmen: ich würde ankämpfen gegen den Geburtenrückgang, gegen die Erschlaffung der körperlichen Tüchtigkeit unserer männlichen Bevölkerung als Folge der Aufhebung der Wehrpflicht und gegen die Schädigung der allgemeinen Bildung, die durch den Wegfall des Einjährigenscheines zu befürchten ist. Würden diese drei Gefahren beseitigt, so brauchten wir uns um vorübergehende Erscheinungen wie den schlechten Stand der Valuta keinen übermäßigen Sorgen hinzugeben.

„Ein Aschenhaufen einer Nacht,
Liegt morgen reiche Kaiserpracht!"

heißt es im zweiten Teile des „Faust". Wir alle haben das schaudernd miterlebt. Viele trösten sich mit der Hoffnung, daß auch aus diesen Ruinen einst neues Leben erblühen werde, und fahren im alten Geleise weiter; andere lassen nach dem grauenhaften Zusammenbruch mutlos die Hände sinken. Das deutsche Volk darf aber jetzt nicht plötzlich als eine Herde von Schwächlingen dastehen. Noch nie hat sich auf dem Trümmerfeld einer zerstörten Burg eine neue von selbst erhoben. Mit spärlichem, nach langen, langen Jahren aufsprießendem Pflanzenwuchse dürfen wir uns nicht zufrieden geben. Zunächst gilt es, den Schutt zu beseitigen, dann muß wieder aufgebaut werden. An Stelle des alten Reiches soll ein Bau neuen Stils erstehen, der fester, schöner noch und wohnlicher ist als der alte. Dann erst, wenn es uns gelingt, wenigstens die Vorarbeiten für eine freudigere Zukunft zu verrichten, werden uns die kommenden Geschlechter der ganzen Welt für das große, starke Volk halten, als das wir bis zum Spätjahr 1918 jedem Unbefangenen gelten mußten. Nur so können wir den Waffenstillstand, diesen Frieden und manches andere verantworten.

* * *

Aus der Gegenwart gedacht und für die Gegenwart bestimmt, ist die Einstellung des Verfassers auf die Tatsache der uns verbotenen allgemeinen Wehrpflicht unanfechtbar und seine Forderung, daß wir einen Ersatz für ihre positiven Werte suchen müssen, die gegebene. Aber darum verzichten wir nicht dauernd auf die Wiederherstellung unserer Wehrmacht, so lange die anderen nicht verzichten auf

Digitized by Google

das, was sie uns geraubt und erpreßt haben. Unverjährbar bleibt unsere Forderung freier Selbstbestimmung bestehen. Es stünde dem Ohnmächtigen nicht wohl an, darüber Worte zu machen, aber es zu verleugnen, noch übler. Mit den Tatsachen, so lange sie unabänderlich sind, sich abzufinden, ist selbstverständliche Pflicht, sein Sinnen und Trachten auf ihre Änderung zu richten, die höhere. Und viele von uns, viel zu viele, scheinen sich gar zu leicht mit ihnen abzufinden. Wollet nur, glaubet nur, so weit die deutsche Zunge klingt, und ein neues lichteres Reich wird kommen! Gott hat noch so viele Gaben und Kräfte in unseren Speichern stehen, und Gott ist ein guter Wirt. Er vergeudet nichts, nur wir lassen's umkommen, zu unserem Schaden. Der Türmer

Ritter · Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Was schlagt ihr in Zeiten wild und frei,
So ängstlich die Augen nieder,
Was klagt ihr, die Ritterlichkeit sei vorbei,
Und kein Morgen bringe sie wieder!

Der „Letzte Ritter", ihr Freunde, ist
Schon allzu häufig betrauert,
Und hat doch der Zeiten Wirbel und Zwist
So göttlich gesund überdauert!

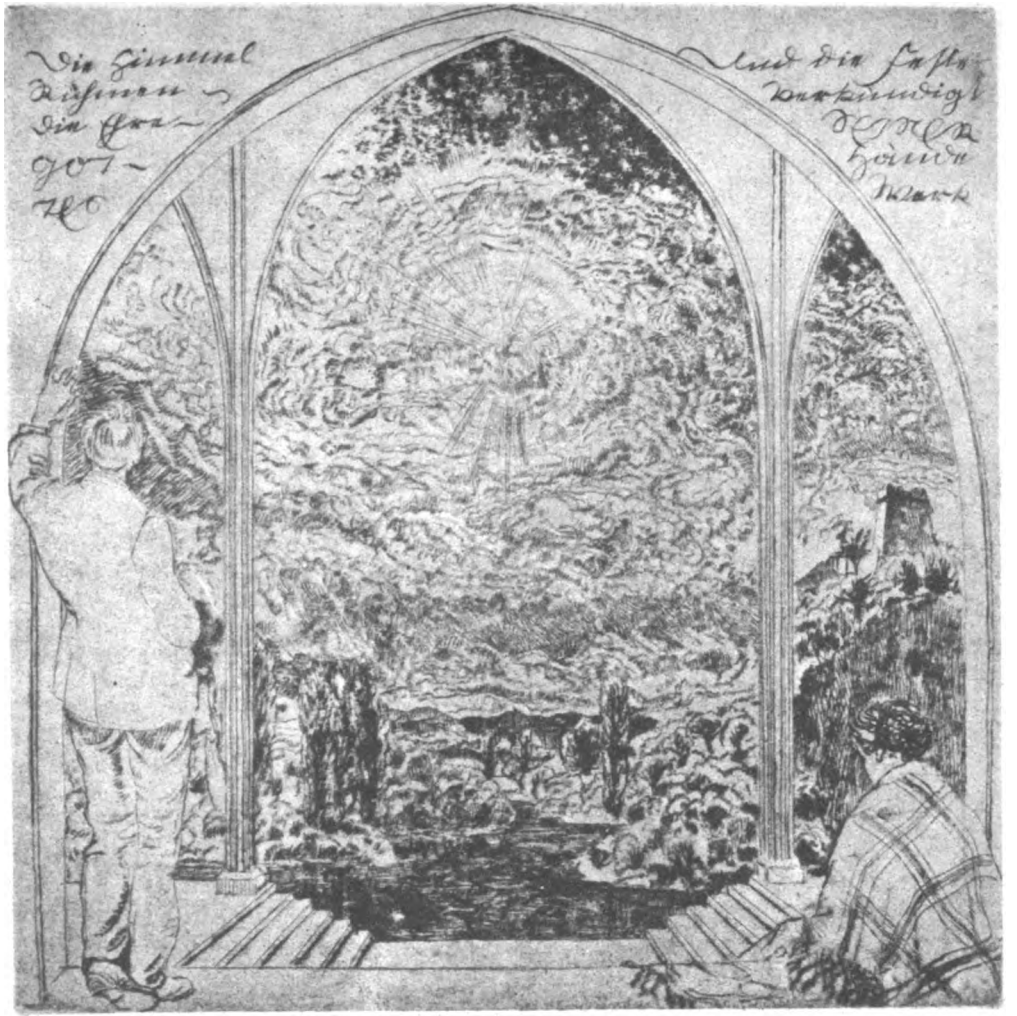
Und starben Bayard und Maximilian,
So haben wir doch erworben
Auch Freiheit von manchem, was sie getan:
— Auch Don Quichotte ist gestorben!

Es hängt die Ritterschaft nicht am Lehn,
Lebt nicht nur in Reiterschlachten,
Ich hab' in den Gräben Knechte gesehn,
Die Taten wie jene vollbrachten!

Und bleibt uns die Tat, und bleibt uns der Geist,
So ist uns das Beste geblieben,
Was kümmert es uns, wie der Edele heißt,
Sind es Namen denn nur, die wir lieben!

Der Beste wird immer ein Bester sein,
Auch wenn sich die Zeiten erneuen,
Und nur wer selber kein echter Stein,
Hat die Feuerprobe zu scheuen!

Digitized by Google



Choral (D-Dur) Nach einer Radierung von H. A. Bühler

Digitized by Google

Digitized by Google

Rundschau

Johannes Schlaf gegen Kopernikus

Herr Johannes Schlaf, der einst, vor 30 Jahren, an einem realistisch-naturalistischen Umschwung der dichtenden Literatur („Papa Hamlet", „Meister Ölze") stark beteiligt war und sich dann überhaupt auf dem Gebiete der Belletristik einen Namen gemacht hat, stand schon seit den letzten Jahren vor dem Kriege mit den Fachastronomen in einer scharfen Anfechtung der Grundlage der neueren Astronomie, des in aller Kürze trotz seiner späteren vielfachen wesentlichen Verbesserungen sogenannten kopernikanischen Systems, dem zufolge die Erde nicht mehr Mittelpunkt der Welt ist, sondern sich, ein Planet unter den Planeten, jährlich um die Sonne, eine Sonne unter den zahllosen, die für uns die Fixsterne heißen, in elliptischer Bahn bewegt. Einer, erst in den letzten Jahrzehnten von den Astronomen beachteten und übereinstimmend bestätigten Erscheinung gewinnt er die Schlußfolgerung ab, daß die Erde nun dennoch der ruhende Mittelpunkt des jährlichen Umlaufes der Sonne um sie sein müsse. Diese Erscheinung besteht darin, daß die Sonnenflecke fast alle (91,87 Prozent von ihnen) auf der der Erde gerade abgewandten Seite der Sonne entstehen. Er schließt: Wenn die Erde sich wirklich in 365 Tagen um die Sonne bewegte, so müßten wir ja unterschiedslos jeden Punkt der Sonnenoberfläche ein volles Halbjahr lang unter Beobachtung haben, so daß dann jenes Phänomen nicht möglich wäre (da in der Abwendung von dem Ansichtigwerdenkönnen von dem Erdplaneten aus ja kein realer physischer Grund des Entstehens der Sonnenflecke ausdenkbar ist).

Die Astronomen haben ihm zugestanden, daß ihnen allerdings dies Sonnenflecken-Phänomen ein Rätsel sei. Das heißt: Bei den anderweitigen ungeheuren Vorzügen des kopernikanischen Systems sind sie nicht entfernt geneigt, es aufzugeben, erkennen aber an, daß diese Beobachtung (einstweilen) eine Unstimmigkeit zu ihm sei. Die Bewegungen aller Planeten gehorchen ja sonst der kopernikanischen Voraussetzung so genau, daß auf Jahre im voraus auf das schärfste der Ort am Himmel, an dem sie sich dann gerade befinden werden, auf Grund der kopernikanischen Annahme vorausberechnet werden kann. Dies gibt ihnen, und noch mehr den Laien, die nicht daran denken, daß die selben Wirkungen immerhin verschiedene Ursachen haben können, sonst aber einfach unter dem Banne stehen, daß die Astronomen ja „alles berechnen können", ein felsenfestes Vertrauen zu der Richtigkeit der heliozentrischen Ansicht. Johannes Schlaf dagegen folgert: Wenn auch nur eine Erscheinung ausschließlich, „eindeutig" aus dem Stillstehen der Erde erklärt werden kann, so ist dies eine nicht zu bezweifelnde Tatsache, und man muß nunmehr eine neue Theorie finden, aus der auch alles, was der Kopernikanismus sonst so glänzend aufklärt, anderweitig zur Erklärung gebracht werden kann, denn mit dem Wahren muß ja alles übereinstimmen.

Joh. Schlaf hat jetzt, August 1919, nun wirklich die Elemente der Astronomie überhaupt ganz umgedreht veröffentlicht (unter dem mir unsympathisch verstümmelten Titel: „Die Erde, — nicht die Sonne", Dreiländerverlag, München, Wien, Zürich, 133 S.). Die bisherige Auseinandersetzung mit Fachmännern war so ein wenig auch in die allgemeine Öffentlichkeit der

Digitized by Google

Tagespresse gedrungen, wenig beachtet, zum Teil auch nur von oben herunter spöttisch abgetan, ohne daß man sich die Sache offenbar selbst klargemacht und sie in ihrer Bedeutung erkannt hätte. Ich halte dafür, sie muß ernst genommen und im Geiste durchaus unbefangener Wahrheitsforschung behandelt werden. Schon manche scheinbar auf das beste begründete Lehre ist dennoch später umgestürzt worden, und hätte man sich immer an die Autorität des natürlich auch nicht ohne stützende Gründe Bestehenden gehalten, so wären wichtigste Fortschritte nicht gemacht worden. Der Fall steht diesmal freilich ganz besonders ungünstig für Neuerungsversuche, weil die neuere Astronomie ganz gewaltige Erfolge auf Grund ihrer Fundamentalhypothesen aufzuweisen hat. Aber was dauernd bestehen will, muß sich auch gegen jede erdenklichen vernünftigen Einwendungen halten können. Diese von vornherein abzulehnen, wäre Vergewaltigung, die der Wissenschaft unwürdig ist. Mit willigem rein sachlichem Eingehen auf alle Gegengründe bewahrt sie sich ein besseres Gewissen.

Die Bedeutung des zwischen der Schlafschen Neuerung und der neueren Astronomie bestehenden Gegensatzes ist eine denkbar größte für die gesamte Weltanschauung. Es handelt sich nicht nur um ein physikalisch Allergrößtes, die wahre Struktur des äußeren Weltgebäudes, sondern auch um die Stellung der Menschheit im Universum, ihre Bestimmung nach dem Schöpfungsgedanken. Ist sie, wie nach Joh. Schlaf, die einzige vernünftige Wesenheit in der Sternenwelt, so steigt ihre Würde, damit aber auch die Heiligkeit ihrer Verpflichtung zu ihrem Verhalten im Sinne der Krone der Schöpfung ganz wunderbar, während die Bewunderung für die äußere Mannigfaltigkeit und Größe der Schöpfung, des Wunders der Wunder, allerdings sinken muß; ihre innere Einheitlichkeit, mit der Spitze dessen, was die Menschheit in ihr sein soll, würde aber ganz anders gewahrt als durch Sonnen über Sonnen mit ihren Planetensystemen, deren Bevölkerungen nicht miteinander in Beziehung treten können; nach Joh. Schlaf verlieren die Fixsterne ihren Charakter als Sonnen, die Größe ihrer Körperlichkeit und ihrer Entfernung. Zufällig kann ich selbst hier aus persönlichem Erleben sprechen, worauf man jetzt so hohen Wert legt. Ich bin von Jugend auf durch die Unendlichkeit der Welt, von der mich die Lehre der neueren Astronomie überzeugt hatte, im Gedanken an die Bedrohung der Bedeutung der Erdenmenschheit nicht weniger erschüttert gewesen, als einst Giordano Bruno, Voltaire und Diesterweg, und habe mir die Höhe dieser Bedeutung durch mittelbare Gedankenläufe zurückzugewinnen gesucht, um doch für menschliche Religion und Menschengeschichte als „Welt"geschichte noch einigen Halt zu finden, das alles da er doch nur wie in einem Rückzugsgefechte nach verlorenem Siege der instinktiv-ursprünglichen Menschenmeinung aller Völker von „Himmel und Erde", in der die Erde im Gegensatz zum Himmel wie ein einziges ihrer Art dasteht. (Aus mir herausgestellt habe ich jene mittelbaren Gedanken in meinem Buche „Die Unendlichkeit der Welt nach ihrem Sinn und ihrer Bedeutung für die Menschheit", 1900.) Das Rückzugsgefecht buche ich mir persönlich als eine geistige Leistung. Nach Joh. Schlaf würde diese dahinfallen. Dennoch würde ich den Sieg der ursprünglichen Menschenmeinung, wenn ihn Joh. Schlaf wieder zurückgeführt hätte, unendlich vorziehen. Aber die reine sachliche Wahrheit, wie sie ist, strömt den kategorischen Imperativ aus, auf alle Fälle es mit ihr zu halten, sich zu allen ihren Folgerungen freilich so günstig für die Erdenmenschheit wie es, ohne der sachlichen Wahrheit etwas zu vergeben und vernünftigerweise möglich ist, zu stellen.

Einige Schwierigkeiten und Anstöße für das natürliche Wahrheitsgefühl bringt aber die herrschende Lehre der neueren Astronomie so wie so mit sich. Ich will sie doch noch erwähnen, um die Geneigtheit der Astronomen zu verstärken, auf die durch Joh. Schlaf gegebene Anregung hier einmal gründlich einzugehen, für das geistige Bedürfnis der Allgemeinheit die Frage nach der wahren Beschaffenheit des Weltbaus gegen aufkommende Ungewißheit schneller ins reine zu bringen.

Digitized by Google

Die Entfernung der Erde von der Sonne steht auf alle Fälle fest, denn sehr große Entfernungen auf der Erde, deren Maß ja genau festzustellen ist, reichen schon aus, eine kleine Differenz der Stellung des Mittelpunktes der Sonne am Himmel bei gleichzeitiger Messung zweier Beobachter, je eines an je einem Endpunkt einer solchen irdischen Entfernung, zu ergeben: das gleichschenklige Dreieck ist also aus bekannter Basis und Winkel an der Spitze zu konstruieren. Über Entfernung der Sonne und bei dazu gegebener *scheinbarer* Größe auch über ihre wahre Größe, kann also kein Streit zwischen herrschender Ansicht und Neuerung bestehen, also auch nicht über die Länge der jährlichen Bahn — hier nun aber: *sei es* der Sonne oder der Erde. Die Schnelligkeit des bewegten der beiden Körper, der in 365 Tagen die ganze Bahn zurücklegt, ist also ganz gewiß rund 28 Kilometer in der Sekunde. Das Schnellste, was wir sonst bisher auf der Erde von der Bewegung eines massigen Körpers wissen, wird wohl die Bewegung der Geschosse aus den gewiß noch mehr als 42zentimetrigen deutschen Geschützen sein, die auf volle 100 Kilometer weit im August 1918 Paris beschossen. Die Schnelligkeit wird höchstens 1500 Meter in der Sekunde betragen haben, also $28 : 1\frac{1}{2} = 18\frac{2}{3}$ weniger als jene kosmische Schnelligkeit. Das Gewicht des Geschosses aber im Vergleich zu dem der ganzen Erde geht sicherlich bis in Billionstel, nein Trillionstel herunter. Über die unausdenkbare Größe der Kraft aber, die die ganze Erde (oder gar Sonne) in jene Sekundengeschwindigkeit versetzt, gibt keine Theorie Auskunft. Es kann keine physikalische Kraft, sondern muß eine metaphysische ersten göttlichen Anstoßes gewesen sein, denn die gewaltige Schwerkraft der Erde oder der Sonne wirkt ja der Bewegung entgegen, würde also beide Körper in gerader Linie mit einer beschleunigten Geschwindigkeit zueinander ziehen. Hier also mündet jede Theorie in den Abgrund der Unbegreiflichkeit.

Die Bestimmung der Entfernung der Fixsterne — „mindestens 4 Billionen Meilen" — hängt ganz von der kopernikanischen Grundlage ab: selbst die Distanz von 40 Millionen Meilen von jetzt bis nach einem halben Jahre ergibt keinen meßbaren Winkel, um den sich der Fixstern verschoben hätte; bei dem kleinsten eben noch zu beobachtenden wäre die Länge der Schenkel des gleichschenkligen Dreiecks 4 Billionen Meilen gewesen. Die Folgerung (die Tycho de Brahe auch in der Tat gegen Kopernikus zog) lag nahe: daß die jährliche Bewegung der Erde doch falsch sein müsse, wenn sie eben bei so großer Verlegung des Beobachtungsstandpunktes binnen einem halben Jahre dennoch gar keine Veränderung der Stellung des Fixsternes am Himmel ergäbe. Man will ja jetzt dennoch (seit Bessels Zeiten, um 1830) solche jährliche „Parallaxen" vieler Fixsterne besitzen, und wirklich sind sie trotz ihrer Kleinheit von sämtlich nur Bruchteilen einer Raumsekunde merkwürdig gut verbürgt, weil die Schärfe der Beobachtungsinstrumente und der Beobachtungskunst außerordentlich vervollkommnet war, auch die ganz unabhängig voneinander gefundenen Resultate verschiedener Forscher gut übereinstimmten. Dennoch würde die Schlaffsche kosmonomische Neuerung, durch welche die Entfernung der Fixsterne auf vielleicht ein Tausendstel herabgesetzt würde und eine Parallaxe, bei Stillstehen der Erde, gar nicht bestehen könnte, einen geheimen Druck von dem natürlichen Menschengefühl abwälzen. Die 4 Billionen Meilen stellen eine Entfernung dar, an welcher ein Eisenbahnzug 250 Millionen Jahre zu fahren hätte. Dieser Weltraum wird von der neueren Astronomie als eisig kalt und in schwärzeste Nacht gehüllt und nur von Ätherwellen durchzuckt vorgestellt. Welch seltsame Schöpfung eigentlich, in der in unermeßlichen dunkeln und eisigen Zwischenräumen vereinzelt einmal Kugelbröckchen schwimmen, auf denen allein erst wirklich Schöpfungswürdiges, das *Leben*, möglich ward! — so durchschauert es wohl unser natürliches Gefühl. „Das kann nicht so sein, sagt das Herz," schreibt Schopenhauer einmal, „und dem einfachen Verstande dämmert Kants bloße Idealität des Raums und der Zeit auf." In Wahrheit ist das aber keine Lösung, denn diese Kantsche, von Schopenhauer so verherrlichte und auf unseren Universitäten so eingebürgerte Lehre erweist sich dennoch bei gründlicher Prüfung als falsch: in der Schöpfung besitzen Räumlichkeit und Zeitlichkeit Realität, nur von dem ganz andern,

Digitized by Google

dem einen Urgrunde der Schöpfung, halten wir mit Recht in der Theorie wie im natürlichen Gefühl Räumlichkeit und Zeitlichkeit fern. Das Dunkel und die Eisigkeit des Raumes, beides erschlossen aus der Abnahme des Lichtes und der Temperatur bei den höchsten uns durch Luftschiffahrt zugänglichen Höhen, sind übrigens solche Prädikate des Rauminhaltes, deren Realität nur durch die Aufnahme in unsere sinnliche Empfindung bedingt wäre, die sich ja aber nie in jener Räumlichkeit so hoch über der Erde befindet. Joh. Schlafs Weltanordnung, wenn sie richtig sein sollte, würde aber doch unser Erschauern vor dem Schöpfungsinhalte stark herunterſetzen.

Läuft die Erde mit einer Geschwindigkeit von 4 Meilen in der Sekunde jährlich um die Sonne, so müssen unsere Flugapparate, abgesehen von ihrer Eigenbewegung, auch an dieser so ungemein viel größeren Geschwindigkeit teilnehmen. Wie ist es möglich, daß sie da immer nur in der ihrer Eigenbewegung entsprechenden Entfernung von ihrem Aufstiegspunkte herunterkommen? Die Atmosphäre muß wohl in einer so starken Anheftung mit der festkörperlichen Erde verbunden sein. Bei ihrer so großen Leichtigkeit und Verschiebbarkeit ist das allerdings verwunderlich genug, und der Vergleich mit dem, was zwischen dem Apfel und seiner Schale ist, hinkt doch: die Schale ist doch ein festkörperlicher Gegenstand, wie er über unserer Erde nicht ausgespannt ist. Bei einer Eigengeschwindigkeit von 4 Meilen in der Sekunde würde, wie dergleichen in der ballistischen Theorie ausgerechnet ist, jedes Flugzeug von der Erde hinweg in den Weltraum gerissen werden; bewahrt wird es davor offenbar von der allgemeinen Geschwindigkeit, mit der alles, was durch die Schwerkraft und die Adhäsion der Atmosphäre an die Erde gebunden ist, mit dieser zusammen im Fluge begriffen ist, — wenn nicht Joh. Schlaf recht behalten sollte.

Dies alles nur vorläufige Bemerkungen, um darauf aufmerksam zu machen, daß in dieser Zeit so ungeheurer Erschütterungen in der Menschenwelt nun auch eine rein geistige theoretische Erschütterung allerersten Ranges aufgekommen ist, die trotz ihrer höchsten Befremdlichkeit gegen eine größte und glänzendste Grundlehre der letzten Jahrhunderte von der Schwelle zurückzuweisen doch mit der pflichtmäßigen unbedingten Unparteilichkeit des wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens nicht vereinbar sein würde. Es lag mir zunächst daran, einem erlesenen Leserkreise eine erste Kenntnis dieses wundersamen Neuerungsversuchs zu vermitteln und die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Ein großer Vorzug dieser Neuerung ist ja, daß die politischen Leidenschaften einmal daran erinnert werden, daß es auch noch größte Angelegenheiten in der Welt gibt, die hocherhaben über ihnen liegen und durch die Beschäftigung mit welchen man einmal aus dem Dunstkreise dieser Parteileidenschaften aufatmen kann.

Prof. Dr. Max Schneidewin

Ansiedlung und Aufteilung

Die Sehnsucht nach eigenem Besitz — und sei er noch so klein — ist immer schon groß im deutschen Volke gewesen. Den erschütterndsten Ausdruck hierfür hat wohl Fritz Reuter in „Kein Hüsung“ gegeben. Als aber infolge der Industrialisierung der letzten Jahrzehnte die Abwanderung vom Lande nach der Großstadt mit all ihren lockenden, zum großen Teil trügerischen Vorzügen einsetzte, ist der Wert des eigenen Besitzes stark in Vergessenheit geraten. Erst die Begleiterscheinungen des Krieges haben wieder bei vielen Leuten den Wunsch nach einem eigenen Stück Land erweckt. Hierbei mag wohl oft — z. B. bei Kriegsgewinnlern — die Erwägung maßgebend gewesen sein, sich durch eigene Bewirtschaftung über die Schwierigkeiten der Beschaffung von Lebensmitteln hinwegzuhelfen. Andererseits ist aber, und gerade bei den Arbeitern, für die Rückkehr zum Land der Wunsch nach Eigenbesitz maßgebend gewesen.

Digitized by Google

Würden bei einem siegreichen Kriegsende die weiten, fruchtbaren, dünnbevölkerten Gebiete Kurlands und Litauens in irgendeiner Form zu Deutschland gekommen sein, so hätte der Hunger nach Land zum größten Teil befriedigt werden können. Da es aber leider so ganz anders gekommen ist, müssen die Interessenten versuchen, diesen Hunger im Inlande zu stillen. Nun ist aber das in Frage kommende Land bei weitem nicht ausreichend. Es bleibt daher naturgemäß ein starkes Hungergefühl zurück, das in jedem Falle verbitternd wirkt.

Der Sozialdemokratie als der radikalsten Partei ist stets die Unzufriedenheit der Staatsbürger über den Racker Staat zugute gekommen. Andererseits hat sie es ausgezeichnet verstanden, sich im Volke das Ansehen zu geben, daß sie der beste Anwalt für alle schwer zu befriedigenden Wünsche sei. Die Ironie des Schicksals will es, daß heute diese Partei, nachdem sie zur Regierung gelangt ist, erleben muß, wie ihr die Massen aus den Händen gleiten, weil diese sich das bei der noch radikaleren unabhängigen Partei versprechen, was sie früher bei den Sozialdemokraten gesucht und nicht gefunden haben.

Obwohl die Revolution manche Umwälzung der Ansichten zuwege gebracht hat, hätte doch kein Kenner der politischen Verhältnisse es für möglich gehalten, daß die Sozialdemokratie für die Aufteilung der landwirtschaftlichen Großbetriebe eintreten und damit den Arbeitern und Anbauern Land in Eigenbesitz versprechen würde. Denn bisher ist diese Partei doch stets die schärfste Gegnerin der selbständigen Bauern gewesen.

Der verstorbene Führer der Sozialdemokratie Bebel erklärte auf dem Parteitage in München:

„Es gibt keinen selbstsüchtigeren, keinen rücksichtsloseren, keinen brutaleren und auch keinen bornierteren Menschen, als die bäuerliche Klasse, gleichviel welcher Gegend."

Und der heutige geistige Führer der Marxschen Sozialdemokratie, Herr Kautsky, erklärte auf dem Breslauer Parteitage:

„Für die Erhaltung des Bauernstandes einzutreten haben wir keinen Grund, denn das könnte nur geschehen, wenn wir sie in ihrem Besitze befestigen, also entgegengesetzt verfahren wie sonst." — Derselbe Kautsky schrieb bei einer anderen Gelegenheit: „Die Bauernwirtschaft verewigen wollen, hieße die Barbarei verewigen wollen."

Aus diesen Äußerungen geht also zur Genüge hervor, welche Verachtung und welchen Haß die Führer der Sozialdemokratie gegen die Bauern (nicht etwa nur gegen die „Groß-Agrarier"!) empfinden. Es geht aber auch ferner daraus hervor, daß sie getreu ihrem Erfurter Programm die Selbständigkeit in der Landwirtschaft bekämpfen, weil sie ja ihr Ideal in dem Kommunismus, also in der Umwandlung alles Privateigentums in Eigentum der Gesamtheit erblicken, was sie heute mit dem Worte Sozialisierung bezeichnen. Weil sie nun diese als ihre vornehmste, wenn auch nicht sofort vollständig durchführbare Aufgabe betrachten, so ist es doch eigentlich nichts als ganz gewöhnlicher Bauernfang, wenn sie in den Versammlungen auf dem Lande den Arbeitern eigenen Besitz versprechen. Denn das erstere muß das letztere doch völlig ausschließen.

In Wirklichkeit haben die Sozialdemokraten auch stets entgegengesetzt gehandelt zu dem, was sie heute versprechen. Als kurz vor Ausbruch des Weltkriegs im preußischen Abgeordnetenhause die Genehmigung zur Aufteilung von Domänen nachgesucht wurde, versagten sie nämlich ihre Zustimmung dazu.

Zweifellos bleibt aber die wichtigste Aufgabe der inneren Politik die Seßhaftmachung des landwirtschaftlichen Arbeiters, was durch Aufteilung von Staatsdomänen, Latifundien und besonders durch Kultivierung unserer 2 Millionen Hektar Öd- und Moorländereien erreicht werden kann. Aber diese Aufgaben erfordern so viel Zeit und Kapital, daß es geradezu ein Verbrechen ist, weite Kreise unseres Volkes durch leere Versprechungen in Hoffnungen zu wiegen, die vorläufig gar nicht verwirklicht werden können.

Man denke nur an die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, und an das Kapital,

Digitized by Google

das aufzubringen ist, wenn bei Aufteilung der Güter neue Wohnungen, Stallungen und Scheunen gebaut werden müssen. Bei der trostlosen Lage des Baugewerbes (von 18 000 Ziegeleien in Deutschland sind zur Zeit nur 1500 in Betrieb) und der Baunot im allgemeinen ist doch vorläufig gar nicht daran zu denken, diese Gebäude zu errichten. Würde aber das Material wirklich zur Verfügung stehen, so würde das neue Bauerngut infolge der vier- bis fünffach höheren Baukosten von vornherein so teuer belastet, daß eine Rente so gut wie ausgeschlossen ist und dem Siedler das Gut eine dauernde Last sein würde.

Ein bescheidenes Wohnhaus mit Stallungen und Scheune ist heute nicht unter 75 000 ℳ zu bauen. Würde also z. B. ein Rittergut von 1000 Morgen in 20 Bauernhöfe zu 50 Morgen aufgeteilt werden, so würden die Baukosten 1½ Millionen, also mehr als das Rittergut selbst kosten. Nun könnte man vielleicht an eine gemeinsame Benutzung der alten Wirtschaftsgebäude denken, wenn diese bestehen bleiben. Aber dieser Gedanke ist m. E. aus dem Grunde undurchführbar, weil das der Keim zu dauernden Reibereien und Streitigkeiten, wenn nicht noch Schlimmerem, werden würde.

Aber aus einem weiteren Grunde kann es der Sozialdemokratie nicht ernst mit der Aufteilung der Güter sein. Bekanntlich hat sie früher auf das allerschärfste jeden Schutzzoll auf ausländisches Getreide bekämpft, und es ist anzunehmen, daß sie das auch in Zukunft tun wird; denn nach dem Erfurter Programm verpflichtet sie sich zur „Abschaffung aller indirekten Steuern und Zölle". Bei der Anspruchslosigkeit des russischen Bauern (jeder im Osten gewesene Soldat hat sich davon überzeugen können, unter welch kläglichen Verhältnissen der russische Bauer dahinvegetiert) ist dieser imstande, das Getreide viel billiger erzeugen zu können als der deutsche. Ist die Schutzzollmauer abgetragen und wird dann Deutschland mit billigem russischen Getreide überschwemmt, so muß naturgemäß der deutsche Bauer und Landarbeiter auf den Stand des russischen zurücksinken. Bankerott und Armut wären die Folgen, und zwar an erster Stelle für die kapitalarmen Neuansiedler, die anstatt das erhoffte Glück auf Erden gefunden zu haben, nun wieder von Haus und Hof vertrieben am Bettelstab wandern können, wie es vor zwanzig Jahren so vielen Kleinbauern ergangen ist, als die Schutzzölle unter Caprivi nur ermäßigt wurden.

Es bleibt also dabei: Da einerseits eine Aufteilung der Güter in großem Umfange zur Zeit nicht durchführbar ist, und da andererseits Selbständigmachung der Landwirtschaft im schärfsten Gegensatz zum Programm aller sozialistischen Parteien steht, ist es Volksbetrug ichlimmster Art, wenn die Redner dieser Parteien auf dem Lande die Aufteilung versprechen. Überall sollte man ihnen daher die Tür weisen. H. Schumacher

Die Erziehung zum Politiker

Als Wilhelm II. den Weisen von Königsberg, den Sattlersohn Kant, ob der erzieherischen Kraft des kategorischen Imperativs pries, ahnte er nicht, wie bald ein gelernter Sattler selber sich in seinen königlichen Sattel schwingen würde. Wilhelm und Bethmann scheinen sich zusammen in Kantischer Philosophie begegnet und über dem „Ding an sich" des Blicks für die uns näher angehenden Dinge, wie sie uns erscheinen, verlustig gegangen zu sein. Daß wir keinen großen, willensstarken, redegewaltigen Politiker hatten, mag kein Zufall sein. Oder war bisher etwa der Politiker das Ideal der Besten? Für die Politik ließ man den Kaiser und den Kanzler sorgen. Bei Goethe las der junge Deutsche: „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!" Der „Politikus" ist bei uns fast ein Schimpfwort. „Hinterhältiges Tier" hat Adam Smith den Politiker genannt. Mit Verachtung sprachen

Digitized by Google

große Ingenieure wie Watt und Stephenson von den Männern, die die Staatsmaschine höchst unmaschinell handhabten. Schon Homer hat in seinem Thersites den Schlag des Hetzpolitikers mit Strichen gezeichnet, die sich alle bei berühmten Politikern wiederfinden, von der Kopfverunstaltung des Perikles bis zum Lahmfuß Talleyrands und der Häßlichkeit Mirabeaus. Lud das die Jugend zum Politikerberuf ein? Je höher ein Volk gebildet ist, um so weniger darf es auffallen, wenn große Politiker fehlen. Höchste Bildung freilich heischt das Gegenteil. Dem gedankenreichen Menschen winken alle die ungelösten Rätsel des Alls. Wenn aber einer sonst nichts kann, so will er wenigstens herrschen, Macht haben über die, die etwas können.

Dem Macht- und Herrschbegierigen kostet es bei seinem bißchen Geist nicht viel, weder zu lügen, noch immer dasselbe zu sagen — der Politiker aber muß mit ganzer Lungenkraft jahrein, jahraus dasselbe sagen. Wie konnte das bisher den feineren Geist locken? Aber wohin wir geraten, wenn der feinere Geist sich von der Politik zurückhält, das haben wir jetzt erlebt: im Zeitalter Scheidemann-Erzberger.

Jedem Volksschüler, jedem Gymnasiasten steht nun heute der Weg offen zur Ergreifung des Staatsruders. Das ist etwas Neues in deutscher Geschichte. Streichen wir also das Vorurteil weg aus unserem Gehirn. Fassen wir ihn auf als den Ingenieur der Staatsmaschine, als den Techniker der sozialen und wirtschaftlichen Kräfte. Wecken wir den Ehrgeiz, ein „Vater des Vaterlandes“ in politischer Hinsicht zu werden!

Wo in der Geschichte ein großer Politiker auftrat, wird auch die Stimme der Denker und Forscher vernehmlich, vielleicht nur dank dem Schaffen und Wirken des Politikers! War nicht Anaxagoras der Freund des Athenerbeherrschers Perikles? Anaxagoras aber durfte lehren, der Sonnengott sei nur ein feuriger Stein so groß wie der Peloponnes. Sokrates wuchs gleichfalls unter Perikles zu geistiger Größe. Philosophen wie Parmenides und Archytas und Zeno waren als Politiker tätig wie in neuerer Zeit Otto v. Guericke, Hewel, Agricola, Carnot. Seinem Lehrer Aristoteles schickt Alexander der Große Merkwürdigkeiten aus Asien. Wer weiß, wie weit ohne Friedrich den Großen der sehr ängstliche Kant zu Wort gekommen wäre! Von seinen Vorläufern war Locke noch ein Knabe, als Cromwell begann Geschichte zu machen und Geistesfreiheit zu sichern. Die rechte Staatsverfassung ist eine Aufgabe der Philosophie. Diese ist ihrerseits der Politik und der Technik verschuldet, das greift alles ineinander, und die politische Theorie mehrt ihren Sprachgebrauch und ihren Anschauungskreis durch technische Gleichnisse, siehe Hobbes und die Germain. Fort also mit dem Vorurteil gegen Politik, denn sie ist ja ein Zweig der Philosophie: Platos Idealstaat stand bei Mores „Nirgendheim“ und andren Utopien Gevatter. Freilich ist die Politik ein Tummelfeld des Hasses. Aber um hassen zu können, um trotz Hasses ruhig denken, reden und den Gegner widerlegen zu können, muß man seine Nerven in der Hand haben, muß man sich gesund erhalten, muß man allem Entnervenden, allem Faul- und Lotterbett entsagen. In Deutschland ist es vorbei mit der bequemen Enthaltung von Politik. Es gibt keine Familie mehr, der man die Wahrnehmung des Staatsbesten überlassen könnte, weil sie, wie die Hohenzollern, Verantwortlichkeitsgefühl gegen ihre Vorfahren hegte. Unsre Jugend muß den Redekampf lernen. Redekunst muß geübt werden. Die Lehrer der Geschichte, des Schrifttums, des Deutschen, der alten und neuen Sprachen müssen die sich häufig bietenden Gelegenheiten wahrnehmen, um die Bedeutung des Politikers herauszuheben, auf daß nicht, wie bis jetzt, die Schlechtesten, sondern die Besten sich der Staatsbetreuung widmen.

Was ist bei aller Geschichtsdrillerei bisher herausgekommen: Daß die Deutschen sich trotzdem als politische Schwachköpfe erwiesen, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Das antike Schrifttum wurde bei weitem nicht gehörig ausgenutzt, den politischen Sinn zu wecken. Was hätten die Deutschen, soweit sie höhere Schulen besuchten, aus Cäsars Gallischem Krieg, aus Prokops Gotenkriegen nicht alles lernen können! Aus diesen Büchern, in denen von Augenzeugen Völkerschicksale, Völkerdummheit, Volkszwietracht und ihre Folgen geschildert

Digitized by Google

werden! Die tiefe politische Weisheit, die in so vielen Fabeln steckt, z. B. in der vom Magen und den Gliedern, scheint unserem Volke ganz aus dem Gedächtnis geraten zu sein. Was läßt sich politisch alles aus Thucydides, Sallust, Livius lernen! Wir haben das Gegenteil von dem getan, was Römerstolz bei Cäsar sagt: Was ist leichtsinniger und schmachvoller, als vom Feinde sich beraten zu lassen, wenn man wichtige Entscheidungen trifft? Wir folgten der Lockpfeife Wilsons, stürzten den „Militarismus“ und machten uns ehrlos und wehrlos. Andre herunterreißen, um sich selber zu erhöhen, bezeichnet schon Livius als elendesten Kniff. Vergil hat, und deshalb kann man ihm fast seine Äneis verzeihen, zwei Politikertypen anschaulich geschildert: einmal den Mann, der mit der Macht seiner Rede die rasende Menge beschwichtigt, sodann den politischen Führer, der weiter sieht und tiefer blickt, als alle übrigen Zeitgenossen, aber mit seinen Warnungen nicht durchdringt, im Gegenteil ein Opfer der Ränke und Ringelungen seitens seiner schlangenhaften Widersacher wird: das erschütternde Bild des Laokoon.

Man hat Lessings Laokoon bis heute auf den Schulen nur nach der kunstkritischen Seite behandelt. Zeit wäre es, den tiefen politischen Sinn dieser Gestalt zu erfassen und dem Volke einzuschärfen, auf daß es lernt, Warner beachten und durch alle Verleumdungsnebel durchzudringen, hinter denen man Geistesführer verschwinden lassen will. Die Geschichte vom trojanischen Pferde wiederholt sich auch heute noch alle Tage. Wir selber waren die törichten Trojaner, die allen Laokoonswarnungen zum Trotz den steifen Wilsongaul mit dem Schellengeläut seiner vierzehn Punkte in unsre Burg hineinzogen oder ziehen ließen. Auch ist das trojanische Lügenroß ein gutes Sinnbild für die zersetzende, verhetzende Presse. Auch die Zeitung wird ja aus Holzstoff gemacht, und jeder, der ein Lügenblatt in seinem Heim, seine Burg läßt, gleicht dem Trojaner, der das hölzerne Pferd in die Festung zieht.

Wenn das deutsche Volk trotz so großer Belastung mit Geschichtsunterricht in der Schule so wenig daraus gelernt hat, so liegt die Schuld auch an den byzantinisch gehaltenen, eben deshalb eingeführten, aber stilistisch schon nicht zulänglichen Lehrbüchern. Von so glutvollen und edlen Politikern wie List und Sturz findet man darin fast nichts. List wird mit einer Zeile, Sturz gar nicht erwähnt: Brotgeber des deutschen Volkes, die in den wirksamsten Gegensatz gegen die Giftbrodler der Sozialdemokratie hätten gebracht werden können. Politikergestalten wie Friedrich List, Fritz Harkort, Johann Jakob Sturz, mit der Glut verdienter Bewunderung gezeichnet, würden bei der noch empfänglichen Jugend tiefen Eindruck hinterlassen.

Darum also handelt es sich jetzt: den neuen Zeitläuften entsprechend Netze auszuwerfen, deren Maschen aus politischen Betrachtungen und Schilderungen großer Politiker bestehen, um darin den seltenen Fisch politischer Begabung zu fangen. Volksnot heischt, daß auch der Politiker Ideal werde. Bisher wurde der Jugend dies Ideal nicht gezeigt. Daß sich auch bessere Geister, nicht nur die armen Herrschsüchtigen und Machthungrigen dafür gewinnen lassen dürften, das können wir aus folgenden Fällen erschließen, wo große Männer durch einen ganz bestimmten Jugendeindruck, durch ein jugendliches Erlebnis für ihre ganze spätere Lebensarbeit gewonnen und festgelegt wurden.

In einsamem Waldtal sieht der kleine Max Eyth einen Eisenhammer in Tätigkeit: der Eindruck bestimmt ihn zum Techniker. Der kleine Roßmäßler, einer unsrer größten naturwissenschaftlichen Erzieher zu werden bestimmt, findet auf dem Schulweg einen Haufen glänzender, aus einem Mineralienkabinett weggeworfener Steine: der Anblick bestimmt ihn zum Naturforscher. Der zehnjährige Robert Meyer spielt mit Wasserrädern an einem Bach und sucht ein Perpetuum mobile herzustellen: ältere Leute belehren ihn über das Unmögliche. Der Eindruck haftet tief und wird eine Triebkraft in seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Sophie Germain wird dreizehnjährig zum Studium der Mathematik bestimmt, als sie von Archimedes hört, der in der Mathematik Ruhe findet, während seine Vaterstadt belagert wird, und der als Mathematiker Verteidigungsmaschinen erfindet. Der junge Döbereiner, später ein berühmter Chemiker, sieht in einer Apotheke ein chemisches Experiment: der Eindruck verläßt

Digitized by Google

ihn nimmer: er muß Chemiker werden. Aus Pfarrhäusern, wo Wort und Silbe gewogen wird und feierliche Rede zu Hause ist, kommen die Dichter. Aus Ärztefamilien, Apotheken, Drogistenläden stammen die Naturforscher. In vielen Mathematikerbiographien findet man, daß der mathematische Sinn förmlich aufflammt beim ersten Anblick geometrischer Figuren. Ist es da nun eine unberechtigte Erwartung, wenn man annimmt, daß junge begabte, opferwillige Seelen, falls ihnen auf der Schule die große Bedeutung des Politikers an Beispielen von solcher Lauterkeit wie bei List, Sturz, Harkort, oder von solcher Geschichtsgröße wie bei Perikles, Richelieu, Cromwell, Stein, Bismarck klargemacht und in die Seele geprägt wird, Feuer fangen und für ihren Ehrgeiz hierin ein höheres Ziel erblicken werden, als an fachwissenschaftlicher Größe?

Noch eins aber kann und muß der Jugenderzieher dem künftigen Politiker zuliebe auf der Schule besonders pflegen: Erweckung der Ehrfurcht, sonst ist es in einem unentwegt demokratischen Zeitalter schlechterdings für einen feineren Menschen nicht auszuhalten. Der Ekel wird sonst zu groß, wenn dem gereiften Manne in den Versammlungen grünste Jünglinge mit frechen Zwischenrufen in die Rede fallen. Geht das so weiter, so ist schließlich der Gleichheitspöbel nur noch unter sich. Höheres Menschentum ist dann ausgeschlossen. Oder der höhere Mensch wird gezwungen, der Masse den Rahmen zu schaffen, in welchem sie wenigstens nicht mehr alles Bessere und Edlere niedertreten kann. Eben dazu bedarf es der Erziehung zum Politiker.

Dr. Georg Biedenkapp

Fontane und die Juden

In einem Gedicht, „An meinem Fünfundsiebzigsten", läßt der alte Fontane auf seine fein ironisierende Art ein Streiflicht auf das Publikum fallen, das ihm, dem Mann der „Wanderungen", der märkischen Gedichte und Geschichte, des alten Fritzen und der altpreußischen Geschlechter, an seinem Jubeltage huldigend naht. Die Jagows und Lochows, die Groeben, Kracht, Thümen, die Pfuels und Itzenplitze sind fern geblieben, und mit stiller Wehmut muß der greise Jubilar feststellen, daß unter den Gratulanten „sehr, sehr andere Namen" vertreten sind:

Die auf „berg" und auf „heim" sind gar nicht zu fassen,
Sie stürmen ein in ganzen Massen,
Meyers kommen in Bataillonen,
Auch Pollacks und die noch östlicher wohnen;
Abram, Isaak, Israel,
Alle Patriarchen sind zur Stell',
Stellen mich freundlich an ihre Spitze,
Was sollen mir da noch die Itzenplitze!
Jedem bin ich was gewesen,
Alle haben sie mich gelesen,
Alle kannten mich lange schon
Und das ist die Hauptsache ... „Kommen Sie, Cohn."

Auch heute, an seinem Hundertsten, werden ja wohl die auf „berg" und „heim" die Töte im literarischen Gedenkzuge nehmen. Es sei fern von uns, der jüdischen Gefolgschaft die Begeisterung für den Dichter der Mark stören zu wollen, aber vielleicht ist es gerade heute nicht unangebracht, auf Fontanes Verhältnis zu den Juden ein wenig näher einzugehen. Denn sie könnten, wenn sie nur wollten, manche nützliche Lehre daraus ziehen.

Als Apothekergehilfe in Leipzig gewann Fontane einen Freund Wilhelm Wolfsohn, mit dem er später lange Zeit im Briefwechsel gestanden hat. Es ist ergötzlich, wie diese beiden

Digitized by Google

grundsätzlich verschiedenen Naturen aufeinander wirken — Wolfsohn aus Odessa und Fontane aus der Mark. Fontane war in dieser merkwürdigen Kameradschaft der kühl Empfangende, Wolfsohn der ergeben Werbende. Fontane zeigt sich wiederholt bemüht, auf den empfindsamen Ton Wolfsohns einzugehen, aber sein gesundes Gefühl bäumt sich dagegen auf. „Schnupfensentimentalität! Ich schreibe sonst nie so!" Immer hat man die Empfindung, der andere möchte sich in die Seele des Märkers hineindrängeln. Und derart befindet sich Fontane in ständiger Abwehrbewegung gegen den jüdischen Freund, dessen gute Seiten er im übrigen keineswegs verkennt.

Dieses Verhältnis ist typisch für Fontanes Beziehungen zum Judentum überhaupt. Die Fähigkeiten, die in dieser beweglichen, aber höchst einseitig gerichteten Rasse stecken, finden bei ihm volles Verständnis, aber stets zeigt er sich bemüht, das aufdringliche Wohlwollen besonders der jüdischen Literatenkreise von sich fernzuhalten. In den Briefen an seine Tochter Mete tritt diese Abwehrgeste wiederholt in die Erscheinung. So äußert er sich einmal über das Verhalten der Juden beim Tod Kaiser Friedrichs:

„Nur die Juden sitzen an den Wassern Babylons und weinen, wenn sie an Zion denken. Sie sind und bleiben einem politisch unverständlich; sonst so praktisch, verfallen sie politisch sofort der Phrase; sie sind Phantomanbeter, Anbeter eines Gottes, den sie sich erst machen. Wie in ältester Zeit immer Rückfälle in den Götzendienst. Aber es hilft ihnen nichts; sie schreiben Zeitungen, aber nicht Geschichte."

Sein alljährlicher Kuraufenthalt in Karlsbad wurde ihm immer mehr verleidet durch die Überhandnahme jüdischer Gäste. Nach einem Besuch des damals berühmtesten Etablissements Pupp entringt sich ihm folgender Stoßseufzer: „In tausend Lichtern strahlend wirkte es am Abend feenhaft, aber doch orientalisch, welche Wirkung durch den Stammescharakter seiner Gäste gesteigert wurde. Ich hätte nie geglaubt, daß es so viele Israeliten in der Welt überhaupt gibt, wie hier auf einem Hümpel versammelt sind. Und dabei soll es in Heringsdorf noch mehr geben! Nicht zu denken gedacht zu werden, hieß es früher im Kladderadatsch. Ich halte viel von den Juden und weiß, was wir ihnen schulden, wobei ich das Geld noch nicht mal in Rechnung stelle. Aber was zu toll ist, ist zu toll; es hat etwas — auch vom Judenstandpunkt aus gesehen — geradezu Ängstliches." — In einem späteren Brief unterstreicht er diese Ansicht noch stärker: „Liest man die Badeliste durch, so findet man, daß bis auf Australien, Uruguay, Buenos Aires und Kapstadt alle Länder und Nationen hier vertreten sind; bei näherer Untersuchung (glücklicherweise nur der Namen) findet man aber freilich, daß sie alle gleichmäßig aus Jerusalem stammen und sich God save the Queen und Yankee doodle nur vorspielen lassen, um auf diese Weise fremde Nationalität zu heucheln. Die Juden können froh sein, daß Leute wie Ahlwardt und Paasche den Antisemitismus in die Hand genommen haben. Die eigentlichen antisemitischen Prediger sind sie selbst. Die Phrase vom unterdrückten Volk existiert immer noch. Dabei lassen sie aber alle Welt nach ihrer Pfeife tanzen, und selbst die Kaftan-Juden mit ihren Hängelocken, die hier Weg und Steg unsicher machen, tragen etwas von Trotz und Übermut zur Schau." — Zwei Jahre später stellt er, ebenfalls in einem Briefe an die Tochter, mit bitterer Resignation fest, daß die Verjüdelung rapid wachse: „Von dem Augenblick, wo man sich's klar gemacht haben wird, ja, hier wohnen eigentlich lauter Juden — von dem Augenblick an wird sich das christliche Gemüt beruhigt haben; der Spieß hat sich dann bloß umgedreht und wir sind nur noch Gäste."

Inzwischen ist es nun beinahe dahin gekommen, daß wir nur noch die Gäste sind und der Jude sich als der Herr im Hause aufspielt. Der Verschmelzungsidee, die heute wieder von gutgläubigen Ideologen wie Constantin Brunner und Johannes Müller am durchaus falschen Ende angefaßt wird, stand der greise Fontane sehr skeptisch gegenüber. Es sei, meinte er, im Grunde doch besser, daß Jude bei Jude und Christ bei Christ bleibe. K. Schm.

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

Offener Brief an Herrn Dr. Börries, Freiherrn von Münchhausen zur Erwiderung auf die im Oktoberheft des „Türmers" (Jahrg. 1919) unter obigem Titel veröffentlichte Ausführung

Hochgeehrter Herr!

Ihre Veröffentlichung über „Gnade und Gerechtigkeit" im Oktoberheft des „Türmer" ist nicht nur deswegen besonderer Beachtung wert, weil die von Ihnen geäußerten Gedanken von weiten Kreisen geteilt werden, sondern auch darum, weil dieselben in ansprechender Klarheit, in logisch präzisierter Form, sowie auch mit deutlich spürbarem religiösem Interesse vorgetragen sind. Da sie mir als eine sympathische Einladung zur öffentlichen Besprechung des von Ihnen berührten Problems erscheinen, bitte ich um die Erlaubnis, mich in der Form eines offenen Briefes an Sie wenden zu dürfen. Den Kern Ihrer Darlegungen bilden zwe iGedanken. Sie führen erstens aus, daß der religiöse Begriff der Gnade mit dem strengen Begriff der Gerechtigkeit unvereinbar und darum hinfällig sei, um dann zweitens zu sagen, daß die in der Lehre vom Opfertod Christi behauptete Schuldübertragung von den Schuldigen auf den Unschuldigen, sowie die Verdienstübertragung von dem Gerechten auf die Ungerechten gegen den Gottesbegriff verstoße.

Der letzten Behauptung stimme ich sachlich zu. Auch ich halte die von Ihnen bekämpfte Genugtuungslehre für unhaltbar. Aber ich bin nicht der Meinung, daß mit der Unhaltbarkeit einer Lehrformulierung die ganze Kirchenlehre, sowie auch deren Wahrheitskern widerlegt sei. Durch eine formale Kritik wird nur die äußere Aufmachung, die Formulierung einer Lehre, zurückgewiesen. Der Wahrheitskern, das eigentliche Motiv kann nur durch eine sachliche Kritik getroffen werden.

Ganz anders verhält es sich mit Ihrer Aufstellung über das Verhältnis der Begriffe Gerechtigkeit und Gnade. Hier stehen sich unsere Ansichten in sachlicher Hinsicht schroff gegenüber. Ihrer Anschauung, daß der religiöse Begriff der Gnade den Begriff der Gerechtigkeit aufhebe, stelle ich den Satz gegenüber, daß beide Begriffe eng zusammengehören, daß es keine Gerechtigkeit gibt und geben kann, ohne das Walten der Gnade. Und ich bin sogar so optimistisch, die Hoffnung zu hegen, daß es gelingen könnte, Sie davon zu überzeugen.

Ihr Beweisverfahren ist ein begrifflich-dialektisches. So muß auch ich mich desselben bedienen. Ich billige durchaus, daß Sie zuerst den Begriff der Gerechtigkeit festzustellen versuchen, ehe Sie ihn in bezug auf seine Vereinbarkeit mit dem Begriff der Gnade prüfen. Vollkommen einverstanden bin ich ferner mit Ihnen, wenn Sie den religiösen Begriff der Gerechtigkeit, also der Gerechtigkeit Gottes, zu erreichen trachten, indem Sie die denkbar höchste Vorstellung menschlicher Gerechtigkeit aufsuchen. Sie stellen mit Recht die Forderung, daß eine gerechte

Digitized by Google

Beurteilung einer Handlung alle etwaigen Milderungs- oder Erschwerungsgründe, wie Jugend, Vererbung, Verführung, hohe oder geringe Bildung usw. nach Möglichkeit berücksichtigen müsse. Dennoch aber kann ich die Definition, zu der Sie für den Begriff der Gerechtigkeit gelangen, nicht billigen. Sie kommen zu dem Ergebnis: Gerechtigkeit in strafrechtlichem Sinne liegt vor, wenn die Sühne der Schuld entspricht, oder anders ausgedrückt, wenn es dem Richter gelungen ist, die Straftat und die Schuldsühne in das Verhältnis der Äquivalenz zu bringen, wie dies bei den zwei Seiten einer mathematischen Gleichung der Fall sei.

Es macht mir den Eindruck, Sie selbst sind sich bewußt, daß mit diesem Satz Ihre Ausführungen stehen und fallen. Freilich ist das angewandte Schema der von Ihnen gefundenen mathematischen Gleichung nur ein Bild, aber ich bin der Meinung, daß es ein unglückliches und irreführendes sei. Für die Geldschuld ließe sich die Gleichung aufstellen; denn hier ist die Schuldabtragung eine vollkommene Aufhebung der eingegangenen Schuld, vorausgesetzt, daß die Schuldeingehung durch Einverständnis beider Teile zustande kam. In diesem Fall ist es ein und dieselbe Größe, um die es sich bei Schuldeingehung und Schuldabtragung handelt. Ganz anders aber als auf dem wirtschaftlichen Wertgebiet liegt es auf dem strafrechtlichen. Durch die Schuldsühne wird niemals und nirgends die Schuld vollkommen aufgehoben, so daß der Kränkende und Gekränkte gegeneinander quitt werden. Der Schmerz, den ich etwa erleide, wenn mir jemand versehentlich auf den Fuß getreten hat, wird durch die nachfolgende Entschuldigung keineswegs aufgehoben: also treten auch Schmerz und Entschuldigung nicht in das Verhältnis der Äquivalenz. Und wenn mir jemand in vorsätzlicher Bosheit ein Unrecht zugefügt hat, so bleibt neben dem etwaigen körperlichen Schmerz auch noch die seelische Kränkung als ein unausgeglichener Rest. Eine Gleichung besteht hier nicht. Wohl aber könnte ein anderes mathematisches Schema herangezogen werden, nämlich das der Proportion. Das Gerechtigkeitsgefühl verlangt, daß einer schweren Straftat eine große und einer leichteren eine geringere Sühnetat entspreche. Schuld und Sühne lassen sich nicht arithmetisch gleichsetzen, sondern nur in ein Verhältnis zueinander bringen. Und das Gerechtigkeitsgefühl erheischt nur, daß zwischen Straftat und Sühnetat Proportionalität hergestellt werde. Es ist zweifellos, daß nur Größenbestimmungen, nicht aber Qualitätsbestimmungen einander gleichgesetzt werden können. Der Begriff der Qualität läßt nicht zu, zwei unterscheidbare Qualitäten in das Verhältnis der Gleichsetzung zu bringen.

Möglicherweise finden Sie, daß ich mich bei dem in Ihrer Beweisführung gewählten arithmetischen Vergleich zu lange aufgehalten habe. Und es könnte vielleicht auch dem so sein. So lasse ich denn diesen Einwand gegen Ihre Gerechtigkeitsbestimmung beiseite und gehe zu einem andern über, der auch dann noch bestehen bleibt, wenn Sie dem ersteren nicht zuzustimmen vermögen.

Die Erklärung, daß Gerechtigkeit erreicht oder verwirklicht sei, wenn Vergehung und Sühne in das Verhältnis der Gleichsetzung gebracht sind, leidet noch weiter an einer Unklarheit, die darin liegt, daß unbestimmt blieb, wessen Gerechtigkeit durch die Gleichheit der beiden Faktore erreicht werde, ob die des Richtenden oder des Verurteilten. Ich höre Sie lebhaft und fast unwillig einwenden: „Doch unzweifelhaft nur die des Richters.“ Denn das menschliche Gerichtsverfahren sei doch hier nur deswegen herangezogen, um die göttliche Richtertätigkeit durch die Vergleichung mit der menschlichen zu beleuchten und klarzulegen. Ich nehme diese Einrede zwar hin; dennoch aber kann ich Ihnen den Triumph nicht lassen, daß Sie durch diese Entgegnung dem Vorwurf der Unklarheit Ihrer Definition entgehen. So muß ich denn zeigen, daß die Unterlassung der obigen Unterscheidung zwischen der Gerechtigkeit des Richters und des Gerichteten sich bitter an Ihnen gerächt hat: Denn dadurch hauptsächlich ist es gekommen, daß Ihnen kein Platz für das Walten der Gnade mehr übrig blieb.

Es ist wahr, daß durch eine möglichst vollkommene Annäherung an das richtige Verhältnis von Straftat und Sühnetat die vom Richter geforderte Gerechtigkeit erreicht wird.

Digitized by Google

Aber nicht auch die des Gerichteten. Auch die vollkommenste Sühneverrichtung bewirkt niemals eine Schuldaufhebung. Die Abtragung der Geldschuld, wie wir oben sahen, bewegt sich auf dem Boden der Kommensurabilität, erstens weil nur eine Größenbestimmung und keine Qualitätsbestimmung in Betracht kommt, und zweitens weil beide Parteien in freiwilliger Übereinkunft handelten. Hier gilt die von Ihnen behauptete in der obigen Gleichung ausgedrückte Äquivalenz. Aber bei der Sühneleistung bleibt, wie sich ergeben hat, ein beträchtlicher unausgeglichener Rest. Dieser Rest ist ein doppelter. Unausgeglichen bleibt auf Seite des Geschädigten die seelische Erregung, die mit jeder Kränkung verbunden ist, und auf Seite des Kränkenden die zur Tat führende böse Gesinnung, die zwar in eine gute verwandelt werden, aber in ihrer einmaligen Wirklichkeit nicht ungeschehen gemacht werden kann. Beide Reste werden durch die vollkommenste Schuldsühneleistung nicht ungeschehen gemacht und aus dem Reiche der Wirklichkeit gestrichen. Der Sühneheischende muß hinwegsehen über das ihm Widerfahrene; der Sühnegebende muß dieses Hinwegsehen annehmen als etwas ihm wider Verdienst Geleistetes. Findet aber bei einer jeden Schuldsühne ein Hinwegsehen über erlittenes Unrecht und ein Annehmen dieses Hinwegsehens oder Verzeihens statt, so öffnet sich bei der menschlichen Unvollkommenheit für das Verzeihen, für die Gnade ein geradezu unendliches Feld. Vielleicht möchte jemand einwenden, daß man nur das *menschliche* Hinwegsehen über die Schuld Verzeihung nennen und den Ausdruck Gnade dem göttlichen Verhalten gegen die Schuld vorbehalten sollte. Darüber möchte ich nicht streiten, um nicht in einen Wortstreit zu geraten. Aber die Vergleichbarkeit und Verwandtschaft der menschlichen Verzeihung und der göttlichen Schuldvergebung, welche die religiöse Sprache nun einmal Gnade zu nennen pflegt, wird niemand leugnen. Wenn aber kein menschliches Gemeinschaftswesen ohne gegenseitige Verzeihung, ohne das Übergehen und Übersehen der Schuld möglich ist, wie sollte da ein Leben vor Gott für einen Gottesgläubigen ohne Verzeihung bestehen? Ist nicht unsere Schuld vor Gott zum wenigsten gleich der Schuldsumme aller unserer Verfehlungen gegen die Hunderte, die wir, sei es in leichten Versehen oder in schweren Verletzungen, sei es unabsichtlich und unwissentlich oder vorsätzlich und wissentlich, gekränkt haben?

Diese Gedankenreihe führt uns nun aber von der äußeren juridisch-forensischen Betrachtungsweise des Schuld- und Sühnebegriffs zu einer innerlichen und ethischen. Sie haben in Ihrem methodisch unanfechtbaren Bemühen, den Begriff der göttlichen Gerechtigkeit durch Vergleichung mit menschlicher Gerechtigkeitsübung klarzustellen, das Unglück gehabt, von einem sehr ungünstigen, weil äußerlichen Gebiet auszugehen. Denn das richterliche Strafverfahren zeigt uns den Prozeß, der im Streben nach Gerechtigkeit und Sittlichkeit sich vollzieht, und damit auch die Begriffe der Schuld und Sühne nur von ihrer Außenseite. Das Strafrechtsverfahren, welches nicht nur die Willkür, sondern auch den Schein und den Vorwurf der Willkür ausschließen soll, muß sich auf die Forderung der Sühne*leistung* beschränken. Die Forderung der Sühne*gesinnung* kann der Strafrichter nicht erheben. Er muß dabei stehen bleiben, daß die Sühneverrichtung als Ausdruck der Sühnegesinnung in die Erscheinung trete. Die Sühnetat ist ihrem innersten Wesen nach nichts als ein symbolischer Ausdruck dafür, daß der schuldig Gewordene sich der Verkehrtheit seiner Willensrichtung bewußt geworden ist und nunmehr bereit sei, durch Willensänderung und Gesinnungsumkehr in ein neues sittliches Verhältnis zu dem gekränkten Einzelmenschen sowie zu dem in ihm mitgekränkten Gemeinschaftswesen zu treten. Von diesem innersten Wesen der Sühne ist bezeichnenderweise in Ihrer ganzen Darlegung und Beweisführung nicht die Rede, weil Sie, durch Ihr Beispiel verleitet, nur die Außenseite betrachteten. Der von mir erhobene Vorwurf der Undeutlichkeit findet seine klarste Bestätigung in dem, was Sie über das landesfürstliche Begnadigungsrecht sagen. Sie machen über diesen Begriff, in welchem, beiläufig gesagt, die beiden streitigen Ideen der Gnade und Gerechtigkeit friedlich vereinigt erscheinen, die sehr feine und zutreffende Bemerkung, daß die landesfürstliche Entscheidung die Möglichkeit biete,

Digitized by Google

eine etwaige Härte des zwischen Gesetzesparagraphen eingezwängten und daher in gewisser Weise unfrei handelnden Richters auszugleichen, und daß dann die sogenannte Gnade nichts anderes sei, als eine Verfeinerung und Vervollkommnung der dem Richter gestellten Aufgabe der Gerechtigkeit. Ihre Darlegung begeht aber den Fehler, daß sie diese unleugbare Möglichkeit als die einzige und ausschließliche setzt. Dadurch gelangen Sie zu dem Schluß, daß Gnade, die nicht eine Rechtsverfeinerung und Vervollkommnung darstellt, eine Gerechtigkeitsverleugnung und -Aufhebung sei, und daß mithin Gnade und Gerechtigkeit sich auch im Gottesbegriff widerstreiten. Demgegenüber stelle ich die Frage: wie sollte es beweisbar sein, daß dem landesfürstlichen Begnadigungsrecht nicht auch die Tendenz zugrunde liege, bei der äußersten Strafe, die es gibt, und der keine andere mehr folgen kann, nämlich der Strafe der Lebensberaubung, der aufrichtigen Reue Strafmilderung und teilweise Verzeihung zu gewähren? Das aber wäre ein Walten der Gnade neben und über dem Walten der Gerechtigkeit. Um mir in dieser Darlegung beistimmen zu können, müßten Sie sich allerdings eine solche Tat von todeswürdiger Vergehung denken, bei welcher alle in objektiven Tatbeständen liegenden Milderungsgründe ausgeschlossen wären, und bei welcher nur aufrichtige Reuegesinnung Anlaß zur Milde und Strafminderung böte. Auch hier rächte sich, daß Sie die Betrachtung der Innenseite unterließen und nirgends etwa das sittliche Verkehrsleben oder die Erziehungstätigkeit als Vergleichungsgebiete heranzogen. Die Analyse des seelischen Prozesses, der aller Betätigung des Sittlichen zugrunde liegt, enthüllt uns diese Innenseite und ich meine, daß ohne die Durchführung einer solchen Untersuchung keine Aussicht bestehe, die Begriffe der Schuld und Sühne, der Gerechtigkeit und Gnade zu einiger Klarheit zu erheben. Begreiflicherweise kann an diesem Ort eine ausführliche Darlegung dieser Art nicht geboten werden. Es sei aber gestattet, den Gang zu bezeichnen, den sie etwa einschlagen müßte. Den Ausgangspunkt bilde der Begriff der Schuld. Denn ohne Schuld kein Schuldbewußtsein, ohne Schuldbewußtsein keine Sühne. Darum wäre die erste Frage: wie kommt das Schuldbewußtsein zustande? Das erste Erfordernis für das Auftreten des Schuldbewußtseins ist ein gebietender Wille, ein forderndes Gesetz. Dieser Gesetzgeberwille muß mit dem Anspruch seiner Allgemeingültigkeit, seiner Sittlichkeit auftreten, mit der Behauptung, daß das geforderte Tatverhalten der Gesamtheit dienlich sei. Zu diesem gebietenden Willen, den die naiv instinktive Gesetzgebung in der Sitte und die bewußte Gesetzgebung in der sittlichen Satzung ausspricht, muß aber ein anerkennender Wille, eine Zustimmung zu jener Forderung hinzutreten. Ohne diese zustimmende Anerkennung würde der Gesetzeswille als ein willkürlicher Eingriff in die Ichsphäre erscheinen müssen und zu einer zyklopenhaften Auflehnung gegen das Gesetz herausfordern. Der zur Entstehung des Schuldbewußtseins notwendige Zustimmungsakt vollzieht sich aber keineswegs auf Grund einer klaren und deutlichen Einsicht in die Zweckdienlichkeit und Sittlichkeit des geforderten Tatverhaltens. Er ist nur möglich dadurch, daß der Mensch sich in dunkelm Gefühl als ein sollendes verpflichtetes Wesen empfindet. Diese Fähigkeit, einen von außen an das Ich herantretenden fordernden Willen als verpflichtenden anzuerkennen, ist aber gegeben in der Anlage des Gewissens. Die Urtatsache in dem großen Knäuel der Gewissenserscheinungen, die in den verschiedensten Graden der Bewußtseinsdeutlichkeit auftreten, besteht in dem dunkeln und unterbewußten Gefühl des Verpflichtetseins. Das schuldige Gewissen ist eine sekundäre Erscheinung und setzt das anerkennende und verpflichtende Gewissen als Grundlage voraus. Darum erweist sich das Schuldbewußtsein als ein innerer Zwiespalt im Ich, welches in seinem sittlichen Bewußtsein die Verpflichtung zwar anerkennt, aber im Ichwillen durch sein Tatverhalten ihr widerstrebt. Dieser Bewußtseinszwiespalt ist die markanteste aller psychischen Erscheinungen, weswegen auch irrtümlich die Gewissensreue als die Totalität der Gewissenswirksamkeit genommen wird. Das Eigentümliche des Zwiespalts besteht in dem Druck, den er auszuüben vermag und der so mächtig werden kann, daß er das Ich zu zersprengen und zu vernichten

Digitized by Google

droht, wie dies der Meister der Seelenkunde und seelischen Darstellung in seinem Richard III. gezeigt hat. Die Seele wird zum Kampfplatz der sich untereinander verklagenden und verteidigenden Gedanken. Dem sich entschuldigenden Ich stellt sich ein verklagendes und verdammendes gegenüber, und dieses tritt im Ton richterlicher Sicherheit und Gewißheit auf. Und die stetige Erneuerung des Prozesses beweist, daß die Entlastungsgedanken als nichtiges Advokatengeschwätz erachtet werden und nichts gegen die Anklage vermögen. In keinem anderen seelischen Zwiespalt sind die Rollen so ungleich verteilt. Ist danach das Schuldbewußtsein ein Bewußtseinszwiespalt, so kann auch die Sühne nur in einer Aufhebung dieses Bewußtseinszwiespalts bestehen. Die Sühnetat ist nur die Außenseite, die auch erheuchelt und daher sittlich wertlos sein kann. Ihrem inneren Wesen nach ist die Sühne Gesinnungsumkehr, die Abwendung von der verkehrten und Hinwendung zur sittlichen Willensrichtung. Die Gesinnungsumkehr — ich vermeide absichtlich den Ausdruck der Reue und der Buße, da der erstere im herkömmlichen Sprachgebrauch zu stark nach der Gefühlsseite der Zerknirschung und der letztere nach der Willensseite der Wiedergutmachung umgebogen ist. — Die Sühne ist aber so wenig eine Wiedergutmachung oder Aufhebung der Schuld, daß sie vielmehr ein Geständnis der Vergehung einschließen muß. Das einmal Geschehene läßt sich nicht ungeschehen machen, und die in der Schuldtat offenbar gewordene sittliche Schwäche und Unzulänglichkeit läßt sich durch keine Sühne oder Wiedergutmachung aufheben. Somit schließt die Sühne von ihrer Innenseite betrachtet neben dem Schuldgeständnis auch den Willen zur Gesinnungsumkehr ein. Jede bloß äußerliche Sühnetat ohne Gesinnungsänderung ist ethisch wertlos. Der Umstand, daß trotz aller Niederlagen, Vergehungen und Verschuldungen immer wieder von neuem eine Versöhnung und Hinwendung zu dem verleugneten und verletzten Gesetzeswillen erfolgen kann, setzt den gebietenden Gesetzgeberwillen als einen verzeihenden, schuldvergebenden, gnadeübenden voraus. Die Forderung der Sühne ruht auf dem Begriff der Gerechtigkeit; die Sühneleistung auf dem Begriff der Gnade. Somit widersprechen sich Gerechtigkeit und Gnade nicht, sondern verflechten sich vielmehr so eng, daß das ständig sich erneuernde Gerechtigkeitsstreben das Erleben der Gnade voraussetzt. Somit ist Gnade nicht gerechtigkeitswidrige Willkür und Laune, die einen Ungerechten für gerecht nimmt und erklärt, sondern sie ist die Überwindung des notwendigen und daher tragischen Abstandes zwischen der Forderung des Sittengesetzes und der Leistung des Handelnden. Mit Willkür hat die Überwindung dieser Kluft nichts zu schaffen, weil sie gesetzmäßig bedingt ist. Ihre Bedingung ist die Reinheit des auf das Gute gerichteten Willens, welcher auch noch dem Schächer am Kreuz das Heil verbürgt.

Es sei zum Schluß noch gestattet, am Beispiel einiger religiösen Heroen zu zeigen, daß die Erfahrung der Gnade das stärkste und tiefste Erlebnis des religiösen Empfindens ist. Das enthüllt sich uns nicht an einem solchen Lebensgang, der ein möglichst ebenmäßiges Fortschreiten ohne starke Leidenschaften und Abirrungen aufweist, sondern vielmehr am Entwicklungsprozeß der großen Naturen, bei denen es zu einem durchschlagenden und gewaltsamen Bruch mit der Vergangenheit kam, wie bei Paulus, Augustinus, Franziskus und Luther.

Das Umkehrerlebnis ist es, das den fanatischen gesetzeseifrigen Pharisäer zum Heidenapostel machte, der den Gesetzesstolz und die Werkgerechtigkeit des Judentums zerbricht und den christlichen Glauben zur Universalreligion macht und ihm die Pforten zu den Weltvölkern auftut. Das Umkehrerlebnis ist es, das den schwankenden, irregegangenen, zweifelnden, afrikanischen Rhetor umschuf zum Verfechter der Katholizität und zum Verkündiger der objektivsten Gemeinschaftsform, die es geben kann, der civitas Dei, des Gottesstaates. So wird aus dem der Sinnenlust ergebenen Kaufmannssohn von Assisi der seligkeitstrunkene Mystiker, der die froheste Gottesminne mit der strengsten Askese vereinigt und in der Tiefe seines Allgefühls in der Reinheit seines Heiligungsstrebens und in der Glut seines Mitleids seine Kraft bis zu den Grenzen des menschlichen Könnens steigert. Und so wurde auch aus dem ver-

Digitized by Google

zagten und abgehärmten Erfurter Klostermönch, den der Druck der Schuld in Verzweiflung auf den Boden seiner Zelle ausgestreckt hat, der siegesfrohe Held, der in der stärksten Gewißheit die nur das Gewissen verleiht, einer Welt von Feinden entgegentritt.

Dieses Umkehrerlebnis, dessen stärkstes Moment das Erleben der Gnade ist, vollzieht sich in drei Stufen. Zunächst wird von dem heroisch strebenden Willen die unendliche Erhabenheit und Heiligkeit des göttlichen Willens im erkennenden Gewissen geahnt. Darauf wird der aus der Vergleichung sich ergebende Abstand im Gefühl der Schuld und Verwerfung empfunden. Und endlich wird in der sich immer wieder erneuernden Hinwendung des endlichen Willens an den unendlichen die Ausgleichung des Abstands im Gefühl der Befreiung, Erlösung, Begnadigung erfahren. Dem Worte Jesu, daß im Himmel mehr Freude sein wird über *einen* Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, stimmt auch der Dichter, der sich selbst „das Weltkind" genannt hat, in einer seiner tiefsten Balladen bei:

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor . . .

Damit mündet nun unsere Betrachtung, die bisher eine psychologisch-ethische war, in eine erkenntnis-theoretisch-metaphysische ein. Nicht das sittliche Tatverhalten ist das Sittlichkeitsziel, sondern die sittliche Gesinnung, als Übereinstimmung des endlichen Willens mit dem Unendlichen. Nicht das Sittlichsein ist das vom Menschen Geforderte, sondern das Sittlichwerden. Der Gegensatz von Sittlichsein und Sittlichwerden führt uns aber zurück zu dem großen Gegensatz, der schon am Eingang der abendländischen Geistesentwicklung in der Gegenüberstellung der eleatischen und heraklitischen Gedankenrichtung sich auftat. Der kühnen eleatischen Gedankenforderung: Es gibt keine Erkenntnis ohne ein beharrendes Sein, steht die heraklitische Feststellung gegenüber: die Wirklichkeit weist nichts Beharrendes auf. Wie soll Wirklichkeitserkenntnis zustande kommen, wenn sie ohne ein Beharrendes nicht möglich ist und wenn die Wirklichkeitswelt nichts Beharrendes zeigt? Dies ist die Tragik des Denkens. Neben die Tragik des Denkens tritt die Tragik des Wollens, die darin besteht, daß *notwendig* der Wille hinter der Forderung zurückbleibt.

Wie Platon die theoretische Tragik zu lösen versucht durch die Annahme einer beharrenden Überwelt, an welcher die vergängliche Scheinwelt der Wirklichkeit gemessen und erkannt wird, so überwindet die Idee der Gnade, in der das christliche Gedankensystem gipfelt, die Tragik des Wollens durch den Glauben, daß der unendliche Wille den endlichen zu sich emporhebt und heiligt. So treten Gerechtigkeit und Gnade im Begriff des Unendlichen letzten Endes zusammen.

Mit diesem hier freilich unbewiesenen Satz möchte ich meine Ausführungen schließen. Die Begründung desselben würde ich gerne vorbehaltlich der Zustimmung der Schriftleitung in einer späteren Darlegung folgen lassen, um im Anschluß daran zu zeigen, wie ich Ihre Einwände gegen die Lehre vom Opfertod Christi formal zwar durchaus teile, jedoch in dem Kern der Lehre, der Anschauung vom stellvertretenden Leiden einen Kardinalpunkt sowohl des religiös-sittlichen Einzellebens, wie auch der Gesamtentwicklung erblicke.

Es wäre aufs wärmste zu begrüßen, wenn religiöse und sittliche Fragen des öfteren in dieser Weise Besprechung fänden, zumal wenn es mit der freimütigen Klarheit geschieht, welche Ihre Ausführungen bekunden.

Nehmen Sie die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung

Karlsruhe, im November 1919. **Prof. Dr. Weckesser**

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Die Welt Theodor Fontanes

Zum 100. Geburtstage Th. Fontanes

Theodor Fontane ist tot. Seit mehr als zwanzig Jahren liegt der alte Herr mit den scharfen blauen Augen und dem buschigen weißen Schnurrbart nun schon auf dem kleinen Kirchhof der Refugiés, weit draußen im Norden Berlins, unter den Fabrikschloten der Borsigwerke, noch ein gutes Stück hinter der Invalidenstraße, wo Stine wohnte und die Witwe Pittelkow, Fontanischen Angedenkens; liegt und freut sich der endlich errungenen Sicherheit, „daß um neun Uhr alles aus ist!“ — wie ihn sein alter Freund Louis Schneider in allen Widerwärtigkeiten seines an Widerwärtigkeiten reichen Lebens zu trösten pflegte ...

Theodor Fontanes Welt ist tot — oder schlummert sie nur? — Nicht mehr tritt der Posten am Schloß ins Gewehr, wenn die Prinzen vorüberfahren; die „Köckeritze und Lüderitze, die Bredows und die Itzenplitze“ strahlen in gedämpftem Glanze; und die Pasewalker Kürassiere und Zietenhusaren sind nicht mehr so unbedingt wie einst „das Schönste auf der Welt“. Auch die Alten Fritz-Grenadiere, die so viel schon sahen, schauen verwundert von ihrem Sockel Unter den Linden in die verwandelte Welt.

Wer möchte den alten Fontane zurückrufen? — Uns aber liegt es heute, an seinem 100. Geburtstage, doppelt am Herzen, seine Welt vor uns auferstehen zu lassen — jene Welt, die er halb schuf und halb spiegelte als ein „schaffender Spiegel“, wie man ihn nur im Märchen oder im Hirnkasten des Künstlers findet. Denn einen bittersüßen Reiz hat heute für uns ein solches Vorhaben. (Soeben ist eine von ähnlichem Streben geleitete, verständnisvoll wertende und glücklich zusammenfassende, wenn auch im einzelnen nicht erschöpfende Biographie des Dichters: „Th. Fontane“. Von Conrad Wandrey. C. H. Beck, Verlag, München 1919, erschienen.) Als er seine Bilder darstellte, da lockten sie durch den farbigen Abglanz der Wirklichkeit. „Gott, wie interessant! und man kennt ja alle Straßennamen!“ lobte die Frau Professor den unwilligen Fontane am Strande der Nordsee. Heut aber grüßt man in seinen Büchern eine versunkene Welt — so grüßt Vineta herauf vom Grunde des Meeres —, gegen deren Schwächen und Makel dies scharfe Auge durchaus nicht blind war; die er aber doch liebte mit aller verborgenen Glut seines preußischen Gascognerherzens.

Wie sah Theodor Fontanes Welt aus? und was für Menschen lebten in ihr?

Eigentlich waren es zwei Planeten, auf denen er lebte. Auf dem einen zucken die Blitze durch nachtschwarze Wolken, da ist Blut und Mord, Tod und Verhängnis, Douglas und Maria Stuart; es ist die Welt der schottischen Balladen, die der junge Fontane an jenem Tage entdeckte, als er zum erstenmal Percys Buch las, und die dann Jahre hindurch sein Dichten beherrschte, wann immer er der Tagesfron des Zeitungsschreibers entschlüpfte. Nicht an diese Welt denken wir heute zunächst, wenn wir von Fontane sprechen. Der andere Planet sieht anders aus. Viel vertrauter, alltäglicher, nüchterner, kühler; fast wie die Mark; noch mehr — wie Berlin.

Digitized by Google

Berlin, viel bewundert und viel gescholten. Ein scharfsinniger „Beobachter an der Spree" hat einmal dies ganze Berlin, wie es sich den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts darbot, als „Fontanopolis" geschildert, mit Fontaneschen Gestalten bevölkert. Es verlohnt sich, für ein Weilchen in seine Fußtapfen zu treten. Wie Gottes Sonne über Gerechten und Ungerechten, so strahlt dieses Dichters Kunst über allen Kreisen und allen Ständen, mit wahrhaft überpolitischer Parteilosigkeit: das zeigt diese Wanderung durch das Berlin Theodor Fontanes. NW, Kronprinzenufer; altmodische, vornehme Häuser; Adel in reinster Ausprägung als Bewohner: da wohnt der letzte Freund und Siegelbewahrer Fontanischer Altersweisheit, der ebenbürtige Gefährte des alten Stechlin, Graf Barby, mit seinen beiden Töchtern, der etwas blassen Armgard und der bezaubernden Melusine, die vom Kronprinzenufer, wo das Wasser flutet und das Abendrot den Lokomotivenrauch der Stadtbahnzüge durchglüht, ein wenig spöttisch herabsieht auf die eingeengte Lennéstraßenwelt der Standesgenossen. Nicht eben weit davon, im alten Westen, der damals noch der neue hieß, liegt in der Keithstraße das Haus (es ist eben fertig geworden, aber man bezieht es doch, obwohl „ein Geheimrat kein Trockenwohner ist!"), darin Fontanes Lieblingskind, die schuldlos schuldige Effi mit ihrem Gatten, dem untadelhaft kühlen Innstetten, wohnt — wie ist dort alles „herrschaftlich" und korrekt, vom Vorgarten bis zum schmiedeeisernen Gitter! Und selbst Johanna, das Stubenmädchen, brüstet sich in ihrer „Büstenplastik" in dem Bewußtsein, in einem vornehmen Hause zu dienen. Um die Ecke geht's nach der Landgrafenstraße, wo sich Botho Rienäcker, der Dragonerleutnant, mit seiner „etwas dalbrigen", aber begüterten jungen Frau unter Teppichen und vielen Spiegeln das Nest gebaut hat, behaglich für Wirt und Gäste und für jedermann — nur nicht für die arme Lene, die von der Kurfürstenstraße her täglich dort vorbei muß und trotz all ihrer Tapferkeit zittert, dem Liebsten von einst zu begegnen. — Aber der Westen hat viele Schattierungen. SW, Großgörschenstraße, mit der bekannten „wundervollen Aussicht", vorn auf den Matthäikirchhof, hinten auf die Bonbonfabrik; drei Zimmer mit Ripssofa und Häkeldeckchen, aber auch den vielverehrten, wenn auch verblaßten Bildnissen militärischer Ahnherren. Dort haust der „arme Adel in Reinkultur", die verwitwete Majorin von Poggenpuhl mit ihren drei tapferen Töchtern, bei denen es zwar „man knapp" hergeht, — aber auf ihren Adel halten sie was ... Und Manon, die Jüngste, erregt den Unwillen der „vornehmen" Schwester, weil sie durchaus nicht von ihrer Freundschaft mit den Bartensteins lassen will. — Jetzt aber — ist's noch dieselbe Stadt? SO, Köpenickerstraße: Villa im Grünen, mit Springbrunnen und Kakadu, Flügeltüren und „Lüster"; ist der Kommerzienrat Treibel auch nicht viel andres als ein Berliner Blaufabrikant, so weiß seine Gattin Jenny im violetten Seidenkleid mit breiten Spitzen den Sinn fürs Poetische mit dem Sinne fürs Materielle innig zu vereinen. Der unbegüterten Schwiegertochter setzt sie schärfsten Widerstand entgegen; aber aus dem Gartensalon klingt in schmelzenden Tönen ihr Lieblingslied: „Wo sich Herz zum Herzen find't ..." Das ist die „Mutter Bourgeoise", wie Fontane sie in näherer und fernerer Umgebung studiert und mit herzlichster Abneigung begleitet hat. „Ein Stück Brot ist nie Sechserwirtschaft, ein Stück Brot ist ein Höchstes, ist Leben und Poesie. Ein Gänsebratendiner aber mit Zeltinger und Baiser-Torte, wenn die Wirtin dabei strahlt und sich einbildet, mich der Alltäglichkeit meines Daseins auf zwei Stunden entrissen zu haben, ist sechserhaft in sich ... Der Bourgeois versteht nicht zu geben ... er ‚rettet' immer und man verschreibt sich ihm auf eine Schrippe hin für Zeit und Ewigkeit." So drücken die „Briefe" diese seine Lieblingserkenntnis vom Wesen des Bourgeois aus, die, häufig in seinen Büchern wiederkehrend (man denke z. B. auch an die „Geschichte vom kleinen Ei"), in Frau Jenny Treibel aus der Köpenickerstraße ihre rundeste und lebendigste Gestaltung gefunden hat. Um diese Karikatur des Bürgertums noch eindringlicher herauszuheben, wird ihm nun das wahre und eigentliche Bürgertum entgegengestellt — auch dies aber beileibe nicht verherrlicht, sondern anscheinend ebenso kühl und spottlustig, wenn auch vielleicht mit etwas mehr heimlicher Anteilnahme und innerer Nähe angeschaut. Als die Frau Kommerzien-

Digitized by Google

rätin noch nicht im Glanze ihrer Villa strahlte, sondern als kleines Mädchen im Laden ihres Vaters große und kleine Tüten klebte, da wohnte sie in der Adlerstraße, gleich an der Kurstraße, nicht weit vom Spittelmarkt; und dort lebt noch heute der Professor Willibald Schmidt, dem Fontane in seiner gutmütig-spöttischen Überlegenheit und inneren Unabhängigkeit von der Umgebung vielleicht am meisten von seinem eigenen Wesen, wie es köstlich in seiner unfeierlichen Lebensweisheit der Fontane der Briefe spiegelt, mitgegeben hat; mit ihm aber freilich auch die ebenso anmutige wie ehrgeizige Tochter Korinna, die die „reinen Gefühle" gut, aber eine Villa im Grünen eigentlich noch besser findet und langsam erst zu neuer Erkenntnis von äußeren und inneren Werten heranreift.

Jetzt aber versinkt Berlin mit seinem Lärm und Dunst, als wär' es meilenfern. Und doch wandern wir nicht weit. In der Kurfürstenstraße machen wir halt, wo heute Mietshäuser dem Kurfürstendamm gleichzukommen begehren. Aber dazumal gibt's dort noch weite Gärtnereien mit halbverfallenen Wohnhäuschen hinter den Obstbäumen; da gibt's Blühen und Reifen, Flieder und Erdbeeren, Spargel und Stockrosen; und der Mond steigt silbern über dem phantastischen Elefantenhäuschen im „Zoologischen" auf. Dort wohnt die stattliche Frau Dörr, die früher mal mit einem Grafen „gegangen ist", dann aber doch noch mit dem Gärtner Dörr in der Matthäikirche bei Büchseln getraut wurde, „nich bloß Standesamt, da reden sie immer so!" Und bei ihr zur Miete wohnt Mutter Nimptsch, die Waschfrau, mit ihrem Stieglitz und dem Eichkätzchen; mit ihr die tapferste und schlichteste von Fontanes Mädchengestalten, Lene, wortkarg und leidenschaftlich, natürlich und liebesfroh, solange der Sommer glüht, lebenstüchtig und ungebeugt, wenn es verzichten heißt.

Damit sind wir auf unserer Wanderung durch Fontanes Berlin schon beim „Volk" angelangt, das der einstige Apothekerslehrling so gut kennt und zu schildern weiß, wie man es dem Wanderer durch „Fünf Schlösser" und Tischgast des Prinzen Friedrich Karl in Glienicke, dessen halb unglückliche Liebe dem märkischen Adel gehörte, nicht ohne weiteres zugetraut hätte. Und doch können es seine Volksschilderungen mit den Bildern aus der bürgerlichen Gesellschaft und dem Adelsleben mindestens aufnehmen. Freilich — wo sah der „Gebildete" der neunziger Jahre dem „Volk" am schärfsten in die Augen? Wen kannte er am besten von den Angehörigen der arbeitenden Klasse? Den Mann, der ihm die Stiefel putzte, und die Frau, die ihm das Essen kochte. Dienstboten gehören denn nun auch zu den lebendigsten Gestalten der Fontaneschen Welt. Gewiß keine Tendenzfiguren, die das soziale Evangelium predigen; Menschen von Fleisch und Blut, mit Schwächen und Lächerlichkeiten. Und dennoch, so scheint es fast, mit mehr Liebe gezeichnet, als die unbequem näher stehenden Bürgersleute. Es gibt eine ergreifende Äußerung dieses lächelnden Philosophen, der doch alles ganz erbarmungslos ohne Schleier sah (sie steht in seinen Briefen und entstammt einer trüben Stunde seiner letzten Jahre): wenn er stürbe, jeder würde es wohl verschmerzen — die Kinder sind groß und aus dem Hause —, nur das alte Dienstmädchen, das jahrelang Freud' und Leid mit der Herrschaft geteilt hat — das würde sich grämen ... Stöbern wir ein wenig in den Küchen und Wirtschaftsräumen seiner wenn nicht hochadligen, so doch bürgerlich-reputierlichen Häuser. Von den beiden Dienergestalten im „Stechlin", Engelke und Jeserich, wollen wir absehen, weil sie ein wenig allzu schematisch die Lebensanschauungen ihrer Herren spiegeln und ins Licht setzen. Aber da ist eine Gestalt von selbständigstem Eigenwert, die treffliche Witwe Schmolke, die im Hause des gleichfalls verwitweten Oberlehrers Schmidt die Küche beherrscht und den Hausherrn dazu; selbst das eigenwillige Töchterchen läßt sich von ihr die Leviten lesen. Und als die störrische Jungfrau drauf und dran ist, ihr Lebensglück zu verspielen, da ist's wieder die Schmolke, die beim Semmelreiben und Birnenschälen sachte und diplomatisch die verwirrten Fäden wieder „auseinanderdröselt", wie Fontane sagen würde. Nicht an Gescheitheit — denn die Schmolke steckt eigentlich die ganze Gesellschaft in die Tasche, den klugen Professor nicht ausgenommen —, aber doch an Treue ähnelt ihr die brave Friederike, die mit den verarmten Poggen-

Digitized by Google

puhls in den dürftigen Zimmern in der Großgörschenstraße knapp, aber standesgemäß wirtschaftet. „Ich bin froh, daß ich solche Stelle habe; satt wird man ja doch am Ende, un wenn es mitunter knapp is, denn kosten sie bloß und lassen einen alles; aber ich mag denn auch nicht; wenn man das so sieht, da steckt es einen in'n Hals un will nicht runter", denkt sie in ihrem Sinn. Alle aber mögen sich verstecken vor Roswitha. Freilich ist Roswitha nur vom Lande; „kattol'sch" ist sie auch, und das ist schon immer was Unheimliches; und ihre Vergangenheit enthält einen dunklen Moment, als sie damals das Kind bekam und der Vater mit dem glühenden Eisen auf sie los ging, was sie niemals müde wird zu erzählen. Aber als alle Welt Effi Briest, ihre verwöhnte kleine Herrin, verläßt, ihr Mann sie von sich weist, die Eltern ihr die Heimat verschließen und selbst ihr Kind, die wohlerzogene kleine Anni, sich scheu vor ihr zurückzieht, da ist Roswitha die einzige, die zu ihr kommt, „weil sie mal sehen will, ob der gnädigen Frau was fehle und ob sie sie vielleicht brauche; dann wolle sie gleich hier bleiben und beispringen und alles machen und dafür sorgen, daß es der gnädigen Frau wieder gut ginge". Von allen, die Effi einst verwöhnten und umschmeichelten, sind Roswitha die Magd und Rollo der Hund die einzigen, die ihr im Unglück die Treue wahren: es birgt sich — ohne Pathos, ohne Feierlichkeit, wie es Fontanes Art ist — eine ganze Weltanschauung in diesen kleinen Zügen. Fontanes Weltanschauung, der trotz seiner Hoffnungsfreudigkeit doch eigentlich mit dem alten Fritzen der Meinung war, daß die Menschen eine ziemlich meschante Rasse seien. Und die „Gebildeten" am meschantesten. „Die ist uns über!" müssen die beiden Geheimräte Innstetten und Wüllersdorf, auf Roswitha hinblickend, bekennen. Und Fontane bekennt es mit ihnen.

* * *

Die Natur — und trüge sie auch nur Roswithas derbe Züge! — in ihrem Kampfe mit Sitte und Herkommen, die freilich vor den Augen der Welt offenkundigen Sieg davontragen: damit wären wir schon bei einem besonderen Fall des zentralen Problems, das verhüllt oder offen diese ganze bunte Menschenwelt durchströmt. Man hat dieses Problem, wie mir scheint nicht ganz glücklich, in der „Eheschuld" sehen wollen, die ja auch wirklich in den meisten Romanen Fontanes ihre Rolle spielt. Aber auch dies ist nur die eine, sich dem Auge des Gesellschaftskritikers ungesucht darbietende Ausprägung des umfassenderen Problems, das ich mit den Worten kennzeichnen möchte: Menschen untereinander. Nicht das Problem ist in Fontanes Büchern die Hauptsache und nicht die Idee, mag sie auch den großen Namen des Schicksals an der Stirn tragen. Der Mensch ist ihm alles; nicht nur „das Maß aller Dinge", wie dem Sophisten, sondern mehr noch ihre Quelle, ihr Ursprung und zugleich ihr Ziel. In den kleinsten wie in den großen Zügen seiner Büche : und vielleicht liegt in diesem Ineinander von klein und groß der eigentliche Reiz seiner Werke. Schon sahen wir auf unsrer Wanderung durch Fontanes Berlin, wie er die Umgebung seiner Menschen schildern mag; wirklich „Umgebung", die umgibt und beeinflußt wird, und nicht „Milieu", das einkreist und beeinflußt. Wenn die treue Friderike im Wohnzimmer der Poggenpuhls die Preßkohlen im Ofen so kunstvoll pyramidenförmig aufbaut, daß nur ein einziges Streichholz zum Entzünden der Glut notwendig ist, so spiegelt sich in diesem geringfügigsten Zuge die ganze peinlich sparsame Wirtschaft des Hauses; kunstvoller vielleicht, weil scheinbar ungewollter, als wenn im landrätlichen Hause von Kessin das bunte Pappbild des Chinesen die steife, seelenlose und gespenstige Ordnung des Althergebrachten verkörpert. Nun aber bestimmen diese Menschen nicht nur ihre Umgebung, sondern auch bis zu einem gewissen Grade ihr Schicksal durch das Nebeneinander und Miteinander ihrer Temperamente und Charaktere. Alles wird Charakter bei Fontane; und die magische Unentrinnbarkeit des Schicksals, die in seinen reifsten Werken sonderbar anziehend wirkt, ist vielleicht nichts als die allmähliche Verwirklichung des „Gesetzes, nach dem sie angetreten". „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen."

Das Miteinander der Menschen hat als „festes Gesetz und festen Befehl", dessen Geltung auch für den preußisch geschulten Fontane von vornherein nicht außer acht zu lassen ist, die

Digitized by Google

Sitte geschaffen; und so müssen sich denn die Schicksale seiner Helden im Kampfe für und gegen die Sitte entfalten. Ohne daß im Anbeginne ganz deutlich wird, ob der Dichter selbst sich zu den Böcken oder zu den Lämmern gesellt. Schon in der Frühnovelle „Ellernklipp", wo Fontane noch vielfach auf fremden Pfaden wandelt, handelt sich's um eine Menschennatur, die durch ihr bloßes Dasein feste Verhältnisse in Verwirrung bringt — und es mit dem Leben büßen muß. Fast ebenso unfertig und unglaubhaft noch ist das Problem im „Schach von Wuthenow" angefaßt; hier jedoch tritt die Lieblingsneigung Fontanes, dies besondere Schicksal, wie einen Baum aus seiner Wurzel, grabenwegs aus diesem besonderen Charakter hervorsprießen zu lassen, schon klar zutage. Der junge Offizier stirbt von eigener Hand — nicht weil das Leben seine Lockungen für ihn verloren hat, sondern weil er glaubt, durch seine Heirat „auf Höchsten Befehl" sich dem Fluch halber Lächerlichkeit ausgesetzt zu haben; „das Spottlächeln Zietens" fürchtet er mehr als den Tod. Freilich ist damit nur eine Wurzel seiner Tat gegeben; immerhin bleibt die Welt und ihr Urteil das bestimmende Moment. Nicht anders in der Harzer Novelle „Cécile": Die schöne Baronin von St. Arnaud, in ihrer passiven Lieblichkeit eine blassere Vorahnung von Effi, kommt über ihre Vergangenheit nicht hinweg; und wenn sie es könnte, die Welt vergißt ihr's nicht. Daraus entspringt der Verstoß des Freundes, den der Gatte im Duell rächen muß. Wiederum nicht so sehr, weil er sich beleidigt fühlt, als weil die Welt ihn beleidigt finden könnte. (So findet später in „Effi Briest" der beleidigte Gatte Innstetten in sich noch die Möglichkeit, den Fehltritt Effis zu entschuldigen, wenn er keinem außer ihm bekannt wäre; nicht mehr aber, nachdem er mit einem Freunde — dem Vertreter der „Welt" — drüber gesprochen hat.) Und Cécile geht daran zugrunde.

Ein einziges Mal versucht es Fontane, die Sünde gegen das Urteil der Welt, gegen Sitte und Herkommen, zu gutem Ausgange zu führen. Melanie Vanderstraten, die Heldin von „L'Adultera", verläßt Mann und Kinder um des Freundes willen; und es gelingt ihr als der einzigen unter Fontanes Frauengestalten, trotz der verletzten Sitte ein innerlich wie äußerlich befreites Leben für sich aufzubauen. Höchst bezeichnend, daß gerade diese Erzählung etwas Unglaubhaftes, um nicht zu sagen Unechtes behalten hat. Hier enthüllt sich ein Grundzug in Fontanes eigner Natur: er war kein Mann des Kampfes, nicht fürs Mit-dem-Fuß-Aufstampfen und Mit-dem-Kopf-durch-die-Wand. Ebensowenig schätzte er freilich ein feiges Kompromißlertum; wo es galt, dem eigenen Urgesetz treu zu bleiben, wie damals, als er die Stelle an der Akademie aufgab, konnte er fest und starr bleiben wie ein Rocher de bronce, ob auch alles um ihn her jammerte und beschwor. Nur — es war mehr die Tapferkeit der Verteidigung als des Angriffs; ein Beharren, kein Nehmen; wenn's nottut, ein lächelndes Verzichten in dem halb wehmütigen, halb getrösteten Bewußtsein, daß eigentlich „alles nichts bedeutet". Diese Tapferkeit des Verzichtens haben denn auch die Gestalten seiner reifsten Zeit von ihm gelernt: ein wenig blaß noch und schwindsüchtig die stille Stine, die ihren Grafen verabschiedet, weil sie für ihn den Kampf mit seiner Welt scheut; in voller Lebensfrische und Tapferkeit die Menschen seiner vielleicht vollendetsten Novelle „Irrungen, Wirrungen" — zu der nur der Titel nicht passen will. Denn verwirrt ist nichts in diesem kostbaren kleinen Bilde und nichts verirrt: alles ist klar, kraftvoll im Freuen wie im Entsagen. Auch hier ist's ein Opfer, das der Sitte und dem Herkommen, dazu vielleicht noch den realen Lebensnotwendigkeiten gebracht wird, wenn Botho von Rienäcker die Liebste nach kurzem Liebessommer verläßt, um die entzückende, aber etwas dalbrige Kusine Käthe zu heiraten, weil ihre Mitgift dem väterlichen Gut wieder aufhelfen wird. Ein Kampf, in dem es (das ist bezeichnend für Fontanes eigene Stellung) keine Schuldigen gibt. Alle sind mit ihrem Schicksal einverstanden, auch wenn sie darunter leiden. Lene beißt die Zähne aufeinander und geht nach den Glückstagen des Sommers stolz und wahrheitstreu in ein neues, karges Pflichtenleben hinein; Botho findet sich (vielleicht etwas zu leicht) mit der jungen Frau ab — wenn auch die verbrannten Briefe im Kamin knistern und die Frühlingsblumen, die sie einst zusammen pflückten. Keiner ist schuld; das

Digitized by Google

Gespräch Bothos mit einem Standesgenossen, Rexin, der sich in ähnlicher Lage Rats erholen will, unterstreicht geflissentlich noch einmal die resignierte Weltweisheit des Erzählers.

Kein Gedanke an Empörung; noch nicht. Aber in dem nächsten seiner Bücher, das wohl vor allen andern mit seinem Namen verbunden bleiben wird, wie es ihm selbst das liebste war, in „Effi Briest", weht eine andre Luft. Auch hier ereignet sich äußerlich alles so, wie es fordernd und strafend die Sitte der großen Welt vorschreibt. Eine Alltagsgeschichte: die Ehe des viel älteren, kühlen und korrekten Mannes mit dem verwöhnten Kinde; ein Liebesabenteuer, innerlich überwunden und fast vergessen, wird entdeckt und blutig im Duell gerächt; die Ehe wird geschieden, die Sünderin von allen verfemt und verlassen, von den Eltern, vom eignen Kinde selbst. Die gute Sitte siegt. — Und doch ist hier der alte Fontane zum Aufrührer geworden. Sein Herz ist bei dem verirrten Seelchen, dessen Abschied von der Welt er fast mit dem Goldglanze eines Heiligenscheins umkränzt; und mit ihr ruft der sonst so Unpathetische in einem seltenen, fast wie unbewachten Augenblick seinen Ingrimm gegen die „Tugend" in die Welt hinein.

Hier fühlt man, wie in dem schweigsamen Manne, der konservativ wählte, doch ein Stück von einem Revolutionär schlummerte; wie in dem Greis plötzlich junge Kraft für eine neue Zeit und neue Kunst erwacht. Von hier erst versteht man die strenge und doch großartige Entwicklungslinie seines Lebens. Nach langer Werkeltagsarbeit die wundersame Spätblüte seines eigenen Schaffens; innerhalb dieses Schaffens die immer wachsende Empfänglichkeit für neue Gedanken über Welt und Menschen; und, verjüngt im Jungbrunnen dieses Schaffens, auch die jünglingshaft leidenschaftliche Hingabe an die neue Kunst, die damals auftauchte. Mag's um ihn her stürmen und wettern, mögen die Berliner Skandalfrohen die Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" zu einem berüchtigten Theaterskandal gestalten — im Parkett sitzt der alte Fontane und ist „ganz hingenommen" von dem Stück. Und wie ein Testament hinterläßt er der neuen Jugend die herzensjungen Worte eines Alten:

Ob unsre Jungen in ihrem Erdreisten
Wirklich was Besseres schaffen und leisten;
Ob sie Frieden sä'n oder Sturm entfachen,
Ob sie Himmel oder Hölle machen —:
Eins läßt sie stehn auf siegreichem Grunde:
Sie haben den Tag, sie haben die Stunde.
Der Mohr kann gehn, neu Spiel hebt an.
Sie beherrschen die Szene, sie sind dran!

Dr. Bertha Badt

Vom großen und vom kleinen Schauspielhaus

(Berliner Theaterrundschau)

Endlich hat Berlin auch sein „Theater der Fünftausend". Die geschäftliche Frage und wirtschaftliche Sorge, ob und wie weit es Max Reinhard gelingen wird, in unserem verarmten Deutschland die weiten Ränge mit wimmelnden Menschenmassen zu erfüllen, ist zuletzt eine geistige und eine Kulturfrage allerersten Ranges. Jedenfalls kommt dem neuen „Großen Schauspielhaus" an der Karlsstraße, aus einem ehemaligen Zirkusbau hervorgewachsen, jedlicher Wert und alle Bedeutung nur dann zu, wenn der erfolgreichste und genialste Bühnenleiter der Gegenwart die Kulturfrage ganz und gar in den Vordergrund stellt und zutiefst die gewaltige künstlerische Verantwortung fühlt, die ihm mit dem

Digitized by Google

neuen Bau auf die Schultern gelegt wurde. Nicht das Haus am Schillerplatz, sondern dieses Theater müßte den Namen „Staatstheater" führen, natürlich nicht nur den Namen führen, sondern in Tat und Wirklichkeit Kunststätte des deutschen Volkes sein. Die Kulturfrage, welche auch eine geschäftliche Frage ist, würde allerdings in bester und vollkommenster Weise dann gelöst werden, wenn nur das Eintrittsgeld gar keine Rolle mehr spielte und völlig verschwinden könnte. Zu den Rechten des Staatsbürgers gehört der freie Theaterbesuch. Gewiß könnten wir nur dann glauben, daß wir in einem neuen sozialistischen Staat leben. Die Religionen haben es doch von jeher verstanden und begriffen, daß ihre Kirchen, alle ihre Feste und Feiern von jeher für jedermann umsonst zugänglich sein müssen. Überall stehen auch Museen und Galerien jeglicher Art allen frei offen. Warum eigentlich nicht auch das Theater der dramatischen Dichtung? Das „Theater der Fünftausend" weckt so recht in tiefster Seele die Sehnsucht, den Wunsch nach dem Theater der Sechzig Millionen, — aller Volksgenossen ...

Das Drama, die Dichtung, welche geistig auch die Räume des „Großen Schauspielhauses" ausfüllen können, sind von vornherein Kulturwerke, und nur diese vermögen den großen Atem in das Haus hineinzubringen, von dem sein Bestehen als Kunststätte abhängt. In solchem Rahmen halten nur Werke des os magna sonaturum stand, Werke der Kraft, des höchsten Willens, der Verkündigung positiver Ideale, in denen das inhaltlich Innerliche, allgemeinmenschlich Bedeutende, der Reichtum, die Macht an großer Persönlichkeit eigentlich entscheiden und wichtiger sind, als die formalistisch-stilistischen Reize ästhetizistischer Art. Den Grundstock werden und können natürlich die Meisterwerke der Weltliteratur nur bilden, die großen klassischen Schöpfungen, die Ewigkeitsbildungen, Marksteine der Kultur, in denen das Vorstellungs-Gefühl, das gesamte geistige Leben der Menschheit seinen höchsten Ausdruck fand, die uns seelisch gebildet und geformt haben und uns zu Fleisch und Blut geworden sind.

Doch wenn das „Große Schauspielhaus" nur ein Theater der großen Toten sein würde, so hätte es damit allein noch nicht seine Aufgabe erfüllt. Ein durch und durch lebendiger Kulturfaktor wird es nur dann, wenn es eine Heimstätte gibt auch dem Drama unserer Zeit, der unmittelbaren Gegenwart, welches dem Menschen von heute den Spiegel entgegenhält, nicht nur, wie er ist, sondern wie er sein soll, — das Drama der vorschauenden, idealischen, präformatorischen Kunst, welche in klaren, anschaulichen Gestalten Vorbilder aufzustellen vermag ... Den neuen Menschen, die neue Kultur uns darstellt, die ein Höher und Mehr, ein Besser sind als alles Vergangene. Nur eine solche Kunst trägt alle höchsten, innerlichsten und gewaltigsten dichterischen Kräfte in sich. „Hier sitze ich und forme Menschen ..." Auf den Dichter, welcher diesen prometheischen Willen, diese prometheischen Fähigkeiten in sich trägt, kommt es für die Menschen am meisten an.

Allerdings sucht man unter den heutigen Dramatikern mit der Diogeneslaterne wohl vergeblich gerade nach solchen präformatorischen Geistern. Eine Kultur, ein Zeitalter der Auflösungen und Zersetzungen, welche am meisten den wertvollsten und besten Menschen, den idealisch vorschauenskräftigen Menschen, entkräftigte und ruinierte. Auch in der Kunst alles mehr Verfall und Abbruch, als Aufbau. Die Künstler selber sprachen von ihren Werken als von Gebilden der „décadence" und eines „Fin de siècle", und der Fäulnisgeruch, der aus ihren Werken stieg, ward ihnen zur inbrünstigsten Wollust. In ihren Gärten sollten nur noch blühen „les fleurs du mal". Die wilden Hexen des furchtbarsten Kulturzusammenbruchs, die heute auf allen Gassen und Straßen tanzen und kreisen, — haben längst schon und zuerst in unserer Literatur umhergespukt. Viele sehen heute sehr hoffnungslos drein. Ihnen scheinen Zeiten der Götterdämmerung angebrochen zu sein, wie damals in den Jahrhunderten der Völkerwanderung und des Zusammenbruchs der antiken Kultur. Wie damals stirbt auch alle Kunst auf lange, lange Zeiten hin so gut wie völlig ab. Was wir heute von ihr sehen und sahen, sind nur Todeskrämpfe. Und hinter alledem stecken zuletzt kosmische Kräfte und Vorgänge, gegen die wir nicht lökten können.

Digitized by Google

Um so mehr tun uns Künstler not, prometheischen Geistes, die nicht so antik und fatalistisch denken und es auf die Schicksalsmächte und die ehernen ewigen Naturgesetze schieben, was nur die Menschen selber mit ihren schlechten und falschen Ideen, in ihren Konfusionen, Dummheiten und Ohnmächten verschuldet haben. Künstler, die Noahkinder sind, und über die Wasser der über uns hereingebrochenen Sintflut die Arche unseres Lebens hinzusteuern wissen und am Berg Ararat landen, von dem ein neuer, ein besserer, glücklicherer Mensch ausgehen kann, als er es bisher gewesen ist.

Notwendig tut uns heute nur gerade das „große Schauspielhaus", das auch nur von einer Kunst des großen Atems zu leben vermag und, um existenzfähig zu werden, auf ein Drama neuen idealischen Sehens und Könnens angewiesen ist. Um so notwendiger, je mehr die Bühne der letzten drei und vier Jahrzehnte eine Kunst der kleinen und engen Räume, der Feinheiten und des Raffinements, der Geschmacksüberkultur pflegte und förderte, — eine Luxuskunst, die mehr Erzeugnis eines fein genießenden als eines schaffenden Menschen war. Die neue Bühne an der Karlsstraße wird ihr Höchstes und Bestes geben, wenn sie im Gegensatz dazu als Pflanzstätte einer neuen Dichtung und Schauspielkunst sich entwickelt, die nicht mehr in der Befriedigung von Feinschmeckern nur ihr Ziel sehen, sondern edelste Volkskunst sein wollen. Das Pathos, die Deklamation und Rhetorik, welche von der Kunst der Kammerspiele und intimen Räume am meisten abgelehnt wurde, wacht zu einem neuen Leben wieder auf, und schließlich ist es schon ein Umgestalten an Haupt und Gliedern, das Max Reinhardt aus seinem „Großen Schauspielhaus" als Arbeit erwächst. Eine Bühne von höchster Beweglichkeit ist es gewiß, die er sich geschaffen hat, eine Vereinigung von Shakespeare-Bühne und antiker Szene, und auch dem Dramatiker sind mit ihr viele neue und reiche Möglichkeiten gegeben, sich freier zu entfalten, ungezwungener zu bewegen und nicht so viel zu konstruieren, wie es sonst das Theater verlangte.

Der Eröffnungsabend mit der Äschyleischen Orestie ließ schon einen ersten Einblick gewinnen in das, was uns bereits als Erfüllung geboten wird, und was noch gewonnen und erworben werden muß. Der Goethische „Faust" hätte wohl besser getaugt und wäre würdiger gewesen zur Einweihung des Hauses. Der Weg zur „Orestie" führt nun einmal durch lauter Zwischenreiche der Wissenschaft und Gelehrsamkeit hindurch, ohne Gymnasialkultur kommt man nicht an ihn heran, — und in einem Theater der Fünftausend zieht er etwas zu fremd, vorgeschichtlich und exotisch aus. Ein Museumswerk mehr, und für das literarhistorische Seminar besser geeignet als für das lebendige Theater. Durch seine Umarbeitung des dritten Teils hat Karl Vollmöller selber am deutlichsten uns bewiesen und nahegelegt, wie wenig wir noch gemeinsam haben mit dem bestimmten und besonderen Äschyleischen Fühlen und Denken. Es ist doch nur ein Gespensterzug, der an uns vorübergeht, und keine Schauspielkunst kann uns mehr tiefer ergreifen und innerlich für die Vorgänge auf der Bühne erwärmen. Das wird nur der Tragödie gelingen, welche uns die Atridengreuel unserer Zeit im Bilde vorhält, aber auch zugleich, wie das Kunstwerk des Äschylos, den Umwandlungsprozeß der Erynnien in Eumeniden uns anschaulich und begreiflich macht. Was der alte Grieche uns darüber zu sagen hat, ist nur zu sehr Vergangenheit und Vergessenheit.

In der Regie und der Schauspielkunst aber trat um so stärker das Ringen hervor nach neuer Bühnentechnik und neuen szenischen Wirkungen, gesteigerter Sprachkraft. Selbstverständlich muß hier noch viel experimentiert werden, neben dem Gelingen steht immer wieder ein Verfehlen, — aber der stärkste Eindruck ist doch der, daß es zweifellos gelingen wird, den neuen Darstellungsstil, wie ihn das „Große Schauspielhaus" verlangt, zu gewinnen.

Julius Hart

Digitized by Google

Literatur-Snobismus

Nicht alle blöden und irren Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens lassen sich auf das Schuldkonto des Krieges schreiben. Der krampfhafte und doch meist nur künstliche Erregungszustand, wie er sich in gewissen „modernen" Literatur- und Kunsterzeugnissen auspufft, darf schon mehr als eine gewollte geistige Blähung angesehen werden, wenn sie schon ihren Urhebern als Inspiration des Genies erscheinen mag. Diese Sucht, so begutachtet sie ein Sachverständiger in der „Deutschen Tageszeitung", sich in dithyrambisch-fein-sollendem Lallen, in Kubismus und in musikalischen Kakophonien auszutoben, war schon im Frieden vorhanden und ist einer der Gründe, weshalb die geistige Zersetzung Deutschlands nach seinem Niederbrechen so um sich gegriffen hat.

Ein Heilmittel dagegen wird schwerlich gefunden werden: heulende Derwische tanzen so lange, bis sie sich in Paroxismen am Boden wälzen. Die sich so aufführen, haben sich mit Haut und Haar dem schärfsten Radikalismus verschrieben und rechnen dabei auf Zulauf aus dem Volk, ein Wahn wie manch anderer, denn ihr Zungenreden bleibt eben diesem Volk unverständlich. Darum erfreuen sie sich in der eigentlichen Arbeiterpresse auch nur einer lauen Unterstützung, und sie hütet sich wohl, den Tollköpfen ihre Spalten zu öffnen: sie würde es dadurch mit ihren Lesern verschütten. Aus dieser Zurückhaltung erklärt sich's, daß die Allermodernsten Unterschlupf suchen in Zeitschriften und Blättchen, die den Wagemut ihrer Verleger ins hellste Licht rücken. Oder ist das, was uns so wagemutig erscheint, nur eine schlaue Spekulation auf den Snobismus?

Der Snob, in allen Kaffeehäusern und bei allen Erstaufführungen vertreten, ist von jeher der Nährvater jedweder Nichtsnutzigkeit gewesen, wofern sie Mode wurde. Nun soll nicht verkannt werden, daß es echte Snobs gibt, die als Menschenverächter und Eingänger keinen Geschmack an sich herankommen lassen und Narren auf eigene Hand sind. Von denen ist nichts zu hoien; ihre Stachelschweinnatur verbietet vertrauliche Annäherung; weder begönnern sie, noch gestatten sie Begönnerung. Sie lesen zwar das verstiegenste Zeug, aber sie kaufen es nicht. Das mögen die Snob-Mimikry besorgen; die sind die Geldquelle der dem schlichten Arbeiter so unfaßlichen Literatur; sie spielen sich als sachverständige Bewunderer von Dichtern und Dichterlingen auf, selbstverständlich nicht ohne Nebenabsicht: wer in Apollos Fichtenhain Arm in Arm mit Auserwählten wandelt, muß doch wohl ihr Geistesverwandter sein. Wollte man einen solchen Dichtergenossen fragen: „Was halten Sie von der modernen Literatur?" so würde er antworten: „Vierundzwanzig Zeitschriften". Ohne diese nützliche Menschenklasse wären alle vierundzwanzig aussichtslose Unternehmungen.

Wenn einmal die literarische Entwicklung unserer trüben Tage von einem Berufenen untersucht wird, darf er nicht achtlos an dieser Unterströmung vorübergehen; sie erklärt vieles. Kann denn die sinnverdrehende Wortspielerei der Modernen etwas anderes erzeugen als geistige Zerfahrenheit und Ziellosigkeit? Das verkehrteste Beiwort, der zerhackteste Satz, der ekelhafteste Bilderwust sind diesen Formsprengern gerade recht. Zuweilen geben sie sich und ihrem Schaffen selbst die richtige Charakterisierung, wie Adolf Lapp, wenn er in einer Besprechung einer Gedichtsammlung Iwan Golls sagt: „Der Same von Jahrtausenden jüdischer Vergangenheit entfaltet wiederum eine Blüte von schmerzend satter Farbe und die Nerven zur Raserei aufpeitschendem Geruch (!)" Daß du die Nase im Gesicht behältst! Ein anderer, Franz Pauli, entlockt dem „grauen Labyrinth seines Gehirns" folgende Apostrophierung des Menschen in Versen, d. h. in einem Gestammel, das hier aus Rücksicht auf den Raum nicht in Verszeilen wiedergegeben werden kann: „Mensch — Wisse dies: — Ein Abhub bist du — Ein Geschmeiß — Ein Darm voll Kot." Trotzdem entwickelt sich im Fortgang dieses Gallimathias der Darm zum „Mittelpunkt der Welt", und schließlich heißt es von diesem Darmmenschen: „das Meer trüben Schleims — Deiner Seele Blödigkeit — Ist aufgesogen — Du sprühst

Digitized by Google

Kristallen — Du schaust! — Steigst — Lebst — Wirst! — Bist! — Mensch! — Herrlichster! — Einziger! — Du!" Ja, das müßte „Walter Hasenclever am Vortragstisch" zum besten geben, der im „Ruf von der Tribüne" in dieser Lage wie folgt geschildert wird: „Gepanzert mit weißem Hemd — faßest du. — Frack fiel breit über deine magern — Schultern: — strömender Brand von Weiß — unter dem Halse vor — Stieß deine Hand, — flog, — standen in deinen Augen mazedonische Berge, — Ozean fiel — von deinen Lippen" usw. usw. Greift denn kein Verleger zu und vereinigt diese Köstlichkeiten in einem literarischen Witzblatt „Tausend und ein Affensprung" zu fortlaufender Ergötzung des Publikums? Welch dankbarer Vorwurf wäre nicht für einen Karikaturenzeichner ein Hasenclever mit dem mazedonischen Gerstenkorn!

Mädchenlieder

Die Bezeichnung „Mädchenlieder", unter der Helene Brauer ihren ersten Gedichtband — es wird nicht der letzte dieses sangesfrohen Menschen sein — in die Welt schickt (Friesen-Verlag Ad. Heine, Wilhelmshaven), ist mehr als ein Titel, ist eine Kennzeichnung. Ich entsinne mich nicht, einen Gedichtband in der Hand gehabt zu haben, aus dem mir so duftig-schönes, jugendlich-frisches und doch auch wieder verträumt-süßes Mädchentum entgegengeblüht ist, wie aus diesen schlicht-natürlichen und dabei doch in jeder Zeile künstlerischen Liedern. In abseitigen deutschen Städten trifft man noch jene etwas von der Straßenflucht zurückliegenden Häuschen, die trotz ihrer Kleinheit gediegen, ja vornehm wirken. Ein Gärtchen ist davor, sauber gepflegt, über und über mit Blumen gefüllt. Das Ganze streift das Philisterhaft-Bürgerliche, das Altjüngferlich-Kleinliche, doch ist beides umgangen; wir spüren eine andere Luft, und kommen wir ins Haus hinein, begegnen wir meistens Menschen von feiner alter Kultur, die in ihrer zurückgezogenen Stille sich ein großes Empfinden für das Schöne in Leben und Kunst gewahrt haben. Ein solch fröhliches Erleben hat mir dieses schmucke Büchlein gebracht. Nur daß die Überraschung nicht ganz so groß war, da mir ja zahlreiche Gedichte Helene Brauers schon im „Türmer" lieb geworden waren. So gesammelt aber tritt uns, über die Freude am einzelnen Liede hinausgehend, eine feine Persönlichkeit entgegen, in der lachende Jugendfröhlichkeit, schelmische Anmut, nachdenksames Gefühl und warme Innigkeit einen beglückenden Bund eingegangen sind.

Die Dichterin hat ihr Singen so tief als Glück empfunden, daß sie es nun auch als beglückende Lebenskraft für andere fühlt. Innig ist ihr Zusammengehen mit der Natur. Scharfen Sinnes erfaßt sie die Erscheinungen, die sie bald in impressionistisch schnellen Strichen, bald in sorgfältig bis ins einzelne durchgeführten Bildern festlegt. Daneben blüht aber auch die phantasievolle Naturgestaltung aus innerer Lebensgemeinschaft mit Baum und Blume, mit den Winden und den Sternen.

Von hoher Schönheit ist das Erleben der Liebe, die plötzlich, alles überflutend, über die Mädchenseele einströmt. Aber ihre Natur ist inniges, stilles Glücklichsein, und so untermengt sich der Leidenschaft bald ein mütterliches Gutsein und frauliche Kameradschaft. Auch hier bringt das Leid den tiefen Edelton hinein. Die Trennung im Kriege, das angstvolle Bangen um den Fernen, die stille Ergebung, das andächtige Sich-Beugen vor dem großen allgemeinen Schicksal. Da wächst dann auch diese erdfrohe Seele hinauf ins Ewige:

Des Leides Wellen schlagen
Immer höher hinan —
Wie soll ich das ertragen,
Wenn ich nicht mehr beten kann.

Digitized by Google

Und die Kraft von oben macht stark für das irdische Wandern. Nun wird als Gnade empfunden, daß auch des Lebens dunkle Last der Schwelle dieses hellen Hauses nicht fern blieb:

Sieh, wie ich meine Arme offen habe:
Was mir dein starker Sturm entgegenbringt,
Ob mich's zum Jubeln oder Weinen zwingt,
Ist alles Glück, ist alles Gottesgabe.

Wildenbruchs „Ausgewählte Werke“

Sie haben mich gescholten,
Eintönig sei mein Singen,
Weil alle meine Lieder
Dem deutschen Land erklingen.

Da losch mir aus die Freude,
Die Harfe hing zur Wand ich,
Bei der verstummten Harfe
Mit dunklem Herzen stand ich.

Da ging durch ihre Saiten
Ein Tönen leise, leise,
Von selber sang die Harfe
Mir ihre eigne Weise.

Ich lauschte und ich horchte:
„Gibst du mir neue Lieder?“
Die Harfe, die sprach „Deutschland“
Und „Deutschland“ immer wieder.

Den Mann, der diese Verse mit „Mein Inhalt“ überschreiben durfte, braucht unser Volk in seiner jetzigen Notzeit. Und so begrüßen wir diese vierbändige Ausgabe seiner Werke, deren Preis von 30 ℳ bei den heutigen Teuerungsverhältnissen als niedrig bemessen erscheint. (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.) Die Ausgabe stützt sich natürlich auf die große siebzehnbändige Gesamtausgabe, wie auch die biographische Einleitung Hanns Martin Elsters von dem großen Wildenbruchbuche Berthold Litzmanns zehrt. Aber der Herausgeber dieser Volksausgabe hätte nach meinem Dafürhalten die Auswahl ganz aus dem Gesichtspunkt der heutigen Notzeit treffen müssen. Dann wäre der Dramatiker in viel ausgiebigerem Maße zu Wort gekommen, als es jetzt der Fall ist. „Der neue Herr“, „König Laurin“ und „Ermanarich“ durften keinesfalls fehlen.

Weite Kreise unseres Volkes wären heute hellhörig für das, was ihnen Wildenbruch zu sagen hat. Was seiner Zeit bei der Aufführung vielfach als rückgewandtes Prophetentum wirkte und der Verspottung einer von nationalen Gefühlen nicht beschwerten Kritik verfiel, würde heute doch ganz anders und gerechter gewertet werden. Wildenbruchs leidenschaftliches Deutschsein hat früh die Gefahren erkannt, die uns aus unserer Art heraus bedrohen. Er ist doch ein echter Prophet gewesen in der Erkenntnis der Absichten unserer Feinde und der zerstörenden Wirkungen unserer inneren Verhältnisse. Da seinem echten theatralischen Instinkt die Bühne keine Debattieranstalt war, wie den Revolutionshelden von heute ihre „Tribüne“, sah er keinen anderen Weg, die heutigen Nöte seines Volkes eindringlich zu Gehör zu bringen, als die Verknüpfung mit Gestalten und Geschehnissen der Vergangenheit. Er hat sich den geschlossenen dramatischen Aufbau und die folgerichtige psychologische Entwicklung der Charaktere vielfach zerstört, wenn er die gebotenen Gelegenheiten wahrnahm, seine Zeitsorgen darzulegen. Aber das Volk im Theater, gerade wenn es in seinem Volkstume gepackt wird, fragt nicht nach dramatischem Aufbau und Psychologie, sondern wird zu allererst ergriffen von allem, was auf sein eigenes Fühlen zutrifft. Ich habe das bei der Uraufführung des „Ermanarich“ in Dresden erfahren und darüber auch im Türmer berichtet. Die leidenschaftliche Anteilnahme der Zuhörerschaft am Problem des Wahlkönigtums offenbarte die Sehnsucht nach dem berufenen Führer. Wenn man bedenkt, was in den letzten fünf Jahren in unserem

Digitized by Google

Theater geschehen und vor allem was unterblieben ist, und erwägt, welche Kreise für die Gestaltung des Spielplans ausschlaggebend sind, fällt es einem doch recht schwer, den Verdacht einer planmäßigen Arbeit gegen alles Nationale abzuschütteln. Wie mild ist heute die Kritik gegen alle die Heroldsrufer der Revolution, von denen kein einziger an dramatischer Gestaltungskraft Wildenbruch an die Knöchel reicht, den man doch als Rhetoriker abzutun wagte. Was bietet denn die ganze junge revolutionäre Dramatik anders als Rhetorik? Der Herold eines begeisterten Deutschseins aber durfte selbst während des Krieges nicht zu Worte kommen.

Möge seine Stimme wenigstens jetzt gehört werden. Vom Theater ist ja nichts zu erwarten. Um so wichtiger wird das Buch. Erfreulicherweise sind die Gedichte in die Volksausgabe aufgenommen. Es ist ja nun alles noch viel schlimmer gekommen, als Wildenbruch gefürchtet hat, und es trifft nicht mehr zu, was er in jenem Neujahrsrufe 1909, vierzehn Tage vor seinem Tode, uns entgegenhielt:

„Denn ein Riese bist du, doch ein schüchtern blinder,
Der nichts weiß von seines Nackens Kraft."

Aber zu innerst leben ja doch noch die Kräfte, die dem trübgesichtigen Dichter den Glauben an sein Volk erhielten. An diese inneren Kräfte rührt sein Wort auch in dieser Stunde, in der sein vor elf Jahren geschriebenes Neujahrswort so furchtbare Geltung hat:

„Nicht vom Himmel Gott, von nirgendwo auf Erden
Tritt ein einziger noch für uns ein;
Wenn wir selbst nicht neue Menschen werden,
Wird dies neue Jahr uns furchtbar sein.

Denn dies neue Jahr hat kalte, harte Augen,
Hart wie Schicksal, und das Schicksal spricht:
Leben denen, die zum starken Leben taugen,
Für den Schwächling wächst das Leben nicht." K. St.

Hans Poelzigs Zirkustheater

Im „Großen Schauspielhaus" in Berlin hatte den ersten starken Erfolg das Gebäude. Dieser Erfolg ist von grundsätzlicher Bedeutung. Das Deutschland der Gegenwart und der nächsten Zukunft verlangt und braucht das Theater als Volksunterhaltung und -erhebung größten Maßstabs. Die Erfüllung dieses Bedürfnisses ist in beträchtlicher, ja ausschlaggebender Weise eine Baufrage. Unser Deutschland aber wird nicht in der Lage sein, die unter den jetzigen Verhältnissen ins Ungemessene gewachsenen Kosten für solche Neubauten aufzubringen. Dagegen finden sich an manchen Stellen Deutschlands Bauwerke, die in ähnlicher Weise, wie es nun in Berlin geschehen ist, diesem Zwecke dienstbar gemacht werden können. Die Vorbedingungen waren in Berlin keineswegs besonders günstig. Der Zirkus Schumann war ursprünglich eine Markthalle. Wir haben verschiedene feste Zirkusbauten, die dem Umbau günstigere Voraussetzungen geboten hätten, um so bedeutsamer ist die wertvolle Lösung, die in diesem Falle Hans Poelzig gelungen ist. Dieser Baumeister steht in der vordersten Reihe seit seinen packenden Entwürfen für die Umgestaltung des Potsdamer Platzes und vor allem durch die gewaltige, im Erinnerungsjahre 1913 errichtete Festhalle in Breslau. In beiden Fällen war er für sein Schaffen frei. Bei den geschilderten wirtschaftlichen Verhältnissen ist es wichtiger, daß er auch unter gegebenen Vorbedingungen so Bedeutsames zu schaffen vermochte.

Digitized by Google

Für ein Theater ist entscheidend die Gestaltung des Innenraumes. Wer den Raum von früher kannte und sich der gelegentlichen Theateraufführungen in ihm erinnert, wird mit der höchsten Bewunderung für das hier Geleistete nicht zurückhalten. Das gesamte ursprüngliche Eisengerüste dürfte stehen geblieben sein, so daß hier also nicht der Geist der eigentlichen Konstruktion, sondern der Dekoration am Werke war. Es war ein Bestehendes so zu umkleiden, daß ein ganz Neues allerdings nicht bloß vorgetäuscht, sondern für wirkliche Brauchbarkeit erstellt wurde. Es liegt auch dann noch in der Natur des Dekorativen, daß ihm die eigentliche Monumentalität abgeht. Für mein Gefühl haftet übrigens dieser Mangel an Monumentalität dem Betonbau als solchem an. Es hängt mit dem Material eine schnellfertige Erstellung wesentlich zusammen. Das Gefühl des langsamen organischen Wachsens stellt sich dem Betonbau gegenüber nicht ein, und wir spüren auch, daß hier jene schmückende und im Laufe von Menschenaltern ausbauende Tätigkeit nicht eintreten kann, der die Bauten der Vergangenheit zu einem wesentlichen Teil ihre starke Gemütswirkung verdanken. Freilich haftet diese Schnellfertigkeit ja auch allen jenen Bauwerken der Neuzeit an, die in einem zur Monumentalität geeigneten Stein- und Holzmaterial errichtet worden sind. So tritt für den Beschauer dieses Poelzigschen Baues das Unbehagliche des rasch Fertigen hinter der Freude zurück, daß hier die Möglichkeiten des Betons in einer unerhört dreist-genialischen Weise angewendet worden sind, und daß dadurch ein Veraltetes für höhere Zwecke dienstfähig gestaltet worden ist. Das freilich glaube ich: man wird den Bau nicht allzu oft aufsuchen dürfen, wenn man nicht durch diesen vorwiegend dekorativen Charakter gestört werden soll.

Zwei Drittel des alten Zirkusrunds sind heute Zuschauerraum, für den sogar die alte Bestuhlung geblieben ist. Das abgeschnittene Kreisstück ist die Bühne, die in geschlossenem Zustande als dreißig Meter breite Wand den Raum bedeutsam abschließt. Durch den Gegensatz der strengen Stilisierung dieser Wand zu der mehr freihändig wirkenden übrigen Gestaltung erhält die Bühne ein starkes, geistiges Übergewicht. Das zuschauende Volk harrt vor ihr wie vor der Stirnseite eines Tempels und überkommt das Gefühl, daß ihm von hier aus die hohe, weihevolle Offenbarung zuteil werden wird. Der ehemalige Manegenraum ist freigeblieben und als Vorbühne im weitesten Sinne gedacht. Die alten eisernen Träger haben eine Umkleidung aus Beton erhalten und wirken jetzt als eine Art hochstrebender Palmenschäfte; sie umschließen die Lichtzuführung, und da die Lichtquellen verhüllt sind, wird eine außerordentlich „natürlich“ wirkende Zerstreuung des Lichtes von vorbildlicher Milde und Gleichmäßigkeit erreicht. Auch die alte Zirkuskuppel ist beibehalten, aber nun mit einem phantastischen Tropfsteingewölbe eingedeckt, dessen stilisierte Zacken in kleine Lichtkörperchen münden, die, im verdunkelten Raum aufglühend, als bestirnter Himmel wirken. Die Kuppel verliert dann alles Belastende, das ihr in der vollen Beleuchtung anhaftet. Auch die Art, wie die alten Gänge zu Bogenhallen geworden sind, verdient rückhaltlose Anerkennung. Nur das Foyer wirkt etwas panoramaartig und durch das Hineinbringen von Rosa und Grün in das sonst herrschende Orange süßlich-kitschig. Aber alles in allem ist hier einem phantasiebegabten, mit überlegenem Können gestalteten Geiste eine bewunderungswürdige Arbeit gelungen.

Nicht gelöst ist bis jetzt die Frage der Beleuchtung des Spiele. Das Licht wird von großen Scheinwerfern gespendet, die dem Zuschauer sichtbar sind und als starke Lichtpunkte das Auge auf sich zwingen. Es muß erreicht werden, gerade für das Spiel das Leben des Lichtes in seinem unerschöpflichen Reichtum, in seiner geistigen Kraft auszunutzen. In Tessenows Saalbau zu Hellerau, der ganz durch indirekte Lichtzufuhr erhellt wurde, ist auf diesem Wege ein beträchtliches Stück zurückgelegt worden, und die tiefdurchdachten Anregungen Adolph Appias sind keineswegs bloß für das Musikdrama wertvoll. Jetzt ist im Bau des Großen Schauspielhauses die Beleuchtung in den Pausen der Aufführung wesentlich künstlerischer, als während des Spiels. Die Ausbeutung der Lichtwirkungen wird das sicherste Mittel

Digitized by Google

sein, die Phantasieunterstützung der bisherigen Illusionsbühne durch ein entschieden künstlerisch reineres Mittel zu ersetzen.

Die bauliche Gestaltung des Theaters ist nicht nur eine Angelegenheit der Architektur, sondern von einschneidender Bedeutung für die ganze Lebensbedeutung des Theaters und auch von unausbleiblicher Wirkung auf die Dichtung selbst. Richard Wagner, sicher der stärkste Theatermann der neueren Kunstgeschichte, hatte das tief gefühlt und darum in seinem Festspielhause etwas Neues erstrebt. Seine Zeit war baukünstlerisch nicht selbstschöpferisch genug, um eine über die Bedürfnisse seines Musikdramas hinausreichende Lösung zu finden. Immerhin ist in Bayreuth die Einheit der Zuschauerschaft als solcher und ihre enge Verbindung mit der Bühne zur Tat geworden. Das Orchester wirkt dank der Versenkung nicht mehr als trennender Teil, die in der vollen Breite des Zuschauerraums geöffnete Bühne bildet mit diesen eine räumliche Einheit. Der Gesellschaftscharakter des Renaissancetyps des Theaters ist überwunden; mit dem Wegfall der Ränge und Logen ist nicht nur die soziale Scheidung der Besucher aufgehoben, sondern überdies der Charakter des Raumes als Unterhaltungsstätte, als Stelldicheinsplatz beseitigt. Die in diesem Raume versammelte Zuschauerschaft kann keinen andern Zweck haben, als den Genuß des auf der Bühne Gebotenen.

Das neue Zirkustheater kommt dem Idealbild des antiken Volkstheaters wenigstens äußerlich noch viel näher. Die Wirkung des vom Volke gefüllten Theaterrunds ist denn auch außerordentlich stark. Schwieriger ist die Bühnenfrage. Die zur Eröffnungsvorstellung gewählte „Orestie" hätte nahegelegt, die symbolische Bedeutung der antiken Szene zu erproben. Man hat darauf verzichtet und schon dieses Mal die Orchestra (die ehemalige Manege) auch für die Darstellung der Handlung ausgenutzt. Dazu verlockte die Möglichkeit, den beibehaltenen Zugang von außen — der Einrittsweg des alten Zirkus — als Eingangsweg für die von außen kommenden Personen, z. B. den Boten und Agamemnon, zu benutzen. Die eigentliche Bühne ist fast ganz bedeutungslos geworden und zu einer Art von Vorhalle des Königspalastes herabgesunken. In die Inszenierung der „Orestie" ist dadurch viel Zwittriges hereingekommen, und manche Schwierigkeiten sind nur dank der Verdunkelung gelöst worden. Es wäre aber wohl möglich, daß für neuere Stücke diese Zugangsmöglichkeit von außen sich fruchtbar erwiese. Entscheidend wird sein, daß man den Mut findet, wenigstens die Manege dekorationslos zu halten. Sie wird ja zumeist für Massenszenen in Betracht kommen, für Einzelauftritte wohl nur insoweit, als sie im Freien spielen. Wird hier dann auf die dekorative Vorspiegelung einer Umwelt verzichtet, so wird die ganze Wirkung vom gesprochenen Worte ausgehen müssen. Das wäre ein Arbeiten mit rein dichterischen Mitteln, das uns von den letzten Nachwirkungen des Naturalismus befreien müßte und uns Wirkungen entgegenführen könnte, wie sie Goethe und Schiller in ihren reiferen Jahren vorgeschwebt haben. K. St.

Aus dem Opernleben

Der Opernbetrieb ist zwar gerade in Berlin nicht besonders erfreulich, aber die Erstaufführungen mit ihren Begleiterscheinungen sind doch so charakteristisch und das in Berlin Geschehende gewinnt durch den starken Widerhall in der Tagespresse in solchem Maße Bedeutung für ganz Deutschland, daß auch hier näher darauf eingegangen werden soll.

In der Staatsoper kann Max Schillings natürlich nicht von einem Tage auf den andern neue Absichten durchführen oder gar eine grundsätzliche Veränderung der Haltung erzielen. Man wird ihm zubilligen müssen, daß er unter sehr schweren Umständen arbeitet.

Digitized by Google

Ohne Hingebung auf allen Seiten ist gerade in der Oper nichts zu erreichen. Es bedarf selbst bei scheinbar ganz sicher stehenden Werken für jede Aufführung eines vollen Zusammenraffens aller Kräfte, wenn sich nicht sofort ein übler Schlendrian einschleichen soll. Die Zeit ist heute nicht dazu angetan, diese selbstlose Hingabe, diese über das vertraglich festgestellte Muß hinausgehende Willigkeit aus einem so verwickelt zusammengesetzten Arbeitskörper, wie ihn die Oper darstellt, herauszuholen. Müdigkeit und Betrübnis bei den einen, die in Verblödung ausartende Forderungspolitik bei anderen, die Unlust, einen übergeordneten Willen anzuerkennen, machen ein gedeihliches freudiges Arbeiten fast zur Unmöglichkeit. Die alte, strenge Disziplin ist nicht mehr durchführbar; viele hervorragende Mitglieder der Oper verzehren sich in Gastspielen und Konzerten aller Art und versagen im eigentlichen Dienste des Hauses, bei dem zahlreiche Gastspiele auch untergeordneter Art an der Tagesordnung sind. Vermutlich befürchtet man auch die Abwanderung zahlreicher Kräfte, sobald Dollarika sie nur haben will, und sucht deshalb das Personal aufzufrischen. Die Notwendigkeit der Preissteigerung verschließt gerade jenen Bevölkerungskreisen den Besuch des Opernhauses, denen er am meisten inneres Bedürfnis ist, die vor allem auch zuerst imstande und gewillt wären, eine höhere nationale Kunstpolitik zu unterstützen. Der gebildete Mittelstand ist bei den heutigen Preisverhältnissen kaum mehr imstande, sich den Besuch der Staatsoper zu gestatten. Die Preispolitik, wie sie bei Pfitzners „Palestrina" geübt wurde, halte ich für verhängnisvoll. Dieses brutale Bekenntnis zur Ausnutzung der äußerlichsten Protzgelüste der Schieber- und Kriegsgewinnlergesellschaft ist doch immer eine Anerkenntnis, gerade vom kunstsozialen Standpunkte aus ist es nicht gleichgültig, woher das Geld für Wohlfahrtsleistungen — als solche muß man billige Volksvorstellungen eines so edlen Werkes bezeichnen — gewonnen wird. Im übrigen ist diese Art auch von Natur kurzlebig. Es wird ein-, zweimal gelingen, durch solch tolle Schröpfung der im Geldüberfluß Schwimmenden die Mittel für einige billige Sondervorstellungen aufzubringen, bald aber werden die Herren Schieber darin keinen Reiz mehr erblicken, und dann steht man wieder am Ende. Mit einer Politik der kleinen Mittel, zumal wenn diese auch noch so unfein sind, ist in dieser wichtigen Frage nichts geleistet. Inzwischen ist die Gründung einer Gesellschaft für das große Volksopernhaus, dessen Betrieb mit dem der Staatsoper verbunden werden soll, nach einigen Zeitungsmeldungen zur Tatsache geworden. Dagegen ist die Öffentlichkeit über Plan, Umfang und Art des ganzen Unternehmens noch gar nicht unterrichtet, wo doch die breiteste Behandlung im Dienste der Sache geboten wäre.

Vom rein künstlerischen Standpunkte ist uns das wichtigste die Pflege des zeitgenössischen Opernschaffens, d. h. auch das ist keineswegs bloß eine künstlerische, sondern im höchsten Sinne auch eine volkserzieherische Angelegenheit. Wir sind uns darüber klar, daß wir auf das Entstehen genialer Kunstwerke keinen Einfluß haben. Für sie ist Vorbedingung das Vorhandensein künstlerischer Genies, die dann wieder das Gebot ihres Schaffens aus ihrer inneren Notwendigkeit erhalten. Wir brauchen aber dringend eine feine Unterhaltungsoper, die durchaus nicht im Inhalt etwa auf die komische oder leichte Singspieloper hinauszulaufen brauchte, die aber die Aufgabe erfüllen müßte, unserem zeitgenössischen Musizieren Nahrung zuzuführen, durch die das natürliche Verlangen nach sinnlich-gefälliger Musik erfüllt wird. Sonst hilft uns auch die eifrigste Pflege einer großen Kunst nichts gegen die Versumpfung der künstlerischen Unterhaltung, wie sie sich jetzt in dem geistigen und ethischen Tiefstande der Operette offenbart. Und da ist es nun ganz ausgeschlossen, daß nicht in jedem Betracht wertvollere Werke zu gewinnen wären, als sie uns in diesem Winter bis jetzt von den beiden Opernhäusern Groß-Berlins dargeboten worden sind. Pfitzners „Palestrina" rechnet nicht hierher, es ist ein Ausnahmewerk, das in diesem kunstpolitischen Sinne nicht volkstümlich werden kann, während auf der andern Seite die hocherfreuliche Tatsache festzustellen ist, daß der Eindruck, den das schwierige Werk auf die Besucher der Volksvorstellungen machte, ersichtlich außerordentlich stark war. Aber selbst die Zuhörerschaft der ersten Aufführung, deren Zusammen-

Digitized by Google

setzung für das Verständnis einer ganz durchgeistigten Legende denkbar ungünstig war, geriet ersichtlich in den Bann dieses reinen Kunstwillens. Ich habe Pfitzners „Palestrina“ gelegentlich der Uraufführung in München an dieser Stelle eingehend gewürdigt (1917, 1. Juliheft). Die erneute Beschäftigung mit dem Werk hat mir die damaligen Eindrücke nur vertieft, nach keiner Richtung aber verändert. Die seelische Bedeutung des Werkes ist aber durch die äußeren Ereignisse noch gewachsen. Daß es Dinge gibt, die mit irdischer Macht und mit den Lockmitteln von Ruhm und Gold nicht zu erzwingen sind, die vielmehr als Gnadengeschenke einer unerforschlichen Kraft zu den Menschen gelangen, deren einer als Gefäß des Übernatürlichen waltet, tut gerade einer Zeit zu wissen not, die gleich der unsrigen dem Machtdünkel des Materiellen verfallen ist. Aber nicht nur dem Machtdünkel, sondern auch der Machtfurcht. Nicht nur der Inhalt des „Palestrina“, sondern die Möglichkeit seiner Erstehens in dieser Zeit ist uns ein Trost. Das Unzeitgemäße triumphiert, und in der Beschränktheit eines Massenwahns erglänzt strahlend die Freiheit der Einzelpersönlichkeit, die unbekümmert um den von den Massen vergewaltigten Zeitwillen das schafft, was sie im Dienste ihrer höheren Aufgaben schaffen muß.

Und endlich liegt hier ein Drittes für uns Lehrreiches beschlossen. Es gibt noch ein höheres Wollen, das außerhalb aller Berechnung liegt, das dann in einzelnen Menschen zu einem Müssen wird und vor die Allgemeinheit als Offenbarung tritt. Möglich aber wird dieser Glücksfall für die Menschheit nur durch die restlose Hingabe des Erwählten an die ihm gewordene Aufgabe. Hier gilt dann kein Feilschen um Arbeitszeit, kein Geltendmachen irgendwelcher Forderungen; hier gibt es nur selbstlose Hingabe an das Werk. Ein Festspiel ist Pfitzners „Palestrina“, aber in unserer Zeit ist es für jene, die es recht erleben, eine Mahnung nicht zum Festefeiern, sondern zur Arbeit für das große Ganze, selbst wenn dieses die Arbeit nicht will.

Seien wir dankbar, daß uns in düsterster Zeit die Uraufführung dieses Werkes zuteil geworden ist, das eine Bestätigung des Wortes Schopenhauers darstellt: „Das intellektuelle Leben schwebt wie eine ätherische Zugabe, ein sich aus der Gärung entwickelnder wohlriechender Duft über dem weltlichen Treiben, dem eigentlich realen, vom Willen geführten Leben der Völker, und neben der Weltgeschichte geht schuldlos und nicht blutbefleckt die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaft und der Künste.“ Aber Pfitzners Werk ist ein Festspiel, und von Festspielen allein kann unser Theater nicht leben.

Unser deutsches Opernschaffen hat lange darunter gelitten, daß Textdichter und Komponisten unter dem übermächtigen Einflusse Richard Wagners seinem Musikdrama nachstrebten, ohne dessen Charakter als Festspielkunst zu erkennen. Auch wenn die rein künstlerische Begabung zureichend gewesen wäre, hätte ohne diesen ethischen Zug ins Festspielmäßige auf diesem Wege ein nachhaltiger Erfolg nicht gewonnen werden können, noch weniger, als die Nachahmung des wesensverwandten Schiller für das Schauspiel Früchte getragen hat. Nirgendwo gilt der Satz, daß schon der gute Wille an und für sich des Lobes wert sei, weniger, als in der Kunst. Hier kommt es vielmehr darauf an, sich seiner Grenzen bewußt zu werden und innerhalb derselben mit zureichendem Können ein Wertvolles zu schaffen. Bei einer solchen Mitwirkung des Kunstverstandes wird auch das mittlere Talent für die nationale Kunstarbeit wertvoll werden. Das hat Goethe wiederholt scharf betont. Ich glaube, auf keinem Gebiete ist eine solche Erkenntnis notwendiger, als im Theater. Und wenn es den Franzosen für das Sprechdrama, den Italienern für die Oper immer wieder gelungen ist, dem europäischen Kunstmarkt eine überragende Fülle von Gebrauchswaren zuzuführen, so beruht es auf der sicheren Arbeit dieses Kunstverstands, der dann auch die in einer ununterbrochenen Überlieferung geschulten Ausdrucksmittel trefflich zu nutzen versteht. Und gerade das Theater ist in weitem Umfang auf diese Gebrauchskunst angewiesen, und nichts wäre verkehrter, als ihren entscheidenden Wert im künstlerischen Volkshaushalte zu unterschätzen. Das Theater ist nun einmal in beträchtlichem Maße Unterhaltungskunst, zahllose Menschen bringen in der Hast

Digitized by Google

ihres Alltagsbetriebs es der Kunst gegenüber überhaupt zu keinem anderen Verhältnis, es geht darum sicher nicht zu weit, wenn man für den gesamten künstlerischen Stand eines Volkes dieser Unterhaltungskunst eine ebenso hohe Bedeutung beimißt, wie der großen Kunst. Daraus ergibt sich der Wert, den ein Komponist wie Eugen d'Albert für unsere Opernbühne haben könnte.

Er ist gewiß kein eigenwüchsiges Talent. Von seinen ersten Werken an fiel eine außerordentliche Anpassungsfähigkeit an einen gegebenen Stil auf. Aber gerade daraus gewann er sich auch von vornherein künstlerische Absichten, deren Verwirklichung wertvoll werden konnte. So wenn er in die ganz in den Bereich der Wagnernachfolge gehörenden Musikdramen „Gernot" und „Ghismonda" Brahmsische Bearbeitungsweise einmengte. 1891 schuf er dann den kleinen Einakter „Die Abreise" und bezeugte damit ein feines Stilempfinden für das der neueren Musik im allgemeinen ganz abgegangene Gleichgewicht von geistigem Inhalt und Aufgebot der musikalischen Ausdrucksmittel. In „Flauto solo" gewann er aus dem Gegeneinander zweier Kunststile (deutsche und italienische Musik) sogar den dramatischen Konflikt, dessen Reize allerdings nur dem gebildeten Musikhörer völlig aufgehen konnten. 1903 brachte dem Komponisten dann den gewaltigen Erfolg — einen der stärksten und anhaltendsten der ganzen neueren Theatergeschichte — mit „Tiefland". Man mochte bedauern, daß der Komponist damit den Weg zur deutschen komischen Oper, nach der wir uns in besonderem Maße sehnen, verlassen hatte, konnte auch Bedenken gegen die Wiederaufnahme so grob naturalistischer Stoffe in die Oper geltend machen, verkannt werden konnte aber nicht, welch ungewöhnliches Theatertalent hier am Werke war. Leider scheint dieser starke Bühnenerfolg auf d'Albert eine berauschende Wirkung geübt zu haben. Er ist trotz mancher Einschränkungen der bedeutendste Klavierspieler der Gegenwart, des lauten Erfolges so unbedingt sicher, und kann auf diesem Wege auch einen recht kräftigen Hunger nach Gold unschwer befriedigen, daß ich in diesen Beweggründen nicht den Antrieb für die seitherige Opernmacherei d'Alberts erblicken kann. Und wenn ich trotzdem zugeben muß, daß er in steigendem Maße einer äußerlichen Theaterei verfallen ist, die skrupellos jedes Mittel ausnutzt, das eine Wirkung aufs Publikum verspricht, so möchte ich eher annehmen, daß es einen Theaterteufel gibt, der den ihm einmal Verfallenen nicht mehr aus seinen Fängen losläßt. Die einzige Rettungsmöglichkeit läge jetzt im Textbuch, und nach dem Klavierauszug im Verein mit den Berichten über die Leipziger Uraufführung will es ja auch scheinen, daß das letzte Werk „Die Revolutionshochzeit" wieder erfreulicher oder doch mindestens weniger unerfreulich sei. Für den „Stier von Olivera" dagegen gibt es keine andere Bezeichnung als Kinooper, und man muß es vom Standpunkt künstlerischer Volksbildung aus als ein Glück betrachten, daß der unschöne Temperamentsausbruch, zu dem sich der Komponist angesichts der lauen Aufnahme seines Werkes bei der Berliner Erstaufführung hinreißen ließ, im Verfolg eines heftigen Zusammenstoßes mit der Leitung zur Absetzung des Werkes vom Spielplane geführt hat. Mit den rohen Instinkten des Kinodramatikers häuft der der spanischen Erhebung gegen Napoleon entnommene Stoff die gröbsten Sensationseffekte, ohne auch nur den Versuch einer tieferen psychologischen Begründung zu machen. Die Musik ist ebenso ohne innere wahre Anteilnahme mit kalter Geschicklichkeit gemacht. Die spanische Färbung ist äußerlich aufgetragen, die motivische Arbeit, soweit sie der Charakteristik dient, ganz oberflächlich. Schade um die Arbeit, die die Staatsoper an dieses Werk verschwendet hat, das in den anderthalb Jahren seit der Uraufführung schon ganz überaltet ist. Auch das ist ein echtes Kennzeichen der Kinodramatik.

Daß dagegen auch auf musikalischem Gebiete, so gut wie auf bildnerisch-künstlerischem, geschmackvolle und sorgfältige Technik einen langanhaltenden Lebenswert darstellt, erfuhr man an dem kleinen Spieloperchen „Susannens Geheimnis" von Ermanno Wolf-Ferrari, das nun immerhin schon zehn Jahre alt ist, von der Staatsoper aber für einen bunten Abend leichtgeschürzter Kunst hervorgeholt wurde. Ein nichtigerer Inhalt ist eigentlich kaum zu denken, und man muß recht guten Willen haben, um daran zu glauben, daß ein junges Frauchen so

Digitized by Google

töricht sein könnte, ihren Mann zu heftiger Eifersucht gelangen und ihr glückliches Eheleben durch heftige Szenen erschüttern zu lassen, weil sie heimlich — Zigaretten raucht. Aber das Ganze wird mit so vieler musikalischer Anmut vorgetragen und die Sprache des Orchesters ist so witzig, daß man dem Stückchen gern die halbe Stunde schenkt, wie einem geschickten Plauderer.

Das Stückchen wurde eingerahmt von zwei Darbietungen des Ballett s, durch die diesem wieder einmal Gelegenheit geboten werden sollte, sich etwas selbständiger zu betätigen. Das Ballett der Berliner Hofoper genoß ehedem europäischen Ruf. Es war dann langsam im Herkömmlichen erstarrt und man hatte es nicht verstanden, die vielen wertvollen Anregungen, die die Tanzkunst seit Jahrhundertanfang gewonnen hat, fruchtbar zu machen. Es scheint, daß der neuberufene Ballettmeister Heinrich Kröller der geeignete Mann dazu ist. Die Art, wie er Paul von Klenaus Ballettpantomime „Klein Idas Blumen" inszenierte und unter dem zusammenfassenden Titel „Silhouetten" sechs hübsche Tanzimpressionen vereinigte, bezeugen eine sehr geschickte und auch des selbständigen Geistes nicht entbehrende Verwendung der Anregungen des russischen Balletts und der Hellerauer Jaques-Dalcroze-Schule. Jene sind mehr malerischer Art. Ludwig Kainer, der die dekorative Ausstattung des Balletts geleitet hatte, besitzt phantastischen Farbensinn, und da glücklicherweise auch in unserem Ballettkorps die gründliche Durchbildung und Beherrschung des Körpers in allen seinen Gliedern gute Überlieferung besitzt, sind wir vor der dilettantischen Spielerei mit Wirkungen der bildenden Kunst verschont, die neun Zehntel der zahllosen solistischen Tanzdarbietungen, die jetzt an der Tagesordnung sind, aus dem Bereich ernster Kunstübung ausschalten. Die Hellerauer Methode ist in ihrem Wesen viel musikalischer, und man könnte wohl hoffen, daß auf diesem Wege wieder wie einst eine Befruchtung der Musik mit charaktervollem Rhythmus und festgestalteter Melodik stattfinden könnte, wie vor zweihundert Jahren. Der Komponist Paul von Klenau zeigt eine solche Befruchtung nicht. Er ist durchaus impressionistischer Künstler, der vom modernen Orchester herkommt und im wesentlichen von Gnaden der Farbe lebt. Hier allerdings verfügt er über eine reiche Palette, aus der er eigenartig schillernde Farbenwirkungen zu gewinnen weiß, die er oft auch durch überraschend drollige Einfälle würzt. Für die Silhouetten war ältere Musik benutzt. Ein sehr hübscher Einfall fand hier eine höchst anmutige Ausführung. Die einzelnen Gruppen erschienen zunächst auf einem lichtgefüllten Rahmen als Silhouetten, gingen zu Bewegungen über, lösten sich aus dem Bilde und führten dann im Lichte der Vorderbühne ihre Tänze auf. Im Ballettkorps der Staatsoper befinden sich, wie dieser Abend zeigte, eine beträchtliche Zahl sehr beachtenswerter Kräfte, und wir begrüßen die Wiederaufnahme der Tanzkunst in den Arbeitsplan der ernsten Bühne um so lebhafter, als heute eine große Vorliebe für Tanzdarbietungen vorhanden ist und es sehr zu begrüßen wäre, wenn von so hervorragender Seite der verwilderten Ausbeutung dieses Verlangens durch ein gutes Beispiel entgegengewirkt würde. Aber freilich, so hübsch dieser bunte Abend war, er bot doch eben nur Kleinkunst, und wir warten sehnsüchtig der Stunde, wo die Staatsoper ihre immer noch sehr reichen Mittel in den Dienst des besten deutschen volkstümlichen Musikschaffens setzen wird.

Recht bedenklich stimmt die Tätigkeit des Deutschen Opernhauses. Diese von der Stadt Charlottenburg kräftig unterstützte Bühne hatte den Beruf, das Opernhaus des Mittelstandes zu werden. Die mit jedem Tage wachsenden Betriebskosten haben nun eine Preissteigerung mit sich gebracht, die gerade der Mittelstand, vorab der gebildete, nicht mehr lange wird aushalten können. Selbst für die Stammsitzinhaber kostet ein Platz in der hinteren Hälfte des Parketts heute fünf Mark, wozu dann noch die vielerlei Nebenausgaben kommen, die von einem Theaterbesuch in Berlin unzertrennlich sind. Schwerere Bedenken aber weckt die künstlerische Verwaltung des Hauses. Es fehlen dem Spielplan eine lange Reihe von Werken, deren Wirkung sicher wäre, dafür versucht man in Uraufführungen ihm Werke zuzuführen, deren Annahme schlechthin unerklärlich ist. Gleich die erste Neuaufführung — es war über-

Digitized by Google

haupt die erste nach dem sogenannten Friedensschluß — brachte ein italienisches Werk. Während in Frankreich noch große Zeitungskämpfe ausgefochten werden, ob man Richard Wagner wieder aufführen dürfe, während die Italiener sich in Großmut brüsten, daß sie den Bayreuther wieder anzuhören vermögen, werden bei uns die riesige Arbeit und die großen Kosten, die ein völlig neues Opernwerk verursacht, aufgebracht, um dem nach Stärkung in seinem Jammer dürstenden Volke ein fremdes Machwerk aufzutischen.

Denn als ein solches entpuppte sich „Die Liebe dreier Könige" von Italo Montemezzo. Es ist zwar vorher durch Reklamenotizen verbreitet worden, daß das Werk in Italien und Frankreich sehr erfolgreich gewesen und deshalb schon vor dem Kriege vom Deutschen Opernhause angenommen worden sei. An diesen Erfolg glaube ich nicht; vielmehr wird das Musikhaus Ricordi, das den Verlag der Oper hat, mit den üblichen Druckmitteln der Koppelverträge die vielfachen Aufführungen erreicht haben. Ähnlich wie es bei uns mit den Operetten geschieht. Jedenfalls hätten die leitenden Geister des Opernhauses in den langen Kriegsjahren hinlänglich Zeit gehabt, sich von der völligen Wertlosigkeit des Werkes in Text und Musik gründlich zu überzeugen und uns den Schmerz einer Aufführung und die demütigende Tatsache ihrer Möglichkeit zu ersparen.

Wir sind ja leider daran gewöhnt, die einfachsten Forderungen des nationalen Stolzes mit Füßen getreten zu sehen, erst recht, wenn es sich um Kunst handelt. Hier kann sich die Phrase von der Internationalität der Kunst am Leben behaupten, trotzdem es nicht ein einziges bedeutendes Kunstwerk gibt, das international ist. Im Gegenteil sind alle jene Kunstwerke, vor denen nach Jakob Burckhardts Ausdruck „die Grenzschranken willig in die Höhe gehen", ausgesprochen nationale Werke. Das Volkstum ihrer Schöpfer kommt in ihnen besonders rein und stark zur Geltung; es fehlt ihnen nur die nationale Beschränktheit. Auch diese kann ihre Werke haben, aber natürlich nur für die engeren Volkskreise. Wertvoll aber wird jedes Volkstum in seinen besten Kräften für die ganze Welt, wenn es dem Künstler gelingt, das rein Menschliche in dieser besonderen Volksfärbung stark herauszuarbeiten. Aber solche Werke sind dann nicht international, sondern universal.

Wir Deutsche sind immer stark empfänglich für diese fremden Volksreize gewesen, und so wenig Dank in Gestalt von Gegenliebe wir dafür geerntet haben, so schwer wir uns oft durch die fremden Einflüsse haben hindurcharbeiten müssen, es soll uns nicht gereuen. Je wahrhaftiger und charakteristischer uns das Fremde entgegentritt, um so eher werden wir es genießen können, ohne dadurch Schaden zu erleiden. Ich bin ein begeisterter Verehrer Verdis und glaube, daß uns die Glut seiner Melodik, die sinnliche Schönheit seiner Linienführung wohltut, ja in gewissem Sinne eine notwendige Ergänzung zu unserem Wesen bringt. Vor äußerlicher Nachahmung Verdis ist jeder Deutsche geschützt, gerade weil Verdi Vollblutitaliener ist. Das ist wie eine Reise nach südlichen Landen. Wenn ich zurückkomme, ist die Heimat doppelt so schön. Das Werk Montemezzis dagegen ist durchaus internationale Musik, ohne jeden Charakter. Der Text ist Kinomache. Er stammt übrigens vom Sem Benelli, und nach den Namen zu schließen, geht man nicht fehl, in beiden Verfassern keine Blutsitaliener zu sehen.

Als sollte uns gezeigt werden, daß auch die deutsche Herkunft eines Werkes nicht immer eine Freudenquelle sei, wurde uns in einer zweiten Uraufführung geboten: „Maria Magdalena", Oper in drei Akten von H. H. Hinzelmann, Musik von Fritz Könnecke. Dieser Fall ist fast noch unbegreiflicher als der erste. Man bedenke: Ein völlig unbekannter Dichter und ein ebenso unbekannter Komponist, beide noch nicht einmal Ausländer, bringen in Berlin eine Oper zur Uraufführung an. Aber noch mehr. Die Dichtung und der Klavierauszug erscheinen beide noch vor der Aufführung in einer schönen Ausgabe, bei den jetzigen Herstellungskosten ein ganz unerhörter Fall. Das Unbegreiflichste ist aber doch, daß das Werk selbst entstanden ist. Denn wenn der Dichter seinen Plan genau ansah, mußte er sich sagen: Also wenn Magdalena wieder die Geliebte des Pilatus geworden wäre, wäre Christus nicht ans Kreuz geschlagen

Digitized by Google

worden, wäre -- — nein, weiter hätte er ja gar nicht denken brauchen, um den Plan seiner Dichtung für immer aufzugeben.

Es ist nur natürlich, daß die stete Gegenwärtigkeit Christi in uns immer wieder das Verlangen regt, auch der Umwelt, in der seine Erdentage sich vollzogen, nahe zu kommen und in ihr und aus ihr eine Erklärung für die unbegreiflichste Tat der Menschheit zu erhalten. Aber jeder vernünftige Mensch muß so viel Achtung vor dem gewaltigsten Geschehen der Geschichte haben, daß er es nicht wagt, es in Abhangigkeit zu bringen von kleinen Menschlichkeiten, die mit der Sache selbst gar nichts zu tun haben. Und wenn Dichter und Komponist in diesem schwer erklärlichen Mangel von Selbstkritik befangen blieben, wie konnten die vielen Instanzen versagen, die eine neue Oper zu durchlaufen hat, bevor sie zur Aufführung kommt? Man kann sich nicht wundern, wenn manche Leute die Erklärung dieses Falles in der Tatsache sehen, daß in diesem Werke das Judentum von seiner Schuld an Christi Tod völlig entlastet wird. Damit würde dann freilich diese Uraufführung in Zusammenhang kommen mit zahlreichen Theateraufführungen der letzten Zeit, die die Weltsendung des Judentums verherrlichen.

Doch das gehört nicht hierher. Diese Oper „Maria Magdalena“ bleibt zu buchen als ein Warnungszeichen gegen die Wiederbelebung der geschichtlichen Oper, deren Verhängnis es immer gewesen ist, große Geschehnisse oder Persönlichkeiten zu verniedlichen oder zu verbiegen. Dieses Werk stellt darin allerdings ein Höchstmaß dar. Pilatus verurteilt Christus nur, weil eine ehemalige Geliebte Maria Magdalena dem Nazarener nachfolgt und nicht wieder zu ihm zurückkehren will. Judas hat seinen Meister im Grunde nur aus edlen Motiven verraten, weil er selber nicht so vollkommen werden kann wie das Vorbild. Er bringt sich darum auch nicht selber ums Leben, sondern wird von Pilatus in einen unvorsichtigerweise bereitgehaltenen Abgrund geworfen, Magdalena aber verkündet unter Scheinwerferbeleuchtung immer wieder allen Verzeihung, da sie nicht wissen, was sie tun. Nehmen wir das letztere auch vom Dichter und Komponisten an, so daß auch auf diese ein Strahl dieser Milde abfällt. Sie werden ja ohnehin dadurch gestraft werden, daß ihr Werk auf Nimmerwiederkehr in der Versenkung verschwindet. Zu rechten bl ebe nur noch mit den leitenden Kräf en des Deutschen Opernhauses, die in dieser unverantwortlichen Weise Arbeit und Kapital an Wertloses vergeuden. Es erhebt sich die Frage, ob nicht an diesem Punkte eine Sozialisierung des Theaters einzusetzen hätte, durch die wenigstens an jenen Bühnen, die durch öffentliche Mittel unterstützt werden, eine solche Mißwirtschaft unmöglich gemacht würde.

Karl Storck

Der boykottierte Richard Strauß

Das sogenannte Bühnenkartell hat glücklicherweise einen „Fall“ gezeitigt, der hoffentlich unsere Kunstfreunde aus ihrer Gleichgültigkeit aufrütteln wird. Wir haben im Septemberheft des Türmers den zwischen dem Deutschen Bühnenverein, dem Verband deutscher Bühnenschriftsteller und der Vereinigung der Bühnenverleger abgeschlossenen Vertrag, wonach die deutschen Bühnenleiter nur Werke aufführen dürfen, die von den genannten Verleger- und Dramatiker-Vereinigungen vertrieben werden, in seiner Gefährlichkeit gebrandmarkt. Es haben sich auffallend viele Blätter bereit gefunden, die nachherigen Beschwichtigungsversuche, die zumal vom Verband der Bühnenschriftsteller ausgingen, zu verbreiten. Es ist nun gut, daß das erste sichtbare „Opfer“ dieser im Zeichen der Freiheit zustandegekommenen Amerikanisierung unseres Kunstlebens kein Geringerer als Richard Strauß ist. Die Schadenfreude, daß es einen so tüchtigen Geschäftsmann trifft, tritt hier willig zurück hinter der Genugtuung, daß den andern Geschäftsmachern nun auch ein tüchtiger Gegner entsteht.

Digitized by Google

Es ist für den Nichteingeweihten nicht leicht, die ganzen Zusammenhänge zu sehen; es ist aber für das deutsche Volk außerordentlich wichtig, sie zu kennen. Ich mag die Hoffnung nicht aufgeben, daß dieses deutsche Volk nicht gewillt sein wird, sein Kunstleben auch in der so wichtigen Frage des Theaters vollständig der schlimmsten Geschäftsjobberei auszuliefern. Der Kartellvertrag zwischen dem Bühnenverein, dem mit Ausnahme Max Reinhardts fast sämtliche bedeutenden deutschen Bühnenleiter angehören, und der Bühnengenossenschaft, der größten Organisation der Schauspieler, wonach die Mitglieder der beiden Verbände nur wechselseitig Verträge abschließen dürfen, mochte noch angehen. Das sind schließlich Personenfragen, die in einem Einzelfall zu ungerechter Härte führen können; mit der Kunst selber aber hat das wenig zu tun. Anders liegt der Fall, wenn diese wirtschaftliche Ringuolitik nun auch die dramatischen Erzeugnisse selbst erfaßt und unsere Dichter einfach vergewaltigt.

Es hätte natürlich nichts geholfen, wenn einzelne Dichter, vor allem noch nicht anerkannte, sich über die Tyrannei der Ringleute beschwert hätten. Sie wären mit Hohn abgewiesen worden. Aber die Machtgier, die ein auffälliges Kennzeichen der die Fahne des Sozialismus hochhaltenden Organisatoren ist, hat dem Bühnenkartell einen Streich gespielt.

Zu den Bühnenverlegern gehören natürlich auch zahlreiche Musikverleger, darüber hinaus haben die Bühnenverleger natürlich ein besonders warmes Herz für ihre Noten druckenden Kollegen. Die Musikverleger ihrerseits aber leben seit Jahren in heftigster Fehde mit der Genossenschaft deutscher Tonsetzer. Es ist begreiflich, wenn einzelne Künstler, z. B. unser hochgeschätzter Mitarbeiter Dr. Göhler, aus ideellen Gründen die ganze Vergeschäftlichung unseres öffentlichen Musiklebens bekämpfen und die Meinung vertreten, daß durch den Tonsetzer-Verband diese Geschäftsfragen ungebührlich in den Vordergrund geschoben worden seien. Nun ist mir noch niemals Mangel an Idealismus vorgeworfen worden, und ich werde persönlich auch, da ich weder Komponist noch Konzertveranstalter bin, von alledem nicht in Mitleidenschaft gezogen. Trotzdem stelle ich mich auf die Seite der Genossenschaft deutscher Tonsetzer, ohne damit jede Einzelheit in ihrem Vorgehen zu billigen. Es ist aber jedenfalls durchaus berechtigt, wenn den wirtschaftlich schwer ringenden Tonsetzern alle irgendwie erreichbaren Vorteile gesichert werden. An der Spitze der Genossenschaft deutscher Tonsetzer stehen Richard Strauß und der als Organisator trefflich bewährte Friedrich Rösch. Nachdem es nach jahrelangen Kämpfen zu einer Art Einigung zwischen Tonsetzergenossenschaft und Musikverlegern gekommen war, ist diese wieder in die Brüche gegangen, als die Tonsetzer den Anspruch geltend machten, auch an den Vervielfältigungsrechten ihrer Werke auf mechanischem Wege (Grammophone u. dgl.) und im Kino beteiligt zu sein. Die Verleger fühlten sich stark genug, aus diesem Anlaß in einen neuen Machtkampf einzutreten, und glauben jetzt das Übergewicht gewonnen zu haben durch das große Bühnenkartell. Sie benutzen die Äußerlichkeit, daß der Tonsetzerverband nicht nur dramatische Autoren vereinigt, um ihm den Anschluß an das Kartell zu verweigern, verlangen vielmehr, daß die dem Tonsetzerverband angehörigen Opernkomponisten (u. a. Richard Strauß, Max Schillings, Humperdinck, Pfitzner) der Komponistengruppe des Kartells beitreten. Dem Tonsetzerverband würden auf diese Weise einige seiner stärksten Stützen geraubt werden, und er würde dadurch in seiner Widerstandskraft gegen die Musikverleger geschwächt. Da liegt der Hase im Pfeffer.

Deshalb wehrt sich der Tonsetzerverband mit allen Kräften, und für uns andere, die wir die Kunst nicht als Geschäft, sondern als ideales Volksgut ansehen, kommt es nun darauf an, den Streit der Mächtigen auszunutzen, um die Kunst womöglich ihrer Vergewaltigung zu entziehen. Denn an sich wäre natürlich auch der Tonsetzerverband bereit gewesen, dem Bühnenkartell beizutreten, wenn man ihn nur aufgenommen hätte. Wir freuen uns darum auch, daß das Kultusministerium seine Vermittlerrolle aufgegeben hat, natürlich auch nicht aus idealen Gründen, sondern weil er zwischen den streitenden Parteien schließlich lediglich als Reibfläche ausgenutzt wurde. Für die Kunstfreunde ist in diesem Falle ein möglichst aus-

Digitized by Google

giebiger Streit das erfreulichste, weil sich dabei die niederträchtigen Folgen dieser Ringpolitik in ihrer ganzen Schamlosigkeit offenbaren.

Das Bühnenkartell scheint jedenfalls zum Äußersten entschlossen und steht in vollendeter Tyrannenhaltung da: in der einen Hand das Zuckerbrot, in der andern den Revolver. Die Gefahr ist groß, denn es liegt vielleicht nur an persönlichen Gegensätzen zwischen Richard Strauß und Genossen auf der einen und den Machthabern des Bühnenkartells auf der andern Seite, wenn es noch nicht zur Versöhnung gekommen ist, bei der die vielberufene Freiheit der Kunst als Leiche auf dem Platze bliebe. Etliche Krokodilstränen würden dann mit den schon recht fadenscheinig gewordenen Lappen des sozialen Organisationsgedankens abgetrocknet werden. Der Text der Leichenrede heißt: Der einzelne muß der Gesamtheit geopfert werden. In Wirklichkeit ist es natürlich so, daß einige geschickte Machthaber die Gesamtheit vor ihren eigenen Erfolgskarren spannen.

Also wir freuen uns des Streites und wollen diesen Kampf nach Kräften schüren. Aber wir lassen uns keinen Sand in die Augen streuen und sehen deshalb ganz deutlich, daß es bis jetzt allen an diesem Kampfe Beteiligten nicht auf die Freiheit der Kunst und die Reinlichkeit des Kunstbetriebes ankommt, sondern auf die Wahrung ihrer eigenen geschäftlichen Interessen.

Leider besitzt Richard Straußens neueste Oper „Die Frau ohne Schatten", die jetzt vom Boykott betroffen wird, nicht so viel innere Lichtkraft, daß ihr Fehlen im Spielplan der Theater als ein Schatten desselben empfunden würde. Das Publikum würde natürlich erst dann recht gewahr werden, wie es durch die von ihm gemästeten Geschäftshuber zum Narren gehalten wird, wenn ihm ein Werk vorenthalten würde, nach dem es leidenschaftlich verlangt.

Immerhin, wenn der Boykott rückwirkend ausgeübt wird, so wird es zu einer beträchtlichen Revolution in unserm deutschen Bühnenspiepllan kommen. Denn schon breitet sich der Krieg aus. So wendet sich Karl Sternheim „schärfstens gegen die Vergewaltigung deutscher Bühnendichter, die man vor die krasse Entscheidung drängt, sich entweder blindlings dem Verbande deutscher Bühnenschriftsteller anzuschließen, sich seinen angekannten Abmachungen mit einer Gruppe von Bühnenleitern und Verlegern zu unterwerfen oder an den meisten deutschen Bühnen nicht gespielt zu werden". Scheint hier ein Zwist zwischen Sternheim und seinem geschäftlichen Bevollmächtigten, dem Drei-Masken-Verlag, der zu den Haupttreibern des Bühnenkartells gehört, vorzuliegen, so tritt der andere Modedramatiker, Georg Kaiser, aus Brudergefühl für seinen Verleger Kiepenhauer, der dem Kartell nicht länger angehören will, auf den Plan. Unter den Bühnenleitern findet Max Reinhardt, der die Zugehörigkeit zum Bühnenverein als „Vergewaltigung" und „Abtötung" brandmarkt, bundesfreundliche Genossen. Vielleicht erleben wir bald eine Sezession und damit natürlich ein zweites Kartell. Man fühlt Mimes Wunsch in sich aufsteigen: „O, fräßen am Ende beide sich auf!" Aber solche Wünsche finden leider keine Erfüllung, wenn der Wünschende untätig bleibt. Es ist ein wahrhaftiger Jammer, wenn man die ganze Behandlung dieser Angelegenheit in unserer Presse verfolgt. Man möchte danach meinen, es handele sich hier um Privatangelegenheiten einiger Geschäftskreise, während doch der innerste Nerv des deutschen Kunstlebens getroffen wird.

Karl Storck

Zu den Kunstbeilagen

Die drei Bilderbeilagen des vorliegenden Heftes sind einer Folge von Radierungen Hans A. Bühlers entnommen, die unter dem Titel „Das Nachtigallenlied" ein in eigenartiger Größe gesehenes Bild des menschlichen Sehnens und Strebens gibt. Wir werden die Freude haben, unsern Lesern noch einige Proben der Malerei Bühlers vorführen zu können und dabei sein bedeutsames Gesamtschaffen zu umschreiben suchen.

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Unter Erzbergers Knute · „Reichsnotopfer“? · Christlicher Bolschewismus · Thersites und Prometheus

Wer in Deutschland kennt eigentlich das Versailler Vertragsinstrument? Ich bin überzeugt, daß kaum 50 Menschen seinen Inhalt und seine Folgen voll verstehen. Von Ihrer Regierung sind es sicherlich nur wenige. Der Versailler Friede bedeutet für Deutschland das gleiche wie die Kapitulationen für das osmanische Reich vor dem Kriege. Sie werden Ihre öffentliche Dette publique so sicher bekommen, wie die Türkei sie hatte. Mit Kapitulationen und Dette publique werden Sie ein ebensolches Schattendasein fristen können wie das osmanische Reich. Deutschlands Kopf- und Handarbeiter werden fortan in Lohn und Fron der Entente arbeiten, die mit Ihren dem Lande aufgezwungenen Renten- und Steuergesetzen mit der Sozialisierung des Besitzes beginnt. Jede Vermögens- und Kapitalsbildung, jeder Grundstock zu einer Wiedergeburt wird bei Ihnen ausgeschlossen sein.“

So äußerte sich kürzlich ein höherer fremdländischer Staatsmann zu einem Mitarbeiter der München-Augsburger Abendzeitung. Wer hat den Mut, ihm zu widersprechen? Kein Ehrlicher auch unter denen, die in ihrer wahnwitzigen Verblendung dieses Schicksal über Deutschland verhängt haben. Aber „Brot, Freiheit und Frieden“, Völkerbundverbrüderung wurde uns verheißen, und wer, wie es hier in allen Einzelheiten geschah, mit warnend beschwörenden Worten das Unausbleibliche vorausjagte, war ein wüster Alldeutscher, unfähig, die geheime Wissenschaft, die unschätzbaren Vorteile der Selbstentwaffnung und bedingungslosen Selbstenthauptung zu begreifen. Prophetengabe gehörte zu solcher Voraussage nicht, aber es gehörte ein übernatürliches Opfer des Intellekts dazu, das Gegenteil auch nur für möglich zu halten. In der sozialdemokratischen „Neuen Zeit“ bemüht sich zwar ein Arzt, Dr. Alfred Beyer, in einer an sich begründeten wissenschaftlichen Untersuchung um den Nachweis, daß die Geistesverfassung, aus der jene verhängnisvollen Stimmungen und Handlungen hervorgingen, auf die Unterernährung, die Hungerblockade zurückzuführen sei. Derartige Versuche, psychische und ethische Erscheinungen durch die Mittel experimenteller „Wissenschaft“ zu rein materialistischen Vorgängen zu verdichten, pflegen ihren Eindruck nicht zu verfehlen. Aber

Digitized by Google

man gelangt dann auch leicht in materialistische Niederungen und Plattheiten, wie die Haeckelschen „Welträtsel“ dafür ein beredtes Zeugnis ablegen, und man verbaut sich den Weg zu tieferen Erkenntnissen und weiteren Horizonten, wofür wiederum die bornierte Ablehnung von Tatsachen, wie Telepathie, Hypnotismus u. a. gerade durch die „Wissenschaft“ ein klassisches Beispiel sind. Vergessen wir doch über allem nicht, daß es letzten Sinnes der Materialismus war, an dem wir zugrunde gegangen sind, und der auch der Mutterboden und darum das Verhängnis dieser Revolution war. Hier aber scheitert die Beweisführung schon an der entscheidenden Tatsache. Tatsache ist, daß die Umsturzbewegung nicht von den kämpfenden Fronttruppen zu Wasser und zu Lande ausgegangen ist, sondern von den Leuten in der Etappe, in den großstädtischen Munitionsfabriken und Garnisonen, den Werften und ähnlichen wohlgeborgenen Stätten. Nun wird wohl niemand behaupten wollen, daß gerade diese Leute von Hunger ausgemergelt waren, und den Ausschlag haben doch schließlich die Führer in den Linksparteien und in der „demokratisierten“ Regierung gegeben. Waren die Herren Haase, Cohn usw. mit ihren unternehmungslustigen Matrosen, Deserteuren, Verbrechern, Kostgängern Joffes und Radeks, mit dem ganzen Gesindel, das doch den „Stamm“ und die „Seele“ der eigentlichen „Aktion“ bildete, — unterernährt? Oder Herr Scheidemann? Aber vielleicht Herr Erzberger? Denn diese tragen einen viel größeren Teil der Verantwortung an dem Zusammenbruche, als mancher wüste, aber einfältige Spartakist, der nur die dumme Ehrlichkeit der Konsequenz hatte. Wer waren und sind denn die Nutznießer jener Taten? — In St. Moritz lebt sich's gut, um Herrn Erzbergers Wohlbefinden braucht sich der deutsche Steuerzahler keine Sorgen zu machen, Herr Erzberger wird auch unter der Steuerlast, die er dem deutschen Volke aufbürdet, nicht zusammenbrechen, es liegt nur an uns, wenn wir seinem heroischen Beispiele nicht folgen. Wenn wir unser Schäfchen beizeiten ins Trockene gebracht hätten, könnten wir mit einer patriotischen und sozialistischen Begeisterung ohnegleichen jede Steuer auf uns nehmen und sie wäre leicht zu tragen!

Das angeblich „freie“ (durch die Revolution „befreite“!) Volk wird überhaupt nicht gefragt, seine Vertretung, soweit sie nicht die Leibgarde dieses feisten Cäsars bildet, von jeder ernsthaften Prüfung und Durchberatung ausgeschalter, mit den fertigen Gesetzesvorlagen einfach überrumpelt, so daß selbst die Finanzfachmänner in den einzelnen Fraktionen nicht die Zeit gewinnen, sich mehr als einen nur flüchtigen Überblick zu verschaffen. „Diese Gesetzmacherei der neuen Regierung“, stellt die „Tägl. Rundschau“ fest, „entspricht der Arbeit, wie sie bereits in Weimar namentlich bei der Durchpeitschung der Gesetzesvorlagen im Juli und August geleistet worden ist. Die heutige Regierung, und namentlich der Finanzseiltänzer Erzberger haben gar kein Interesse daran, daß das Parlament sich ernsthaft mit den Dingen beschäftige. Es ergibt sich also das Bild, daß Herr Erzberger rein diktatorisch seine Gesetzentwürfe vorlegt und sie überhaster durch Reichsrat und Parlament treib., ohne den zuständigen Stellen die Möglichkeit der Prüfung zu geben. Herr Erzberger trägt demnach allein die Verantwortung für die Steuern, wie sie in so ungeheurem Ausmaße dem deutschen Volke noch nicht

Digitized by Google

angeboten worden sind. Herr Erzberger kassiert mit einem Griff Milliardenwerte des deutschen Volksvermögens, ohne daß das deutsche Volk durch seine rechtsmäßige Vertretung zur eingehenden Prüfung in der Lage ist, ohne daß man überhaupt wüßte, was aus dieser Konfiskation des Vermögens wird, wo die Gelder bleiben, die Herrn Erzberger bewilligt werden... Was heute vor sich geht, ist keine gesetzgeberische Tätigkeit mehr, sondern ist Diktatur in der krassesten Form, Absolutismus, wie er in den Zeiten des russischen Zarismus kaum schärfer zum Ausdruck gekommen ist."

Die Freiheit der „Republik" ist und bleibt also — wie auch Herr Erzberger bleibt — keine andere, als daß sich das „freie" deutsche Volk gehorsam unter die Knute eines Hias Erzberger gestellt hat. Die Knute der Entente scheint demnach den Bedürfnissen dieses freien Volkes noch nicht genügt zu haben, es mußte noch eine andere geflochten werden, wieder eigenhändig. — Das hätte die alte Regierung, das hätte der Kaiser wagen sollen! Nicht auszudenken — Revolution! Aber — Erzberger? Ja, Schaf, das ist doch ganz was anderes. Wenn Herr Erzberger in die „Verbannung" geht, dann tut er's freiwillig, wann und wohin es ihm paßt. Und in St. Moritz lebt sich's gut. „Erst schaff' dein Sach, dann trink und lach."

* * *

Am 9. Dezember sollte vor der zweiten Beratung des „Reichsnotopfers" in der Nationalversammlung eine Kundgebung für unsere zurückgehaltenen Kriegsgefangenen veranstaltet werden. Diese Kundgebung fiel aus, dafür veranstaltete die Mehrheit des Hohen Hauses eine Huldigung für ihren Cäsar; ganz stilgerecht, ganz nach Erziehung, Übung, Geschmack und Intelligenz: ungeheurer Lärm, förmliche Tobsucht, die nach der Gummizelle schrie: „Schluß! Raus! Pfui! Schuft!" usw. Wegen Majestätsbeleidigung, deren sich der deutschnationale Redner zum „Reichsnotopfer", Dr. Hugenberg, gegen die geheiligte Person des Herrschers unterwunden hatte. Es hatte einer der Katze die Schelle umgehängt — das war's! Aber viele unter diesen Demokraten und Republikanern bestimmte nicht einmal die loyale Untertanentreue, die Einfaltspinsel waren nur einem ganz plumpen, abgenützten Erzbergertrick zum Opfer gefallen. Der erprobte Zyniker hatte ihnen nämlich mit dem Barbierlöffel eingeflößt, Dr. Hugenberg habe an ihn das Ersuchen gerichtet, die Feinde doch ja so bald wie nur möglich in das Ruhrgebiet einrücken zu lassen. Das hatten diese Erwählten, die über die Zukunft des deutschen Volkes entscheiden, denn auch wirklich geglaubt! Schöne Aussichten für diese Zukunft!

Die Rede des deutschnationalen Abgeordneten wird noch auf lange hinaus „aktuell" bleiben. Sie begann mit der Feststellung, daß selbst Lujo Brentano im „Berliner Tageblatt" das Gesetz einen „Wahnsinn" genannt hat. „Der Finanzminister und seine sozialistischen Freunde verfolgen das Ziel der Sozialisierung mittels der Steuer und sprechen davon, daß aus innerpolitischen Gründen der angeblichen Volksstimmung nachgegeben werden

Digitized by Google

müsse, gerade in dieser Form die Finanzaufgaben zu lösen. Da hört also der Finanzminister auf, und die blinde politische Leidenschaft führt die Zügel. Daraus erwachsen die verhängnisvollen Mängel der Vorlage. Unser Land steht in schwerer wirtschaftlicher Krise, Millionen beziehen Arbeitslosenunterstützung, die Bergwerke können nicht genug arbeiten, Eisenbahn und Post sind in schaudervollem Zustand, unsere Regierenden wissen wirtschaftlich nicht aus noch ein und sinnen heimlich nach, wie sie die Verantwortung los werden können. Es vollzieht sich an unserem Reichtum ein wahrer Ausverkauf zu Schleuderpreisen. Das Deutsche Reich hat keinen Kredit mehr im Ausland. Nur die gut und zuverlässig geleiteten Betriebe und die hinter ihnen stehenden Privatvermögen bilden noch das Gerüst, auf dem unser Wirtschaftsgebäude nach außen und innen ruht. Unsere Industrie braucht neuen Kredit zu Anschaffungen, bei den Banken machen sich die Kreditverhältnisse bemerkbar, da macht Herr Erzberger ein Gesetz, das das Kapital verschleudert. Von einer Million Vermögen werden 40 Prozent, von 7 Millionen 65 Prozent weggesteuert. Ich stelle mich nicht hinter den Geldbeutel der Besitzenden; diesen dummen Trick lasse man beiseite. Meine Partei braucht heute die reichen Leute nicht mehr als Sie. Das Volk will ehrlichere Verwalter des Volksvermögens, als die Schieber, die unter dem neuen System wie Pilze aus der Erde schießen, und als die korrupte öffentliche Verwaltung, die sich bei längerer Dauer der heutigen Wirtschaft überall in Deutschland entwickeln wird.

Herr Erzberger sagte zwar im Ausschuß, infolge der dreißigjährigen Stundung brauche niemand sein Betriebskapital wegzugeben, aber er mußte doch zugeben, daß die Vermögensmasse des Steuerschuldners sich automatisch um den Betrag des Reichsnotopfers vermindere. Mit dieser Steuerschuld sinkt der Kredit des Steuerzahlers. Bei diesem Zusammenschrumpfen der Mittel und der Kreditbasis und dem gleichzeitig erhöhten Kreditbedarf kann kein Betrieb mehr denselben Warenumsatz bewältigen und dieselbe Zahl von Angestellten und Arbeitern beschäftigen. Die Meinung, unsere Feinde würden im eigenen Interesse nicht so unpolitisch sein, uns vollends zugrunde zu richten, findet in ihrem bisherigen Verhalten keine Stütze. Die angelsächsische Rasse hat Irland auf dem Gewissen, sie hat es fertig gebracht, ganze Volksstämme bis zum Letzten der Mohikaner auszurotten und dann ein wunderschönes Buch darüber zu schreiben.

Herr Erzberger hat am 13. Juli 1919 in der Nationalversammlung gesagt: ‚Die Behauptung, als ob die deutschen Schiffe ausgeliefert würden, ist ein Grundirrtum; wer das ausspricht, schadet dem deutschen Interesse.‘ In ähnlicher Weise sagte er: ‚Die Schiffe sind nicht ausgeliefert, sondern werden zur Verfügung gestellt.‘ (Zuruf: Abwarten!) ‚Es ist geradezu unerhört, wenn Sie heute solche Zwischenrufe machen. Sie wissen nicht, wie Sie das deutsche Interesse schädigen. Wir haben jene Sicherheit, die durch die internationalen Verträge gewährleistet ist. Die Sicherheit des Waffenstillstandsvertrages ist gewährleistet.‘

Digitized by Google

Ich möchte sagen: Es ist geradezu unerhört, daß ein deutscher Finanzminister, der schon einmal solche Erfahrungen mit den deutschen Schiffen gemacht hat, nunmehr auch noch das deutsche werbende Kapital in der Weise, wie es mit dem Reichsnotopfergesetz geschieht, dem Zugriffe der Feinde ausliefert. Ich sage nicht, daß der Feind ein Recht dazu hat, sondern nur, daß er es tun wird, wenn Sie es ihm so bequem machen. Es ist geradezu unerhört, wenn Sie behaupten, wir gäben dadurch dem Feinde den Weg an, wir machten ihn auf etwas aufmerksam, worauf er in seiner Unschuld gar nicht kommen würde. Halten Sie uns eigentlich für so dumm, daß wir uns durch Spiegelfechterei verhindern lassen würden, unsere Pflicht dem deutschen Volke gegenüber zu erfüllen? Herr Erzberger hat seinerzeit gesagt: ‚Sollte sich herausstellen, daß Gefahr besteht, daß der Feind das Notopfer beschlagnahmt, so würde ich nicht zögern, dieses Gesetz zurückzuziehen und die Aufhebung dieses Gesetzes der Nationalversammlung vorzuschlagen.‘

Ich lasse es dahingestellt, ob Herr Erzberger das dann noch können wird. Aber ich mache ihn darauf aufmerksam, was in der Presse unserer Feinde erörtert worden ist, und frage ihn, ob es nicht an der Zeit ist, seine Zusage einzulösen. Bei der heutigen internationalen Lage ist das Reichsnotopfer ein so unerhörter Leichtsinn, etwas so Unverständiges, daß sich Tausende fragen, wie ist das eigentlich möglich und zu erklären? Ihnen, Herr Erzberger, muß ich ein furchtbares Wort sagen, gegen das mein eigenes Empfinden sich sträubt, das Sie mit Ihrer Politik aber geradezu herausfordern: Wenn doch einmal Schritt für Schritt das deutsche Volk an die Kette internationaler Wirtschaftssklaverei gelegt werden soll, dann mag es lieber offen und ehrlich geschehen, als hinten herum, dann lassen Sie den Feind — es ist mir schwer, Ihnen das vor aller Welt zuzurufen — doch lieber gleich das Ruhrgebiet besetzen....“

Hier setzte die erwähnte Ovation der Leibgardisten ein. Erst nach geraumer Zeit konnte der Redner fortfahren:

„Sie wollen mittels der Steuer sozialisieren. Bei Einbringung des Gesetzes hat Herr Erzberger das sehr deutlich in den Vordergrund geschoben, indem er sagte, das Reichsnotopfer ist seiner Tendenz nach kein Steuergesetz (!), sondern ein Sozialisierungsgesetz (!). Herr Erzberger warnte vor Experimenten, sie würden mehr schaden als nützen; er meinte, wir betrieben dadurch tatsächlich weitgehende Sozialisierung, daß wir den Besitzenden das Geld wegnehmen in Gestalt von Steuern, Vermögensabgaben, Erbschaftssteuer, Reichsnotopfer usw. Herr Noske kündigte (in einer Rede in Chemnitz) Steuergesetze für den Winter an, die die großen Vermögen mit 75, vielleicht 80 Prozent des Gesamtbesitzes träfen. Wenn das durchgeführt werde, so sei jeder Unternehmer nur noch ein besserbezahlter Angestellter im Dienste der Allgemeinheit. Ich sage hierzu: Sozialisieren bringt kein Geld, es kostet Geld. Das ist selbstverständlich, wenn man nach alter solider Sitte die Vorbesitzer entschädigt. Dazu sind Anleihen notwendig. Man vermehrt also zunächst seine Schulden, statt sie zu vermindern. Sozialisieren kostet aber auch Geld, wenn man entschädigungslos

Digitized by Google

enteignet. Eine solche Enteignung widerspricht den Bestimmungen der Verfassung, die das Eigentum schützt. Wenn man nun im Rahmen dieser Enteignungsmaßnahme, als welche sich das Reichsnotopfer darstellt, Geschäftsanteile und Sachwerte aufnimmt, so kann man dadurch die Reichsschuld, insbesondere die schwebende Schuld nicht vermindern. Aufgabe des Finanzministers soll es sein, die Finanzen zu ordnen, das ist für das ganze Volk die Lebens- und Schicksalsfrage. Ein Finanzminister, der statt an die Beseitigung seiner schwebenden Schuld an die Sozialisierung denkt, gleicht dem Steuermann, der in höchster Seenot nicht den graden Kurs innehält, sondern seinen Geist mit starken Mitteln berauscht. Auch von sozialdemokratischer Seite, so von Dr. Lensch, ist auf die Gefahren der Sozialisierung hingewiesen worden, er bezeichnet sie als eine Ausbeutungsmaschine im Dienste einer ausländischen Eroberungslust. Ich brauche nur auf den jammervollen Zustand unserer Reichs- und Staatsbetriebe hinzuweisen. Sie werden vielleicht den ganzen Ertrag des Reichsnotopfers verschlingen, zum Schrecken unseres ehrlichen Beamtentums, dessen Stellung durch die mangelnde Fürsorge der jetzigen Regierung von Monat zu Monat schwieriger wird. Sie werden schwer geschädigt durch all die Schlamperei, die Günstlingswirtschaft und das Schiebertum. Das sind die Folgen, wenn man keine Autorität mehr anerkennt.

Nur noch kurze Zeit, und Sie haben nur noch zwischen den sozialisierten Betrieben oder dem internationalen Kapital zu wählen. Herr Erzberger scheint ja schon an die Verpfändung unserer Eisenbahnen zu denken. Schon während des Krieges hat man zwischen gesundem und ungesundem Egoismus unterscheiden gelernt. Unter dem Einfluß dieses Egoismus stehen unsere erfolglosen Staatsmänner. Jetzt befindet sich die Vivisektion des wirtschaftlichen Körpers in vollem Gange. Das ausländische Kapital ist auf dem Markte, den Typus kennen wir, er ist der des Schiebers, der keine Hemmungen des Gewissens kennt. Mit dem anständigen Kaufmann werden Sie fertig werden, wenn Sie mit der Energie Erzbergers ihm die Daumenschrauben der Sozialisierung und der Vermögenskonfiskation ansetzen, mit dem Schieber werden Sie aber nicht fertig, Sie werden erkennen die Rücksichtslosigkeit dieser Sorte von Menschen, die aus anderem Holz geschnitzt sind als der anständige Kaufmann. Dann wird eine Zeit kommen, wo die übriggebliebenen deutschen Industriearbeiter sich nach dem vielgeschmähten Kapitalisten von heute zurücksehnen. Die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo Deutschland von der Krankheit des undeutschen marxistischen Sozialismus geheilt sein wird. Aber darüber wird es aus einem großen und freien zu einem kleinen, geknechteten Volk werden. Es darf nicht soweit kommen, daß Amerika bei uns ein Großbankunternehmen errichtet, das sich nicht sozialisieren läßt, sondern unter dem Schutz der Macht das Spargeld der deutschen Arbeiter abnimmt."

Aber noch einmal ergriff Dr. Hugenberg das Wort. Zu einer persönlichen Antwort an Erzberger, der ihm mit der gekennzeichneten Kunstfertigkeit „landesverräterische" Wünsche und Äußerungen unterstellt hatte. Dr. Hugenberg erklärte: „Ich habe Herrn Erzberger schon lange für einen Landesverräter ge-

Digitized by Google

halten.“ So ist das Wort heraus, auf das im ganzen Reiche Unzählige schon lange gewartet hatten, und das man — außerhalb der Nationalversammlung — wo man nur hinkommt, hören kann.

* * *

Ein Reichsfinanzminister, über den der französische Politiker A. de Guilleville im „Temps“ wörtlich urteilt: „Der Umstand, daß Erzberger noch immer das Finanzministerium in Händen hat, verursachte und wird auch in Zukunft nicht wieder gutzumachendes Unheil anrichten. Erzberger könnte sich das Patent eines Baisse-Spekulanten erwerben, so sehr steht sein Tun im Zusammenhang mit dem Sinken der Mark.“

Ein Reichsfinanzminister, vor dessen Künsten selbst ein Gothein im „Berliner Tageblatt“ warnt, als vor dem „bedenklich weit getriebenen Zentralismus“ des „sozialdemokratischen Steuerprogramms des Konvertiten Erzberger“, das „volkswirtschaftlich nicht zu verantworten sei“, das „eine Verbeugung vor der Straße“ und „im höchsten Grade kapitalfeindlich und damit unsozial sei“.

Bei uns, schreibt Oberfinanzrat Dr. Bang in der „Deut. Ztg.“, „schlägt man aus sozialistischem Eigentums- und Kapitalshaß die Produktion tot und vollendet das Werk, was den Feinden noch nicht voll gelang. Wie anders der ausländische Sozialismus Die sozialistische ‚Fabian society‘ in London sagt in ihrer Denkschrift: ‚Wie bezahlen wir den Krieg?‘: ‚Der einzige Weg ist, nicht Lasten zu vergrößern, sondern die Nation als Ganzes produktiv zu machen. Die Gesamtheit hat jetzt nicht zu überlegen, wie man besteuert, sondern wie man die Produktion vermehrt!‘ Beneidenswertes England! Friedrich der Große schrieb am 19. Februar 1763, also vier Tage nach der Unterzeichnung des Hubertusburger Friedens, an die Herzogin Luise Dorothea von Gotha über Sachsen: ‚Das unglückliche, durch sechs Kriegsjahre verheerte Volk ist noch vor den Präliminarien mit neuen Steuern bedrückt worden. Wahrhaftig, wer solcher Härte fähig ist, verdient nicht glücklich zu sein.‘

Das neue Steuerprogramm ist in Wahrheit nur Mittel zum Zweck. Dieser Zweck ist die endgültige Zerstörung unserer bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Herr Erzberger, dieser genußfreudige Gast des Schweizer Suvretta-Hauses, gefällt sich in der Rolle des christlichen Kommunisten. Das aber ist einer der widerwärtigsten Unbegriffe, die die Pseudoethik gewisser Kreise geschaffen hat. Das ‚christliche‘ paßt dazu wie die göttliche Auserwähltheit und Heiligkeit zum Engländer und seiner Staatsmoral. Tatsächlich verläuft dieser ‚christliche‘ Kommunismus im Bolschewismus. Herr Erzberger wird mit diesem Steuerprogramm zum Heros der Unabhängigen. Vielleicht sehen wir ihn noch als — ihren Reichskanzler.“

Das kann schon kommen. Die Beziehungen bis hin zu der Gruppe der Spartakisten sind auffallend freundliche. Ein weiser Mann versichert sich für alle Fälle.

* * *

Digitized by Google

Auch wer zum Sozialismus auf einem Dr. Hugenberg ganz entgegengesetzten Standpunkte stehen mag, wird doch nicht behaupten können, daß gerade der gegenwärtige Zustand des Deutschen Reiches den Versuch einer solchen grundstürzenden Umwälzung begünstigt oder nur gestattet. Das bedarf so wenig einer Beweisführung, daß selbst die ehrlichen und ernsthaften Bekenner dieser Lehre sich nicht nur völlig darüber im klaren sind, sondern auch dringend vor diesem Selbstmord — Selbstmord auch des Sozialismus — gewarnt haben. Aber was verschlagen die Stimmen dieser Ehrlichen und Einsichtigen gegen demagogisch aufgewühlte blinde Leidenschaften? Wer heute zur Macht gelangen oder sich in der Macht behaupten will, muß es so anfangen, wie Reineke Erzberger: sich tief vor der Straße verbeugen, der Masse als seinem Herrn und Meister huldigen, um sie desto leichter und sicherer zu beherrschen. Denn diese Revolution steht und fällt mit dem Begriff „Straße". Nichts von einer Leidenschaft, geneidetes Göttergut für sich zu erraffen, — nur niedere Brunst nach materiellem Gewinn und Genuß, nach den heiß geschmähten, aber noch viel heißer begehrten Gütern der anderen. Nicht eine höhere Ordnung, nur ein Platzwechsel an demselben gedeckten Tische: „ôte-toi, que je m'y mette". Nicht im Zeichen des Prometheus stand diese Revolution, sondern des Thersites. Und zu allerletzt ist sie, Minerven gleich, dem Haupte des Zeus entsprungen. „Die Revolution", kennzeichnet sie Hans von Hentig im roten „Tag", „hat alle Chancen versäumt, konstruktiv, fruchtbar, wirklich revolutionär und wirklich sozial zu sein, sie hat alle Chancen versäumt, die das verzweifelte Friedensbedürfnis der Massen ihr in den Schoß warf. Statt Deutschland auf ihre Art — und der Möglichkeiten waren viele — zu retten, hat sie das Land und vor allem die Arbeiterschaft immer tiefer in den Sumpf der Ungerechtigkeiten gestoßen. Die rote Fahne, von wirklichen Männern und reinen Herzen hochgehalten, hätte eben so gut wie Schwarzweißrot über dem Rhein als Deutschlands Strom und nicht als Deutschlands Grenze wehen können. Die schlaffen Falten von Schwarzrotgold, diesem Banner der Romantiker und derer, die mit der Romantik anderer Geschäfte machen, hingen höhnisch über dem klein gewordenen, uneinig gemachten, verhungernden Groß-Deutschland. Männer saßen in Ministerstühlen, die nicht nur einzelne Verwegene angreifen, über die in nicht so kurzer Zeit ein ganzes Volk in Schamröte vergehen wird ...

Durch die erstaunliche Unfähigkeit der Revolution und die noch erstaunlichere Unfähigkeit der bisherigen revolutionären Führer ist für die meisten die Frage nach der Ursache unseres Zusammenbruches unzweideutig geklärt. Die Revolution ist die Schuldige. Sie ist es auch insofern, als sie in ihrem privaten Interesse an alle niedrigen Instinkte, die Feigheit, die Müdigkeit, die Aussicht auf leichten und müheloſen Gewinn appellierte und dadurch die Masse von dem nationalen Interesse losriß. Auch der Friedensschluß war ein solches kurzsichtiges Manöver, in dem Parteimänner, ‚um Blutvergießen zu vermeiden, um Deutschland vor weiterem Hunger zu schützen', oder wie die Redensarten sonst hießen, ihre Regierungszeit auf Kosten einer doppelt schwer belasteten Zukunft verlängerten."

Digitized by Google

Aber diese Betrachtung wäre einseitig und unfruchtbar, wenn ihr nicht auch die andere gegenüberstände:

„Wenn wir die Vorgeschichte der Freiheitskriege durchblättern, stoßen wir immer wieder auf das Wort Reformen, auf das Wort Kämpfe; auf Scharnhorsts schwere Kämpfe mit einem starr, überheblich und verzopft gewordenen Offizierkorps, auf Hardenbergs Konflikte mit den Ultrakonservativen, denen jede Reform mit mühsamer Zähigkeit erst abgerungen werden mußte. Auch sie meinten, daß nur Napoleons Übermacht Preußens Zusammenbruch verschuldet habe, sonst alles in Preußen herrlich und vollkommen gewesen sei. Eine Fülle glänzender Gestalten aber stieg aus dem Dunkel hervor, unbequeme Untergebene wie Yorck, Blücher und Gneisenau, ‚widerspenstige, trotzige, hartnäckige und ungehorsame Staatsdiener' (nach einem Wort Friedrich Wilhelms III.) wie Stein, alles Männer, die sich nicht auf den Boden der Tatsachen stellten, sondern den harten widerstrebenden Boden der Tatsachen aufrissen und die Saat der Zukunft hineinstreuten, bis der Tag da war, an dem von der Marwitz sagen konnte, daß die preußische Nation auf einer ganz andern, höheren Stufe stand als ihr König und sein Ministerium.

Bricht die Revolution einmal zusammen, dann dürfen wir nicht dort wieder anfangen, wo wir im Oktober 1918 aufgehört haben. Lassen wir der Revolution ihre Fehler, sie wird bitter dafür büßen müssen und wir mit ihr! Aber hüten wir uns davor, uns deshalb für vollkommen zu halten, weil die Revolution noch hundertmal unfähiger und geistloser war als ihre Vorgänger! Fürchten wir die Selbstzufriedenheit wie eine fressende Säure, die jetzt schon überall sich breitmacht! Nirgendwo ist ein Hauch von jener reformatorischen Glut zu verspüren, in deren reiner, weißer Flamme sich Preußen vor über 100 Jahren wieder veredelte und aufrichtete. Nirgendwo ist etwas von den Persönlichkeiten zu sehen, die Wärme und Kühle, Berechnung und Opfersinn, Vorsicht und geniale Kühnheit in dem Maße verbinden wie die Männer, die die preußische Erhebung vorbereiteten."

Thersites ist lange genug am Werke — wann wird der Funke des Prometheus in unserem Volk aufblitzen?

Digitized by Google

Auf der Warte

Das wahre Ziel

Am 3. November hat die Entente uns ein Protokoll zur Unterzeichnung vorgelegt, durch das der Friedensvertrag von Versailles in einem seiner wichtigsten Punkte geändert wird. Nach dem Schlußsatz dieses Protokolls sollen Meinungsverschiedenheiten zwischen Deutschland und den verbündeten Mächten über die Erfüllung bestimmter Verpflichtungen nicht zunächst einem Schiedsgericht, wie es der Artikel 17 des Versailler Friedens implicite bestimmt, unterbreitet werden, sondern es sollen sofor militärische Maßnahmen angewendet werden, um diese Erfüllung zu erzwingen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die treibende Kraft, die hinter diesem und den anderen Protokollen, Strafandrohungen und Vertragsänderungen steht, Frankreich ist. Was verfolgt nun Frankreich mit seiner Politik? Auf diese Frage findet Dr. C. Mühling im „20. Jahrhundert" eine Antwort, deren Richtigkeit nur von denen bestritten werden kann, die aus nichtsachlichen Gründen die Dinge nicht so sehen wollen oder können, wie sie sind — für den Türmer war sie von Anfang an selbstverständlich.

„Ich glaube, daß die Frage nicht durch die Furcht vor deutschen Rachegelüsten erklärt werden kann. Diese Furcht ist wohl das Mittel, das die Leiter der französischen Politik anwenden, um die große Masse der Bevölkerung für die Brutalitäten zu gewinnen, die sie fortgesetzt an uns begehen, aber sie selbst müssen, wenn sie nicht mit Blindheit geschlagen sind, von unserer militärischen Unschädlichkeit fest überzeugt sein. Das wahre, mit infernalischem Geschick und erstaunlicher Folgerichtigkeit angestrebte Ziel der französischen Politik ist die Erfüllung der die letzten Jahrhunderte durchwaltenden Sehnsucht des Franzosen, die Clemenceau trotz des hartnäckigsten Kampfes während der Friedenskonferenzen von Versailles nicht befriedigen konnte. Der große, vernichtende Sieg, den die Verbündeten über Deutschland davongetragen haben, ist nach französischem Empfinden mit der Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen und mit dem restlosen Ersatz der Kriegsschäden nicht ausreichend bezahlt. Die geopferten Menschenleben erfordern endlich den Gebietszuwachs, auf den Frankreich einen rechtmäßigen Anspruch zu haben glaubt, einen Anspruch, den es bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit immer wieder erhoben hat, der in dem mit Rußland geschlossenen Geheimvertrage vom Jahre 1916 seine diplomatische Sanktion fand, der während der Debatte über den Friedensvertrag von den Rednern der Parteien, die im Wahlkampf siegten, aufgestellt und dessen Preisgabe Clemenceau geradezu als Verbrechen angerechnet wurde. Die Franzosen suchen nach Vorwänden, auf Grund deren sie Maßregeln ergreifen, Forderungen aufstellen können, die sie in den Stand setzen, dieses Ziel ihrer Sehnsucht, das der Frieden von Versailles im wesentlichen deshalb noch nicht verwirklicht hat, weil die Vereinigten Staaten unter keinen Umständen dafür zu haben waren, noch nachträglich zu erreichen, die bisher nur von ihnen besetzten Gebiete in dauernden französischen Besitz zu verwandeln.

Das Protokoll, dessen Unterzeichnung jetzt zur Bedingung für die Ratifizierung des Friedensvertrages gemacht wird, wird ganz

Digitized by Google

gewiß nicht das letzte sein, zu dessen Annahme wir gezwungen werden sollen. Unter irgendwelchen Vorwänden werden uns, weil wir Bestimmungen des Vertrages nicht erfüllt haben, neue Strafen auferlegt werden, die uns schließlich bis zu einem solchen Grade der Verzweiflung treiben sollen, daß wir dazu reif werden, uns durch die Abtretung der besetzten Gebiete Ruhe und Frieden zu erkaufen. Wenn wir das Protokoll — mag es nun auch gemildert werden — unterzeichnen und damit zugestehen, daß militärische Maßnahmen gegen uns auch nach der endgültigen Ratifikation des Friedens erlaubt sein sollen, daß wir also dauernd außerhalb der Gemeinschaft der Kulturvölker und der Nichtkulturvölker stehen, die samt und sonders durch die Völkerbundsakte gegen ein solches Verfahren geschützt sind, so begeben wir uns auf einen Weg, der notwendigerweise mit dem Verlust der besetzten Gebiete enden muß."

Und nicht nur mit dem Verlust dieser Gebiete, sondern mit alledem, was dieser Verlust notwendig nach sich ziehen muß. Denn es sind nicht nur Raumkilometer, die mit ihm verloren gehen, obwohl Deutschland im Verhältnis zu dem, was in seinem Begriffe liegt, dann vollends zu einem Zwergstaate zusammenschrumpfte.

Aber von dieser Regierung wird alles unterschrieben werden bis zu dem Punkte, wo die absolute physische Möglichkeit auch eines fanatischen Unterwerfungswillens aufhört, wo auch der mächtigste Feind von dem Wehrlosen nichts mehr herauspressen kann, weil er sich schon von seinen Freunden hat auspressen lassen.

*

Die Auslieferungsfrage wird brennend!

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (früher „Norddeutschen") hat die deutsche Regierung einen Diplomaten zu einem höchst besorgten, auch sonst auffälligen Fühlungsversuche in der Auslieferungsfrage vorgeschickt. „Die deutsche Regierung", so schreibt dazu die „Deutsche Tageszeitung", „hat seinerzeit unter Führung Herrn Erzbergers zur Unterzeichnung auch der Auslieferungsartikel sich bereitfinden lassen. Sie hat in den dann folgenden Monaten auf die deutsche Presse eingewirkt, möglichst wenig von der Auslieferungsfrage zu sprechen und versucht überall die Auffassung zu verbreiten, das würde alles nicht so heiß gegessen, wie es gekocht worden sei, es würde alles nicht so schlimm werden; eine Logik, welche dem bekannten deutschen Charakterfehler berechnend entgegenkommt; von der Seite der Regierungstaktik ist das eine Frivolität. Im Laufe der Monate hat die Regierung dann wachsend begriffen, daß ein Akutwerden der Auslieferungsfrage ihr die Existenz kosten und noch viel weiter reichende Wirkungen haben könne. Gleichzeitig soll den Herren der Gedanke immer unangenehmer geworden sein, daß, wenn die Auslieferung nicht glatt von statten ginge, die Ententemächte dafür ihnen vielleicht sogar an den Kragen gehen würden, sei es direkt, oder mittels der Unabhängigen usw., und es heißt, daß die einschlägigen Minister mit besonderer Sorgfalt Auslandspässe vor ihrer Genehmigung immer daraufhin prüften, ob der Inhaber vielleicht auf einer der feindlichen Listen stehen könne. So wuchs die Beunruhigung der hohen Herren nach zwei Richtungen zugleich, und so benutzten sie im November die Sendung Herrn von Lersners nach Paris, um unter der Hand anzufragen, ob die Sache denn wirklich so ernst gemeint sei, ob sie sich nicht irgendwie anders deichseln ließe. Es ist kaum zu bezweifeln, daß man gleichzeitig die Versicherung abgegeben hat, die Strafverfolgung deutscherseits mit größtem Eifer und aller Strenge auf deutschem Boden und auf Grund des Ententematerials stattfinden zu lassen. Eine schroffe grobe Abweisung, und zwar in der Öffentlichkeit, erfolgte durch die Antwortnote des Obersten Rates in Paris, mit der gleichzeitigen freundlichen Aufforderung an die ‚Verbrecher', sich den Feinden freiwillig zu stellen und so der deutschen Regierung ihre Aufgabe zu erleichtern. Freiwillige Gestellung würde der

Digitized by Google

deutschen Regierung und ihren Parteien sicher das liebste sein, und es wäre sehr denkbar, daß die Aufforderung zur freiwilligen Gestellung einer deutschen Anregung in Paris entsprungen ist. Charakteristisch hierzu ist auch die Art, wie der ‚Diplomat' der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' der Entente darlegt, wie schwierig es sein würde, die auf der Liste Stehenden, die wohl durchweg Offiziere und Beamte seien, ‚dingfest zu machen', denn ihre früheren Berufsgenossen würden sich dazu meistens wohl nicht hergeben. Das ist die Sorge der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' und der Regierung. Ihnen kommt nicht einen Augenblick in den Sinn und in das Gefühl, daß es eine unerträgliche Ungeheuerlichkeit ist, deutsche Volksgenossen in dieser Weise der Willkür, Rachsucht und Grausamkeit auszuliefern und durch den Akt der Auslieferung die nationale Seele überhaupt des deutschen Volkes ermorden und in den Dreck treten zu lassen. Solche Gedanken kommen einer deutschen ‚Volksregierung' nicht. Sie ist nur besorgt um ihre eigene Stellung und Parteiherrschaft, und wie sie im übrigen über die Auslieferungsfrage denkt, das hat die drohende Andeutung Erzbergers in Weimar gezeigt, politisch unbequeme Persönlichkeiten auf die Auslieferungslisten der Feinde zu bringen; die Vorzüglichkeit der Beziehungen Herrn Erzbergers nach allen Seiten ist ja bekannt.

Kommt die Auslieferungsfrage zum praktischen Austrag, so wird sich das deutsche Volk wahrscheinlich in zwei große Lager scheiden. Die Auslieferungsfrage wird der Angelpunkt für die Gestaltung der inneren Verhältnisse in Deutschland werden. Es sind nicht die nationalen Parteien und Schichten, welche diese vielleicht sehr schweren Krisen hervorrufen, sondern es ist die Haltung und Sinnesart der Regierung und ihrer Parteien, in der sie die Auslieferungsartikel des Friedensvertrages unterzeichnet und damit eine Schuld auf sich geladen haben, die fortzeugend Böses gebären muß. Im letzten Grunde beruht das natürlich nicht allein auf dem Akte der Unterzeichnung, sondern auf der Gesinnung, d. h. vaterländischen Gesinnungslosigkeit, die zur Unterzeichnung dieser beispiellosen Forderungen des Versailler Friedensvertrages geführt hat. Die kommenden inneren Kämpfe werden ihrem Ergebnis nach zeigen, ob das deutsche Volk eine nationale Zukunft zu erwarten hat oder nicht, je nachdem eine Strömung siegt oder die andere. An der Richtigkeit dieses Kriteriums würden auch Einmischungen von außen nichts ändern können."

*

Gedenket der Balten und Baltenkämpfer!

Wie hat man es, schreibt D. Traub in den „Eisernen Blättern", fertig gebracht, weiten Kreisen des deutschen Volks die Balten zu verekeln! Es seien eben „Barone" und „Junker". Welcher Satan ist in die Deutschen gefahren, daß sie alles andere eher schätzen, als deutsches Blut und deutsche Art! Wo liegen jetzt die deutsch-baltischen Flüchtlingsfamilien, Frauen und Kinder? Öffnet man ihnen unsere Grenzen? Russen, Polen, Galizier strömen zu Tausenden zu uns herein. Die Balten sollen ausgerottet werden. Das ist der Plan der Entente. Gut! Die hat recht von ihrem Standpunkt aus. Sie will vernichten, was deutsch ist. Eine deutsche Regierung aber ist für die Deutschen da, und nochmals für die Deutschen und zum drittenmal für die Deutschen! Vergißt sie diese Pflicht, dann hat die Entente recht, wenn sie uns so lakaienmäßig behandelt, wie einen Knecht. Wir aber sollen nicht über die Feinde klagen, sondern über unsere eigene Regierung.

Nun sind die baltischen Truppen heimgekehrt. Es ist unwahr, daß sie alle in Unordnung kommen und spartakistisch gesinnt seien. Nein, sie kommen zum großen Teil in fester Hand und sicherer Ordnung. Deutsches Volk, danke ihnen! Ihr Herz ist voll Bitterkeit, ihre Faust zusammengepreßt, ihre Seele voll Miß-

Digitized by Google

trauen. Wie könnte es anders sein? Zeige du, daß du ein Deutscher bist. Ein Hilfsbund hat sich gebildet. Helfe, heile, stütze! Worte nützen wenig. Hier hilft nur die Tat. Geld ist gut und bitter nötig. Aber man vergesse nicht, daß die baltischen Truppen nicht Mitleid begehren, sondern erwarten, daß Deutsche ihre deutschen Kameraden achten. Jede niedergetretene Lüge über die Baltenkämpfer ist ihnen der liebste Gruß. Vielleicht kommt der Tag, an dem nicht nur die deutsche, sondern auch die alliierten Regierungen einsehen lernen, daß der Rückzug der eisernen Wehr den Sieg des Bolschewismus bedeutet. In Paris und London weiß man schon heute, daß gerade die deutschen Truppen der europäischen Kultur den selbstverleugnendsten Dienst taten, als sie sich der roten Sintflut entgegenwarfen. Ob man das auch in Berlin weiß? — Jetzt helfe ein jeder, der ein Herz hat für den vaterländischen und völkischen Gedanken. Geldspenden für die Baltikumkämpfer nehmen entgegen unter „Baltikum-Spende" die „Ostbank für Handel und Gewerbe" in Königsberg i. Pr., „Ostpreußische Landbank" in Tilsit; Liebesgaben an den „Vaterländischen Frauen-Verein" in Königsberg i. Pr. — Unmittelbar zur Sammlung berechtigte Persönlichkeiten haben einen handschriftlichen Ausweis des Generals Graf von der Goltz.

*

Helfferich-Erzberger

In der Klagesache Herrn Erzbergers gegen Dr. Helfferich wird mit Recht darauf hingewiesen — und das kann nicht deutlich genug geschehen —, wie auffällig lahm sich hier der Eifer des Herrn Erzberger in der Wahrung seiner persönlichen Reputation gezeigt hat. Seit Juni 1919 hat Herr Helfferich gegen ihn die schwersten Beschuldigungen erhoben, ohne daß Herr Erzberger es lange Zeit für nötig hielt, den Weg zu suchen, auf dem allein er eine Reinigung von Vorwürfen erreichen könnte, die seine persönliche Ehrenhaftigkeit aufs schärfste berühren. Helfferich mußte zweimal beim Reichspräsidenten in aller Form darauf dringen, förmlich petitionieren, in Anklagezustand versetzt zu werden; und nachdem der Reichspräsident am 7. September endlich mitgeteilt hatte, das Reichskabinett habe Stellung des Strafantrages gegen ihn beschlossen, vergingen noch über drei Wochen, bis Herr Erzberger tatsächlich den Strafantrag stellte!

Nachdem aber die Klage eingeleitet war, begann Herr Erzberger einen zähen Kampf darum, die Beweisführung seines Gegners nach Möglichkeit einzuengen. Diese Versuche Erzbergers sind höchst seltsam gegenüber dem umfassenden Charakter der Anschuldigungen Helfferichs, der den Reichsminister Erzberger uneingeschränkt als den Typ eines Mannes hinstellte, der aus der Politik in unzulässiger Weise ein Geschäft mache. Nach Lage der Dinge kann Dr. Helfferich sich trotz aller Bemühungen der Gegenpartei nicht nehmen lassen, die auf breitester Grundlage erhobene Anschuldigung gegen Herrn Erzberger auch auf breitester Grundlage unter Beweis zu stellen. Man darf wohl erwarten, daß das Gericht ihm darin beistehen werde; eine Abschneidung des Wahrheitsbeweises auf breitester Grundlage würde ja auch eine klare Rechtsbeugung sein.

*

Kotau

Der Reichsrat hat einen Gesetzentwurf angenommen, der die „Verfolgung von Kriegsverbrechen" vorsieht. Schon die Begründung dieses Gesetzentwurfes ist bezeichnend für die Würdelosigkeit unserer heutigen Regierung, denn der Entwurf wird damit begründet, daß man auf das Ausland Rücksicht nehmen müsse. Im Auslande, so heißt es nämlich, namentlich in den Ententeländern, seien Zweifel darüber geäußert worden, ob die Regierung mit der nötigen Tatkraft gegen Straftaten vorgehen werde, die von Deutschen gegen feindliche Staatsangehörige, namentlich auch im besetzten Auslande begangen seien. Es erscheine der Regierung aus politischen Gründen zweckmäßig, vor aller Welt klarzustellen, daß diese

Digitized by Google

Zweifel unbegründet seien. Darum schlägt der Gesetzentwurf vor, alle diese Taten der Zuständigkeit des Reichsgerichts zu unterstellen und den Oberreichsanwalt zu verpflichten, wegen solcher Verbrechen auch dann einzuschreiten, wenn sie im Auslande begangen sind, während bisher nach dem Strafgesetzbuche für im Ausland begangene Straftaten kein Verfolgungszwang bestand. Also wieder einmal, bemerkt die „D. Z.", will man um der Entente willen angebliche Greueltaten von Deutschen feststellen, trotzdem bereits auch schon ein Unterausschuß des Untersuchungsausschusses sich mit diesen „Rechtsverletzungen" befassen soll. Dagegen hört man nichts davon, daß die Regierung wegen der rechtswidrigen Handlungen, die jetzt im besetzten Gebiete in großer Zahl begangen werden, irgendwelche Untersuchungen einleitet, obgleich diese Greueltaten nicht etwa im Kriege begangen werden, sondern nach dem Waffenstillstand und während der Friede unmittelbar bevorsteht. —

Wenn etwas geeignet ist, den Ekel und die Verachtung in den Ententeländern gegen das heutige Deutschland noch zu steigern, dann ist es die Gesinnung, die sich in dieser Knechtsgebärde entblößt. Die Regierung hat es wirklich nicht nötig, das Ausland erst von dieser Gesinnung zu überzeugen.

*

Vorübungen zur Lösung der „Schuldfrage"

Dem „parlamentarischen Untersuchungsausschuß" gibt Dr. L. Ehlermann im „Tag" einige praktische Anleitungen an die Hand:

Endlose Akten werden gewälzt, endlose Referate und Korreferate erstattet, endlose Reden geschwungen. Äußerst wichtige „Vernehmungen" fesseln das öffentliche Interesse. Und eines Tages wird dann der Vorsitzende des Ausschusses der aufhorchenden Welt klipp und klar verkünden können: „Herr X Y ist schuld am Weltkriege ..."

Wäre es da nicht empfehlenswert, wenn die Leute, die sich an eine so schwierige Aufgabe wagen, ihren Befähigungsnachweis erst einmal durch überzeugende Lösung einer etwas leichteren Aufgabe brächten? Zum Beispiel: Wer hat die Völkerwanderung losgelassen? Wer war schuld an den Punischen Kriegen? Wer am Zusammenbruch des Weströmischen Reiches? ... Stellen wir die Aufgabe noch einfacher! Z. B. wer ist schuld an den Äquinoktialstürmen? Man wird zugeben müssen, daß Naturerscheinungen dieser Art im Vergleich zu weltgeschichtlichen ganz elementar und deshalb in ihren Ursachen sehr viel leichter und sicherer zu übersehen sind. Bei den Äquinoktialstürmen z. B. kommt man mit Physik und etwas Astronomie ganz wohl aus. Zur Beurteilung weltgeschichtlicher Probleme dagegen gehört volle Beherrschung eines gewaltigen Komplexes von Wissenschaften. Die Ursachen der Naturerscheinungen zu ergründen, kann man deshalb auch weit eher hoffen, als die weltgeschichtlicher Vorgänge. Nun also: wie steht es mit der Antwort? Sollte vielleicht der löbliche Ausschuß auch hier den Schuldigen nicht unfehlbar ermitteln können? Nun, dann gehen wir in unseren Anforderungen noch einen Schritt herunter und empfehlen ihm die bekannte Preisfrage: wenn ein Kamel nicht durch ein Nadelöhr geht, ist dann die Größe des Kamels oder die Kleinheit des Nadelöhrs schuld? Die Beschäftigung mit dieser Frage führt zu tieferer Einsicht in die Natur der Kamele. Denn daß ganz allein die bornierten Nadelöhre schuld sind, wird jedes Kamel mit um so stärkeren Brustton der Überzeugung und zugehöriger um so größerer sittlicher Entrüstung versichern, je — größer es ist ...

Was vielleicht das Tollste ist: diese Schuldfrage wird gerade von den Leuten am heftigsten erörtert, die sonst immer das Dogma verteidigt haben, daß die Weltgeschichte nicht von „Einzelnen", nicht von „Großen Männern" gemacht wird, sondern von den Massen; daß die großen Männer sehr mit Unrecht berühmt, bewundert, verehrt seien. Denn sie führten nur das aus, was die Massen, wenn auch unbewußt, wollten; sie vollendeten nur das, wofür die Zeit ohnehin reif sei, und wenn die betreffende

Digitized by Google

Großtat der eine nicht vollbracht hätte, so würde es eben ein anderer für ihn gemacht haben. Und nun begeben sich die Verfechter solcher Anschauungen auf die leidenschaftliche Suche nach dem Sündenbock?

*

Was Herr von Bethmann sich nicht vorstellen konnte

Der verstorbene bulgarische Gesandte in Berlin, Herr Rizoff, so berichtet Graf Reventlow in der „D. T.“, erzählte mir nicht lange vor seinem Tode, Herr von Bethmann Hollweg habe ihn gefragt, in wessen Solde ich wohl stände. Rizoff, der selbst aus dem Journalistentum hervorgegangen war, antwortete, er sei sicher, daß ich aus Überzeugung schriebe und in niemandes Sold stände. Herr von Bethmann Hollweg habe geantwortet, dann sei ihm ganz unbegreiflich, daß ich ihn mit solcher Schärfe dauernd angriffe.

Herr Rizoff war ein Mann von seltener Offenheit und Anständigkeit des Charakters. Es ist unendlich charakteristisch für Herrn von Bethmann Hollweg, daß er sich nicht vorstellen konnte, es könne ihn jemand aus rein politischen Gründen und einer von diesen getragenen eigenen Überzeugung angreifen und darauf arbeiten, daß er von seinem Platze verschwände.

*

Revolutionsgewinnler

Der „Fall Sklarz“, der so deutlich die Gefolgschaft der jetzt in Deutschland regierenden Kreise beleuchtet, wird natürlich auch in der schweizerischen Presse lebhaft besprochen. Wenig bekannt aber ist, daß Herr Sklarz, der langjährige Freund Scheidemanns, in den ersten Hotels der Schweiz ein wohlbekannter Gast ist. Seit vielen Monaten, wird der „Kreuzztg.“ aus der Schweiz geschrieben, wohnt Frau Sklarz im Grand Hotel Dower, wohl dem teuersten Hotel Zürichs, mit ihrem Kinde und einer „Nurse“, was ja weit eleganter klingt als Kindermädchen. Die Eleganz der Toiletten und der Reichtum an Schmuck erregte hier wie auch in St. Moritz, wo die Familie Sklarz zeitweilig Aufenthalt nahm, Aufsehen. Es ist dies die Elegauz, die heute typisch in der Schweiz geworden ist, und allgemein als Schieber-Eleganz bezeichnet wird.

Frohe Tage waren es, als Herr und Frau Sklarz ihren Busenfreund Scheidemann hier begrüßen konnten. Mit einem Frühstück, dessen Speisenfolge die größten lukullischen Genüsse aufwies, zu dem die erlesensten Weine serviert und Champagner in Strömen floß, feierten Herr und Frau Sklarz das Wiedersehen mit ihrem Freunde. Ein Lächeln nötigt es dem Wissenden ab, wenn Herr Noske jetzt die krampfhaftesten Anstrengungen macht, Herrn Sklarz von seinen Rockschößen abzuschütteln. Hier in der Schweiz war das zweite Wort des Herrn Sklarz „Mein Freund Ebert, mein Freund Noske“, welch letzteren er auch gewöhnlich familiär mit „Justav“ bezeichnete.

Herr Sklarz fuhr häufig nach Deutschland und wieder nach Zürich zurück, Paßschwierigkeiten gab es für Herrn Sklarz anscheinend nicht. Bei so hoher Protektion werden weder die Paßbehörden noch das Staatssteueramt sich um die Reisen des Herrn Sklarz gekümmert haben.

Wenn Herr Sklarz jetzt behauptet, daß er an den ominösen Geschäften nichts verdient habe, so wird dies insofern richtig sein, als Herr Sklarz diese Gewinne längst in die Schweiz in Sicherheit gebracht hat. Wie sollte auch sonst der Aufwand, den die Familie Sklarz hier treibt, bestritten werden?

Das Auftreten unserer hohen Regierungsmänner und ihres Anhanges in der Schweiz ist keinesfalls so bescheiden, wie es die Zeitumstände doch wirklich erforderten. Die Familie Erzberger wohnt nur in den teuersten Hotels, mit Vorliebe im Suvretta-Haus, dessen Preise selbst für das Preisniveau von St. Moritz als exorbitant bezeichnet werden müssen. Herrn Scheidemann hat der Schreiber dieser Zeilen selbst in Luzern beobachtet. Außer seinem Zimmer konnte Herr

Digitized by Google

Scheidemann ohne Salon nicht existieren. Seine Mahlzeiten ließ er sich auf der an seinen Salon anstoßenden Terrasse servieren, kurz, Herr Scheidemann hatte sich die Allüren eines Grandseigneur in kurzer Zeit angewöhnt. —

Sehr anmutig. Man begreift nun vieles, man begreift auch, daß Herr Erzberger in diesem Bilde kein Schönheitsfehler ist und uns erhalten bleibt..."

*

Entente und Unabhängige

Wenn noch nicht durchweg mexikanische Zustände in Deutschland herrschen, so danken wir das in erster Linie den Sicherheits- und Einwohnerwehren, die überall da erfolgreich einsprangen, wo die auf Grund politischer Gesinnungstüchtigkeit zusammengestellten Polizeitruppen versagten. Die neuen Hüter der Ordnung sind den Unabhängigen von jeher ein Dorn im Auge gewesen. Herr Henke, jetzt Haases Nachfolger auf dem Autokratenthron der Unabhängigen, hat es daher für nötig gehalten, in der Nationalversammlung die verhaßte Formation bei der Entente anzuschwärzen, indem er diesen Versuch, dem Räubergesindel in Stadt und Land eine entsprechende Polizeimacht entgegenzustellen, als einen Verstoß gegen den Friedensvertrag auslegte.

Die Wirkung dieser Denunziation ist bekannt. Was Wunder, daß auf dem Leipziger Parteitage die „englische Gerechtigkeit" in hohen Tönen gepriesen wurde, während man auf der andern Seite die deutschen Machthaber als „Tiere in Menschengestalt" kennzeichnete.

Die zarten Beziehungen der Unabhängigen zur Entente bestehen nicht erst seit gestern. Schon im Kriege wurde den feindlichen Spionen von ihren Zentralen aufgegeben, im Falle sie irgendwelcher Unterstützung durch Rat und Tat bedürften, sich nur immer getrost an einen Vertrauensmann der Unabhängigen zu wenden. Auf den könnten sie Häuser bauen, wenn es gelte, das eigene Volk zu verraten.

*

Festhalten!

Hindenburg hat unter Eid vor dem sogenannten Untersuchungsausschusse erklärt:

„Während sich beim Feinde trotz seiner Überlegenheit alle Parteien zusammenschlossen, machten sich bei uns, je schwieriger unsere Lage wurde, die (demokratisch-sozialistischen) Parteiinteressen um so schärfer geltend."

Hindenburg wollte „Kraft und Mitarbeit gewinnen, bekam aber Versagen und Schwäche".

„Die deutsche Armee ist von hinten erdolcht worden; wo die Schuld liegt, bedarf keines Beweises."

Im „Vorwärts" hat der Satz gestanden: „Ich bekenne ganz offen, daß ein voller Sieg den Interessen der Sozialdemokratie nicht entsprechen würde."

„An dem Tage," so hat Walter Rathenau gesagt, „wo der Kaiser als Sieger mit seinen Paladinen auf weißen Rossen durch das Brandenburger Tor einziehen würde, hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren."

*

Was wird aus den Deutschbalten?

Was ein Gewährsmann der „Deutschen Zeitung", August Abel, unter dem 25. November v. J. aus seinen persönlichen Erlebnissen dazu berichtet, läßt diese quälende Gewissensfrage in einem geradezu schaurigen Lichte erscheinen. Welches Licht dabei auf die uns heute Regierenden fällt, sei ihrer eigenen Gewissensprüfung überlassen. Der berichtete Fall ist unerhört:

„Zwei Damen, eine geborene Reichsdeutsche und eine Deutsch-Baltin namens Fräulein von Harpe trafen in der Nacht auf dem Bahnhof in Bajohren ein, um nach Deutschland zurückzukehren. Die Reichsdeutsche hatte einen Ausweis vom Kampfgeschwader Sachsenberg, daß sie bis zu diesem Tage als Helferin in der Krankenpflege beim Geschwader tätig war und infolge der un-

Digitized by Google

sicheren Verhältnisse nach Deutschland zurückkehre. Der an der Grenzübergangsstelle diensttuende republikanische deutsche Hauptmann erkannte diesen Ausweis aber nicht als ausreichend an, sondern verlangte eine Geburtsurkunde! Da die Dame diese nicht vorzeigen konnte, wurde ihr bedeutet, sie könne zurückfahren, wo sie hergekommen sei (!). Der Deutschbaltin, die mit einem gleichen Ausweise versehen war, wurde dasselbe gesagt. Alles Bitten und Flehen half nichts: der Zug nach Deutschland fuhr ab, nachdem man die eine der beiden Damen gewaltsam am Besteigen des Abteils verhindert hatte, der Wartesaal wurde geschlossen, und die beiden Damen standen des Nachts um ½2 Uhr bei 12 Grad Kälte unterkunftslos auf dem Bahnsteig in Bajohren, bis sich schließlich ein Kriminalbeamter (kein „republikanischer deutscher Hauptmann"! D. T.) ihrer erbarmte und sie mit in seine Wohnung nahm, wo sie sein eigenes Schlafzimmer mit ihm und einem andern Herren teilten. Dann bestiegen sie den nächsten nach Mitau zurückfahrenden Zug und hätten gewiß das Schicksal der 50 Ermordeten oder 150 Verwundeten geteilt, wenn nicht in Murajewo der Chefarzt eines Lazarettzuges sich ihrer angenommen und sie mit nach Deutschland genommen hätte.

Wir verstehen, daß die deutsche Regierung die Einwanderung nach Deutschland erschweren will und wünschen nur, daß sie dies schon früher getan hätte, denn dann trieben heute 60 000 russische Juden weniger ihr Unwesen in Berlin. Die in Bajohren abgewiesene Deutsch-Baltin hatte sechs Wochen in bolschewistischen Gefängnissen gesteckt, vier Wochen in lettischen Kerkern geschmachtet, ihr Vater war monatelang nach Sibirien verschleppt und diente beim Kampfgeschwader Sachsenberg. Ihr Bruder stand bei der baltischen Landeswehr, ihre Mutter und ihre jüngere Schwester befanden sich in litauischer Gefangenschaft. Es hat gewiß nicht im Sinne des Gesetzes gelegen, diese Dame von neuem der lettischen Grausamkeit und höchst wahrscheinlich einem qualvollen Tode auszuliefern, aber daß es nicht so gekommen ist, hat nur der Zufall verhindert. Dieses eine miterlebte Ereignis und die später eingetroffenen Meldungen lassen den Untergang des ganzen deutschbaltischen Stammes mit Gewißheit voraussagen, wenn nicht sofort die Grenze geöffnet wird.

Die Deutsch-Balten haben wie kein anderer Stamm ihr Deutschtum durch alle lettischen und russischen Verfolgungen hindurch treu bewahrt. Sie haben aus dem Baltenland ein Kulturland erster Ordnung gemacht. Kein Mensch, selbst die Entente nicht, hat versucht, das zu bestreiten. Das ganze herrliche Land, von der Memel bis zur Düna und weit über die Düna hinaus, atmet reines, unverfälschtes Deutschtum. Man muß in baltischen Häusern gewesen sein, um sich ein Bild machen zu können von dieser rührenden Anhänglichkeit an alles, was deutsch ist! Kein Balte ließ sich russifizieren, und wenn es mal den Anschein hatte, als ob jemand aus irgend welchen Gründen zum Russentum hinneigte, war er geächtet und verachtet. Die Deutsch-Balten unterhielten auf eigene Kosten deutsche Schulen: die Dorpater Universität war das mächtigste und vornehmste Bollwerk des Deutschtums mit der Front gegen Osten. Man spreche uns nicht von ‚baltischen Baronen!' Zunächst bilden sie nur 5 von 100, und dann hatten sich die Letten unter ihnen wirklich nicht zu beklagen, was mir zahlreiche ‚Panjes' selbst bestätigt haben.

Schon im Jahre 1818 schafften diese fürchterlichen ‚Barone' aus freien Stücken die Leibeigenschaft ab, während sie in Rußland noch 45 Jahre lustig weiter bestand. Nein, alle Balten, Barone, Bauern, Handarbeiter, Lehrer, kurzum alles, was deutschbaltischen Stammes ist, gehört zu uns, darf nicht an der Grenze abgewiesen werden, muß bei uns eine Heimat finden, wenn wir ihnen auch wirklich nicht viel zu bieten vermögen. Eben so wenig, wie wir die Deutsch-Österreicher aufgeben, dürfen wir die Deutsch-Balten aufgeben."

Den galizischen, russischen, polnischen, litauischen Juden hat man die

Digitized by Google

deutschen Reichspforten sperrangelweit aufgerissen, hat sie zu Hunderttausenden das deutsche Land überschwemmen lassen — hilflose, in Todesnot flüchtende Frauen deutschen Geblütes, die mit allen ihren Angehörigen Leib und Leben und ihre ganze Habe für die deutsche Sache in die Schanze schlugen, dafür unsäglichen Leiden sich preisgaben, die — „können zurückfahren, wo sie hergekommen sind"! Ist — von allem Ethischen und allem Völkischen gar nicht zu reden — ist eine widerwärtigere Unnatur nur denkbar? Und glaubt man, ja glaubt man wirklich, mit solchen widernatürlichen Unsauberkeiten sich die Sympathien des brünstig umbuhlten Auslandes erspeicheln zu können? Das wäre in der Tat einmal eine moralische Unterschätzung des Feindes.

*

Ein Gastspiel der Tschecho-Slowaken

Freundnachbarliche Beziehungen zum tschechisch-slowakischen Staate anzubahnen, hat sich die deutsche Regierung zeitweise so angelegen sein lassen, daß darüber der Anschluß an Deutschösterreich glücklich verpaßt wurde. Was bei den Anbiederungsversuchen an Masaryks Edelvolk herausschaut, hat sich in einer Berliner Versammlung gezeigt, in der die Gründung einer tschechisch-slowakischen Handelskammer vorgenommen werden sollte. Für die brüderlichen Gefühle, die uns von den tschecho-slowakischen Staatsangehörigen entgegengebracht werden, legte der Verlauf der Veranstaltung ein beredtes Zeugnis ab. In der Aussprache bediente sich ein Redner der tschechischen Sprache, ohne sich an die Vorhaltungen des Vorsitzenden zu kehren. Ungemein bezeichnend ist die beschämende Tatsache, daß die anwesenden Reichsdeutschen sich gegenüber einer solch dreisten Herausforderung und Verhöhnung des Gastrechts vollständig passiv verhielten. Der Vorsitzende, ein Tscheche, entzog schließlich dem Redner das Wort, der dann in geläufigem Deutsch erklärte, daß er sich in Prag über die ihm widerfahrene Unbill beschweren werde!! Ein Vertreter der Buchbinderfirma Lüderitz & Bauer zog ebenfalls über die Geschäftsführung her und verstieg sich zu der unerhörten Äußerung: „Die deutschen Gesetze gelten für uns nicht mehr." Als ihm daraufhin die Tür gewiesen wurde, wartete ein Rechtsanwalt Dr. Dach mit einer wüsten Hetzrede gegen das Deutschtum auf.

Wenn man sich vor Augen hält, daß es sich bei dieser Veranstaltung — die, wie gesagt, nicht in Prag, sondern in Berlin stattfand — darum handelte, die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu fördern, so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, was für glänzende Aussichten sich der von deutscher Seite mit Hochdruck betriebenen deutsch-tschechischen Versöhnungspolitik eröffnen.

*

Völkische Verkommenheit

In einer Stadt im Westen haben Zeitfreiwillige eine Übung abgehalten. Darauf ging beim Reichswehrminister ein Schreiben ein, unterzeichnet Ortsgruppe Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in dem ein sofortiges Unterbinden solcher Übungen gefordert wird. Der Brief schließt: „Sollte bis zum 12. Dezember noch nicht hier eingeschritten worden sein, so zwingt uns die Rücksicht auf die persönliche Sicherheit der hiesigen Sozialisten, dem französischen Verbindungsoffizier in Frankfurt am Main Mitteilung von den hiesigen Waffenverstecken und Vorgängen zu machen." — In einer Berliner Versammlung erklärte der Unabhängige Rabold: „Unsere Gefangenen müssen in Frankreich dafür schmachten, weil die Regierung nicht Leute zum Wiederaufbau senden will. Es sind Leute genug hierfür vorhanden. Die Regierung sollte sämtliche Offiziere, an der Spitze Noske und Ludendorff, dahin entsenden. Ebenso müssen alle Schuldigen an die Entente ausgeliefert werden. Wir werden den Auszuliefernden noch einen Fußtritt hinterher geben."

Digitized by Google

Landesverräter und andere Lumpen gibt es in allen Staaten, aber nur in Deutschland dürfen sie sich in aller Öffentlichkeit organisieren und werden sie als gleichberechtigte politische Partei anerkannt. Nur Deutschland stellt ein so großes Heer dieser in jedem anderen Volke Gezeichneten und Geächteten, daß sie der stärksten politischen Partei das Gesetz des Handelns vorschreiben und das ganze Land terrorisieren können. Freilich hat es auch nur in Deutschland einen „Rat der Deserteure" gegeben. Ein kaum noch zu übersteigender Grad völkischer Verkommenheit, aber noch furchtbarer ist: daß sie einem Großteil des Volkes gar nicht zum Bewußtsein kommt. Gr.

*

Reichstagswahlen

Endlich wird uns in bestimmter Tonart versichert, daß die ersten Reichstagswahlen für April in Aussicht genommen seien. Mit Recht bezeichnet es die „D. Z." als einen Skandal, daß die Regierung die Neuwahlen immer weiter hinausschiebt: „Die Nationalversammlung hatte nur bis zur Erledigung der Verfassung das gesetzliche Recht zu tagen. Sofort nach Annahme der Weimarer Verfassung hätte die Regierung die Versammlung auflösen und Neuwahlen ausschreiben müssen. Alle Beschlüsse, die nach dem 11. August von der Nationalversammlung gefaßt worden sind, müssen als ungesetzlich betrachtet werden. Aber die Regierung weiß wohl, warum sie die Wahlen hinausschiebt. Auch ihr ist nicht verborgen geblieben, daß die Neuwahlen ein völlig verändertes Parlament ergeben werden, und daß die Herrlichkeit dahin ist, wenn erst einmal die Wähler gesprochen haben. Deshalb das immer neue Hinauszögern der Wahlen. Wir bedauern nur, daß die rechtsstehenden Parteien nicht viel schärfer, als sie es bisher getan haben, auf sofortige Neuwahlen immer wieder dringen und gegebenenfalls alle notwendigen Folgerungen aus der Verzögerung der Wahlen ziehen."

Diesem Bedauern über mangelndes energisches Auftreten der rechtsstehenden Parteien wird man sich leider anschließen müssen, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Reichstagswahlen. Von Ausnahmen (wie der letzten Rede Dr. Hugenbergs) abgesehen, haben sie es auch sonst an rücksichtslosem Zupacken fehlen lassen, wo nur ein solches ihrer Bedeutung für das Wohl des Gesamtvolkes gerecht werden und auch weitere Kreise mitreißen konnte. Auch hier zeigt sich ein Verkennen der Psychologie des Volkes. Das Volk ist der hohlen Paukenschläge, des Hin- und Hergezerrtwerdens zwischen den Heubündeln herzlich müde, es wird den Führern folgen, die ihm klare Ziele mit der Aussicht auf ein nur erträgliches, aber befriedetes und überschaubares Dasein vor Augen stellen und für diese Ziele nicht nur klaren Willen, sondern rücksichtslose Entschlossenheit mitbringen. Es wird denen folgen, die wissen, was sie wollen und vor keiner mannhaften Tat zurückschrecken, das auch durchzusetzen, was sie wollen. Hätten die rechtsstehenden Parteien im Falle Erzberger ihre volle Pflicht und Schuldigkeit getan, so wäre dieser Finanzfriseur heute wohl kaum mehr in der Lage, die Reichswirtschaft noch weiter auszukämmen, bis es keine Haare mehr zu lassen gibt. Aber auch sie haben sich — es muß doch einmal offen herausgesagt werden — von dem Toben der Mehrheit und nicht zuletzt von den Unverschämtheiten und der eisernen Stirn Erzbergers einschüchtern und in ihrem Vorgehen lähmen lassen — mehr als der Fall vertrug, mehr auch, als für die kommenden Reichstagswahlen günstig ist. Denn die bloße Tatsache, daß sie diesen Reichsschädling unschädlich gemacht und damit einer frischen Luftzufuhr zur allmählichen Gesundung das Fenster aufgetan, hätte ihnen Ansehen und Einfluß weit über die eigenen Anhängerkreise hinaus verschafft. Sie hätten imponiert, das Volk hätte gesagt: „Es sind doch wenigstens Kerls!"

Jetzt gilt es, die Reichstagswahlen nicht erst an sich herantreten zu lassen, sondern wohlbedacht und wohlgerüstet ihnen entgegenzugehen. Gr.

*

Digitized by Google

Weiter zum Abgrund

In Preußen ist noch im letzten Jahre ein Gesetz erlassen worden, nach welchem den kleinen Einkommen die Steuern ganz oder teilweise abgenommen werden und dafür den höheren Einkommen Zuschläge gemacht werden. Jetzt soll der Arbeiter mit 3000 ℳ Einkommen bereits 210 ℳ Steuern zahlen, der mit 6000 ℳ Einkommen schon 600 ℳ. Dem hält Regierungsrat M. Conrad in den „Grenzboten" die Feststellung gegenüber, die neulich im besetzten Gebiet in einer Kommission gemacht wurde, an der Staats- und Gemeindebehörden beteiligt waren: Hier wurde der notwendige Verbrauch einer Arbeiterfamilie auf 1200 ℳ im Monat festgestellt. „Die Richtigkeit dieser Bezifferung mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist es klar, daß von einem Existenzminimum Steuern nicht mehr entrichtet werden können, und dieses Existenzminimum liegt wesentlich höher als bei 1000 ℳ Papierwährung jährlich, wie das Gesetz annimmt. Die Steuern, die für die untern Stufen festgesetzt werden sollen, stehen infolgedessen nur auf dem Papier; das ‚Proletariat' wird sich gegen sie mit noch größerer Energie wehren, als wir es bisher schon auch seitens der bessergestellten Arbeiter erlebt haben, die nach ihrem Einkommen versteuert werden sollten. Gegen die Hälfte des Volkes lassen sich Zwangsvollstreckungen nicht durchführen. Wohlweislich überläßt deshalb auch das Landesbesteuerungsgesetz das Risiko für das Aufkommen dieser Steuerbeträge den Ländern und Gemeinden. Diesen werden nämlich 90 Prozent des Einkommens aus den unteren Stufen überlassen! Je höher das steuerpflichtige Einkommen, desto mehr behält davon das Reich. Selbst wenn aber die Steuer in den unteren Klassen überhaupt realisierbar wäre, so würde die offensichtliche Folge sein, daß der ‚Proletarier' den Steuerbetrag durch Lohnerhöhung wieder einbringen würde. Hier zeigt sich schon, daß die Folge der Steuer eine erneute Verteuerung des Lebens sein wird. Noch krasser springt diese Verteuerung ins Auge, wenn man die großen Vermögen betrachtet; denn selbstverständlich ist jeder bestrebt, diese abnormen Schröpfungen durch Erhöhung des Einkommens wettzumachen. Die Gewinnansprüche bei den Geschäften, die jetzt schon unverhältnismäßig sind, werden wesentlich wachsen, die Preise aller Produkte verteuert. Wir schreiten weiter auf dem Wege der Verteuerung des Lebens oder der Entwertung des Geldes. Das ist die nächste Wirkung der Steuer, der Vorbote des Zusammenbruchs."

*

Würdeloser Unfug

Zu den Selbstentblößungen des nachgerade in allen Volkskreisen anrüchig gewordenen „parlamentarischen Untersuchungsausschusses" wird der „Köln. Volksztg." geschrieben:

Man hat auch in anderen Ländern in früheren Jahren, vor allem in England, derartige parlamentarische Untersuchungsausschüsse gesehen. Aber dann waren es keine Sinzheimer, Cohn und David, die mit dieser Aufgabe betraut wurden, sondern die höchsten Gerichtsbeamten, die angesehensten Rechtslehrer, Staatsrechtskenner, Geschichtschreiber und ähnliche Leute. Mir ist keine Verhandlung eines englischen Untersuchungsausschusses bekannt, welche so würdelos verlaufen ist, wie bisher so viel Verhandlungen vor dem deutschen Untersuchungsausschuß.

*

Aus Sparsamkeitsrücksichten

muß der Druck der Verlustliste eingestellt werden, zumal da im wesentlichen nur noch die Veröffentlichung der Namen der zurückkehrenden Kriegsgefangenen als Abschluß fehlt." So wurde in halbamtlichem Deutsch mitgeteilt. Millionen von Vätern, Müttern und Bräuten, schreibt die „Gartenlaube", haben die Verlustliste qualvoll durchsucht und wir Deutschen ehrten uns selber mit der Namensnennung der Gefallenen, Verwundeten und Vermißten, während in den

Digitized by Google

Ententeländern vielfach Schweigen über die Ernte des Todes gebreitet wurde. Jetzt bricht die große Sinfonie plötzlich ab; die Namen der Kriegsgefangenen fallen unter den Tisch. Und diese Unterlassungssünde sucht die Regierung mit Ersparnis zu rechtfertigen! Die Erzbergersche Friedensangebot-Schwindelrede wurde des öffentlichen Anschlags würdig erachtet (es unterblieb vermutlich, weil nicht genug schamrotes Papier aufzutreiben war) — aber für die Namen der aus qualvoller jahrelanger Gefangenschaft Zurückkehrenden war Satz, Druck und Papier zu teuer; da wurde Sparen Losung. Hat man je an anderen Stellen das Ersparnis-Motiv durchklingen hören? Der Reichsfinanzminister hält sich beide Ohren zu, sobald Klagen über die maßlose Verwirtschaftung öffentlicher Gelder laut werden, nur die lächerlich geringe Summe für die Namhaftmachung unglücklicher Kriegsteilnehmer darf nicht aufgewendet werden. Aber vielleicht erbarmt sich der geheimnisvolle Wohltäter, der die Million Mark in Gold im Falle Mannheim zahlte, und ermöglicht den würdigen, d. h. vollständigen Abschluß der Verlustliste.

*

Wie gefälscht wird

Es ist ja recht unangenehm, schreibt D. G. Traub in der „Post", daß die Dinge im Untersuchungsausschuß so peinlich verlaufen. Man hatte sich das auf seiten der Linken ganz anders vorgestellt. Hier hilft ja bloß noch lügen. Das besorgt man gründlich. Wenn ein Minister der gegenwärtigen Regierung sich eine gehörige Abfuhr geholt hat, so Dr. David mit seinem Vorwurf, daß das deutsche Volk in der Frage Friedensfühler Wilsons hinters Licht geführt worden sei. Schadet nichts. Eben lese ich den Dortmunder Generalanzeiger, der in 200000 Häusern gelesen wird. Er druckt den Bericht mit der fetten Überschrift ab: „Das Verbrechen am Volk", druckt gesperrt, daß Dr. David kurz und klar ausgesprochen hat, das deutsche Volk sei in der U-Boot-Frage hinters Licht geführt worden und druckt dann klein: Bethmann Hollweg wies diese Behauptung mit großer Energie zurück. Dieser Generalanzeiger wird, wie gesagt, in mehr als 200000 Häusern gelesen. Also so wird's gemacht! Die Tatsachen werden einfach gefälscht.

*

Schmierige Gesinnung

Die übelste Erscheinung in dieser übeln Zeit, das ist die schmierige Gesinnung, die sich an allen Ecken und Enden breit macht. Am häßlichsten tritt sie einem entgegen in der Art, wie sie sich gegen Andersgesinnte betätigt. Denen wird zum Verbrechen angerechnet, daß sie ihre Gesinnung nicht abwerfen wie ein schmutziges Hemd. Wenn z. B. ein königstreuer Offizier a. D. den Mut und die Gesinnung hat, seine Verlobung anzuzeigen als „Königlich preußischer Leutnant a. D.", so braucht man ihn vom Standpunkte der gegenwärtigen Staatsverfassung nicht gleich zum Eintritt in die Reichswehr der neuen Republik aufzufordern, aber ihn darum verhöhnen, beschimpfen, verächtlich machen wollen, wie es kürzlich das Regierungsblatt dieser Republik, der „Vorwärts", unternahm, kann nur schmierige Gesinnung. Doppelt schmierige, weil sie den „heiligsten Grundsatz" verrät, auf den sie gestern noch geschworen hat: daß niemand um seiner politischen Gesinnung, seiner Überzeugung willen verfolgt oder minder geachtet werden dürfe. Wäre der Fall nur ein vereinzelter! Aber im „Vorwärts" und den seiner Seele am nächsten stehenden, wenn auch — aus Konkurrenzgründen — noch so tüchtig bekämpften Blättern, ist er typisch.

Welche Hefe ist da an die Oberfläche gestiegen! Und wenn es noch Hefe wäre, aber das ist ja schon Kloake. Man lese nur Artikel wie „Wilhelm und Auguste" im „Vorwärts", worin sogar diese edle, herzensgütige Frau, der ein halbwegs anständiger Mensch doch mindestens menschliches Mitgefühl schuldet, heruntergezerrt wird. Und an anderer Stelle des selben sozialdemokratischen Regierungsblattes die schamlose Selbstentblößung eines Schmierfinken, der den tapferen Ge-

Digitized by Google

burtstagsgruß der Frau Behm an die Kaiserin in der Nationalversammlung in schweifwedelnde Byzantinerie umfälscht:

Wie die Behmen hat gewedelt,
Hätte jeden Hund veredelt. —
Waldl seufzt: „Ich selber kann's
Nicht so gut — und hab 'nen Schwanz."

Als ob heute nicht tausendmal mehr Mut dazu gehörte, vor einer solchen Versammlung für die Kaiserin einzutreten, als mit den — Hunden zu heulen!

So also soll die „neue Zeit", das „neue Regime" aussehen? Wenn das wäre, dann könnte keine Fremdherrschaft schlimmer sein als — diese. Gr.

*

Deutsche Festgabe zum Einzuge der Polen

Aus der Stadt Schönsee im westpreußischen Kreise Briesen wird der „D. Z." berichtet: Die dortigen Stadtverordneten haben für eine Feier aus Anlaß des Einzuges der Polen 4000 Mark bewilligt. Die Stadtverordnetenversammlung zählt nur deutsche Mitglieder, im Magistrat sitzt nur ein einziger Pole.

Her mit dem nächsten Stiefel zum Ablecken!

*

Warum Deutsch-Österreich hungern muß

Von dem Tage der Erklärung des Weltkrieges an bis ganz zuletzt, schreibt die „Deutsche Tageszeitung", haben sich englische und teilweise auch französische, aber immer amerikanische Missionen in Wien befunden, sie sind niemals ausgewiesen worden, man hat ihnen auch niemals eigentlich Schwierigkeiten bereitet. Im Gegenteil, sie sind genau so die Hintertreppe zu den Kemenaten der Mutter der Prinzen Sixt und Elias von Bourbon hinaufgegangen wie der bekannte, soviel beschäftigte deutsche Politiker und Vertrauensmann Bethmann Hollweg. Die Namen Elkus, Morgenthau und noch viele andere sind ja keine Episode, sondern sie deuten einen ganz bestimmten Kurs einer ebenso ganz bestimmten österreichischen Kriegspolitik an, bei der der sogenannte Friedensschritt des Grafen Czernin und davon aus rückwärts der noch viel umstrittene, aber nicht mehr umstreitbare Brief des Kaisers Karl und schließlich die Frage, wer Herrn Erzberger von jenem Exposé über die verzweifelte Stimmung in Österreich Kenntnis gegeben hat, nur die letzten Konsequenzen gewesen sind. Diese Ententemissionen haben also Gelegenheit gehabt, den Hunger Wiens und Österreichs in seiner Entstehung und Entwicklung bis zu der jetzigen Katastrophe genau mitanzusehen und zu erleben; sie haben aber, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, niemals auch nur den kleinen Finger gerührt, um Erleichterungen zu schaffen. Sie wollen mit der Hungerpeitsche den Anschlußgedanken erschlagen und wollen so um das geknebelte Deutschland den Ring durch ein den Wünschen der Entente unbedingt sich fügendes Deutsch-Österreich vollenden. Deshalb hungert Wien und Deutsch-Österreich; deshalb stirbt es, damit schließlich Lloyd George-Clemenceau sagen können: Es ist erreicht, ein deutsches Österreich gibt es nicht mehr.

*

Durchgreifende Umarbeitung der Geschichte

In einem Erlasse des Kultusministers an die preußischen Provinzialschulkollegien und Regierungen heißt es:

„Da die bisher gebrauchten Lehrbücher für Geschichte den jetzt zu stellenden Anforderungen nicht entsprechen, so ist eine durchgreifende Umarbeitung dieser Bücher erforderlich, die erst nach der Reichsschulkonferenz erfolgen kann. Für die Übergangszeit bestimme ich, daß die bisher eingeführten Lehrbücher für Geschichte im Klassenunterricht nicht weiter zu benutzen sind und ihre Anschaffung von den Schülern und Schülerinnen nicht mehr verlangt werden darf."

„Nach diesem Erlasse", meint die „T. R.", „gibt es logischerweise nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist die Geschichte bisher gefälscht

Digitized by Google

worden, oder sie soll in Zukunft gefälscht werden." Da nun aber schwerlich der Beweis geführt werden kann, daß die Geschichte bisher gefälscht worden ist, so werden sich nicht nur die Lehrbücher, sondern auch die Geschichte die angekündigte „durchgreifende Umarbeitung" gefallen lassen müssen. Im Sinne selbstverständlich der parteibeglaubigten „materialistischen Geschichtsauffassung", aus der ihre Bekenner (s. Untersuchungsausschuß usw.) jetzt die praktische Folgerung ziehen, daß die Geschichte — nicht von den „ökonomischen" oder anderen vorschriftsmäßigen Verhältnissen gemacht wird, sondern, wenn sie ungünstig verläuft: von einzelnen Persönlichkeiten, wenn aber nach Wunsch: von der „Masse".

Gr.

*

Sozialdemokratische Menschenliebe

Es ist viel und nicht mit unberechtigter Bitterkeit über Kaiser Wilhelms II. „Herrliche Tage" gespottet worden, denen er nach seiner kühnen Erklärung uns „entgegenführe". Die Sozialdemokratie hat am wenigsten Grund, darüber zu spotten, sie ist selbst der Sünde bloß und blößer. Die „herrlichen Tage", denen sie uns entgegengeführt, kennen wir nun auch. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — hier ist eine, die anderen schmecken nicht anders, denn sie sind alle an dem selben Baume gereift:

Die Wärter der Universitätskinderklinik in München haben dem Ministerium für soziale Fürsorge in einer Eingabe mitgeteilt, daß sie sich weigern, künftig die Kinder von ihren Betten im Wagen zum Operationssaal und von dort zurück in die Betten zu verbringen. Das sei unter ihrer Würde. Es müsse ein besonderes Personal dafür angestellt werden. Das sozialdemokratisch geleitete Ministerium für soziale (!) Fürsorge hat daraufhin der Klinik mitgeteilt, die Wärter könnten nicht zu dieser Dienstleistung angehalten werden, und blieb dabei bestehen, die Klinik müsse eben ein geeignetes Wärterpersonal für diese Dienstleistung suchen. Vergebens erinnerten die Ärzte das Ministerium an dessen sozialen Charakter mit dem Hinzu gen, daß sie selbst oft genug schon die Kinder auf ihren Armen zur Operation und zurück getragen hätten. Es blieb bei dem Bescheid dieses sozialen Fürsorgeministeriums. Ein Sittenbild aus dem sozialdemokratischen Gegenwartsstaat!

*

„An die Laternel"

In einer zu Berlin von Angehörigen der beiden sozialdemokratischen Parteien besuchten Protestversammlung gegen „Reaktion" und deutschnationale Kundgebungen erklärte der Mehrheitssozialist Büschel:

Er bedauere es, am 9. November vorigen Jahres Blutvergießen verhindert zu haben. Wenn die Reaktionäre nicht bald von ihrer Methode abließen, werde ihnen manches passieren. Die Arbeiterschaft wird aufstehen und es wird in Groß-Berlin nicht genug Laternenpfähle geben, um Ludendorff, Helfferich und das andere Gesindel daran aufzuknüpfen.

Nicht ganz so unverblümt, aber dem Sinne und der Wirkung nach nicht minder deutlich enthüllt der „Vorwärts" seine „Mentalität".

*

Die „oberen Stände"

Der Reichsverkehrsminister Dr. Bell fand in der Nationalversammlung sehr treffende Worte über die herrschende sittliche Verwilderung und meinte dann: Vorbedingung für die sittliche Erneuerung sei, daß die „oberen Stände" den mittleren und unteren Schichten mit gutem Beispiel vorangingen.

Wer sind heute die „oberen Stände"? Sehr richtig bemerkt die „Post": „Diese ‚oberen Stände' — die es also auch in einer demokratischen Republik noch gibt? — sind heute aus der vom Demos in weitestem Umfang bestrittenen Öffentlichkeit so gut wie verschwunden. Schieber und Wucherer, Schleichhändler und Lebensmittelschwindler, Genießer und Tagediebe finden sich in ganz anderen Kreisen. Den Angehörigen der

Digitized by Google

oberen Stände fehlt sowohl das Geld als auch der Mut, in den durch den 9. November inaugurierten Glanz unterzutauchen. Sie leben zurückgezogen, verbittert, verwundet, vergrämt und selten wird man einen Vertreter dieser Kreise in den zahllosen, täglich wiederkehrenden Gerichtsberichten finden, die von den Schmarotzern und Vampyren des deutschen Volkes handeln. Herr Bell hat seine an sich so berechtigte Mahnung durchaus an die falsche Adresse gerichtet, wenn er von den oberen Kreisen eine Wandlung und ein Beispiel verlangt. Zu einer Wandlung ist kein Anlaß und zu einem guten Beispiel in der heutigen Zeit kaum eine Gelegenheit. Das war im Kriege anders, aber heute sieht das Volk nur auf die selbstgewählten Führer und tut wie diese.

Aus den Schichten aber, die dem Materialismus ergeben sind und der Weisheit letzten Schluß in der guten Verdauung erblicken, wird der Antrieb zur sittlichen und geistigen Wiedergeburt bestimmt nicht kommen. Er wird auch nicht kommen von den Vertretern einer Weltanschauung, für die sich die Heiligkeit aller Probleme in einem einzigen erschöpft: in der Lohnbewegung. Eine Begeisterung, die vorwiegend auf den Zahlabend gerichtet ist, schafft keine neuen Werte. Und wenn, einem alten Wort zufolge, der Geist es ist, der sich den Körper schafft, so ist es der Geist des Volkes, der sich den Staat schafft. Wir haben ihn ja auch, diesen Staat! Die Republik ist ja errungen! Und soweit wäre denn alles richtig."

*

168 Minister

Bei der Beratung der Steuergesetze bemerkte ein Sozialdemokrat: „Wir haben die Pflicht, die Beamten entsprechend zu besolden; wir werden dazu aber nur dann in der Lage sein, wenn wir die Zahl der Beamten auf das unbedingt notwendige Maß beschränken."

Sehr richtig! Aber dann sollte man zunächst einmal damit anfangen, die höchstbezahlten Stellen, nämlich die in der Regierung selbst, auf ein erträgliches Maß zu beschränken. Es gibt in der Geschichte kein Beispiel, daß ein Reich eine ebenso große Zahl von Ministern braucht wie gegenwärtig Deutschland. Haben wir doch insgesamt nicht weniger als 168 Minister! Daß wir entsprechend dieser imponierenden Ziffer aufs trefflichste regiert würden, wird wohl kein Mensch behaupten. Statt Sparsamkeit zu üben, werden immer neue Pöstchen geschaffen, da die Schar derer, die hungrig zur republikanischen Futterkrippe drängen, immer mehr wächst. So ist erst kürzlich in den Großberliner Gemeinden auf Antrag der Sozialdemokraten nicht nur den Stadtverordneten eine Aufwandsentschädigung zugebilligt, sondern auch für unbesoldete Stadträte, die bis jetzt vollständig ehrenamtlich arbeiteten, eine Bezahlung gefordert worden.

Das republikanische Geschäft blüht. Wäre nur die Gefahr, daß die Entente futterneidisch würde und dem Geschäft als unlauterem Wettbewerbe in der Ausbeutung des deutschen Volkes einen Dämpfer aufsetzte. Aber so lange sie alle ihre Forderungen von der Firma Deutsche Republik glatt und prompt bewilligt erhält, wird sie wohl ein Auge zudrücken. Überdies kann sie sich ja darauf berufen, daß ein Volk, dem für seine Regierenden unbegrenzte Mittel zur Verfügung stehen, unmöglich Not leiden und daher immer noch ein Übriges hergeben kann. So ergibt sich zwanglos eine angenehme Solidarität der beiderseitigen Geschäftsinteressen.

*

Der brave Tünchergeselle

Der „Fränkische Kurier" (Nr. 459) meldet: „Der sozialistische Staatsrat Gasteiger (Abgeordneter für Nürnberg 6) scheint sich die neue Zeit recht gut zunutze zu machen. Er hat seinen Schwager, der bislang Tünchergeselle war, von seiner Arbeit weggeholt und ihn kurzerhand zum Ministerialsekretär gemacht, wo er natürlich ganz anders verdient als in seinem früheren Berufe. Auf die nötigen Fähigkeiten kommt es anscheinend gar nicht an. Der Mann sitzt als totes Glied in der Kette, das Volk zahlt

Digitized by Google

es schon. Welcher Minister hat diese Ernennung unterzeichnet? Braucht man keinen Befähigungsnachweis zum Eintritt in die bayerische Beamtenschaft mehr?"

Wie denn? Sind Verwandtschaftsverhältnis und Gesinnungstüchtigkeit noch nicht Befähigungsnachweis genug? Im neuen „sozialistischen" Deutschland genügt doch eines von beiden schon zur Eignung für die höchsten Ämter und Gehälter. Wer sich nun gar über beides ausweisen kann, bringt dem Staate und der Volksgemeinschaft noch ein Opfer, wenn er sich mit der Anstellung als bloßer Ministerialsekretär — schäbig genug! — abfinden läßt. Hoch klingt darum das Lied vom braven Tünchergesellen! Das mindeste, was ihm gebührt, ist seine baldigste Beförderung und Einreihung in die Schar der „parlamentarischen Unterstaatssekretäre". Ist doch das Schöne dieser Einrichtung, daß sie der Zahl ihrer Kostgänger keine Grenzen setzt.

Gr.

*

Besetzung öffentlicher Ämter durch die Partei

In der „Staats-, Gemeinde- und akademischen Schwartzschen Vakanzen-Zeitung" findet sich folgende Anzeige:

Bürgermeister. Für Bad Harzburg suchen wir eine geeignete Persönlichkeit als Bürgermeister, die willens ist, auf der Liste der Deutschen Demokratischen Partei aussichtsreich zu kandidieren. Antritt 1. Oktober. Ausführliche Bewerbungen sind bis zum 20. d. M. an die Deutsche Demokratische Partei, Ortsgruppe Bad Harzburg, zu richten.

Früher wurden derartige Posten von der zuständigen Stelle, dem Magistrat, dem Stadtverordnetenvorsteher u. a. ausgeschrieben und besetzt, jetzt werden sie einfach durch die Partei öffentlich an Parteimitglieder vergeben.

*

Extra-Gehälter für Gesinnungstüchtigkeit

Dem kommissarischen Landrat des Kreises Breslau sind vom Kreiskommunalverband durch den von der Sozialdemokratie völlig beherrschten Kreisausschuß 14 400 ℳ Gehalt bewilligt worden, auf welche die vom Staate für den Landratsposten bewilligte Entschädigung von 7000 ℳ in Anrechnung gebracht wird. Der Kreistag ist über diese Gehaltsbewilligung nicht gehört worden. Es würde doch sehr interessant sein, zu erfahren, worin der Kreisausschuß die Berechtigung sieht, einem Beamten für seine Tätigkeit, die er kraft seines Amtes doch sowieso auszuüben hat, noch eine Extra-Entschädigung zu zahlen, welche das staatliche Gehalt noch um 400 ℳ mehr als das Doppelte übersteigt. Da der Fall nichts weniger als vereinzelt dasteht, hätten die Steuerzahler wohl das begründete Recht, zu fragen, wo und wie sich die neuen Beamten der Freiheits-Regierung, denen die Gehälter des alten Regimes für ihre Bedürfnisse nicht genügen, für ihre Gesinnungstüchtigkeit noch extra bezahlen lassen.

*

Das neue System

Bismarck, vermerkt die „T. R.", hat seinerzeit um jeden einzelnen Vortragenden Rat mit der Demokratie kämpfen müssen, die es darob sogar auf eine Reichstagsauflösung ankommen ließ. Heute werden ohne jeden Widerspruch neue Unterstaatssekretäre — die Fachmänner neben dem Dilettanten Müller — und sonstige Beamten in Fülle bewilligt. Dazu 3 Millionen Mark für den Geheimfonds, über dessen Verwendung dem Parlament nicht Rechnung gelegt zu werden braucht. Dazu eine ebenfalls sechsstellige Ziffer für in- und ausländische Mitarbeiter der Preßabteilung. Für die deutschen Schulen im Auslande fällt nur ein Bettelgroschen ab.

*

Und das Zentrum?

Die reiche Industriestadt Bochum nahm „den Bauern im Kreise Brilon im vierten Kriegsjahre im September 1917 die Milch zwangsweise ab für 0,22 Mark das Liter Vollmilch, während der Milchpreis vor dem Kriege 0,20 bis 0,25 Mark betrug. So trug

Digitized by Google

man der Teuerung Rechnung, und zwar in einem Kreiſe, deſſen Landwirtſchaft bei 700 Meter Meereshöhe wohl mit die ärmſte und magerſte im ganzen Vaterlande iſt. Jetzt werden 0,52 Mark das Liter Vollmilch und 4,30 Mark das Pfund Butter bezahlt. Dabei müſſen die kleinen Bauern bis zu 50 Mark den Zentner Heu auf der Wieſe kaufen, ungerechnet die Unkoſten der Gewinnung.

Und das Zentrum? Es ſieht müßig zu, wie ſeine treueſten Anhänger bis aufs Mark ausgeſogen werden, und der große weſtfäliſche ‚Bauernkönig' Herold ſagt dazu: ‚Die Weltmarktpreiſe lehnen wir ab.'"

Der dies ſchreibt iſt ein katholiſcher Pfarrer.

*

Der Kriechende

Es iſt ſchon oft geſagt worden, daß der Deutſche auf Reiſen unbeliebt ſei; entweder prahle er und mäkle an ausländiſcher Art und Sitte, oder er krieche bedientenhaft vor dem Fremden und mache ſich lächerlich. Zweifellos, ſchreibt Fräulein M. Bruckmann in den „Eiſernen Blättern", gab es dieſe beiden Arten. Wie die Dinge liegen, brauchen wir den Prahler jetzt wohl nicht zu fürchten. Wer könnte es wagen, z. B. in Italien über Schmutz, Straßenbettel, Dieberei, Unpünktlichkeit uſw. zu nörgeln, mit dem Hinweis: „bei uns in Deutſchland iſt das alles viel beſſer"? Von dieſer Überheblichkeit ſind wir ja durch die weiſen, umfaſſenden Maßnahmen unſerer Revolutionsregierung geheilt. Die andere Sorte, der Kriechende, iſt zurzeit entſchieden gefährlicher. Nach meiner Anſicht iſt die Würdeloſigkeit, dieſe deutſche Erbſünde, überhaupt das ſchlimmere von beiden. Der Prahler kann von dem Ausländer in ſeine Schranken zurückgewieſen werden und ſich noch beſſern; der Untertänige aber iſt unheilbar, und kein Gelächter oder Fußtritt weckt ihn. Man ſieht ihn ſchon im Geiſte, wie er angefüllt mit „Völkerbund", Verſöhnung, neuer Ethik uſw. die Bruderhand ausſtreckt — in die man ihm prompt ſpucken wird. Unſere Sozialiſten haben ja reiche Erfahrungen auf dieſem Gebiete während des Krieges und nachher geſammelt, anſcheinend auch ohne dadurch zu lernen. Er kniet wieder anbetend vor franzöſiſchem „charme" und „esprit", vor italieniſcher Grazie, vor dem engliſchen „gentleman" uſw. Wenn er irgendwo, außen Loden und innen Menſchenliebe, wandelt und wegen Deutſchſprechens mit faulen Äpfeln beworfen wird, ſo iſt er nicht entrüſtet, ſondern milde betrübt, daß der liebe Feind ſich ſo unnütz mit Haß aufregt — „Wilſon hatte doch geſagt . . ."? Wenn er Dome bewundert und man ihm vorwurfsvoll „Reims" zuziſcht, ſo zuckt er und geſteht, daß er ſelber am meiſten unter dieſer Barbarei gelitten habe, indeſſen — „der Militarismus, Sie wiſſen ja" . . . Er ſpricht grundſätzlich nicht mehr von Völkern, ſondern nur noch von der Menſchheit. Er bemüht ſich, zu ſchildern, wie frei die Deutſchen jetzt ſind, und verleugnet unſere große Vergangenheit in einem Atemzug. Hohn und Verachtung erträgt er mit der Geduld eines heiligen Sebaſtian, falls er ſie überhaupt merkt. Vor dem Kriege waren wir gehaßt, jetzt ſind wir doch nur verachtet, das iſt immerhin ein Fortſchritt, denkt er.

*

Zur Nachfolge empfohlen!

Eine große Anzahl von Geſchäftsleuten in Hannover hat beſchloſſen, an Ausländer keine Ware zu verkaufen, wenn dieſe mit eingewechſeltem deutſchen Gelde zahlen wollen. Ausländiſches Geld wird beim Einkauf aber nur angenommen, wenn der volle Wert des deutſchen Geldes berechnet wird, alſo den däniſchen Gulden mit 1,80 ℳ, der franzöſiſche Franc mit 80 ₰, der ſchweizeriſche Franc zu 80 ₰, die däniſche Krone zu 1,15 ℳ, der engliſche Schilling zu 1 ℳ. — Das iſt das beſte, was unſere Geſchäftsleute zunächſt und von ſich aus zur Hebung unſerer Valuta tun können.

Verantwortlicher und Hauptſchriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunſt und Muſik: Dr. Karl Storck
Alle Zuſchriften, Einſendungen uſw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannſeebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Koksausstoß

Beilage zum Türmer

Fritz Gärtner

Digitized by Google

Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. Februar 1920 Heft 5

Germanisches Wesen

Ein Bündel Gedankensplitter von Gerhard Raab

Was in der großen, materiell gebundenen Masse als Anlage — nie erkannt und nur verzerrt und bruchstückweise betätigt — schlummert, das tritt in den Helden und in der Geschichte eines jeden Volkes ins Bewußtsein und wird zu Charakter und wird zur Tat.

In diesem Sinne — und freilich nur in diesem Sinne — können wir von „Volkspersönlichkeit“ und von „Volkscharakter“ reden.

Nach der neueren Naturwissenschaft ist die anorganische Materie nicht unveränderlich und unzerstörbar, sondern befindet sich in einer steten Entwicklung. Und zwar einer Entwicklung, die durch ganz allmähliche Auflösung der Materie gebundene Energien frei macht (Radium — Elektrizität). Das bedeutet eine allgemeine zunehmende Ausgleichung der Energien — entsprechend der Tendenz der freien Energien, sich gleichmäßig zu verteilen.

Im Gegensatz hierzu besteht die Entwicklung des organischen Lebens darin, immer größere Differenzierungen, Spannungen, Unterschiede und damit schärfere Gegensätze zu erzeugen. Dies gilt zunächst für die Gesamtheit des organischen Lebens überhaupt, dann aber auch für die einzelnen Organismen.

Damit ist ein wichtiger Erfahrungssatz des Lebens naturwissenschaftlich begründet, nämlich der Satz, daß der Organismus, daß die Persönlichkeit — dan it verengern wir nur den Begriff „Organismus“ auf das Seelenleben! — auf der höchsten Stufe der Entwicklung stehen, die in sich die tiefsten Spannungen, die tiefsten Gegensätze enthalten.

Digitized by Google

Dieser Gedanke ist grundlegend für die folgenden Skizzen der germanischen — und ihrer Episode: der deutschen — Volkspersönlichkeit.

* * *

Was ist das Wesen germanischer Rasse? — Nüchternheit und Romantik.

Ein Widerspruch? — Nein: echte Romantik wächst nur auf dem Boden der Nüchternheit, der praktischen Nüchternheit, die die Wirklichkeit fest zu betrachten und zu durchdringen, versteht. —

Der Nüchternheit entspricht eine scharfe, klare Vernunft, eine Vernunft wie die Luft der frostigen Wintertage im Norden, wenn die Sonne mit ihren Strahlen nicht wärmt, sondern nur alles hell und seltsam licht macht, wenn der Boden hart ist und das Wasser glattes, starres Eis, wenn die Menschen sich in Pelze und Wolle vermummeln und ihnen trotzdem die Kälte auf die Haut sticht und schneidet, daß sie sich zusammenzieht und reißt. Eine Vernunft, die beruht auf frischer Anschauungskraft, auf untrüglicher Schärfe des Blicks.

Der Romantik entspricht eine musikalische Seele, eine Seele, die aufwuchs in der nordischen Königshalle, wenn nachts das offene Herdfeuer die im Dämmer und im Finstern verschwimmenden Pfeiler und Ecken der Halle flackernd beleuchtete, wenn der Rauch in wunderlich wechselnden Dunstgestalten zur Decke zog und hindurch in die schwarze Nacht den schweren Wetterwolken entgegen, wenn draußen Wotans Heer um das Haus brauste und johlte und im Nebel die Elfen ihren wildesten Reigen tanzten, wenn drinnen Brakis Harfe tönte und ein Lied von Heldentum und Leidenschaft, den großen Lebensmächten, die jeden Augenblick auch diese Halle und ihre Männer durchtoben und vernichten konnten. Da entstand eine Seele, die von Maß und Lebensharmonie nichts wußte, die Ewigkeiten entfernt war von der frohen, klaren, plastischen Schönheit der augenseligen Griechen unter ihrem strahlend blauen Mittelmeerhimmel und zwischen ihren lichten Olivenhainen. Aber diese Seele, die durch alles Grauen und durch alle Maßlosigkeit heldenhaft kämpfend hindurchschritt, erfuhr mehr, als Augen sehen und Worte sagen können, die konnte ihr Erleben und Erkennen, ihr Fühlen und Leiden nur ausströmen im ungeheuren Reich der Töne, in der Kunst des Jenseits. Eine musikalische Seele.

* * *

Der Bauer auf Island war so schlau und listig, so selbstsüchtig und praktisch-engherzig, wie die Bauern — Gott sei Dank! — heute noch sind. Als das Christentum in den Norden kam, fing der Isländer an, zum Heiland zu beten und nebenher Thor und Odin zu opfern, wie seit Urvätertagen. Wenn der eine Gott log, hatte er's auf alle Fälle mit dem anderen nicht verdorben. Und manchem kam dabei der Zweifel, ob nicht vielleicht alle göttlichen Verheißungen, die der Christen wie die der Heiden, Lug und Trug wären. — — Aber als der große Ächter Grettir auf der einsamen Felsenfläche im Innern haust, da leben in der langen Nacht um ihn tausend Spukgestalten und Ungeheuer, schaurige Riesen und Mißgeburten, mit denen er ringen, die er bezwingen muß. — — Ein Römer dort oben hätte nichts gesehen von den Nachtholden und hätte sich kalt und stolz verzichtend von einer Steinwand herab in die Tiefe gestürzt. —

Digitized by Google

Ein deutscher Künstler hat vor mehr als vier Jahrhunderten ein Bild gemalt von der Kreuzigung auf Golgatha. Nüchtern und sachlich hat er vorher die Natur beobachtet. Und nun malt er einen Gekreuzigten, so fürchterlich, wie er nur je am Galgen hing, mit schmerzverzerrtem Gesicht und gekrampften Fingern, Geifer um den Mund, geronnenes schwarzes Blut auf dem geschwollenen Körper. Das ist der Heiland. Und daneben ringt die reine, gütige Madonnengestalt der Maria leiddurchschüttelt die Hände und schließt ohnmächtig die armen Mutteraugen. Aber erst indem der Maler die nackte, grauenhafte Wirklichkeit in ihrem ganzen Schauder und Jammer erlebt und darstellt, empfindet er die ganze Größe des Gottessohnes und seines Opfers. Und gibt dem Antlitz des Erlösers und den Zügen der Frauen eine unüberwindliche Güte und Heiligkeit. Und läßt ihn auf einem anderen Bilde in strahlender Sonnenhaftigkeit zu Gott heimfahren, leuchtend und rein und siegesfroh, licht wie der flimmernde Sommerhimmel, klar und zart wie die Luft im Frühling, selbst ein leibhaftiger Gott. — Ein Slawe an Grünewalds Stelle wäre zu dieser „Kreuzigung" zu weichlich, zu wirklichkeitsflüchtig, zu sentimental gewesen, und zu dieser „Himmelfahrt" zu brutal, zu erdgebunden, zu plump.

* * *

Hiob liegt vom Herrn mit unsäglichem Unglück geschlagen. Die Freunde wollen ihn trösten und raten ihm zur Buße: denn soviel Unglück kann nur die Strafe des beleidigten Gottes sein. Hiob versteht sie nicht. Er ist sich klar bewußt, so wenig gesündigt und gefehlt zu haben, als einem Menschen möglich ist. Er rechnet sich sein vergangenes Leben vor: gegen keines von Jahwes Geboten hat er sich mit Wissen und Willen vergangen. Und wenn Gott ihn trotzdem straft und die anderen nicht, wenn er ihn allein straft um seiner Natur willen, dann ist er kein Gott. Er hadert mit dem Schöpfer. Und da wird ihm hell: Wie sollte Gott ein strafender und lohnender Gott sein? Wie sollte Gott ein kleinlicher Jurist sein, der nur ein wenig schärfere Augen hätte als seine irdischen Ebenbilder? Ein prügelnder und zensierender Schulmeister, der zu nichts anderem da wäre, als seinen Menschenschülern eine gewisse Moral einzupauken? Ein großer Handelsmann, dem der Mensch für ein bestimmtes Wohlverhalten und für eine festgesetzte Zahl von Opfern und Gebeten so und so viel Pfund Glück im Leben und so und so viel Liter Seligkeit im Tode abgekauft hätte? Kann das Gott sein? Kann Gott mit dem Maße äußerlich-menschlichen Rechts gemessen werden? Kann Gott in irdischen Verträgen gebunden werden? Oder ist Gott viel größer, viel grenzenloser, unfaßbarer? — Hier steht Hiob an einem tiefen Abgrund; er sieht nicht, was da unten ist: Gott — oder das Nichts! Und er wagt den Sprung und — findet den Gott in seinem eigenen Busen. Er tut das Gute nicht um der verdienten Seligkeit willen, wie die flachen Freunde, sondern um des Guten selbst willen. Für ihn ist die Seligkeit nicht mehr ein äußeres, für jedermann käufliches Gut, ein Gotteslohn, den man besitzt, wenn man ihn sich einmal erworben hat, sondern ein unendliches Streben nach den Gesetzen und Zielen seines eigensten Innern. Das können seine Freunde freilich nimmermehr begreifen.

Der Jude — und in den Freunden Hiobs verkörpert sich die Masse des jüdischen Volkes — ist nüchtern und scharf und lebenspraktisch, aber ihm ward

Digitized by Google

nicht gegeben, darüber hinaus die Romantik zu erleben. Deshalb kann er trefflich zersetzen und zerpflücken, alles was vor ihn kommt, aber mehr nicht.

Die Osternacht im Magisterstübchen. Einer hat mit hellem Geist und starkem Kopf alles Wissen der Menschheit gesammelt und verarbeitet, und hat gegrübelt bis an die Grenzen seines Könnens. Und behält als Frucht aller seiner Mühen die tiefe, friedentötende Erkenntnis, daß er mit seinem Verstand und seinem Wissen immer nur einzelne Oberflächen, einzelne Seiten des Lebens beleuchtet, daß er nie in die Tiefe, nie in das Wesen der Dinge eindringen kann. Da beschwört er in unbesieglichem Wahrheitsdrang den Erdgeist. Umsonst der übermenschliche Versuch: der Erdgeist erscheint, ist aber nicht zu halten. Wenn also diese irdische Vernunft mit allen ihren Künsten nicht ausreicht, um die tiefste Sehnsucht nach Wahrheit und Frieden zu beruhigen, weil der Geist in die Schranken des Körpers gebannt ist, dann muß doch die Befreiung vom hemmenden Körper endlich die Erfüllung bringen. In diesem Gedanken greift der Wahrheitsucher zur Giftschale. Im Tode wird er mehr finden als in allen Büchern und in allen Denk- und Traumgespinsten. Die Osterglocken, Kindheitserinnerungen. Das Gefühl überwältigt den Forschungsdrang: „Die Erde hat mich wieder". Und nun den Trieben des Lebens, der Tat ganz hingegeben, hastend und suchend nach einem anderen Glück: Teufelsverschreibung, Hexentanz, Trauerspiel der Liebe, Schönheitstaumel, Ruhmeskränze, Schöpfermacht und Herrscherwillkür, alle Leidenschaften werden wach und durchtoben und durchrasen ihn bis zur Ermattung. Aber seine Sehnsucht bleibt ewig unerfüllt, in keinem Augenblick erhascht er das entschwebende Glück. Und doch: in einem Zeitpunkte, in dem der Teufel es gar nicht erwartet, da spricht er das verhängnisvolle: „Verweile doch, du bist so schön!" In dem Zeitpunkt, in dem all das, was früher in ihm rang und keimte, tot ist, verschwunden ist, untergegangen ist in dem allumfassenden Meer der einzig ewig lebendigen tätigen Liebe. Darin versinkt Faust, der Übermensch. Selbst der Teufel kann ihr nicht widerstehen. Mittgart und Asgard und Loki verschlingt die Götterdämmerung, Baldur allein kehrt wieder in Ewigkeit. Und aus dem Himmel der Seligen klingt es in den verworrenen Dienst der Erde: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Aber selbst der Himmel ist nie eine fertige Seligkeit, auch der ist noch werdende Seligkeit, immer höher steigendes Streben, ewig neue Entwicklung und Entfaltung.

—— Faust! — Ein Franzose hätte mit beweglicherer Phantasie, mit geistvollerer Oberflächlichkeit seine Gelehrsamkeit durchwoben und durchwärmt, als der nüchterne, unbarmherzig klare Faust, hätte aber nie die Giftschale gefüllt, nie den Erdgeist gerufen. Er hätte wohl maßvoller, eleganter, graziöser das Leben und seine Triebe und Leidenschaften genossen als Faust, hätte aber nie die ewig unerfüllte Sehnsucht gefühlt, hätte nie das Glück immer von neuem entweichen gesehen, hätte nie am Lebensende den alleinzigen Himmel der strebenden Liebe geschaut.

Der Romane ist weniger nüchtern als der Germane und als der Jude. Seine teils abstrakt logische, teils begeisterungsvoll überflutende Phantasie, sein Gefühl und sein unpraktisch-unhistorischer Verstand werden leicht gereizt; die klare, in der Anschauung der Wirklichkeit wurzelnde Vernunft tritt dahinter zurück.

Digitized by Google

Deshalb läßt sie sich von einem schwankenden Gaukelspiel betrügen. Phantasie und Vernunft verwirren sich gegenseitig und hindern einander, unter die Oberfläche zu dringen, aus den Tiefen der Wirklichkeit heraus das Ideal zu erfassen.

Der Germane ist nüchtern und klar bis an die Grenzen der Vernunft. Er schaut mit beiden Augen in die Wirklichkeit, steht mit beiden Beinen auf der Erde. Er braucht einen sehr starken Reiz, um in seiner Phantasie erregt zu werden. Daher wird die Vernunft nicht umnebelt und belogen, weder von Gefühlen noch von Abstraktionen. Aber wenn sie an ihre Grenzen stößt, dann bleibt sie nicht — eine Verneinung auf den sterbenden Lippen — liegen wie die des Juden, sondern dann fliegt mit Jauchzen die schweifende Phantasie hinaus und nimmt die Vernunft mit hinauf über die Wolken der Erde. Das könnte man schöpferische Romantik nennen. Wilhelm Raabe hat uns den Leitspruch gegeben: „Sieh nach den Sternen! Hab' acht auf die Gassen!" —

Der Franzose will mit einem Schlage seinen Himmel auf die Erde hinunter zwingen. Der Germane betrachtet ohne Vorurteil die Erde, wie sie ist, in ihrer Mannigfaltigkeit und Begrenztheit, und strebt von der Erde aus zum Himmel. Der Franzose will die Erde in sein unmögliches Ideal verwandeln, der Germane will aus seinem Ideal Wirklichkeit, mögliche Wirklichkeit gestalten. Der Franzose hat ein fertiges Ideal, der Germane hat mit jedem Lebensschritt neue, höhere Ideale in unendlicher Steigerung.

Die germanische Rasse ist deshalb so bedeutend in der Weltgeschichte, weil sie die im höchsten Sinne künstlerischen Kräfte in sich mehr als alle anderen Rassen entwickelt und trotzdem ihr naturhaftes Wesen weniger als alle anderen verloren hat.

Der Germane verhält sich zum Franzosen wie Shakespeare (König Lear, Hamlet, der Sturm) zu Racine. —

Vielleicht herrscht beim Engländer — im Gegensatz zum Deutschen — heute die Nüchternheit so sehr vor, weil es ihm seit Jahrhunderten so gut geht: die Reize des Leids und der Verzweiflung sind nicht mehr stark genug, um Phantasie und Romantik hervorzuzwingen. So lebt im Engländer nur noch der eine Teil des germanischen Wesens, der andere ist matt und schläft meist.

Beata Germania!
Das hast du voraus vor deinem Bezwinger!
Glückliches Deutschland!

* * *

Beata Germania?
Glückliches Deutschland 1918/19?
Ist das ein Trost?
Ja und nein!

Die größte Wahrheit, die tiefste Plattheit bleibt der uralte Satz, daß jedes Ding in der Welt mindestens zwei Seiten hat.

Das Verhältnis des Engländers zum Deutschen hat auch eine andere Seite, weniger tröstlich, aber furchtbar lehrreich. — —

Das englische Recht ist noch heute nicht kodifiziert. Es besteht uralt-ehrwürdig und doch ewig neu und zeitgemäß aus Präzedenzfällen. Es ist immer

Digitized by Google

wieder ein neues Lebensalter des einstigen germanischen Rechts der Väter und Vorväter.

Der Deutsche arbeitete sich mit Gelehrsamkeit und Gedankenschärfe ins Römische Recht hinein, erkannte seine Bedeutung und bewunderte die große Linie natürlicher Vernunft, die es durchzieht. Und deshalb stellte er's als Prinzip hin auch für sich und leitete seine eigene Praxis davon ab. —

Die englische Verfassung besteht aus allmählich gewordener und weiter werdender Gewohnheit —, einer Gewohnheit, die gewiß nicht ohne Kämpfe und Reibungen sich entfaltet hat, aber immer Schritt für Schritt, von Erfahrung zu Erfahrung. Und was Gewohnheit war, das wurde manchmal — bei weitem nicht immer — schriftlich festgelegt.

Der Deutsche macht große Reformen, er macht sogar Versuche zu Revolutionen und stellt schriftlich genaue Maßstäbe und Verfassungsgrundsätze auf. Wie der Franzose — ja nur als Nachahmer, als Abklatscher des Franzosen! — mehr mit Vernunft als mit Erfahrung, mehr nach dem abstrakten als nach dem konkreten Leben! Und darnach richtet er seine politischen Handlungen ein. —

Der Deutsche ist im Laufe seiner Geschichte deduktiv geworden, der Engländer ist induktiv geblieben und immer ausschließlicher induktiv geworden. Der Deutsche denkt anders herum, als der Engländer.

Der Engländer erobert sein Riesenreich, baut ein Imperium auf, so gewaltig und wunderbar, wie die Welt es noch nie sah. Und das alles tut er unbewußt, ohne verstandausgeklügeltes Grundsystem, nur von klar und nüchtern erfaßten Verhältnissen und Erfahrungen, von den einfachsten Bedingungen der einzelnen Lage allmählich vorwärts getrieben. Und wenn er sozusagen fertig ist, wenn nur noch das Dach und die äußere Ausschmückung und die Ausstattung des riesenhaften Gebäudes fehlen, dann kommen seine großen Denker, die Carlyle und Seeley und Dilke, und ziehen aus der großartigen Praxis, die sie da vor sich sehen, die Grundsätze und das System heraus.

Der Deutsche denkt erst seine Normen, ergrübelt sich seine Systeme. Und diese Systeme ringen miteinander und lassen der Praxis, dem Leben keine Ruhe, keine Stetigkeit, keine Zeit. Clausewitz, Ranke, Treitschke, Bismarck, die weltpolitischen Wegeweiser unter Wilhelm II.: das System ist schon lange da, die lebendige Ausführung heute ferner als je. „Über dem Tor deutscher Geschichte steht der Satz: Ausführung bleibt vorbehalten." (Hermann Oncken.) —

Der Deutsche sieht wohl kraft seiner nüchternen Anlage immer noch viel tiefer ins Leben als der Franzose. Aber er wird dadurch — anders als der Engländer — mehr zum Denken angeregt als zum Handeln. Und wird er schließlich doch zur Tat gedrängt, dann weiß er sich — allzu sehr in Gedanken befangen — nicht zu helfen und sieht sich verstört in der fremden Nachbarschaft nach Aushilfe, nach Anleihen um. Er wird sich selber untreu. —

So kommen der Deutsche und der Engländer von einem Wurzelboden: Nüchternheit und Romantik, Vernunft und Phantasie. Der Lauf der Geschichte hat es gefügt, daß drüben die Romantik, bei uns die praktische Nüchternheit von ihrer ergänzenden Schwester totgeschlagen zu werden drohen. Um in dem oben

Digitized by Google

geprägten Bilde zu bleiben: der englischen Phantasie gefällt's so gut bei der praktischen Vernunft auf der festen Erde, daß sie das Auffliegen vergißt; die deutsche Phantasie schwingt sich in die Lüfte weit aus dem Gesichtskreis der nüchtern-praktischen Vernunft, die kläglich vergessen unten sitzen bleibt und verkümmert.

Dieses Schicksal steht bei uns in Wechselwirkung mit einem anderen, ohne das wir uns vielleicht ähnlich wie die alten Inder entwickelt hätten: unserer geographischen Mittellage. Wenn die Verdrängung der englischen Frische und Nüchternheit aus unserem Wesen uns oft der Art des Franzosen, ja sogar manchmal der des Slawen näherte, so sicherten die Bedingungen unserer Lage erst recht den Einfluß der fremden Nachbarvölker. Denn dadurch wurden wir der Einseitigkeit des Denkens entrissen, immer wieder zur Tat gezwungen und zu Anleihen angeregt. So scheinen wir fast zu Franzosen zu werden; mit Vorliebe ziehen wir in der Mode, in der Kunst und im staatlichen Leben französische Kleider an. Nur bleiben wir dabei immer langsamer als unsere Vorbilder, weil wir tiefer und gründlicher sind. Unsere Nachbarn sind schneller fertig — und wir nehmen immer wieder, was sie uns zuerst bieten. Und müssen immer von neuem und immer schwerer kämpfen, damit fertig zu werden, das Widerstrebende zum Eigengewachsenen umzuschaffen. — —

So sind wir Deutschen allen Völkern immer unverständlicher geworden: Der Engländer versteht uns nicht, weil wir über uns und außer uns hinaus „dichten und denken" wollen, statt uns einfach aus uns selber heraus wachsen zu lassen. Der Franzose begreift uns nicht, weil wir so schwerblütig und so tiefgründig sind, nicht so behende und hell — nur ein tiefer Abgrund ist finster und schwarz! — wie er. Franzose und Engländer — im Grunde urverschieden — verstehen einander weit besser, als uns Deutsche mit dem geheimnisvollen, oft so unlogischen und unpraktischen „mysticisme allemand". — —

Einmal haben wir Deutschen uns von fremder „Romantik" und fremden Einflüssen frei gemacht; einmal waren wir auf dem Wege, zurückzufinden zur anderen, zur englischen Seite unseres Wesens, zur praktischen Nüchternheit — wie natürlich im Anfange: in etwas allzu heftiger Pendelbewegung —; einmal waren wir im Begriff, die unserem deutsch-germanischen Volkscharakter ureigenste Synthese zwischen Nüchternheit und Romantik wieder vollkommen rein herzustellen: in Bismarcks Reich, in unserem Reich, nachdem zuvor im Preußen der Hohenzollern der Same gestreut und gekeimt war. Hier in Bismarcks Reich wollten und sollten sich Potsdam und Weimar — wie wir in dieser Perspektive gesehen die beiden Pole unseres Wesens bezeichnen können — vereinigen. Und aus Potsdam und Weimar, aus Nüchternheit und Romantik zusammen hofften wir, eine neue Vollendung zu erleben.

Darüber ist 1918 gekommen. Und heute scheint die Nüchternheit völlig erwürgt; wir schwimmen rettungslos im französischen Fahrwasser künstlicher Menschen- und Massenrechte; Professoren, die nie ein Kohlenbergwerk gesehen haben, erstatten Majoritäts- und Minoritätsgutachten und sozialisieren mit reiner, abstrakter Vernunft, ohne einen Schimmer von Lebenserfahrung; ja weite Kreise der geistig und künstlerisch tätigen Jugend drohen sogar unter die alles zersetzende

Digitized by Google

Herrschaft russischer Schwärmereien, russischer Sentimentalität und russischer Anarchie zu geraten. —

Miserrima Germania!

Unseliges Deutschland!

Und der „mysticisme allemand" muß wieder neue Gebirge bezwingen. Fertigwerden wird er damit. Aber wie lange, wie lange wird's dauern, bis wir endlich „wir selbst" sein werden? — —

Falls alle Entwicklung in diesem Dasein schließlich eine „Course à la mort" (Chamberlain) bedeutet, falls also auch jedes Volk und jede Kultur nur ihre beschränkte Zeit haben sollten in der Weltgeschichte, droht uns dann nicht immer beängstigender der Tod? Und wird das dann nicht ein Tod, ein Sterben sein, bevor wir das Ziel und den Gipfel unseres Volkslebens erreicht haben? — —

Noch sind wir heute stark, noch dürfen wir für unsere beschränkten Sinne an die Ewigkeit unseres Volkes glauben. Aber wenn wir daran glauben, dann kann es nur sein, weil wir der Welt noch vieles zu geben haben, weil wir uns noch entwicklungsstark fühlen. Je mehr wir aber noch in uns tragen, um so mehr wird es uns drängen und treiben, um so tiefer und um so unruhvoller wird uns heute das armenische Lied im Ohre klingen: „Spät ist es schon und der Weg noch weit: lasset uns eilen, eilen!" — —

Schnee · Von Helene Brauer

Nun stieg ein weißer Feiertag ins Land,
Der Räder Stimmen sind so still geworden,
Auf allen Traufen und den Fensterborden
Liegt's wie ein hingewehtes Silberband.

Die Flocken fallen, leicht vom Wind bewegt,
Wie jüngst in Sommergärten von den Stielen
Die Rosenblätter niederfielen
Und sich der Erde an das Herz gelegt.

Die nackte Nymphe, die am Marktplatz fror,
Ziert sich im weißen Sammetpelz und Schleier,
Unmutig sieht der wilde Wasserspeier,
Daß heut' sein Maul den stolzen Strahl verlor.

Vermummte Mädchen huschen flink vorbei,
Und ihre Füße tanzen leichtbeschwingt;
Von ferne eine Schlittenglocke klingt
Und klingelt Übermut und Narretei.

Und wie ich langsam durch die Gassen geh',
Fühl' ich mein Herz ganz leicht und lächelnd schlagen,
Und Leid und Last aus wilden Sommertagen
Begrab' ich wunschlos unterm kühlen Schnee.

Digitized by Google

Eine Scheibe Brot

Von Karl Schubert

Nur in der Zeit des Hungerns und Darbens konnte das geschehen. In jener trüben, noch nicht gar fernen Zeit, wo jeder Bissen Brot dem geduldigen Bürger aufs knappste bemessen vom Vater Staat zugeteilt wurde. — —

Pfarrer Justus Ehrenreich befand sich allein in seiner Wohnung, in die er soeben von dienstlichen Wegen zurückgekehrt war. Nachdem er es sich in der Kleidung häuslich-bequem gemacht hatte, trat er in die Küche und hob den Deckel von einem breiten Gefäß, das auf dem Gaskocher stand. Das durfte er tun. Weil er nachher — es war Sonnabend — sich mit seiner morgigen Predigt beschäftigte, weil seine Frau heute in der städtischen Volksküche ehrenamtlich, übrigens zugleich wirklich nützlich, in Anspruch genommen war, weil endlich der bei den beiden Alten lebende Sohn, Amtsrichter Fritz Ehrenreich, zur gleichen Stunde einen Vortrag hielt, — aus allen diesen Gründen konnte heute nicht gemeinschaftlich gegessen werden. Da die drei in guter Gewöhnung keinerlei Unordnung in der Wohnung machten, sich selbst zu helfen wußten und das, was von ihrem nicht hohen Einkommen die sehr hohen Preise etwa übrig ließen, anderweitig, fast immer zu Wohltatszwecken, besser zu verwenden wußten, so ward nur hin und wieder ein dienstbarer Geist zu Hilfe genommen. Und aus diesem Grunde mußte heute der Pfarrer sich allein um sein Essen bemühen.

„Justus," hatte seine Auguste zu ihm gesagt, „du machst dir die Kartoffelsuppe warm, vergißt aber nicht, zu rühren; sonst brennt sie dir an. — Zwei Teller davon darfst du dann nehmen."

Ei, ei! Zwei Teller von der schönen Suppe, die man jetzt anders als früher zu schätzen wußte, das war eine schöne Aussicht, und der Herr Pfarrer rührte eifrig und mit regelmäßigen, alle Teile des Topfinhaltes durchpflügenden Löffelschlägen; solche Handgriffe hatte er während des Krieges längst nebenher erlernt. Schon stiegen leichte Wölkchen aus der Masse, und der erste Teller, wohlanständig gefüllt, labte den Mann, der, wie jedermann in dieser knapp zugeschnittenen Zeit, eine starke Eßlust dazu mitbrachte, die er sich bei seinen vielen Amtsgeschäften wie in Kälte und Wind der Straßen redlich verdient hatte. Und so wäre es ihm ein kleines gewesen, den Suppenkessel ganz leer zu essen. Daran durfte aber gar nicht gedacht werden; denn über das, was nach dem Genuß der zwei Teller übrig bliebe, war sicher längst in einer unanfechtbaren Weise für heute abend oder für morgen verfügt. Daher nahm sich der Herr Pfarrer zwar auch bei dem zweiten Teller nicht einen Eßlöffel voll mehr, als er nach Gebrauch und als er vor seinem Gewissen nehmen durfte; allerdings auch keinen Kaffeelöffel voll weniger. Aber er aß nun langsamer, damit die Freude daran nicht so schnell vorübergehe. Schön wäre es, dachte er, wenn man — nicht etwa eine Wurst oder ein gutes Stück Pökelfleisch; so üppig ließ Justus seine Einbildung nicht lustwandeln — wenn man ein Stück Brot in die Suppe brocken könnte. Ein Stück Brot! Hm! Sollte

Digitized by Google

das nicht schließlich möglich sein? Er war zwar ein starker, von den dreien sicher der schärfste Gegner jedes Versuches, sich Genüsse, die für später bestimmt waren, vorzeitig, auf Vorschuß, zu verschaffen. Aber auch für den starrsten Grundsatz ist eine Ausnahme denkbar. Und gerade heute ginge das noch am besten in der ganzen Woche. Justus selbst hatte das Amt des täglichen Brotschneidens und das Abwägen in die Hand genommen, nachdem sowohl die Frau Pfarrer als auch Fritz es nicht hatten erreichen können, stets bis zum Ende der Brotwoche mit der dafür vorhandenen Menge auszukommen. Sie schnitt, ohne die Wage, einfach fünf Scheiben für jeden Mund und für jeden Werktag zurecht, machte sie aber aus gutem Herzen meist etwas zu dick; Fritz zog zwar die Wage zu Rate, hatte aber meist schon etwas zuviel Brot gehobelt. Und so kam es, daß unter der Brotverwaltung dieser beiden oft für Donnerstagabend, sicher aber für den ganzen Freitag, den letzten Tag der Brotwoche, nichts mehr da war. Da hatte der Pfarrer einen Vortrag über die Härte gehalten, mit der man gegen sich und natürlich auch gegen andere verfahren können müsse, wenn es sich zum Besten aller Beteiligten um Einhaltung einer von diesen selbst festgesetzten Ordnung handle. Von da an schnitt er jeden Morgen das Brot für den laufenden Tag. Man hatte sich, weil ja auch Mehl nötig war, das nur gegen Brotmarken ausgeliefert wurde, dahin geeinigt, daß jeder an jedem Werktage zweihundertzehn Gramm, an jedem Sonntage (aber nicht auch an jedem Festtage) zweihundertfünfzig Gramm Brot erhalte; das waren Werktags fünf, Sonntags sechs Durchschnittsscheiben, die er unbestechlich und unerbittlich gegen Wünsche und Gedanken abweichender Art glatt und zierlich heruntersäbelte, nachdem die Übung ihn auf diesem Gebiete zu einem Künstler gemacht hatte, dem selbst Werthers Lotte auf dem bekannten Bilde nicht über gewesen wäre. Gelegentlich wies er wohl auch einmal mit einigem Stolze darauf hin, daß das Brot, seit sein Messer herrschte, stets bis Freitagabend ausgereicht hätte.

Und nun dachte er doch an eine Ausnahme, und sogar für sich selbst? — Ja, der Magen hat manchmal doch Einfluß auf den geistigen Teil des Menschen. Der Pfarrer spielte mit dem Gedanken, jetzt, vor der angreifenden Arbeit an seiner Sonntagspredigt, sich dazu durch die sonntägliche Mehrscheibe zu stärken. Eigentlich ein unschuldiger Gedanke! Auch die beiden andern aßen zuweilen vormittags schon ein Stück von dem für den Abend übrig gelassenen kleinen Brotschatze. Allein — — so tiftelte er, am Sonntagabend würde es ihm sicher lieber sein, wenn er jetzt auf den Vorschuß verzichtete. Nachdenklich löffelte er an seiner Suppe. Zweck hatte es — das liebe Scheibchen — freilich nur, ehe er der zweiten Hälfte dieses letzten Tellers näher rückte; also schnell! Dann aber sah er wieder den nach Kriegsmaßstab wohlbesetzten Sonntagabendtisch, an dem er auch für das eine Stück Brot sehr gut Verwendung haben würde. Schon war der Verzicht so gut wie besiegelt, als dem Pfarrer beifiel, daß er die Unregelmäßigkeit doch nicht aus Genußsucht, sondern nur zur Stärkung vor angespannter geistiger Arbeit beabsichtige. So erhob er sich, um das Brot zu holen. Er fand es aber nicht so, wie er es frühmorgens hingelegt hatte. Nun, dachte er halb schalkhaft, ich bin doch kein zerstreuter Professor aus den Witzblättern, habe ich mir denn etwa gar die Scheibe schon abgeschnitten? Aber so schneide ich doch nicht! Das sieht aus

Digitized by Google

wie mit dem Hobel geschnitten, und als ob hinten ein Stück Rinde aus dem Brote selbst herausgerissen worden wäre. Ganz merkwürdig aber, daß in der Mitte des Brotes, im weichen Teile, noch eine kleine Grube ausgehoben ist, als ob der Abschneider sich vor dem Weglegen des Brotes schnell noch ein bißchen davon habe nehmen müssen; von seinem Standpunkte aus war das freilich eigentlich recht dumm; aber vielleicht ist er an der sorgsameren Beseitigung dieses Einhiebes unerwartet behindert worden, oder wir werden noch irgend eine andere Erklärung vernehmen. Denn an ein heimliches Eigentumsvergehen ist doch bei uns dreien nicht zu denken. Und nun soll diese im Augenblick undeutbare Entnahme mich gerade warnen, meinem Gelüste nachzugeben! Ich bin den beiden andern das gute Beispiel weiterhin schuldig, durch das sie sich schon oft gestärkt gefühlt haben; die Predigt wird auch so fertig werden. Überdies, sagte er sich launig, muß ich ja tugendhaft sein, weil ich sonst diese Schneidespur vernichte, ehe der Schnitt erklärt ist. Freilich — nein, wie springen die Gedanken hin und her! — könnte ich diesen Schnitt und die Grube darin, die ja gewiß nicht lichtbildlich aufgenommen sein werden, schon einigermaßen derart nachmachen, daß der Hervorbringer der Urspur nicht zu sagen vermöchte, das habe er nicht getan. Ja, das könnte ich! — Und damit wäre ich ja dann ein abgefeimter Verbrecher! — Um eine Scheibe Brot! — Ich könnte mir jetzt meinen Wunsch nur noch erfüllen, wenn ich nachher sofort daran denke und den ganzen Sachverhalt genau erzähle, ehe ein anderer etwas davon merkt und es zur Sprache bringt; denn ist es erst so weit, dann sieht das Geständnis nicht mehr freiwillig aus. Da ich aber nachher so tief in der Predigt drin sitze, der Predigt über das schöne, starke Wort: „Leget das Lügen ab und redet die Wahrheit!“, so werde ich es wohl doch nicht rechtzeitig sagen; also besser, nichts nehmen. — Ja! —

Der Pfarrer saß schon fast eine Stunde in seinem Lehnstuhl, gab dicke Rauchwolken aus einer langen Pfeife von sich, die noch von wirklichem, echtem ungemischten, nämlich aus besserer Zeit aufgesparten Tabak herstammten, und war eben so tief leiblich in diesen Wolken wie geistig in seiner Predigt verloren, als er nebenan, in der Küche, laute Unterhaltung hörte. Da mußten die beiden andern inzwischen auch zurückgekehrt sein! Schon wollte er wieder in seine Arbeit zurücksinken, als er gerade noch deutlich hörte, wie Fritz sagte: „Unsinn, liebe Mutter! Das kann doch eine Maus nicht! Die hätte ja auf den Tisch springen und das Brot auswickeln müssen; dann zum Hobel, wieder einpacken und auf den Tisch legen! Nein, an deine neuerfundene Maus glaube ich nicht!“

Nun war der Alte aber ganz aufgewacht und ließ die Predigt Predigt sein. Jetzt hatte er, wie vorausgesehen, den richtigen Zeitpunkt versäumt und konnte nun in den schönsten Verdacht geraten! Dabei hatte er ja doch gar nichts abgeschnitten, sondern nur festgestellt, daß ein anderer dergleichen getan hatte. Oder hatte er zuletzt sich doch noch etwas genommen? Hin und her waren ja seine wohlbegründeten Erwägungen gegangen; da sollte man nun plötzlich wissen, was das Letzte gewesen war. — Aber falls Fritz, nur um bei einem Beispiel anzufangen, der erste heimliche Brotabschneider gewesen war, weshalb fing er an, davon zu reden? Nun, vielleicht hatte Mutter durch einen Zufall die Spuren

Digitized by Google

auch gesehen, und ihm blieb nichts anderes übrig, als die ihm gutmütig zur Verfügung gestellte Maus — sie hatten bisher nie eine gehabt! — für gänzlich unfähig zu solcher Tat zu erklären.

Während man nun draußen leiser sprach und da man ihn jetzt unter keinen Umständen stören würde, so hatte der Pfarrer Zeit, sich in seiner Lage zurechtzusetzen, damit er weder anderen noch sich etwas ohne Not verdürbe. — Sicher war eines, daß, wenn schon etwa unbegreiflicherweise einer von den beiden sich das Stück Brot genommen hatte, ohne das zuzugestehen, daß dann ein Eingeständnis von ihm — falls er nämlich überhaupt etwas zu gestehen hatte — den ersten Verbrecher mit decken würde. Und nähme er, der Pfarrer, gar unschuldig den Schnitt auf sich, so schädigte er seinen eigenen wohlerworbenen Ruf der Grundsatztreue zugunsten eines, der es dann, wenn er schwieg, nicht verdiente. Und der Pfarrer brächte so die dreiköpfige Familie um den festen Felsen des Vertrauens, das sich um ihn herum lagerte. Dieser Verlust war aber dann gleichzeitig gegenstandslos, weil bei zwei „Verbrechern" unter drei Personen der Wiederaufbau des Vertrauenszustandes unmöglich schien. Da den Pastor diese unabweisbaren Untergedanken bei seiner Predigt um so mehr störten, als die sich ja gerade mit der Ablegung des Lügens beschäftigte, während er soeben vielleicht gleich zum Gegenteil gezwungen sein würde, so warf er — wie gewandt plötzlich in solchen Dingen! — einen Stoß Bücher vom Tisch, worauf sofort Frau und Sohn zu Hilfe gestürzt kamen, ihn aber schon bei der Beseitigung der Unordnung fanden. Daher kam denn nun bei den beiden das wieder hoch, was auch sie so stark beschäftigte. Und plötzlich rief ihn die Frau, ehrlich gesagt mit strengem Untersuchungsrichterton, an: „Justus, hast du dir ein Stück Brot seit heute früh abgeschnitten?" während Fritz das Brot holte und es ihm stumm hinhielt. Darauf sagte aber dieser Justus ganz klar und entschlossen, und er war auch überzeugt, nicht im geringsten rot dabei zu werden, zu seiner Frau, indem er sie fest anblickte: „Nein, liebe Auguste, das habe ich nicht getan! Das hätte ich denn doch etwas klüger gemacht, als so." Darauf zogen die beiden wieder ab, und der Pfarrer vermochte sich nun wieder in seine geistliche Arbeit zu versenken, ohne daß er zwischen Tatsachen und Lehre einen Widerspruch empfunden hätte.

Beim Zubettgehen sagte Fritz zu ihm: „Vater, es ist gelungen! Mutter fing schon von der Maus an zu reden, als ich sie beim Nachhausekommen auf der Treppe traf. Und dabei ist doch gerade an eine richtige Maus bei dieser Geschichte gar nicht zu denken. Und nachher forderte sie mich auf, einmal nachzusehen, ob das Brot nicht ein wenig angefressen sei. So fanden wir die Schnittstelle, die sonst ja erst du morgen früh entdeckt haben würdest. Ich verstehe es nicht; aber Mutter muß es gewesen sein. Es wird das ja niemand laut aussprechen, und so braucht sie es auch nicht zu bestreiten."

„Fritz," erwiderte der Vater, „ich unterdrücke die Sache der Predigt wegen vorläufig in meinen Gedanken. Bin ich mir über die Geschichte klar, so reden wir weiter davon. Bis dahin lasse Mutter unbelastet."

Am andern Morgen sagte die Frau Pfarrer, während der Sohn ein paar Minuten abwesend war:

Digitized by Google

„Du, Justus, er ist's gewesen! Ich kann ja gar nicht hobeln und tue doch so etwas überhaupt nicht; das weißt du doch. Er hätte sich die Erklärung mit der Maus lieber gefallen lassen sollen!"

„Das hätte wohl mancher getan, obwohl sie recht fadenscheinig war; daß er sie sofort abgelehnt hat, würde unbedingt für ihn sprechen, wenn man anderswie nur eine Erklärung für den Vorfall wüßte. Nun, aber erst einmal zur Kirche, wir alle drei! Und denke zunächst noch nicht, daß Fritz es getan hat. Ich werde wieder auf die Sache zu sprechen kommen, sobald ich sie zu durchschauen meine."

Während er das Amtsgewand anlegte, mußte er, schon dreiviertel bei seiner Rede, einen Augenblick noch denken: Ob die beiden unter sich mich wohl auch als den Täter bezeichnet haben? Der eine von ihnen, der nämlich, der es nicht gewesen ist, kann das ja ruhig tun.

Danach sprach er in der Kirche tief und eindringlich über seinen wohlerwogenen Gegenstand: Leget das Lügen ab und redet die Wahrheit! Er sprach dabei auch sehr geschickt über den für einen Geistlichen auf der Kanzel recht schwierigen Punkt der sogenannten Notlüge und zeigte an Ibsens „Brand", wie verhängnisvoll die zu strenge Verurteilung jeder Notlüge unter allen Umständen sein kann, wie auch, daß einige andere Glaubensbekenntnisse da, wo ein Menschenleben durch das Vermeiden einer Notlüge schuldlos in Gefahr käme, sie geradezu gestatten. Dieser Teil war erst ganz neu seit gestern abend zu der Predigt getreten, war schriftlich nicht vorgearbeitet und wirkte in der freien Form am stärksten auf die Hörer, die den Mut des Seelenhirten bewunderten, daß er dem wirklichen Leben gegen allen bisherigen Kirchenbrauch ein so starkes Zugeständnis zu machen wagte. —

Ohne auf die gestrigen Dinge auch nur im geringsten einzugehen, stimmten auch Frau Auguste und der Herr Amtsrichter in das Lob der Gemeinde über den letzten Teil der Predigt ein und wandelten mit dem glücklichen Redner ihrem Heime zu. Bis die Hausfrau das vorbereitete Essen tischfertig hatte, war Justus einige Zeit in seinem Zimmer sich selbst überlassen. Sollte er nachher, sei es beim Essen, sei es beim Kaffee, auf die Brotangelegenheit, wie versprochen, zurückkommen? Er brauchte es ja nur, falls er selbst klar darüber war. War er denn das etwa schon? Er wußte doch erstens nicht, wer von den beiden den ersten geheimen, wenn auch leicht erkennbaren Schnitt und die kleine Aushebung gemacht hatte. Und zweitens war es ihm nicht klar, ob er sich zu einer Wiederholung dieses ersten Angriffes bekennen sollte und mußte; er war ein wenig entsetzt, zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit er um die Hauptfrage herum kam, ob er denn überhaupt einen zweiten Schnitt ausgeführt oder ihn schließlich doch noch unterlassen habe; eine Art von — vielleicht — Notselbstbelügung. Bekannte er sich — so dachte er zur Probe — zunächst einmal zu dem Verbrechen, so waren zwei Verbrecher im Hause; dem zweiten brauchte er seine bisherige Stellung als Vertrauensfels nicht zu opfern, noch dazu auf die Gefahr hin, daß dieser Zweite, eigentlich der Erste, womöglich auch dann seine Schuld nicht bekannte, wenn der Pfarrer es — schuldig oder nicht schuldig — getan hätte. Danach aber sein, des Justus Geständnis zu widerrufen, würde die Justussche Stellung nur noch weiter geschwächt haben.

Digitized by Google

Ließ er, Justus, aber die ganze Sache auf sich beruhen, so blieb einer doch der Geschädigte; nämlich der wirklich unschuldige, bisher ebenfalls noch unbekannte Dritte. Auf diesem Dritten durfte gerechterweise kein Verdacht sitzen bleiben. Sonst wäre seine heutige Predigt eine große Lüge gewesen, nicht ein mutiges Bekenntnis menschlicher Schwäche. Hier saß er vorläufig fest und kam nicht weiter.

Bei Tische fand er die beiden andern nicht so nachdenklich, wie er vermutet hatte. Sie sprachen von allem möglichen und spielten nicht entfernt auf die Brotschnitte an, vermieden anscheinend sogar alles, was dazu hinleiten könnte. So ergab auch er sich der behaglichen Tischstimmung und nahm sie in sein Mittagsschläfchen mit hinüber. Beim Kaffee wollte er mit einem milden Scherze die unheimliche Angelegenheit beiseite räumen. Es fiel ihm nur keiner ein, der dem unschuldigen Dritten gerecht wurde. Diesem unbekannten Dritten! Jeder von den beiden konnte es sein; die Gründe dafür waren ja dieselben, nach denen einer von den beiden zumindest die erste Scheibe abgeschnitten und dann noch ein Stück aus der Mitte herausgegraben hatte. Der Verdacht, so unwahrscheinlich und schwach er war, ruhte dennoch teils auf dem einen, teils auf dem andern, so daß als Endergebnis immer je zwei den Dritten im Verdacht hatten! Und da sich nach der Stimmung bei Tische anscheinend jeder dabei wohl befand, so konnte man, wahrhaftig, man konnte es: nämlich annehmen, daß Volkes Stimme Gottes Stimme auch hier sei und daß jene je zwei ganz recht hatten, wenn sie den Dritten für den Täter hielten. Ein freilich sonderbarer Zufall hatte dann eben alle drei an diesem Tage (vielleicht auch schon öfters) in Versuchung geführt; jedenfalls aber mußten an diesem Tage ihr alle drei unterlegen sein. Der Erste von selbst, der Zweite wohl, als er die Arbeit des Vordermannes sah und sie möglichst getreu nachahmte. Na, und dann war es dem Dritten so ergangen wie dem Zweiten. Bei geübteren Lügnern wäre wohl alles totgeschwiegen worden. Hier hatte die sonstige innere Ehrlichkeit zum Reden, vielleicht nahe bis zum Gestehen gebracht, das aber jedem wieder dadurch so sehr erschwert wurde, daß er sich allein für mehr als er getan, für einen andern mit geopfert hätte. War es doch ihm, dem wahrhaft redlichen Pfarrer Justus Ehrenreich, genau so ergangen.

Nun verstand er seine Predigt erst recht und sagte beim Kaffee beileibe nichts mehr. Gestraft hatte sich bestimmt jeder genug und würde künftig von neuem treu und wahr sein. Wenn er nur bei seiner Gemeinde auf eine gleichgute Wirkung seiner Predigt rechnen durfte, wie die Scheibe Brot sie bei diesen Dreien herbeigeführt hatte, so konnte er zufrieden sein. Denn auf diese drei, sich selbst eingeschlossen, konnte er sich nunmehr verlassen.

Digitized by Google

Die Löhne des Auslandes

Von G. Buetz

Noch immer vorwiegend von dem Auslande abgetrennt, wenn es sich darum handeln soll, an dem Weltverdienste teilzunehmen, dem Willen der Entente nach sogar kräftig ausgeschlossen, haben wir doch alle Nachteile eines internationalen Wirtschaftslebens mitzutragen. Wie wir innerhalb der Preispolitik dauernd von den internationalen Notierungen beeinflußt werden, so wird auch die deutsche Lohnbewegung von dem Stande der ausländischen Lohnskalen wesentlich mit berichtet. Was für unser Wirtschaftsleben dringend notwendig erscheint, eine endliche Festigung drr Lohnhöhe, begleitet von einer Tendenz der Senkung der Löhne, diese notwendige und schwerwiegende Forderung wird in ihrer Verwirklichung ungemein durch die Lohnverhältnisse im Auslande erschwert, ja unmoglich gemacht. Die Unternehmer müssen mit Unbehagen zur Kenntnis nehmen, daß sich im Auslande eine Lohnbewegung geltend macht, welche in ihren lohnsteigernden Tendenzen der Lohnbewegung Deutschlands nicht nur gleichkommt, sondern sie teilweise noch erheblich übersteigt! Wenn auch die im Kriege erwachsenen Mißverhältnisse zwischen der Nachfrage nach Arbeitskräften und dem Angebote der Arbeitskraft auch im Auslande schon eine merkliche Lohnsteigerung herbeigeführt hatte, wenn auch die Verteuerung des Lebensbedarfes, die überall hervortrat, lohnsteigernd auch im Auslande wirken mußte, so ist die eigentliche Hochflut der Lohnforderungen im Auslande doch erst nach dem Ende der kriegerischen Handlungen eingetreten. Wenn die deutschen Arbeiter Schrittmacher für die Lohnerhöhungen in dem heutigen Umfange wurden, dann fanden sie jedenfalls im Auslande sehr lernbereite Schüler. Betrachten wir die Löhne des Auslandes, so kann nur festgestellt werden, daß sie eine genau so bedauerliche wie produktionshindernde Höhe erreicht haben, als die Löhne Deutschlands. Ja, sie gehen darüber hinaus.

Den führenden deutschen Arbeiterkreisen sind die hohen Löhne des Auslandes naturgemäß bestens bekannt. Man ist nun eifrig am Werke, nachzuweisen, daß die deutschen Löhne ungenügende seien. Das in einer so gewaltigen Teuerung lebende Deutschland habe nur die Löhne anderer Staaten, und noch nicht einmal dies sei restlos erreicht, denn es gäbe im Auslande ganze Berufsklassen, welche nicht unbeträchtlich höhere Löhne ausweisen als Deutschlands Industrie sie zur Auszahlung kommen lasse. Man erkennt, hier liegt ein Propagandastoff vor, der leicht zu verwenden ist und daher von bester Wirkung zu sein verspricht.

Wer die Produktions- und Lohnverhältnisse Deutschlands kennt, ist sich zunächst des einen bewußt, nämlich dessen, daß es heute ein Unding ist, einen Vergleich zwischen dem deutschen Unternehmer und dem ausländischen Unternehmer, einen Vergleich zwischen dem deutschen und dem ausländischen Exporteur aufzustellen. Man erinnere sich doch nur, daß es über die wirtschaftliche Lage Deutschlands amtlich in verhüllenden Worten heißt, daß diese unsere Lage als „ungünstig und unsicher“ anzusehen ist. Die Produktion Deutschlands ist von den Außen-

Digitized by Google

märkten in tausendfacher Weise gehemmt und sie wird auf unserem Binnenmarkte durch den Rohstoffmangel so wesentlich beeinflußt, daß wir bis zur Produktionsunfähigkeit verdammt sind. Gar nicht zu denken des Mißverhältnisses zwischen Produktionsmöglichkeit und Zahlungsfähigkeit. Wir haben eine Wirtschaftsentwicklung, die in 150 größeren Städten im Novemberbeginne 236000 Personen zählte, die Erwerbslosenunterstützungen bezogen. Zur gleichen Zeit haben wir in den Hauptteilen der Industrie wie innerhalb der Landwirtschaft einen Arbeitermangel, der die Produktion herabdrücken muß. Ende Oktober meldete der Rheinisch-westfälische Steinkohlenbergbau 23478 offene Stellen, die von keinem Angebote beantwortet waren. Am 4. Oktober meldete die Zentralauskunftsstelle für die Schwerindustrie und das Bergwerkwesen 36169 offene Stellen bei nur 10 unerledigten Arbeitsgesuchen! Mit welchen tatsächlichen wirtschaftlichen Fesseln unsere Wirtschaftsentwicklung neben den von der Entente noch täglich neu zu schaffen gesuchten belegt ist, wurde ja zu einem Tagesgespräch. Wir sollen handeln bei offenen Zollgrenzen, bei geraubten Schiffen, internationalisierten Verkehrswegen, bei einer erschreckend entwerteten Valuta, bei einem Zustande ewigen Krieges, der uns machtlos dauernd der Entente ausliefert. Uns entgegen stehen Staaten, welche den Weltkrieg gewonnen haben! Das heißt wirtschaftlich umgesetzt: Macht, Weltkredit, Weltentwicklungsmöglichkeit erlangt haben. Wir befinden uns Staaten gegenüber, die durch den Krieg reich geworden sind, gleich den Neutralen und vor allen Dingen den Vereinigten Staaten von Amerika. Für jene Wirtschaftsgebilde sind die Produktionsverhältnisse und die Arbeitsverhältnisse „die" Schwierigkeit; in dem Meere von Hemmungen, denen unser Wirtschaftsleben gegenübersteht, bedeuten die Produktions- und die Arbeiterverhältnisse „eine" der großen Schwierigkeiten! Das beliebt man nicht zu bedenken. Es kommt den Löhnen gegenüber, welche ein Land zahlen soll oder zu zahlen hat, doch nicht darauf an, hier eine Anpassung an die Weltmarktlöhne herbeizuführen, die Tragfähigkeit der Lohnhöhe muß für ein Wirtschaftsleben nach der Tragfähigkeit der Industrie und des Handelslebens abgemessen werden! Und da kann nach der ganzen Lage des deutschen Wirtschaftslebens nur gesagt werden, daß wenn die Löhne des deutschen Wirtschaftslebens sich jenen der Auslandsstaaten gleichstellen, dann ist die Lohnbelastung in diesem Prozentsatze schon bei weitem zu hoch für unsere Industrie, denn wir können leider die Tragfähigkeit unseres Wirtschaftslebens nicht mit jener der Auslandsstaaten gleichstellen.

Will man aber dazu übergehen, uns das einfache Exempel aufzustellen, daß, da die Auslandslöhne beginnen sich über die Löhne der deutschen Industrie zu stellen, man auch hier eine „Anpassung" brauche, dann wird hierdurch ein Verbrechen an unserer schon so tief niedergedrückten Industrie begangen! Wenn wir zu einer weiteren Lohnsteigerung kommen wollen, dann müßte zunächst eine ebenso einfache Gegenforderung gestellt werden. Nämlich jene, daß unsere Produktionskraft eine Anpassung an die Weltproduktionskraft findet! Hier ist ein tiefernstes Mißverhältnis zu buchen. Ein Mißverhältnis, das wohl durch einen zurückkehrenden Arbeitswillen der Arbeitnehmer wesentlich abgeschwächt, doch durch diesen Faktor allein niemals ausgeglichen werden kann. Unsere furchtbare Rohstoff-

Digitized by Google

not, die Knebelung, die wir erfahren, und die alle Glieder unseres Wirtschaftslebens hart berührt, macht es unmöglich, unsere Leistungsfähigkeit der Auslandsproduktion anzupassen. Sie sind die Herren der Lage und nicht wir! Die Arbeiterschaft hat hier mitzutragen, was wir verloren haben. Wenn nun von bewußt agitatorischer Seite dem deutschen Unternehmer in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber entgegengerufen wird, daß die ständig steigenden Lebensmittelpreise und die Preise für alle Waren und Artikel des täglichen Bedarfes ständig im Preise emporschnellen und daß hierdurch automatisch eine Lohnerhöhung erfolgen muß, dann kann man diesen wohlbekannten Sätzen folgendes entgegenhalten: die Lebensmittelpreise und die Warenpreise für Gegenstände des täglichen Bedarfes sind überall ganz erheblich gestiegen. Ja, die Steigerung für Textilstoffe, Lederwaren und so weiter sind im Preise im Auslande mehr gestiegen als hier. Es ist doch für die teilweise eingetretene Aufhebung der Zwangswirtschaft gerade als Beweismittel für die Notwendigkeit einer ungebundenen Wirtschaft angeführt worden, daß die deutsche Industrie unbedingt eine Anpassung an die Weltmarktpreise notwendig habe. Der Unterschied bestand eben in den zu niederen Preisen der deutschen Ware den Weltwarenpreisen gegenüber! Im Verhältnis zu Preis und Lohn stehen die deutschen Löhne weitaus besser als jene im Auslande. Und wenn das Ausland jetzt seine großen Lohnbewegungen hat, dann sind diese Lohnbewegungen zu einem Hauptteile darauf zurückzuführen, daß die Differenz zwischen den zu zahlenden Preisen und den erhaltenen Löhnen eine zu große Spannweite einnahm. Ob es sich hier um die Feindesstaaten oder um die Neutralen handelt, macht hierbei keinen Unterschied. Wir stehen im Zeichen einer Weltteuerung im ausgesprochensten Sinne. Im neutralen Schweden haben beispielsweise die Ausgaben, im Durchschnitte auf 100 gestellt, um 164 zugenommen, denn sie standen im April vorigen Jahres auf 264. In Dänemark beläuft sich die Ziffer dem Frieden gegenüber auf 207. Bei den Kleidungsmitteln stellt sich die Ziffer auf 310, für Lebensmittel auf 212. In Norwegen belief sich die Verteuerung der Lebenshaltung bis zum Dezember 1918 auf 260, die Löhne haben sich um 80—100 % nur gehoben. In Japan sind im Kriege die Löhne um 50—70 % gestiegen, die Volksnahrung, der Reis, erlebte eine Steigerung um 100—120 %. Befreien wir uns doch von dem Wahne, nur wir machten diese unerfreuliche Preissteigerung durch. Vom August 1918 bis zum Juli vorigen Jahres haben sich die Kosten des täglichen Lebensunterhaltes in Frankreich weiter um 254 %, in England um 145 %, in den Vereinigten Staaten um 107 % gesteigert. Das sind Ziffern, die den deutschen Preissteigerungen gleich sind.

Es ist des weiteren ein Unding, die Löhne, welche Deutschland zahlen soll, mit jenen des Auslandes in Einklang dadurch zu bringen, daß eine schematische Gleichstellung gefordert wird. Hat denn jener schematische Gleichklang der Löhne etwa vor dem Kriege auch bestanden? Waren nicht ganz erhebliche Unterschiede zwischen den Löhnen eines deutschen und eines amerikanischen Arbeiters, zwischen jenen des englischen und des deutschen Arbeiters? Als unsere Industrie von einer höchsten Leistungsfähigkeit war, einer ungehemmten inner- und außerpolitischen Entwicklung gegenüberstand, haben die deutschen Löhne sich organisch

Digitized by Google

den deutschen Industrieleistungen anpassen müssen. Wir besitzen und besaßen nicht die gigantische Stärke einer amerikanischen Union, wir waren nicht ein Weltkolonialreich gleich England. Heute, da wir in Fesseln liegen wie zuvor noch nie ein Volk, da wir finanziell und wirtschaftlich verelendet sind, sollen wir plötzlich die nämlichen Produktionsbelastungen tragen wie eine amerikanische Union! — Für das deutsche Wirtschaftsleben gibt es nur eine Forderung, die unbedingt zu beachten ist, wollen wir unser Wirtschaftsleben aufrecht erhalten. Wir haben die Produktionslasten den Produktionskräften anzupassen. Wehe der deutschen Arbeiterschaft, wenn sie diese elementare Forderung nicht anerkennen will!

Daß unsere Arbeiterschaft hinsichtlich der erlangten Lohnerhöhungen sich wirklich nicht als ein Stiefkind zu betrachten braucht, ist augenfällig erkennbar, wenn man einzelne Löhne herausgreift, die im Auslande gezahlt werden. In Schweden sind innerhalb des Eisenbahnbaues im Jahre 1913 Stundenlöhne von 38 bis 44 Öre, von Oktober 1918 ab solche von 100 bis 130 Öre gezahlt worden, Kieslader, Maurer usw. erhielten 1913 einen Stundenlohn von 43 bis 49 Öre, Ende 1918 einen solchen von 105 bis 135 Öre. Der gesamte auf 100 angesetzte Durchschnittsverdienst stieg Ende 1918 auf 208. In den Niederlanden erhielten Metallarbeiter einen Mindestlohn von 46 bis 59 Cts., Elektrotechniker 27 bis 47 und 40 bis 70 Cts. Im Bekleidungsgewerbe werden gelernten Arbeitskräften Stundenlöhne von 36 Cts. gezahlt, in der Holzindustrie 30 bis 40 Cts. In Dänemark erhielten die Möbeltischler in Kopenhagen 1914 einen Durchschnittslohn von 60 Öre und Anfangs 1919: 126 Öre. In den Schuhfabriken wurden 1914: 56,5 Öre und Anfang 1919: 126,8 Öre Stundenlohn zugebilligt. Beton- und Erdarbeiter erhielten 58,7 Öre 1914 und 134,7 Öre 1919. Das kommt zumeist auf eine Verdoppelung der Löhne heraus. Eine Lohnerhöhung, mit welcher die deutschen Arbeiter schwerlich zufrieden sein würden. In Großbritannien sind im Kohlenbergbau die Löhne im Kriege um 110—120 % gestiegen, in der Metallindustrie und im Schiffbau haben sie sich um 100—120 %, im Spinnstoffgewerbe um 100—110 % gehoben. Im Bekleidungsgewerbe ist eine Lohnsteigerung von 87—93 % gegenüber dem Frieden eingetreten. In den britischen Industrien sind die Lohnsteigerungen zumeist demnach auch unter denen Deutschlands geblieben. Wesentliche Lohnsteigerungen zeigen die Vereinigten Staaten. Die Vereinigten Staaten sind aber auch das Land, das in diesem unglücklichen Kriege zu unerhörter Macht und ungewöhnlichem Reichtum gelangt ist. Hier sind der Industrie die Milliarden buchstäblich in die Taschen geregnet. In den Vereinigten Staaten werden in der Metallindustrie Löhne für gelernte Arbeiter von 7 bis 10 Dollar im Tage entrichtet. Ungelernte Arbeiter, die vor dem Kriege einen Lohn von 1,50 Dollar erhielten, erhalten heute 3 bis 4 Dollar für den Taglohn. Diese Lohnhöhe wirkt für die amerikanische Arbeiterschaft um so mehr, als die Aufwandskosten der Lebenshaltung sich noch immer in erträglicheren Grenzen halten, als in den europäischen Staaten.

Innerhalb sämtlicher Lohnskalen der Länder tritt klar das eine zutage, daß die Produktion Europas heute bereits mit Löhnen überlastet ist. Wenn nun die Entente infolge ihrer gunstvollen Wirtschaftslage fähig ist, die Stärke der Produktion den Produktionsbelastungen anzupassen, so ist die deutsche Industrie

Digitized by Google

in ihrer allseitig bedrängten Lage leider nicht hierzu fähig. Wir sind an der Grenze der Tragfähigkeit nicht nur angekommen, sondern haben sie zum Teile bereits überschritten. Über diese Wahrheiten hilft keine Agitationsrede hin und wenn sie noch so geschickt aufgebaut ist. Die deutsche Arbeiterschaft lehrt man leider stündlich zu vergessen, daß wir den entscheidensten aller Kriege, den Wirtschaftskrieg der Welt, restlos verloren haben. —

Media vita in morte sumus · Von Werner Bergengruen

Noch spür' ich in den Adern kochen
Der Jugend ungestümen Wein,
Der Pulse leidenschaftlich Pochen:
„Nimm dir die Welt! Die Welt ist dein!"
Noch freu' ich mich am Glanz der Wehre,
Noch dünkt mich jedes Wagnis Glück,
Noch reißt in uferlose Meere
Von Leidenschaften mich ein Blick.

Und doch — in lustdurchbrausten Stunden
Packt mich ein jähes Vorgefühl.
Mein Herz steht still. Und für Sekunden
Streift mich ein Schauer fremd und kühl.
Dann glaub' in plötzlichem Verstehen,
Darin mir Lust und Lärm ertrinkt,
Ich eine blasse Hand zu sehen,
Die mir vom andern Ufer winkt...

Was für ein Tod ist mir beschlossen?
Ist es ein Blitz, der mich erschlägt?
Ist eine Kugel schon gegossen,
Die jählings mich vom Sattel fegt?
Wird mich ein Feind im Zweikampf fällen?
Wird fern auf sturmgepeitschtem Meer
Mein Schiff versinken in den Wellen,
Verschollen ohne Wiederkehr?

Vielleicht — indes durch diese Zeilen
Die Feder fliegt in meiner Hand,
Beginnt aus meiner Uhr zu eilen
Das allerletzte Körnchen Sand — — —

Und eins erkenn' ich: All mein Lieben,
Des Hasses ungestümer Drang,
Rastlosigkeit, die mich getrieben
Und Lust an lautem Becherklang,
Der Trieb zu Kampf und Abenteuer,
Dies heiße Brennen tief im Blut —
Nur ein Symbol war all dies Feuer,
Symbol für eine höh're Glut.

Für eine Glut, die alle Erden
Und Himmel brünstig überkreist.
Doch kann ihr nie Erfüllung werden,
Eh' nicht den erdentbundnen Geist
Goldrote Feuerflügel tragen
Im Flammenrausch der Ewigkeit.
Und hat die Stunde mir geschlagen,
Tod, nimm mich hin! Ich bin bereit.

Digitized by Google

Der Braune

Kampf und Sieg in Urtagen

Von E. Seeger

Es tagt. Die letzten Dämmerungsschleier wehren vergeblich dem rotgolden aufsteigenden Tagesgestirn den Siegeslauf über die in der Urfülle ihrer Kraft prangende, jungfräuliche Erde. Aus dem Tal, in dem sich der Fluß schäumend zwischen Felsgetrümmer und gestürzten, hochgetürmten Stämmen seinen Lauf erzwingt, steigen über den Grassteppen weiße Nebelschwaden wallend auf. Mit schweren Schwingen hebt sich vom Gipfel der Nieseneiche der Adler vom Horste. Dumpf dröhnt die Erde vom Tritt zur Tränke ziehender Tierherden. Das schauerliche Lachen der Hyäne ist verstummt, gesättigt liegt der Höhlenbär in seiner Felsenkluft. An dem weiten, dunkeln Felsspalt unter dem weißgrauen, dachartig überhängenden Gebirgsvorsprung regt es sich. Eine braune, haarige Pranke schiebt schützendes Dornengestrüpp auseinander, rückt die wuchtigen, deckenden Blöcke beiseite. Zwei funkelnde Augen spähen scharf nach allen Seiten. Auf allen Vieren kriechend zwängt sich ein gewaltiger, behaarter Körper durch die Öffnung. Ein furchtbarer Kopf sitzt auf kurzem Halse, weit springen die mächtigen Kiefer vor, wie eine Schnauze, der das Kinn noch völlig fehlt. Dicke, überragende Augenwülste schließen sich an eine niedere, fliehende Stirn, struppiger Haarwuchs bedeckt das Haupt. Tierhaft ist noch der wilde Blick des in tiefen Höhlen liegenden Augenpaares, tierhaft noch jede Bewegung, mit welcher die baumstarken braunen Arme die Öffnung wieder schließen mit Dorn und Felsstück. Dann richtet sich der Körper des unheimlichen Wesens auf. Aber nicht ganz, etwas gebückt bleibt der breite, massige Rücken, der stierstarke Nacken leicht in die Schultern eingezogen, die Knie ein wenig gekrümmt. Schnaubend zieht die mächtige Brust die frische Morgenluft ein. Gar enge war's und dumpf in der nächtlichen Höhle, die der Braune der Löwin abgerungen, seine Gefährtin und ihre Kleinen zu bergen. Nun kehrt die Zornige fast jede Nacht zurück, für ihre kommenden Jungen das verlorene Obdach wieder zu gewinnen. Aber er ist auf seiner Hut. Unaufhörlich schweifen die Augen, unausgesetzt trinkt das Ohr das geringste Geräusch. Jetzt ist alles still. Das braune Geschöpf klimmt den Abhang hinab, leisen Fußes, damit kein losgelöster, rollender Stein es verrate. Auf eine hohe Buche klettert es, von ihren breiten Ästen auf die dicht verschlungenen der nächsten bis zu der, die alle überragt. Die großen Zehen seiner Füße stehen weit ab und erleichtern ihm das Greifen und Halten. Fußsohlen und Handflächen sind schwielig und lederhart. In der sehnigen Faust hält es einen großen zurechtgeschlagenen Feuerstein mit scharfen Kanten, und braucht es beim Klettern beide Hände, so packt es den Faustkeil mit dem gewaltigen massiven Gebiß. Von seinem hohen Platz auf der Waldbuche durchspäht der Braune das Tal. Die Bisonherde hat ihren Durst gestillt und ist auf dem Heimweg. Scharf äugt er, ob nicht ein krankes Stück sich hinterher schleppe. Seit das verhaßte Löwenpaar die Gegend beherrscht, hat der Wildreichtum reißend abge-

Digitized by Google

nommen. Mancher Tag verging schon beutelos oder brachte nur geringes Kleingetier. Bald wird er weiterwandern müssen, und sie auch, die in der Höhle ihre Jungen säugt. Der Hunger regt sich in ihm und Durst. Gewandt gleitet er am glatten Stamm hinab, und gebückt schleichend, mit geschärften Sinnen alle Geräusche erfassend, erreicht er den Fluß. Auf Knien und Ellbogen liegend schlürft er das kühle Naß in langen Zügen. Neben ihm taucht erschreckt ein Fischotter unter. Über ihm in den hängenden Zweigen der alten Esche raschelt es. Eichhörnchen tummeln sich in der Nähe, schwarze und rostfarbige. Schon greift seine Hand nach dem scharfkantigen Kiesel zum tödlichen Wurf, da stutzt er. Aus weiter Ferne tönt wie ein Urhall der Trompetenton des Mammuts. Er kennt den Ton, er weiß, daß jetzt seine glücklicheren Gefährten den ungeheuren Riesen bedrängen. Fleisch gibt es dann, Fleisch im Überfluß! Seine Augen blitzen in wilder Gier. Der Hunger nagt schärfer. Eine Erinnerung kommt ihm. Er hat vor Tagen eine Grube, die der Regen ausgewaschen, mit Hand und Stein vertieft und mit Zweigen lose bedeckt. Was an größeren Tieren darüber läuft, bricht ein. Dahin strebt er jetzt. Schneller als vorher, aber nie ohne Vorsicht, bahnt er sich seinen Weg durch dichtes Gestrüpp hinein in den Urwald. Über gefallene Waldriesen hinweg, auf deren leuchtend grünem Moospolster goldig schillernde Käfer wie seltene Blüten sitzen und aus deren vermorschten Leibern seltsame, üppige, betäubend duftende Pflanzengebilde sprießen, steigt er, durch einen Wald von Farnwedeln zwängt er sich, vorbei an der Fülle dorniger, rankender Gewächse, die seinem Fuß heimtückische Schlingen stellen. Über ihm schallt das schrille Geschrei der gescheuchten, buntfarbigen Vogelwelt, unter ihm schleicht giftiges Gewürm, ringelndes, zischendes Gezücht. Über sperrende Blöcke und durch reißendes Waldgewässer geht sein Weg. Ein Panther lagert auf breitem Aste und schläft. Obwohl der Braune lautlos schleicht, erwacht die Katze. Aber sie hat nächtlicherweile die Herde der Bergziegen zersprengt und sich gütlich getan am warmen Quell des Blutes und am Überfluß des Fleisches. Beschaulich blinzelnd bleibt sie liegen. Wie Donnergrollen bricht sich fernes Löwenbrüllen an den starken Stämmen des Urwaldes. Der Braune horcht mit allen Sinnen. Es kommt nicht von der Gegend her, wo seine Höhle liegt. Nun verläßt er den Wald, kriecht und schleicht am Rande niedrigen Unterholzes dahin. Eine Herde kurzmähniger Wildpferde stürmt über die grasreiche Ebene. Hier hat die Antilopenherde ihren Wechsel, hier zieht sie zur Tränke, hier an dem buschigen Abhang hat er die Falle bereitet. Ein verhaltenes Glühen kommt in seine Augen, als er im Fieber der Erwartung näher kriecht. Eine Saigaantilope hat sich in der Grube beide Vorderbeine gebrochen.

Er hat keinen Blick für die Qual des Tieres. Ein unartikulierter jäher Ton bricht mit ursprünglicher Gewalt aus seiner Kehle, die Augen sprühen Funken in wild erwachter Mordlust, über seine nach Blut und Fleisch lechzenden Lippen läuft der Geifer. Ein Schlag mit dem wuchtigen Keile auf den dicken Kopf des Tieres, ein Schnitt mit der scharfen Steinkante in seinen Hals. Das betäubte Tier bäumt sich noch einmal auf im unbewußten Lebensdrange aller Kreatur, — er achtet dessen nicht. Seine kraftvollen Fäuste, die muskelstarken Arme pressen den zuckenden Körper zusammen, während seine wulstigen Lippen versinken in

Digitized by Google

dem roten, lebendfrischen Strahl des springenden Blutes. Seine Finger krallen sich in das zuckende Fleisch, reißen die Wunde weiter, reißen die Leber heraus, den köstlichsten Bissen, die massigen Kinnladen kauen und kauen und schmatzen ... Über Gesicht und Brust, Arme und Hände läuft das warme Blut. Ihn kümmert es nicht. Er denkt nur an die Stillung des wütenden Hungers, der gierig in seinen Eingeweiden fraß. Endlich läßt er von seinem Opfer ab. Er trocknet die Hände an dem wolligen Fell des Tieres, mit ausgerauften Büscheln langen Grases wischt er das klebrige Blut von seinem Körper, mit seiner Zunge glättet er leckend das eigene Haarkleid. Er zerrt die Antilope eine Strecke weit, wirft die noch rauchenden Gedärme in einen Busch, um streifende Hyänen abzulenken, und schleppt und schleift das Tier auf kürzerem Wege nach seiner Höhle. Dort wirft er es vor den Eingang, mag seine Gefährtin sich daran sättigen, weiter reicht seine Fürsorge nicht.

Aus kurzer Rast zuckt er plötzlich auf, mit einem Ruck straffen sich die erschlafften Muskeln, seine Nüstern blähen sich, sein ganzes Leben liegt in seinen stahlhart glänzenden Augen, ein Ausdruck unbändiger Wut verziert das schreckliche Antlitz noch mehr: Er hat einen Schrei gehört! Einen Schrei, so fürchterlich in seiner tierischen, ursprünglichen Wildheit und noch fürchterlicher in seiner verzerrten Menschenhaftigkeit. Der ihn ausstieß mit elementarer Triebkraft, dem fehlt wie ihm selbst noch die Bildung der Worte, der Sprache, aber dieser unmenschlich-menschliche Schrei sagt ihm genug. Sein Nebenbuhler, sein Feind ist es, der ihn ausstieß, er, der schon versucht hat, ihm Weib und Höhle zu rauben, und jener grauenhafte Ton ist seine erneute Kampfansage! Ein gleicher, nur noch rauherer, markdurchdringender Schrei aus seiner kraftstrotzenden Brust antwortet auf diese Herausforderung, wie der Schrei der Natur selbst, die ihr Teuerstes bedroht sieht — dann reißt er einen jungen Eichstamm aus dem Boden, knickt die Krone, und ihn mit der einen Hand wie eine mächtige Keule handhabend, in der anderen den gewaltigen Faustkeil schwingend, stürmt er in grimmer Wut, das ungeheure Gebiß in Kampfesgier fletschend, dem Todfeinde entgegen.

Am Abend, wenn die Schatten der Waldriesen an der Lichtung sich längen, schleicht auf weichen Sohlen die gefürchtete Säbelkatze durch ihr Reich, das sie sogar dem Löwen streitig macht. Da findet sie unter den weit ausladenden, steifen schwarzgrünen Ästen der hochragenden Eibe auf verwühltem, blutgetränktem Boden und zertretenem Gras und Blattwerk einen schwarzbehaarten Körper, über und über von Blut besudelt, mit klaffenden Wunden an Brust und Leib.

Der Braune ist Sieger geblieben, aber um den Preis eines Auges, in das der Gegner seinen Daumen bohrte, als er Brust an Brust dumpf keuchend und stöhnend mit ihm am Boden rang. Die alte Eibe sah das Blut strömen aus der tiefen Schulterwunde, in die der Schwarze seine Zähne grub, sie hörte das grausige Knacken und Krachen, als der Braune dem Verhaßten mit aller Kraft das Haupt in den Nacken bog, weit, weit hintenüber, bis die Wirbel brachen ... Und die roten Eibenbeeren fielen wie helle Blutstropfen auf die verlassene Wahlstatt.

Digitized by Google

Hognes Tod

Nach dem Alten Atle-Lied (11. Jahrhundert)

Von Ferdinand Clauß

Im Jahr 437 wurden die Burgunden am Rhein von den Hunnen geschlagen und großenteils vernichtet. Anderthalb Jahrzehnte später vermählte sich Attila, der Hunnenkönig, mit einer germanischen Fürstin und starb in der Hochzeitsnacht am Blutsturz. Bald brachte die Sage diesen plötzlichen Tod in Zusammenhang mit der Burgundenvernichtung, machte die Fürstin zur Schwester der Burgundenkönige und zur Rächerin ihres Stammes an Attila. Damit ist der Kern gegeben für die deutsche Sage von der Nibelungen Not: die Schwester der Könige ist mit Attila vermählt; die Brüder werden von Attila um ihres Goldhortes willen an seinen Hof gelockt und überwältigt; dann rächt sie die Schwester am Gatten. In dieser reinen, ältesten Gestalt hat sich die Sage in Deutschland nicht erhalten, sondern — nach der Verschlingung mit der Siegfriedsage — sich gewandelt zu jener Form, die im Nibelungenliede vorliegt. Doch sind die ältesten Lieder schon früh an die Höfe nordischer Könige und von da nach Island und später nach Grönland gedrungen. Dort wurden sie von nordischen Dichtern in nordischer Art geformt. Der alte Sinn der Sage hat sich in ihren Händen reiner erhalten als in Deutschland. Davon zeugt das „Alte Atle-Lied" der Lieder-Edda.

Der Antrieb zu dieser neuen Verdeutschung war das Entbehren einer deutschen Edda, die den lebendigen Gehalt der alten Lieder entschlossen zu wahren versucht. Bei solchem Versuch muß freilich die Gelehrsamkeit zurückstehen, und eine „getreue" Übersetzung der Worte kommt nicht heraus. Dafür ist vielleicht eine Belebung des Sinnes gelungen. — Mit dieser Bemerkung soll der hohe Wert der neueren gelehrten Übersetzungen nicht angetastet werden: ich bekenne gern, daß ich besonders von der Hugo Gerings viel gelernt habe. Ihr Ziel liegt aber auf anderem Weg als meines. — Eine tiefere Rechtfertigung meiner Grundsätze behalte ich mir vor.

Des hunnischen Königs Bote ritt,
Knefröd, nach Gunnars Halle.
Frech trat er in klingenden Saales Mitt',
grüßt rings die Recken alle.
Sein Wort klingt kalt, sein Herz birgt Trug:
ihr gotischen Helden, hütet euch klug
der Tücke des Manns vom Süden!

Der Bote sprach: „Mich sendet her
König Atle. Lang noch lenke
sein Arm das Reich! Es falle, wer
ihm trotzt! Dich aber grüßt er sehr

Digitized by Google

von Herzen, Gunnar. Die hohen Bänke
und die Becher voll gotischen Biers verlaßt
und reitet hinab nach Süd zu Gast.
Dort warten zum Geschenke
für euch der eschenen Speere viel
und mutige Rosse zum Lanzenspiel
und Helme von Gold und hunnische Knechte
und silbergesponnene Prachtkleider, echte,
von hunnischen Weibern gewirkt. Die weiten
Gefilde der Gnitaheide sind dir
gewährt zum festlichen Reiten und Streiten,
hochbordige Drachen mit goldener Zier
stehn dir bereit. — Von Gudrun hier
diesen Ring zum Gruß."

Der Bote schweigt. Die Brüder tauschen
einen Blick, und Gunnar spricht:
„Es rauschen
die Fluten des Rheins hier nah. An Gold
fehlt's nicht im Land. Man weiß, es rollt
in rötlicher Glut die Woge des Rheins.
Warum, fragt keiner. Wozu auch fragen?
Braucht's denn des Rheinhorts erst? Rings ragen
mir sieben Säle voll gleißenden Scheins,
und was sie bergen, ist alles meins.
Wir tragen von Stahl die schärfsten Klingen,
meine Knechte gehen mit blitzenden Ringen,
und jede Magd im Lande lacht
deines hunnischen Königs ganzer Pracht."

Hogne spricht — in den Fingern wendet
er Gudruns Gabe —: „Gudrun sendet
den Ring. Was meinte die blonde Frau?
Hell blinkt mir das Gold ins Aug'. Doch grau
blinzelt darin das Haar des grimmen
Heidewolfs mich an. Vor schlimmen
Räten warnt es und Südlandfahrten:
fahrt ihr, so werden die graugehaarten
Wölfe sich freun!"

Da schwiegen im Saale ringsherum
die Recken und Ratgeber alle.
Sie schauten und starrten und harrten stumm.
Doch kühn in die klingende Halle

Digitized by Google

rief Gunnar — und hell sein Wort erklang —:
„Erhebe dich, Fjorner! Her zur Bank,
schaff Bier in die gähnenden Krüge!
Und schäumt erst am Bart mir der prächtige Trank,
was scher'n mich der Hunnen Betrüge!
Kehrt Gunnar nicht heim von Hunnlandfahrten,
dann mag, wer will, hier am Rheine walten,
dann mögen des Niflungenerbes die alten
Wölfe sich freun, die graugehaarten,
kehrt Gunnar nicht heim!"

Die Könige ritten vom Hof, es fuhr
der Treuen Schar vom Schlosse.
Durch Fels und Forst hin zog ihre Spur,
am Beißstahl kauten die Rosse.
Es bebte die Hunnmark, die Hengste schrien,
als Gunnar in Atles Reich erschien
mit den Helden, den hartgesinnten.

Da schauten sie Atles gewaltiges Schloß,
es dräuten die Zinnen und Wälle,
und der hunnischen Knechte unzähliger Troß
quoll über des Saales Schwelle.
Die Halle ragt hoch und hell vom Schein
der gleißenden Wehr an den Mauern.
König Atle steht und trinkt seinen Wein,
und draußen die Wächter lauern,
ob Gunnar nicht führe die Straße her,
Streit zu wecken mit gellendem Speer
im Hunnenlande.

Die Schwester sah, wie stolz herein
zum Saale die Brüder traten.
Ihr mundete schlecht König Atles Wein.
„Fahr heim, Gunnar! Verraten
seid ihr! Kehr' um aus der Halle! Was
vermag ein Starker wider den Haß
zahlloser Feinde? Gunnar, geh!
O besser wär's, du kämest in Stahl
mit mächtigem Heer zum hunnischen Saal!
Dann schrien die hunnischen Weiber Weh
statt meiner, und Atle schicktet ihr
zur Schlangengrube. Jetzt aber ist dir
die Grube bereitet."

Digitized by Google

Gunnar sprach: „Laß, Schwester. Verrät
mich der Hunne, was schiert's mich? Allzeit gern
fechten und fahren die Niflunge! Spät
kommt dein Rat. Der Rhein ist fern."

Da klirrte die Halle von leuchendem Kampf,
hin sanken sie alle, die Treuen.
Nur die Brüder standen. Aus Blut und Dampf
auftragen sie fest und freuen
sich ihrer Kraft. Rings an den Füßen
ballt sich der Toten Last. Die stießen
sie von sich in die Glut im Schreiten,
und spät erst wurden sie vom Streiten
müd.

Gebunden ward Gunnar: „Kauf' dich frei
aus deinen Fesseln, König! Ei,
wo liegt dein Gold im Rheine?"
Gunnar sprach: „Ist Hogne tot?"
„Er lebt wie du." „Aus seinen Rippen
sägt mir sein Herz und bringt es rot
blutend her. Das wird die Lippen
mir auftun."

Jetzt fingen sie Hjalle, den feigen Knecht,
und brachten sein Herz, noch blutend, recht
als wär' es Hognes, dem Fürsten hin.
Gunnar besah's und sprach: „Hier in
der Schüssel da der bebende Klumpen
ist Hjalles Herz, des armen Lumpen.
Das bebte noch mehr, als er es trug
in der Brust. Geht mir, so kläglich schlug
nicht Hognes Herz!"

Hellauf lacht Hogne, als hinein
zur Brust ihm sägen die scharfen Klingen,
und klagte nicht. Dann bringen
sie Hognes Herz zu Gunnar.

„Hier halt' ich das Herz, Hogne zu eigen,
ungleich dem Herzen Hjalles, des feigen!
Kaum bebt's auf der Schüssel. Als er es trug,
da bebt' es noch minder.
Und jetzt genug!
Hogne ist tot — jetzt weiß ich allein,
wo der Goldhort ruht im rollenden Rhein.

Digitized by Google

Erst waren wir zwei, da quälten noch Sorgen,
jetzt leb' ich allein, — der Hort ist geborgen!
Im Rhein soll er ruhn, im Rhein versprühn,
immerfort im wälzenden Strome glühn,
eh' daß einer der goldenen Ringe ziert
Alles Arm!
Jetzt kommt und führt
mich zur Schlangengrube!"

Zitate

„Der Entwurf ist nicht zu vergleichen mit der amerikanischen, noch mit der schweizerischen Bundesverfassung, noch auf eine Linie zu stellen mit der (alten) Reichsverfassung: der Entwurf ist völlig original, wie die politische Lage neu und original ist, die er formulieren soll. Große Völker kopieren nicht, in großen Umständen sind sie immer original."

Johannes Miquel
(im konstituierenden Reichstag 1867 über den Bismarckschen Verfassungsentwurf)

*

„Der Herr vergebe den Deutschen, denn sie wissen seit dem Westfälischen Frieden nicht einmal, was sie tun, noch weniger, was sie wollen, am wenigsten, was sie sind. Die deutsche Konstitution ist durch den Westfälischen Frieden zu einem französischen Machtgesetz umgestaltet worden." Prinz Eugen von Savoyen (1705 brieflich)

*

„Der ganze Vorgang war fast in allen seinen Teilen unehrenhaft für England. Die schamlose Unaufrichtigkeit der Großen und Adligen, die warmen Versicherungen der allgemeinen Unterstützung, die Jacob bis zu dem Augenblick erhielt, wo alles ihn verließ, deuten auf eine niedrige Gesinnung und auf eine sittliche Schlaffheit hin, die dem Zeitalter die größte Schande machen. Daß das Unternehmen gelang, oder doch ohne Blutvergießen und Erschütterung das Ziel erreichte, verdankte man vornehmlich einem Beweise undankbarer Treulosigkeit, wie ihn noch kein Soldat gegeben hatte."

T. B. Macaulay (Geschichte der Entthronung Jacobs I.)

*

„Wenn wir noch fähig sind, Nutzen zu ziehen aus dem, was man sonst die ‚Lehren der Geschichte' nennt, so ist das Instruktivste, was uns Herr Taine lehrt, dieses: wie unter der scheinbaren Herrschaft der Majoritäten, und vielleicht auf eine viel tyrannischere Weise als unter der Herrschaft eines Mannes oder selbst einer Klasse, in Wirklichkeit die Minorität es ist, welche regiert."

Ferdinand Brunetière (in einer Besprechung von Taines „Origines").

Digitized by Google

Rundschau

Die deutsche Revolution und die Volksschullehrer

Staunenden Auges haben die Volksschullehrer es erlebt, daß ihre Forderungen, auch jene, die bereits Edelrost deckte, durch die Revolution der Erfüllung nahe rückten. Befreiung von der geistlichen Ortsschulaufsicht, Selbstverwaltung in Staat und Einzelschule! Um nur zwei zu nennen. Und Volksschullehrer sitzen im Ministerium! Tempora mutantur! Nun greife zu, Lehrer — es ist dein! Und die Partei, die am Ruder steht, die Partei der einst Vaterlandslosen, der Verfemten, mit denen vordem ein Lehrer nichts zu tun haben durfte, öffnet ihre Reihen auch für die Volksschullehrer! Welch eine Wendung! Wie steht der Volksschullehrer zu dem Neuen, Unerhörten? Welche Blicke eröffnet ihm die Zukunft?

Nur langsam hellen sich die Nebel. Die Revolution war so ungeheuer groß — für Deutsche und Deutschland — daß wir, die wir so dicht vor ihr, ja mitteninne des Zyklons stehen, ihre Gewalt und Bedeutung, halb betäubt, nur zweifelnd und suchend, nur relativ, sehr relativ zu begreifen vermögen. Nicht die sittliche Zermürbung unseres Volkes — entgegen einer landläufigen wehmütigen Meinung sei das gesagt — in der glänzenden Friedensperiode von 44 Jahren hat die Revolution herbeigeführt, sondern jene ungeheure Belastungsprobe der weichen, nicht national gehärteten, nicht politisch zähen deutschen Seele. Es lebten im deutschen Volke noch idealistisch gerichtete Kräfte. Es war noch nicht ein Volk der Satten und Müden und Egoisten, reif zum Schnitt. Gerade die Gestalt des deutschen Volksschullehrers mit ihrem brünstigen Ringen nach dem Licht — bei allen Schwächen und Irrtümern — ist mir des Zeugnis. Einem Volke, das um Schulfragen mit dem Ernste ringt, wie ihn Freund und Gegner bei den deutschen Schulkämpfen gezeigt, das so in die größten Fragen sich vertieft — Erziehungsfragen sind größte Fragen! —, kann die Zukunft nicht durch Schwertgewalt abgeschnitten werden. Der Träger dieser Schul- und Erziehungskämpfe aber ist der Volksschullehrer. Und auch seine Stellung zur Revolution kann jenen Glauben nicht erschüttern. Dort, wo die Moleküle des Lebens am lebhaftesten kreisten, dort stand er, mitten im schaffenden Volke, fern den satten Kreisen der Reichen und Genießer, fern von jenen, die auf überlieferten gesicherten Pfaden die abgestempelte Wissenschaft in vorschriftsmäßigen Quanten in sich aufgenommen haben. Er war immer ein Mann der Sehnsüchte, ein Mann des Vorwärtsdrängens und Weiterstrebens. Ein Mann der neuen Planungen und schillernder Entwürfe, ein Mann kühner Träume und utopistischer Ziele. Je weiter der Abstand des schlechtest bezahlten, am wenigsten gekannten, am geringsten bewerteten deutschen Geistesarbeiters von seinem Ziele war, das immer ein Volks- und Menschheitsziel sein wollte, desto kühner griff er nach den Sternen.

Denn alle seine Forderungen sind revolutionär. Sie waren es von je. Er selbst war ein lebendiger Protest gegen das althergebrachte System. Er marschierte der breiten Masse des Volkes weit voraus. Seine Forderungen bedeuteten in ihrer vollen Erfüllung einen Umsturz sondergleichen. Einen Raub an den älteren ehrsamen Ständen mit ihren alten Überlieferungen und alten Gerechtsamen. Darum wurden seine Gehaltswünsche belächelt und mit dem Spottwort von dem „ewig unzufriedenen Schulmeister“ abgetan. Sein Kampf gegen die kirchlichen

Digitized by Google

Rechte über die Schule rief Staat und Kirche auf den Plan. Sein Gewissen trieb ihn in die sozialen Kämpfe schon lange vor der Revolution. Die moderne Riesenschule mit ihren Hunderten von Kindern aus den Kreisen, die im wirtschaftlichen Kampfe ganz unten standen, war ihm eine erschütternde soziale Predigt. Besuche in Kerkern und Hinterhäusern sind überaus lehrreich, Rede und Gegenrede mit den Eltern der Kleinen ein sozialpolitisches Praktikum. Dasselbe Gewissen drängte den Schulmann zur Schulpolitik, drängte ihn, in die Arena des sozialpolitischen Ringens hinabzusteigen. Er trachtete durch eine große Schulreform denen gerecht zu werden, die abseits, die im Schatten wohnten; für eine Hebung der niedersten Volksbildung setzte er seine Kraft ein. In der Jugendpflege versuchte er redlich an die vernachlässigten Massen der Halbwüchsigen heranzukommen. Und so weiter. Seine tägliche Beschäftigung mit den Kindern, seine Schularbeit auf allen Wissensgebieten sorgen dafür, daß der Volksschullehrer täglich an die Probleme des Lebens mit der Nase rennt. Der Blick auf die bleichen, mageren Gesichter seiner Schutzbefohlenen erinnert ihn an die Kerkerwohnungen, da sie hausen. Wohnungsproblem! Soziale Fürsorge in weitestem Sinne! Immer finden Reformen sozialer Natur in ihm ihren Vorkämpfer. Adolf Damaschke, Johannes Tews, Konrad Agahd sind oder waren Volksschullehrer. Bei allen Neuerungen stehen Volksschullehrer an der Spitze oder sind tätige Helfer. Bis zur Naturheilkunde und zum Esperanto!

Aber diese Arbeit ward von der Regierung und weiten Kreisen der Gesellschaft nicht als vaterländisch, nicht als national anerkannt, weil sie eine Arbeit an denen war, deren Väter großenteils im Lager der Umsturzpartei standen. Es gehört zur Tragik des Volksschullehrerberufs, daß er für rein vaterländische schwerste und uneigennützigste Arbeit am wenigsten Dank geerntet hat, gerade um ihretwillen verfemt wurde.

Schon lange galt der Volksschullehrer als Sozialdemokrat. Nicht erst seit Minister von Puttkamers Rede im Februar 1880, da er von den „bedenklichen Erscheinungen im Lehrerstande" sprach. 1910 — 30 Jahre später! — findet das konservative sächsische Parteiblatt „Vaterland": es sei schon lange auffällig, „daß die radikale sächsische Lehrerpresse ihren Lesern als politischen Bildungsstoff mit merkwürdiger Genugtuung gerade Äußerungen und Berichte sozialdemokratischer Tagungen darbietet", und entdeckt in einem Artikel der „Sächsischen Schulzeitung" über eine sozialdemokratische Landeskonferenz in Leipzig „ein glattes, unbedingtes, offenes Bekenntnis zur Sozialdemokratie". Und doch lag diesen Behauptungen nichts zugrunde als die Tatsache, daß die Sozialdemokratie, welche die durchaus bürgerlichen Lehrerforderungen von 1848 zu den ihrigen gemacht hatte, für sie eintrat und die Volksschullehrer im schulpolitischen Kampfe ihre Bundesgenossenschaft fanden.

Vielleicht ist aber bei diesem Vorwurf der Umstand nicht zu übersehen, daß der Volksschullehrer selbst aus mittleren und niederen Schichten der Bevölkerung stammte; vielleicht stieß ab seine derbe Art, mit seinen Forderungen auf die Straße zu gehen und laut zu reden und die Grenzen, die Takt und Stand heischten, nicht immer innezuhalten. Woher der Fahrt? fragte man gern mit höhnischem Unterton den Mann ohne Ar und Halm, den Mann ohne Tradition und historische Ahnenreihe, der wie einst der Poet bei der Teilung der Erde zu spät kam. Obgleich manch einer gerade ihn mit lobendem, feierndem Wort auf Himmel und Himmelsluft verwiesen. Erdenstaub und Erdenlast sind ihm geblieben. Denn „sie haben keine Kinderstube". Dieses Wort ward zum Verdikt über einen großen Stand, der wegen seiner eigenartigen Stellung die Kampfesfront einnehmen muß gegen Beharrung in Vorurteilen und Klassengegensätzen, gegen soziale Herkömmlichkeitswertungen und Traditionen. Es gehört zu jenen schweren Unterlassungssünden der alten Regierung, daß sie den Volksschullehrer und seinen sozialpolitischen Kampf nicht verstand, daß er ihr nicht eine ernste Mahnung wurde, sich umzustellen, das soziale Problem in der Tiefe zu erfassen, daß sie die Sturmzeichen nicht erkannte. Nicht der bitter bekämpfte Volksschullehrer war der Staatsfeind, sondern verhängnisvoll war ihre Verständnislosigkeit für das Gewaltige des sozialen Ringens, an dem er teilnahm.

Digitized by Google

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Die Revolution von 1918 hat ihre Vorfeldkämpfe auf kulturellem und sonderlich auf sozialpolitischem Gebiete.

Und diese Verständnislosigkeit war um so weniger entschuldbar, als der Volksschullehrer ein Idealist reinsten Wassers, ohne jeden selbstsüchtigen Zweck im und am Volke arbeitete. Er will in seinen Forderungen nicht sich durchsetzen. Er ist des Glaubens, daß mit der Erfüllung seiner Wünsche das Volk einen großen Schritt auf dem Wege zu wahrer Wohlfahrt vorwärts getan haben wird.

So trat man vor der Revolution dem Volksschullehrer in seinen sozialen Schulforderungen überall hemmend entgegen. So fand man auch kein Verständnis für die Notlage seines Standes und für seine persönliche Unfreiheit und Gebundenheit; es fehlte den Behörden der Glaube an den Lehrer. Alle jene feinen Imponderabilien, die so unendlich wertvoll für Lehrerarbeit und Lehrerglück sind, wurden wenig berücksichtigt. Dabei soll nicht verkannt werden, daß ein guter Teil der Schuld auch die Lehrer selbst trifft. Eine hundertjährige Geschichte des Leidens und Beugens gibt einem ganzen Stande unverwischbare Züge.

So geschah es, daß bereits vor der Revolution ein gefährlicher Zustand der Spannung herrschte. Die Behörde und ein Teil des Bürgertums sahen in dem Volksschullehrer einen revolutionär gerichteten, gefährlichen Stürmer und Dränger. Er fühlte sich als Proletarier, verfemt wie der Sozialdemokrat. Er litt, und unverstandenes Leiden macht bitter. Er spielte, von manchem Punkte aus gesehen, die Rolle eines — Narren im Obrigkeitsstaate.

Wie stand der Volksschullehrer tatsächlich zur Sozialdemokratie? — Die bewegte Zeit gebot ihm schulpolitisch ein Zusammengehen mit den deutschen Sozialisten. Gerade die Zeit vor dem Kriege brachte den Volksschullehrern Deutschlands schwere Kämpfe. In Bayern und noch mehr in Sachsen ist es heiß hergegangen. Der sächsische Schulkampf in den Jahren 1910—12 ist ein äußerst lehrreiches Kapitel für einen zielbewußten schulpolitischen Sturmlauf der Volksschullehrer und die starken Widerstände einer andersgerichteten Regierung.

Man kann heute noch nicht alle Zusammenhänge der Umsturzbewegung überschauen. Wer will im einzelnen sich erkühnen, zu sagen, „wie es kam"? Aber das ist wohl sicher, daß der Volksschullehrer an dem Brande vom 9. November keinen Anteil gehabt. Er stand genau so verständnislos dem auflodernden roten Feuer gegenüber, wie die Menge des Bürgertums, und verblüfft, wie der rechte Flügel der Sozialdemokraten. Es geht auch nicht an, den Volksschullehrer als geistigen Urheber oder als Schrittmacher der Revolution zu kennzeichnen. Denn mag man schon sagen: der autoritätenerschütternde Kampf der Volksschullehrer gegen die Regierung, ihre sozialpolitische Tätigkeit auf weitem Felde hätten den Boden für den Umsturz vorbereitet — diese Revolution war keine geistig bedeutsame Bewegung, sondern eine Elendsrevolution von ehrgeizigen, schwärmerischen Führern und unwissenden, gutgläubigen Mitläufern samt den Elementen der Gasse und der Gosse, die überall dabei sind, wenn die Gewalt auf die Straße tritt. Die Zahl der Lehrersozialdemokraten war zu gering, als daß sie im November hätte von Einfluß werden können. Ausgesprochene Sozialdemokraten waren nur ein Teil der bremischen Lehrer unter Führung Holzmeiers und Heinrich Scharrelmanns. Sonst nur einzelne, selten eine Gruppe. Die bedeutendsten Lehrerführer saßen in den bürgerlichen Parteien.

Aber es wird niemand wundernehmen, daß der Volksschullehrer, als der Brand aufgelodert war, der die Umfassungsmauern des alten Staatsgebäudes niederlegte, als ihm wie keinem anderen Stande auf einmal eine ungeahnte Freiheit gegeben, als Entwicklungen von Jahrzehnten zusammengedrängt wurden auf wenige Wochen, wenige Tage, als jahrhundertalte Hemmungen und Fesselungen wie mit einem Schwerthieb beseitigt schienen, sich aufreckte und nach seinen Rechten griff. Die Sozialisten hatten entschlossen die dumpfen Triebe der Massen zu meistern gesucht und die Führung des Staatsschiffes übernommen. Zu ihnen, zum Sozialismus mußten sich die Volksschullehrer so oder so stellen. In ihren schulpolitischen

Digitized by Google

Zielen eins, mußten Sozialdemokraten und Volksschullehrer in den inneren Kämpfen um Freiheiten und Rechte des Standes nicht bloß, in der Arbeit am Aufbau des zerbrochenen Staates, in ihren Kulturforderungen Seite an Seite stehen.

Das fiel einem Teile der Volksschullehrer nicht schwer. Jene sozialistischen Lehrer von Bremen und ihre Gesinnungsgenossen in Hamburg und Süddeutschland konnten jetzt ohne Scheu die Flagge zeigen, bildeten eine wertvolle Streiterschar für die Sozialdemokratie. Ein anderer Teil der Volksschullehrer ging mit fliegenden Fahnen ins rote Lager hinüber. Immer standen ja Volksschullehrer beim Neuen mit urwüchsiger Begeisterung und wußten sich ins Neue rasch zu finden. Inwieweit die Herkunft aus den tieferen Schichten des Volkes hierbei eine Rolle spielt, ist nicht leicht zu sagen. Der junge Volksschullehrer empfindet mit der Masse, und die Masse ist heute, wie die Meeresfläche bei Frühlingsstürmen, wild bewegt. Historische Hemmungen bestehen für ihn nicht. Und die vom Seminar anerzogenen wirken negativ. Der Volksschullehrer ist bürgerlich noch nicht recht anerkannt. Er steht *zwischen* den Schichten. Sicher scheint mir, daß das dumpfe Zusammengehörigkeitsgefühl der Proletarier- und Arbeitermassen auch in ihren Söhnen lebendig geworden ist, als die Revolution alle Verhältnisse umkehrte. Auch Naturen wie der ehemalige Volksschullehrer Erzberger gingen zu den Sozialdemokraten über, jene Kautschukmänner, die allen Lagen gerecht zu werden verstehen; ebenso jene Geister, die in jedem Stande mit leben, die nur den eigenen Vorteil im Auge haben und die Farben tragen, welche die herrschende Partei will. Jene Revolutionsgewinnler niedriger Art, die in der trüben Flut nach Brauchbarem für sich forschen. Ein Schulmann versicherte mir, daß in seinem Bezirke eine große Anzahl Volksschullehrer, die vor dem 8. November im konservativen, bündlerischen Lager gestanden hatten, bald nach diesem Tage ihren Übergang zu den Sozialdemokraten vollzogen hätten und mit dem Brustton der Überzeugung für das alleinseligmachende Evangelium des Sozialismus eingetreten wären. Viele andere warteten wägend ab, standen zwar innerlich auf sozialistischem Boden, wollten aber nicht am 9. November bei der neuen Regierung stehen, aus Gründen der Selbstachtung und um nicht als Modepolitiker zu gelten.

Die Zeit, die jetzt mit Siebenmeilenstiefeln schreitet, hat manchen Volksschullehrer auch zu der extremen Linken geführt: zu der U.S.P. und zu den Kommunisten. Ein sächsischer Schuldirektor bekannte sich zum Kommunismus. Und der bekannteste Agitator der Spartakusleute in Sachsen war der ehemalige Volksschullehrer Rühle, vormals sozialdemokratischer Abgeordneter. Auch an der Münchener Räteregierung wirkte ein Volksschullehrer mit. Besonders stark erscheinen die sozialistischen Volksschullehrer an der Wasserkante, in Bremen und Hamburg. Eine Reihe sozialistische Lehrerzeitungen trat ins Leben. Und zahlreiche sozialistische Arbeitsgemeinschaften von Volksschullehrern haben sich im Reiche gebildet.

Bolschewistische Tendenzen sind dennoch der Lehrerschaft fremd. So wenig man sich darüber täuschen darf, daß bolschewistische Ideengänge auch in der oberschichtigen Intelligenz heimisch geworden sind, daß gewisse Beamtengruppen heute als unzuverlässig gelten müssen, daß selbst die studierende Jugend dem Spartakus Jünger zuführt — der Volksschullehrerstand ist davon im ganzen unberührt geblieben. Das Kerngefühl der politischen Verantwortlichkeit beherrscht auch heute noch den Volksschullehrerstand und macht ihn in trüber Zeit trotz allem zu einem Rocher de bronze.

Soweit ich es überschauen kann, ist die große Masse der Volksschullehrer der Deutschen Demokratischen Partei beigetreten. Dort glaubten sie am besten das zu finden, was ihren schulpolitischen Forderungen Erfüllung versprach. Viele stehen dem Sozialismus noch heute schroff gegenüber. Sie glauben nicht an seinen Sieg. Sie meinen, daß angesichts des *Nationalismus* der Feinde, der ihre Sozialisten mitreißt, die Deutschen nicht die geringste Ursache hätten, *international* zu sein. Daß die Deutschen vielmehr einen großen Fehler begangen, nicht das völkische Bewußtsein reich und energisch gepflegt zu haben. Der Sozialismus, wie

Digitized by Google

ihn die Marxisten erträumen, sei nicht zu verwirklichen, solange eherne Weltentwicklungsgesetze andere Bahnen wiesen. Sei nicht zu verwirklichen, solange der Mensch nicht von innen heraus ein neuer Mensch werde. Sie lesen aus den Blättern der Geschichte nicht heraus, was Lloyd George seherischen Geistes gelesen hat: daß die deutsche Politik seit 150 Jahren eine Kette von Fehlern gewesen sei — eine Anschauung, nach der Friedrich der Große der erste große deutsche Stümper gewesen sei, der sich vermaß, Politik zu machen.

Es entbehrt nicht der Tragik, daß erst die Revolution dem Volksschullehrer Fortschritte bringen mußte, um die er Jahrzehnte vergeblich gerungen. Heute marschiert die Einheitsschule. Die geistliche Ortsschulaufsicht ist gefallen und der Fachmann Schulinspektor. Die Selbstverwaltung ist bis zu einem hohen Grade durchgeführt. Indes die Schatten fehlen nicht im lichten Bild. Schwer umkämpft wird die Lehrerforderung, daß jedes Schulkollegium seinen Leiter selbst wähle und die Gemeinde an seine Vorschläge bei der Ernennung bzw. Bestätigung gebunden sei. Die Beseitigung des Religionsunterrichts zur reinen Darstellung der weltlichen, allem kirchlichen Einfluß entrückten Schule, wie sie von der Mehrheit der Volksschullehrer angestrebt wird, weckt die Gegnerschaft aller bürgerlichen Parteien und führt die Volksschullehrer in harte Kämpfe mit der Kirche und einem Teil der Elternschaft. Die finanzielle Forderung der Einreihung der Volksschullehrer zwischen die Beamten mit Realschulbildung und die akademisch gebildeten Lehrer ruft heftigsten Widerstand bei Beamten und den rechtsstehenden bürgerlichen Parteien hervor. Das Unterrichtsministerium, nach den Wünschen der Lehrerschaft als reines Schulministerium gedacht, ist noch in keinem deutschen Staate eingeführt. Die alten Stände des Bürgertums und die Kirche als ecclesia militans sammeln bereits ihre Heerscharen, hüben wie drüben. Die Lage wird noch erschwert durch die Unsicherheit der jetzigen, vorwiegend sozialdemokratischen Regierung, der in der Nationalversammlung eine bürgerliche und in Schulfragen vorsichtig wägende Mehrheit gegenübersteht.

Zu alledem kommt die innere Zwiespältigkeit, die viele Volksschullehrer empfinden. Sie haben an die Revolution, die sie nicht geweckt, die ja nichts weiter war als eine Hungerrevolte politischer Kinder, gewiß Hoffnungen geknüpft, aber viele taten es doch mit zerrissenem Herzen. Deutschlands Untergang beut ihnen die Freiheit! Da das ganze Volk Sklavenketten angelegt bekommt, macht es seine Lehrer frei. Da es arm ward, bettelarm, will es seine Lehrer besser bezahlen. Das ist die Tragik des Volksschullehrers, die sein Lebensgang in allen Phasen aufzeigt und die in seinem zukünftigen Wirken noch besonders hervortreten wird. Völkische Schularbeit kann ohne völkisches Ziel nicht sein. Aber alle ehemaligen völkischen Ideale liegen in Trümmern. Die Geschichte ließ sich so herrlich von Hermann dem Cherusker an bis zur deutschen Kaiserherrlichkeit des neuen Reiches führen — und nun ist alles abgebrochen! Die Entwicklung von Friedrich II. über die napoleonischen Kriege zu Bismarcks großer Zeit endet mit einem jammervollen Mißklang. Die Vaterlandskunde, die Deutschlands Größe so herrlich darstellen konnte, ist jetzt fast gegenstandslos geworden. Deutschland wirtschaftlich und politisch ein Sklavenstaat! Hier unterrichten wollen, aufbauen, Ziele setzen, Herzen entzünden wollen — das geht fast über die Kraft der Besten!

Und doch verlangt der Ernst der Stunde die Zurückstellung der eigenen Sorgen. Denn der Volksschullehrer ist ein Volkserzieher wie kein zweiter. Seine Aufgabe die Arbeit am ganzen Volke nach „seinem Geist und Gaben". Wann wäre dies nötiger gewesen als heute! Ein ungeheures Arbeitsfeld nicht bloß harrt der 150 000 Streiter zählenden Armee der deutschen Volksschullehrer — es muß erst Ziel und Weg der Tätigkeit, auch erst das Werkzeug gesucht werden, gesucht werden in einer Zeit der Wirrnis und Dunkelheit. Gerade die Volksschullehrer müssen tiefer als alle anderen die Wahrheit begreifen, daß unser Volk einer sittlichen Erneuerung bedarf, einer Heilung des Volksgeistes, ehe es wieder körperlich gesund werden kann. Gerade der Volksschullehrerstand ist in materialistisch gesinnter Zeit seinen großen Ideen in Stärke und Reinheit nachgegangen. Er darf in dieser Zeit des Wahnwitzes, da der Homo sapiens

Digitized by Google

Aufnahme der Hugenotten in Berlin
(Giebelgruppe auf der Französischen Kirche)

Ernst Müller-Braunschweig

Digitized by Google

Digitized by Google

zum niedrigen Instinkttier herabsinkt, sich nicht verlieren. Mit dem alten Geschlecht ist wenig mehr anzufangen. Es wird dahinsterben müssen, wie einst die Kinder Israel in der Wüste dahinsterben mußten, ohne das heilige Land gesehen zu haben. Aber die Jugend muß gewonnen werden für eine neue deutsche Zukunft. Und wir können sie nur gewinnen durch planmäßige Heranbildung zu bewußten Deutschen, deren Wille es ist, sich in der Welt mit innerer Kraft und mit Energie durchzusetzen, die einst wieder sprechen lernen: Wir sind Deutsche! Willensmenschen brauchen wir und harte, nüchterne Tatmenschen, die das deutsche vielgepriesene Gemüt, unsere herrliche und zugleich so verhängnisvolle Mitgift, im Völkerkampfe beiseite lassen und mit Festigkeit und Klugheit ihren Weg gehen.

Keine Zeit war mit ihren fürchterlichen Wirklichkeiten so beredt, unsere Jugend zu überzeugen, wie not uns Deutschen ein Volksbewußtsein tut. Haben wir doch ein herrliches politisches Ziel vor Augen, das uns seit 1870 leider gefehlt hat: die Vereinigung aller deutschen Stämme!

Edmund Leupolt

Die Klangwunder der Mundhöhle

Welche Macht übt ein lächelnder Mund aus! Er spricht zum Auge! Ja, es gibt eine Sprache ohne Stimme, eine nur sichtbare Sprache. Der Taubstumme hört nichts von dem wunderbaren Klange, der mit unwiderstehlicher Gewalt zum Herzen dringt, der in einem und demselben Augenblick eine Versammlung von tausend Menschen erschüttert, aber er sieht die Worte, welche Tränen in die Augen locken, er liest sie von den Bewegungen des Mundes ab, entnimmt diesen Bewegungen den kostbaren Schatz des Verständnisses, antwortet, indem er sie wiederholt, und sprengt mit krampfhaft ausgestoßenen Tönen den traurigen Kerker seiner Stummheit.

Der Mund ist die Plastik, die Pantomime der Sprache. An ihr wird, wie an jenem Goetheschen durchsichtigen Zifferblatt und Gehäuse das Arbeiten der Uhr, die Sprache erkennbar. Die weichen, zartgefärbten Lippen zeichnen sich von der blässeren Umgebung ab. Sie lösen sich aus der anmutigen Schleife, zu der sie gebunden waren. Aus der stummen Einheit wird eine bewegliche Zweiheit, aus dem Zusammen ein wechselndes Auseinander, und mit weithin sichtbarer Gewandtheit machen sie jeden Laut erratbar. Darum hängt „das Auge an den Lippen". Noch ehe der Selbstlaut gehört wird, liest es ihn von den Lippen ab.

Zu der Bildung der Selbstlaute entfalten die Lippen eine erstaunliche Kunst plastischer Formung. Man muß den Mund großer Schauspieler beobachten, während des Spiels natürlich, um an den immer wechselnden, kaleidoskopartigen Veränderungen zu erfahren, was die Lippen, ohne unschön zu werden, im Sichtbarmachen der Selbstlaute leisten können.

Es sind aber bei der Bildung der Selbstlaute auch die inneren Teile des Mundes mit tätig, die wir näher besichtigen wollen. Hinter dem Oberkiefer beginnt eine klingende Wölbung: der Gaumen. Der vordere Teil heißt der harte Gaumen, der hintere der weiche Gaumen. Hier sind die verschiedenen Gaumenlaute zu bilden. Oben am weichen Gaumen, mit dem es sich heben und senken kann, hängt in der Mitte, wie eine Ampel, das Zäpfchen oder Gaumensegel.

Dieses Gaumensegel dient beim Schlucken dazu, das untere Stockwerk, den Mund- und Schlundteil, vom oberen, dem Nasen- und Ohrenteil, abzusperren. Es ist aber auch ein wichtiges Sprachwerkzeug. Es stellt sich bei allen Selbstlauten, nach Czermaks sinnreichen Untersuchungen, bei a am losesten, bei u und i am festesten und bei den Mitlauten, die den Ausgang durch den Mund suchen, zwischen Mund- und Nasengegend, die hinteren Nasenlöcher (Choanen) verschließend. Dagegen senkt es sich vor den Nasenlauten. Die Nasenlaute

Digitized by Google

n, m, ng läßt es frei durchgehen. Hinter dem Gaumensegel wölbt sich ein mächtiger Bogen über das Dach. Es ist der Zungengaumenbogen, und an diesem endet die Mundhöhle.

Bleiben wir noch ein Weilchen bei ihr. Sie ist wahrlich des Verweilens wert. Besehen wir uns den Boden. Er besteht aus lauter Weichteilen, namentlich Muskeln, welche das Zungenbein gegen das Kinn bewegen oder ein wenig aufwärts heben, von der Ohrgegend aus nach hinten und vorn und nach oben ziehen. An diesem Boden der Mundhöhle liegt nun das wichtigste Werkzeug der Stimme, die Zunge, mit vielen Muskeln und Fasern, die paarweise oder auch für sich allein anfassen, um die Zunge zu wölben, abzuplatten, niederzudrücken, sich schlimmstenfalls, wenn sie belegt oder beleidigt ist, zum Munde hinauszustrecken. Die Wände der Mundhöhle sind zum Teil fest, zum Teil dehnbar. Es sind die Kiefer und die Wangen mit ihren Höhlen und Wänden.

Dieser Raum nun ist eine wahre Fingalshöhle. Wie die Basaltpfeiler in dieser klingen und singen, wenn die Meereswellen dagegen plätschern, so ist die Mundhöhle nicht nur zum Widerhall von Klängen geeignet, nein, sie ist sogar aufs merkwürdigste abgestimmt. Nicht nur am Gaumen erklingt es. Je nach der Stellung der Lippen, der Wangen und Mundgewebe ertönen schon beim bloßen Flüstern der Mitlaute Geräusche von verschiedener Tonart und Tonhöhe. Und vollends beim Flüstern von Selbstlauten.

Wenn man bei richtiger Mundstellung ganz leise ein o spricht, so hört man ein Geräusch, dessen Tontiefe man ziemlich sicher feststellen kann. Ein a klingt eine Oktave höher, ein e wieder eine Oktave höher als a. Der Holländer Donders entdeckte auf diese Weise die Eigentöne der Mundhöhle. Brücke, Merkel und andere haben Schlüsse daraus gezogen. Aber erst Helmholtz hat durch Versuche, die er durch Stimmgabeln von verschiedener Stimmung und durch Tonverstärker (Resonatoren) anstellte, jene Beobachtungen als unumstößliche Gesetze wissenschaftlich erwiesen. Der Engländer Tyndall, der diesen genialen Beweis in seiner fünften Vorlesung vom Schall volkstümlich gemacht hat, sagt darüber folgendes: „Ich habe hier eine Reihe von Stimmgabeln verschiedener Stimmung, von denen ich eine anschlage und vor den Mund halte, und nun verändere ich die Form der Mundhöhle, bis sie kräftig resoniert. Ist dies geschehen, so nehme ich die Gabel fort und treibe, ohne die Form und Weite meines Mundes irgendwie zu verändern, Luft durch die Stimmritze. So erhalte ich den Vokal u und nie einen anderen. Nun nehme ich eine andere Gabel, schlage sie an, halte sie vor den Mund und verändere seine Höhlung, bis sie mittönt. Darnach entferne ich die Gabel und treibe einfach Luft durch den Kehlkopf. Das gibt mir den Vokal o, und dieser ist der einzige, den ich dabei hervorbringen kann.“ Eine dritte Gabel entspricht dem Vokal a usw.

„Wenn man“, sagt Helmholtz, „eine auf b' gestimmte Gabel angeschlagen vor die Mundhöhle bringt, während man o leise spricht, oder auch nur die Mundteile in die Stellung bringt, als wollte man o sprechen, so hört man den Ton der Stimmgabel sehr voll und laut widerklingen, so daß ein ganzes Auditorium ihn hören kann.“ Bei a steigt der Widerhall um eine Oktave bis b''. Für e fand Helmholtz den Widerhall von b'''. i war so hoch, daß keine seiner Stimmgabeln den Ton erreichen konnte. Und diese Stimmungshöhe der Selbstlaute ist ganz unabhängig von der Tonhöhe, in der sie zufällig gesprochen oder gesungen werden. Es sind die Eigentöne dieser Vokale oder der Mundhöhle. Der Vokal o entspricht unter allen Umständen dem b' und keinem anderen Ton. Er kann natürlich auf andere Töne gesprochen oder gesungen werden, aber in b' ist seine Heimat im Reiche der Klänge. Trifft er etwa eine Oktave tiefer, auf b gesungen, mit b' als einem Oberton zusammen, so nimmt er diesen wie mit Lust auf und klingt schmetternder. Setzt man den Vokal o auf g ein, so hört man, nach Helmholtz, doch unmittelbar beim Einsatz des g das b als kurzen Tonstoß aufblitzen.

Nimmt man a als Ausgangspunkt für die Betrachtung der Selbstlaute, so liegt es in der Mitte zwischen i und u.

Bei a ist die Stellung der Mundhöhle trichterförmig. Hals und Bauch sind ungefähr

Digitized by Google

gleich lang. Bei u ist sie wie eine Flasche mit engem Hals, deren Bauch tief in der Schlundhöhle liegt. Ich darf voraussetzen, daß jetzt jeder, der physikalischen Unterricht gehabt hat, weiß, was mitklingende Töne sind. Schon bei ä entstehen untere mitklingende Töne neben den Eigentönen.

Welche Fülle von Folgerungen ergibt sich schon aus diesen Tatsachen für das Sprechen. Da hierbei die Selbstlaute viel deutlicher zum Ausdruck kommen als beim Singen, wo die Höhe oder Tiefe oft ihre Reinheit schmälert, so ist es natürlich, daß diese Erscheinung für die Dichtkunst wie für ihre sprachliche Darstellung viel wichtiger ist als für den Gesang.

Unser Ohr ist ohne Frage für diese Eigentöne unbewußt empfänglich. Aber das Bewußtsein, warum a an sich eine andere Klangfarbe hat als i und u, wurde ihm erst durch Helmholtz für immer erschlossen. Welche unerschütterlichen Grundpfeiler der Spracherkenntnis sind hiermit aufgerichtet! Diese festen Oktaven mit ihren Teiltönen unten und oben, welche sicheren Stützen und wahrhaften Stäbe geben sie der empfangenden Phantasie! So viel hat die Natur für uns in den Sprachwerkzeugen getan, und wir sollten ihr nicht durch die fleißigste Zutat von Übung und Verständnis danken?

Nun erst kann man sicher die metrische Erscheinung erklären, warum die Selbstlaute u und o längere Zeitdauer beim Aussprechen verlangen als i und e. Die tiefen Eigentöne haben weniger und dadurch langsamere Schallwellen. Ihr Widerhall beansprucht ein längeres Ausklingen, als es bei den hohen Eigentönen von e und i erforderlich ist. Nun erst begreift man, warum eine klare Ausprägung der Selbstlaute so wohltuend wirkt, warum uns manche Gedichte durch Wohlklang bezaubern. Der Eigenton des Selbstlauts — es sind ja keine bloßen Selbstlaute mehr, sondern verschiedene Oktaven — muß eine symbolisierende Macht ausüben. Der Eindruck war wohl vorhanden, aber der eigentliche Grund dafür ruhte in Tiefen, welche erst jetzt erhellt sind.

Wir wollen ein Goethesches Gedicht lesen:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh'.
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Der höchste Eigenton des kurzen i im Reime „Gipfeln" liegt etwas tiefer, als der des langen i in „Wiese". Aber auch sein Unterton strebt nach u hin. So senkt sich in der zweiten Zeile die Lautrichtung wirklich nach dem Eigenton von u. Dies wiederholt sich in den entsprechenden Versen des Nachsatzes. Nun mischt sich der Eigenton von a, welcher in „allen" zweimal neben i angeschlagen war, mit u in „kaum" und „Hauch". Andere Doppellaute in „Vögelein", „schweigen", scheinen abzulenken, indem sie e zum i mischen. Aber a klingt in „Walde", „balde" in eine wundervolle Mitte zwischen i und u hinüber, bis es endlich in sanfter Verschmelzung mit u in „Ruhest du auch" wie ein Hauch verschwebt.

Woher wußte Schiller, daß der Laut i den denkbar höchsten Eigenton hat, der über einer prachtvollen, mitklingenden Tiefe schwebt, wenn der Taucher sagt:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt;

und welcher Genius gab ihm Töne zu seiner Glocke wie folgende:

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.

Digitized by Google

Hier wechseln die drei Oktaven, die Eigentöne von o, e und a. Man hört verschiedene Glocken läuten. Bei solchen Stellen braucht der Leser nicht aufzutragen und die Sache nicht unnötig schauerlich zu machen. Das trägt sich bei klarer und edler Aussprache der Selbstlaute selber vor, vollends wenn, wie in den angeführten Beispielen, das Geräusch der Mitlaute sich charakteristisch mit dem Klang der Selbstlaute verbindet.

Auch die Mitlaute haben ihre Schwingungszahlen, ihre Eigentöne. Aber sie haben eine viel geringere Lautwährung als die Selbstlaute, ja die sogenannten harten Stoßlaute p, k, t haben einen so schwachen Lautgehalt, daß zu ihrer deutlichen Aussprache die größte Kraft gehört und sie dennoch nicht weithin vernommen werden.

Es gibt Sprachen, die fast allein aus Selbstlauten bestehen. Mit bloßen Mitlauten ließe sich keine Sprache bilden. Aber wenn letzteren auch die tonliche Bedeutung der Selbstlaute mangelt, so unterstützen sie sehr wesentlich die symbolisierende und malende Kraft derselben. Sie entsprechen als Töne, wie z. B. l, r, m, und als Geräusche den Naturgeräuschen und allem, was auf unsere Empfindung als geräuschverwandt wirkt.

Der Selbstlaut kommt aus der tiefsten Stätte der Stimmwerkzeuge, von den Stimmbändern, und ungehemmt und frei geht er zum Ohr. Die Mitlaute sind die Ergebnisse von Hemmungen, welche von dem Gaumen, der Zunge, der Nase, den Zähnen, den Lippen dem Luftstoß entgegengestellt werden. Ihr eigentliches Gebiet ist die Naturseite der Seele, das dumpfe Gefühl, der Kampf, das Ringen, auch des begriffbildenden Geistes, der immer vom sinnlich Persönlichen ausgeht, das versuchende Dichten und Weben von allem, was draußen und drinnen nach Sprache ringt, und doch keine einzige Menschensilbe bilden kann, ohne den Selbstlaut aus dem Sitz der menschlichen Stimme zu Hilfe zu rufen.

Willy Hacker

Paul de Lagarde

In diesen Tagen, da aus tausend heimlichen Glocken, aus Hunderttausenden von verschollenen Gräbern beschwörende Mahnung an unser Herz dringt, und doch wie der Nebel, der von den Dächern tropft, die Sorge von der Deutschen-Dämmerung und der ganzen Aussichtslosigkeit, unser Volk über sich selbst empor zu reißen, unser Herz beklemmt, ist es wahrlich an der Zeit, der großen Führer zu gedenken, die das Deutschland uns verkündet haben, das den uns aufgezwungenen Krieg in zähem Trotz überwunden haben würde. Im Grunde hat ja wenig Sehergabe dazu gehört, um diesen Krieg, wie wir alten Afrikaner getan haben, seit drei Jahrzehnten vorauszusagen. Unzweideutig genug hatten die Engländer ihre letzten Ziele jedem enthüllt, der die nötige Aufmerksamkeit aufbringen konnte, um ihre Drohungen zu verstehen und aus ihren politischen Maßnahmen sich das Schlußbild vor Augen zu stellen. Daneben fehlte es ja auch nicht an Sehern aus der Vergangenheit, deren ahnungsvolles Vorausschauen durch diesen Krieg hätte zur Erfüllung gebracht werden müssen: um nur einen zu nennen, Ernst Moritz Arndt, dessen 150. Geburtstag wir am zweiten Weihnachtstage vergangenen Jahres feierten. Das Ganze der belgischen und niederländischen Frage hat er schon zur Väterzeit geschlossen vor uns hingestellt; und das Lied vom Vaterlande, das größer sein müsse, barg doch auch die Ziele, für die unsere Söhne und Brüder gefallen sind. Zwischen den Arndt und Fichte und uns Vorkämpfern, die wir nachgerade das Greisenalter streifen und uns doch nicht dazu verstehen können, alt werden zu sollen, da es einstweilen noch zu viel für uns zu schaffen gibt, stehen zwei Große, die das deutsche Leben tief beeinflußt haben: Heinrich von Treitschke und Paul de Lagarde.

„Zwischen diesen Namen — welch ein Gegensatz, wie um zu zeigen, in welch reicher Mannigfaltigkeit es dem Deutschen gegeben sei, deutsch zu sein! Der erste (Treitschke) ist ebenso

Digitized by Google

unzweifelhaft der Glänzendere, Populärere, als letzterer der Inhaltreichere und Tieferes Bergende. Treitschke faßt den Deutschen mehr als geschichtlichen, Lagarde dagegen als gleichsam übergeschichtlichen, wir würden sagen als Rassemenschen. So trägt Treitschke am Ende die Politik — die werdende Geschichte — in alles hinein, auch in das Gebiet der ewigen Mächte, wie Kunst und anderes Geistesleben, während sich umgekehrt Lagarde lebenslang bemüht hat, der deutschen Politik aus den Regionen des Ewigen den ihr unerläßlichen sittlichen Halt zuzuführen. So groß daher auch Treitschke sein patriotisches Ideal sich gedacht haben mag, so konnte er doch ein Paktieren mit mancher Macht des Tages nicht verschmähen, daher er verstanden und gefeiert auch von solchen dasteht, denen Lagarde ewig fremd bleiben mußte. Dieser hatte in herber Rücksichtslosigkeit sich ziemlich von allem geschieden, was herrschend war: für ein volles Verständnis sind ihm so nur die Allerdeutschesten gewiß, diese aber unverbrüchlich und unentreißbar. Wollen wir uns den Höhepunkt von beider Männer Wirken in einem Sinnbilde vergegenwärtigen, so hätten wir uns Treitschke als flammenden Siegesredner vor einer Auslese deutscher Männer zu denken, einerlei ob dies etwa bei einem Kyffhäuserfeste wäre oder, der Wirklichkeit entsprechender, in den Festräumen einer deutschen Hochschule, und dann die Freudenfeuer auf den Bergen dazu; während Lagarde gar nicht anders zu versinnbildlichen ist, als im mahnenden Priester, Priester einer Kirche, die noch nicht einmal gebaut ist, und die doch von je bestanden hat; vor und nach seinem Gebete Glockengeläute — der Klang jener Glocke, an die er sein herrliches Gedicht gesungen:

‚O Glocke, da dein Meister dich gegossen,
Da lebte Andacht noch in diesen Landen!‘

So wird, um es endlich kurz zusammenzufassen, von der jeweiligen nationalen Bewegung Treitschke das beredteste, vornehmste, begeisterndste Organ nach außen, Lagarde hingegen ihr Korrektiv von innen heraus sein.“

Mit diesen Worten hat Ludwig Schemann, der jetzt dem deutschen Volke den Vorkämpfer und Seher Lagarde in einem großangelegten Lebensbilde nahebringt (Paul de Lagarde, Verlag von Erich Matthes, Leipzig; geb. 18 ℳ), schon vor mehr als zwei Jahrzehnten zu Lagardes siebzigstem Geburtstage die Grundzüge der beiden verehrtesten Lehrer der politischen deutschen Jugend vor Augen gerückt. Sicher war der tapfere Erwecker Gobineaus und Vorkämpfer für dessen heldische Geistesart vor allen berufen, das Lebensbild des einsam großen Göttingers zu zeichnen, zu dessen Füßen er noch gesessen hat, damals schon bestrebt, den tiefsten Grund seiner so vielseitigen und fast widerspruchsvoll erscheinenden, bei alledem aber doch so einheitlichen Persönlichkeit zu erforschen.

Nun bietet sie uns dieses Buch, wie in einer Linse zusammengefaßt, deren Schein die Abgründe des deutschen Verfalls in erschreckender Helligkeit überleuchtet. In diesen unseren Tagen, da wir Preußen vor allem die Notwendigkeit erkennen, uns auf uns selbst zu besinnen und auf den Willen, von dem allein eine Überwindung der Teufeleien zu erwarten steht, die uns um den Sieg betrogen und den Feinden ausgeliefert haben: in diesen notvollen Tagen mag es manchem zweifelhaft erscheinen, ob Lagarde uns heute noch Wegweiser sein könnte. Aber das „Göttinger Programm für die konservative Partei Preußens“ zeigt, wie begründet die Vorwürfe waren, die er gegen die preußischen Konservativen erhoben hat, weil sie ihre Weltanschauung kaum noch über die vier Pfähle ihres in nur zu vielen Beziehungen engen Parteiheims hinaus verkündet hatten. Vielleicht ist Lagarde dabei ein wenig entgangen, daß der um Deutschlands innere Kraft und Beständigkeit besorgte preußische Konservatismus tiefer auf sein Eigenstes verzichtet hatte, als wünschenswert gewesen wäre, hauptsächlich doch aber aus williger Bewunderung der reicheren süddeutschen Kultur. Zweifellos war es ein Fehler, daß der Stolz auf die politische Befähigung Preußens preisgegeben wurde bis zur Verleugnung des Widerstandes gegenüber jenen bajuvarischen Unarten, die man als harmlose Drolligkeiten zu bewerten gelehrt hatte, anstatt sie sich zu verbitten. Heute, da wir begriffen

Digitized by Google

haben, daß Preußen an Deutschland zugrunde gegangen ist, wird auch in Süddeutschland das Verständnis wieder für die Notwendigkeit des preußischen Staatsgedankens sich neu beleben, und dazu wird neben Treitschke ganz insbesondere auch Lagarde uns wieder Führer sein.

Mehr noch als Treitschke konnte Lagarde sich den wahren Deutschen nur in der Ausgeglichenheit zwischen Christlichem und Germanischem denken. Er ging darin so weit, daß es ihm als schwerer Fehler der Großen von Weimar erschien, daß sie über der versunkenen Herrlichkeit des klassischen Altertums das sinnige und farbenfreudige deutsche Mittelalter der Walther, Wolfram und Erwin übersehen hatten. Denn seine Seele war erfüllt von dem Glanze jener ersten Hochblüte unserer Literatur, in der alles so kerngesund und im Innersten wurzelnd war.

Schemanns Werk gliedert sich in sechs Bücher, deren erstes das Leben Lagardes von seiner trüben Jugend bis zu seinem Tode und seinen Anhängerschaften, Wirkungen und Aussichten behandelt, jenen „Kreis der Verschworenen, die für das große Morgen in seinem Geiste schaffen". Das zweite Buch gilt Lagarde als Gelehrtem, das dritte dem religiösen Denker und Neuerer, das vierte dem Politiker, das fünfte dem Jugenderzieher und das sechste wertet die Gesamtgestalt des deutschen Mannes. Ein sehr wertvoller Anhang bietet dem aufmerksamen Leser die erwünschten Quellen und Hinweise auf die Methodik und Literatur.

Für uns, in der Not dieser geschichtlich einzig dastehenden Niederlage, muß und wird Lagarde insbesondere auch darin Führer sein, daß er in den Einflüssen des Judentums die eigentlichste und tiefgreifendste Ursache des deutschen Verfalles allezeit erkannt und betont hat. Heute, da Deutschland tatsächlich zu dem Judenstaate geworden ist, den bei Erlaß der Emanzipation zur Väterzeit der tapfere von der Marwitz vorausgesagt hat, haben wir alle Ursache, der Führer aus alter Zeit zu gedenken, die den verderblichen Einfluß zurückgewiesen haben, den dies finstere und im Hasse gegen alles Germanische gebundene Asiatentum auf unser lichtes und innerlich freies Schrifttum ausgeübt hat. Man kann nicht behaupten, daß Lagarde hierin etwa Bahnbrecher gewesen sei, denn seit Anbeginn unserer Geschichte haben alle wirklich Großen die staatszersetzende und volksfeindliche Art des Judentums aufgedeckt und zurückgewiesen. Aber Lagarde hat dies doch im besonderen, wenn auch nicht zu dem, so doch zu einem Hauptgegenstande seiner Studien genommen. Neu ist, wie Schemann zutreffend ausführt, im Grunde nichts von seinen Anklagen; neu ist nur die Eindringlichkeit des Tones, die wie aus Todesnot zu uns dringt und uns die alten Wahrheiten ins Ohr schmettert. Dabei aber hat Lagarde sich nicht mit einer einseitigen Schattierung der Judengegnerschaft begnügt, sondern unsere eigene Mitschuld und Mitverantwortlichkeit in den Vordergrund gerückt, wobei er das Schicksal der einzelnen, der besseren Juden, sich ernstlich am Herzen liegen ließ. Denn ausdrücklich sagt er einmal: „Israels Tod ist Wohl und Gedeihen für uns, ist Leben für die einzelnen Israeliten". Welchem fühlenden Deutschen würde diese unbestreitbare Wahrheit nicht gerade in der jetzigen Lage tief zu Herzen gehen! Andererseits wird kein Unbefangener Lagarde darin beipflichten können, daß sich durch Mischehen diese Tragik beseitigen ließe. Und hierin lag Lagardes schwerster und verhängnisvollster Irrtum. Aber nehmen wir alles in allem, so wird dieser Seher und Verkünder deutscher Art sicherlich an der Spitze der Geister marschieren, die uns dem Wiederaufbau Deutschlands entgegenführen. Mit Recht weist Schemann insbesondere darauf hin, daß das Einschwenken vordem so weit nach links hin abgewichener Liberaler von der Art des Pfarrers Traub in den gesamtdeutschen Rechtsabmarsch im Zeichen Lagardes erfolgt. Und wer der Sünden des Nationalliberalismus aus der Vorkriegszeit gedenkt, wird sich nicht verhehlen können, daß dieser, soweit er vom Judenblute sich rein gehalten hat, keinen besseren Wegweiser finden kann als Paul de Lagarde.

Digitized by Google

Zu den besonderen Vorzügen des Schemannsches Buches gehört die ausgezeichnete Deutung der Nachfolge Lagardes, die von der Höhe unserer geschichtlichen Aufgabe aus eine schöne und ruhige Darlegung der nationalen Bildung des dem Verfall trotzenden Unbesiegten Deutschland bietet und zugleich Stellung zu dessen Gegenwartsaufgaben nimmt. Der kleinen bisherigen Gemeinde, die Schemann von Herzen die Neuausgabe Gobineaus und so viel anderes Schöne dankte, bringt auch dies Lagarde-Buch nur erwartete Freude. Aber der Teil der Deutschen, der vielleicht in den Weltbeben des großen Raubkrieges und in Deutschlands einzigartiger Gegenwehr gegen die Heere der ganzen Erde sich selbst noch nicht erlebt hatte, und nun erst im Zusammenbruche gewahr wird, daß das völkische Denken von Grund aus neu auf die Stählung des Willens zum deutschen Leben eingestellt werden muß: dem ist Schemanns Buch eine Offenbarung. Und der stürmende Erfolg des Buches beweist's doch unzweideutig, daß diese Gemeinde zu einer geistigen Macht anschwillt!

Fritz Bley

Unser Offizierkorps im Weltkriege

Die Angriffe gegen unser altes, monarchisches Offizierkorps in Zeitungen, Büchern und Volksversammlungen, die den tätlichen Angriffen des Pöbels auf der Straße gleich zu Beginn der Revolution folgten, sind allmählich zur Ruhe gekommen. Die radikale Presse von dem Blatt der Regierung, dem „Vorwärts", bis zur „Freiheit" und „Roten Fahne" herunter, werden zwar immer weiter hetzen, der Reichswehrminister Noske wird wohl auch noch hin und wieder das Bedürfnis oder die Nötigung empfinden, seinen „bettelarmen" Offizieren, denen er doch allein — wie die ganze heutige „Regierung" — Dasein und Macht verdankt, eins auszuwischen, aber der eigentliche Kampf gegen das alte Offizierskorps ist nun ausgekämpft. Auch was gegen die Angriffe zur Verteidigung und Rechtfertigung des Offizierkorps zu sagen war, ist nun, besonders nach dem Erscheinen von Ludendorffs „Kriegserinnerungen", gesagt. Viel Neues wird zu der ganzen Sache nicht mehr beizubringen sein. So ist heute wohl die Zeit, Stellung in dem Streit der Meinungen, in dem Für und Wider, zu nehmen, sich ein Bild von dem wirklichen Stand der Dinge, ungetrübt von der Parteien Haß und Gunst, zu machen.

Bei der großen Stellung und Bedeutung, die der Offizier, der Mann, der „des Königs Rock" trug, seine Heere führte und seine Schlachten schlug, seinen Staat durch Blut und Eisen aufgebaut, auf dessen Schultern der alte Militärstaat der Hohenzollern vor allem ruhte — bei der großen Stellung und Bedeutung, die der Offizier bei uns im alten monarchischen Staat eingenommen, bei der großen Rolle, die ihm naturgemäß in unserem „Militarismus", im großen Weltkrieg, zufiel, war es nur zu verständlich, daß er beim großen Zusammenbruch, bei und seit der Revolution, vor allem die Zielscheibe der Angriffe der Umstürzler und Revolutionäre war. Der Pöbel auf der Straße, der Pazifist im Gehrock, die Deserteure und Drückeberger, die Helden der Feder und des Mundes in der neuen deutschen Republik, die Antimilitaristen und Antinationalen aller Schattierungen warfen sich auf die so plötzlich über Nacht gestürzte Größe, der schon immer ihr Haß gegolten, in der sie vor allem den Vertreter des alten, monarchischen Deutschland, des alten, monarchischen Heeres gesehen, gegen den schon lange die Hetze der Kriegs- und Siegesgegner, der Revolutionsmacher im Heer und in der Heimat, eingesetzt. Sollte das Heer zermürbt, unbrauchbar gemacht werden, so mußte vor allem die Disziplin, die Mannszucht, das Treueverhältnis zum Offizier, die Autorität des

Digitized by Google

Offiziers fallen, mußte Mißstimmung, Auflehnung gegen den festen Halt der Armee, das Offizierkorps, gesät werden. Die Hetze gegen die Offiziere galt vor allem der Autorität, der Autorität des alten Staates — sie sollte, sie mußte untergraben werden, wenn das letzte Ziel jener dunklen Ehrenmänner erreicht werden sollte. Und man kann da auch den mehr bürgerlich gerichteten demokratischen Kreisen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich mitschuldig gemacht: statt in dem Offizier den Träger der staatlichen Ordnung zu sehen, sahen viele von ihnen in ihm allein den Vertreter des „Militarismus", gegen den anzukämpfen ihnen als verdienstvoll galt.

Von hier aus, von den antinationalen, antimilitaristischen, revolutionären Bestrebungen aus, hat man hauptsächlich auch die seit der Revolution erhobenen Anklagen und Angriffe gegen unser altes Offizierkorps zu betrachten und zu werten.

Aber auch von diesen Anklagen und Angriffen abgesehen wird für die Beurteilung unseres militärischen Zusammenbruchs, der ganzen Novemberereignisse 1918, auch immer das Urteil über unser Offizierkorps von großer Wichtigkeit sein. Das Offizierkorps war nun einmal das Rückgrat, die Seele, der „Rocher de bronze" der Armee. Viele auch außerhalb jener eben gezeichneten Kreise wollen dem Offizierkorps einen großen Teil der Schuld an den unglücklichen Ereignissen geben. Falsche Behandlung der Untergebenen, Überheblichkeit, der Kastengeist, das soviel bessere, üppige Leben, das Sichbesorgen der Eisernen Kreuze sollen Schuld an einer weit- und tiefgehenden Mißstimmung und Unzufriedenheit getragen haben, soll Manneszucht und Opferfreudigkeit untergraben haben. Daß planmäßige Hetzerei und bewußte Übertreibung bei diesen Anklagen stark beteiligt sind, haben wir oben festgestellt. Wir wissen ja heute nur zu gut, wie es gemacht worden ist. Aber es ist doch Tatsache, daß man auch von gutgesinnten Leuten, auch aus den Reihen der Offiziere selbst, solche Klagen hörte. Und es bleibt doch immer merkwürdig, daß eine solche Mißstimmung der Soldaten gegen ihre Offiziere aufkommen konnte, daß ihre Autorität, alle Disziplin, mit einem Schlage zusammenbrach, als der Stein ins Rollen kam, daß man sich so feindlich zu den Offizieren stellte, sich freute, sein Mütchen an ihnen kühlen zu können, daß selbst altgediente Leute, Unteroffiziere, die doch so lange mit ihnen zusammengearbeitet, ihnen selbst die einfachste soldatische Achtung versagten, nur zu schnell z. B. den militärischen Gruß sich abgewöhnten; wenn es auch nicht überall, vor allem auch nicht überall an der Front, so war — es war doch überwiegend so. Mit sozialdemokratischer Verhetzung allein kommt man da nicht aus. Es waren doch auch nicht nur schlechte Elemente in unserer Armee, und es haben sich nicht nur Deserteure, Zuchthäusler und junge verdorbene Burschen an den tätlichen Ausschreitungen gegen die Offiziere beteiligt. Die lange Dauer des Krieges, die Kriegsmüdigkeit, reicht auch nicht aus zur Erklärung dieser in unserem alten, festgefügten Heer für unmöglich gehaltenen Erscheinung einer völlig zusammenbrechenden Disziplin. Vergessen dürfen wir allerdings bei allem nie, daß es nicht mehr das alte Heer, das Heer von 1914 war, sondern ein ganz anderes, jenem höchst unähnliches, mit nur allzu vielen Elementen, die man sonst nie und nimmer in die Uniform, in das Ehrenkleid des Vaterlandsverteidigers gesteckt hätte. Nur darum auch wurde den sozialdemokratischen und feindlichen Wühlern und Hetzern der Sieg so leicht.

Aber es muß doch nach allem tatsächlich eine weitgehende Unzufriedenheit und Mißstimmung gegen die Offiziere in der Armee — und in der Marine — verbreitet gewesen sein, wenn sie auch vielfach künstlich erzeugt und genährt worden ist.

Zur Beurteilung der ganzen, unser ganzes Volk berührenden Frage, die auch für die zukünftige Geschichtschreibung von Bedeutung ist, ist hauptsächlich das Urteil alter Offiziere selbst wichtig. Die meisten von ihnen, soweit sie an die Öffentlichkeit getreten sind, bemühen sich, der schweren Frage gerecht zu werden, bei aller Verteidigungsstellung den Schäden nachzugehen, sie offen einzugestehen, ein richtiges Bild zu geben.

Einige dieser militärischen Sachverständigen sollen auch hier zu Worte kommen.

Digitized by Google

In den tagebuchartigen „Feldzugsaufzeichnungen" des württembergischen Generals von Moser (Chr. Belserſche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart) findet ſich z. B. ſchon aus dem Jahre 1915, aus Anlaß eines beſonderen Falles, dem aber wohl manche ähnliche angereiht werden könnten, die Aufzeichnung: „Ich fürchte, dieſer Mangel an Verſtändnis und an Gefühl für die Truppe und dieſe Überſchätzung unſerer militäriſchen Kraft wird ſich noch bitter rächen." Und an anderer Stelle heißt es: „So verzehrt der Stellungskrieg die Seelenkräfte der Unterführer und Mannſchaften in hohem Grade. Und da die Offiziere immerhin beſſer untergebracht und mit Hilfe ihrer höheren Bezahlung auch beſſer verpflegt ſind, da ſie außerdem immer jünger, die Mannſchaften immer älter werden, die Truppenoffiziere aber trotzdem genötigt ſind, im Wach-, Sicherheits- und Arbeitsdienſt viel zu verlangen, ſo wird das im Bewegungskriege ſo vorbildliche Verhältnis zwiſchen Offizier und Mann ein fremderes. Ebenſo aber auch zwiſchen der Truppe und der oberen Führung. ... Dieſes Unbefriedigende des Körper und Geiſt verſteifenden Stellungskrieges erzeugt bei Offizieren und Mannſchaften bis oben hinauf, jedenfalls bis zu den Diviſionsſtäben, eine Art von moraliſcher Erkrankung." Und wieder: „Ich kann die in dieſem Kriege ſchon oft und ſo auch jetzt wieder gemachte Erfahrung nicht verſchweigen: es fehlt unſeren oberſten Führern an dem richtigen Gefühl dafür, was der kämpfenden Truppe zugemutet werden kann und darf; ſie rechnet zu viel mit Zahlen, ſtatt mit Herzen... Daher rühren die von allen Frontſoldaten ſo bitter beklagten Befehle her, zerſchoſſene, dem umfaſſenden feindlichen Feuer ausgeſetzte, verdreckte und verlauſte, ſtrategiſch und taktiſch unwichtige Stellungsteile lediglich aus ‚Preſtige'-, alſo aus Stolzgründen, zu behaupten. Welchen Jammer körperlicher und ſeeliſcher Art die Ausführung dieſer Befehle mit ſich bringt, das wird oben offenbar nicht genügend empfunden. Und auch das nicht, daß durch dieſe übertriebenen Forderungen langſam aber ſicher die Liebe und das Vertrauen zu der oberen Führung verloren gehen, ſowie daß der ohnehin überanſtrengte Körper des Frontheeres dadurch in gefährlicher und unnötiger Weiſe weiterhin entkräftet wird." Weiterhin: „Ebenſowenig geſchieht etwas wirklich Durchgreifendes zur Erhöhung der Mannſchaftslöhne, die doch längſt in einem von uns allen peinlich empfundenen, ſchreienden Gegenſatz ſtehen zu den gar nicht auf ſolche lange Kriegsdauer berechneten höheren Offiziers- und Beamtengehältern, aber auch nicht zu den durchaus ungeſunden Löhnen der Munitions- und Waffenarbeiter und Arbeiterinnen in der Heimat."

Auch der als Militärſchriftſteller ſchon bekannte Oberſt Immanuel ſchreibt in ſeinem Buche „Siege und Niederlagen im Weltkriege" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin): „Wir ſtehen nicht an, ohne weiteres zuzugeben, daß von den Offizieren aller Grade Fehler gemacht worden ſind, die zur Erſchütterung des Vertrauens beigetragen haben. Man warf ihnen harte und rückſtändige Behandlung der Leute, Feſthaltung an überlebten Formen, beſſere Verpflegung zuungunſten der Mannſchaften, namentlich bei den Etappen, und ähnliches vor." Aber er ſetzt doch auch hinzu: „Gewiß mögen unter rund 220 000 Offizieren ſolche oder ähnliche Fälle vorgekommen ſein, allein es waren doch nur ganz verſchwindende Ausnahmen, die mit ſehr großem Unrecht durch eine maßloſe Übertreibung durch die Agitation verallgemeinert worden ſind. Die unendlich überwiegende Maſſe iſt frei von Schuld. Sie hat pflichtgetreu und opfermutig ihre Schuldigkeit getan und ſchnöden Undank geerntet."

Generalmajor von Gleich „Die alte Armee und ihre Verirrungen" (K. F. Koehler, Leipzig) macht auf das Nachlaſſen der Diſziplin — das ſchon längſt im Kriege von vielen mit ſchwerer Sorge beobachtet wurde — an einem beſonderen Punkte aufmerkſam: die Unteroffiziere wurden ſchon bald von den Soldaten nicht mehr als Vorgeſetzte angeſehen, der vorgeſchriebene Gruß unterblieb, ihre Befehle wurden gar nicht oder nur höchſt läſſig ausgeführt. Die Offiziere haben nicht in genügendem Maße dafür geſorgt, daß das Anſehen und die Befehlsgewalt der Unteroffiziere wiederhergeſtellt oder

Digitized by Google

erhalten wurde — darunter litt die ganze Disziplin, schließlich auch den Offizieren gegenüber. Daß dies Nachlassen der Disziplin sich noch weiter erstreckte, als hier angedeutet wird, daß mehr und mehr eine oft geradezu erschreckende Disziplinlosigkeit einriß, geduldet und übersehen wurde, davon weiß auch mancher manches zu erzählen. Wie anders war es darin z. B. bei den Franzosen! —

Arno Voigt, ein Kriegsteilnehmer der gebildeten Stände, liefert in seiner Studie „Der deutsche Offizier der Zukunft" (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart) auch manchen Beitrag zu dem Kapitel: Verhältnis von Offizier und Mann. Sein Urteil: „Seelische Zusammenhänge gab es nicht zwischen Offizier und Mann", ist in dieser Einseitigkeit sicher unzutreffend. Richtiger ist leider die Bemerkung: „Um die sittliche Haltung der Soldaten kümmerte sich der Offizier meist nicht." Hier liegt in der Tat ein schwerer und berechtigter Vorwurf vor. In geschlechtlichen Dingen z. B. drückte der Durchschnittsoffizier beide Augen zu und gab selbst darin oft kein gutes Beispiel. Das trug jedenfalls in den Augen sittlich gerichteter Menschen nicht zum Ansehen der Offiziere bei — und solcher Menschen gab es in unserem Feldheer mit den vielen jungen Freiwilligen und Ausgehobenen aus guten Familien noch genug. Erwähnt sei hierbei auch noch das nicht immer gute Beispiel, das der Offizier in religiöser Beziehung, in Redensarten und in der Teilnahme am Gottesdienst gab. Auch das kam ihnen in den Augen religiös gerichteter Leute — und auch derer hatten wir noch genug — und schließlich auch der anders gerichteten Leute, nicht zugut. Auch solche Szenen mögen öfter vorgekommen sein: „Wer jemals Zeuge gewesen ist, wie ein Adjutant einen Lanzer, der nach langem Kampfe mit einer nagenden persönlichen Sorge zu ihm um Rat kam, erst zwanzig Minuten warten ließ, dann mit einem verdrießlichen ‚Na?' zum Reden aufforderte und ihm mitten in der Rede das Wort mit einem ‚Gibt's nicht!' abschnitt, wobei er eigentlich kaum hinzuhören schien, der kann sich in die Gefühle eines solchen Bedrängten versetzen", — der kann sich auch denken, wie verhetzend so etwas nicht nur auf den Betroffenen selbst wirkte.

Solch sachlich-kritische Stimmen, und noch mehr den viel weiter gehenden Anklagen und Angriffen von links und von unten her, stehen andere Stimmen gegenüber, vor allem die zweier berufenster Vertreter des alten Offizierkorps: Ludendorff in seinen „Kriegserinnerungen" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin) und General von Stein in seinen „Erlebnissen" (K. F. Koehler, Leipzig). Besonders in dem großen Generalquartiermeister dieses Kriegs ist dem hart angegriffenen Offizierkorps ein warmer Verteidiger erstanden. Sein alles, was mit dem Krieg zusammenhängt, umfassendes Werk ist auch eine Ehrenrettung unseres Offizierkorps gegenüber all den Schmähungen und Verleumdungen, mit denen es seit dem unglücklichen Ausgang des Krieges überhäuft worden ist. Auch Ludendorff — ebenso wie Stein — entschuldigt nicht alles; daß Mißstände vorhanden waren, gibt auch er zu. Aber er macht für diese Mißstände mit Recht minderwertige Elemente, die im Lauf des langen Krieges bei dem großen Ausfall und dem starken Bedarf an Offizieren in das Offizierkorps eingedrungen waren, die Unerfahrenheit vieler junger Offiziere und die Ungeeignetheit auch mancher Offiziere aus dem Beurlaubtenstand sowie das allgemeine Sinken unserer ganzen Volksmoral — von dem auch das Offizierkorps nicht unberührt blieb — verantwortlich.

Es muß ja immer festgehalten werden, daß es besonders in den letzten Kriegsjahren wie nicht mehr das alte Heer, so auch nicht mehr das alte Offizierkorps war, um das es sich bei den Klagen und Anklagen handelt: die meisten lagen unter dem grünen Rasen oder konnten als Schwerverwundete im Felde keine Verwendung mehr finden. Das alte, eigentliche aktive Offizierkorps wird von den mit Recht oder Unrecht erhobenen Vorwürfen kaum berührt, sie richten sich — oder müssen sich richten — gegen das im Kriege entstandene neue Offizierkorps, zum großen Teil also gegen die, die nicht Berufsoffiziere oder noch nicht

Digitized by Google

durch die Schule des alten, festgefügten monarchischen Offizierkorps gegangen waren. 39 v. H. der alten Offiziere sind im Weltkrieg gefallen (um den ungeheuren Abgang zu erkennen: 39 v. H. tote Offiziere gegen 13 v. H. tote Mannschaften!), 55 v. H. verwundet worden, und ein großer, vielleicht der größte Teil dieser Toten und Verwundeten, dieses furchtbaren Ausfalls an Offizieren, fällt schon, jedenfalls was die aktiven anbelangt, in die ersten Jahre des Kriegs! Der Nachersatz an aktiven, noch ganz jungen Offizieren konnte den Ausfall bei weitem nicht ausgleichen. Der Zugang an Offizieren im Kriege war: 15 v. H. Offiziere des aktiven, 75 v. H. des beurlaubten, 9 v. H. des inaktiven Standes. So war in der Tat in der zweiten Hälfte des Krieges das Offizierkorps ein ganz anderes geworden, und aus der zweiten Hälfte des Krieges stammen hauptsächlich die Klagen und Anklagen.

Aber auch die Anklagen gegen dies neue Offizierkorps führt Ludendorff entweder auf das richtige Maß zurück oder weist sie als unbegründet nach, weiß vieles auch zu erklären und zu entschuldigen — manches allerdings entschuldigt (wie schon gesagt) auch er nicht.

Ludendorff geht auf die Hauptanklagen näher ein. Da war vor allem die immer wiederkehrende Behauptung: *der Offizier lebe so viel besser als der Mann.* Dem hält er entgegen: Im Felde, vor dem Feind, im Schützengraben, auf dem Marsche lebte der Offizier nicht anders als der Mann. Das gemeinsame gepflegtere Essen der Offiziere in rückwärtigen Stellungen, in Ruhe, war nötig zur Pflege des kameradschaftlichen Zusammenlebens, des Korpsgeistes, der Tradition, der erzieherischen Einwirkung der älteren Kameraden auf die jüngeren, woran es im Felde ja so sehr fehlte. Dagegen wird nichts zu sagen sein, wenn mit diesem gemeinsamen Essen der Offiziere kein allzu großer Unterschied in Verpflegung und Unterbringung und der ganzen Lebenshaltung verbunden war — und darüber hat man allerdings auch von einwandfreier Seite manches Unerfreuliche gehört. Damit hat Ludendorff jedenfalls recht: „Solange wir noch eine staatliche Ordnung besitzen, so lange muß es Autorität geben, so lange werden auch *gesellschaftliche Unterschiede* bleiben." Und er hat wieder recht, wenn er dabei den Satz aufstellt: „Ein Offizierkorps muß da sein, in dem sich der einzelne Offizier *anders* halten kann als der Mann und doch sein treuer *Kamerad* ist!"

Behauptungen: *der Offizier lebe auf Kosten des Mannes*, bezeichnet Ludendorff als schändliche Verleumdung; auch daß in der Kantinenwirtschaft der Offizier den Mann geschädigt haben soll, will er nicht gelten lassen. Dem Zustand allerdings, daß die höheren Stäbe aus den Zentralkantinen billiger kauften, als die Truppe von den Truppenkantinen, machte er selbst erst ein Ende. Das scharf kritisierte Leben in den *höheren Stäben* entschuldigt Ludendorff mit der nervenaufreibenden Arbeit, der ungeheuren seelischen Belastung ohne Ruhe und Erholung — „da konnte ich von Feldküchenkost nicht leben". Er bemerkt zwar auch: „Übertreibungen habe ich nirgends gutgeheißen, wo sie vorgekommen sind, muß ich sie verwerfen."

Das bessere Leben der Offiziere — übrigens auch des Mannes — in der *Etappe* war von selbst gegeben, aber es mußte auf die Frontsoldaten aufreizend wirken. Auch darin, daß der Offizier in Belgien und anderswo allerlei einkaufte und nach Hause schickte, will Ludendorff nichts Unrechtes sehen. Aber es wurde doch im Felde und in der Heimat von vielen unliebsam empfunden als Bevorzugung der Offiziere und ihrer Familien anderen gegenüber. Das mit diesen Sendungen verbundene, oft recht häufige Hin- und Herreisen der Offiziersburschen berührt Ludendorff nicht, und gerade auch dies machte böses Blut.

Daß auch manches andere vorgekommen ist, gibt er mit den Worten zu: „Der Offizier, der nicht mit *reinen* Händen als Ehrenmann aus diesem Krieg hervorgegangen ist, der *fremdes Gut* behielt, hat das Vaterland, die Armee, das Offzierkorps und sich selbst besudelt."

Auch die Klagen über *falsche Behandlung* der Leute erklärt Ludendorff — wie auch Stein — mit der mangelnden Auswahl und Erziehung und Lebenserfahrung vieler Offiziere; auch hier machte es sich geltend: es fehlten die alten Frontoffiziere! Bei den Klagen

Digitized by Google

über schlechte Behandlung, Mißhandlungen, harte Strafen darf man auch nicht vergessen, daß man, nach Steins Wort, im Felde vor den schärfsten Maßnahmen nicht zurückschrecken darf, daß weichliche Auffassung in bezug auf Strafen und Anwendung von Waffengewalt den größten Schaden anrichten kann — und bei uns tatsächlich angerichtet hat —, darf man auch nicht vergessen, daß die feldgrauen „Helden" nicht alle Helden waren, daß sich unter den Millionen des Heeres, je länger der Krieg dauerte, immer mehr Untüchtige und Unwillige, Feiglinge und auch Verbrecher befanden.

Auf einen Punkt geht Ludendorff, und auch Stein, nicht weiter ein, der doch auch für die Mißstimmung gegen das Offizierkorps wichtig war: das ist die Verleihung der Kriegsauszeichnungen, der Eisernen Kreuze. General von Moser („Feldzugsaufzeichnungen") hat ganz recht: „Es war ein allgemein empfundener, gar nicht genug zu verurteilender Übelstand, daß bei den Ordensauszeichnungen, in erster Linie bei dem Eisernen Kreuz II. und leider auch I. Klasse, kein Unterschied mehr gemacht wurde zwischen blutigen und Tintenverdiensten." — Daß immer vorab Offiziere bedacht wurden, war schon ein Fehler, daß Offiziere weit hinter der Front, die nie Pulverdampf gerochen, in der Etappe oder in der Heimat mit den E. K.s II. und I. Klasse geschmückt wurden, während der Mann, der sein Leben immer wieder in die Schanze schlug, sehr oft leer ausging, auch daß Offiziersburschen und -köche bei der Verteilung Eiserner Kreuze den anderen vorangingen — das mußte verbitternd wirken und hat verbitternd gewirkt, mehr als manches andere Stimmung gemacht gegen die Offiziere, die sich selbst und einander die E. K.s „besorgten". Man ließ die schöne Gelegenheit, die der Krieg bot, hier einmal die Rangunterschiede, die soziale Stellung zurücktreten zu lassen, ausgleichend, versöhnend zu wirken, Gerechtigkeit walten zu lassen, von Anfang an unbenutzt vorübergehen — das Abreißen der Eisernen Kreuze von der Brust der Offiziere in den Revolutionstagen war die Rache.

Das Verhalten vieler Offiziere oben und unten in der sich schon längst anbahnenden Tragödie letztem Teil, in der Zeit des Zusammenbruchs, während und nach der Revolution, das vielfach nicht so war, wie man es von deutschen Offizieren erwarten mußte, gehört schließlich auch noch hierher, bedürfte aber einer besonderen Untersuchung. Es mag hier nur das Wort des bayerischen Generals von Xylander in dem Aufsatz der „Süddeutschen Monatshefte" (Nr. 12, 1919) „In Treue fest?" stehen: „Es mag keine angenehme Last sein, vor dem deutschen Volk und vor der Geschichte die Verantwortung für das beispiellos leichte Gelingen der Revolution tragen zu müssen." Und zur Erklärung mancher sonst kaum zu begreifender Vorkommnisse mag auf das Wort hingewiesen sein, das Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" gelegentlich einmal vom preußischen Offizier gesagt: daß er dem sicheren Tode im Dienste mit dem einfachen Worte „Zu Befehl!" selbstlos und furchtlos entgegengehe, wenn er aber auf eigene Verantwortung handeln solle, die Kritik der Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod und dergestalt fürchte, daß die Energie und Richtigkeit seiner Entschließung durch die Furcht vor Verweis und Tadel beeinträchtigt werde. —

Ludendorffs Endurteil ist: „Das Offizierkorps hat den Krieg an seiner Ehre rein überstanden. Wer dagegen verstieß, war eine Ausnahme und gehörte nicht zu uns. Das Offizierkorps in seiner Gesamtheit kann auf sich stolz sein, und nicht zum mindesten darauf, daß es trotz aller Hetzarbeit in seinem Rücken das Heer vier Jahre zusammengehalten und es so oft zum Siege geführt hat, und noch die Kraft besaß, im Verein mit treuen Unteroffizieren und Mannschaften es über den Rhein zu führen — eine ungeheure, der Großtaten dieses Krieges würdige Leistung." — Und was er sonst noch über unsere Offiziere sagt, über ihre vorbildliche Tapferkeit und Todesfreudigkeit, ihre Führereigenschaften, ihre Kameradschaftlichkeit dem Manne gegenüber, ihre erzieherische Tätigkeit — dem wird jeder unvoreingenommene, Bescheid wissende Beurteiler im allgemeinen beistimmen. Ludendorff kann mit Recht erklären: „Unsere Offiziere haben ihre Schuldigkeit getan. Ihre hohen Verluste

Digitized by Google

legen ein beredtes Zeugnis dafür ab. Daß viele Offiziere zu unerfahren waren, daraus kann ihnen ein Vorwurf nicht gemacht werden, das lag einzig und allein in den Kriegsverhältnissen und in den ungeheuren Abgängen begründet. Auch diese unerfahrenen Offiziere wußten tapfer in den Tod zu gehen. Mögen auch Offiziere nicht den richtigen Verkehrston mit den Untergebenen gefunden, mögen sogar einige ihnen gegenüber schwer gefehlt haben — das Verhältnis des Offizierkorps in seiner Allgemeinheit wird dadurch nicht berührt. Es war so, wie es bei den Kriegsverhältnissen nur sein konnte." General von Stein urteilt ähnlich. Und Ludendorff wird recht haben, wenn er meint: es würden auch einmal dem gutgläubigen deutschen Volke die Augen aufgehen über das alles, aber zugleich über seinen Undank und sein eigenes schweres Verschulden gegen diesen Stand und damit gegen Heer und Vaterland und gegen sich selbst! —

Was über das Offizierkorps der Armee, das ist im großen und ganzen auch über das der Marine zu sagen. Dieselben Anklagen ungefähr sind gegen dieses erhoben worden, dieselbe Verteidigung und Rechtfertigung gilt auch ihm. Und es wird gewiß einmal wieder die Zeit kommen, die dem Offizier des großen Weltkriegs, dem Offizierkorps des Heeres und der Marine, Gerechtigkeit widerfahren läßt, schon allein um der vielen Toten willen, deren die Schmäher und Verleumder nicht wert sind, um der vielen willen, die ihre Glieder und ihre Gesundheit für das Volk hingegeben, das sie zum Dank dafür aufs schnödeste beleidigt und verfolgt! Die Geschichte wird einmal anders über dieses Offizierkorps urteilen, als die Deserteure und Drückeberger von heute und auch sonst noch manche verärgerten und mißgestimmten Leute.

Unser altes Offizierkorps hat in diesem Kriege — trotz allem! — seinen alten Ruhm neu bewährt. Dank und nicht Undank gebührt ihm!

Marine-Oberpfarrer Albert Klein

Ideen oder Jahre?

Jedes Volk vergeht, wie ein faulender Schwamm zerfließend, wenn es keinen Mut mehr hat; ohne Hoffnung aber gibt es keinen, und wie nach Bako die Hoffnung dem Körper, so ist sie noch mehr dem Staatskörper gesund. Was heißt Aussichten Deutschlands oder Europas? Die auf ein Jahr, oder auf ein Jahrhundert, oder ein Jahrtausend, oder auf die ganze Erdenzeit? — Man darf eben keine Zeit nennen und meinen, sondern nur die ewigen Naturgesetze, welche ja schon hinter uns in der Geschichte thronen und reden.... Euch sollen Ideen statt Jahre dienen, und Gott sei die Ewigkeit. Dann fürchtet, wenn ihr könnt!

Jean Paul

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

Den Ausführungen der Hefte 1, 3 und 4 reihen wir heute eine neue an. Aus dem Begleitbriefe des Verfassers sei folgende Stelle hervorgehoben:

Erst gestern habe ich Ihren Artikel: „Gerechtigkeit und Gnade" im Oktoberheft des Türmers gelesen! Wie bin ich Ihnen dankbar, daß Sie einmal diese Frage aufgeworfen haben, die ja in ihren Konsequenzen sich auf die ganze Kirchenlehre und Dogmatik erstreckt, in der wir noch gebunden sind. Ist es nicht ein Jammer, daß die große Menge unserer gebildeten Zeitgenossen — *denkenden* Zeitgenossen darf ich nicht sagen, denn *wenn* sie denkende wären, dann würden sie längst und immer wieder solche Fragen stellen — über diese Dinge nicht nachdenkt, sondern entweder sich dumpf und stumpf mit der Kirchenlehre abfindet, oder aber der Kirche den Rücken kehrt. Und doch handelt sich's hier erst um die höchste Befreiung des Geistes und der Seele!

Wie *bezeichnend* ist es, daß Sie den Herausgeber des Türmers fragen zu müssen glauben: „Verträgt Ihre Gemeinde so etwas?" Hoffentlich, ja hoffentlich verträgt sie es, das wäre ein kleiner Lichtstrahl in der Finsternis dieser Zeit!

Und nun erlaubt sich ein Pastor Ihnen zu antworten, freilich nicht, um Ihnen zu widersprechen, sondern um Ihnen zuzustimmen und Sie in Ihrem berechtigten Zweifel zu bestärken. Wohl wäre es mir lieb, wenn meine Ausführungen im Türmer abgedruckt werden könnten. Aber das wage ich kaum zu hoffen. Denn gewiß ist mir schon ein anderer zuvorgekommen.

* * *

Es ist mir unzweifelhaft, daß die in der christlichen Kirche seit Paulus geltende Lehre von der Gnade einen Abstieg bedeutet von der Höhe, auf der Jesus Christus mit seiner Auffassung von dem steht, was dieses Wort in Wirklichkeit als Tat oder Urteil Gottes gegenüber dem sündigen Menschen bedeutet. Tatsächlich hat Jesus dieses Wort selbst nicht gebraucht, es kommt in den Evangelien überhaupt nur einige Male vor (cf. Luk. 2, 52 und Joh. 1), wo es aber einen ganz anderen Sinn hat, als in der „Theologie" der Apostel. Also: das Wort „Gnade" im sozusagen technischen Sinn eines forensischen göttlichen Urteils über die Menschen ist erst von der Theologie geprägt worden, und Jesus — nun Jesus war eben kein Theologe. Das will sagen: Für Jesus war Gott kein Gegenstand der Reflexion, sondern der Intuition, und was er von Gott weiß und aussagt, sind keine Begriffe oder Eigenschaften, sondern es ist sein unmittelbar von Jesu empfundenes Wesen. Die Theologie aber sucht Gott durch Denken zu „begreifen", und das ist ein ganz unmögliches Unterfangen. Gott *kann* kein Gegenstand des menschlichen Denkens sein, weil im Menschen überhaupt nur sinnlich Wahrnehmbares und Vorstellbares gedacht und begriffen werden kann. Gott als absoluter

Digitized by Google

Geist ist für das (relative) Denken im Menschen gänzlich unerreichbar. Gott kann nur insofern und insoweit im Denken des Menschen sein, als Er selber im Menschen denkt, das ist aber etwas gänzlich Verschiedenes von dem anschaulichen und begrifflichen Denken des Menschen hinsichtlich der relativen Wirklichkeit der Welt. Hieraus erklärt sich auch der Widerspruch hinsichtlich der Auffassung der Worte „Gerechtigkeit" und „Gnade" bei Jesu und in der Theologie.

Was mit dem Wort Gnade gemeint ist, das weiß Jesus natürlich sehr wohl, es ist sogar der zentrale Inhalt seiner Predigt, so wie es der zentrale Gedanke der Paulinischen Theologie ist (die „Rechtfertigung aus Gnade"!). Jesus gebraucht dafür den Ausdruck: „Vergebung der Sünde". Wie er aber zu dieser Vergebung der Sünde kommt, darüber hat er kraft seiner Intuition natürlich ganz anders ausgesagt als die Theologie aus ihrer Reflexion heraus. Die Vergebung der Sünden ist ihm die große objektive Tatsache seiner Verkündigung, sie ist die Tür zum Himmelreich, die jedem offen steht, der „geistlich arm", „reines Herzens" (was beileibe nicht heißt: ohne Sünde!), „sanftmütig" usw. ist — cf. die Seligpreisungen —, kurz, der da „hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit". In diesem letzteren Satz findet sich das Wort „Gerechtigkeit" als der Zustand, den auch Paulus meint, wenn er von der Gnade spricht, die dem Menschen statt der Strafe die Vergebung der Sünden zuteil werden lasse. Bei Paulus ist aber diese Vergebung erst die Folge eines gnädigen Urteils Gottes. Dagegen im Sinne Jesu ist die Gnade selber die Vergebung der Schuld und die Gerechtigkeit vor Gott, also die Erhebung des Menschen aus dem Schuldgefühl in das Gefühl der Gotteskindschaft. Diese ist also nicht etwas, was Gott dem Menschen je nach seinem Verhalten, etwa gar erst auf Grund eines von Jesu vollbrachten Opfers (Kreuzestod), „aus Gnaden" schenkt — o nein, hier liegt eben die „theologische" Umbiegung vor, die auf Paulus — und, wo sie schon in den Evangelien etwa sich angedeutet findet, auf seine Beeinflussung der Evangelisten — zurückgeht und noch heute die Kirchenlehre beherrscht. Sondern, die Vergebung der Sünde ist bei Jesu göttliche Tatsache, etwas Gottwesentliches, das Jesus zu verkündigen gekommen ist, und wodurch er recht eigentlich der Erlöser der Menschen werden wollte und auch — trotz aller Theologie — geworden ist und bleiben wird.

„Dir sind deine Sünden vergeben!" „Dein Glaube hat dir geholfen!" So hören wir ihn sagen. Niemals aber hören wir aus seinem Munde etwa: „Gott will dir vergeben!" Oder „Dir kann vergeben werden!", oder gar das anmaßend priesterliche: „Absolvo te!" Nein: „Ihr ist viel vergeben, denn sie hat viel geliebt" (Luk. 7, 47). Vollendete, objektive Tatsache ist die Gnade, die Sündenvergebung, überall, wo in einem Menschen die Voraussetzung dafür sich findet, also, daß er Sehnsucht nach Gott, nach der „Gerechtigkeit", nach Frieden hat, da ist die Vergebung geschehen, es bedarf dazu gar nichts weiter von seiten Gottes, und von seiten der Menschen nur dies, sie gläubig zu ergreifen und ihrer gewiß zu sein.

Wenn sich daneben aus Jesu Munde hie und da ein Wort findet, wonach die Vergebung der Sünde (d. i. eben die „Gnade" oder die „Gerechtigkeit, die vor Gott gilt" erst als ein bedingtes und zukünftiges, als ein von Gott zu erbittendes Geschenk erscheint, wie etwa die fünfte Bitte im Vaterunser oder seine eigene Fürbitte am Kreuz: „Vater, vergib ihnen ...", so ist das keineswegs ein Widerspruch. Sondern: die Sündenvergebung ist eben für den Einzelnen solange ein Zukünftiges und noch nicht Empfangenes, als in ihm die Voraussetzungen fehlen, sie anzunehmen, und durch sie „erlöst" zu werden. Gerade für die fünfte Bitte gilt dann das große Wort Matth. 7, V. 7, 8: „Wer da bittet, der empfängt!" Keinerlei Vorbehalt, keinerlei Bedingungen und Voraussetzungen, außer solche, die im Menschen vorhanden sein müssen. Man denke auch an das Gleichnis vom verlornen Sohn, die einzigartige, goldene Illustration der Frohbotschaft Jesu: Wo ist da von Voraussetzungen, von Bedingungen, von Urteilen, von Veränderungen etwas zu hören auf seiten des Vaters! Nichts! Der steht da, wartet und empfängt mit Freuden! Alles, was nötig war, um dem Sohn die „Gnade" zuteil werden zu lassen, die in den Augen des Vaters die höhere, die wahre „Gerechtigkeit" ist — dieser mein

Digitized by Google

Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, war verloren und ist wiedergefunden! —, das geht im Herzen des Sohnes vor! Man muß diesem Gleichnis einfach Gewalt antun, wenn man es in den Rahmen der Kirchenlehre von der „Rechtfertigung, Versöhnung, Erlösung" hineinpressen will.

Die Vergebung der Sünden ist da, sie war schon immer da, ist auch schon vor Christus als gegeben gewußt, erbeten und empfangen worden. (Psalm 103; 32 u. a.)

Das ist es also, was Gnade=Gerechtigkeit im wirklich evangelischen Sinn, im Geiste Gottes und Christi bedeutet. Gott ist unveränderlich! Es heißt ihn vermenschlichen — Joh. Müller sagt: ihn lästern —, wenn man seine Gnade als etwas ansieht, das irgendwie mit Begnadigung im judikatorischen Sinne zu tun habe. Gott ist versöhnt! Seine Gnade liegt bereit! Und diese Gnade der Vergebung ist die „Gerechtigkeit", die höhere Gerechtigkeit, die natürlich verschieden ist von menschlicher Gerechtigkeit.

Diese Gnade, diese Gerechtigkeit im höchsten Sinne, erlöst den Menschen, denn sie macht ihn nicht nur los von Furcht, Unfrieden und Todesangst, sondern sie schafft Raum für eine Neugeburt seines Wesens im heiligen Geist. Sie bedeutet den Eingang ins Himmelreich.

Und noch einmal: diese Gnade, die mit der höchsten Gerechtigkeit Gottes sich deckt, ist nicht etwas, das irgendwie in bezug auf den Menschen erst in Gott verwirklicht wird, sondern sie gehört zu Gottes Wesen, ist geradeso ein Stück seiner Vollkommenheit, wie das, was Jesus von ihm Matth. 5, V. 45, 48 aussagt, daß er seine Sonne scheinen läßt über die Bösen und über die Guten, über die Gerechten und Ungerechten, also seine grenzenlose Güte, die ebenfalls unveränderlich ist, wie er selber. Beides, seine Güte und seine Gnade=Gerechtigkeit ist gar nicht voneinander zu trennen!

Darum ist auch der sogenannte „Zorn Gottes", soweit er im Gegensatz zu seiner Liebe steht, nichts weiter als eine theologische Konstruktion. Richtig verstanden, im Sinne des absoluten Wesens Gottes, wird er empfunden als das Korrelat seiner Liebe (Liebe = Güte + Gnade), hat dann aber mit dem, was wir Menschen Zorn nennen, schon darum nichts zu tun, weil er ebenso etwas Objektives in Gott ist, wie seine Liebe. Man stelle sich nur einmal vor, Gott sei zornig! Sofort wird man spüren, daß hier ein Anthropomorphismus vorliegt, der kaum anders, denn als Aberglaube bezeichnet werden kann. Er ist ebenso wie die „Gerechtsprechung" eine Reflexion des relativen Verstandes, der sich mit dem Absoluten beschäftigt, für dessen Denken ihm jede Möglichkeit fehlt. Hier kann man wirklich kaum noch von „Glauben" reden! Hier ist Aberglaube, der sich in das Gewand des Glaubens kleidet. Gottes Zorn ist die objektive Reaktion des Guten gegen das Böse, der Liebe gegen den Haß, sowie das Licht gegen die Finsternis reagiert, und doch gehören beide zusammen, sind eins ohne das andere nicht denkbar!

„Gott ist Liebe!" Aber nicht Liebe und Zorn, je nach dem Reiz, der auf ihn wirkt. Auf Gott wirkt kein Reiz, sonst wäre er nicht Gott, sonst wäre er nicht der Absolute. Sonst wäre auch er relativ, wie die Welt, die aus einer ununterbrochenen Kette von Reizen besteht, eine ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen ist.

Hiermit glaube ich nachgewiesen zu haben, daß die Gnade Gottes, wie die Kirchenlehre sie darstellt, mit Recht vom Freiherrn von Münchhausen als ein „gedankliches Unding" bezeichnet worden ist. Aber niemand, der zu denken gewohnt ist und auch im religiösen Leben auf das Denken nicht verzichten will, braucht ja diese Kirchenlehre anzuerkennen. Er soll bei dem „Meister" in die Schule gehen! Einer ist unser Meister; nicht Paulus, nicht Anselm, nicht Thomas Aquino, nicht Luther, Einer ist unser Meister, Christus!

Was es nun aber mit der Kirchenlehre von der Gnade auf sich hat, ob sie nicht auch in ihrer Art, zu ihrer Zeit ein gewisses Recht beanspruchen durfte und darf, das würde einer weiteren Untersuchung bedürfen.

E. O. Ulrich

* * *

Digitized by Google

Alles Reden der Menschen vor Gott bleibt ein unzureichendes Stammeln. Unendliches umspannt man nicht mit endlichen Begriffen, und Übermenschliches faßt man nicht in menschliche Worte. Eine dogmatische Aussage ist ein immer mangelhaft bleibender Versuch, religiöses Erleben auf Formeln zu bringen. Ich will aber mit diesen Sätzen den Fragen des Artikels nicht entschlüpfen. Nur das möchte ich feststellen, daß die Frage nicht lauten kann: Kann Gott gnädig sein?, sondern, daß festzustellen ist, ob sich hinter der Dogmatik von der Gnade Gottes ein nachzuempfindendes religiöses Erleben verbürgt. Und das ist der Fall. Aber davon später. Zunächst einiges zu den Ausführungen des Artikels, die an dem Fehler leiden, daß sie ganz einseitig alles unter juristische Begriffe bringen. Ich gebe zu, daß einzelne Bibelstellen hierzu verführen können und daß besonders Anselm von Canterbury mit seiner entsetzlichen Satisfaktionstheorie demselben Fehler erlegen ist. Es steckt übrigens auch in der Satisfaktionstheorie ein Körnchen Wahrheit. Es geht ja dem Individualisten schwer ein, aber es gibt doch eine gemeinsame Schuld und eine gemeinsame Verantwortung. Aber das nur nebenbei, ich will den guten Anselm nicht verteidigen, ich wollte, er hätte seine Dogmatik niemals niedergeschrieben. — Der Aufsatz baut sich auf auf der Gleichung Schuld = Sühne und setzt dann Sühne = Strafe (den zweiten dieser Sätze hat Herr v. Börries nicht geschrieben, sondern im Gegenteil Sühne so subtil wie möglich definiert unter Berücksichtigung aller subjektiv wesentlichen Elemente im Täter und in der Tat. O. T.). Das ist aber nicht richtig. Der Rechtsstaat, in dem wir leben und ohne den unser Gemeinschaftsleben unmöglich ist, muß das von ihm aufgestellte Recht schützen. Darum bestraft er den Rechtsbruch resp. die Rechtsverletzung. Er hat die — an sich m. E. nicht unbedingt notwendige Praxis, die schwerere Rechtsverletzung auch härter zu bestrafen. Theoretisch könnte er jede Rechtsverletzung mit der gleichen Strafe belegen. Er tut es aus praktischen Gründen nicht. Man kann mit Recht sagen, daß diese Strafe notwendig ist, weil das verletzte Rechtsbewußtsein der anderen sie als Sühne verlangt. In Wirklichkeit aber ist die Strafe keine Sühne. Sühnen heißt wiedergutmachen. Natürlich denke ich dabei nicht an Wiedergutmachung zugefügten Schadens, die ist selbstverständlich. Die Übertretung ist eine Mißachtung des Gesetzes, die Sühne ist in dem Augenblick da, wo der Übertreter die Hoheit des Gesetzes wieder anerkennt, sich seiner Übertretung schämt und den Willen zur Besserung hat. Es kann sein, daß der Übertreter vor sich selbst das Bedürfnis hat, die Sühne durch Auffichnehmen einer Strafe zu erweisen, die Sühne selbst war schon vorher erbracht. Gott kann nun dem Sünder gegenüber auf Strafe — wenn sie nicht aus pädagogischen Gründen nötig ist — verzichten, auf die Sühne kann er nicht verzichten. Der Verzicht auf Strafe ist aber keine Gnade, sondern da eine Selbstverständlichkeit, wo die Strafe zwecklos ist, und da eine Lieblosigkeit, wo die Strafe nötig ist. Darum verzichtet Gott nur im ersteren Fall darauf. Der Verzicht auf Sühne würde der Heiligkeit Gottes widersprechen, er kann keinen Pakt mit der Sünde schließen. Der Kreuzestod Jesu ist die Wegbereitung zur Sühne, sofern Golgatha die Häßlichkeit der Sünde in der krassesten Form offenbart, die möglich ist. Wo aber bleibt die Gnade? Daß Gott den Aufstieg des Menschen aus der Sünde zur Reinheit will, daß er, um mich biblisch auszudrücken, nicht Lust hat am Tun des Sünders, sondern will, daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe, das ist Gnade. Gnade ist also nicht ein einzelner Akt, sondern sie ist eine Wesenseigenschaft Gottes, übrigens nichts weiter als das, was wir das Wesen Gottes überhaupt nennen, nämlich Liebe, so wie sie der Sünder empfindet. Daß ich in all meinem Ringen und Kämpfen, in allem Fallen und Wiederaufstehn mich getragen weiß von der ewigen Macht, die mich zum Sieg und nicht zur Niederlage führen will, das ist Gnade.

Von dieser Betrachtungsweise aus fällt der Gegensatz zwischen Gerechtigkeit und Gnade hin, so wie ihn der Artikel empfindet. Ich möchte aber überhaupt raten, mit dem Begriff der Gerechtigkeit Gottes sehr vorsichtig zu sein. Ich begreife durchaus, wie es möglich ist, daß man anbetend von der Gerechtigkeit Gottes spricht, glaube aber, daß das seine Ursache darin hat, daß man Gott freisprechen will von der Ungerechtigkeit der Menschen, die darin besteht, daß sie selbstsüchtige Beweggründe anwenden, wo sie es nicht dürften. Ich halte es aber für falsch,

Digitized by Google

Gott die Gerechtigkeit des Strafrichters beizulegen. Über dem Strafrichter steht das Gesetz, und die Gerechtigkeit des Strafrichters besteht darin, daß er dem Gesetz Geltung verschafft, ohne Ansehen der Person. Über Gott steht kein Gesetz. Er handelt nach seinem freien Willen, der eben Gnade ist. Vergleichen Sie das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Matth. 20, 1—16). Der Sinn desselben ist doch der, daß Gott erhoben ist über das Gesetz, das die Menschen sich geben: Lohn = Leistung. Nebenbei bemerkt revoltiert die Menschheit gegen dieses Gesetz, wenn der kinderreiche Familienvater mehr Teuerungszulagen erhält, als der unverheiratete Beamte, trotz gleicher oder vielleicht geringerer Leistung.

Daß wir Gott nicht „beleidigen" können, ist unbedingt richtig. Wir können ihm aber wehe tun, indem wir seinem Willen widerstreben. Freilich gerät man auch da wieder in eine Sackgasse, denn der Dialektiker könnte mich jetzt sofort fassen und sagen: Alter Freund, wenn der Mensch Gott wehe tun kann, dann ist er ja mächtiger als Gott. Und nun würde das Problem der Willensfreiheit aufzurollen sein. Stammeln, Stammeln und nichts als Stammeln!

Ob es Sinn hat, um Gnade zu beten? Es ist überhaupt überflüssig zu beten, damit man etwas bekommt. „Gott gibt täglich Brot auch wohl ohne unser Bitten allen bösen Menschen." Beten heißt Gott sein volles Herz ausschütten, daß das tausendfältig in Form der stürmischen Bitte geschieht, ist Menschenart und Menschenrecht. Aber das ist wieder ein Kapitel für sich.

Es ficht mich nicht an, wenn man mir eine Bibelstelle anführt, die vielleicht doch einseitig in juristischen Zusammenhängen von der Gnade redet. Ich werte ja die Bibel nicht als ein Kompendium der Dogmatik, sondern als ein Zeugnis religiösen Lebens. Darum verzichte ich auch darauf, mich mit einzelnen Bibelstellen auseinanderzusetzen.

Riehm, Pastor

* * *

Gestatten Sie mir, zu dem Aufsatz „Gerechtigkeit und Gnade" vom Standpunkt meiner Weltanschauung aus Stellung zu nehmen.

Die Lehre Christi kann eigentlich nur verstanden werden unter Voraussetzung zweier Begriffe: Reinkarnation und Karma (Wiedergeburts- und Vergeltungslehre). Jeder Mensch legt seinen Körper ab wie ein unbrauchbar gewordenes Gewand, und die (unsterbliche) Seele nimmt eine neue Hülle (Körper) an, wenn die Zeit dafür reif ist, d. h. wenn das persönliche Karma = Vergeltungsgesetz-es erfordert. Nach diesem Gesetz herrscht strengste Gleichung von Schuld = Sühne, daraus folgen die Lebensumstände für jedes Individuum als: Reichtum, Armut, Stand, Gesundheit oder Krankheit, Begabung. Alles Wirkungen von Ursachen, die jede Seele selbst verschuldet hat: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Sagt nicht auch Christus: Ihr werdet nicht herauskommen (aus dem Kreise des Wiedergeborenwerdens), ehe ihr nicht den letzten Heller bezahlt (die letzte moralische Schuld begleicht)! Daß die Wiedergeburtslehre (richtiger: Lehre von der Wiedereinfleischung) den Jüngern Jesu nicht unbekannt war, beweist ihre so selbstverständlich klingende Frage, als sie an einem Blindgeborenen vorbeikommen: „Herr, wer ist schuld, daß er blind *geboren* wurde, er oder seine Eltern?" Darin liegt doch Reinkarnation und Karma, denn „schuldig" kann er doch nicht in einem präsumtiven „Himmel", sondern nur hier auf der Erde geworden sein; eine *Schuld*, die *Sühne* (Erblindung) forderte. Hier liegt auch die enge Verbindung des Karma von Eltern und Kindern. Nun zum Begriffe der Gnade. Sie scheidet als strafvergebendes Moment aus, bleibt wohl aber wirksam als kraftspendende Quelle für „Strebende". „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen"; die himmlischen Kräfte der Liebe, die Goethe unter dem „*Ewig*-Weiblichen" symbolisiert. Wie nun herauskommen aus dem Kreise des „Wiedergeborenwerdens"? Darauf gibt Jesus die Antwort in dem Gespräch mit der Samariterin: „Wer von den Wassern des Lebens trinket, den wird nimmermehr dürsten", d. h. wer die (innere) Wiedergeburt erlangt hat, kann den Weg zur Vollkommenheit beschreiten und wird frei von der Reinkarnation, erreicht das Lebensziel: Eins werden mit Gott, Erleben Gottes in uns! Doch das ist ein Problem für sich.

Dr. Hermine Sachs

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Die Frauen rings um Friedrich Hebbel

Die Beschäftigung mit den Großen im Reich des Geistes und der Geschichte ist meist eine schmerzlich, zweischneidige Sache; unsere vorgefaßten Ideale sinken nur zu oft in der scharf schneidenden Flamme der Wahrheit in nichts zusammen. Ernste Selbsterkenntnis heischt das Verständnis solch seltsam-eruptiver Charaktere. Ihre Schöpfungen gleichen wunderschaurigen Vesuvausbrüchen, — glühend, schmerzhaft brennend und zerstörend frißt die Lava durch das blühend fremde Menschenleben ihren Weg. Aber das Werk in seiner wundersamen Schönheit, die Erquickung, die Millionen daraus saugen, sind gewissermaßen Jus und Magna charta Libertatium des Genies. Ausnahmemenschen stehen unter Ausnahmegesetzen!

Diese Sätze möchte ich der Besprechung eines neuen Hebbel-Buches voranstellen, das für den Hebbelverehrer, so verdienstvoll es auch sein mag, manch bittere Pille enthält.

Albrecht Janßen hat in einem Buche „Die Frauen rings um Friedrich Hebbel", neue Materialien zu ihrer Erkenntnis, mit einem Anhang: Aus Hebbels Freundeskreis (B. Behrs Verlag, Berlin-Leipzig, 1919), anscheinend drei große Richtlinien verfolgt. Zunächst das Problem der Jugend des großen Dichters und das Geheimnis seiner Abstammung, dann die Frauencharaktere, die Hebbel in besonderem Maße förderlich auf seiner rauhen Anfangsbahn gewesen und endlich noch den Freundeskreis.

Das Problem der Jugend Hebbels, wie es Janßen hier erstmalig vor weitester Öffentlichkeit zur Diskussion stellt, muß allgemeinstes Interesse erregen, — Janßen versucht nachzuweisen: daß Hebbel nicht der Sohn seines standesamtlichen Vaters war. Am Anfang seiner Beweisführung schildert der Verfasser die uns bereits bekannten Charakterzüge des Dichters, seine geistige Frühreife, seinen für einen armen Maurermeisterssohn außerordentlich hohen Stolz und seinen ästhetischen Sinn, wobei hervorgehoben wird, wie sehr Hebbel alles Unschöne, besonders aber häßliche Menschen und Worte verabscheute. Neben seinem fabelhaften Gedächtnis, von dessen Größe ja mancherlei Beispiele bekannt sind, besaß der junge Hebbel auch noch ein ausgeprägtes Zeichentalent, und man möchte Janßen beistimmen, der in all diesen mannigfachen Geisteskräften des Dichters die Traditionen einer alten hohen Geisteskultur zu spüren meint. Bemerkenswert erscheint auch noch, wie wenig bodenständige Merkmale sich in den Dichtungen nachweisen lassen und wie schwach die landschaftliche Abstammung in seinen Produktionen sich bemerkbar macht. Eines aber zeigt sich bei Hebbel früh, der schwerlastende Druck seiner geringen Herkunft und der leidenschaftliche Drang hinauszukommen aus heimatlicher Enge und Beschränkung, die tiefe Durchdrungenheit bei alledem von seiner geistigen Sendung. Hierauf erörtert der Verfasser auch kurz die Genealogie der Hebbels und schildert sie als durchweg geistig und materiell auf einem sehr tiefen Niveau stehend. Der Vater konnte kaum lesen und schreiben, und die Mutter, „eine kleine, kräftige, wohlgenährte Frau, geistig kaum höher stehend als ihr Mann, hatte sie doch die Vorteile eines flüssigen Temperaments und ausgesprochener Güte". (E. Kuh.) Eigenartig war auch die Stellung beider Eltern

Digitized by Google

zu dem genialen Sohn, den der Vater mit einer Art dumpfen Haß verfolgte, ja brutalisierte, während er von der Mutter sagt: „... obwohl sie mich niemals verstanden hat ... so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben". (Tagebuch.) Die Mutter schützte und bevorzugte ihren Liebling, wo sie irgend nur konnte. Interessant ist aber auch gerade im Hinblick auf das Geheimnis seiner Abstammung, daß Hebbel anscheinend so gänzlich ohne Heimat- und Familiensinn war. Nie kehrte er, auch als berühmter Mann nicht, in seine Heimat zurück, wozu doch leicht berechtigter Stolz ihn hätte bewegen können. Ihn mochte das schon damals in seiner Gemeinde allgemein übliche Gerede von seiner diskrete Herkunft mit dazu veranlaßt haben. Auf jeden Fall weist die Wesselburener Tradition noch heute einstimmig auf Pastor Volckmar als den Vater hin. Bekannt über die ganze Sache ist etwa folgendes. Hebbels Mutter diente schon in jungen Jahren, wenn auch nicht unmittelbar vor ihrer Verheiratung, als Magd auf dem Hofe des Pfarrers, der eine sehr stark erotische Natur war. Ausdrücklich wird dann später bei ihrer Verehelichung, die in aller Stille auswärts erfolgte, der Zusatz „Jungfrau", der sonst allgemein üblich, weggelassen. Später wurde auch in gewissem Maße der Verkehr mit dem Pfarrhause wieder aufgenommen, wo sie oft zur Aushilfe und zum Waschen war.

Der Pfarrer Volckmar selbst genoß, ungeachtet seiner hohen Geistigkeit und unstreitbaren Begabung, in moralischer Beziehung einen ziemlich zweifelhaften Ruf. Dreimal war er verheiratet. Zur dritten Gattin erkor er sich sein Dienstmädchen. Das Kirchenbuch zu Wesselburen meldet über diese merkwürdige Eheschließung: „... auch versichert der Herr Pastor ... durch Handschlag, daß er die beiden unehelichen Kinder seiner Braut (eben des vorgenannten Dienstmädchens) annehmen und erziehen wolle. 11. Febr. 1804." Und eben diese beiden vorerwähnten Punkte sind es, worauf es dem Verfasser ankommt: die hohe, edle geistige Tradition und Reife — die Volckmars waren ein uraltes Predigergeschlecht, schon 1598 lebte ein Pastor Volckmar im Dithmarschen, — und andererseits dieser übermächtige Zug starker Sinnlichkeit, den wir auch bei Hebbel finden.

Aus diesen kurzen Angaben, die ich der viel breiteren Beweisführung Janßens entnommen habe, lassen sich doch schon die geheimnisvollen Fäden der Schicksalsverkettung erkennen und Schlüsse ziehen, deren letztes Glied allerdings der späteren Forschung vorbehalten bleiben dürfte. Ebenso verdienstlich aber wie diese neuen Beiträge zu Hebbels Genealogie, ist jene große Ehrenrettung der Frauen rings um ihn, die Janßen auf Grund seiner eingehenden Studien mit Erfolg vorgenommen hat. Es handelt sich hierbei vorzüglich um zwei, Amalie Schoppe und die treue Elise Lensing, deren Geistes- und Herzensbild stark verschattet und verzerrt in Hebbels Briefen und Tagebüchern uns überliefert sind.

Janßen wendet sich bei seinen Untersuchungen zunächst der damals wohlbekannten und vielseitigen Schriftstellerin Amalie Schoppe zu. Diese für Hebbel so verdienstvolle Frau wird in den meisten mir bekannten Biographien nur nebensächlich gestreift oder mit der beiläufigen Nonchalance einer gewissen Gutmütigkeit noch gerade eben der Erwähnung gewürdigt: ein unbedeutender, etwas säuerlicher Blaustrumpf, der zufällig einige Hebbelgedichte abgedruckt hat... Es mag nun nicht ohne Reiz sein, den Berichten jener neuesten Forschungen über ihre und ihrer Familie Geschichte näherzutreten.

Schon der Vater der damaligen Amalie Schoppe hat einen Strich ins Genialische und den Reiz einer vielseitigen Begabung; er war Arzt, Maler, Musiker, Dichter, und in allen diesen Dingen über den Durchschnitt eines begabten Dilettanten hervorragend. Amalie selbst zeigte schon in früher Jugend einen wohlgestalten, regen Geist und einen Grad von Frühreife, der sie ihren Altersgenossinnen weit überlegen scheinen ließ.

Mit einem Jahre konnte sie sprechen, mit drei Jahren lesen, mit sieben Jahren begeisterten sie Bürgers Werke, mit zehn schrieb sie die ersten Verse! Amaliens spätere Bücherei soll 1500 Bände umfaßt haben, darunter alle Klassiker. Sie schreibt darüber selbst einmal an einen

Digitized by Google

Freund: „... jedes dieser Bücher habe ich mir abgedarbt, und um sie sammeln zu können, mußte ich allem Putze entsagen, was ich gerne tat, da er mir nur lästig ist". Viele bedeutende Männer verkehrten bei der Schoppe, die auch unsern Tagen noch nicht fremd geworden sind, darunter Varnhagen von Ense, Justinus Kerner und Chamisso.

Verheiratet war Amalie mit einem Dr. Schoppe, den sie mehr aus Mitleid als aus Liebe heiratete, auch ward die Ehe, der mehrere Kinder entsprossen, höchst unglücklich und wurde später wieder geschieden. Der Mann verfiel dann immer mehr der Trunksucht, er fand 1829 ein tragisches Ende. Nun war Amalie Schoppe gezwungen, ihre drei Kinder und ihre alte Mutter allein durch ihre „fleißige Federspitze" zu ernähren. Sie redigierte zwei Zeitschriften, die „Neuen Pariser Modeblätter" und „Iduna", die sie auch fast völlig allein schrieb und expedierte, mit wachsendem Erfolge. Dabei verfaßte sie im Laufe ihres arbeitsreichen Lebens noch an die hundert Bücher (Sagen und Romane usw.). Doch auch für rein menschliche Züge ihres Wesens, für ihre Unerschrockenheit, gepaart mit großer Herzensgüte, haben wir Belege.

In dem furchtbaren Cholerajahr 1832 floh die beherzte Frau nicht, wie so viele andere aus Hamburg fort, sondern blieb mit ihren Angehörigen daheim, half wo sie konnte, obwohl anfangs ihre Nerven vor der Scheußlichkeit der Krankheit zu versagen drohten. Sie schreibt an einen Freund in jenen Tagen: „... Meinen Grundsätzen getreu, entziehe ich mich aus feiger Furcht meinen leidenden Brüdern auch jetzt nicht, ... und so könnte ich täglich im Cholera-Hospital als barmherzige Schwester angestellt werden."

Bei ihrem starken Interesse am Literarischen förderte die Frau auch junge, aussichtsreiche Talente mit besonderer Vorliebe. So mag sie auch Hebbel kennen gelernt haben, dessen sie sich mannigfach mit großem Eifer annahm, da sie seine bedeutsame Begabung wohl erkannte. Aber Hebbel war damals noch ein „Rocher de bronze", und zwar ein ziemlich unpolierter, und sein „gesellschaftliches Auftreten stand zu seinem dichterischen Selbstgefühl in einem umgekehrten Verhältnis". So mußte es zum Bruch kommen, den allerdings Hebbels intime Beziehungen zu Elise Lensing noch beschleunigten.

Für dieses Mädchen, das merkwürdigerweise in fast allen Literaturbüchern als Nähterin aufgeführt und mit den übelsten Anwürfen belastet wird, bricht Janßen mit besonderer Wärme eine Lanze. Seine Forschungen haben hier zu besonders vielen neuen und überraschenden Ergebnissen geführt.

Er vermag nachzuweisen, wie das als sehr begabt geltende Kind eine ausgezeichnete Schulbildung erhielt und später von einem Hauptmann, auf dessen Gut sie weilte, in die höhere Töchterschule geschickt wurde. Sie ward dann Lehrerin, amtierte in Calbe, zog aber später gleich Amalie Schoppe mit ihrer Mutter nach Hamburg. Sie gehörte keineswegs zu den „armen Leuten", wie man meist anzunehmen geneigt ist, sondern besaß einige tausend Mark Vermögen, eigene Möbel und hielt sich auch meist ein Dienstmädchen.

Fremde Sprachen müssen der jungen Lehrerin geläufig gewesen sein, die Rousseaus „Confessions" im Original gelesen hat! Als weiteres Zeugnis ihrer Bildung mag gelten, daß sie sogar selbständig Hebbels Vorwort zu Maria Magdalena korrigierte und einer ihrer Freunde, Janinsky, sehnlichst ihre Reisebeschreibungen zu lesen wünscht. Leider ist uns nichts von Briefen und Tagebüchern erhalten geblieben, von denen selbst Hebbel sagt, sie wären voll von „stammelnder Poesie", und Hugo Schlömer, einer der wenigen, denen Einblick in diese Briefe vergönnt war, meint, er habe bei der Lektüre fortwährend den Eindruck gehabt: so kann nur eine hochgebildete Frau schreiben.

Damit wäre die lächerliche Sage von der armen, unwissenden Nähterin wohl endgültig ad acta gelegt. Um so eigenartiger und peinlicher berührt uns Hebbels Verhalten gegen Elise, der er erst einen falschen Adel aufzwang, um mit seiner vornehmen Liebschaft zu prahlen, später legte er sich gar selber den Doktortitel zu, noch ehe er überhaupt eine Dissertation eingereicht hatte.

Digitized by Google

Und mit welch rührender, aufopferder Liebe hat die später so schnöde Verlassene für Hebbel gesorgt und sich auch seines Bruders und seiner alten Mutter herzlich angenommen! Aber Hebbel hat es ihr nicht gedankt und für die beiden Söhne, die Elise ihm gebar, nur schlecht gesorgt, selbst als er pekuniär wohl dazu in der Lage gewesen wäre. Die eigene Mutter, Elise und die beiden Kinder ließ er im Armenfriedhof namenlos verscharren. Dies und jener schwere Schlag, den er zuvor der alternden Geliebten versetzte durch seine Heirat mit der Hofschauspielerin Christine Engehaus, werfen ein seltsam trübes Licht auf Hebbels heimatlosen Charakter. Auch die später von ihm so pomphaft in Szene gesetzte Versöhnung, zu der er seine gramgebeugte Geliebte nach Wien rief, war eine rein äußerliche. Hebbel hatte nicht einmal den Mut, das bescheidene, zurückhaltende Mädchen seinen Freunden vorzustellen. Elise kehrte bald wieder nach Hamburg zurück, wo sie am 21. November 1854 starb. Aber die dankbare Nachwelt hat das tapfere Mädchen nicht vergessen. An Hebbels hundertjährigem Geburtstage ward ihr ein Ehrenstein gesetzt und Blumen auf das vergessene Grab gelegt.

Der dritten der Frauen, die ihre Kreise durch Hebbels Leben zog, Christine Engehaus, verdankt die Menschheit den gereiften, aus dumpf-chaotisch wirrem Traum des Leidens neu geweckten Dichter. Auch hier bringt Janßens Buch viel Interessantes an Einzelzügen und weist besonders auf ein Lebenswerk der schönen und gefeierten Künstlerin hin, die liebewarm das gramerstarrte Haupt des großen Dichters an sich zog. Nach Hebbels Tode, als die Welt ihn schon vergaß, hat sie sich unermüdlich eingesetzt mit seinen alten Freunden (Emil Kuh und Felix Bamberg), uns unermüdlich das Werk des Meisters neu zu predigen und auch den späteren Generationen die Glut und Schönheit dieses hervorragenden Dichters und Denkers unvergessen zu erhalten.

* * *

Das Janßensche Buch, so schmerzlich manche seiner Wahrheiten den Hebbelfreund berühren mögen, hat doch, neben dem großen Verdienst seiner zahlreichen Neuforschungen auch noch ein bedeutsames Moment, es hat jene Zeit neu vor uns erstehen lassen, wo treue, zärtlich starke Frauen ein müdes, verzweifeltes, wirres, zagendes und doch genialisch großes Menschenherz in ihre linden schützenden Arme nahmen, — was ihnen die Menschheit ewig danken muß.

Ferdinand Bruger

Hermann Lingg

Zum hundertsten Geburtstage des Dichters

Es ist heute allgemein zur Gewöhnung erstarrt, die „Münchener Dichterschule", wie man wohl mit einem spöttischen Achselzucken zu tadeln sich angelegen sein läßt, als gleichgültig und verächtlich beiseite zu schieben. Man pflegte die Form (vielleicht, wie nicht verkannt werden soll, allzu glatt und bedächtig), man neigte durchaus konservativen Betrachtungen zu (vielleicht allzu abgeschlossen und beharrlich) — und man war sich jederzeit bewußt des hohen Senderamtes, der verantwortlichen Bestimmung des Dichtertums; man wußte noch um vornehme Zurückhaltung, Melodie und Sicherheit. Kein Deutscher wird Geibel nicht wenigstens als vaterländischen Sänger gelten lassen; Heyses Novellen werden noch auf lange hinaus einen unverlierbaren Schatz für alle diejenigen bilden, die nicht von der Epik das jetzt beliebte Gezappel und Stammeln, sondern fließende Ruhe und wahrhaft reiche Erfindung fordern. Julius Grosses treffliche Verserzählungen sollte man nicht als nebensächlich vorüberlassen, — und Hermann Linggs Balladen gehören noch immer zu dem wesentlichen und entscheidenden Besitz unserer deutschen Literatur.

Digitized by Google

Hermann Lingg hat ja sehr viel geschrieben. Nulla dies sine carmine, klagte schon Paul Heyse, der eine gute und erforderliche Auswahl der Gedichte im Verlag Cotta zusammengestellt hat. Aber gerade darum wäre es frevelhaft, geflissentlich die vollendeten und bleibenden Verse zu übersehen, deren es nicht wenige in dem stattlichen Gesamtwerke dieses Dichters zu loben und zu bewahren gilt. Einige der lyrischen Gebilde haben sich ja wohl auch in Sammlungen und Anthologien Heimrecht erworben, und man braucht nur an so kostbare Stücke zu erinnern wie „Immer leiser wird mein Schlummer", durch Brahms Komposition weithin verbreitet und tönend beschwingt, „Heimkehr" (In meine Heimat kam ich wieder), „An meine pompejanische Lampe", „Nebeltag" (Nun weicht er nicht mehr von der Erde), „Waldnacht" (Wie uralt weht's, wie längst verklungen). Es ist etwas wundervoll Gehaltenes in diesen Liedern; eine gedämpfte, männliche Melodie, zu der nichts weniger stimmen würde als die unüberlegten Scheltworte „Zuckerwasser-Poesie" oder „Goldschnitt-Lyrik". Linggs stets bereite Leidenschaft gleicht einer bezwungenen Flamme, die hin und wieder sprühend zur Seite flackt und rotbraune Strahlen schießt. Seine Farben lodern und blenden nicht; aber ihre Leuchtkraft bleibt immer gleichmäßig, inständig und voll. Und die Anschaulichkeit der Bilder und Gleichnisse überrascht mehr als einmal durch ihre Unmittelbarkeit und unverbrauchte Fülle. — Besonders in der reichhaltigen Sammlung der Sonette begegnet man bewundernswert geschlossenen Stücken. Es ist immer noch zu wenig bekannt, daß vor allem Lingg es gewesen, welcher diese Versart für die Darstellung der Landschaft wieder umbildete und ausnützte. Dessen gilt mit Recht der „Mittagszauber" als würdiges und rühmliches Beispiel. Besonders aber gedankliche, nachsinnende Betrachtungen reihten sich gefügig und bedeutsam in diese gedrängte und gesammelte Formgebung.

Hermann Lingg war eine vorwiegend reflexive Natur. Er hat die Geschehnisse aus Geschichte und Sage mit überschauendem, wägendem Blick betrachtet und in ihrer bezeichnenden Bedeutung und bleibenden Schönheit erkannt und gebildet. Darum bleiben seine Balladen gewißlich seine stärkste und überdauernde Leistung. Keiner der gleichzeitigen Poeten ist in dieser Kunstübung mit ihm vergleichbar. Lingg besaß dasjenige, was für die Ballade besonders wichtig und förderlich erscheint: die knappe, sichere Gestaltung und vor allem die seherische Kraft und beherrschte Fülle. Sein Auge ruht wehmütig und trauernd besonders auf den unhemmbaren Zerstörungen der Zeit, auf versunkener Pracht und bröckelnder Größe, auf Zerfall und Abendröte sinkender Geschlechter und Völker. Dann schreitet er gewichtig und bestimmt über Trümmer und geborstene Säulen, durch zerfallene Paläste und Tempel, gegenwartverloren, in lebendigem Traume ... Einige seiner wertvollsten Balladen können hier nur mit Namen angeführt werden: Pausanias und Kleonice, Walpurgisnacht, Römischer Triumphgesang, Die Priesterin der Isis in Rom, Attilas Schwert, Schweizer und Landsknechte, Nordische Sommernacht, Der Kinder Kreuzzug, Der schwarze Tod, Erwartung des Weltgerichtes. Und welch unverlierbare Bilder gluten da empor!

Kalt war die Nacht, Schneeregen fiel,
Er saß am Kolcherstrande.
Da kamen zu ihm die Männer vom Nil,
Thebäer im dunklen Gewande;
Sie warfen in rauchende Pfannen das Kraut
Vom Lorbeer zu Schlangen- und Drachenhaut ...

Oder:

Erzittre Welt, ich bin die Pest,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest,
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande ...

Digitized by Google

Die Erscheinungen flüchten nicht schattenblaß vorüber; sie weilen, immer wahrhaft gebannt, gesammelt und nur auf das Wesentliche, Gegenständliche beschränkt und eingeengt. Man bewundert immer von neuem die gemeisterte Verskunst, die sich niemals in Spiel und Übertreibung verirrt, die geschaute Bildkraft und ursprüngliche Festigkeit des Auswirkens.

Sein großes Epos „Die Völkerwanderung" zerfällt wohl manchmal in Beiwerk und Zwischenhandlung; der machtvolle Stoff erlahmt gelegentlich die formende Dichterkraft. Aber auch hier, in diesen rauschenden, leuchtenden, zum Teil brandroten Ottaverime, gibt es mehr als ein in sich vollkommenes Stück. Man braucht nur an Szenen zu erinnern wie an den Aufbruch der Hunnen, Eudoxia, Geiserichs Abzug nach der Plünderung Roms, die Vision Kassiodors oder an Boëthius. Hier wuchtet eine schier erdrückende Mannigfaltigkeit der Gesichte, eine breitflutende, hinreißende, melodische Gewalt. Man hat es häufig beklagt, daß diesem umfassenden Epos der zwingende Held, der sammelnde Mittelpunkt ermangele; man sollte jedenfalls auch bedenken, daß die Völkerwanderung eben einen deutlichen Abschluß nicht gefunden, daß die wechselnden Wandelungen keine beherrschende Persönlichkeit festzuhalten vermochten. Man mag immerhin nur von einzelnen Fresken reden, die sich episodenhaft aneinanderreihen; man darf auch nicht übersehen, daß häufig nur gereimte Historie vorgetragen wird — gewiß; wer aber in unserer hastenden Zeit noch ein wenig Muße und Besinnung aufzubringen imstande ist, wird niemals sich dem Urteil entschlagen können, daß sich das hohe Wollen des Dichters an so mancher entscheidenden Stelle erfüllt und vollendet hat. — Es ist hier leider nicht der Platz, umfängliche Proben zu geben, die ja immer am sichersten zu werben verstehen; nur die unvergeßliche Schilderung der Hungersnot soll wenigstens in zwei Strophen gegenwärtig sein.

Man sagt, zum Lager des Nomadenstamms
Kam wandernd einst durch die verbrannten Strecken
Ein großer Hirt in einem Elenwams.
Sein Antlitz war entstellt von Pockenflecken,
Sein Leib verzehrt und elend; um ihn schwamm's
Und kroch's von Raupen, Mäusen und Heuschrecken,
Die er mit dornverflochtner Geißel hieb
Und fluchend seitwärts durch die Heide trieb.

In seinen hohlen Blicken lag ein tiefer,
Jahrhundertalter Gram; ein grauer Bart
Hing lang und wirr vom abgedorrten Kiefer;
Um seine Schultern saß nach Jägerart
Ein Tierfell, doch zerfetzt, voll Ungeziefer,
Und wie sein Scheitel, grau und dünnbehaart.
Um seine Lenden bei der Ledertasche
Hing wie bei Pilgern eine Kürbisflasche ...

Was Hermann Lingg sonst geschaffen, ist noch auffälliger vergessen als die Mehrzahl seiner Gedichte. Über die Dramen mag nur so viel gesagt sein, daß die zum Teil schön gedrungene und vornehme Diktion allein nicht Genüge zu geben vermag, um nachdrücklich bühnenmäßige Wirkungen zu erreichen. Aber die feinen und besinnlichen „Byzantinischen Novellen" (bei Reclam) würden einen aufmerkenden Leser auch jetzt noch hinnehmen und überraschen können. —

Die Trompeten des literarischen Jahrmarkts tönen heute lauter und gellender als jemals. Täglich erscheint ein neuer Messias; täglich wird der wahrhafte Heiland ausgeschrien. Um so nötiger ist es, derer zu gedenken, die still und abseits blieben, die sich rein gehalten von dem Kot und Streit der Gassen und niemals den sicheren Aufblick verloren haben; die — mögen

Digitized by Google

sie im einzelnen auch den Forderungen des Tages ein wenig entfremdet sein — in ihres Wesens tiefstem Grunde uns so not tun wie ein Trunk quellkräftigen Wassers an unfruchtbaren, sengenden Hochsommertagen.

Ernst Ludwig Schellenberg

Katharina Zitelmann

Vor kurzem hat eine der Seniorinnen der deutschen Schriftstellerinnenwelt ihr 75. Lebensjahr vollendet. Das deutsche Volk hat mehr an ihr, als die meisten ahnen, diese meisten, die, unfähig selber zu urteilen und zu finden, sich an dem aufgeputzten Kitsch genügen ließen, den eine schnellfertige Presse, die von Kunst nichts verstand, ihnen auftischte. Ja, wenn man Katharina Zitelmanns Bücher an sich vorbeiziehen läßt, so kann man nur aus der Verdrehung aller natürlichen Empfindungen heraus verstehen, daß sie nicht zu den vielgelesensten in Deutschland gehören.

Diese Bücher, mit Feuer und Lebhaftigkeit geschrieben, anziehende Probleme behandelnd, im durchaus guten Sinne fesselnd, sind zum Teil von jenem eigentümlichen, feinen Lavendelduft vergangener Zeiten und Gefühle umweht. Es ist ein ganz besonderer Reiz, die Anschauungen und Kämpfe der siebziger, achtziger Jahre wieder in ihrer ganzen selbstverständlichen Deutlichkeit vor sich erstehen zu sehen. Die inneren Stürme des Frauenlebens, kirchliche Fragen, die im Sinn einer freiheitsdürstenden, reinen Natur behandelt werden, schwerste Probleme (in „Sohn und Richter" tötet der Jüngling, der Mutter und Geschwister in den Abgrund gerissen sieht, den schuldigen Vater) und in dem allem ein gesunder, frisch zugreifender Realismus, der die Handlung im Schwung erhält — das sind die Vorzüge, die Katharina Zitelmann unter vernünftigen literarischen Verhältnissen einen weit sichtbaren Platz anweisen würden.

Hierzu kommt eine umfassende Erd- und Weltkenntnis, wie sie, glatt herausgesagt, nicht eine einzige unter unseren Schriftstellerinnen besitzt. In fremde Länder gereist sind viele, ja wohl beinah alle, und nicht daß sie die halbe Welt umreiste, in Spanien, Ägypten, Vorderindien, Hinterindien, Kleinasien, China, Japan war, gibt ihr diese Einzigartigkeit, sondern die Art, wie sie reiste. Völlig allein, ohne männlichen Schutz, ohne irgend eine Begleitung, ein achtes Weltwunder für die Eingeborenen. In Strapazen, die wir uns kaum ausdenken können, auf Ochsenwagen, durch tiefe Schlammassen, in Verweilen an unheimlichen Orten unter fremder Rasse ganz allein. Wir müssen unsere Einbildungskraft geradezu anstrengen, um ihr folgen zu können, dieser unerschrockenen Frau, die, nicht mehr jung, doch diese ungeheure Leistungsfähigkeit, diesen Mut und diese erstaunliche Frische bewies.

Die Bücher, die sie aus diesen Erlebnissen heraus geschrieben hat, geben uns Bilder fremder Völker und Länder von so lebensvoller Gestaltung, daß wir ihre Verbreitung auf das dringendste empfehlen. In dem Buche Als die Welt noch offen war (Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin SW.) lernen wir Kambodscha, Siam kennen, gehen auf Buddhas und Zarathustras Spuren, sehen Kiautschou aufleuchten und lernen deutsche Arbeit, deutsche Schulen, deutsches Leben kennen in Indien, China, Japan, der Türkei, Palästina, das Christentum in Südindien. Das Buch Indien (Woerls Reisebücherverlag, Leipzig) stellt ein vorbildliches Reisebuch dar mit praktischen Ratschlägen und prächtiger Beschreibung. Zu Romanen verarbeitet sind die Erlebnisse in: Vor den großen Mauern (Engelhorn, Stuttgart) (in China lebt zur schrecklichen Zeit der Boxerkämpfe eine Deutsche, die in großer Übereilung des Herzens und der Phantasie einen Chinesen geheiratet hat), im Adoptivkind (Engelhorn, Stuttgart) und Unter ägyptischer Sonne (Carl Duncker, Berlin).

Was uns die Bücher besonders wert macht, ist die unbeirrbare, stark ausgeprägte Vaterlandsliebe, die ihr ganz unwillkürlich bei dem Erleben fremder Verhältnisse Worte voll hoher,

Digitized by Google

politischer Bedeutung eingibt, das sichere Urteil, das sie englischer und französischer Art gegenüber hat, das sie auf das allervorteilhafteste unterscheidet von unsern Durchschnittsreisenden, die unweigerlich als blinde Auslandsschwärmer heimkehren. Sie leidet unter der Zurücksetzung Deutschlands, die durch seine leider tief eingewurzelte falsche Bescheidenheit in betreff seiner Leistungen und durch grobe Fehler der Regierung verschuldet wurde. Es rührt an unsere tiefe politische Unfähigkeit, die unsere Tugenden, den Fleiß, die Ausdauer, die Erfindungskraft, nicht durch nationalen Stolz beherrschen läßt, sie willig jedem Fremden zur Verfügung stellt, diese Tugenden, die für den Engländer als „Dienertugenden" gelten, wenn sie in „Indien" ausruft:

„Wie oft wünsche ich uns heiß und dringend deutsche Kolonien, damit wir all die reichen Kräfte, die wir an andere Länder abgeben, und die deren Glück ausmachen, für uns behalten könnten! Auch in Indien, wohin man blickt, deutsche Arbeit ist es, die den Engländern geholfen hat und hilft, dort Früchte zu pflücken."

Katharina Zitelmann stammt aus einer höheren Stettiner Juristenfamilie, und es ist bezeichnend für die Zeit, in der sie ihre ersten Sachen schrieb, daß ihr Vater, der selbst unter dem Pseudonym K. Ernst eine Reihe von Büchern: „Pommersche Dorfgeschichten", den „Pfarrer von Buchendorf" in „Bilder aus der Beamtenwelt" veröffentlicht hat, seine Tochter, deren bester Lehrmeister und Freund er war, nötigte, ebenfalls ihren Namen zu verschweigen und ihre Arbeiten unter einem Pseudonym „K. Rinhart" zu veröffentlichen. Das Vorurteil gegen schreibende Frauen war damals noch so groß, die Bezeichnung als Blaustrumpf diesen so sicher, daß man sich davor schützen zu müssen meinte.

Erst Paul Heyse, der 1896 den Neuen Deutschen Novellenschatz herausgab, veröffentlichte darin mit Namensnennung eine ihrer Arbeiten: „Was wird sie tun?" — freilich ohne ihr, der noch Unbekannten, ein Honorar zu zahlen wie den anderen Autoren. Und noch heute wird diese unbezahlte Novelle von dem jetzigen Besitzer des Novellenschatzes (Wertheim) in zahllosen Exemplaren nachgedruckt und verbreitet. Leider hat, wohl beeinflußt durch diese Jugenderinnerungen, Katharina Zitelmann bei ihrem ausgeprägten Talent nicht das Talent gehabt, sich durchzusetzen. Aber jetzt, da das deutsche Volk förmlich gezwungen wird, an seine eigenen Quellen zurückzukehren, wird auch ihr Name neu entdeckt werden.

Als bemerkenswerte Bücher aus älterer Zeit seien genannt: Im Kampf um die Überzeugung (Piersons Verlag), Ideale und Dissonanzen (Harwitz, Berlin), Sohn und Richter (Reißner). Alle Schuld rächt sich auf Erden (Carl Duncker).

Marie Diers

Von der Verpöbelung des Theaters

Berliner Theaterbericht

An unserem alten Schauspielhaus am Schillerplatz, im neuen Landestheater, kam es bei der Aufführung des „Wilhelm Tell", die durch das Medium Leopold Jeßners hindurchgegangen war, zu wüsten Lärmszenen und zum groben Theaterspektakel, wohl dem Rohesten, was ich seit dreißig Jahren in dieser Hinsicht im lieben Berlin erlebt habe. Auch in den Tempeln der Kunst soll es nun zugehen, wie es im Reichstag, in unseren Parlamenten, unter den politischen Führern unseres Volkes derzeit zur Sitte geworden ist. Albert Bassermann sprach im Landestheater das erlösende Wort, da er als Wilhelm Tell in die hohle Gasse eintrat und gänzlich aus der Rolle fallend den stürmischsten Beifall des Abends damit erntete, daß er wiederholentlich dazu aufforderte, die Lümmel aus dem Hause zu werfen.

Im „Kleinen Theater" konnte eine Darstellung der Heinrich Lautensackschen „Pfarr-

Digitized by Google

hauskomödie" überhaupt nicht zu Ende gespielt werden, da eine Abgesandtschaft katholischer Gesellenvereine sich eigens nur zu dem Zwecke eingefunden hatte, um Radau zu machen und gegen die Verhöhnung und Verspottung ihrer konfessionell-religiösen und sittlichen Gefühle Widerspruch einzulegen. Im allgemeinen kann man ja wohl sagen, daß Mitglieder katholischer Gesellenvereine das Theater überhaupt nicht zu besuchen pflegen, und jedenfalls haben sie mit der Welt, dem Glauben, Fühlen, Wollen einer modernen Literatur, wie sie in unserem „Kleinen Theater" und an ähnlichen Bühnen gepflegt werden, ganz und gar nichts gemeinsam. Sie tun am besten daran, wenn sie solche Orte, wo sie an ihrer Seele Schaden leiden, völlig vermeiden, wie ein Atheist, Religionsverneiner in Kirchen ganz und gar nichts mehr zu suchen hat, und jedes Predigerwort dort, jede Handlung als Verspottung und Verhöhnung seiner Meinungen und Gefühle empfinden könnte. Die Erde hat Raum genug für alle, daß hier einer dem anderen aus dem Wege zu gehen vermag. Doch wenn einer die ihm zuwideren Räume Andersgläubiger nur zu dem Zwecke aufsucht, um ihnen wüst ins Gesicht zu schlagen und vor ihnen auszuspucken, so ist das stets nur der bornierte Mensch, der schlimmste und unfähigste Geselle, — ein von den bösesten Hexen der Roheit und Vergewaltigung, des Eigendünkels, der Selbstgerechtigkeit Besessener.

Kloppergeister machten's auch, daß die Aufführung von Georg Kaisers neuem Drama „Hölle, Weg, Erde", immer wieder verschoben werden mußte. Züge einer Bestialität, seelischer Verrohung und geistiger Verlumpung, dumpfster und niedrigster Instinkte starren uns vielfach als schlimmstes Gesicht auch aus den jüngsten Werken unserer Bühnenkunst selber entgegen. Allzusehr lassen sich unsere Dichter noch immer daran genügen, bloß Sittenschilderer zu sein und selber so zu sein, wie unsere Zeit ist. Auch in den Visionen unserer Expressionisten sieht man zurzeit zumeist nur die Greuel, die Verbrechen, den Wahnsinn, welche da draußen, rings um uns, impressionistisch ihre Orgien feiern. Da hinkt die Kunst nur, schwach in den Beinen, dem Leben nach, und die Genüsse der Schreckenskammern, in die sie uns hineindrängt, weiß uns heute die Wirklichkeit sehr viel eindrucksvoller darzubieten. Wir haben nur das eine Interesse daran, daß wir eine Wache und Sicherheitswehr vor unsere Theater stellen, damit nicht die Prügel- und Radaugeister von der Gasse, all die Mächte der Furcht und des Schreckens, der grauenhaften Verwilderung und des Kulturzusammenbruchs, wie wir sie tatsächlich erleben, in sie hineindringen. Daß unsere Kunst jetzt ganz und gar zu einer Idealkunst werden muß, das ist eine Lebensforderung aller Lebensforderungen, die wohl niemals so inbrünstig und leidenschaftlich gestellt werden konnte, wie von dem Geschlecht unserer Tage. Nur kritische Kunst kann sie nicht länger mehr sein, und ihre Aufgabe muß sie darin erblicken, daß sie positiv-schöpferisch, aufbauend-gläubig, vorbildlich uns in klarer, lebendig anschaulicher Gestalt einen neuen Menschen, eine neue Erde, eine neue Gesellschaft zeugt, zu denen wir aus dieser Sintflut hingelangen wollen, um besser leben zu können, als wir bisher zu leben vermochten. Heute, heute ist für uns nichts notwendiger als ein Theater, das für uns ein Asyl ist, wo wir Schutz und Rettung suchen vor dem Höllenspuk der Verzweiflung, der Zerstörungswut, des Nihilismus und Terrorismus, der über unserem öffentlichen Leben dahinfährt und von diesem nur nichts mehr verspüren. Um so mehr spüren von der Idealkraft des künstlerisch-schauenden Menschen, der ihn überwinden kann, und mit dem Willen, mit Hoffnungen erfüllt, Herr zu werden über das, was wirklich und nur allzu wirklich ist.

Freilich, unsere Bühnenkunst zeigt noch sehr, sehr wenig von einem solchen Geist wirklicher innerlicher und seelischer Erneuerungen. Mehr droht sie umgekehrt herabgezogen zu werden von der Roheit und der Spektakelsucht, die auf allen Gassen sich breit machen. Das Ergebnis der letzten Wochen Berliner Theaterbetriebs war sogar besonders dürftig und dürr und unfruchtbar in der Herausstellung neuer Werke.

Auch Viktor Barnowsky, der vielleicht am eifrigsten bemüht ist, richtige Uraufführungen herauszubringen, mußte sich damit behelfen, Ältestes und Älteres noch einmal aufzuwärmen,

Digitized by Google

Sardous „Cyprienne“, Bernhard Shaws „Pygmalion“ und auch Sigurd Ibsens Ministertragödie „Robert Falk“ geht als ein mattester Nachhall gestriger Kunst und Technik wirkungslos an der Seele vorüber. In den „Kammerspielen“ lebte noch einmal Anton Tschechows „Iwanow“ wieder auf und Strindbergs Advent-Spiel schüttelte all die Weihnachtsbotschaften über uns aus, Jahrgang 1919. Die „Tribüne“ versuchte es mit Frank Wedekinds „Franziska“, — auch Sternheims „Hose“ wurde im „Kleinen Schauspielhaus“ wieder frisch aufgeplättet und Gerhard Hauptmanns Pippa tanzte noch einmal von neuem im „Deutschen Theater“.

Max Herrmann Neiße, Heinrich Lautensack, Ulrich Steindorff sind die drei neuen Männer, die uns vom Wollen und Können unserer Jugend zu sagen haben und uns die letzten Botschaften vom Geist unserer Zeit verkündigen.

Als ganz Kaliban gebärdet er sich schon in Herrmann Neißes Komödie: „Albine und Aujust oder Freut euch des Lebens“, und torkelt in Gossen und Pfützen umher, singend: „Uns ist ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen“. Man kann das Ding wohl nicht ernst nehmen, und baß erstaunt sieht man nur drein, daß es überhaupt aufgeführt werden konnte. Nähme man es ernst, so könnte man es nur als die vollkommenste Bankerotterklärung aller Kunst ansehen, — aber es trägt so sehr die Zeichen der Unreife und Unfertigkeit an sich, der großen Jugendeselei noch, wenn man als Revolutionär von 17 oder 18 Jahren die ganze Welt verflucht und zusammenschlägt, daß man besser mit einem Lächeln daran vorübergeht. Max Herrmann sagt uns selber, daß er in seinem Werk eine Jugendsünde erblickt, über die er längst hinaus ist. Und er, der inzwischen tüchtige und starke Gedichte schrieb, hätte am besten getan, gegen die Aufführung im „Kleinen Schauspielhaus“ energischen Widerspruch einzulegen. „Freut euch des Lebens!“ Natürlich soll das Wort eine beißende Satire sein! Das wüste Leben bestialisierter Menschen, kranker Gehirne, kranker Instinkte, das in dem Drama Wedekinds, Strindbergs gespenstisch, kloakisch umherspukt, — gebärdet sich auch in dieser Komödie als das Leben. Und das ist gewißlich schon ein recht hundsföttisches, saudummes, blödsinniges und verrücktes Leben, was solche Wedekind- und Strindberggeister uns anrichten. Randlos, bandlos, konfus geht's im Stücke zu und zuletzt erscheint der Autor auf der Bühne, um uns ausdrücklich zu gestehen, daß er uns nichts zu sagen hat und daß seine Ästhetik eben nur Proklamation des völligsten geistig-künstlerischen Nihilismus zu sein vermag. Sklavische Kopien Wedekindscher Figuren bringt ein recht ohnmächtiger, hilfloser Dilettantismus zusammen und geht mit ihnen um, wie ein Kind mit Puppen umgeht, denen es die Köpfe und Beine abreißt. All die wüsten Geister des Verbrechens, der Mordgier, der Verwilderung, des kulturellen Zusammenbruches, die heute über die ganze Erde gehen, — haben sie nicht in unserer Literatur schon vorher als Harpyen geschwebt? Haben unsere Dichter nicht selber die Radau- und Spektakelgeschöpfe, die Lümmel sich großgezogen?

Auch Heinrich Lautensack saß während seines Lebens zu Füßen seines Meisters Wedekind, in tiefster Verehrung und Bewunderung. Er blieb der arme unbekannte Poet, dem kein Erfolg zuteil wurde, das Genie des Künstlerkaffeehauses, und mußte erst zu Grabe getragen werden, bevor die Bühne etwas von ihm wissen wollte. „Die Pfarrhauskomödie“, die er uns hinterlassen, trägt allerdings so gut wie gar keine Wedekindschen Züge an sich, und hat eher etwas Naives, Harmloses, Stillvergnügtes an sich, das weder zu einem leidenschaftlichen Für noch Wider aufruft. Das katholische Pfarrhaus, das uns der Poet schildern möchte, — und die Komödie der freien Liebe, von der er uns erzählen will, sind bei ihm tatsächlich zwei einander völlig fremde Welten, die sich gegenseitig verwundert ansehen, ohne daß die eine die andere irgendwie zu verstehen vermag, — und Lautensack ermangelt nur jedes dramatischen Sehens, welches Beziehungen zwischen ihnen herstellt und sie miteinander verknüpft. Es ist ein Kostümwitz und ein Maskenscherz, den er aufführt; er, der nur leichtes Künstlerblut in sich trägt, zieht sich zum Faschingsball eine Priestersoutane, Mönchskutte, an und küßt alle Frauen und Mädchen ab. Gerade in den katholischen Ländern sieht man das zur Karnevalszeit recht häufig, und selbst

Digitized by Google

in den frommsten Gesellenvereinen nimmt man daran weiter keinen Anstoß. In den drei Szenen der Komödie spielen ein alter und ein junger Kunstzigeuner die Hauptrolle, für welche die „freie Liebe" das Selbstverständlichste von der Welt ist und die mit ihren ewigen Bräuten, fröhlich Kinder zeugend, auf einer Bude zusammenhausen. Lautensack hat ihnen Priestergewänder angezogen, versichert uns, es wären katholische Pastoren und in sämtlichen Pastorenhäusern ginge es ebenso zu, wie es in der Boheme von München, Berlin, Wien vielfach zugeht. Seine geistlichen Herren gehören einer Welt an, die längst über alle zölibatären Ideen, Gelübde und Einrichtungen hinaus ist. Ein harmlos fröhliches Liebesidyll im Pfarrhaus schildert er. Nur ein Drama schreibt er nicht, und von Konflikten weiß und verspürt er nichts mehr. Er hat deshalb auch einen sehr kurzen Atem, und wenn etwa um $^3/_4$8 Uhr abends das Histörchen anhebt, so ist's bald nach neun Uhr auch schon zu Ende.

Ulrich Steindorffs Drama „Die Irren" kam in der „Tribüne" zur Aufführung und gibt in korrektesten expressionistischen Schulformen einen ebenso korrekt impressionistischen Inhalt zum besten. Symbolisierend, allegorisierend fängt er das Wirklichkeitsbild unserer Zeit auf, sagt uns das, was heute wohl in allen intelligenten Kreisen die allgemeinste Überzeugung geworden ist, daß wir wie in einem Tollhaus leben, empört sich über die Kriegsgreuel und den Militarismus; aber er gibt auch wohl alles andere, als nur gerade eine idealistische Kunst. Das eigentlichste künstlerische Wesen der Sinnenfroheit erstickt unter den einschnürenden Händen rein abstrakten Denkens, Reflektierens und Begriffebildens, und die Gestalten verdampfen zu Gedanken und Ideen. Dramen, wie das Steindorffsche, stellen deutlich das Einseitige, Beschränkte des expressionistischen Stils heraus. Nur allzusehr möchte dieser wie Kant und Hegel sprechen und übersieht, daß zwischen einem Kantisch-Hegelschen und einem Shakespearisch-Goethischen Sprechen die größten Unterschiede und Gegensätze klaffen. Ein Viel-Reden und ein Wenig-Bilden kennzeichnet auch dieses Drama; fern ist wohl nicht die Zeit, da wir auch von der Überwindung des Expressionismus lächelnd sprechen können. Alles kommt doch nur wohl darauf an, daß wir endlich wieder aus der Atelierkunst unserer Zeit herausgelangen und frei werden von einem l'art pour l'art-Geist, der nur ein Spezialistentum heranzüchten kann, — wieder hinfinden zu der einzig großen Kunst, die über allen Stilen, Schulrichtungen, Programmen und Theorien erhaben, eine allgemein menschliche Angelegenheit ist.

Die Wilhelm Tell-Aufführung des Landestheaters war es doch zuletzt allein, die uns in diesen letzten Wochen zu ihren Höhen führte. Ein recht neuer, eigenartiger Tell ist es schon, den die Regiekunst Leopold Jeßners uns brachte, und alles in ihr atmete Persönlichkeit und eine sicher führende Hand, die am besten gerade verschiedene künstlerische Stile miteinander zu verflechten und künstlerisch-harmonisch aufeinander abzustimmen wissen. Drama und Theater sind ja gewiß nicht deckende Begriffe, und das Theatralische kann zu einem Schmarotzerwesen werden, unter dem das Dramatische am schwersten büßt und leidet. Der neue Bühnenexpressionismus unserer Zeit ist sicherlich insofern als eine Reformation zu begrüßen, als er gegen die Pracht, den Luxus und die Verschwendung einer realistischen Bühnenmalerei und Ausstattung Meiningerscher Art sich auflehnt und dem dichterischen Wort wieder den ersten Platz anweist. Je dekorationsloser die Szene, desto mehr kommt dieses zur Geltung, und je ästetischer, sparsamer, dürftiger die Bühne aussieht, um so mehr fordert sie von der Phantasiekraft des Zuschauers, daß sie den Rahmen sich selber herstellt.

Etwas Starkes, Großzügig-Eindrucksvolles hat schon das neue Bühnenbild an sich, in welchem sich jetzt „Wilhelm Tell" abspielt. Die Mitte wird ganz ausgefüllt durch eine breite steinerne Treppe, und vorn, rechts und links, zwei Tunneleingänge, die freudig erstaunen lassen, daß schon die altmittelalterliche Schweiz ihre zukünftige Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert vorausahnte. Das ist die starre, unveränderliche Bühneneinheit, aus der die etwas karge und sparsame Mannigfaltigkeit einer expressionistisch gesehenen abstrakten Schweiz aufsteigt, die ja künstlerisch fremd der Schillerschen Naturschweiz gegenübersteht und mehr

Digitized by Google

Stil als Landschaft gibt. Bilder der Wucht und Strenge, nur nicht vom Leuchten, der Sinnenfreude und Phantasie, die aus der Dichtung farbenfroh glühen.

Mehr Gedankengebilde unserer jungen, ästetischen, verhungert dreinschauenden Kunst, die etwas sich zugute darauf tat, ein Raffael ohne Arme zu sein. Die neue Bühnenausstattung kostet weniger Geld. Das ist ihre beste und höchste Rechtfertigung, und das Wort des Dichters braucht nicht mehr zu befürchten, daß es überhört wird vom Zuschauer, der höheren Gefallen an den Dekorationen und Malereien findet.

Julius Hart

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen

Unter dem etwas umständlichen Gesamttitel „Dieckmanns Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei“ gibt Kurt Engelbrecht in Heinrich Dieckmanns Verlag zu Halle eine gut ausgestattete Sammlung heraus, die der Aufmerksamkeit weitester Kreise würdig ist, obwohl die bisher erschienenen vier Bände entweder nur zum Teil oder auch gar nicht das sind, was die Ankündigung des Verlages von ihnen behauptet. Hier heißt es nämlich: „Es handelt sich bei dieser Bücherei um Memoiren, Anthologien, die aus der Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Literatur aller Zeiten und Völker das Wichtigste, Interessanteste und Unterhaltsamste über einzelne Gebiete des menschlichen Kultur-, Kunst-, Sitten- und Gefühlslebens darbieten.“

Man müßte danach erwarten, aus der riesigen Memoiren-Literatur die für einzelne Themen besonders wertvollen Bekenntnisse zusammengestellt zu erhalten. Es ist einleuchtend, daß auf diese Weise, ganz abgesehen von der Unterhaltung, ein für den Psychologen außerordentlich wertvolles Material zusammenkommen würde. Man braucht sich z. B. nur daran zu erinnern, wie tiefgehend in den meisten Erinnerungswerken die Mitteilungen über die Schule und über einzelne Erziehungsfragen, z. B. die religiöse Unterweisung, aber auch über Sonderfragen wie die Lüge beim Kinde, sind, und man wird ohne weiteres erkennen, wie dankbar ein unter solchen Gesichtspunkten zusammengestelltes Material aus der heute selbst vom Sonderforscher kaum mehr übersehbaren Erinnerungsliteratur wäre. Es hätten da ohne weiteres auch noch Briefwechsel und jene zahlreichen Dichtungen einbezogen werden können, die im Grund nichts anderes sind, als Selbstbiographien. Welche Fundquelle bedeutete da schon der „grüne Heinrich“ Gottfried Kellers.

Wenn die buchhändlerische Anzeige ausdrücklich betont, daß hier keine sogenannten „Breviere“ entstanden seien, so ist man doch gerade dieser Gefahr nicht ganz entgangen, während andererseits keiner der bisher erschienenen Bände das oben gekennzeichnete Ziel auch nur klar angestrebt, geschweige denn voll erreicht hat. Am ehesten ist noch dem Ziel treu geblieben Hermann Siegfried Rehm in dem Bande „Humor“. Aber wie erschrecklich dürftig ist die Ausbeute! Wenn ich an die vielen behaglichen Stunden denke, die ich beim Lesen von Erinnerungswerken verbracht habe, mich erinnere, wie oft ich laut auflachen mußte, ist es mir ganz unerklärlich, wie ein im Grunde so humorarmes Buch zustandekommen konnte.

Die drei anderen vorliegenden Bände sind dem vorgesetzten Ziele weniger treu geblieben, sind aber als Bücher weit wertvollere Gaben. Eng zusammen hängen die beiden Bände „Die Liebe im Selbsterlebnis der Menschen und Zeiten“ von Kurt Engelbrecht, und „Die Ehe als Erlebnis“ von Grete Meisel-Heß. Es sind zwei ernste ideal gerichtete

Digitized by Google

Menschen hier am Werke. Ihre Bücher sind gleichmäßig aufgebaut. Da man einen Überblick durch die „Zeiten“ geben wollte, konnte man sich nicht auf die Memoirenliteratur beschränken und hat für die Antike, die Welt der Bibel und das vorreformatorische Europa nun doch im Grunde ein „Brevier“ gegeben: aneinandergereihte Stellen aus Dichtungen und philosophischen Schriften, leider auch vielfach aus wissenschaftlichen Abhandlungen neuerer Zeit über die betreffenden Menschen oder Fragen. Das stört mich vor allem in dem Band „Ehe“, wo z. B. mehr über die Romantiker gesagt ist, als diese selber sagen. Wir wollen aber doch gerade die Erlebenden selbst „bekennen“ hören. Doch ich will mit diesen beiden Büchern nicht weiter rechten, nicht fragen, weshalb, wenn schon ein derartiges fast wissenschaftliches Buch geboten wurde, nicht auch der Orient hereingezogen worden ist, weshalb für den Minnesang nur Walther von der Vogelweide mit zwei seiner Gedichte auftritt, nicht auch der in seiner Art ebenso charakteristische Neithart von Reuenthal oder der besonders ergiebige Oswald von Wolkenstein, kein französischer Troubadour — — doch ich wollte ja alle diese Fragen und Bedenken unterdrücken und nur feststellen, daß die beiden Bücher trotzdem schön und gut sind und dank dem Ernst ihrer Bearbeiter auch erzieherisch stark wirken können.

Ganz aus dem vorgefaßten Rahmen heraus fällt Dr. Th. Zells „Das Tier im Erlebnis des Menschen“ (ein Doppelband). Hier ist von einer Ausnutzung der Erinnerungsliteratur gar keine Rede, obwohl sich natürlich Hunderte von Stellen hätten sammeln lassen, in denen Männer und Frauen über ihre Erlebnisse mit Tieren, über die Bedeutung dieser in ihrem Leben berichtet haben. Zell hat etwas ganz anderes gegeben, wie er im Vorwort sagt, „eine Blumenlese von Fällen, in denen das Tier nicht weggedacht werden kann, ohne eine bemerkenswerte Lücke im Leben des Menschen zu hinterlassen“. Man kennt Zells Art aus seinem Buche „Polyphem ein Gorilla“ und aus zahlreichen überall erschienenen Aufsätzen, in denen er sich als scharfer Beobachter und noch schärferer Ausdeuter des Lebens und der Gewohnheiten der Tiere erwiesen hat. Seine Besonderheit besteht darin, in Mythen und älteren Dichtungen, auch in Volkssagen den Kern einer scharfen Naturbeobachtung herauszuschälen. Das vorliegende Buch enthält eine Fülle derartigen Stoffes, wenn auch hie und da zu wünschen wäre, daß das aufgehäufte Material für den vorliegenden Zweck noch einmal besonders gesiebt oder, wie z. B. bei der Mitteilung Ovidischer Dichtungen, gekürzt worden wäre. Schade ist, daß Zell offenbar die indische Literatur nicht kennt, die ihm reiche Ausbeute geboten hätte. Manche Folgerungen sind auch schief. Es ist natürlich unsinnig zu sagen, die Tiere seien unsere Tanzlehrer gewesen, weil z. B. der Schuhplattler eine Nachahmung der Birkhahnbalz ist. Die Fitschi-Insulaner haben einen wundervollen Seewogentanz, in dem sie das Anrollen der Meereswogen an das Gestade und das Aufspritzen derselben künstlerisch verwerten. Ist deshalb das Meer ihr Tanzlehrer gewesen? Aber das sind Kleinigkeiten, ebenso wie die merkwürdige Tatsache, daß das fünfte Kapitel „Fortsetzung“ überschrieben ist, vermutlich, weil es mit Kapitel vier, mit dem es eine Einheit bildet, zuerst in einer Zeitung erschienen ist und dort in Fortsetzungen gebracht werden mußte. Als Ganzes ist es jedenfalls eine außerordentlich fesselnde und zum Denken anregende Gabe, die freilich niemand in einer „Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei“ suchen wird. — Die Bände sind einfach, aber gediegen ausgestattet und kosten je 7 M, der Doppelband von Zell 12 M. Die Verlagsanzeige verheißt noch eine große Zahl weiterer Bände. St.

Digitized by Google

Robinsonaden

Daniel Defoes 1719 erschienener „Robinson Crusoe“ gehört zu den erfolgreichsten Werken der Weltliteratur. Er hat sich nicht nur selbst seit zweihundert Jahren in der Gunst der Leserwelt behauptet — es gibt kein Dutzend Romane, die das erreicht haben —, sondern überdies eine nur von wenigen Literaturwerken erreichte Fülle von Nachahmungen hervorgerufen. Allein in Deutschland, wo schon 1720 die erste Übersetzung erschien, sind bis 1800 etwa hundert solcher Bearbeitungen und Nachahmungen erschienen. Die Freude an der Erzählung seltsamer Abenteuer hat eben zu allen Zeiten bestanden, die Robinsonaden sind in der Hinsicht eine Ablösung der Schelmen- und Soldatenromane, der Rittergeschichten und Volksbücher, die ihrerseits die mittelalterliche Versepik abgelöst hatten. Außerdem kamen die Robinsonaden dem Naturkultus der von Rousseauschen Ideen befruchteten Zeit entgegen. Gegen die Überkultur und die jede einfache Lebensregung erdrosselnde Ethik des Rokoko wurden hier Menschen vorgeführt, die ohne menschlichen Verkehr mit den einfachsten Naturzuständen sich auseinandersetzen mußten. In literarisch-stilistischer Hinsicht mußte die meistens einfachen Menschen in den Mund gelegte Erzählung ganz von selbst zu einem mehr realistischen Vortrag führen, dessen Natürlichkeit gegenüber der Überkünstelung des gleichzeitigen Prosaromans in jedem Falle einen Gewinn bedeutete.

Es gibt also der Gründe genug für eine Neuausgabe der wertvollsten dieser Robinsonaden und ist von vornherein anzunehmen, daß sich einige derselben des Beifalls einer Leserschaft erfreuen müßten, die dem ursprünglichen Robinson Crusoe bis zur Stunde so willig Gefolgschaft leistete. Maximilian Lehnert hat sich der bei Auswahl seiner Sammlung „Abenteurergeschichten früherer Jahrhunderte“, die er unter dem Titel „Robinsonaden“ im Raben-Verlag, Charlottenburg, herausgibt, nur von diesem letzten Gesichtspunkte leiten lassen. Man kann also mit ihm über die Auswahl nicht weiter rechten, sobald er den Zweck erreicht, der ja auch heute auf Abenteurergeschichten recht lüsternen Leserschaft gute Unterhaltung zu bieten. Da übrigens von den zehn geplanten Bänden vorerst nur vier erschienen sind, ist es ja auch möglich, daß die noch ausstehenden Bände noch Wertvolleres bringen, als die bisher erschienenen. Jedenfalls dürfte J. G. Schnabels „Insel Felsenburg“ nicht fehlen. Eine geschickte Bearbeitung dieses 1731 erschienenen und vor etwa hundert Jahren von Ludwig Tieck bearbeiteten, auch poetisch wertvollen Werkes würde jedenfalls verdienstlicher sein, als die in den vorliegenden Bänden dargebotenen Ausgrabungen. Voraussetzung für die Wirkung einer Abenteurergeschichte ist nämlich ihre Glaubensmöglichkeit. Die Münchhausiade von dem seltsamen Reiche im Bauche eines großen Fisches, die einen beträchtlichen Teil des „deutschen Robinson“ (um 1760) ausfüllt, ist heute auch für den naivsten Leser nicht mehr glaubbar und anderseits weder witzig noch phantastisch genug, um ihn zu fesseln. Auch an Meermänner, von denen Frauen überfallen werden, glaubt heute niemand mehr und damit geht gerade dann dem einfachen Leser auch die Willigkeit für die vielfach auf tatsächlichen Erlebnissen beruhenden Berichte verloren, auf denen der „kurländische Robinson und die venetianische Robinsonin“ (1756) aufgebaut ist. Hier hätte der Bearbeiter mit Leichtigkeit dieses Hindernis beseitigen können.

Manches kulturgeschichtlich Wertvolle enthält die unglücklich-glückliche „ostfriesländische Robinsonin“ (1755), die aber ohne Schaden so gekürzt hätte werden können, daß kein Doppelband nötig war. Es ist leider nicht zu leugnen, daß von den bisher ausgewählten Werken eigentlich nur der „niedersächsische Robinson“ (1724) größeren Wert besitzt. Das ist ein gutes, knapp gefaßtes Stück eines Abenteuerlichen, aber wahrscheinlichen Lebensschicksals. Alles übrige steht im Grunde doch auf der Stufe der Kolportageliteratur. St.

Digitized by Google

Betender Krieger
auf dem Krieger-Ehrenfriedhof
in Worms

Ernst Müller

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

Die „gerettete“ Xanthippe

Zum siebzigsten Geburtstage Fritz Mauthners ist sein Roman „Xanthippe“ neu herausgegeben worden (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; 4 ℳ, geb. 6 ℳ). Als das Buch vor sechsunddreißig Jahren zum erstenmal erschien, fand es den Beifall eines Gottfried Keller und Theodor Fontane. Auch der alte Mommsen schenkte ihm eine so eingehende Kritik, wie es nur die Liebe vermag. Im übrigen aber fiel das Werk ab. Heute wird es jeder mit schmunzelndem Behagen, aber auch mit ernstlichem Insichgehen aufnehmen.

Was vor einem Menschenalter Kopfschütteln oder gar Zorn erregte, war die äußere Behandlung der Umwelt. Es war damals die Zeit des archäologischen Romans; die wissenschaftlichen Anmerkungen am Schlusse gaben dem wißbegierigen Leser die Beruhigung, daß der Verfasser ihn in einer zeitlich weit zurückliegenden Welt so zuverlässig herumgeführt hatte, als wäre diese ein aufs beste katalogisiertes Museum. Mauthner, der um das alte Griechenland sehr gut Bescheid wußte, hatte nicht etwa eine Satire auf die Art der Ebers und Genossen schreiben wollen, da begnügte er sich mit einigen lustigen Seitenhieben. Er nahm vielmehr ganz einfach das Recht für sich in Anspruch, diese alte Welt mit wirklich lebendigen Menschen zu bevölkern, diese Menschen so zu nehmen, als ob sie Zeitgenossen wären. Es wirkte wie eine Art Majestätsverbrechen, daß ein Buch in dieser Art von Sokrates, Alkibiades, Aristophanes, Aspasia und anderen berühmten Griechen handelte, insbesondere allerdings von Xanthippe, die zwar nicht weniger berühmt ist, von der die Geschichtsbücher aber kaum etwas anderes berichten, als daß sie ein zankſüchtiges Weib gewesen sei. Es wäre ja nun nicht viel mehr, als ein feuilletonistischer Witz gewesen, wenn Mauthner die herkömmliche Bewertung einfach umgedreht hätte. In diesen Fehler war er aber nur gegenüber Alkibiades verfallen, und es zeugt für seinen künstlerischen Ernst, daß er nun ein Menschenalter später bei der Neuausgabe den Bedenken Rechnung trug, die gerade in dieser Hinsicht Mommsen seinerzeit geltend machte. Im allgemeinen aber hatte Mauthner die künstlerisch reizvolle und menschlich edle Absicht verfolgt, nach der Sitte alter Dichter „die neuauflebenden Helden und Heldenweiber lieber in die Kleider seiner Gegenwart zu stecken und damit beizutragen, daß ein aufmerksamer Hörer zu sich selber sprach: ich erkenne mich selbst“.

Es ist ein feiner Zug, daß er seine Geschichte von einem Anatomen erzählen läßt, denn der Dichter kommt schließlich gegenüber den menschlichen Seelen zur gleichen Überzeugung, wie der Anatom zu ihren Leibern: „Daß die entlegensten Menschen vor ihrem Tode ebenso lebendig waren, wie wir und alle unsere Zeitgenossen nach dem Tode tot sein werden.“ So wurde ihm Sokrates zu einem in allen praktischen Dingen des Lebens unbrauchbaren Menschen. Ein Mann, der zeitlebens Kind bleibt und als solches ein Genie des Fragens und Forschens und ein unverbesserlicher Triebmensch, der freilich nur von einem einzigen Triebe beherrscht wird: ganz so zu leben, wie ihm seine Natur es gebietet. Diese Natur ist Wahrheitsdrang. So verliert Sokrates in dieser Darstellung nichts von seiner Größe. Nur gewinnt diese etwas Fatalistisches, Zwangläufiges. Er ist so, wie er sein muß, und seine Besonderheit liegt darin, daß seine Natur unzugänglich ist für alles, was Zugeständnis an die anderen Menschen und an die Umwelt bedeutet. Er geht deshalb an dieser Umwelt zugrunde. Wie aber ist es mit den anderen Menschen? Die meisten derselben gehen in dieser Umwelt auf, werden Teile von ihr und damit entweder zu den Verderbern des Sokrates oder zu seinen Ausbeutern. Eine einzige Ausnahme bildet der Mensch, der mit Sokrates am engsten verbunden war: seine Frau, Xanthippe.

Xanthippe ist ein an Körper und Geist gesundes, lebenstüchtiges Wesen, als sie des Philosophen Weib wird. Sie lernt ihren Mann lieben, weil sie hinter der häßlichen körperlichen

Digitized by Google

Hülle und dem närrischen Gehaben den wahrhaft guten Menschen erkennt. Sie allein fühlt in dem überlegenen, feinen Spötter das im Grunde harmlose Kind. Und so wandelt sich das Weib ihm gegenüber zur Mutter. Sie betreut ihn nicht nur in allem Irdischen, sie sucht ihn auch mit allen Mitteln zu schützen gegen das feindliche Leben. Die Frau verträgt es nicht, ihren Mann ausgenutzt zu sehen und versucht, in ihm selbst die Abwehrkräfte gegen die Tücken des Daseins aufzurufen. Das geht nicht immer leicht; sie faßt ihn zuweilen auch derb an. Aber sie ist machtlos gegen diese unbeeinflußbare Natur, und so bleibt ihr nichts übrig, als sich in der Notwehr gegen die ihn bedrohende Umwelt bis zur Selbstaufopferung aufzuzehren. Es liegt echt weibliche Tragik darin, daß ihr für diesen Kampf nur die kleinen Mittel zu Gebote stehen, und daß sie der Welt darum als kleinlich, ja als Störerin der Größe des Gatten erscheint.

Die Gerechtigkeit, die die Geschichte ihr geweigert hat, gibt ihr der Dichter. Die über den Tod des Gatten Zusammengebrochene beginnt an fremdem Orte ein neues Dasein, in dem sie den Sohn zum irdischen Glücklichwerden zu erziehen sucht. Es ist aber nicht Haß gegen die Menschheit, der in ihr waltet, und sogar noch nicht einmal Verachtung, sondern nur die Überzeugung, daß die Güte allein als Waffe im Lebenskampfe nicht ausreicht. Sie selbst freilich vermag auch nichts gegen die Macht des Guten in ihr, gegen das Urweibliche, von dem sie zur Selbstaufopferung gedrängt wird und findet den Tod bei einer Opfertat für das Gemeinwohl.

Die leichte Ironie, von der das ganze Buch durchweht ist, bewahrt es vor Sentimentalität. Die überlegene Könnerschaft, deren Nährquelle allerdings nicht in einem stark gestaltenden Dichtertum, sondern in einem überlegenen Verstande entspringt, hat das Buch bis zur Stunde ganz frisch erhalten. Eine angenehme Überraschung. K. St.

Seelenleben in Körperformen

Am sechzigsten Geburtstage des Bildhauers Ernst Müller-Braunschweig

Wenn man vom heutigen Modeworte Expressionismus das grundsätzlich Gewollte und damit doch auch verstandesmäßig Absichtliche abstreift, das den Wortbildungen auf „ismus“ anhängt, so ergibt sich eine Art künstlerischer Betätigung, die keineswegs erst eine Errungenschaft unserer Zeit ist, die überhaupt letzterdings weniger im Wesen einer Zeit, als in der Natur einzelner Persönlichkeiten beruht. Wohl üben Stimmung und Verlangen einer Zeit starken Einfluß auf die Wirkung der einzelnen Künstlerpersönlichkeiten. Denn eine Zeit wählt sich jene aus, die ihr das geben, was sie gerade braucht oder doch verlangt. Dagegen kann ich mir nicht denken, daß eine Zeit die Wesensart einer wirklich starken Künstlerpersönlichkeit und damit die innere Art ihres Schaffens zu beeinflussen vermag. Derartigen Einfluß gewinnt die Zeit nur bei den schwächeren Künstlernaturen, auf jene, die im Grunde nur Kunsthandwerker sind. Diese arbeiten nicht unter dem Zwang ihres Inneren, sondern schwimmen mit im Zeitenstrome, und sind nur eben geschickte Schwimmer. Sie nutzen ihr technisches Kunstkönnen, um das der Allgemeinheit gemeinsame Empfinden mit den Mitteln einer Kunst auszudrücken. Wir spüren ja deshalb auch der Mehrzahl jener Künstler gegenüber, die uns heute als Expressionisten entgegentreten, daß sie nur eine Technik übernommen haben, die sich genau so von außen her auf alles anwenden läßt, wie in den Jahrzehnten zuvor die Technik des Impressionismus. Ein anderer Teil dieser expressionistischen Künstler drückt zwar sich aus, aber nicht derart, daß sie einen überwältigenden inneren Gehalt, einen gewaltigen seelischen Inhalt mitzuteilen streben, sondern nur so, daß sie uns ihr eigenes Bedürfnis, sich mitzuteilen, übermitteln. Der erregte oder sich erregt gebärdende Künstler

Digitized by Google

ist der Inhalt dieser Kunst. Der Künstler ist verzückt, er windet sich in seelischer Erregtheit — oder er tut doch so —, und dieser Zustand soll sich gewissermaßen auf den Beschauer übertragen. Das wird ja in einzelnen Fällen geschehen, und dann wird von derartigen Kunstwerken eine Erregtheit auf uns selbst übergehen, wie wir sie auch in politischen Versammlungen oder bei heftigen Straßendemonstrationen erleben können. Es ist nur eben klar, daß dieser orgiastische oder doch wenigstens dionysische Zustand fast niemals dazu gelangen wird, sich in einem Kunstwerk von dauernder Wirkung zu objektivieren.

Von diesem Expressionismus im innersten Kunstwillen, erst recht aber von dessen Erzeugnissen, verschieden ist eine Kunst, auf die das Wort Ausdruckskunst viel besser zutrifft, weil hier das Streben vorliegt, für ein inneres Erleben eine Mitteilungsform zu schaffen.

Entgegen der spöttischen Bemerkung in Goethes „Faust", daß dort, wo die Begriffe fehlen, zur rechten Zeit ein Wort sich einstelle, kann man auch die umgekehrte Erfahrung machen, daß das Auffinden eines Wortes wie ein Glücksfall wirkt und Empfindungen und Gefühlswerten, die in uns miteinander ringen, auf einmal zur Deutlichkeit des klaren Begriffes verhilft. Mir ist es mit diesem Worte „Seelenleben in Körperformen" so ergangen. Es stellte sich mir ein, als ich vor Jahren zum erstenmal versuchte, im geschriebenen Worte das Schaffen Ernst Müllers einem größeren Leserkreise nahezubringen (Westermanns Monatshefte, Mai 1903) und nun danach trachtete, das den verschiedenartigen Einzelwerken Charakteristisch-Gemeinsame, das Urpersönliche in diesem Kunstschaffen, so scharf auf eine Wortformel zu bringen, wie ich es empfand.

Das Streben, die dargestellten Körperformen nicht um ihrer selbst willen, sondern als Ausdruck seelischen Lebens, geistiger Probleme zu verwenden, ist mir inzwischen sehr oft als das eigentlich Treibende im Kunstschaffen zahlreicher Künstlerpersönlichkeiten ganzer Richtungen, ja auch von Völkern und Rassen erschienen. Ich bin kein Anhänger einer einseitigen Rassentheorie und weiß auch, daß das Volkstum, so hoch ich diesen Mutterboden für die darauf wachsende Kunst veranschlage, nicht allein ausschlaggebend ist. Aber andererseits darf uns die Tatsache, daß wir im Schaffen eines Künstlers Merkmale deutlich ausgeprägt finden, die wir als besonders charakteristisch für ein ihm fremdes Volkstum erkannt haben, nicht irremachen. Noch viel schwerer, als für die Gesamtheit eines Volkes, sind ja für den einzelnen alle jene Einflüsse und Beziehungen festzustellen, die auf ihn bereits in seinen Ahnen eingewirkt haben können. Auch wenn es sich urkundlich nachweisen ließe, daß Michelangelos Glaube an seine Abstammung aus einem ghibellinischen Adelsgeschlechte nur eine Legende sei, dürfte man doch über diese mindestens geistige Wahlverwandtschaft zum Germanentum nicht ohne weiteres hinweggehen. Je tiefer man sich in Michelangelo versenkt, um so mehr erklärt sich, was ihn von Anfang an scharf von der Antike scheidet und auch aus der Renaissance hinausführt, also sein „germanisches" Streben nach seelischem Ausdruck, als ein Ungenügen an der rein sinnlichen Natur. Daß diese Leiber überquellen in Kraft und Stoff, hat nicht eine materielle sinnliche Grundlage, sondern das geistige Bestreben, ein überreiches Empfinden, einen überquellenden seelischen Reichtum zum Ausdruck zu bringen. Und das ist nicht etwa Gewinn des Lebens, nicht erst aus geistigen und seelischen Kämpfen heraus geworden, es ist Anlage, die bereits in den Frühwerken — in der Madonna an der Treppe und dem Kampf der Kentauren und Lapithen — sich offenbart und diese Werke bei aller formalen Befruchtung durch die Antike im tiefsten Wesen von dieser scheidet.

Gewiß hat das Christentum entscheidend zu dieser Betonung des Seelischen gegenüber dem Körperlichen beigetragen. Aber im Romanentum wurde daraus leicht Askese, Haß gegen den Leib als Gefäß der Sünde. Dagegen hat die deutsche Reformation bei aller Betonung des Seelischen, bei allem Kampfe gegen die Versinnlichung des Heiligen etwa im Gottesdienste und in der Bilderverehrung, so freudig das Recht des Körperlichen betont, Körper und Seele in ihrer Einheit als Gottesschöpfung verkündet.

Digitized by Google

Kunst ist die schönste Frucht, die aus der Sehnsucht des Menschen nach Glück, aus seinem Bedürfen über sich selbst hinauszukommen, erwachsen ist. Das heißt, das Kunstwerk selbst bestätigt die Erfüllung dieser Sehnsucht, ist die Gabe dieses Überschusses im Menschen über die Daseinsnotwendigkeit, mag es auch in der schwärzesten Leidensstunde empfangen worden sein. Als Teil der Materie sind wir von der Begrenztheit derselben zu sehr abhängig. Eine kleine Störung unseres Wohlbefindens, eine kleine Verschiebung der von unserem Willen ganz unabhängigen Werte der Umwelt, kann uns für alle materiellen Genüsse untauglich machen. So ist es die Lehre aller Weisheit, ja schon der Lebensklugheit gewesen, das Glück in der Unabhängigkeit von diesen Dingen zu suchen.

Das Gefühl der Beseeltheit aber im Menschen selbst hat ihn dazu gebracht, das Glück dann überhaupt außerhalb der greifbaren Welt zu suchen. Die Religionen sind im Bestreben, dieses Glücksverlangen zu stillen, in Aszetentum und Transzendentalismus, ja bis zur Auflösung ins Nichtsein (Buddhismus) gelangt, daneben hat zu allen Zeiten der rein sinnliche Materialismus sich behauptet.

In Wirklichkeit kann es der tieferen Betrachtung, auch sogar der wirklichen Erfahrung niemals entgehen, daß die beiden vorgetragenen Glücksauffassungen nicht nur einseitig, sondern auch undurchführbar sind. Denn der Mensch ist eine Zusammensetzung von körperlichen, sagen wir sinnlichen und seelischen Kräften. Nicht in der Unterdrückung der einen zugunsten der anderen, sondern nur in der harmonischen Gesamtausbildung aller dieser Kräfte kann die wahre Entwicklung und damit die volle Beglückung liegen. So gewiß wohl meistens diese getrennten Kräfte sich widersprechen, einander entgegenarbeiten werden, so sicher ist doch die Möglichkeit vorhanden, daß sie ineinander übergehen, sich wechselseitig durchdringen, zum Ganzen gestalten und so zur harmonischen Schönheit gelangen.

In der Tat besitzt die Kunst und nur sie die Macht, jene scheinbar unüberbrückbaren Gegensätze auszugleichen, ja sie so zu verbinden, daß sie sich wechselseitig zu einem herrlichen Gesamtbilde erhöhen.

Die Kunst verpflanzt alle Erscheinungen der materiellen Welt, deren sie sich bemächtigt, aus der Welt des wirklichen Seins in die des Scheins. Durch höchste Verschönerung der Materie, durch Beseitigung und Überwindung der in Wirklichkeit auf ihr lastenden Gesetze, entstofflicht sie die Materie, vergeistigt und beseelt sie. Andererseits besitzt die Kunst die Fähigkeit, das innerste Erleben des Menschen zuerfassen und zur sinnlichen Anschauung, also in den Bereich der Aufnahmefähigkeit durch die Sinne zu bringen. Das bedeutet wieder eine Verstofflichung, eine Art Materialisierung des sonst nicht faßbaren Geistigen und Seelischen. Also auf der einen Seite Herüberholen des Nichtmateriellen in den Bereich des materiell Faßbaren, auf der anderen Seite Hinüberbringen der Materie ins Reich des Geistigen und Seelischen. So gibt die Kunst ohne ein Jenseits, ohne Vernichtung einer Kraft, ohne Zurücksetzung irgendeiner menschlichen Fähigkeit die harmonische Ausbildung aller dieser Fähigkeiten zu einem wunderbaren Gesamtbilde. Und so trägt sie in sich die Fähigkeit der Befriedigung des Menschen in seiner Gesamtheit: darum ist sie die wahre Beglückerin des Menschen.

Es gibt also zwei Wege, auf denen man zum Kunstwerk gelangt. Das Wesen der romanischen Kunst liegt im Herkommen von der sinnlich erfaßten Materie, das der germanischen im Ursprung aus dem seelischen Erleben. Es hält sich bereits an das Ergebnis, wenn man den Schwerpunkt der romanischen Kunst in der Form, den der germanischen im Inhalt — natürlich als Gehalt und nicht etwa als anekdotisch erzählter Inhalt zu verstehen — sieht. Es ist eine nicht zu verkennende Tatsache, daß die deutsche Kunst in der Kultur der Sinne, dem Erfassen der Form, hinter der romanischen zurücksteht. Sie ist ihrem Wesen nach Ausdruckskunst — eine Herzensangelegenheit sagte Hans Thoma —, der Versuch, das seelische und geistige Leben mitzuteilen, während die romanische Kunst vor allem dahin strebt, die Erscheinungen der Welt sich künstlerisch zu eigen zu machen. Die romanische Kunst zieht also ihre Nahrung aus der Um-

Digitized by Google

welt, die deutsche aus der Innenwelt. Für die romanische Kunst trifft Zolas Definition zu, daß sie ein Stück Natur sei, gesehen durch ein Temperament, und in der Kraft dieses Temperamentes äußert sich die Persönlichkeit des Künstlers.

Für die deutsche Kunst müßte man eher sagen, daß sie in der Fähigkeit des Künstlers liege, sich selbst in die Natur hineinzuleben, sich durch die Erscheinungen der Natur auszudrücken. Die Kunst bleibt uns „Herzenssache", die Kunst wird für uns erst dann Teil des Lebens, wenn sie nicht bloß vollendeter Ausdruck der sinnlichen Welt ist, sondern zu einem Werkzeug wird unseres seelischen Lebens. Das ist die Sonderstellung der deutschen bildenden Kunst innerhalb der der Welt, und in dieser Sonderstellung liegt ihr höchster Wert, so unverkennbar aus ihr auch Schwächen herauswachsen. Hier ist der Grund, weshalb unsere deutsche Kunst aus den Problemkämpfen überhaupt niemals herauskommt, ja, daß dieses Problematische geradezu ihr Lebenselement ist. Aber der Kampf ist immer ein Wert, selbst dann, wenn er nicht zum Siege führt; er ist aber das Höchste und Herrlichste, wenn er vom Siege gekrönt wird.

In diesem Kampfe des Inhalts um seine Form können wir die zu innerst tätigen Kräfte auf den Gegensatz von Sehen und Schauen bringen. Sie decken sich nicht mit Realismus und Naturalismus und Idealismus, vor allem nicht, wenn man den letzteren als Schönheitsgestaltung versteht. Denn diese Schönheit offenbart sich doch ausschließlich im Körper. Was die Kunstgeschichte als Idealismus und Naturalismus bezeichnet, sind im Grunde nur Berg und Tal in der Wellenbewegung, die die Auffassung von körperlicher Schönheit im Laufe der Zeiten durchmacht. Diese Bewegung geht von der möglichst treuen Kopie der Einzelerscheinungen in der Natur bis zum Schaffen eines aus einer unendlichen Zahl solcher abgeleiteten Kanons, wie ihn Polyklet und Lysipp für das Altertum aufgestellt haben, wie ihn die Renaissance wenigstens anstrebte. Die seelische Kunst dagegen bedarf keines schönen Körpers zum Ausdruck, und gar ein schöner Normaltypus würde ihr ihre Aufgabe fast unmöglich machen. Es liegt in der Natur der Bildhauerei, daß sie fast ausschließlich das Körperliche betont, daß also ihre Entwicklung sich zumeist auf jener Linie zwischen getreuer Naturnachbildung und idealistischem Typus bewegt. Zur Betätigung der freien schweifenden Phantasie, der Aussprache eines innerlich Geschauten, ist sie weniger geeignet. In der Tat scheinen Gedanken und Gestalten der Phantasie und die Darstellung des im Grunde Körperlosen in einer Kunst, die mit einem so greifbaren dreidimensionalen Material arbeitet, einen inneren Widerspruch zu bedeuten.

In der Bildhauerei steht an Stelle dieser Phantasiegestaltung die psychologische Durchdringung des Körpers: die Gestaltung der Seele in Körperform. Dazu gehört eine Art geistiger Sehschärfe, die an sich mit dem gesteigerten Sehenkönnen des Künstlerauges nichts zu tun hat. Und darum stehen Bildhauer dieser Art, die Seelenkünder, die Gestalter seelischer Erlebnisse, in der Kunstgeschichte aller Zeiten nur sehr vereinzelt. Und noch heute behauptet die Masse der Bildhauer, sobald es gilt, ein Geistiges auszudrücken, einen Gedanken zu verkörpern, in der Theorie und mehr noch durch die Praxis, daß ohne allegorische Zutaten nicht auszukommen sei. In diesen Beigaben stecken bei fast allen großen Denkmälern, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, die Gedanken und Einfälle; hier ist der Spielraum der Phantasie, während in der dargestellten Hauptgestalt selbst gewöhnlich nur die körperliche Erscheinung erreicht ist.

Unsere Zeit fühlt das Unzulängliche dieser Plastik. Vor allem in der Denkmalsplastik hat sie sich dadurch zu helfen gesucht, daß sie entweder den Schwerpunkt ins Architektonische verlegte oder einer gewaltsamen Stilisierung verfiel. Diese Stilisierung, die in einer gewalttätigen Verleugnung der wirklichen Naturerscheinung eine Erhöhung des individuell Zufälligen ins typisch Dauernde zu gewinnen hofft, kann allenfalls dann zu einem befriedigenden Erlebnis führen, wenn es sich um die denkbar elementarsten Begriffe handelt. Jede Verfeinerung des geistigen und seelischen Lebens dagegen muß ihr unbedingt zum Opfer fallen.

Digitized by Google

Es ist aber kein Grund einzusehen, weshalb es dem Bildhauer nicht möglich sein sollte, die menschliche Gesamtpersönlichkeit gerade so überzeugend darzustellen, wie dem Maler. Den Vorteil, der im sinnlichen Ausdrucksmittel der Farbe und der lebendigen Beweglichkeit der Linie liegt, gleicht das Plastische des Materials, das allen Raumverhältnissen des Körpers folgen kann, doch sicher aus. Was aber dem Einzelfall gegenüber in der Darstellung des Individuellen möglich ist, muß auch für die des Typischen gelten. Denn das Typische ist nur gehobene, gesteigerte, gereinigte Individualität. Es gibt sogar in der wirklichen Welt menschliche Erscheinungen, in denen irgendeine seelische Eigenschaft in geradezu sinnfälliger Weise zum Ausdruck kommt. Die Natur schafft selber Typen. In einem solchen Falle würde also bereits eine ganz treffende naturgetreue Wiedergabe der wirklichen Erscheinung zum Ausdruck der betreffenden seelischen Eigenschaft ausreichen. Der Künstler offenbart sich aber nicht nur im Wählenkönnen, er vermag überdies alles Wesentliche zu betonen, ohne gewaltsam zu stilisieren, sondern lediglich dadurch, daß er es vom Zufälligen, vom Nebensächlichen befreit.

Was wir hier als typisch bezeichnen, ist aber letzten Endes die „Idee", die nach Schopenhauer hinter allen Erscheinungen der Welt liegt. Ein höheres Abbild dieser Idee zu schaffen, als es die von tausend Zufälligkeiten beeinflußte Natur zustande bringt, ist die Fähigkeit des wirklich schöpferischen Künstlers. Hier liegt das Gottverwandte in ihm. Was er innerlich erschaut hat, dem findet er die entsprechende Gestalt; für sein seelisches Erleben schafft er die Körperform.

Nach meiner Überzeugung hat kein Plastiker der Gegenwart diese höchste Aufgabe der Plastik so deutlich erkannt, keiner sie so trefflich gelöst, wie in seinen besten Werken Ernst Müller-Braunschweig, der nunmehr Sechzigjährige.

Er gehört zu den Menschen, denen erst nach schweren Lebensschicksalen, ja sogar durch sie, der Weg zu seinem künstlerischen Berufe frei geworden ist. Diesen Menschen wird die Kunst zur Lebensretterin. Indem sie ihnen ein sonst zernichtetes Leben wertvoll macht, ihnen durchaus Inhalt eines Erlebens wird, verlangt die Kunst umgekehrt auch diese Menschen in einem Maße für sich, wie es bei der regelmäßigen Künstlerentwicklung in der Regel nur in den frühen Jahren der jünglinghaften Schwärmerei, in der ersten trunkenen Liebe der Fall zu sein pflegt. Indem die Kunst diesen Leuten Leben wird, muß sie ihnen Inhalt ihrer Lebensanschauung werden und darum auch ihr Mitteilungsmittel. Bei allen diesen Künstlern spielt das Was der Kunst eine außerordentlich starke Rolle. Und wenn sie keine hohe Künstlerschaft erreichen, so liegt das gewöhnlich daran, daß es ihnen nicht mehr oder nicht rasch genug gelingt, des Wie ihrer Kunst so Meister zu werden, daß sie dem bedeutenden Was den entsprechenden Ausdruck geben können. Gelingt es aber einem solchen Künstler, des Technischen Meister zu werden, so darf man sicher sein, daß bei ihm diese Technik Ausdruck wird.

Dieser Ringen mit dem Stoffe, den er bändigen mußte, um den Gedanken, die, lange zurückgedrängt, dann mit verdoppelter Kraft hervorbrachen, Gestalt zu geben, hat Ernst Müller in schweren Kämpfen durchgemacht. Der am 23. Januar 1860 geborene Pastorssohn aus Ölper war schier ein dreißigjähriger Mann, als er das Modellierholz zur Hand nahm, um in weichem Ton zu formen, was er innerlich sah, was seine Seele erregte. Es waren wohl meist stürmische Gedanken und trübe Bilder, denn ein schwerer Schicksalsschlag hatte dem eifrigen Kaufmann, der seit zehn Jahren in großen Exporthäusern tätig gewesen war und nun gerade sich für eine wichtige Auslandsreise vorbereitete, die unerwünschte Muße aufgezwungen. Ein früher wenig beachtetes Ohrenleiden verschlimmerte sich so sehr, daß er das Gehör fast völlig verlor. In den Monaten, während denen er Heilung suchend in der Klinik saß, ward ihm das Bosseln im Ton ein Zeitvertreib. Da sich aber das Gehör nicht so besserte, daß es für eine aussichtsreiche Weiterverfolgung des bisherigen Berufes ausreichen konnte, brach Müller entschieden mit der Vergangenheit und erkor zum Lebensberuf die Kunst, die ihm in kranken Tagen Trösterin gewesen war. Mit der verbissenen Energie des gereiften Mannes, der keinen spiele-

Digitized by Google

rischen Träumen Glauben schenkte, der sich vielmehr bewußt war, daß es hier eine völlig neue Lebensgestaltung galt, nahm er den Kampf auf. Ein bitterer Kampf! Ein Kampf auch um das bescheidenste materielle Dasein. Es galt Handlangerdienste zu tun, und Handwerkerarbeit in Stuckgeschäften war die erste Staffel auf dieser Leiter zur Kunst. Schwerer noch war der Kampf um diese Kunst selbst. In den öffentlichen Anstalten Berlins, im Kunstgewerbemuseum, in den Hörsälen für Anatomie holte sich Müller Belehrung. Sein Ringen hörte nicht auf, als sich nach zwei Jahren eine materielle Sicherung fand, die bei bescheidensten Ansprüchen sein Leben versorgte. Denn jetzt traten jene inneren Zweifel an ihn heran, die noch keinem Künstler erspart geblieben, die aber hier eine doppelt schmerzliche Wühlarbeit verrichteten, da zu dem schmerzhaften körperlichen Leiden, dem Ringen um die künstlerischen Ausdrucksmittel die Erkenntnis sich gesellte, daß ihm für seine künstlerischen Absichten kein Lehrer helfen könne oder es auch nicht wollte. Nicht wollte, weil ihnen das Streben dieses Mannes nicht das richtige zu sein schien, weil ihnen die getreue oder stilisierte Wiedergabe des menschlichen Körpers als höchstes Ziel erschien, während der Schüler alles das nur als Mittel anerkannte, ein tieferes Wollen zu offenbaren.

Aber Ernst Müller verlor den Mut nicht. Er mietete sich einen Raum, in dem er Modell stellen konnte, und arbeitete nun unermüdlich nach der Natur. Neben dieser waren ihm Lehrmeister alle großen Kunstwerke von der ältesten Zeit bis auf die neueste, in denen er ein verwandtes Streben zu erkennen glaubte. Für alles Technische kam ihm die voraufgehende handwerkliche Tätigkeit trefflich zustatten. Wir haben nur vereinzelte Künstler, die so aus der Natur des Materials heraus arbeiten, wie Ernst Müller. Aber auch in geistiger Hinsicht ist ihm das schwere Unglück, das in sein Leben scheinbar vernichtend eingriff, zum Heile ausgeschlagen. Richard Wagner hat überzeugend dargetan, wie erst der durch seine Taubheit von der lauten sinnlichen Welt abgeschlossene Beethoven zum großen Seelenkünder werden konnte. Auch bei Ernst Müller hat der Verlust des Gehörs eine Vertiefung in die Innenwelt seelischen Lebens bewirkt.

Mit eiserner Willenskraft überwand der Künstler alle Schwierigkeiten, und im Jahre 1895 erschien auf der Großen Berliner Kunstausstellung die bedeutende Gruppe „Im Sturm am Strande". Seither ist ein Vierteljahrhundert rastloser und fruchtbarster Tätigkeit verflossen. Auch der äußere Erfolg ist nicht ausgeblieben. Aber wichtiger als Professortitel und Orden war der Gewinn einer treuen Verehrerschar. Vom lauten Marktgetriebe hat sich Ernst Müller immer ferngehalten. Es haben sich trotzdem die Gläubigen gefunden, denen diese Kunst zu einem so starken Erlebnis wurde, daß sie ihrerseits durch Kauf und Auftrag dem Künstler immer die Möglichkeit fruchtbaren Weiterschaffens gewährten. Dieses Schaffen zeugt von unentwegter Treue an das erkorene Leitbild. Auch das im Laufe der Zeit aufs höchste gesteigerte technische Können, das den Künstler die packend-lebendige Gestaltung der individuellen Naturerscheinung zu einer Sache des Spieles macht, hat ihn nicht abzulocken vermocht.

In alledem hat Ernst Müller nie etwas anderes, als ein für den Künstler ganz selbstverständliches Können der Naturerscheinung gegenüber gesehen. Die Kunst fängt erst *dahinter* an; sie liegt für ihn aber auch *nicht vor* diesem Können, als was wir jene willkürliche Vergewaltigung, die sich heute keck Stilisierung nennt, nur allzuoft erkennen müssen. Für Ernst Müller steht als ehernes Gesetz, was alle wahrhaft Großen erkannt und verfolgt haben und Dürer in die Worte prägte: „Aber je genauer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, je besser dein Werk erscheint... Darum nimm dir nimmermehr für, daß du etwas besser mügest oder wollest machen, denn es Gott seiner erschaffenen Natur zu würken Kraft gegeben hat." Jene, denen „Leben" im *körperlichen* Sein aufgeht, mögen dieses Wort Dürers für einen äußerlichen Naturalismus fruchtbar machen. Daß er selbst es anders verstanden wissen wollte, bewies er, wenn er neben den unbewegt und unentwegt seine Bahn dahinschreitenden Ritter in gleicher „körperlicher Genäuigkeit" den Teufel und den Tod hin-

Digitized by Google

stellte, die doch beide nicht in der Natur vorhanden sind. Aber freilich, so lebensfähig konnte diese Gestalten nur schaffen, wer ganz in der Natur lebte, sie gewissermaßen bei ihrer Schöpferarbeit belauscht hatte und nun gleich ihr mit den in ihr vorhandenen Elementen lebensfähiger Geschöpfe zu gestalten vermochte. Und so hat auch für diese Gestaltungen der Phantasie Dürers Wort volle Geltung: „Alle Kunst ist in der Natur; wer sie daraus mag reißen, der hat sie."

Das war auch die Erkenntnis gewesen, die Ernst Müller während seiner Lehrjahre leitete und ihm die Überzeugung aufgezwungen hatte, daß er die ihm von den aufgesuchten Lehrern gewiesenen Wege nicht gehen dürfe. Es hätte für ihn den Verzicht auf die Kunst bedeutet, wenn er sich hätte einreden lassen müssen, daß, was ihm als Ziel vorschwebte, nicht plastisch sei. Vielmehr zwang sich die Überzeugung heraus: da er ein von ihm Erlebtes gestalten wollte, dieses Erlebte aber eben durch das Erlebnis in der Welt war, mußte in dieser Welt auch die Form für sein Erleben sein. Es kann ein solches Getrenntsein zwischen Seele und Materie nicht geben. Sind sie im Menschen selbst zur Einheit geworden, so ist für uns Menschen wenigstens diese Einheit Natur; die Natur, wie sie sich uns zeigt, muß also auch irgendwo das Material bieten, durch das oder doch wenigstens in dem auch sein geistiges seelisches Erleben mitgeteilt werden kann. Es galt also die Natur, die körperliche Natur, so genau zu studieren, daß man jederzeit das natürliche Ausdrucksmittel zur Hand hatte, in dem jenes Geistige sich auszusprechen vermochte. Denn — wie schon Lionardo da Vinci sagte — die Seele bildet sich den Körper.

* * *

Es ist unter den jetzigen Verhältnissen leider unmöglich, in Kunstbeilagen so viele Bilder vorzuführen, daß sich aus ihnen eine Vorstellung von dem Lebenswerke des Künstlers gewinnen ließe. Wir zeigen eines der zahlreichen Grabdenkmäler, in denen Ernst Müller das menschliche Erlebnis des Scheidens mit dem christlichen Bewußtsein des Unzertrennlichen zu einem trostvollen Zusammenklang zu einen versteht. Die Giebelgruppe von der „französischen" Kirche in Berlin mag zeigen, wie auch solche „dekorativen" Aufgaben innerlich zu lösen sind, ohne daß sie dadurch an monumentaler Wirkung einbüßen. Endlich die Gestalt des betenden Kriegers, die in zweieinhalb Meter großer Ausführung in Kalkstein den Wormser Ehrenfriedhof ziert. Wir wollen uns durch alles, was seither geschehen ist, doch den Glauben an diesen deutschen Soldaten nicht ertöten lassen. Denn aus diesem Glauben erwuchs unsere Liebe, auf ihm beruht unsere Hoffnung.

Karl Storck

Die Ausländer im Opernspielplan

Den 10. Januar, den im Kalender des deutschen Volkslebens für alle Zeit schwarz umrandeten Tag der Rechtsgültigkeit des Versailler Friedens, feierte die Berliner Staatsoper stilgerecht durch die Wiederaufnahme eines lebenden feindlichen Komponisten in ihren Spielplan. Stilgerecht! Die Knechtsseligkeit sucht künstlerischen Ausdruck. Wir haben ein Werk, dessen Meistersingerschaft sich die widerwillige Welt in Ehrfurcht beugt; darin steht das Wort: „Zerging in Dunst das heil'ge römische Reich, uns bliebe gleich die heil'ge deutsche Kunst." Ein Trost- und Trutzwort in der knirschend ertragenen Stunde der Schmach. Aber nein! Unsere Staatsoper ist von solchen Gefühlen ebenso frei wie die derzeitigen Lenker des Staatsschiffes. Ob sie im Innern voll Freude sind über die Geschehnisse, durch die sie als Führer ans Ruder gekommen? Jedenfalls küssen sie dankbar und ehrfurchtsvoll die Hand, die das Joch uns auflegt, und begehen den Tag der unauslöschlichen Schmach mit der Aufführung der in Japan spielenden „Tragödie" eines Italieners, in der Amerika gemeint ist, wenn der „Held" zum Glase Whisky singt: „Es lebe das Vaterland!"

Digitized by Google

Aber man hat Gefühl für Stil in der Staatsoper. Nicht genug, daß man den letzten Rest nationalen Schmerzes ausgetilgt hat und sich ohne Würde, dafür mit schmeichlerischem Geschick in die Dienerstellung findet, man zeigt auch, daß das alles nicht der Kunst, sondern der Sache, d. i. der Knechtseligkeit willen geschieht. Denn um der Kunst willen kann man Puccinis „Madame Butterfly" unmöglich wählen. Die Handlung wäre auch von starken Künstlerhänden ohne vollständigen Gesinnungswechsel nicht ins künstlerische Gebiet zu versetzen. Innere und äußere Roheit wird durch sentimentale Darstellung nur noch unerträglicher. Vielleicht haben die italienischen Textfabrikanten das gefühlt und deshalb vom Kino, das ja die obige Gefühlsmischung bevorzugt, den bunten Stilmischmasch übernommen. Das Ganze ist aus bunten Fetzchen zusammengesetzt, ein Stück in lauter Stückchen: Operettenkomik, sentimentale Männerchorsingerei aus der Ferne, exotische Tongänge, spielerische Naturmalerei, brutale Schlagzeugcharakteristik, Volksliedtöne und das „beliebte" Salonlied: alles ist da, da muß ja jeder etwas für sich finden. Ich bin doch jetzt, dreizehn Jahre nach der ersten Berliner Aufführung, über die Dürftigkeit des musikalischen Gehalts und über die Eintönigkeit erschrocken. Die ja sehr geschickt angebrachten Exotismen verfangen nicht mehr, weil wir sie längst gewöhnt sind, die Pucciniſche Schmachtweise sehnsüchtiger Erotik ist von Nachahmern so klischeehaft verwendet worden, daß sie nun auch an der ursprünglichen Stelle abgegriffen wirkt. Allerdings ist in dieser Hinsicht Puccini in der „Madame Butterfly" auch bereits ein Wiederholer seiner selbst.

Der vorzüglichen Aufführung spendete das ausverkaufte Haus lärmenden Beifall. Und so ist die Staatsoper am Ende dem Zeitstil noch viel gerechter geworden, als wir ohnehin dachten: Was schiert uns Ehre, uns Vaterland, was kümmert uns Würde und Kunst, — es lebe das Geschäft. —

Trotzdem gibt es auch noch etliche „Nörgler". Zwar die Aufführung selbst verlief ohne einen der jetzt üblichen Skandale. Es ist durch die hohen Preise dafür gesorgt, daß in der Staatsoper jene Herrschaften unter sich sind, deren Empfinden durch „nationale Wallungen" nicht getrübt wird. Aber etliche böse Kritiker haben es sich doch nicht versagen können, den eigenartigen Eifer im Dienste einer in ihrer Geringwertigkeit gar nicht mehr fragwürdigen Auslandskunst unter grellere Beleuchtung zu stellen. An einen derselben hat daraufhin der Intendant der Staatsoper, Max von Schillings, den nachfolgenden Brief gerichtet: „Ihr Artikel im ‚Tag' vom 16. d. M. gibt mir Veranlassung, Ihre freundliche Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu lenken, daß die große Mehrheit der Theaterinteressenten schon seit Jahren die Wiederaufnahme der Neu-Italiener nachdrücklichst verlangt und insbesondere der Berliner Staatsoper eine Unzahl dahingehender Gesuche aus der Mitte des Publikums zugegangen ist. Ich möchte Sie ferner bitten, sich durch einen Blick in den Spielplan der Deutschen Bühnen davon zu überzeugen, daß sämtliche deutschen Opernbühnen dieser Forderung der Allgemeinheit längst nachgekommen sind und nur die Staatsoper sich wenigstens Zeit lassen wollte bis zur Ratifizierung des Friedens. Auch vermochte ich im Hinblick auf die aus dieser Ergänzung des Repertoires erwachsenden erheblichen Mehreinnahmen, welche wir bekanntlich dazu benutzen, Volksaufführungen großen Stils zu niedrigen Preisen zu bieten, bei der schwierigen wirtschaftlichen Lage des Institutes eine weitere Sperre der Werke nicht länger zu verantworten.

Ich bitte Sie, von diesen für meine Entschließung maßgeblichen Vorgängen freundlichst Kenntnis zu nehmen, und unterlasse nicht, auch meinerseits der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß auch neuzeitliche deutsche Komponisten, die ich an der Staatsoper zu Worte kommen lassen werde, sobald ich in der Aufstellung des Spielplans unabhängiger von übernommenen Verpflichtungen sein werde, sich bei dem deutschen Publikum durchsetzen mögen. Der Jubel, mit dem Puccini begrüßt wurde, soll mich in dieser Hoffnung nicht irre machen."

Halten wir uns nicht weiter dabei auf, daß durch diese Darlegungen die schmerzende Wahl des Tages nicht entschuldigt wird. Man hätte schließlich noch einige Tage bis nach der

Digitized by Google

„Ratifizierung des Friedens“ warten können, bis man das brennende Verlangen der „großen Mehrheit der Theaterinteressenten“ nach den Jung-Italienern befriedigte. Wir haben natürlich kein Recht, an dieser Angabe zu zweifeln, so schwer verständlich es ist, daß schon „seit Jahren“, also noch während des Krieges, eine Unzahl von Theaterinteressenten die Intendanz um Wiedereinführung der Jung-Italiener ersucht habe. Es würde das freilich die auch einem überzeugten Verehrer über das vernünftige Maß hinausgehende Pflege Verdis während des Krieges, sowie die endlosen Wiederholungen der „Mignon“ und „Margarete“ einigermaßen erklären. Man hätte dann das unerfüllbare Verlangen nach den lebenden Ausländern durch ein verdoppeltes Angebot der Werke der toten zu beschwichtigen versucht.

Aber was können das wohl für Theaterinteressenten gewesen sein? Es ist während des Krieges eine neue „Gesellschaft“ emporgekommen, deren Glieder man höchstens insofern als Theaterinteressenten bezeichnen kann, als sie nach dem Theater als etwas bislang Verschlossenem drängten. Diese Gesellschaft hat dagegen keine Mitglieder, die im guten Sinne als Liebhaber oder gar als Kenner zu bezeichnen wären. Nach meinem Dafürhalten ist die Lage so, daß diese Leute alles annehmen, was ihnen im Theater angeboten wird, gerade weil sie nichts kennen. Der Andrang zu unserer Oper ist jeden Abend so stark, daß es gar nicht möglich ist, durch die Zusammensetzung des Spielplans die Einnahmen noch weiter zu steigern. Mehr als ausverkauft kann das Haus doch schließlich nicht sein. Es ist also wirklich kein Grund einzusehen, weshalb diese günstigen Besuchsverhältnisse nicht zum besten der Kunst ausgenutzt werden. Man müßte jetzt versuchen, eine Anzahl jener Werke, die bis jetzt nur den Beifall der ernsten Kenner gefunden haben, aber nicht die Zeit hatten, sich beim Publikum durchzusetzen, endgültig im Spielplan heimisch zu machen. Es würden dabei auch eine ganze Reihe zeitgenössischer deutscher Opernkomponisten endlich auch an der Berliner Staatsoper zu Gehör kommen.

Wir wollen keine utopistische Theaterpolitik treiben. Das Gephrase, wonach mit dem Ausbruch der Revolution ein goldenes Zeitalter für die Kunst angebrochen sei, ist kleinlaut verstummt. Jeder Kenner der Geschichte weiß, daß für die Kunst der fürstliche oder geistliche Absolutismus, oder doch jedenfalls eine Herrschaft von Wenigen, der günstigste Nährboden ist. Die Kunst ist nun einmal Sache der einzelnen; die Gesamtheit bedarf in ihr noch mehr der Führung als anderwärts. Wir sind uns also darüber klar, daß die äußeren Lebensbedingungen für die Kunst mit der staatlichen Umwälzung bei uns auch dann schlechtere geworden wären, wenn der finanzielle Zusammenbruch nicht hinzugekommen wäre. Wir anerkennen auch die Schwierigkeiten, unter denen der Intendant der Staatsoper jetzt arbeitet. Auf der einen Seite soll aus dem Institut möglichst viel herausgewirtschaftet werden, auf der anderen Seite sollen die neuen Herren ihren Massen wenigstens Abschlagszahlungen auf ihre als Versprechen wirkende Behauptung, das Theater gehöre dem Volke, leisten können. Die Staatsoper wird aber dem sicheren Untergang entgegengetrieben, wenn sie, um vereinzelte „Volksvorstellungen“ herausbringen zu können, auf der anderen Seite den Spielplan bedenkenlos von der Kassenpolitik abhängig macht. Es ist das ein um so tollerer Widerspruch, als die hier „maßgebenden Interessenten“ in jeder Hinsicht im Gegensatze zu unserem Volke stehen. Aber, wie schon gesagt, eine solche Zwiespältigkeit scheint uns ganz unnötig. Wir sind überzeugt, daß ein charaktervolles Durchhalten des Wertvollen und im höchsten Sinne Nationalen diesem auch den Kassenerfolg sichern würde. Eine weitsichtige Idealpolitik, d. h. eine Politik mit Ideen, die alle gegebenen Wirklichkeiten zielbewußt ausnutzt, ist auf die Dauer immer fruchtbarer und erfolgreicher, als die nur die Gegebenheiten des Tages berücksichtigende, in den kleinen Mitteln stecken bleibende Realpolitik. R. St.

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Sklavengeist · Jugend und Politik · Ziele und Ideen

Wir haben's „geschafft". Wir haben das erlösende — Schlagwort, also die erlösende Tat, das neue „System". Das alte hieß „Militarismus", das neue heißt „Neudeutscher Geist". Sela! — In allen Tonarten wird er gepriesen, unzählige Augen und Ohren berauschen sich an der Schönheit und dem Wohlklange der Vokabel. Zwar wird keiner imstande sein, eine klare und bestimmte Erläuterung dieses Begriffs zu geben, und wenn, dann würde der Versuch, eine Übereinstimmung der verschiedenen Erläuterungen herzustellen, in eine babylonische Sprachverwirrung auslaufen.

Aber ein Gemeinsames liegt ihm doch zugrunde. Ein „Positives" — nach deutscher „Mentalität". Die „Süddeutsche Zeitung" hebt den Deckel von dem wenig wohlriechenden Mysterium, — und siehe da, — dieser „neudeutsche Geist" ist gar nicht neu, er ist so alt, wie immer nur ein alter Käse, und nur die schillernde undurchsichtige Käseglocke ist, wenn man will, modernes Fabrikat. Dieser „neudeutsche Geist" ist nichts anderes, als der Geist der alten deutschen Bedientenhaftigkeit — Sklavengeist.

„Dogmatiker und Doktrinäre bei den Sozialisten. Die Parteischablone duldet keine Selbständigkeit. Deshalb die heutige Zerrissenheit der sozialistischen Richtung; wer nicht mehr auf Marx schwören will, gilt als Abtrünniger und jede Gruppe hält sich für die Vertretung des reinen Sozialismus. In der Praxis freilich herrscht Einigkeit: man kennt nur die Gewalt. Wenn sich Lenin beklagt, daß unter hundert sogenannten Bolschewisten nur ein einziger innerlich überzeugter Jünger seiner Lehre sei, während der Rest aus 60 Prozent Narren und 39 Prozent Schurken bestehe, so läßt er doch Narren und Schurken walten und wüten, denn sie haben die ‚Gesinnung'.

Auch bei den Demokraten mangelt's an beidem, an der Richtung, über die keine Klarheit herrscht, und vor allem an ‚Kerlen', Führern. Auf die Frage nach einer Idee, einem Ziel, wußte der Leipziger Parteitag keine andere Antwort als: Habt Vertrauen zur Partei. Ergebnis: es wird fortgewurstelt. Einziges Leitmotiv allen Handelns bleibt die Angst vor links, vor der Straße, die Angst um den Bestand der Partei und der Koalition. Bestimmend bleibt die Richtung des

Digitized by Google

‚Berliner Tageblatts‘ und der ‚Frankfurter Zeitung‘, sowie der Feuilletonpolitiker, die sich selbst mit der U.S.P. eins wissen in jüdischer Solidarität, in der Erhaltung der geistigen und politischen Vorherrschaft einer jüdischen Minderheit, die sich die Leitung der Geschicke Deutschlands anmaßt und keinen Idealismus, vor allem keinen deutschen Idealismus aufkommen läßt. Der Koalition mit dem gleichfalls von einer jüdischen Minderheit beherrschten Sozialismus werden die Interessen des Bürgertums und Deutschtums geopfert. Das deutsche Volk könne seine Rettung nicht den Parteien der fertigen Phrase, sondern nur der Demokratischen Partei der Probleme verdanken, heißt es in der Phraseologie des ‚Berliner Tageblatts‘, die stets ebenso problematisch war wie seine Politik eindeutig. Ebenso eindeutig wie unlogisch ist die Argumentation des ultraphilosemitischen Professors Gerland, daß das Bürgertum sich nicht ‚gegen eine reine Arbeiterregierung‘ auflehnen darf, von der er in wirklich einzig dastehender Naivität erhofft, daß sie ‚im eigenen Interesse und in dem des Vaterlandes‘ ihre Klassenkampf-Taktik aufgebe. Die Demokraten sind und bleiben unbelehrbare Illusionisten, besonders wenn sie Professoren sind.

Demokraten, Sozialisten und Kommunisten wähnen Deutschland und die ganze Menschheit von allem Übel zu erlösen, wenn sie in fast jeder Zeile Demokratie, Sozialismus, Internationale, Sovjet-Ideen und Sovjet-Macht als Allheilmittel anpreisen. Sie versprechen allen die Freiheit, aber nur, wenn sie sich löblich in allem ihren Machtsprüchen unterwerfen. Denselben Sklavengeist, mit dem gewisse Demokraten nacheinander vor den Monarchen, vor Wilson, vor dem ‚reifen Volk‘, vor dem feindlichen Ausland, wedelten und winselten, fordern sie auch vom deutschen Volk. Demokraten, Sozialisten und Revolutionsliteraten gilt doppelt und allein das Wort des Idealisten Troeltsch auf dem Leipziger Parteitag: ‚der sogenannte neue Geist ist nur zum kleinsten Teile neu und nur zum kleinsten Teile Geist.‘ Denn sie sind nicht berufen, das Sehnen nach Idealen zu erfüllen, das trotz allem Materialismus, trotz der durch den Krieg und vollends durch die Revolution gesunkenen Moral sich im deutschen Volke regt. Sie unterdrücken den Idealismus, indem sie betriebsame Mächler des Materialismus mit der Gloriole schmücken, allen anderen aber nicht nur das Können, sondern selbst den guten Glauben absprechen. In der Tat: was sind Goethe, Bismarck und Hindenburg (hasse und schmähe sie, deutsches Volk!) gegen die Neunmalweisen Theodor Wolff, Kautsky und den ‚Großinquisitor‘ Hugo Sinzheimer? Was sind überhaupt alle Geistesgrößen gegen die wahren guten Menschen, repräsentiert durch welt-, land- und volksfremde, aber um so nasenweisere Kaffeehaus-Literaten und kaum schulentwachsene, aber alles besser wissende, in ihrer Vollkommenheit unbeirrbare Zigaretten-Buben?

Die Theodor Wolff und Kautsky haben ja auch von jeher das deutsche Volk dazu erzogen, dem Ausland mehr zu glauben als sich selbst. Nun, auch von dort lassen sich wieder die treuen Warner vernehmen, die schon während des Krieges durch eine geistige Blockade das deutsche Volk zur Vernunft brachten. Alexander Hohenlohe mahnt: ‚Deutschland hat immer noch nicht den militaristischen Geist überwunden. Das Mißtrauen des Auslandes ist nur zu berechtigt, weil Deutsch-

Digitized by Google

land nicht freiwillig vollkommen sich entwaffnet und abgerüstet hat (!).' Es muß auch tatsächlich im neuen Deutschland immer noch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ‚Deutsche' auch jetzt noch in die ‚neutrale' Presse flüchten müssen, um ‚die Wahrheit' zu verbreiten. Diese Wahrheit lautet: ‚die Rettung Deutschlands und der Friede Europas hängen einzig davon ab, daß Deutschland den Sinn seiner Niederlage durch Überwindung des militaristischen und die Alleinherrschaft des zivilen, des zivilisierten Menschen verstehen lernt.' Mit Hundedemut allein kann also Deutschland vor die Hunde gehen! Denn dieses Land ist nicht nach dem Wilson von damals das bestregierte und bestverwaltete Land gewesen, nicht das Land der Geisteskultur eines Luther, Gutenberg, Goethe, Kant und Wagner; es ist das Land der Barbaren! Deshalb ist deutsches Wesen auch aller Welt ein Greuel und selbst Urdeutschen von Heinrich Heine bis zu Theodor Wolff. Selbst die deutsche Öffentlichkeit muß vor der Regierung und Entente dagegen protestieren, daß sich deutsche Marine-Barbaren der ‚gerechten' Strafe, einem Entente-Gericht, durch Auswanderung zu entziehen suchen. Man hat sie zwar in England erwischt, aber der Mosseschen ‚Berliner Volkszeitung', die nur für Geiselmörder Achtung vor dem heiligen Leben auch des Verbrechers fordert, gebührt das Verdienst, weitere Fälle zu verhüten. Landesverräter sind nur die Deutschnationalen, hat ja auch die Fortschrittssäule und Philosemitengröße Gothein wieder auf dem Leipziger Parteitag zweifelsfrei festgestellt.

Französischer als die Franzosen: so ist's recht. Das war ja auch der große deutsche Dichter und noch größere jüdische Revolutionär Heinrich Heine. Von ihm aus weist das ‚Berliner Tageblatt' Wege zum neuen Deutschland. Möge also am jüdisch-materialistischen Wesen das deutsche Volk genesen. Je mehr leider selbst deutschen Juden unerwünschte Ostjuden ins darbende Deutschland zuwandern, um so schneller kann diese Ausheilung vor sich gehen. Hat doch selbst ein deutscher Minister für Kultus, der Preußen-Haenisch, seit Mariä Laach als wahrhaft vorurteilsfreier Geistessiegelbewahrer rühmlichst bekannt, sich für die persönliche Ehrenhaftigkeit der Kulturträger des Ostens vom Schlage des Korruptionstöters Helphand-Parvus und Wiederaufbausendlings Radek verbürgt. Das seien starke Persönlichkeiten, an die man den kleinbürgerlichen Maßstab nicht anlegen könne. Aber Ludendorff war nur ein verbrecherischer Hasardeur.

Nur die verstockten reaktionären Großkopfeten und verdächtigen Wiederbringer der Schreckenszeit des ‚Narrs von Gottes Gnaden' und seines Handlangers mit dem Zuchthausgesetz wollen sich immer noch nicht zum Glauben an die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der Vorherrschaft der begabten jüdischen Minderheit bekehren. Bolschewistische Gelder (wer stiftet sie?) stehen zur Verfügung, um Radau-Antisemitismus zu mimen, wenn die Antisemitenriecherei kein Objekt mehr finden sollte. Jedes Mittel ist geheiligt gegenüber den deutschnationalen ‚Volksverderbern', deren zwar noch unbekannten, aber gerade darum unheimlichen Wahlvorbereitungen die sozialistischen Volksbeglücker in ganzen Serien von Leitartikeln zu begegnen wissen. Papier ist geduldig und der rote Philister so gläubig. Er glaubt noch heute blindlings, daß sich nicht nur Liebknecht und Rosa

Digitized by Google

Luxemburg, sondern auch sogar Levinè und andere unproletarische Revolutionsliteraten für ihn ‚geopfert' haben. Er merkt immer noch nicht, wer jetzt die ‚Großkopfeten' sind. Selbst die Führer lassen sich von oben kommandieren und imponieren. Wenn auch die U.S.P.-‚Freiheit' sich einmal entrüstet, daß die sogenannte Diktatur des Proletariats in Rußland in Wirklichkeit nur die Diktatur einer Minderheit von Parteiführern sei, sie ist zu sowjetfromm, um nicht durch weitere Konzessionen an die Kommunisten sich von dem Bannfluch des Papstes Lenin zu reinigen, daß die U.S.P. Kleinbürger, Helfershelfer der Gegenrevolution, Verräter am revolutionären Sozialismus seien. Sklavengeist! Wenn auch ein ungarischer Kommunist das jüdische Klüngelwesen unter der Räteherrschaft Bela Kuns als Revolutionshyänen charakterisiert, der neue Kapitalismus der Kommunisten-Führer bleibt unantastbar. Denn sie erlösen ja die geknechteten Massen von den finsteren Mächten des alten Kapitalismus. Es muß erst alles kaput werden, lautete ja schon die Parole während des Krieges, und nur der Krieg und immer wieder der Krieg (das ist ja auch die Litanei der Demokraten) ist schließlich schuld, wenn noch kaput geht, was übrig geblieben ist. Terror? Gewalt ist die Waffe des revolutionären Sozialismus. Die ‚Proletarier' drängen sich freiwillig zu Hausknechtsdiensten bei Zusammenkünften der nichtproletarischen sozialistischen Jugend. Terror verübelt man sich nur untereinander, wendet ihn aber selbst unbedenklich gegen alle an, die ‚rechts stehen', wozu man auch die Koalitionsdemokraten rechnet, die ‚Konservativen von heute'.

Ein Sozialist, der sonst ein Feuerwerk von Geisteshlitzchen ebenso für hohe Politik hält wie seine Geistesverwandten von Theodor Wolff bis zu Siegfried Jakobsohn, umschreibt das Ziel des Sozialismus. Sozialismus war und ist Glaube, Wissenschaft und Politik. Freilich fordert er als Voraussetzung der Verwirklichung des Sozialismus die Sozialisierung des Menschen, die Austilgung des Egoismus, die vom Drohnentum der Arbeitgeber nicht zu erwarten sei. Etwa, weil diese für sich die Revolutionserrungenschaften des Sechs- und Weniger-stundentags nicht beanspruchen? Ist wirklich nur bei ihnen der Egoismus eine eingewurzelte, unausrottbare menschliche Eigenschaft? Ein Schweizer Sozialist ist anderer Ansicht. Er findet im Sozialismus dieselbe geistige Einstellung, die das Verderbliche unserer Kultur ausmache: ‚den Glauben an die Zahl, an die Gewalt, den Aberglauben, daß nur der Appell an das Interesse, an den Egoismus den sozialen Bau aufrecht erhalte, den Gewaltgeist der alten Ordnungsmächte.' Somit wäre der Sozialismus Irrglauben, Irrlehre und Gewaltgeist (Klassenkampf, Terror, Diktatur statt Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit). Gewalt aber wird stets nur wieder von Gewalt abgelöst. Die Unterdrückten und Unzufriedenen im Kasernenstaat der Zukunft würden so lange konventikeln, bis sie sich eines Tages, vielleicht erst nach Jahrzehnten, wieder von den neuen Gewalten befreien können. Möge also Bernstein die Unterstellung der Einwohnerwehren unter die sozialistischen Gemeindemehrheiten durchsetzen, die über ‚Neutralität' und Bewaffnung zu entscheiden hätten, mögen Münchener Arbeitslose durch eine neue Revolution ihren Wunsch nach nur unabhängig-kommunistischen Wehren verwirklichen, auch solche Gewaltsamkeiten werden wieder durch Meutereien be-

Digitized by Google

seitigt werden. Auf die Dauer kann nirgends nach einem Schema, also auch nicht nach dem Marxismus regiert werden, wenn auch Kunstwart-Intellektuelle an ein sozialistisches Deutschland und sogar eine internationale sozialistische Front ihr Herz hängen, dem vor einer zweiten Revolution bangt. Sklavengeist!

Nicht einmal gemeinsame Not vermag die Deutschen mehr zur Besinnung zu bringen. Zwar hat im von den lettischen und russischen Bolschewisten bedrohten Ostpreußen die ‚Königsberger Hartungsche Zeitung' — ein weißer Rabe unter den Demokraten — eine Einigung mit den Rechtsparteien nicht prinzipiell abgelehnt. Zwar hat dort der gegangene Oberpräsident, der bekannte Sozialdemokrat Winnig, in einer deutschnationalen Versammlung den Ruf zur Sammlung ergehen lassen. Vielleicht sollten seine Worte mehr oder nur den Deutschnationalen gelten als seinen eigenen Parteigenossen, jedenfalls war deren Antwort die allerschärfste Kampfansage nicht nur gegen die Rechtsparteien, sondern auch gegen das Koalitions-Zentrum, die ‚allein Schuldigen' an allem Unglück, vom Kriegsausbruch, der Kriegsverlängerung, der Hungerblockade und dem Versailler Gewaltfrieden bis zur Ostseeblockade, der Kohlen- usw.-Not Ostpreußens, ja sogar zu den Loslösungsränken und der Vorenthaltung von Lebensmitteln während der Blockaden. Winnig bleibt ein Prediger in der Wüste, wenn er im neuen Deutschland an die Parteien appelliert: ‚das Wichtigere ist das Volk. Parteien kommen und gehen, politische Verfassungen kommen und gehen, was aber ewig bleibt, das ist das Land und das Volk, das auf diesem Boden leben muß.' Winnig ebenso wie Troeltsch. Im neuen Deutschland denkt und regiert ein anderer Geist. Nicht freie Republikaner leben in einem freien Volksstaat, nicht selbstbewußte Demokraten wie in der freien Schweiz. Wie und was kann Deutschland noch hoffen? Bedientenhaftigkeit gegenüber der Partei und dem Ausland unter dem Vorwand der Völkerversöhnung: das ist die neudeutsche Gesinnung. Ärger als je wird verordnet, kommandiert und noch folgsamer pariert. Hat vielleicht deshalb das Ausland den Eindruck deutscher Unwandelbarkeit? Militaristischen Geistes, der sich heute nur Sozialismus nennt? Was ist neu, was ist Geist, wo Freiheit und wahre Demokratie, wo Brüderlichkeit und wahrer Sozialismus? Papierene Verheißungen des neuen Regimes! Partei, Koalition, jüdische Solidarität, Sklaven-Gesinnung ist alles!"

* * *

So wäre es denn zum Verzweifeln? In der Tat — wenn es nicht noch eine deutsche Jugend gäbe, und wenn es nicht noch Männer gäbe, die reinen Sinnes und hohen Mutes sich der heiligen Aufgabe widmen wollen, diese Jugend aus dem grauen Elend des großen Niederbruches zu neuen Gipfeln emporzuführen. Als ein verheißender Anfang in dieser Richtung dürfen die Bestrebungen begrüßt werden, die sich im ersten Hefte der neuen Monatsschrift des Deutschnationalen Lehrerbundes, „Nationale Erziehung" (Theodor Weicher, Leipzig) spiegeln. Zwei Fragen werden dort in einem Aufsatze „Jugend und Politik" von Karl Bernhard Ritter aufgeworfen. Die eine: kann man der Jugend mit Politik

Digitized by Google

kommen? Die andere, schwerer, ernster und tiefgreifender, weil sie auch das Gewissen angeht: darf man der Jugend mit Politik kommen?

„Eines ist zunächst einmal Tatsache, daß die Jugend die Politik ablehnt, jedenfalls die Politik, die wir bisher gemacht haben, insbesondere die Parteipolitik. Und ich frage: hat sie nicht ganz recht mit ihrer Ablehnung? War diese Politik nicht zum größten Teile Interessenpolitik, Kuhhandel? Das bekannte Wort, daß die Politik der Charakter verderbe, hat doch seinen guten Grund. Und nun ist das ja ganz besonders abstoßend für die Jugend, die idealistisch gerichtete Jugend, daß diese Interessen in der Politik unter dem Scheine des Kampfes für hohe und edle Ziele vertreten werden. Politisch handeln heißt doch eigentlich um der Gemeinschaft willen handeln, für die Gemeinschaft handeln unter Zurücksetzung aller privaten Sonderinteressen, politisch handeln heißt in einem tiefen und wahrhaftigen Sinne selbstlos handeln. Die Politik, wie sie tatsächlich gemacht wird, ist aber vielfach das Gegenteil von dem, was sie demnach sein sollte. Das gilt ja auch von dem Sozialismus, den wir heute in der praktischen Politik erleben. Dieser Sozialismus ist nichts weiter als Mammonismus mit umgekehrtem Vorzeichen, der Mammonismus derer, die keinen Mammon haben, ihn aber haben möchten und darüber hinaus keine Ziele kennen oder doch meinen, alles andere, Kultur, Geist, Sittlichkeit ergäbe sich von selbst, wenn nur erst der Vater aller Dinge, das Geld, da sei. Die materialistische Weltanschauung, die von den Sozialisten offen ausgesprochen wird, ist aber in der Praxis nicht viel weniger die Weltanschauung auch der bürgerlichen Parteien gewesen. Statt die Wirtschaft dem Geist dienen zu lassen, der Seele der Nation, hat man diese Seele umgekehrt der Wirtschaft, dem Geld, dienstbar gemacht. Und hat so das Höchste und Heiligste, die Idee, verraten. Und dagegen richtet sich der ganze edle Zorn der Jugend, ihr Unwille, wenn sie die Politik ablehnt.

Also müßte die Frage, ob unsere Partei der Jugend mit Politik kommen könne, verneint werden? Ganz gewiß, wenn nicht Hoffnung bestünde, daß unsere Partei über die Interessenpolitik hinaus wachsen wird. Und diese Hoffnung gründet sich vor allem darauf, daß in ihr die verschiedensten Interessentengruppen vereinigt sind, alle Stände und wirtschaftlichen Lager, geeint nur durch ein ideelles Band, den Gedanken der nationalen Wiedergeburt. Die Partei kann nur zusammenhalten, wenn dies ihr einigendes Band immer stärker und reiner als das all ihr politisches Handeln beherrschende Ziel hervortritt. Die Idee des nationalen deutschen Volksstaates wird immer klarer von ihr als das eine große Programm herausgearbeitet werden müssen. Je mehr das aber geschieht, um so mehr machen wir die Politik, nach der die Jugend verlangt. Solange aber dieses ideelle Ziel unserer Politik nicht ganz ehrlich und allein entscheidend verfolgt wird, wird die Jugend um ihrer inneren Wahrhaftigkeit willen von Politik und jedenfalls von unserer Politik nichts wissen wollen.

An sich hat die Deutschnationale Partei ja die besten Aussichten, die Jugend bei sich begrüßen zu können, denn sie steht in der Opposition. Und die Opposition, der Protest, der Wille zur Wandlung liegt der Jugend, ist ihr innerlichst verwandt.

Digitized by Google

Es fragt sich nur, welchen inneren Sinn unsere Opposition hat. Ist sie nur ein Verneinen dessen, was jetzt ist, und ein Bejahen dessen, was war, dann haben wir bei der Jugend verlorenes Spiel. Eine Partei zur Rechtfertigung der bisherigen konservativen Politik ist von vornherein zum Aussterben verurteilt. Die Jugend will nicht, sie kann nicht wollen, daß man ihre Gegenwart und Zukunft verneint. Sie kann nicht leben aus der Erinnerung an das heraus, was war. Und ich möchte einen jeden, der mit ihr zu tun hat, dringend warnen, ohne ernste Prüfung seiner Worte daraufhin, ob sie wirklich um Zukünftiges ringen, oder nur Trauer um Verlorenes, ‚Reaktion', sind, vor die Jugend zu treten. Die Jugend hat recht, daß sie gegen solche ‚Reaktion' protestiert. Denn zuletzt und zutiefst ist's Unglaube, Ungehorsam im religiösen Sinne, wenn wir das, was sich in der Geschichte vollzieht, einfach nur verneinen. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der große Philosoph der konservativen Weltanschauung, hat gesagt: alles Wirkliche ist vernünftig! Gewiß, ich kann den Umsturz, die Revolution aufs tiefste beklagen, ich kann vor allem den Unglauben, die Plattheit, die innere seelische Leere verurteilen, die zu diesem Zusammenbruch geführt haben. Nicht das, was die Menschen gemacht haben, ist vernünftig. Ganz und gar nicht. Das war verbrecherisch. Aber zugleich bleibt es eine gottlose Rede, daß Menschen die Weltgeschichte machen. Zu dem, was hinter den Ereignissen des letzten Jahres steht, nicht zu den Revolutionstagen, habe ich ja zu sagen. Nicht wiederbeleben wollen, was durch die Geschichte gerichtet ist, sondern neuschaffen aus dem Besten, was unsere Geschichte an wesentlichem Gehalt in sich trägt und was das Erbe ist, von dem allein wir zu leben vermögen, was aber gerade in den letzten 30 bis 40 Jahren mehr und mehr verleugnet worden ist!

Neuschaffen unser Volk, seine Wiedergeburt herbeiführen, ist unsere Aufgabe. Die kann nur gelöst werden aus diesem geschichtlichen Gehalt heraus. Und dieser Gehalt ist nichts anderes als die alle Geschichte tragende Idee. Aus ihr allein fließen die Kräfte unserer Erneuerung. Weil wir Macht und Wirtschaft nicht der Idee untergeordnet, ihr dienstbar gemacht haben, weil wir vergessen hatten, daß die Deutschen eine größere Aufgabe haben, als viel Geld zu verdienen und eine große Macht zu sein, darum fehlten uns die großen, guten, einenden Gedanken, fehlte uns der Glaube, der Berge versetzt, und darum sind wir da, wo wir heute sind.

An welche Grundgedanken können wir anknüpfen, um diese Politik der Jugend nahezubringen? Nun, wir stoßen bei der Jugend heute weithin auf freudige Zustimmung, auf innerliches Verständnis mit dem Gedanken, daß wir nur als wesentliche, eingewachsene, verwurzelte Menschen etwas taugen. Es ist das die zukünftige Reaktion gegen alle Großstadtkultur in unserer Jugend, die sich ihren sichtbarsten Ausdruck in der Wandervogelbewegung geschaffen hat. Es gibt nicht einen Baum an sich, sondern Linden, Buchen und Eichen, und so gibt es auch nicht den Menschen an sich, nicht einmal den Europäer, sondern nur Deutsche, Franzosen, Engländer. Oder aber es handelt sich um ganz verwaschene, farblose, entseelte ‚Zivilisierte'. Der Mensch ent-

Digitized by Google

wickelt sich zur Fülle seines Wesens, zur Entfaltung der ihm innewohnenden Anlagen nur auf dem Boden seines Volkstums. Dieser völkische Gedanke ist bei der Jugend lebendig.

Dazu muß nun aber etwas anderes kommen. Der Mensch ist ein Zoon politikon, wie die Alten sagten, ein auf Gemeinschaft angelegtes Wesen. Und erst in der Gemeinschaft wird der Mensch zum Menschen. Denn erst in der Gemeinschaft lernt der Mensch, daß er verantwortlich ist, daß er verpflichtet ist. Mehr noch, erst in der Gemeinschaft geht ihm eine Ahnung auf von der Unzulänglichkeit alles menschlichen Handelns, eine Ahnung der menschlichen Schuldhaftigkeit, lernt er, daß menschliches Gemeinschaftsleben zuletzt auf Liebe und Gnade beruht. Und erst durch solche Erlebnisse hindurch wird ein Mensch fähig zum Handeln, fähig zur Politik. Echte politische Erziehung ist nicht denkbar ohne diese tiefste und innerste religiöse Erziehung. Eine Erziehung, die diese seelischen Dinge nicht aufredet, sondern Erfahrungen vermittelt und Erfahrungen deuten hilft. Aus solchen Erfahrungen, wie ich sie eben andeutete, werden Führermenschen, reife Führer, echte Politiker geboren, die in den schwersten Tagen aller Politik, in den entscheidenden und notvollsten Lagen, in denen nur ein ganzer, wahrer Mensch helfen kann, ihren Mann stehen.

Eine Frage beschäftigt heute unsere Jugend ganz ungemein; die Frage: Müssen wir nicht um der Liebe willen Sozialisten sein? Da müssen wir deutlich machen, daß eine Wirtschaftsform an und für sich gar nicht ethisch gewertet werden kann. Die Jugend ist nicht kommunistisch aus wirtschaftlich nationalökonomischen Gründen, sondern aus idealistischen. Und da muß Klarheit geschaffen werden, daß Wirtschaftsfragen nur Fragen des Mittels sind, nicht letzte Fragen, daß Wirtschaftsfragen daher auch nicht vom Ethos her gelöst werden können, sondern auch ganz gewiß im Dienste sittlicher Hochziele von den Wirtschaftern, die Lage und Bedürfnisse der Wirtschaft übersehen. Nicht um den Gegensatz von Sozialismus und Individualismus als verschiedenen Formen der Wirtschaft handelt es sich für die Jugend, sondern um den der utilitaristischen und der heroischen, idealen Weltanschauung. In diesem Gegensatz ist der Kampf um unsere Jugend auszufechten, mit schneidigen Waffen. Denn da geht es nun in der Tat darum, ob wir Deutsche bleiben und wieder frei werden wollen. Und da gilt es rücksichtslosen Kampf allem schöngeistigen, ethischen und ideologischen Gerede, das letzten Endes nur der fadenscheinige Mantel für den ganz platten Utilitarismus, die Selbstsucht ist, sei sie nun Selbstsucht des einzelnen oder der feigen Masse. Wir Deutsche haben ein höheres Ideal für unsere Staatsgesinnung ererbt als das von dem möglichst großen Glück der möglichst großen Anzahl. Wir sind nicht dazu da, um glücklich zu sein, sondern um der Wahrheit zu dienen, und das als Deutsche in deutscher Art. Und so trete ich auch an die Wirtschaftsfragen heran. Mir geht es nur darum: wie sorge ich dafür, daß die Freiheit des deutschen Vaterlandes auch in wirtschaftlicher Beziehung erhalten bleibt. Hilft dazu der Sozialismus — gut, er ist willkommen; die Planwirtschaft — gut; die Individualwirtschaft — sie hat dann und nur dann ihr Recht.

Digitized by Google

Und wie fangen wir es nun an, um dieſe Gedanken von Freiheit und deutſcher Nationalität der Jugend mit reichem lebendigem Inhalt zu erfüllen? Da gibt es nur einen Weg, und der heißt: Zurück zu den Alten, zu den Großen deutſcher Geſchichte, zu den Beſten, den Führern des deutſchen Volkes. Nicht wiſſen ſoll die Jugend um Ereigniſſe und Namen, lebendig werden ſoll ihr, was da war und doch noch iſt und ſein wird und ſein ſoll. Schöpferiſch ſoll werden in ihr, was die alten Quellen deutſchen Geiſtes ihr ſprudeln. Darum gehen Sie mit der Jugend zuſammen zu dieſen Quellen hin, leſen Sie Luthers Freiheit eines Chriſtenmenſchen, Eckehart, die Nibelungen, Friedrichs des Großen Antimacchiavell, das Teſtament des Großen Kurfürſten und ſeinen Dichter Kleiſt. Wonach Ihnen gerade das Herz verlangt. Nicht daß ſo ein Junge aus jedem Jahrhundert deutſcher Geſchichte etwas weiß, ſondern daß er irgend etwas großes Deutſches ganz weiß, darauf kommt es an."

* * *

Dieſe, wie jede andere nationale Bewegung, wäre aber im vorhinein zur Unfruchtbarkeit verdammt, würde nur von dem Hohngelächter der Gegner zu Grabe geläutet werden, wenn ſie ſich nicht ganz bewußt von dem Banne irgendwelcher alten Parteiüberlieferungen befreite. Darüber ſcheint man ſich indeſſen in den Kreiſen, die hinter der neuen Monatsſchrift ſtehen, erfreulicherweiſe klar zu ſein. Mit aller Entſchiedenheit wird es von einem der Herausgeber der „Nationalen Erziehung", Profeſſor Karl Pflug, ausgeſprochen: „Wir Deutſchnationalen und wir bewußt national Empfindenden in der Gegenwart überhaupt, wir ſind keine Partei im Sinne der Parteien vor dem unſeligen Oktober 1918." Der Satz ſteht in einem Aufſatze „Unſere Ziele", iſt alſo programmatiſch.

„Das Problem der geiſtigen Führerſchaft iſt das Problem der rechtsſtehenden Parteien innerhalb eines parlamentariſch-demokratiſchen Staatsweſens überhaupt. Vor dem Oktober 1918 war das Parlament gegenüber einer wenigſtens der Idee und der tatſächlichen Möglichkeit nach ſtarken Regierung lediglich Ventil der öffentlichen Meinung und regulierender Faktor. Im Oktober 1918, ſchon vor der Revolution (oder auch in ihr, denn mehr und mehr erkennen wir, wie tief man ſchon ſeit 1915 den Boden unterwühlt hatte, auf dem wir zu ſtehen und den Sieg erkämpfen zu können glaubten), wurde das Parlament Machtzentrum. Wollen wir Rechtsſtehenden zur Macht kommen, können wir ſie auf geſetzmäßigem Wege nur durch die Maſſen gewinnen. Wie aber können wir die Maſſen gewinnen mit unſeren politiſchen Grundſätzen, wenn wir die Herrſchaft der Tüchtigen der Maſſenherrſchaft vorziehen, wenn wir die Politik als eine Sache ruhiger Erwägung anſehen und ſie nur widerwillig unreifen Zwanzigjährigen überantworten, während den linken Parteien in den Schlagworten der ſozialen Gerechtigkeit und der Freiheit, dem Zentrum in der Idee der Kirche Maſſen immer ſicher ſein werden? Oder kann die Macht als der Grundbegriff unſeres an Bismarck und Treitſchke geſchulten Staatsgedankens zunächſt volkstümlich ſein? Die Frage ſcheint hoffnungslos. Einen Ausweg weiſt uns ein tiefes Wort Paul de Lagardes: ‚Ein Volk beſteht

Digitized by Google

nicht aus Urwählern. Das Volk spricht nur dann, wann die Volkheit in dem Individuum zu Wort kommt, wann das Bewußtsein der allen einzelnen gemeinsamen Grund- und Stammnatur wach und sich über ihr Verhältnis zu den großen Tatsachen der Geschichte klar wird.' Mit dem Volk als der gegenwärtigen Masse von Wählern werden wir unsere Gedanken schwer in Einklang bringen können, haben wir's doch in diesen trüben Zeiten schaudernd wieder selbst erfahren, wie der Tag nur das Verworrene im Verworrenen spiegelt. Fühlen wir aber unsere innere Übereinstimmung mit der Volkheit, so gilt es, das Volk zu sich selbst, zur Volkheit, zu führen, das heißt zu seiner eigenen Idee, zu der Gesamtheit seiner eigentlichen Eigenschaften, wie sie sich in seinen großen Männern verkörperten, und wie sie ihm, das nicht alt, nicht klug wird, sondern immer kindisch bleibt, durch fremde Einflüsse so merkwürdig fremd werden können. Ein Volk kann wirklich, wie das unsere im letzten Jahrhundert durch die wirtschaftliche Entwickelung in den Kinderkrankheiten des Industriezeitalters, durch das Zusammenpferchen in den Großstädten, durch fremde und zersetzende Einflüsse aller Art, besonders des emanzipierten Judentums, auf lange gleichsam sein eigentliches Wesen verlieren, an sich irre und damit gewissen Parteien zur leichten Beute werden; schließlich muß es wieder zu sich selbst kommen, so wahr es dauernd nur aus sich selbst heraus leben und atmen kann. Auch die Deutschen des 17. und 18. Jahrhunderts waren sich entfremdet; wie herrlich fanden sie sich dann im ‚Sturm und Drang' und gar erst in der Zeit der Not in Arndt und Fichte und Schleiermacher und in den Männern der Heidelberger Romantik wieder!

Nicht der Massenwille, sondern der Volkswille ist das Entscheidende. Der spiegelt sich nicht in der Gegenwart, sondern in der ruhigen Betrachtung der Kräfte, die den organischen Aufbau dieses Volkes bedingten. Wie sehr wird dieser Spiegel vom Hauch des Tages getrübt! Rein und fleckenlos strahlt er nur in den großen Stunden eines Volkes, in denen es in einem elementaren Grundgefühl zu sich selbst kommt. Wir erlebten es im August 1914, und ewig werden wir uns glücklich preisen ob dieses Erlebens, wie Schweres auch in der Zeiten Hintergrunde schlummerte. Der Grundfehler der Demokratie ist es, die Stimmung des Stimmzettels für die Stimme des Volkes zu nehmen, statt aus der Tiefe des Volkstums heraus durch seine geistigen Führer dem Volke gleichsam erst sein eigenes Wesen wieder verständlich zu machen. Wie das Tier und der naive Mensch, lebt die Demokratie im Augenblick, wir leben in Vergangenheit und Gegenwart und damit auch in der Zukunft, leben in dem organischen Aufbau der Geschichte des Volkes, und der reiche Himmel strahlender Namen von großen Geistern unseres Volkstums ist uns das deutsche Volk, nicht die Masse der belanglosen Einzelnen der Gegenwart. Wir leben in der Idee, sie in der Realität, und die Idee ist realer als die Realität.

Was ist demgemäß unsere Aufgabe? Die Volksmasse in unermüdlicher, zäher, bewußter Arbeit zur Volkheit hin-, zum Volkstum zurückzuführen. Nur so dürfen wir das beglückende Bewußtsein einer neuen, jungen, zukunftfrohen Bewegung haben, nur dann, wenn der Glaube der Führenden an ihr Volk und seine ewige Kraft mit leidenschaftlicher Hingabe, ja mit einer Art religiöser In-

Digitized by Google

brunst vorgetragen, Gemeingut der Massen wird. Nur eine Idee kann uns zum Siege führen, wie nur eine Idee die Sozialdemokratie einte und das Zentrum zusammenhält. Unser von internationalen Schlagworten so leicht betörtes Volk, zu sich selbst gebracht durch bewußte Führer, denen es als Menschen vertraut und sich in deutscher Treue willig hingibt, wird deutsch sein, fühlen, wollen. Und dann erst ist es gesundet nach der furchtbaren Krankheit, die es jahrzehntelang schon durchgiftete und die zum Ausbruch kam, gerade als stärkste äußere Gefahren es mit Vernichtung bedrohten. Die Führung der Masse zum Volkstum durch die Führerschaft der Einzelnen kann auch in der Zeit der Massenwirkung und der Massenentscheidung Kräften wie den unseren zum Siege verhelfen. Es ist ein Gedanke, der auch gerade die Jugend unter unseren Fahnen sammeln wird. Denn so wie sie für sich erstreben, Persönlichkeiten zu werden, müssen sie auch den Völkern ihr Recht lassen, Persönlichkeiten zu sein, ihr eigenes Leben zu leben. Das erschlägt in ihren Köpfen die kosmopolitischen Ideen einer allgemeinen Menschheitskultur, denen sonst gerade deutsche Jugend so leicht zuneigt. Und ebenso ist der aristokratische Gedanke der Führerschaft unserer Jugend gerade von ihrer stärksten Bewegung, dem Wandervogel, her durchaus geläufig. Wieviel haben wir Gebildete, wieviel wir Lehrer am Volk gesündigt, indem wir es in den Jahrzehnten der Technik, der Industrie und des wirtschaftlichen Aufschwungs führerlos werden oder von internationalen Gaukelbildern verführen ließen! Die harte Not der deutschen Wirklichkeit wird den Deutschen aus diesen Träumen erwecken. Nach einer furchtbaren Krisis kann er zu sich selbst genesen. In diesem inneren Ringen sollen die Erzieher helfen, denen nationales Wollen die Muskeln strafft."

Hier werden klare Ziele gewiesen, wird das Banner positiver Ideen aufgepflanzt. Es wäre bedauerlich für die einen, wenn Rückfälligkeiten einträten, wenn das Banner doch nicht weiter reichte, als die Parteifahne weht, für die anderen, wenn sie sich ihm nur darum fernhielten, weil ihnen eine andere Parteifahne den Kreidestrich zieht. Bedauerlich für uns alle, wenn wir es nicht endlich über uns brächten, das Gute zu nehmen, wo wir es finden, ohne erst viel darnach zu fragen, von welcher Partei wohl wir dazu geladen werden. Dürfen wir das noch für uns erhoffen? Von uns — selbst!

Digitized by Google

Auf der Warte

Unter dem Sklavenjoch

Jetzt hilft kein Augenschließen mehr, kein Kopf-in-den-Sand-stecken, — nur Buckel dürfen noch gekrümmt werden, daß die Peitsche des Siegers, des Fremden, niedersause auf die entblößten Sklavenrücken. Sie haben's nicht anders gewollt, nun *haben* wir die Freiheit, die sie meinten. Nein, Deutschland durfte wahrhaftig „nicht siegen", denn dann hätte „die Partei" Schaden nehmen können. Nun leben wir im „freiesten Volksstaate der Welt" — unter Fremdherrschaft, wir haben „die freieste Verfassung" — nur kein Selbstbestimmungsrecht. So was von unbeschränkter Freiheit hat die Welt noch nicht gesehen — unter unbeschränkter Fremdherrschaft. Das ist die dürre Wahrheit, alles andere Papier, Gewäsch, demagogische Täuschung oder feiger Selbstbetrug.

Mußte das so kommen? Nein und tausendmal nein! Wir konnten wohl den Krieg, aber wir mußten nicht unsere Freiheit, unsere Menschenrechte und Menschenwürde verlieren. Nicht in einen Zustand geraten, für den es auch nach den furchtbarsten Niederlagen kein Beispiel gibt in der Geschichte. Wird jemand zu behaupten wagen, die Franzosen oder Engländer würden sich unter *irgendwelchen Umständen unter ein solches* Joch gebeugt, würden sich auch bereit erklärt haben, ihre Heerführer, Offiziere oder wer sonst dazu erkiest würde, dem Sieger auszuliefern? Kein französischer oder englischer Staatsmann hätte seinen Namen unter einen solchen — „Friedensvertrag" gesetzt, denn er hätte gewußt, daß er damit sein Todesurteil unterzeichne und daß sein Volk das Schriftstück in tausend Fetzen reißen oder durch Henkershand öffentlich verbrennen lassen werde.

Für andere Völker *gibt* es eben eine *nationale Ehre* — gibt es die für uns Deutsche und nur für uns Deutsche nicht? Wäre es an dem, wie *dürften* wir uns denn beklagen, daß wir als das aussätzige unter den Völkern, aus ihrer Reihe ausgestoßene, behandelt werden? Mag doch kein Ehrliebender den Ehrlosen als seinesgleichen ansehen, ihm die Hand reichen, wenn er schon seine Dienste sich gefallen lassen muß. Solche Zucht ist hart, aber unentbehrlich, ist nichts anderes als gesellschaftliche Sauberkeit, öffentliche Hygiene, und darum *berechtigt*. Nicht der Haß ist heute unser schlimmster Feind, — die *Verachtung*. Über den Haß kann eine Brücke zur Verständigung, selbst zur Sympathie führen: die dem Feinde durch innere Größe abgerungene Achtung, Bewunderung, — über die Verachtung führt keine Brücke. Hier gibt es nur Selbsterlösung durch Selbstbesinnung und opferwillige Selbsterneuerung ...

Eine furchtbare Tragödie, furchtbar im besonderen für die Tausende, Hunderttausende, die, wenn ihnen sonst auch nichts Menschliches fremd geblieben ist, doch an *diesem* Zustande sich schuldfrei fühlen, die gegen ihn angekämpft haben bis zum äußersten und nun, als Freie, die Schmach mit erdulden, in sich fressen, Genossen der Narren, Knechtschaffenen und Verräter sein müssen, die es nicht anders gewollt haben. — Aber was wäre das für eine Liebe zum Volke, die nicht auch solche Last ihm zu tragen hülfe? Zu tragen wohl, aber nicht zu beschönigen, nicht sich mit der Gesinnung gemein zu machen, die allein nur in solche schmutzige Schande führen konnte.

Und doch — auch das schwindet dahin vor dem größeren, dem unnennbaren Weh des Abschiednehmens von den Brüdern, die wir

Digitized by Google

nun auch mit den äußeren Abzeichen der Unfreien in die Fremdherrschaft ziehen lassen müssen. Ihr Brüder und Schwestern im Osten, im Norden, im Westen, im Süden, — Worte können es nicht tun, sie werden auch von Tränen erstickt, und der Herzschlag stockt ... Aber ich beschwöre euch als ein schlichter Deutscher, der sein Volk in aller Nacktheit seiner Schwächen kennt, so gut zu kennen glaubt, wie sich selbst: — laßt die Hoffnung nicht fahren, gebt den Glauben nicht auf an euer Volk! Kein anderes kann so tief sinken, kein anderes sich so hoch erheben. Beispiellos in der Geschichte war sein Sturz in die Tiefe, beispiellos aber auch seine Erhebung 1914 und sein bald fünfjähriges siegreiches Ringen gegen eine Welt. Ein Ringen nicht nur gegen alle Übermächte und Ungünste von außen, sondern auch von innen, unter einer politischen Führung, die nicht wußte, daß und wie sie in den Krieg hineingeraten war, noch viel weniger, wie sie aus ihm herauskommen könne, die ihre schärfsten und stärksten Waffen verrosten ließ, wo der Feind aus allen Rumpelkammern des Erdenkreises auch die letzte und rostigste hervorsuchte und blank schliff.

So wie dieses Deutschland von euch, so nimmt Wotan, der Schuldbeladene, in trübe Verträge Verstrickte, Abschied von seiner Brünhilde: „Leb wohl! Leb wohl! Leb wohl!“ Aber bevor er sich von der doch Tiefstgeliebten wendet, läßt er die Waberlohe um sie aufflammen. Keiner darf sich ihr nahen, keiner der Jungfräulichen den Gürtel lösen, es sei denn der Held — seines eigenen Blutes Sproß ...

Irgendwo im deutschen Walde faucht ein Feuer, klingt ein Hämmern. Ein Knabe schmeißt die Stücke eines zerbrochenen Schwertes in den Tiegel und schmiedet sich — Notung ... Notung! Notung!

J. E. Frhr. v. Grotthuß

*

Der Anschlag gegen Erzberger

Als bekannt wurde, daß ein ernstgemeinter Anschlag gegen Herrn Erzberger unternommen, er auch — nach den Bulletins — nicht ungefährlich verwundet worden war, konnte der Vorfall bei allen durch die Revolutionsmoral noch nicht zerrütteten Gemütern ohne Unterschied der Partei nur das Gefühl aufrichtigen Bedauerns erwecken. Niemand aber konnte die Tat ungelegener kommen, als den Gegnern Erzbergers — war sie doch Wasser auf seine und seiner Anhängerschaft Mühlen. Das liegt so klar zutage, daß es nicht erst der Erklärungen aus den deutschnationalen Kreisen bedurfte, sie hätten mit dieser Tat nichts gemein und lehnten sie mit Entrüstung ab. Die Versuche der Erzbergergarde, den Anschlag an die Rockschöße der Deutschnationalen zu hängen, waren von so grobschlächtiger Einfalt, daß sie an ihrer eigenen Lächerlichkeit ersticken mußten, und jedes Hinzutun nur vom Übel sein konnte.

Es war die aus eigenem Antriebe verübte Tat eines unbesonnenen, unausgereiften jugendlichen Schwärmers, subjektiv nicht anders zu richten, als die des Grafen Arco in München. Der eine sah in Eisner den Schädling und Verderber, der andere in Erzberger. Wie der Türmer zu jeder Art von Versuchen steht, den Gang der Weltgeschichte durch Revolverkugeln oder Dynamit auf den rechten Weg zu bringen, hat er nicht nötig erst darzulegen, aber wenn in Kundgebungen der sozialistischen Regierung Wendungen gebraucht wurden wie: „Mit Abscheu verurteilen wir den fluchwürdigen Anschlag ...“, so ergänzt unser Gedächtnis zwangsläufig: „gegen die geheiligte Person des Herrschers“, und beweisen auch solche eingefrorene Tiraden, wie sehr sich das „neue System“ schon das Vokabularium — und nicht nur das — des „alten Systems“ zu eigen gemacht hat. Vor Tische las man anders, da wurde das politische Attentat nicht nur gerechtfertigt, sondern mit einer Gloriole umwoben, und die Tage, an denen solche verübt worden waren, prangten auf den sozialdemokratischen Parteikalendern als Ehrentage.

Nun haben sich die Verletzungen des Herrn Erzberger glücklicherweise nicht als so gefährlich herausgestellt, wie sie uns in den Bulletins geschildert wurden, und wenn diese

Digitized by Google

Zeilen dem Leser vor Augen kommen, wird nach menschlichem Ermessen Herr Erzberger wieder im Vollbesitze seiner vorbildlichen Rundigkeit und Rührigkeit sein. Es wird dann auch jeder Grund fortfallen, an den Fall Erzberger noch Sentimentalitäten zu wenden, von deren Blässe er selbst in seiner frischen Unbefangenheit niemals angekränkelt war. Gr.

*

Die Ludendorff-Lüge

Schon im Herbst 1916 hat Ludendorff zum ehemaligen Generalquartiermeister, späteren Kriegsminister von Stein, wie dieser in seinem Erinnerungsbuche „Erlebnisse" berichtet, unmißverständlich gesagt: „Bethmann bringt nie einen Frieden zustande, er muß fort." General von Stein bezeugt, daß Ludendorff schon von dem Augenblicke an auf den Frieden bedacht gewesen ist, wo er in seine verantwortungsvolle Stellung einrückte. Was macht die zielbewußte Lüge und die ihr nachtrottende hämische Beschränktheit daraus? Ludendorff habe den Frieden hintertrieben, jeden zarten, nur sich anspinnenden Faden zum Frieden mit brutaler Faust abgerissen. — Auch die Lüge wird, unbekümmert um alle tatsächlichen Widerlegungen, mit eiserner Stirn fortgepflanzt, daß Ludendorff, nicht, wie es erwiesene Wahrheit ist, schon im August 1918 auf einen Waffenstillstand gedrängt hat, sondern ihn erst im Oktober, und dann ganz plötzlich und unter jeder Bedingung innerhalb 24 Stunden verlangt habe. Am Ende wäre es nicht so schwer zu begreifen, daß ein Staatsmann oder ein Militär in solcher Stellung sehr wohl von schwerer Sorge um einen glücklichen Ausgang bedrückt und von dem heißen Wunsche nach einem annehmbaren Frieden beseelt sein kann, ohne es doch für genial halten zu müssen, durch Ausschreien seiner innersten Sorgen und Wünsche die Standhaftigkeit des eigenen Volkes zu lähmen und die des Feindes anzuspornen. Aber was jedem englischen Klippschüler eine platte Selbstverständlichkeit ist, braucht darum deutscher „Reife" noch lange nicht über die Schwelle des Bewußtseins zu treten — es wäre ihrer unwürdig. —

Alle jene Lügen sind so schlagkräftig widerlegt worden, daß ihre Verbreiter dann sich in ein verlegenes Gestammel verkrochen. Aber nicht auf lange. Nachdem sie annehmen durften, daß dem Gedächtnisse der Zeitgenossen, das so kurz ist wie ein Darm, die Tatsachen wieder entschwunden seien, stellten sie die alten ausgestopften Lügen wieder in die Schaufenster der von ihnen gemachten öffentlichen Meinung. Und was so ein richtiger Spießer oder Intellektueller ist — gleiche Brüder, nur mit ungleichen Kappen —, sieht den gestopften Wanst und die blitzenden Glasaugen der Lüge und ruft überzeugt und befriedigt: „Hei lewet noch!"

Die Ausstopfer rechnen auch darin richtig: es ist nicht jedermanns Sache, sich gegen einmal widerlegte nichtswürdige Lügen immer wieder und wieder zu rechtfertigen. Alle „Demokratie" und aller „Sozialismus" sind eben doch nicht imstande, die „Gleichheit" zwischen vornehmen und unvornehmen Naturen herzustellen. — Der Hund, der den Mond anbellt oder einen Menschen mit einem Eckstein verwechselt, ist gegen den Mond und den Menschen von seinem Standpunkte allemal im Vorteile. Dafür hat er den Vorzug, — ein Hund zu sein, wenn schon ein intellektueller. Gr.

*

Die nächste Voraussetzung zum Aufstiege

Eine alte blinde Frau könnte es doch mit dem Krückstock fühlen, daß jeder Anfang zum Besseren, zu einem positiven, nicht vorgegaukelten Wiederaufbau erst von dem Augenblick ab einsetzen kann, in dem Erzberger aufgehört hat, Nachfolger Wilhelms II., nur mit unvergleichlich größerer Machtvollkommenheit, zu sein. Wie soll unter seiner Herrschaft, der sich das deutsche Volk demütig unterwirft, ein Wiederaufbau nach innen und außen wohl möglich sein?

Nach innen —: es gibt keinen Politiker in Deutschland, der so wenig geachtet wird, wie Erzberger. Wenn auch viele aus Feigheit,

Digitized by Google

aus Geschäftsgründen, aus Parteirücksichten mit ihrem Urteil zurückhalten, — durchschaut wird er doch von allen, und ich kenne keinen, der ihn nicht für einen ausgekochten Geschäftspolitiker hielte. Es redet doch Bände, wenn selbst Erzbergers begeisterter Bewunderer Herr von Gerlach über ihn schrieb: „ein Cato sei er nicht“ und er habe die Politik immer nur als Mittel zu seiner persönlichen politischen Karriere benutzt, auch die Kolonialskandale seinerzeit nur zu diesem Zwecke aufgebracht. Was heißt denn das — in ehrliches Deutsch übertragen — anderes, als daß er von Haus aus ein ganz gewöhnlicher Streber ist? Wohlgemerkt: diese Charakteristik gab Herr von Gerlach in einem Aufsatze („Welt am Montag“), der eine Huldigung für Erzberger darstellen sollte. Der Aufsatz mündete dem Sinne nach in das Bekenntnis, das Harden einmal auf einer Postkarte an Otto Erich Hartleben abgelegt hat. Es lautete: Ein Lump? — Ja. Aber dumm? — Nein.

Nach außen? — Die Leute draußen brauchen wir nicht erst über Erzberger aufzuklären. Aber sie sagen: „Wie der Herr, so der Knecht.“ Der Herr über Deutschland ist Erzberger. Trotz Ebert, Bauer, Müller (man kann die Namen nicht alle behalten, sie interessieren auch weiter nicht und erregen nur in Badehosen Aufsehen). Und trotz der „Rechtsparteien“, die — mit Ausnahmen — ihren Altweibersommer von Anno Toback weiterspinnen und im übrigen loyal sind ... Gr.

*

Die Ungesetzlichkeit der Auslieferung

Paragraph 9 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich lautet: „Ein Deutscher darf einer ausländischen Regierung zur Verfolgung oder Bestrafung nicht ausgeliefert werden.“ Dadurch, folgert die „D. T.“, daß mit dem Friedensvertrage in seiner Gesamtheit auch die in ihr enthaltene Auslieferungsbestimmung Gesetzeskraft erlangt hat, ist dieser § 9 an sich außer Kraft gesetzt worden. — Hingegen wird § 2 des Strafgesetzbuches durch die Unterzeichnung und Ratifizierung des Friedensvertrages nicht berührt. Eine Handlung kann nur dann mit einer Strafe belegt werden, wenn diese Strafe gesetzlich bestimmt war, bevor die Handlung begangen wurde. Das ist hier nicht der Fall, denn als die von den Feinden behaupteten angeblichen Handlungen deutscher Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten und Beamten begangen worden sind, war die Strafe, mit der die Feinde diese angeblichen Verbrechen jetzt belegen würden, natürlich nicht festgesetzt. Es ergibt sich mithin, daß es ungesetzlich wäre, Persönlichkeiten zu verfolgen, zu verhaften und auszuliefern, um sie dem Verfahren und einer Bestrafung zuzuführen, welche ohne weiteres aus den angegebenen Gründen ungesetzlich wäre.

Die deutsche Regierung wird sich jedenfalls auf den Standpunkt stellen, das gehe sie nichts an, sie habe sich einmal vertraglich verpflichtet und müsse das in ihren Kräften Stehende tun, um diese ihre Verpflichtung zu erfüllen. Im Bereiche dieser Überlegungen kommt es uns weniger auf die deutsche Regierung an, als vielmehr auf die angeforderten deutschen Persönlichkeiten und auf die amtlichen Organe, welche von seiten der Regierung zur Ermittlung, Verfolgung und Verhaftung der betreffenden Persönlichkeiten angespannt werden könnten. Für diese beiden Kategorien ergibt sich: Die betreffenden Beamten und ihre Unterorgane müssen sich sagen, daß sie ungesetzlich — ganz abgesehen vom vaterländischen und nationalen Momente — handeln, wenn sie Regierungsanweisungen nachkommen, die an sie ergehen, um im Sinne des Abschnittes ‚Strafbestimmungen‘ die ‚Nachforschung‘ nach den Schuldigen usw. verlangen. Wir hoffen, daß kein deutscher Beamter es mit seinem vaterländischen Gefühl und seiner Ehre vereinbar halten wird, solche Handlungen zu begehen, welche eine Schurkerei erster Ordnung und auch im besonderen Hochverrat bilden würden. Daneben soll der Beamte sich aber sagen und kann es sich zur Stützung seines Gewissens sagen, daß derartige Verlangen der Regierung eben ungesetzlich wären. Diese Tatsache trifft aber nicht allein den Beamten, sondern

Digitized by Google

jeden Staatsbürger. Sobald die Auslieferungsfrage akut geworden ist, tritt für jeden Deutschen die Möglichkeit ein, daß er direkt oder indirekt in die Angelegenheit hineingezogen wird. Jeden Augenblick kann er vor die Frage gestellt werden, sich einer auszuliefernden Persönlichkeit teilnahmslos, helfend oder hochverräterisch gegenüber zu stellen. Da es viele schwankende Gemüter leider geben wird, so sei diesen besonders mit Nachdruck gesagt, daß sie den ungesetzlichen amtlichen Maßnahmen und Verfolgungen im Vollgefühle ihres Rechtes und der Gesetzlichkeit ihrer Ablehnung und ihres Widerstandes entgegentreten können, denen sie, vom nationalen Standpunkt gesehen, ohne weiteres entgegentreten müssen.

Dieses alles gilt a fortiori für die zur Auslieferung angeforderten Persönlichkeiten selbst. Sie würden, abgesehen von allem anderen, ungesetzlich handeln, wenn sie sich Versuchen, Zwangsmaßnahmen und Aufforderungen der Regierung und ihrer Organe fügten. Sie werden gesetzlich handeln, wenn sie diesen Maßnahmen und Organen Widerstand leisten oder sich ihnen entziehen. Das gleiche gilt, und das ist ein besonders wichtiger Punkt, für die Frage der Beihilfe für alle Personen, die sich so oder so vor die Frage gestellt sehen sollten, ob sie einem Verfolgten beistehen und ihm helfen sollen oder nicht.

Ließe sich Einheit der vorstehend entwickelten und begründeten Anschauung im deutschen Volke erzielen, so könnte man sicher sein, daß die Feinde und die deutsche Regierung ihren Zweck nicht erreichen würden. Wie die Verhältnisse tatsächlich bei uns liegen, ist eine Einigkeit schwerlich zu erwarten. Um so klarer und entschlossener muß diejenige Hälfte unseres Volkes sein, welche die feindliche Auslieferungsforderung innerlich und nach außen mit aller Tatkraft ablehnt. Besonders über eines muß man sich übrigens unter allen deutsch Denkenden und auch den Angeforderten selbst ganz klar sein, daß wahrscheinlich auch hier die Länge, wie man sagt, die Last tragen wird, vorausgesetzt, daß die Angelegenheit von den Feinden im gleichen Sinne wie jetzt weiterbetrieben wird. Es handelt sich nicht um einen einmaligen Versuch, nicht um eine einmalige Maßnahme, sondern möglicherweise um jahrelange Bemühungen, unterstützt durch alle Mittel der Korruption. Sei es demnächst, sei es später, aber es wird jede Auslieferung einer deutschen Persönlichkeit an den Feind einen wahrhaften Schandfleck auf den deutschen Namen bilden und bleiben.

*

Staatskanzler Renners Kotau vor Clemenceau

Der Staatskanzler Deutschösterreichs, Dr. Renner, hat nach der Rückkehr von seinem Pariser Bittgange in der Nationalversammlung erklärt, er könne nicht anders, als diesem hervorragenden Manne seine Bewunderung in politischer wie in menschlicher Beziehung aussprechen. Was die Verbeugung nach der politischen Seite betrifft, so ist diese allerdings sachlich vollständig berechtigt, und es mag Herrn Renner angesichts des siegreichen „Tigers“ seine eigene politische Unzulänglichkeit mit niederschmetternder Deutlichkeit zum Bewußtsein gekommen sein. Anders liegt es aber mit der Bewunderung der rein menschlichen Größe des französischen Ministerpräsidenten. Hier steht jeder Kenner der bisherigen Tätigkeit und der bisherigen Äußerungen Renners vor einem psychologischen Rätsel. Der Herr Staatskanzler hat bis in die jüngste Zeit hinein in unzähligen Zeitungsaufsätzen, die großenteils in seinem während des Krieges erschienenen Werke „Österreichs Erneuerung“ gesammelt sind, dann in zwei ebenfalls während des Krieges erschienenen Büchern sein politisches und menschliches Glaubensbekenntnis abgelegt. Es gipfelt in seinem Glauben an die Internationale und in der Forderung der Beseitigung jedes Völkerhasses und der Begründung des allgemeinen Völkerfriedens. In all diesen Punkten vertritt er also einen Standpunkt, der dem Clemenceaus auf das schärfste entgegengesetzt ist. Renner war bisher gleich seinen Parteigenossen ein ab-

Digitized by Google

gesagter Feind aller nationalistischen und imperialistischen Politik und fällt die schärfsten Urteile über die deutschen Feldherren, die ihm als Vertreter einer solchen erschienen. Er tat dies immer vom Standpunkte reiner Menschlichkeit aus. Wenn nun derselbe Mann dem Fleisch gewordenen Völkerhasse, der satanischen Sucht, die Rache an Renners eigenem, dem deutschen, Volke bis aufs letzte auszukosten, seine politische und sogar seine menschliche Bewunderung nicht versagen zu können erklärt, dann kann die Mitwelt nur staunend solcher Botschaft lauschen und sich fragen, warum der Herr Staatskanzler an dem französischen Staatsmanne bewundert, was er an deutschen Politikern und Feldherren in Grund und Boden verdammt?

*

Ein neuer Mongoleneinfall droht!

Von einer mit den Verhältnissen im Osten sehr vertrauten Seite wird der „Kreuzzeitung" geschrieben:

Es ist an der Zeit, sich einmal darüber klar zu werden, daß von Osten ein neuer Mongoleneinfall mit all seinen Schrecknissen und Greueln droht. Stellen doch die jüdischen Organisatoren des bolschewistischen Heeres monatlich 80 000 Chinesen und Baschkiren neu in die rote Armee ein.

Erst Koltschak, dann Judenitsch und jetzt Denikin sind von der roten Armee geschlagen, ihre Heere in der Auflösung, und widerstandslos besetzt die rote Armee täglich weite Strecken „befreiten Landes".

Das Hauptziel der Bolschewisten aber war und bleibt der Westen. Der Tartar kommt zur westlichen Kultur! Nicht umsonst wollen ihre Führer die Millionen und Abermillionen ausgegeben haben, die in Polen, Litauen, Lettland und ganz besonders in Deutschland zur Vorbereitung des Bodens für ihre Ideen verbraucht worden sind. Und wenn sie erst mal heranbrausen, diese ungezählten Massen und wilden Horden, wer wird dann Deutschland vor dieser Überflutung schützen? Deutschland, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit muß aufwachen! Aufwachen aus der Indolenz, die jeden dahin treibt, daß er glaubt, gerade ihm werde nichts geschehen.

Diese Indolenz geht ja so weit, daß nicht nur Berlin und Brandenburg glaubt wenn Ostpreußen bedroht sei, so ginge sie das nichts an, sie geht sogar so weit, daß der Bauer auf seinem Hof noch glauben wird, er könne ungestört leben, wenngleich er von seinem Nachbardorf den Feuerschein sieht und die Hilfeschreie kämpfender Männer und vergewaltigter Frauen hört. Wie lange soll es dauern, bis der Arbeiter einsieht, daß ausgebrannte Fabriken oder zerschlagene Maschinen ihm keine Möglichkeit lassen, sich sein Brot zu verdienen?

In dem Riesen-Agrarstaat Rußland war es möglich, daß eine lange Zeit verging, ehe es zu einer Hungersnot kam, ehe jede Möglichkeit vernichtet war, Lebensmittel oder irgend welche anderen tatsächlichen Werte zu schaffen, ehe es so weit kam, daß Raub, Mord und Plünderung der einzig übrig gebliebene Weg wurde, der die notdürftigste Existenz zu fristen zuließ.

Brechen aber über Deutschland erst die bolschewistischen Mongolenhorden herein, so wird es ein Grausen sein, schlimmer, als es in Rußland je unter Bolschewistenherrschaft war.

*

Die Günstlinge der französischen Generäle

Der „Vorwärts" nagelt fest:

Der Sozialdemokratischen Partei und allen Parteien im Bezirk Wiesbaden, die die Abtrennungsbestrebungen der Orten und Genossen bekämpfen, wird nahezu jede politische Tätigkeit unterbunden. Selbst neutrale Veranstaltungen zugunsten der notleidenden Kinder Österreichs werden von den Besatzungsbehörden verboten. Hingegen können ungehindert die Unabhängigen die größten Versammlungen gegen die Regierung und gegen die Sozialdemokratische Partei treffen und ihre Schimpfkanonaden loslassen. Die Presse, die auf dem Boden der deutschen Verfassung

Digitized by Google

steht, darf darauf nicht antworten. Die Besatzungsbehörde gestattet die Antwort nicht. Einem Parteisekretär der Sozialdemokratie wurde von der Besatzungsbehörde unter Androhung der Ausweisung verboten, gegen die Unabhängigen in Versammlungen aufzutreten.

So erfreuen sich die Unabhängigen im ganzen besetzten Gebiete des liebevollen Schutzes der französischen Militaristen. Die Angehörigen aller der Parteien, die die Abtrennungsbestrebungen und den französischen Militarismus bekämpfen, werden verfolgt und eingekerkert. Nur den Mitgliedern der U.S.P. ist es gestattet, in weitestgehendem Maße ihre politische Tätigkeit entfalten zu können.

Im ganzen besetzten Gebiete gründen die Unabhängigen eine Zeitung nach der anderen. Die Zahl ihrer Anhänger ist gering. Aus eigener Kraft bringen sie die Geldmittel nicht auf. Alle Zeitungen leiden unter Papiermangel, nur nicht die neugegründeten Organe der Unabhängigen. Woher das Geld und Papier kommt, ist eine Frage, die in den Kreisen der Bevölkerung des besetzten Gebietes ständig aufgeworfen wurde. In Saarbrücken wurde eine Zeitung der Unabhängigen gegründet, deren Chefredakteur Angestellter des Saarkuriers, eines Unternehmens, das von französischem Gelde gegründet und ausgehalten wird, ist. Herr Gander, eine übel beleumundete Persönlichkeit, bekennt offen, im Dienste der Französlinge zu stehen. Er ist für ihre verschiedensten Unternehmungen der Propagandist, es stehen ihm sehr erhebliche Geldmittel zur Verfügung. Auch dieser Herr ist ein fleißiger Agitator der Unabhängigen.

*

Nicht „Amerikas Hilfe", nur Hilfe der Deutsch-Amerikaner

Aus einem amerikanischen Briefe an die „T. R." ergibt sich die sehr beachtenswerte, aber völlig verkannte Tatsache, daß der „Rote-Kreuz-Verband Amerika-Hilfe" in Berlin, ebenso wie die Methodisten, ihre Unterstützung lediglich aus deutsch-amerikanischen Kreisen bekommen. „Die Gesinnung der Yankees (mit Ausnahme der Quäker, Pazifisten und einiger Sozialisten, die ja von Anfang an prinzipiell gegen jeden Haß und Krieg waren) ist noch immer so gehässig, daß man z. B. in keiner englisch-amerikanischen Zeitung bekanntmachen könnte, daß wir für Deutschland sammeln oder nähen. Die Überpatrioten würden gleich dazwischenfahren. Da man in Deutschland so vielfach gegen die Deutsch-Amerikaner verbittert ist, weil wir politisch zu schwach waren, den Krieg und die Hetze zu verhindern, so liegt mir viel daran, daß das bekannt wird, daß außer den Quäkers nur die Deutsch-Amerikaner, und zwar großzügig und nach besten Kräften zur Linderung der Not beitragen (in Deutschland und Österreich). Viele reiche und angesehene Deutsch-Amerikaner würden sich heute noch total um ihre Stellung bringen, wenn ihr Name auf einer Sammelliste erscheinen würde. Drum stehen immer nur Buchstaben, und nichts kommt in die englische Zeitung, sondern nur in die deutschen. Die jetzt eintretende Hilfsaktion kommt also nicht, wie viele bei euch meinen, daher, daß Amerika jetzt milder denkt, oder nicht mehr so feindselig gesinnt ist, sondern nur, weil die Deutsch-Amerikaner seit dem 28. Juni vor dem Gesetz wieder das Recht haben, Gutes zu tun wo sie wollen, und es dann wieder riskieren dürfen, zu helfen, wo es ihnen während des Krieges politisch verboten war. Wie schwer uns diese Untätigkeit geworden ist, davon habt ihr keine Ahnung."

*

Dank vom Hause Deutsche Republik

Oberst Reinhard entlassen! Just ein Jahr, nachdem er die mehrheitssozialistische Republik mit den Häuptern ihrer Lieben gerettet. Die „O. Z." erinnert daran, wie vor einem Jahre das System Ebert-Scheidemann unmittelbar vor dem unrühmlichen Ende stand, wenn nicht in letzter Stunde Oberst Reinhard mit seiner Freiwilligentruppe die damalige sogenannte Regierung gerettet hätte. Grund

Digitized by Google

genug, den verdienstvollen Mann bei passender Gelegenheit abzuschieben. Die Gelegenheit bot sich im Marlohprozeß. Schon die Stellung der Ehrenkompagnie für den Generalfeldmarschall von Hindenburg wurde ausgenutzt, Reinhard zu beseitigen. Man bot ihm Beurlaubung oder Versetzung an. Er wählte zuerst die Beurlaubung und erhielt auf seine Frage, warum er denn auf einmal in „Ungnade" gefallen sei, die Antwort, man mache ihm zum Vorwurf, daß er im Parteivorstand der Deutschnationalen Partei und im Vorstand des Deutschnationalen Jugendbundes sei. Das erste stimmt nicht, und seine Mitgliedschaft im Deutschnationalen Jugendbund war eine Ehrenmitgliedschaft und weiter nichts. Wenige Tage später änderte sich das Bild. Man stellte an ihn das Ansinnen, umgehend seinen Abschied einzureichen. Präsident Ebert und die sogenannte Regierung, die ihm ihr Dasein überhaupt verdanken, waren entschlossen, ihn zu beseitigen. Man zog alle möglichen Vorwände an den Haaren herbei, die Oberst Reinhard leicht widerlegen konnte. Daraufhin mußte ihm Exzellenz von Lüttwitz mitteilen, daß, wenn er nicht ginge, Herr Noske gehen müsse, worauf Reinhard erwiderte, daran könne er dann auch nichts ändern. Und darauf teilte ihm Exzellenz von Lüttwitz mit, man wolle ihm entgegenkommen und ihn zum General ernennen, wenn er den Abschied sofort einreiche. Dieses Ultimatum lehnte Oberst Reinhard ab und verzichtete auf den Generalsrang, ersuchte dagegen, ihm doch, wenn es so schnell gehen müßte, den Abschied zu erteilen. Es würde ihm im übrigen eine Ehre sein, von einer so handelnden Regierung verabschiedet zu werden.

*

Der Achtstundentag des Kopfarbeiters

Jeder Handarbeiter genießt heute die Segnungen des Achtstundentages, die ihm gewiß nicht mißgönnt sein sollen. Wie sehr viel ungünstiger in dieser Hinsicht die Verhältnisse für diejenigen liegen, die ihren Erwerb aus geistiger Betätigung ziehen, darüber legt sich der Arbeiter, der gewohnt ist, mit dem Pfiff der Fabriksirene seine Tätigkeit abzubrechen, gemeinhin keine Rechenschaft ab. Bei der denkfaulen Masse steht es unumstößlich fest, daß geistige Arbeit „weniger anstrengend" sei. Um dieses törichte Schlagwort zu widerlegen, kann nicht oft genug auf Beispiele aus der Praxis hingewiesen werden.

Ein solches Beispiel, und zwar ein besonders eindringliches, liefert ein Vorgang, der sich kürzlich vor einer Berliner Strafkammer abspielte. Wie alle Strafkammern, so ist auch diese derartig belastet, daß die Sitzungen sich stets vom frühen Morgen bis in die späten Nachmittagsstunden hinziehen. Die Belastung der Kammer hatte zur Folge, daß der Vorsitzende genötigt war, eine Verhandlung, in der 8 Angeklagte, 6 Verteidiger, 20 Zeugen und 1 Sachverständiger erschienen waren, nicht ihrem Umfange gemäß als Tagessache zu behandeln, sondern den Termin erst auf 11 Uhr vormittags anzusetzen. Um 5 Uhr nachmittags machte sich infolgedessen bei allen Beteiligten eine hochgradige Erschöpfung bemerkbar. Im Namen der Zeugen, die ohne Mittagessen sechs Stunden lang auf dem eiskalten Korridor gewartet hatten, erhob schließlich einer der Verteidiger gegen die Fortführung der Verhandlung Einspruch — unter Hinweis auf den Achtstundentag. Der Vorsitzende erklärte, daß dies kein Grund sei, die Verhandlungen abzubrechen, da er die Fülle der auf ihm lastenden Arbeit anders nicht bewältigen könne.

Einfacher wäre es natürlich und wohl auch „klassenbewußter", in einem solchen Falle die Arbeit zu „schmeißen". Aber was würde wohl werden, wenn nicht die geduldige Pflichttreue der alten Beamtenschaft das wacklige Staatsgebäude noch stützte?

*

„Sie dürfen nicht"

Die putzigsten Spaßmacher auf dieser papierenen Welt, meint Karl Eugen Schmidt im „Tag", sind die Rechtsgelehrten. „Sie sind viel merkwürdiger als die Ärzte, die sich ärgern, wenn ein von ihnen verurteilter

Digitized by Google

Kranker mit dem Leben davonkommt. Sie erinnern an den legendenhaften König, der bei einer gewaltsamen Staatsumwälzung die Nachricht, daß die Aufständischen das Zeughaus gestürmt hatten, mit der erstaunten Frage beantwortet haben soll: ‚Aber dürfen die denn das?'

Bei jeder neuen Forderung der vereinigten Kulturkämpen setzen die deutschen Rechtsgelehrten sich hin und beweisen aus ihren Büchern, daß diese Forderung nicht rechtens ist und somit nicht gestellt werden kann. Wahrscheinlich ist der Vordersatz ganz richtig, aber daraus den Nachsatz zu folgern, ist Sache eines mehr in Büchern als im wirklichen Leben bewanderten Menschen. Für die Sieger ist einfach erlaubt, was gefällt, und Einschränkungen gibt es da nicht."

Das ist so richtig wie selbstverständlich. Aber die „Rechtsgelehrten" sind noch immer nicht die „putzigsten". Noch putziger sind die Deutschen, die dran glauben. Aber insoweit sind die „Rechtsgelehrten" allerdings die putzigsten, als sie — öfter sind es Deutschnationale — gar nicht merken, daß sie dabei Erzbergern auf den Leim kriechen und seine Geschäfte besorgen! Gr.

*

Sozial?

Sonnabend zu Sonntag Nacht gegen 3 Uhr, sie kommen an mit Feldstühlchen und großen Stullenpaketen, die Kunsthungrigen und stellen sich an, um ja die Ersten zu sein bei Eröffnung des Wochenvorverkaufs an der Staatsoper. Sie haben gewartet acht, neun Stunden. Die Kasse wird geöffnet. Einige wenige sind abgefertigt. Wenn jeder der Vordermänner die Höchstzahl der an eine Person abzugebenden Karten von 4 Stück erhalten hat, mehr wie 100—120 Karten können noch nicht ausgegeben sein und schon: IV. Rang ausverkauft, im III. Rang nur noch einige ungünstige Plätze. Darf man fragen, wo die übrigen Karten geblieben sind? Die Preise der Staatstheater im „sozialen Staate" steigen und steigen. Dem unbemittelten Kunstfreund bleibt nur noch der Olymp erschwinglich. Im Parkett und den Rängen machen sich Revolutionsgewinnler und Schieber breit. Und die wenigen billigen Plätze verschwinden teilweise noch auf unerklärlichen Wegen, sind auf jeden Fall bei Beginn des Vorverkaufs nicht mehr vorhanden. Sollten die Staatstheater auch nicht frei sein von der Volksseuche: Schiebertum? E. M.

*

Laßt eure Jungen Müllkutscher studieren!

Die Berliner Müllkutscher wollen täglich drei Touren machen und nicht mehr als 100 Kasten täglich abholen. Dafür erhalten sie einen Wochenlohn von 160 Mark (also 640 Mark Monatslohn), ferner für das Putzen und Reinigen der Pferde am Sonntag 6 und 9 Mark, sowie 2 Mark für das Beschlagen der Pferde. Der Urlaub wird bezahlt und das Trinkgeldnehmen gestattet. Für das Fortschaffen des während des 16tägigen Ausstandes liegengebliebenen Mülls erhalten die Kutscher und Schaffner eine besondere Vergütung und einen Vorschuß von 100 Mark.

Mit Trinkgeldern, die nicht zu knapp zu veranschlagen sind, wird das Mindesteinkommen des Müllkutschers einen Betrag erreichen, der den Neid der besitzlosen gebildeten Klasse erwecken kann.

*

Ein Kunstabend beim Kultusminister

In der neuen, von Stefan Großmann herausgegebenen Wochenschrift „Das Tagebuch" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) wird erzählt:

In einer Sammlung von Haenischs Kulturreden dürfen vor allem die Glockentöne nicht fehlen, mit denen er bei einem unvergeßlichen Kunstabend im eigenen Hause, nämlich im Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, die Vorlesung des Dramas ... „Moses" von ... Viktor Hahn eingeleitet hat. Der Gedanke, daß ein Minister für allerlei schöne Angelegenheiten bedeutende Leute abends zwanglos bei sich zu Gaste

Digitized by Google

sieht, ist verlockend. Er muß den Geistern zu Bier und belegten Brötchen aus was Subtileres bieten können ... Wer aber beschreibt das Entsetzen der Gäste, als Viktor Hahn, der Besitzer des abgeschmacktesten Boulevordblattes von Berlin, „Achtuhr-Abendblatt", sein Drama „Moses" aufblättern und daraus lesen durfte ... zehn Minuten ... zwanzig Minuten ... eine halbe Stunde ... dreiviertel Stunde ... beinah eine Stunde. Erst herrschte schreckliches Schweigen, dann begann sanftes Flüstern, später erreichten ein paar Mutige die Türen, und schließlich wurde das Schwätzen und Raunen so laut, daß Viktor Hahns zarte Mädchenstimme nicht mehr sehr störte. Langsam, je tragischer es bei Moses zuging, stieg die Fröhlichkeit im Saale. Plötzlich hörte man aus dem Geflüster einige Sätze: „Könnte ihm nicht ein halbwegs kunstverständiger Beamter das Programm machen? ... Wozu ist denn Becker da? ... Das kommt von den Leitartikeln im Achtuhrblatt ... Er sollte doch Troeltsch fragen ... Wie still und angenehm war es hier unter Schmidt."

*

Wedekinds Athletengarde

Die Ortsgruppe München des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller hat lebhaften Einspruch gegen die Störungen erhoben, durch die ein Teil der Zuhörerschaft die Aufführungen von Wedekinds „Schloß Wetterstein" unmöglich gemacht hat. Den Schutzverband Deutscher Schriftsteller sind wir gewohnt, auf der Bildfläche erscheinen zu sehen, sobald das, was ihm als Freiheit und Fortschritt erscheint, scharf angefaßt wird. Früher trug der Feind meistens die schwarze Toga des Staatsanwalts, und das Publikum wurde zum Zeugen aufgerufen, dieses Mal würde man wohl am liebsten die republikanische Staatsgewalt anrufen gegen das Publikum. Das heißt, man nimmt auch mit anderen Gewalten vorlieb. Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 967 vom 29. Dez. 1919), bekanntlich auch ein Hort der demokratischen Freiheit und unbeschränkter Meinungsäußerung, bringt gleich einen langen Bericht über diese Münchener Aufführungen unter dem Stichwort „Wedekinds Athletengarde". Er ist in dem üblichen Feuilletonstil gehalten, der dem Verfasser gestattet, sich je nach Ausgang der ganzen Geschichte auf die Seite der Gewinnenden zu stellen. Aber man fühlt doch, wohin sein Herz ihn zieht. Er spricht von „wirkungsvollen Pogromübungen der in Banden organisierten Hüter von Ordnung, Zucht und Sitte" und bespricht ohne einschränkende Kritik die neuartigen Maßnahmen, die die Theaterleitung zum Schutze der literarischen Bedürfnisse ihres Publikums getroffen habe. Diese Schutzmaßregeln bestehen darin, daß die Eintrittskarten nur im Vorverkauf einzeln auf den Namen des Empfängers und gegen Unterschrift eines Reverses abgegeben werden, auf dem der Besucher versichert, daß er den Inhalt des Stückes kenne und sich mit ihm einverstanden erkläre. Gleichzeitig erhält man eine Bekanntmachung ausgehändigt, in der sich die Direktion im Einvernehmen mit der Polizeibehörde das Recht wahrt, Störenfriede aus dem Zuschauerraume zu entfernen.

Ist sie nicht köstlich, diese Freiheit? Und ist diese literarische Einstellung nicht ganz wunderbar, bei der man sogar sein Einverständnis mit der theoretisch verrannten Geschlechtlichkeitsmoral Wedekinds schriftlich versichern muß?

Doch damit nicht genug. Für die (vorläufig) letzte Aufführung stand den Kammerspielen — und nun muß ich den Bericht der „Frankfurter Zeitung" wörtlich bringen — „außerdem neben einem stattlichen Aufgebot an Schutzleuten noch eine Garde von etwa dreißig gut gebauten Mitgliedern eines Athletenvereins zur Verfügung, die zweckentsprechend unter dem Publikum verteilt saßen. Es waren ganz herkulische Gestalten darunter und anerkannte Träger der Meisterschaft auf dem Gebiet des Ringkampfes, Preisboxens und Jiutsiu. Als an einer Stelle des ersten Aktes aus dem Parkett der Ruf ‚Pfui, wie pervers!' erscholl, erhoben sich automatisch ein paar der starken Männer und beförderten den Zwischenrufer fast lautlos an die Luft. Im zweiten Akt wiederholten

Digitized by Google

sich die Proteste in turbulenterer Form. Nun mußte schon der ganze Athletenverein in Tätigkeit treten, aber nach kurzem Tumult hatten die geübten Muskeln kunstgerecht ihre Arbeit verrichtet und es herrschte wieder respektvolle Ruhe im Saal. Die Präzision, mit der sich der Athletenklub seiner Aufgabe entledigte, fand allgemeine Bewunderung. Wedekind selbst wäre stolz auf solche Prätorianer gewesen."

Wir wollen doch festhalten, mit welchem Behagen die „Frankfurter Zeitung" die Mitwirkung eines Athletenklubs in einem geistigen Kampfe annimmt, wenn er seine wohlgeschulten Muskeln in den Dienst der von der Frankfurterin vertretenen Sache stellt.

K. St.

*

Der mauschelnde Christus

Alfred Kerr gibt die Offenbarung in der „Neuen Rundschau" (Dezemberheft 1919). Sein „Jerusalem" überschriebenes Reisetagebuch, überreich an erhellenden Einblicken in die alljüdische Seele, gipfelt im nachfolgenden Abschnitt.

„Ich höre Christus mauscheln. (Ihr hört es nicht.) Weil meine Schriften, die singendgedrungensten in deutscher Sprache seit ihrem Bestand —, weil meine Schriften selber mauscheln, in, sozusagen, steingeschnittenem Tonfall.

Blumenhaft und felsfest.

Schlankgewogen und falkenjäh. Ihr hört die Hälfte. Wißt Ihr was vom Tonfall des Alten Testaments — den ich verpreußt habe?

Christus hat den Satz: „Wenn dich dein Auge ärgert, reiß es aus" sicherlich so gesagt: „Wenn dich dein Auge ärgert" — Pause; eingeschobenes unhörbares „Nun?"; nochmals unhörbar: „Nun?"; Schluß der Pause; fortfahren mit verändertem, plötzlich erleuchtetem, doch nur leise triumphierendem Tonfall: „Reiß es aus!" (als ob jemand sagte: das ist doch sehr einfach).

Oskar Wilde, darin ein Esel, läßt Christum griechisch parlieren. Wird ihm was. Gemauschelt hat er! Das ist: blitzhaft-unterscheidlich gesprochen.

Hört ihr es jetzt?

„Wenn dich dein Auge ärgert, — — — — reiß' es aus!!" — —

Für den Antisemitismus braucht man nichts übrig zu haben, um doch einen „Verein zur Abwehr des Semitismus" in Deutschland für dringend nötig halten zu können. K. St.

*

Das Theater als Animierlokal

„Dem Hauptteil der Kunden, der Schauspielkunst nicht zu würdigen weiß, mag ein Mitglied die Merkmale seiner Weiblichkeit weisen. Die sind neuerdings in der moralischen Anstalt Trumpf. Damit ersetzt man Begabung, Technik, Anmut und Witz: Georg Reickes alberne ‚Sie', Fräulein Erika Gläßner, läuft im Komödienhaus halbnackt einher, und als lüstelnde ‚Unberührte Frau' der Gabryela Zapolska geht im Kleinen Theater die Direktorin ihrem Ensemble mit disziplinverheerend schlechtem schauspielerischem Beispiel zu einem Drittel bekleidet voran. Gekitzel ringsum. Das Theater als Animierlokal. Es lösen sich alle Bande frommer Scheu. Und da leugne noch einer, daß die Bühne bestimmt ist, dem Zeitalter seine wahren Züge zu zeigen."

Also zu lesen: nicht in einem sogenannten von „freien" Leuten gern verhöhnten „Muckerblättchen", sondern in Nr. 51 von Siegfried Jakobsohns „Weltbühne".

*

Verpöbelung

Der soziale Mischmasch: Folge der Revolution, der Herstellung gleicher Rechte, des Aberglaubens an „gleiche Menschen". Dabei mischen sich die Träger der Niedergangsinstinkte (der Unzufriedenheit, des Zerstörertriebes, des Anarchismus und Nihilismus), eingerechnet der Sklaveninstinkte, der Feigheits-, Schlauheits- und Kanaillen-Instinkte, der lange unten gehaltenen Schichten in alles Blut aller Stände hinein: zwei, drei Geschlechter darauf ist die Rasse nicht mehr zu erkennen — alles ist verpöbelt. Friedrich Nietzsche

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

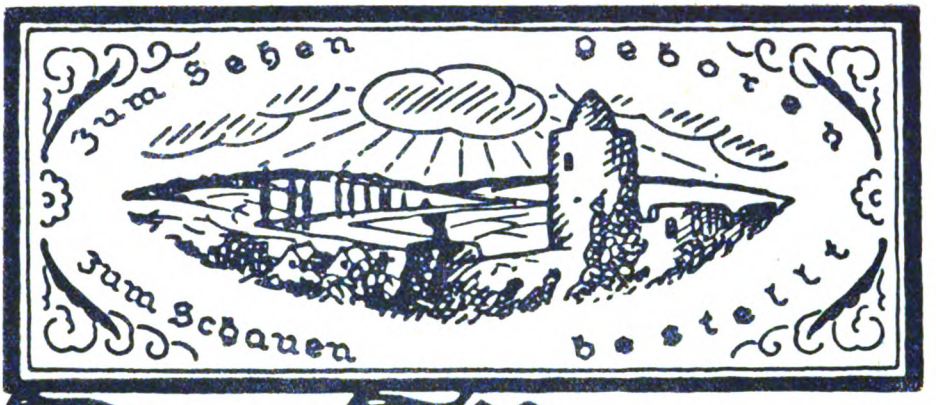
Digitized by Google

Digitized by Google

Segen der Arbeit — A. v. Volborth

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. März 1920 Heft 6

Das reife Volk

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Es mag wohl eine Zeit kommen — wir wollen es hoffen —, in der das deutsche Volk reif sein wird, sich selbst zu regieren. Daß es jetzt noch sehr weit von diesem glücklichen Zustande entfernt ist, dafür hat es erschreckende, auch den Pessimisten erschreckende Beweise geliefert und liefert sie ahnungslos fortgesetzt weiter. Wie ein kleiner lüsterner Junge läuft es bald diesem, bald jenem nach, der ihm — je nach der „Reife“ — einen Apfel, eine Tafel Schokolade, eine Schachtel Zigaretten oder ein Pfund Speck hinhält. Es genügt aber schon das bedruckte — Einwickelpapier. Wer seinen eiteln Schwächen, seinem trägen Illusionsbedürfnisse, seinen Neidinstinkten gegen den nicht nur höhergestellten, sondern höhergearteten Stammesgenossen am plumpesten schmeichelt, der hat es.

Die Feinde wußten, was sie taten, als sie dieses närrische Kindsvolk beschwatzten, sein ererbtes und erprobtes Regierungssystem, unter dem es groß und ihnen furchtbar geworden war, in Stücke zu schlagen. Sie quietschten schier vor Entzücken, als es dann noch wie eine Rotte bösartiger Rangen, flackernden Irrsinn im Auge, einen wüsten Affentanz auf dem Leichnam seines gemeuchelten Selbstschutzes aufführte. Sie wußten: mit dem alten Deutschland war Deutschland, war, was die Welt unter Deutschland begriff, zu Grabe getragen, das Deutschland, das sie haßten, weil sie es fürchteten und bewundern — mußten.

Dieses Deutschland war nicht Mehrheit, nicht Masse, es war Zucht und

Digitized by Google

Auslese, war eine Aristokratie der Pflicht, des Geistes und der Gesittung, der Wissenden und Könnenden, ein wunderbar kunstreich und doch festgefügter Bau. So festgefügt, daß er nur von innen heraus gesprengt werden konnte. Wie wenig dieses Deutschland nur Fassade, wie sehr es der Bau selbst war, das sehen wir ja. Denn was bedeutet jetzt noch Deutschland? Eine Trümmerstätte, auf der eine Herde ohne Hirten wirr durcheinanderläuft, besinnungslos um sich beißt, kaum mühsam noch durch einige Schäferhunde davor bewahrt wird, gänzlich auseinanderzulaufen oder sich gegenseitig totzubeißen.

Eine Binsenwahrheit, daß das „alte System" sich gröblichste Fahrlässigkeiten und Verfehlungen, widrigste Auswüchse hat zu schulden kommen lassen. Es wäre zweckmäßiger gewesen, wenn das reife Volk ihnen zu Leibe gegangen wäre, als es noch Zeit war, statt jetzt Aktenbündel und Zeitungsspalten mit ihrer Aufzählung zu füllen, nach Schildbürgerart über Angeklagte zu Gericht zu sitzen, die das Zeitliche gesegnet haben. Aber das reife Volk hatte gerade gegen ihre schlimmsten Verfehlungen am wenigsten einzuwenden, ließ sich's bei ihnen recht wohl sein, so lange es nur in vermeintlicher Sicherheit am Geschäftsgewinne teilnehmen, gut essen und trinken und nach Herzenslust sich amüsieren konnte. Die technischen Betriebsmittel zwar (Militarismus und Marinismus im Dienste des Geschäfts und der Geschäftsreklame) mißbilligte es zum Teil — moralisch, aber den Profit steckte es gerne ein. Wir wollen uns alle miteinander nichts vormachen. Wir waren Menschen wie andere auch, nur zu geschäftstüchtig, und machten auch noch in Moral.

Es ist kein Zufall, daß mit den Hoheitszeichen des Hohenzollernschen Kaiserreiches auch die Hoheit Deutschlands aus der Welt verschwunden ist. Aber ein Verhängnis ist es und ein erschütterndes Zeugnis für die „Reife des Volkes", daß das Versagen zufällig regierender Dynasten hinreichte, das gesittetste, ordentlichste, sauberste Volk der Welt in eine zuchtlose, blind in ihr Verderben taumelnde Horde zu verwandeln. Die westliche „demokratische" Circe hatte ihr Werk getan. Das berechtigt, zwingt zu dem Schluß, daß die Revolution keine Folge natürlicher, organischer Entwicklung war, sondern ein unvermittelter Bruch der Entwicklung, keine Beschleunigung der Fahrt in der gewiesenen Zielrichtung durch erhöhte motorische Kraft, sondern ein Unfall, eine Entgleisung, vergleichbar einem Eisenbahnattentat, verübt durch Unzurechnungsfähige oder verbrecherische Raubgesellen. Im wahren Sinne also kein Fortschritt, sondern eine Hemmung auf Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte — Reaktion. Auf Schritt und Tritt stolpern wir über ihre Rudimente, über Schutt und Geröll zerschlagener wirtschaftlicher und geistiger, unschätzbarer Kulturgüter. Wenn wirtschaftlicher und geistiger Rückgang bis zur schweinischen Verdreckung nicht nur aller öffentlichen Einrichtungen und Verkehrsmittel, sondern auch der Seelen, der Moral bis zu den einfachsten Umgangsformen nicht Reaktion ist, — was ist dann Reaktion?

„Potsdam oder Weimar" — welches Kindsgeschwätz! Die betonte Berufung der Nationalversammlung nach der örtlichen Wirkungsstätte Goethes und Schillers — welche Reife! Welches Theater auch für das geistig geladene Ausland als Publikum, dem löbliche Dienstbeflissenheit vor Augen führen sollte,

Digitized by Google

daß Deutschland nun auch wirklich reumütig in sich gegangen, auf Potsdam verzichtet habe und wieder das Deutschland von Weimar geworden sei. Potsdam ist nicht mehr — hat nun Weimar das Erbe angetreten? Potsdam ist nicht mehr, und Weimar — ist auch nicht mehr! Vergleicht die „Löhne“ eines geistigen Arbeiters, eines Dichters und Denkers, der nicht gerade für Films oder für Bordelltheater und Bordell-Literatur „dichtet und denkt“, etwa mit denen eines Berliner Müllkutschers, und dann sagt mir, auf welchem Monde euer Weimar wohl liegen soll? Aber besser, ihr schreibt euch hinter die Ohren, was eure sachverständigen Genossen darüber aussagen. Der Finanzminister Dr. Südekum stellte „Kulturlosigkeit und Verblödung“, der Kultusminister Dr. Haenisch den „Untergang unseres geistigen Lebens“ in nahe und sichere Aussicht, wenn — ja wenn nicht ein Wunder geschieht.

Ein Narr, der hoffen möchte, daß aus der „Masse“ oder „Mehrheit“ des „reifen Volkes“ uns die Rettung kommen könnte. Wenn sie uns kommt, dann sicher nur von einzelnen starken Persönlichkeiten, Geist- und Willensmenschen — Aristokraten. Es brauchen keine Geburtsaristokraten zu sein, wenn sie nur geborene Aristokraten sind, und die wachsen Gott sei Dank in allen Klassen. Sie warten ihre Zeit ab und sterben nicht aus. Aber es ist an der Zeit, heraus mit ihnen, an die Front! Partei in Todesnot ist Wahnsinn. Aus welcher Partei sie auch kommen mögen, wenn es nur Männer sind, ehrliche und kluge Männer, die wissen, was sie wollen und steife Nacken haben — für sie ist das Volk reif.

Botticelli · Von Mela Escherich

Gequälter Wahnsinn, schluchzende Begierde,
Ein Sternensplitter aus der Seligkeit,
In allem Jammer noch die Lust nach Zierde,
Verhaltne Glut und süße Müdigkeit.

Ein lautes Weinen in den Frühling hinein ...
Ein Schluchzen höchster Not ...
Verzitternd Schrein
Von lilienblassen Frauen, die aus dem Reigen
Der Nymphen stürzen zu des Gottessohnes Tod
Und sich wie matte Blumen um ihn neigen.

O Schwanenlied der Zeit, die ahnungsgroß
Schon einen Raffael trug in ihrem Schoß!

Digitized by Google

Die Ringer

Von Otto Schwarz

(Im Preisausschreiben des Türmers mit einem zweiten Preise ausgezeichnet)

Der Hauptteil der Vorstellung kam. Die Menge wartete auf den Einzug der Ringkämpfer in die Arena, und die Musik spielte einen schmetternden Marsch. Der Vorhang teilte sich und die Helden traten auf. Einer hinter dem andern schritten sie im Gänsemarsch in dem Rund umher und gaben den erschienenen Zuschauern reichliche Gelegenheit zur Bewunderung. Es waren zwölf Kämpfer.

Den Reihen eröffnete ein schöner Mann mit offenem Antlitz, blond und blauäugig, schlank gewachsen mit wundervoll ausgearbeiteten Muskeln und freier Würde im Schreiten. Er trug einen schwarzen Trikot. Das war der Weltmeister Hans Dietrich.

Hinter ihm tappte ein Ungeheuer in braunem Gewand, einem gewaltigen Tiere ähnlich, das auf den Hinterbeinen zu gehen gelernt hatte. Ein kleines häßliches Haupt mit niederer Stirn und struppigem Haar saß auf einem gewaltigen Nacken und der Hals schien dicker zu sein als der Kopf. Die mächtige Brust verschwand zwischen ungeheuren Armen, und vom gewaltigen Bauch standen riesige Schenkel ab wie bei einem dickhäutigen Tier der Vorzeit. Auf säulendicken Waden lastete der überladene Bau dieses Riesenkörpers, und klein und täppisch sahen sich die Schritte an, wenn die Schenkel des Ungetüms sich aneinanderreibend mit ihrer Bürde weiterbewegten. — Das war der Meister von Nord- und Mitteldeutschland, Peter Klotz.

Dann folgte eine bunte Reihe. Ein großer brauner Mann mit ganz entblößtem Oberkörper und hängendem Bart, der Meister der Türkei und ein gelber Japaner wechselten mit kleineren Meistern aus weißen Ländern von Sibirien bis Spanien. Durchweg schöne, kraftvolle Männer. Sie paßten ihre Schritte dem Klang des Fanfarenmarsches an und schritten teils wuchtig, teils sich gefällig wiegend herausfordernden Blickes dahin. Drei Paare sollten heute kämpfen, die andern morgen. Aber die Aufmerksamkeit aller galt dem Ungetüm, denn seine plumpe Gestalt und sein brauner Trikot stachen ab gegen jeden seiner Genossen. „Wie eine Riesenkröte", sagte ein Mädchen zu seinem Schatz.

Die Ringer waren dreimal um das Rund gewandelt und verschwanden wieder hinter dem roten Vorhang. Die Musik ging in eine unbestimmte Weise über, die Zirkusdiener legten in der sägmehlbestreuten Fläche einen gewaltigen Teppich nieder. Man zog eine Grenze aus Stricken auf dem eigentlichen Kampfplatz, und der Schiedsrichter ward sichtbar, eine mächtige Gestalt, befrackt, mit in die Stirn gekämmten Haaren und einem hängenden Schnurrbart. Lauter Beifall begrüßte den nun wieder in die Öffentlichkeit tretenden Wirt und früheren berühmten Ringkämpfer. Die Kundigen erzählten von seinen Siegen über Bech Olsen, den berühmten Schweden und über den Franzosen Peyrotes. Ein großes Murmeln erhob sich, denn allenthalben wurde mit Eifer gesprochen. Kellner trugen

Digitized by Google

Bier umher, und eine drückende Hitze herrschte in dem übervollen Raum. Pferde- und Menschengeruch, Staub und zerstäubter Duft bildeten einen dicken Dunst, und die Bogenlampen schienen mit grellweißem Licht über das bunte Bild der hell und farbig gekleideten Menge.

Die Marschmusik setzte wieder ein, und das Getöse ward stärker. Das erste Paar trat in die Arena, Männer ohne Namen. Sie bekamen sich bald mit guten Griffen zu fassen und rangen mit Eifer und Gewandtheit. Die schönen kräftigen Körper der Leichtgewichtskämpfer wechselten von einem Augenblick zum andern die Stellung und zeigten die arbeitenden Muskeln in wundervoller Spannung. Mit federnder Kraft wanden sich die Männer aus den gewaltigen Umarmungen, und überraschend war es, daß einer den andern mit einem jähen Ruck zur Erde warf und ihm die Schultern niederdrückte.

Der Kampfrichter bewegte seinen Bauch gegen die Ringer, und aufatmend stand der Sieger, der Geworfene erhob sich langsam und stellte sich keuchend neben seinen Überwinder. Aber der Beifall war mäßig. Die Sachverständigen erklärten ihren Freundinnen die Griffe und lobten und tadelten, aber in einer geringschätzigen Weise. Es waren unbekannte Größen und keine Männer, deren Namen bei ihrer Beurteilung so schwer in die Wagschale fiel als ihr Dreizentnergewicht. Die Schlosser aus dem Athletenbund und die jungen Kaufleute versicherten mit kaltem Ausdruck ihren schon warm gewordenen Mädchen „das ist noch gar nichts“, wenn ein gar zu gepreßter Seufzer laut wurde.

Die weniger Sachverständigen hatten ihre Freude an den prachtvollen Stellungen der gewandten Ringer, und sie waren es, welche den Beifall spendeten.

Aber beide Gruppen wurden in ihrer Aufmerksamkeit abgelenkt durch Peter Klotz. Seine erdfarbene Riesengestalt ward in den Reihen des ersten Rangs sichtbar, wo er einherwatschelte, gefolgt von einigen breitschultrigen Herren mit weichen Filzhüten, großen Uhrketten und dicken Schnurrbärten. Die Gruppe zog alsbald die bewundernden Blicke der Sachverständigen auf sich. „Das ist der Klotz!“ sagte ein junger Mensch zu seinem Mädchen, „schau', was der für Arme hat! Und für einen Hals, da sitzt's!“ „Aber wüst ist er, o pfui Teufel!“ sprach das ehrliche Mädchen. Ihr Schatz verwies ihr die Rede: „Das ist der beste Mann im Schwergewicht und darauf kommt's an; der Dietrich kann schauen, wo er bleibt. Das ist was anderes als wenn einer herumhüpft wie ein Floh. Aber verstehen muß man was davon!“ Das Mädchen schaute sich neugierig den näherkommenden Helden an und fand ihn keineswegs vortrefflich. Jetzt erhob sich ein bewunderndes „Ah!“ Und alle Köpfe und Blicke richteten sich nach der Gruppe der starken Männer. Peter Klotz hatte soeben ein Markstück mit den Fingern zusammengebogen. Ein blödes Lächeln in seinem kleinen wulstigen Gesicht, stand der Koloß und ließ sich bewundern. Aus dem „Ah!“ wurde Händeklatschen und ein starkes Geräusch, das sich unter den wieder einsetzenden Marsch mischte. Die zwei nächsten Kämpfer traten auf und hatten eine bessere Anziehungskraft als ihre Vorgänger. Die Stimmung war angewärmt, und der Anblick des Peter Klotz wirkte begeisternd auf die Verehrer des Ringkampfes, wie ein Molochsbild auf die Bevölkerung Karthagos Strahlen feuriger Wildheit ausgesandt hatte.

Digitized by Google

Die Weiber schauten mit geheimem Schauder den wüsten Kerl an und die Schönheit der zwei Ringer von vorhin hatte lange nicht so an ihre Herzen gerührt wie die plumpe, massive Elefantenwucht, die Peter Klotz ausstellte. Es war der Reiz des Außerordentlichen. Die Männer redeten sich zu von den Aussichten, die Dietrich habe und sprachen viel von Technik und Schwergewicht.

Die jetzt Auftretenden waren der braune Türke und der gelbe Japaner. Sie trugen keine Trikots, sondern ihre nackten Oberkörper leuchteten glänzend von Öl aus dem staubigen Dunst des Kampfrings. Der Meister aus der Türkei überragte den Meister von Japan um eine halbe Haupteslänge und war ein ziemlich schwerer, fetter Bursche mit glattrasiertem Schädel. Die schön ausgearbeitete und herrlich gewölbte Brust und die schlanken und mit untadeligen Muskeln besetzten Gliedmaßen der weißen Kämpfer fehlten dem braunen Tataren, und ohne Ausdruck schien sein fleischiger Leib. Der Japaner war breit in den Schultern und mager im Fleisch. Er trug einen dicken Haarschopf und hatte lange, häßliche Arme. Die Weiber beschauten wohlgefällig und gierig die fremden Männer. Aber immer wieder schweiften ihre Augen zu der außergewöhnlichen Häßlichkeit des Riesen. Die zog mehr an als die fremde Hautfarbe der Asiaten.

Inzwischen waren die zwei geölten Helden handgemein geworden und wälzten sich bald in aalglatten Verrenkungen auf dem Teppich. Sie hatten es scheinbar darauf abgesehen, ihren Kampf in die Länge zu ziehen. Keinem gelang es, die Schultern des andern niederzudrücken. An dem ruhigen Fett des Türken glitten die Schlangenarme des Japaners ab, und dessen stämmige Schultern boten jedem Versuch Trotz, ihn durch überlegenes Gewicht zu ermüden. Die Sachverständigen männlichen Geschlechts kamen in Verlegenheit, denn die Umklammerungen der farbigen Helden stimmten nicht mit den üblichen Griffen des griechisch-römischen Ringkampfes überein. Die ersten zehn Minuten vergingen und der Kampfrichter schwang eine Glocke, ging auf die sich Wälzenden zu und zerrte an ihren Schultern. Sie ließen ab voneinander und wischten sich den Schweiß von den glänzenden Leibern.

Die Zuschauer waren aufgeregt. Die scheinbare Gleichheit der Gegner, die unauffällige Art der Vorteile, die sie suchten, das Geheimnis des Fremden reizte die Leute, und ungeheuerliche Reden über die geheime Ringkunst der Japaner, Erinnerungen aus billigen Heften und Schauergeschichten wurden den andächtig lauschenden Weibern vorgetragen. Man erinnerte sich an die Bambuskünstler und Messerwerfer. Der Türke war eine noch unbekanntere Menschenart.

Peter Klotz war inzwischen mit seinem Gefolge verschwunden. Die Pause war zu Ende. Der Kampfrichter mit seinem gewichsten Schnurrbart gab mit einer prachtvollen Seiltänzergebärde das Zeichen zum Weitermachen. Der Japaner trank Wasser, wischte sich das Gesicht ab, und fuhr auf den Türken los. Er bückte sich tief und suchte anscheinend einen Griff, der braune Leib und Kopf seines Gegners folgte seiner Bewegung, dann fuhren beide hoch empor, der Türke ließ die Arme vom Leib des Gegners gleiten, fuhr mit beiden Händen nach dem Gesicht und war im gleichen Augenblick blitzschnell zu Boden gerissen. Der Gelbe hatte seinen Trunk Wasser im Mund behalten, dem Braunen in die Augen gespuckt und

Digitized by Google

ihn in seiner Verwirrung niedergeworfen. Blitzschnell ging das. Der Gelbe stand siegreich und lächelte. Ein Höllenlärm ging los. Man pfiff. „Gemeinheit!“ „Lump!“ schrien die einen. Andere lachten. Wieder andere fragten nach dem Hergang. Die Weiber fingen an furchtbar und krampfhaft zu lachen.

Der Kampfrichter stand mit wehenden Handbewegungen bei dem Gelben und schien die Sache selbst noch nicht erfaßt zu haben, als der Türke sich wieder erhoben hatte und wie ein Teufel über den Gelben herfiel, ihn am Hals griff und zu erdrosseln drohte.

Der Lärm wurde immer toller, der ganze Zirkus schrie, pfiff und roch nach Schweiß. Der Kampfrichter griff mit seinen gewaltigen Fäusten zu und riß den Türken vom Hals des Japaners. Er konnte es nicht hindern, daß der Gelbe dem Gegner noch eine klatschende Ohrfeige gab. Von den vorderen Bänken setzten verschiedene Mitglieder von Athletenbünden über den Rand der Manege im dunklen Drang, einzugreifen und sich als Männer vom Fach zu erweisen. Die Mädchen sahen ihnen entsetzt und begeistert nach, schrien und schimpften. Die Musik spielte, was aus den Instrumenten herauswollte, und ein wüster Haufe wälzte sich unter heftigen Gebärden und großem Geschrei dem Vorhang zu. Der Kampfrichter wedelte mit seinen ungeheuren Fäusten, wie ein Hexenmeister vor seinen unsauberen Geistern und verschwand schließlich auch hinter dem roten Vorhang.

Allmählich ließ die wohltätige Aufregung nach, und man erinnerte sich, daß noch viel Genuß an diesem Abend zu erwarten war.

Einigen wurde übel. Die Luft war zum Ersticken, und der Einbruch in die Manege hatte Staub in Menge aufgewirbelt. Die heiseren Kellner konnten nicht genug Bier heraufschleppen. Mittlerweile war der Kampfrichter wieder aufgetaucht und stand in der Abschrankung auf dem Teppich. Er hielt eine Rede, aber man verstand kein Wort. Nur ausgestoßene Schreie waren hörbar. Die Sachverständigen schrien wieder gegen den Mann mit dem geschmalzten Scheitel und der gewaltigen Schulterbreite. Er machte eine ungeheure Geste des Händewaschens in Unschuld, spuckte aus und winkte zu der fiedelnden Musik hinauf.

Es fiel ein Paukenschlag. Der Vorhang teilte sich. Hans Dietrich und Peter Klotz, die großen Helden des Tages erschienen.

Einen größeren Gegensatz als diese beiden Gegner konnte sich nicht leicht jemand ausmalen. Deshalb verstummte auch alsbald der Höllenlärm, und der Kampfrichter fand seine ganze Würde wieder.

Hans Dietrich war in seiner stattlichen, kräftigen Schönheit ein strahlender Held, der gegen einen Riesen des Waldes zu Feld zog. Peter Klotz sah dreimal so wuchtig aus! Ein dummes Grinsen schwebte auf seinem kleinen Faultiergesicht, als er sich vor den Zuschauern neigte. Er brachte es nur zu einer unbeholfenen Bewegung seines dicken Halses. Dietrich lächelte fröhlich bei seiner schlanken und tiefen Verbeugung und sah nach den hübschen Mädchen.

Mit atemloser Spannung hingen die Blicke der Zuschauer an den Ringkämpfern. Bewundernde Rufe wurden laut. „Das ist ein hübscher Mensch!“ „O was für ein scheußlicher Kerl!“ „Schau' den Hintern an!“ „O je! o je!“ So ging's ohne Aufhören.

Digitized by Google

Die Musik setzte aus. Totenstille herrschte. Die zwei gaben sich die Hand. Hans Dietrich umging seinen Gegner und der drehte sich, langsam und mißtrauisch gegen die Gewandtheit, die mit Pantherschritten ihn bedrohte.

Jetzt war Dietrich an ihn gefahren, aber der Koloß schüttelte sich, tat einen Griff mit der linken Faust und hatte den rechten Arm seines Gegners gefaßt. Sonst tat er nichts, aber sein Gesicht war bösartig zusammengezogen und seine Faust war von Stahl. Das war ein Griff, der festhielt in Ewigkeit. „Ob er ihn beißt?“ frug ein hübsches Mädchen angstvoll ihren Freund.

Hans Dietrich gab dem Druck der Riesenfaust nach. Er schonte sich. Lange hielt ihn der andere fest, und Rufe der Entrüstung brachen los. „Faultier! Schweinkerl! Ist das gerungen?“ Andere schrien: „Das ist korrekt! Das ist erlaubt!“ Und plötzlich hatte sich Hans Dietrich mit einer Bewegung wie das Aufschnellen eines Fisches aus dem Wasser von der Faust des Riesen gelöst und in einem zweiten wütenden Ansprung die Masse niedergerissen. Dann gab er sich alle Mühe, den mächtigen Körper umzudrehen und auf die Schultern zu zwingen. Wie ein Panther, der eine Riesenschildkröte auf den Rücken zu bringen sucht, arbeitete er. Aber er geriet wieder in den fürchterlichen Griff des Riesen. Der war erst ganz betäubt gewesen über den blitzschnellen Angriff des Gegners, aber jetzt kam er zur Besinnung und vertraute wieder auf die Eisenkraft seiner Arme.

Die Menge hatte begeistert aufgeschrien, als Dietrich den Riesen niedergeworfen hatte, und atemlos war die Spannung, als die fürchterlichen Arme sich an der schlanken Gestalt Dietrichs aufrankten und die ganze Masse des braunbespannten Körpers nachfolgte. Dietrich kämpfte mit seiner ganzen Kraft, um aufrecht zu bleiben und frei zu kommen, aber der dicke Klotz zog ihn nieder, schwer, unwiderstehlich.

Dietrich hatte jetzt den gewaltigen Brustkasten seines Widersachers umfaßt und versuchte, den Mann hochzuheben und auf den Rücken zu werfen. Aber der Riese drückte mit seinem Gewicht und seiner Kraft zu stark. Er holte mit dem gewaltigen Arm aus und fing an, seinem Feind über den kräftigen Nacken zu sägen, gleichmäßig und methodisch. Es war, als müßte Dietrichs Kopf abfallen.

„Pfui Teufel! Sau! Gemeinheit!“ flogen die Rufe. „Das ist erlaubt. Er massiert ihn!“ schrien die Kenner. Gemein sah es aus und widerwärtig, wie eine Hinrichtung, als der ekelhafte Kerl seinen Arm hin und her zog. Dietrichs Kopf wurde rot. Der Tumult wurde gewaltig. Man pfiff, man schrie, die jungen Leute schienen bereit, wieder in den Kampfraum einzubrechen, fürchteten sich aber. Die Weiber stießen entrüstete Schreie aus, alles tobte. Da schrie der Kampfrichter etwas. Dann ging er zu Klotz und brüllte ihn an. Die Zeit war um für den ersten Gang, und eine erlösende Pause von zwei Minuten kam.

Das Ungeheuer ließ sein Opfer los und stellte sich breit auf. Mit bösartiger Ruhe blinzelte er. Sein Gegner lächelte, und die Augen der Frauen hingen mit Bewunderung und Wohlgefallen an dem schönen Mann. Alle geheimnisvolle Vorliebe für den ungeheuren Klotz war erstorben. Die furchtbare Roheit dieser Nackenmassage hatte ihm die Ungunst und den Haß des Volks eingetragen. Die Stimmung war schlecht für ihn. Die Kenner hielten ihm die Stange, aber mit halbem Herzen,

Digitized by Google

und der Kampfrichter hatte gewaltige Verteidigungsreden zu führen. Die Hitze war fürchterlich, der Schweißgeruch schrecklich. Es lag ein Hauch über dem Schauspiel, wie er über den blutigen Amphitheatern des alten Italiens lag. Das Volk nahm Partei. Die Musik spielte während der Pause amerikanische klappernde Weisen. Jetzt schwieg sie. Es ging wieder los.

Die Männer faßten sich mit gleicher Umringung. Und atemlos, gierig starrten die wilden Augen der Zuschauer auf die Kämpfer. Dietrich verfügte über eine Riesenkraft, die bei seinem schlanken Wuchs und dem ungeschlachten Gegner doppelt bewundernswert war. Endlich, mit einem mächtigen Ruck lüpfte ihn Klotz und Dietrich kniete am Boden, sich mit den Händen stützend. „Die Brücke", erklärten die Kenner. „Ob er sie eindrückt?" ging die erregte Frage. Und schon hatte der Riese sich mit Wucht auf den Rücken seines Gegners geworfen. Aber Dietrich hielt den Anprall aus und Klotz, gewohnt, seine Gegner durch sein Gewicht von vier Zentnern niederzudrücken, wenn es mit der Kraft der Arme nicht schnell genug ging, hob sich und stürzte sich mit Raubtierwucht auf seine Beute. Aber wieder hielt Dietrich stand. Die Weiber kreischten. Flüche und Pfiffe erfüllten den Raum. Der Kampfrichter wedelte wie eine Windmühle.

Klotz war heiß geworden. Er hob sich abermals und trat einen halben Schritt zurück, damit er sich mit um so größerem Schwung auf Dietrich stürzen könnte. Es war nur ein kleiner Augenblick. Dietrich hatte scharfen Auges gesehen, wie Klotz sich aufrichtete und schielte nach ihm. Jetzt stürzte der Felsblock nieder — da gab Dietrich seinem Körper einen federnden Ruck. Hoch schnellte er empor, und Klotz lag regungslos auf dem Bauch, wie eine erschlagene Kröte.

Ungeheurer Jubel donnerte, und die Augen leuchteten wie befreit von der ungeheuren Angst vor einem bösen Schicksal. Hans Dietrich lächelte mit seinen schönen blauen Augen, als die Diener den bewußtlosen Klotz hinaustrugen.

Seltsam umraunt die Seele... Von Hans Sturm

Seltsam umraunt die Seele
das Dunkel der Dämmerung.
Einsame Wege wandern weit
in wartende Nacht
wie in verhangene Ewigkeit...
Kein Laut wird wach.
Kein Blick, der wegab lockt.
Die Dinge harren geisterstill im Raum
der letzten falben Schleier...

Wir aber suchen alle jenen Traum,
der uns umflutet
und in dem wir alle sind...

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche als Sexualethiker

Von Hans Siegfried Weber

Friedrich Nietzsche hat an den Zwiespälten unserer Zeit am tiefsten gelitten. Er wollte alt gewordene Gesetzestafeln zerbrechen und den Menschen neue Gesetze verkünden. Nicht ein Wissen versucht uns Nietzsche zu vermitteln, sondern ein Wollen. Wissen um des Wissens willen scheint ihm der Höhepunkt der Barbarei zu sein. Diejenigen, von denen die Mär ersonnen worden ist, daß Nietzsche der Prophet des Auslebens sei, stehen seinem Tiefsten verständnislos gegenüber; Schmutz und Schlamm ist in ihrer Seele. Die Hündin Sinnlichkeit blickt mit Neid aus allem, was sie tun. Noch in die Höhen ihrer Tugenden und bis in den kalten Geist hinein, in dem sie leben, folgt ihnen dieses Getier und sein Unfrieden. Und doch gab es kaum einen unter den schöpferischen Geistern unserer Tage, der mit größerer Selbstbeherrschung gelehrt und gelebt hätte, als Friedrich Nietzsche. Er ist der wirklich gottlos Fromme, der Gehorsam übte und Gehorsam forderte gegen die wahrhaft seelischen Kräfte des Menschen. Und kaum einer erkannte tiefer die innerliche Hohlheit und Angefressenheit jenes Mannestums, das undeutsch durch und durch ist, aber sich seuchenhaft über die deutschen Lande ausgebreitet hat. Aus der ganzen Brünstigkeit seiner Tage befreite sich Nietzsche und ging als großer Prophet in die Einsamkeit; hier richtete er die tiefen Worte an den deutschen Mann: „Ich liebe den Wald. In den Städten ist schlecht zu leben: da gibt es zu viele der Brünstigen. Ist es nicht besser, in die Hände eines Mörders zu geraten, als in die Träume eines brünstigen Weibes? Und seht mir doch diese Männer an: ihr Auge sagt es — sie wissen nichts Besseres auf Erden, als bei einem Weibe zu liegen."

Wo sind mit einer größeren Anschaulichkeit, mit aller Knappheit der Ausdrucksmittel solche Worte zu finden, aus denen das ganze Leid unserer Zeit hervorgeht? Wer hineinblickt in die ganze unreine Umgebung der großstädtischen Wasserköpfe, der wird überall, bei allen Veranstaltungen, bei allen Gesellschaften und in allen Schauspielen immer wieder das lüsterne Wesen der Hündin Sinnlichkeit schauen. Unnatürliche Spannungsgefühle werden hier geweckt und genährt, die dann nach Entladungen verlangen. Diese erotische Schwüle ist durchsetzt mit der großstädtischen Seichtigkeit. Nietzsche schaute tief in diese grausigen Abgründe, die sich den Großstadtmenschen auftun: „Und wie artig weiß die Hündin Sinnlichkeit um ein Stück Geist zu betteln, wenn ihr ein Stück Fleisch versagt wird: Ihr liebt Trauerspiele und alles, was das Herz zerbricht? Aber ich bin mißtrauisch gegen eure Hündin."

Als einzige Erlösung aus diesem Schmutz, der die Menschen unserer Zeit umgibt, ist die Umwandlung nötig: „Die Unschuld der Sinne". Die Keuschheit muß in den Menschen Platz finden, rein und lauter muß Wesen und Tun der Menschen werden. Und diese neu gewordenen Menschenkinder sind keine Mucker. Diese Keuschen von Grund aus sind milder von Herzen, sie lachen lieber und reichlicher als ihr. „Sie lachen auch über die Keuschheit und fragen: was ist

Digitized by Google

Keuschheit! Ist Keuschheit nicht Torheit? Aber diese Torheit kam zu uns, und nicht wir zu ihr. Wir boten diesem Gaste Herberge und Herz: nun wohnt er bei uns, — mag er bleiben, wie lange er will."

So sollen in Nietzsches Geiste die Menschen neu werden von Grund auf, Mann und Weib. Die Frauen hält Nietzsche heilig, sie sollen rein und fein sein, dem Edelstein gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist. In der Frau verehrt Nietzsche die Mutter, das vollkommene Weib, welches, wie er im ersten Bande „Menschliches, Allzumenschliches" schreibt, ein höherer Typus des Menschen als der vollkommene Mann: auch etwas viel Selteneres." In der Sixtinischen Madonna schaute Nietzsche dieses vollkommene Weib als Mutter. „Hier wollte Raffael einmal eine Vision malen: aber eine solche, wie sie edle junge Männer ohne Glauben auch haben dürfen und haben werden, die Vision der zukünftigen Gattin, eines klugen, seelisch vornehmen, schweigsamen und sehr schönen Weibes, das ihren Erstgeborenen im Arm trägt. Mögen die Alten, die an das Beten und Anbeten gewohnt sind, hier gleich dem ehrwürdigen Greise zur Linken etwas Übermenschliches lehren: wir Jüngeren wollen es, so scheint Raffael uns zuzurufen, mit dem schönen Mädchen zur Rechten halten, welches mit seinen auffordernden, durchaus nicht devoten Blicken den Betrachtern des Bildes sagt: Nicht wahr? Diese Mutter und ihr Kind — das ist ein angenehmer, einladender Anblick?"

Nietzsche schaute aber auch in die tiefsten verworrenen Welten der Frauen hinein. Ihm blieb das Rätselvolle so manchen weiblichen Charakters nicht verborgen. Er gibt in seinem Zarathustra die klassisch einfache Lösung: „Alles am Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft." Dieser so einfachen Lösung der Zwiespältigkeit des weiblichen Charakters ging Nietzsche auf den Grund. Er, der Unbeweibte, schaute in die Tiefen der Frauenseele und erlebte die seelische Mißhandlung, die so manches Weib gleich zu Beginn der Ehe schweigend erdulden muß, die aber dann Platz greift in dem tiefen, unbewußten Grunde des weiblichen Wesens und nicht mit einigen oberflächlichen guten Ratschlägen seichter Menschen auszulöschen ist. Das Unsagbare und Unausgesprochene weiblicher Seelenschmerzen, weiblicher Einsamkeit in dem Ehezustand gewinnt bei Nietzsche in seiner „Fröhlichen Wissenschaft" einen herzzerreißenden Ausdruck: „Es ist etwas ganz Erstaunliches und Ungeheures in der Erziehung der vornehmen Frauen, ja vielleicht gibt es nichts Paradoxeres. Alle Welt ist darüber einverstanden, sie in eroticis so unwissend wie möglich zu erziehen und ihnen eine tiefe Scham vor dergleichen und die äußerste Ungeduld und Flucht beim Andeuten dieser Dinge in die Seele zu geben. Alle ‚Ehre' des Weibes steht im Grunde nur hier auf dem Spiele: was verziehe man ihnen sonst nicht! Aber hierin sollen sie unwissend bis ins Herz hinein bleiben: — sie sollen weder Augen noch Ohren noch Worte noch Gedanken für ihr ‚Böses' haben: ja das Wissen ist hier schon das Böse. Und nun! Wie mit einem grausigen Blitzschlage in die Wirklichkeit und das Wissen geschleudert werden, mit der Ehe — und zwar durch den, welchen sie am meisten lieben und hochhalten: Liebe und Scham im Widerspruch ertappen, ja Entzücken, Preisgebung, Pflicht, Mitleid und Schrecken über die

Digitized by Google

unerwartete Nachbarschaft von Gott und Tier und was alles sonst noch! In Einem empfinden müssen, — da hat man in der Tat sich einen Seelenknoten geknüpft, der seinesgleichen sucht! Selbst die mitleidige Neugier des weisesten Menschenkenners reicht nicht aus, zu erraten, wie sich dieses und jenes Weib in die Lösung des Rätsels und in dies Rätsel von Lösung zu finden weiß, und was für schauerliche, weithin greifende Verdachte sich dabei in der armen, aus den Fugen geratenen Seele regen müssen, ja wie die letzte Philosophie und Skepsis des Weibes an diesem Punkte ihre Anker wirft! — Hinterher dasselbe tiefe Schweigen wie vorher: und ein Schweigen vor sich selber, ein Augen-Zuschließen vor sich selber. — Die jungen Frauen bemühen sich sehr darum, oberflächlich und gedankenlos zu erscheinen; die feinen unter ihnen erheucheln eine Art Frechheit. — Die Frauen empfinden leicht ihre Männer als ein Fragezeichen ihrer Ehre und ihre Kinder als eine Apologie oder Buße — sie bedürfen der Kinder und wünschen sie sich, in einem ganz andern Sinne, als ein Mann sich Kinder wünscht. — Kurz, man kann nicht mild genug gegen die Frauen sein!"

Die Vollkommenheit des Weibes, die Nietzsche verlangt, ist jedoch völlig entgegengesetzt den Emanzipationsbestrebungen unserer Zeit. Er sah in allen diesen Loslösungen von dem Manne, von der männlichen Kultur, eine Dummheit: „Es ist Dummheit in dieser Bewegung, eine beinahe maskulinische Dummheit, deren sich ein wohlgeratenes Weib — das immer ein kluges Weib ist, von Grund aus zu schämen hätte."

Er, dem die tiefste Tiefe der Frauenseele nicht verborgen geblieben ist, hat gewiß Verständnis für die berechtigten Strömungen, das Weib zur Geltung zu bringen in Sitte und Recht. Doch eine dunkle Zukunft sah er heraufsteigen, in der die Frau ihres weiblichen Wesens verlustig gehen würde. „Diese Zeit wird es sein, in welcher der Zorn den eigentlichen männlichen Affekt ausmacht, der Zorn darüber, daß alle Künste und Wissenschaften durch einen unerhörten Dilettantismus überschwemmt und verschlammt sind, die Philosophie durch sinnverwirrendes Geschwätz zu Tode geredet, die Politik phantastischer und parteiischer als je, die Gesellschaft in voller Auflösung ist, weil die Bewahrerinnen der alten Sitte sich selber lächerlich geworden und in jeder Beziehung außer der Sitte zu stehen bestrebt ist. Hatten nämlich die Frauen ihre größte Macht in der Sitte, wonach werden sie greifen müssen, um eine ähnliche Fülle der Macht wiederzugewinnen, nachdem sie die Sitte aufgegeben haben?"

Die Bewahrerinnen der Sitte will Nietzsche der Menschheit erhalten wissen. Die große Verehrung, welche die Männer der Frau zollen, gilt dem weiblichen tiefen, gemütvollen Wesen. Die Frau trägt und erhält die Menschheit, und wehe, wenn sie sich diesem ihrem innersten und tiefsten Wesen entfremdet. In seiner „Fröhlichen Wissenschaft" hat Nietzsche die Liebe der Weiber an den Kindern als die Befriedigung ihrer Herrschsucht, als ihr Eigentum, als ihre ganz selbstverständliche Beschäftigung hingestellt, die mit der Liebe des Künstlers zu seinem Werke zu vergleichen ist. Und diese Mutterliebe darf nicht geschwächt werden, sie muß immer wieder die Frau bändigen und hinweisen auf das, was ihre Bestimmung ist. Nur in diesem Zusammenhang ist die Wahrheit zu verstehen, die das alte

Digitized by Google

Weiblein dem Zarathustra auf seine Frage gibt: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht.“ Immer werden diese Worte, die zudem Nietzsche eine alte Frau sprechen läßt, zur Charakterisierung des rohen, brutalen Charakters von Nietzsches Gedankenwelt angeführt. Diese alte, lächerliche Tantenweisheit erkennt nicht einmal, daß hier bildlich gesprochen wird und die Peitsche nur ein Symbol sein soll, wie ungebändigte Frauen, die sich ihren Trieben hingeben, im Zaum gehalten werden müssen. Nietzsches Schwester, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, die aufopfernd den Dichterphilosophen bis an sein Ende pflegte, hat in ihrer so anspruchslosen, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Biographie ihres Bruders, die zum Verständnis der Nietzscheschen Gedankenwelt so unendlich viel beiträgt, auch den Ursprung dieser Nietzsche-Worte erzählt, der zurückgeht auf eine ganz harmlose, heitere Geschichte. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche machte gelegentlich einer Erzählung ihren Bruder auf die Frauennaturen aufmerksam, die nur durch die brutale Machtbetonung des Mannes im Zaum gehalten werden und die, sobald sie nicht jene symbolische Peitsche über sich fühlen, frech und unverschämt werden und mit dem allzu guten Mann, der sie anbetet, Fangball spielen, ja ihn sogar mit Füßen treten. Frau Förster-Nietzsche zeigt in ihren Lebensbeschreibungen „Der junge Nietzsche“ und „Der einsame Nietzsche“, wie Nietzsche zart mit Frauen umzugehen wußte, wie er rührend höflich, ganz besonders gegen alte, langweilige Hutzelweibchen und derbe Biederweiber war, die sicherlich nicht zu den Zierden des weiblichen Geschlechts gehörten und durch Häßlichkeit und Derbheit hundert andere Männer zurückscheuchten. Nietzsche fühlte sich aber besonders zu der tatkräftigen Frömmigkeit so vieler Landedelfrauen hingezogen, die durch Gesundheit, Natürlichkeit und frohen Selbstmut in ruhigem Selbstbewußtsein und in Formen der guten Rasse das umfangreiche Gebiet ihres Hauswesens und ihrer Umgebung beherrschten.

Neben die Frauenfreundschaften trat der reiche Geist der Freunde, die von früh auf den jungen Nietzsche umgaben und ihm einen Blick in der Männer Welt erschlossen. Er verlangte von der Frau Hohes und von dem Manne die Härte, die schneidet und zerschneiden will. Seine Brüder sollen Schicksale sein, und unerbittliche, denn sonst kann er nicht mit ihnen siegen. An die Männer richtet sich dann vornehmlich seine Forderung, rein zu sein, frei von der Hündin Sinnlichkeit den Weg zu gehen. Die Heilighaltung der Ehe und den heiligen Geist der Ehe soll der Mann früh erkennen. Alle Worte, die er in Zarathustra über die Keuschheit findet, richten sich vornehmlich an den Mann, an den Menschen der Zukunft, der bisher den Anforderungen, welche die Liebe zum Weibe und heilige Ehe verlangten, noch nicht gerecht geworden ist. Jenes hohe Lied Nietzsches im Zarathustra von Kind und Ehe sollten jedem jungen Manne, wenn er hinaus ins Leben stürmt und das Weib als Prüfstein sich ihm entgegentürmt, von dem tiefen Ernst, der alle seine Handlungen durchziehen muß, erzählen:

„Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder; wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele, daß ich wisse, wie tief sie sei.

Du bist jung und wünschest dir Kind und Ehe. Aber ich frage dich: Bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?

Digitized by Google

Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden? Also frage ich dich.

Oder redet aus deinem Wunsche das Tier und die Notdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?

Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

Über dich sollst du hinausbauen. Aber erst muß du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad, — einen Schaffenden sollst du schaffen.

Ehe: so heiße ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens."

Man lernt in unseren höheren Schulen das 13. Kapitel des Korintherbriefes, das hohe Lied von der Liebe, auswendig. Möge man auch daneben diese Nietzscheschen Worte in die Herzen der jungen Menschenkinder senken, damit sie ihnen einst in schweren Stunden des Lebens Kraft zum Ausharren gewähren.

Aber diese Heiligkeit der Ehe ist den Männern meist nicht aufgegangen. So wurde das Wagnis des Lebens, das den Menschen erhöhen soll, für die vielen Allzuvielen der Tag, an dem sie hinabsanken und für immer ihre Gesellschaft verdarben. Alle möglichen Voraussetzungen stellt der Mann an sein Eheweib; er verlangt von ihr die nötigen wirtschaftlichen Unterlagen, er verlangt die äußere Schönheit, er verlangt alle die konventionellen Äußerlichkeiten, an denen sein Leben hängt. Und so taumeln die meisten Männer hinein in die Ehe, ohne ihren wahren Sinn zu kennen, ohne von ihrem Eheweibe die innere Schönheit und innere Reinheit zu verlangen. Und all dieses Häßliche gewahrte Nietzsche und erhob die furchtbaren Anklagen gegen die Männer:

„Würdig schien mir dieser Mann und reif für den Sinn der Erde: aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde als ein Haus für Unsinnige.

Ja, ich wollte, daß die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans miteinander paaren.

Dieser ging wie ein Held auf Wahrheiten aus, und endlich erbeutete er sich eine kleine geputzte Lüge. Seine Ehe nennt er's.

Jener war spröde im Verkehre und wählte wählerisch. Aber mit einem Male verdarb er für alle Male seine Gesellschaft: seine Ehe nennt er's.

Jener suchte eine Magd mit den Tugenden eines Engels. Aber mit einem Male wurde er die Magd eines Weibes, und nun täte es not, daß er darüber noch zum Engel werde.

Sorgsam fand ich jetzt alle Käufer, und alle haben listige Augen. Aber seine Frau kauft auch der Listigste noch im Sack.

Viele kurze Torheiten — das heißt bei euch Liebe. Und eure Ehe macht vielen kurzen Torheiten ein Ende, als eine lange Dummheit."

Digitized by Google

Aus dieser ganzen Verderblichkeit der heutigen Ehen heraus kam Nietzsche zu dem Gedanken der Versuchsehen, der Probeehen: „Schlimm Gepaarte fand ich immer, die schlimmsten rachsüchtig, sie lassen die andere Welt entgelten, daß sie nicht mehr einzeln liefen.

So viel will ich, daß Redliche zueinander reden: ‚Wir lieben uns: laßt uns zusehen, daß wir uns lieb behalten!‘ oder soll unser Versprechen ein Versehen sein?

— Gebt uns eine Frist und kleine Ehe, daß wir zusehen, ob wir zur großen Ehe taugen! Es ist ein großes Ding, immer zu zwein zu sein.“

Mag man über diese Vorschläge denken wie man will. Aus allen diesen Nietzscheschen Gedanken leuchtet die tiefe Verantwortung heraus, von der Mann und Weib beim Eingehen der Ehe erfüllt sein sollen. Die Ehe soll erst das Tiefste beim Mann und Weib zur Entfaltung bringen, sie sollen eine Fackel sein, die leuchtet. Nietzsche wußte, daß die Ehe ein Wagnis ist, aber er wollte auch, daß gesunde Menschen von gesunder Herkunft diese Aufgaben, die die Ehe stellt, erfüllen und nicht ihrer Selbstsucht frönen. So hat Nietzsche, wie uns seine Schwester in ihrer Biographie darlegt, für die Zukunft der Ehe eine Steuermehrbelastung, auch Kriegsdienstmehrbelastung der Junggesellen verlangt. Vorteile aller Art wollte er den Vätern zugute kommen lassen, welche reichlich Knaben in die Welt setzen, und als Erfordernis für die Gesundheit der Ehe sah er ärztliche Protokolle an, die jeder Ehe vorangehen müssen.

Nach diesen Aufzeichnungen (eine Gesamtausgabe von Nietzsches Werken, 8 Bände und ein Ergänzungsband, ist bei Alfred Kröner, Leipzig erschienen) darf man wohl mit Fug und Recht annehmen, daß gerade Nietzsche die Eheschließungen fördern, wie überhaupt den ganzen Ehestand auf gesunde Grundlagen stellen wollte. Seiner Anschauung nach ruhte nicht nur die Grundlage aller Kultur auf dem Boden der Ehe, sondern auch dadurch wird die schöpferische Kraft des Mannes gefördert. Nietzsche huldigt nicht dem Glauben, daß die großen Geister ehelos bleiben müßten, um ihren Dienst für die Menschheit vollziehen zu können. Die geistige Schwangerschaft erzeugt in seinen Augen den Charakter der Kontemplativen, welcher dem weiblichen Charakter verwandt ist. Und weil die Schwangerschaft die Weiber milder, abwartender, furchtsamer, unterwerfungslustiger gemacht hat, so vermag auch das Weib den Mann geistig zu befruchten. Gerade die großen Männer verdanken in Nietzsches Augen den Anstoß zu ihrem besten Schaffen dem Weibe ihrer Wahl.

Es sollte nicht annähernd in diesen wenigen Worten der Reichtum Nietzschescher Gedanken für die Sexualethik erschöpft werden. Unerschöpfliche Weisheit ruht in den Ausstrahlungen seiner Persönlichkeit, wir aber sollen uns erfüllen mit dem Gedanken seines reichen Geistes. So unzählig viele Probleme der Sexualethik starren den heutigen Menschen an und verlangen eine Lösung. Die reichen Früchte, die vom Baum des dichterischen und musikalischen Schaffens so vieler unserer Zeitgenossen gefallen sind, müssen wir nutzbar machen beim Aufbau der neuen Sexualethik. Die strengen Anforderungen, die Nietzsche gerade an den Künstler stellt, den er als Apostel der Keuschheit preist, müssen auch wir an die Modernen erheben.

Digitized by Google

Gewiß werden wir nicht kritiklos die Nietzscheschen Gedanken über Weib, Liebe, Ehe und Kunst übernehmen dürfen. Für die Verhältnisse unserer Zeit aber ein Wegweiser, ein Großer wird Nietzsche für jedes Geschlecht sein, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt.

Dem Freunde · Von Helene Brauer

Meine Träume sternschimmernd und bunt,
Meines Blutes Klingen und Gluten,
Sein leisestes Ebben und Fluten,
Wer tat es dir kund?

Kein Gedanke wächst auf und träumt,
Kein Lied kommt leuchtend gezogen,
Das nicht in gleichen Wogen
Auch deinen Tag durchschäumt.

Wie wurdest du mir so verwandt?
Ob wir vor grauen Jahren
Frohe Geschwister waren?
Ob uns Blutsbrüderschaft band?

Was durch mein Leben rauscht,
Was ich der Welt verhehle,
Hat deine horchende Seele
Freudig erlauscht.

Digitized by Google

Der silberne Himmel

Von L. vom Vogelsberg

Wenn der Tod da drüben in Flandern auf einem Meilenstein gesessen und auf mich gewartet hätte, so hätte ich doch hingemußt. Ich war ein Narr, aber ich konnte nichts anderes tun als das, was ich getan habe.

Mein Vater hat mich auf das furchtbarste bedroht, als er mich ertappte, wie ich mit Malpinseln und Farben und dergleichen Dingen herumarbeitete. Er wollte einen Referendarius oder Aktuarius oder sonst einen juristischen Stubenhocker aus mir machen; ich weiß nicht, wie hoch seine Pläne flogen. Und als ich mich dennoch taub stellte, da warf er mich aus dem Haus. Es war unväterlich, aber es änderte nichts an der nackten Tatsache.

Mit den wenigen Talern, die ich hatte, hielt ich mich für ein paar Wochen über Wasser. Die Händler nahmen wohl meine Bilder, aber wenn ich sie bezahlt haben wollte, dann zuckten sie die Achseln. Sie wollten sie im Laden stehen lassen, bis einer käme und sie kaufte. Und dabei verkauften die Spitzbuben sie dennoch und steckten das Geld in die eigene Tasche.

Ich konnte mich aber damals gar nicht viel darüber ereifern, denn ich lag tagaus, tagein in der Galerie und sog meine Augen fest an den alten Holländern. Ich guckte keinen Pinsel mehr an, ich vergaß Essen und Trinken, weil ich nicht loskommen konnte von diesen Bildern. Ich glaube, es war nicht einmal der Künstler in meinem Innern, der mich dahin zog. Eine alte Sehnsucht schien in mir wach geworden, die Erinnerung an Vorstellungen, die ich in früher Jugend oft gehabt. Und diese Vorstellungen weckten in mir jetzt den schier verzweifelten Drang, diesen feinen silberglänzenden Himmel selbst zu sehen, dieses satte Grün der Weiden und Gott weiß was alles, Dinge, die mein überspanntes Gehirn in einem Märchenland vermutete.

Meine Kunstspitzbuben zahlten nicht, und der Himmel von Flandern zog mich wie ein böser oder guter Geist. Und da ich glaubte, daß ein tüchtiger Bursch viel weniger verhungert, wenn er den Weg unter die Füße nimmt, als wenn er daheim nichtsnutzig herumhockt — also nahm ich eines häßlichen Morgens im Hornung den aus auftauendem Erdreich bestehenden Weg zwischen meine langen Beine und wanderte gen Flandern.

Zwar den Weg hatte ich mir kürzer vorgestellt und dachte, wenn ich über den Rhein wär', dann läg' mir das gesuchte Land vor der Nase. Aber der Weg zog sich in die Länge, weil ich um meines Magens willen hier und dort handfest zugreifen mußte und auch ein paar Batzen brauchte, damit ich in besuchsmäßiger Gewandung unter meinen geliebten silbernen Himmel treten könnte.

So saß ich denn eines Morgens im Ostermond wirklich in Gent. Oder vielmehr: ich lief darin herum wie ein Narr, der ein paar Krüge schweren Weins zuviel getrunken hat. Ich segnete die Bilderhändler, daß sie mich durch ihre Niedertracht hierher getrieben. Aber dann wurde ich inne, daß ich mich eigentlich selbst in dieses

Digitized by Google

Land getrieben hatte, daß ich hier etwas suchte, von dem ich im Grunde keine Ahnung hatte. Ich hätt' da in Gent jedes Haus umarmen mögen, so wohl tat mir all das Schöne.

Dann trieb es mich weiter nach Brügge, und mein Rausch ward noch schlimmer. So vernarrt war ich in diese Stadt, daß ich sie immer in der Nähe haben wollte, wie einen lieben Schatz. Weil aber mein Beutel zu dünn geworden war und die Herren und Damen zu Brügge gar hochnäsig taten, so stolperte ich, immer rückwärts gehend, damit ich ja die schöne Stadt keinen Augenblick aus den Augen verlöre, in ein nahe dabei gelegenes Dorf. Ich muß indes genauer berichten und sagen: ich wollte in dieses Dorf. Kurz vor seinen ersten Häusern aber packte mich auf einmal jemand von hinten, lacht laut auf und läßt mich allsogleich wieder los.

Mit dem Herumdrehen und Nachsehen hatt' ich's nun gar nicht eilig, denn, weiß Gott, die Umarmung fühlte sich nicht an, als käme sie von einem Wegelagerer, und ich wär' gern noch eine Weile in ihr verblieben, ohne den freundlichen Geber zu sehen. Wie ich mich dann aber doch umdrehte, da fühlte ich mich noch dreimal mehr des süßen Weines voll, denn in Gent und Brügge.

Ich war ein junger Phantast damals und wollte in jeder hübschen Larve gleich eine verwunschene Prinzessin sehen. Aber das war nun wirklich eine, bei Gott! Die trug die Nobilitierung wahrhaftig in ihren seidenen blauschwarzen Haaren und in ihren großen, lachenden Augen, die so blau waren wie die Veilchen um uns herum.

Aber sie hätte kein Frauenzimmer gewesen sein müssen, wenn sie nicht gleich gefragt hätte: wer ich sei und was ich wolle. Ich hatte seither nur schlecht flandrisch — oder vlaamsch, wie man dort wohl sagt — gesprochen, aber da lernt' ich's in einem Augenblick. Ich schwätzte denn, als wär' ich in der Beichte, und sie lachte wieder und meinte: wenn ich dableiben und nicht den großen Herrn spielen wolle — bei ihrer Tante, bei der sie selbst wohne, könnte ich wohl eine Stube haben.

Da guckte ich in die Luft und sah zum erstenmal wirklich den silbernen Himmel von Flandern, wie ihn meine tolle Kinderphantasie sich ausgemalt hatte.

Wie sie hieße, frug ich sie sodann.

„Engelke Diablotin."

Ich weiß nicht, wie mir war; ich liebte den Namen sogleich und haßte ihn auch wieder. Denn er war zwiespältig, welsch und deutsch. Aber dann dachte ich mir, daß sie gar nicht anders heißen dürfe, denn das schwarze Haar war welsch und hieß Diablotin, und der Himmel in ihren Augen war deutsch und hieß Engelke. Und damit wußt' ich auch, daß ich Engelke Diablotin mit Haut und Haaren verfallen war. Ich wollte aber auch zusehen, daß ich mit ihrem Vornamen zurecht käme!

So tat ich denn auch nach Kräften. Und Engelke Diablotin schleppte mir einen Schenkwirt nach dem andern ins Haus, damit ich ihnen Wirtshausschilder malte. Und alle hatte sie so am Bändel, daß keiner mein Werk forttrug, ohne in blanken Gulden gezahlt zu haben.

Da hätt' ich nun leben können wie der Herrgott in Flandern selbst. Aber wohl zehnmal packte mich am Tage die Wut, weil ich glaubte erkennen zu müssen, daß Engelke mit seinem Vornamen Diablotin hieß. Alles Gute tat sie mir, und

Digitized by Google

wollte ich ihr dafür einmal ein gutes Wort schenken, so ward sie schnippisch und steif wie eine Brügger Ratsherrnfrau und tat, als hätt' sie einen wahrhaftigen Lumpen oder gar einen Fastnachtsnarren vor sich. Und wie ich einmal sagte, ich wolle mein Bündel schnüren, da lachte sie mir recht höhnisch ins Gesicht und fragte, worauf ich noch warte.

So kam's, daß Engelke Diablotin immer schöner und ich so dürr wurde wie ein Staudenhecht.

Wir waren allgemach in den Mai hineingekommen, und in all dem Blühen und Duften brodelte mir, ganz wider die Natur, die Galle wie ein Hexenkessel. Wenn ich Engelke nicht sah, dann ging es ganz gut, und wenn sie mir des Morgens nicht über den Weg lief, dann konnte ich nach Brügge gehen oder über Somergem und ans Meer, und konnte mich volltrinken an der flandrischen Schönheit. Das hatt' ich denn auch nötig, denn das Schildermalen machte mich ob des Handwerksmäßigen allgemach mißmutig, und Engelke tat das gehörigste, mich vollends in Melancholie versinken zu lassen.

Ich wäre auch ein über das andere Mal gern davongelaufen, aber war's Engelke Diablotin nicht, dann war's der silberne Himmel, der mich hielt. Der machte alles sanft und weich und süß, und wenn ich in sein Flimmern guckte, dann wollt' mir's scheinen, als sei mein Leid nur halb so groß.

Und einmal, als sie mir wieder gar sehr an die Galle gerührt hatte, da schrie ich's ihr ins Gesicht: daß nicht sie es sei, die mich hielte, sondern der Himmel, der mit seinem schönen Glanz all das Häßliche zudecke, das sie mir antue.

Ich hätt' mir nun denken können, daß sie mir eine spöttische Antwort an den Kopf werfen würde. Wider Erwarten jedoch sah sie mich nachdenklich an und sagte ganz sanft: „Wie ist denn der Himmel bei euch?"

„Der ist blau und blank," sagte ich maulend, „und unter ihm gibt es keine häßlichen Menschen."

Da wurde sie ganz blaß; fast schien es, als ob auch ihre dunkelblauen Augen weiß würden. Und ging still davon. Von dem Tag an aber plagte sie mich nicht mehr mit bösen Worten. Da hätt' ich mir nun einen Vers drauf machen können, aber bald wär' es mir lieber gewesen, sie hätt' mich mit all den üblen Worten wieder bedacht, die in Flandern genugsam bekannt sind.

Nichts tat sie dergleichen. War sie früher wie ein fröhlicher Vogel gewesen, so tat sie ihre Arbeit jetzt ohne einen Laut. Ihre Tante schüttelte dazu den Kopf, aber ihre Behäbigkeit ließ es nicht zu, daß sie mehr tat als dies.

Wir waren gerade in den Junius hineingekommen, da sah ich sie zum erstenmal wieder lachen. Sie streute den dicken, breitbeinigen Hühnern Futter hin und neben ihr stand ein Kerl wie ein gespreizter Gockel und schwadronierte, daß es eine Art hatte. Mir kribbelte es wieder in der Galle, aber ich hätt' mir lieber die Zunge abgebissen, als einen Ton gesagt oder gar gefragt, wer der Hanswurst da sei. Da meinte sie nachher von selbst zu mir: das sei ein welscher Bildhauer aus der Gegend von Ryssel, der viel verstünde und ein gar lieber Herr sei. Ich sagte gar nichts darob, aber von der Stund an wollt' mich auch der silberne Himmel nicht mehr trösten.

Digitized by Google

Der welsche Gockel schien sich alsbald so sicher zu fühlen, daß er gegen mich allerlei anmaßliche und freche Worte gebrauchte. Weil mir aber der Kerl zu schmierig war, ließ ich vorerst die Finger von ihm. Wenn er so an mich herankam und hänseln wollte, dann sah ich Engelke Diablotin des öfteren ein paar Schritte davon ab stehen, ganz blaß und mit Augen wie Räder, und doch wieder erfüllt von einer Spannung, die mich ärgerte und mir nichts Freundschaftliches zu verheißen schien. Also dachte ich mir: die will dich mit dem Gockelhahn aneinanderbringen, daß sie ein vergnügtes Lachen hat. Da fühlt' ich mich auf einmal ganz arm: hatt' nun den silbernen Himmel verloren und fand auch das Mädel schlecht. So ging ich hinein in das Haus, schnürte mein Bündel und legte es abseits, weil ich noch einmal den Fluß hinauf und hinunter gehen wollte, um Abschied zu nehmen.

Die Alte jammerte, weil ich ging, und wollte mich nicht ziehen lassen. Und redete ein verworrenes Zeug, daß ich ein schwerfälliger deutscher Querkopf wär', der keine Augen im Kopf habe. Ließ sie reden, wenn mir auch allerlei Gedanken wie Lichtfunken auf einmal durch den Kopf schwirrten, und ging in den Sommerabend hinaus.

Wie ich so, mit allen guten Geistern zerfallen, durch die hoch im Gras stehenden Wiesen spazierte, ist es mir, als hopse einer hinter dem Pappelgebüsch da vorn. Hatt' das aber bald vergessen und wurd' erst wieder daran erinnert, als ich dort auf einmal von hinten einen Schlag ins Genick erhielt, der mich drei Schritt weit vorwärts schießen ließ. Ich dreht' mich um wie der Blitz und glaubt' den welschen Gockelhahn zu erkennen, der wiederum ausholt. Da ging der Zorn mit mir los, als hätt' ich ein abführend Mittel genommen, und den Lumpazius traf's wie das Donnerwetter. Ich drosch ihn hin, bis er liegen blieb und keinen Mucks mehr tat. Aber der Kerl war zäh, und außer blauen Malen hat's ihm nichts getan.

Dann ging ich weiter und hatt' auch allsogleich meine alte Schwarzsucht wiedergefunden. Derweil war's ziemlich dunkel geworden, nur oben am Himmel lag's noch wie eine matte Silberplatte. Da scheint mir's auf einmal wieder, als hoppele etwas vor mir durchs Gras. Und weil ich die Fäuste grad noch parat hatte, renn' ich hinterdrein und das Ding da vorn rennt mit. Immer schneller. Da glitzert vor mir der Fluß auf, ganz hell und schmal. Das Ding läuft darauf zu, ich auch. Und plötzlich tut's einen Plumps.

„Ich krieg' dich dennoch!" denk' ich voll Wut und spring' nach. Und die Wut war so hart in mir, daß ich anfangs mit den Fäusten rudere, anstatt mit den offenen Händen. Da seh' ich etwas dunkel vor mir schwimmen und greif' danach.

„Alle guten Geister!" schrei' ich auf, greif' noch einmal zu und rudere dann ans Land zurück, als gält' es das ewige Leben. In das hohe Gras hab' ich dann das Ding gelegt: es war Engelke Diablotin.

Erst verschlug mir die Angst und der Schrecken und Gott weiß was noch alles die Stimme. Und wie ich endlich reden wollt', da sah ich, daß Engelke gar nicht ohnmächtig war, sondern mit ganz fürchterlich großen Augen zu mir aufstarrt.

„Engelke Diablotin," sag' ich endlich, „wer hat dich das geheißen?"

„Du!" gibt sie hart zurück und kalt wie eine Januarnacht.

„Ich?!" fahr' ich auf, „ich?! Daß dich —"

Digitized by Google

Da springt sie auf wie ein Wiesel und will wieder an mir vorbei, wieder ins Wasser. Ich aber krieg' sie zu fassen, um den Leib. Und drück' sie fest und immer fester. Und weiß nicht, wie es kam: auf einmal hatt' ich Engelke Diablotin geküßt, ganz heiß und wild wie in meinem Leben noch nicht. Und ich krieg' den Kuß zurück, wiederum so wild, wie ich noch keinen gekriegt.

„Engelke —!" sag' ich.

„Du Narr!" lacht sie wie eine Porzellanglocke.

„Engelke," sag' ich wieder, „warum bin ich ein Narr und warum wolltest du ins Wasser?"

Erst gibt sie mir wieder vorsorglich einen Kuß, dann faucht sie: „Weil du gesagt hast, unter deinem blauen Himmel sollten keine häßlichen Frauen leben!"

„Das hab' ich nicht gesagt," verteidige ich mich wie ein rechter Hampel im vollen Ernst, „und du bist ja auch nicht häßlich, sondern wunderschön —"

Und wieder heißt sie mich einen Narren. Damals konnt' ich mir das nicht erklären, aber heut' weiß ich's.

An dem Abend wurd' mir der Himmel wieder silbern, denn ich fand daheim einen Brief von meinem Herrn Vater, daß er mir in Gnaden verzeihe. Ich möge heim kommen und etwas Schönes mitbringen. Und weil gerade Engelke daneben stand, faßte ich sie am Schopf und frug ganz demütig, ob sie das Schöne sein wollte. Funkelte mich aber an und fragte: „Du Tropf, ich kann doch nicht deine Mutter werden!"

Das war das letzte barsche Wort, das sie mir sagte. Das Engelke ging mit unter den blauen deutschen Himmel, und das niederträchtige Diablotin blieb drüben in Flandern. Weil aber das Engelke nun doch auch von seiner Stammutter Eva herrührte, so kam freilich das Diablotin manchmal zu Besuch. Aber das Engelke vertrieb es doch immer wieder bald aus dem Paradies.

Wald · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Mein greiser Dom, — andächtige Lichter schweben
streifig und scheu durch deine grünen Fenster;
dein Dach blaut immer höher und beglänzter,
und deine Säulen dämmern fromm und eben.
Und plötzlich stört ein runder Vogelpfiff,
der wie beschämt im Dunkel sich versteckt,
das selbstvergeßne, raumgewordne Rauschen,
wie manchmal das verschlafne Kirchenschiff
und seiner Bänke sommerkühles Lauschen
ein unverhoffter Orgelton erweckt.

Digitized by Google

Ketzerische Gedanken zur Valutafrage

Von Prof. Dr. Benno Immendörffer

Der Kurswert der deutschen Reichsmark, und in noch bedenklicherem Maße der der deutschösterreichischen Krone, ist in stetem Sinken begriffen und nähert sich mit beängstigender Schnelligkeit dem absoluten Nullpunkte. Setzen wir nun einmal den gar nicht mehr undenkbaren Fall, die österreichische Krone notierte schließlich, z. B. in Zürich, tatsächlich Null, so will mir scheinen, daß diese Annahme, die vermutlich von den meisten Lesern sofort als unsinnig bezeichnet werden wird, immerhin den Vorzug hat, auf die sogenannte Valutafrage, die nachgerade für das deutsche Volk eine Daseinsfrage zu werden beginnt, einen Lichtstrahl von nicht geringer Leuchtkraft zu werfen. Was bedeutete es, wenn tatsächlich die österreichische Krone, meinetwegen auch die deutsche Mark, an der Züricher Börse heute oder morgen 0,00 Franken notierte? Mathematisch gesehen besagte dies nichts anderes, als daß unser Geld ein unbestimmter Wert geworden ist, denn ein endlicher Wert, gebrochen durch Null, das unendlich Kleine, gibt nach den Gesetzen der Zahlenwissenschaft einen unbestimmten Wert. Dies sagt aber wiederum nichts anderes, als daß man diesen Bruch durch jede beliebige Zahl ersetzen könne. Damit hat es aber jeder Staat in der Hand, nach seinem Belieben seiner eigenen Währung im Verhältnisse zu der unseren diesen oder jenen Wert zuzuschreiben. Nehmen wir also an, es fiele z. B. der Schweiz ein, festzusetzen, daß der schweizerische Frank in Deutschösterreich — wir wollen bescheiden sein — eine Million Kronen wert sei. Dann kann jeder schweizerische Bettler, dem es gelingt, nach Deutschösterreich zu gelangen, dort als Kronenmillionär auftreten. Theoretisch stimmt die Sache ohne allen Zweifel. Sehen wir nun, wie die Dinge in praxi liegen. Ich erhielt kürzlich für 25 schweizerische Franken in Wien 753 Kronen und 85 Heller ausbezahlt. Das heißt, der Frank gilt heute in Deutschösterreich nicht weniger als, abgerundet, 32 Kronen. Es fehlt freilich noch einiges zur Million, und es fehlte selbst dann noch sehr viel, wenn der Kurs der Krone auf einen Rappen fiele. Aber gerade deshalb ist meine Annahme so lehrreich, denn sie zeigt, daß die Entwertung der deutschösterreichischen Krone — natürlich überhaupt jeder Währung — schließlich sich selbst ad absurdum führt. Die abstrakte Mathematik, deren Gesetze unwandelbar sind, paßt eben doch in unser praktisches Wirtschaftsleben nicht so ohne weiteres hinein. Aber zwischen der tatsächlichen Lage von heute und meiner Annahme besteht doch nur ein Grad, — kein Wesensunterschied, und ich wüßte nichts, was an sich hindern könnte, daß meine Annahme schließlich doch noch eines schönen oder häßlichen Tages Wirklichkeit werden sollte. Kehren wir nun zu meinem theoretischen Beispiele zurück und vergegenwärtigen wir uns die wirtschaftlichen Folgerungen, die sich aus ihm ergeben.

Zunächst möchte ich feststellen, daß man mit einem Franken heute auch in der Schweiz keine großen Sprünge machen kann, wenn immerhin die Krone selbst in Deutschösterreich noch weniger Kaufkraft besitzt. Nun macht aber doch die

Digitized by Google

Schweiz den Anspruch, daß der Deutschösterreicher ihren Franken für 32 Kronen gelten läßt. Für 32 Kronen kann man nun auch heute noch, der würgenden Teuerung zum Trotze, in Wien in jeder sogenannten Gemeinschaftsküche, in der heute der ganze Mittelstand speist, sechs leidlich sättigende Mahlzeiten zu je 5 Kronen erhalten, und behält deren noch zwei übrig. Daß man ein gleiches in der Schweiz für einen Franken nicht erhält, weiß jedes Kind. Die Kaufkraft des Franken steigt also in märchenhafter Weise, sobald er die deutschösterreichische Grenze überschritten hat, so wie umgekehrt die deutsch-österreichische Krone im gleichen Maße an Kaufkraft verliert, sobald sie in die Schweiz auswandert. Käme es nun einmal wirklich so weit, daß die Krone in Zürich den Kurs Null notierte und die Schweiz nun dekretierte, daß der Frank, von dem man in seiner Heimat keinen halben Tag leben kann, in Deutschösterreich eine Million Kronen wert sei, so wird jene für ihn so gewinnbringende Metamorphose des schweizerischen Bettlers Wahrheit. Überlegen wir aber, daß Geld niemals Wert an sich ist, was sich schon daraus ergibt, daß der Goldwert eines Goldstückes immer weit geringer ist, als sein Nennwert, daß Geld, was jeder nationalökonomische Schuljunge weiß, letzten Endes lediglich Tauschmittel, Wertmesser und Wertakkumulator ist, so empfinden wir sofort, daß bei der bestehenden angeblichen Entwertung unserer Valuta etwas nicht in Ordnung sein muß. So wie der Fall denkbar ist, daß ein Mann, der 100 Millionen Dollar in Gold bei sich führt, dennoch verhungern und erfrieren kann, wenn er z. B. auf einem völlig unwirtlichen Eilande gänzlich allein haust, so ist es jedem Denkenden klar, daß aller reale Wert nicht im Gelde, sondern lediglich in den Gütern, die ich unter gegebenen Verhältnissen dafür einzutauschen vermag, enthalten ist. Wenden wir dies aber auf unseren Fall an, wobei ich mich nicht an meine absichtlich zu weit getriebene Annahme, sondern an die Wirklichkeit halten will. Tatsächlich kann ich für eine Krone in Deutschösterreich noch immer gewisse Güter kaufen. Für einen Franken kann ich in der Schweiz ebenfalls gewisse Gütermengen erwerben. Der Unterschied der beiden Gütermengen ist zwar nicht unbedeutend, aber wie wir in dem Beispiele der Mahlzeiten sahen, keineswegs dem herrschenden Kursverhältnisse auch nur annähernd entsprechend. Da nun aber der Schweizer deutschösterreichische Kronen eigentlich doch nur dann braucht, wenn er nach Deutschösterreich kommt, wäre das richtige Kursverhältnis auf der Grundlage der Kaufkraft der Krone in Deutschösterreich zu regeln im Vergleiche zur Kaufkraft des Franken, die er in der Schweiz besitzt. Natürlich gilt ganz dasselbe auch bezüglich des Verhältnisses der Krone zu allen anderen Währungen fremder Länder, nicht zuletzt auch zur deutschen Reichsmark, die heute 1:4 (abgerundet) steht. Nun lehrt uns die zünftige Nationalökonomie, der Kurs einer Währung richte sich stets nach dem Maße des Vertrauens, das die volkswirtschaftliche Lage und Kraft eines Staates bei den anderen Staaten genieße. Ich behaupte nun aber, daß zum mindesten in unserem Falle dieser Satz keine Geltung hat, wie mir denn überhaupt gegen seine Geltung ernste Bedenken aufgestiegen sind, die ich aber hier nicht weiter ausführen kann. Bleiben wir also bei der gegenwärtigen Gestaltung der deutschösterreichischen Valuta, wobei alles hier Gesagte in entsprechender Abwandlung auch für die deutsche Währung Geltung hat. Soeben

Digitized by Google

hat ein italienisches Konsortium die meisten Aktien der größten deutschösterreichischen Eisenbergbauunternehmung, der „Alpinen Montan-Gesellschaft", aufgekauft, dank dem guten Kurse der italienischen Lira hat es statt der 200 Millionen Kronen, die diese Erwerbung darstelt, nur einen Bruchteil in italienischer Währung zu erlegen gehabt, und wurde so Eigentümer eines Unternehmens, das es in Italien selbst mit dem fünffachen Betrage hätte bezahlen müssen. Ich frage nun, ist es ein Ausdruck des geringen Vertrauens in die wirtschaftliche Kraft Deutschösterreichs, daß italienische Spekulanten gerade in diesem Lande eine solche Erwerbung machten, oder ist es vielleicht doch etwas anderes? Die Alpine Montan-Gesellschaft ist ein blühendes Unternehmen, das seinen Aktionären alljährlich beträchtliche Dividenden ausbezahlt hat. Wenn nun dennoch seine Aktien so leicht in italienischen Besitz übergehen konnten, so liegt dies nicht darin, daß die Aktionäre kein Vertrauen mehr zu ihrem Unternehmen haben, sondern darin, daß erstens der Verkauf in italienischer Währung ihnen einen sehr bedeutenden augenblicklichen Profit abwarf, zweitens darin, daß die wahnsinnigen Lohnverhältnisse und die völlig lahmgelegten Beziehungen zum Auslande allerdings unvorteilhaft auf den Geschäftsgang einzuwirken begonnen haben. Rein politische Gründe aber machen es den italienischen Unternehmern möglich, sich über diese Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, die eben von Italien und den anderen Ententeländern absichtlich und bewußt herbeigeführt worden sind, um sich auf wohlfeilste Weise in den Besitz deutschösterreichischer Industrien zu setzen. Damit berühren wir den springenden Punkt! Die schlechte Valuta ist nicht die Folge des Mißtrauens, das man gegen unsere künftige wirtschaftliche Unfähigkeit im Auslande hegt, sondern es wurden zielbewußt, schon durch die Friedensbedingungen, erst die Grundlagen für die Zerrüttung unserer Volkswirtschaft geschaffen und dann unsere Valuta unter dem Vorwande dieser Zerrüttung immer mehr entwertet, damit man uns zu Spottpreisen auskaufen könne. Unsere restlose politische und militärische Wehrlosigkeit, die wir, ich spreche hier vom ganzen deutschen Volke, selbst verschuldet haben, macht dieses edle Beginnen so ungemein erfolgreich. Wenn heute in Wien kleine Beamte der fremden Legationen oder Subalternoffiziere der fremden Mächte um lächerliche Beträge ihrer heimischen Währung Automobile, Kunstwerke aller Art, Kleider usw. zusammenkaufen und sich damit im Handumdrehen ein Vermögen schaffen, das zu gewinnen sie vor dem Kriege keinerlei Aussicht gehabt hatten, so beweist nichts schlagender als diese Tatsache, daß es Deutschösterreich, und mutatis mutandis ebenso das Deutsche Reich, an Sachgütern von hohem Werte nicht fehlt. Bei Salzburg wurde kürzlich um 2000 Dollar ein Schloß samt Großgrundbesitz an einen Amerikaner verkauft, der mit diesem Betrage seines heimischen Geldes 600 000 Kronen bezahlt hat. Wann und wo aber bekäme er für 2000 Dollar ein Schloß samt etlichen hundert Hektar Landes? Nicht einmal im äußersten Westen der Union, dort schon gar nicht. Aber dieser Besitz wird dadurch nicht schlechter und nicht wertloser, daß er in der Nähe einer betriebsamen, von Fremden massenhaft besuchten Stadt und in einer an Naturschönheiten überreichen Gegend gelegen ist. Bisher wenigstens galten solche Begleitumstände nicht als wertmindernd. Derartige Fälle aber kommen alle Tage vor. Hier erkennt

Digitized by Google

man deutlich, worum es sich eigentlich in der sogenannten Valutafrage handelt, wenn es noch eines Beweises bedürfte. Der deutschösterreichische Verkäufer, der vielleicht in augenblicklicher Geldnot war, wird unter allen Umständen betrogen, denn wenn er nach den U.S.A. wandert, erhält er für seine 600 000 Kronen nur 2000 Dollar, und für diese vermag er dort kein halbes Jahr zu leben, geschweige denn, daß er die Möglichkeit hätte, sich ein Schloß samt bedeutendem Grundbesitze zuzulegen. Nicht das Geld ist offenbar das Entscheidende, sondern der Sachwert, den ich dafür erhalte. Der Amerikaner unseres Falles hat einfach einen fürstlichen Besitz gegen ein Nichts eingetauscht; in dem ganzen Geschäfte liegt also etwas tief Unehrliches und Unanständiges. Deutschösterreich, und in etwas minderem Maße das Deutsche Reich, werden nun ohne blutiges Verfahren in so gründlicher Weise einfach durch die von den Fremdstaaten geübte Valutapolitik ausgeraubt und ausgeplündert, wie es im ganzen Weltkriege ähnlich gründlich nirgends und von keiner Seite geschehen ist. Unsere gelehrten Volkswirtschaftler aber zerbrechen sich die weisen Köpfe über das merkwürdige Problem, das sich ihnen hier bietet. Sie sehen wieder einmal vor lauter Bäumen den Wald nicht, sonst müßten sie begreifen, daß hier überhaupt keine Frage der Volkswirtschaftslehre, sondern eine nackte Machtfrage vorliegt, die unsere lieben Nachbarn so lösen, wie man eben Machtfragen löst, durch Gewalt. Wenn ich den Wehrlosen zwinge, mir für drei Franken zu überlassen, was eigentlich hundert kosten müßte, andererseits ihm für seine hundert Kronen nur so viel gebe, als mich drei Franken kosten, so ist dies kein Gegenstand wissenschaftlicher Erwägungen, sondern einfach das altbewährte Verfahren des Straßenräubers gegen den unbewaffneten Wanderer. —

Nicht die Nationalökonomie, eine ganz andere, leider in deutschen Landen seit jeher vernachlässigte Wissenschaft ist es, die hier ein Urteil abzugeben berufen wäre: die Völkerpsychologie. Letzten Endes ist es der völlige Mangel an völkerpsychologischer Einsicht, deren virtuose Beherrschung einen der stärksten Grundpfeiler der britischen Weltherrschaft ausmacht, dessen Wirkungen wir wie auf so unzähligen anderen Gebieten, auf denen das deutsche Volk versagt hat, vor uns sehen. Eine ganze Kette völkerpsychologischer Versager auf deutscher Seite führt aus der Vorkriegszeit zu unserem heutigen Elend und damit auch zu der Anwendung der Valutadaumenschraube gegen unser unglückliches Volk, die ja nur, wie wir sahen, ein Mittel neben vielen ist, um uns wirtschaftlich, zugleich aber auch moralisch, zu vernichten. Als lange vor Ausbruch des Weltkrieges und dann immer wieder bis in den Krieg hinein von englischer Seite das „delenda Germania" in allen möglichen Tonarten variiert wurde, da meinte man bei uns, so schlimm sei dies nicht gemeint, so böse könnten doch selbst Engländer nicht sein, es handle sich lediglich um einen Bluff, der uns einschüchtern solle. Wir sehen den verhängnisvollen Analogieschluß, der von den Gedankengängen und Empfindungsreihen des deutschen Volkes mit naiver Kindlichkeit auf die der anderen Völker schließt, und seit dem Auftreten der Germanen in der Geschichte ihnen immer und immer wieder verhängnisvoll geworden ist. Gerade in diesem Falle, wo man es mit brutaler, aber ehrlicher Offenherzigkeit Englands zu tun hatte, vermutete man nur eine drohende

Digitized by Google

Pose. Dann kam der Waffenstillstand, der aus der Leichtgläubigkeit, mit der man den humanen Versicherungen des 14-Punkte-Wilsons nicht minder harmlos auf den Leim ging, unser ganzes entsetzliches Elend erstehen ließ. Deutschösterreich aber tat noch ein übriges. Als die Entente versicherte, sie werde für die Rettung dieses nicht zu rettenden Staates alles Mögliche tun, wenn er sich nur des Gedankens entschlage, sich an das Deutsche Reich anzuschließen, brachte Staatskanzler Renner die berühmte „westliche Orientierung", ein Ding, das noch häßlicher ist als sein Name. Heute aber sind Tausende von Aufkäufern aus den Ententestaaten und aus neutralen Ländern an der Arbeit, mit Hilfe der famosen Erfindung des Valutaschwindels Deutschösterreich seiner sämtlichen Warenbestände zu entblößen, die ihm dann mit entsprechendem Profit wiederum zum Kaufe angeboten werden. Es ist wie auf der Börse: während wir auf den Edelmut und die Anständigkeit unserer Gegner spekulierten und natürlich Pleite machten, spekulierte die Gegenseite mit glänzendem Erfolge auf unsere politische Dummheit. So sollte sich das alte, merkwürdigerweise auf deutschem Boden, wohl als Ausfluß des deutschen Hanges zur Selbstironie, erwachsene Sprichwort bewahrheiten: „Stets am besten reüssieret, wer auf Dummheit spekulieret."

Marktplatz einer kleinen Stadt · Von Ludwig Bäte

Das Rathaus, alt, mit spitzem Erkerturm,
Der graue Brunnen, weinlaubübersponnen,
Und Giebeldächer, schmal, behäbig breit,
Stehn tief im Lindenschatten, traumversonnen.

Kein Weltlärm stört die stille Einsamkeit.
Die Post fährt schläfrig über morsche Steine.
Gemächlich weidet in der Mittagsglut
Ein Ziegenpaar am grünen Gassenraine.

Hat wer gestohlen? Ist ein Mord geschehn?
Die lieben Nachbarn stehen in Alarm.
Der Kinderjubel hält erschrocken ein:
Zum Bürgermeister geht der Herr Gendarm!

Digitized by Google

Winterfrühling

Von Bernhard Flemes

Das Waldhaus steckt tief im Schnee. Vom Holzstalle bis zum Kamme der Hasselburg hinauf stehen die Jungriegen der Fichten in silbernen Panzern, und überall funkeln Helmspitzen. Seitwärts im braunen, schwerüberdachten Fichtengestänge liegt die Schneise wie ein goldenes Band in Mittagssonne. Überall blinken Leckzapfen an den Zweigenden, blitzen gefrorene Nadeln an den Spitzen der Wipfel.

Das Waldhaus schläft. Im Traume hört es Ofenfeuergeprassel und froh erregte Menschenstimmen. Wesenlos schauen die Fenster in den weißen Wald, spiegeln starr Blauglanz des Himmels wider. Lange Eiszapfen hängen, grimmig glänzend, an der Dachrinne.

Ein Zaunkönig schwingt sich in den Pflaumenbaum, der vor dem Fenster steht, reißt den Schnabel weit auf und prahlt das schlafende Haus gewaltig an. Aber es regt sich nicht.

Gleich nach Mittag werden die Berge plötzlich schwerblau. Ein weicher Hauch tastet durch den Wald, und die Sonne verhüllt sich mit Gewölk. Tannenmeisen klingeln lebhaft in den Fichtenzweigen, und ein großer Würger improvisiert in der Spitze eines Apfelbaumes ein Xylophonkonzert, das ein Trupp Goldammern eintönig begleitet. Den Grünspecht belustigt diese Improvisation, und er lacht lauthals durch den Buchenforst. Das Waldhaus jedoch regt sich nicht.

Da geht ein Schlurfen durch den Wald und ein warmes Wehen. Die Bäume biegen sich, die Eiszapfen klirren aneinander. Die Fichten, die dem Waldhaus zunächst stehen, verneigen sich ironisch vor seiner Starrheit, neigen sich abermals und werfen ihm ihre Schneelasten vor die Mauern. Es rührt sich immer noch nicht.

Da stößt am äußersten Hange der Hasselburg einer ins Horn. Mächtig klingt es. Mächtig schwingt sich etwas durch die Wipfel, biegt sie, stürzt einen Baum, bricht einen Wipfel, schnauft, hetzt atemlos durch die Waldmassen, greift sie, ballt sie und braust — braust — —

Wie eine lebendige Mauer rückt dies Brausen unaufhaltsam durch den Wald, staut sich mit plötzlichem Ruck vor der Waldhauslichtung und sinkt in sich zusammen. Dann wird es ganz still.

Eine zarte Regung geht durch das stille Haus, pflanzt sich vom First bis nach den Rinnen fort, und da geht es: tip tip! durch die Abflußrinne. Erschreckt hören es drinnen die Räume. Tip — tip — tip — tip! mit längeren Intervallen, dann kürzer, und endlich ganz hurtig: tiptiptiptip!

Das Waldhaus wacht auf.

Schnee schurrt vom Dache und plumpst dumpf auf den Rasen. Die Eiszapfen beginnen zu lecken. Regen rieselt, anfangs fein und mieselnd, schlanker dann und heftig aufs Dach klopfend. Ununterbrochen rutscht Schnee. Die Rinnen können nicht mehr dagegen anschlucken. Sie trommeln, platschen, fließen über.

Digitized by Google

Rauschen und Rinnen, Fließen und Gießen überall, die ganze Nacht hindurch.

Am frühen Märzmorgen steht das Waldhaus blank und strahlend, und die Seidelbastbüsche im Gärtlein prangen in der ganzen Inbrunst ihrer rosigen Bläue, flackern und duften: Frühling! Frühling! Auf dem befreiten Dache sitzt eine Amsel, die jubelt ins Morgenrot: dülia — dülio — lülü — lala!

Die Stimme der Mutter

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Die Mutter kennt der Reinheit Zauberwort,
Wenn ihre Zunge auch im Tod verdorrt, —
In deinem Innern spricht sie heimlich fort.

Wenn deinen Augen wehrlos Wild gedieh,
— Die blauen Sünder ruhn und rasten nie! —
Ein leises Wort der Mutter senket sie.

Und wenn dein Mund begehrt verbotnen Kern,
— Der rote Räuber wegelagert gern! —
In ihrem Zuruf ehrt er seinen Herrn.

Und wenn die Hände fehlen ihrer Pflicht,
— Die blassen Beter — Heilige sind sie nicht! —
Die Mutter scheuen sie und ihr Gericht.

Denn ihre Stimme sank nicht mit ins Grab,
Sie stieg in dein Gewissen tief hinab,
Und jedes Wort ist wie des Richters Stab.

Digitized by Google

Rundschau

Bolschewistenphysik

Kaum ist, zu ihrem Entsetzen, den Deutschen klar geworden, wie furchtbar man sie mit der erhabenen Politik des Professors Wilson hineingelegt und mit dessen Professornimbus betrogen hat —: da wird den biedern Deutschen schon wieder eine neue Professorleistung in allen Tönen der Begeisterung und Verzückung als Gipfel der wissenschaftlichen Forschung angepriesen und fallen auch leider Leute mit höherer Bildung darauf hinein, — um so mehr, als Professor Einstein, der angebliche neue Kopernikus, sogar auch Hochschullehrer zu seinen Bewunderern zählt. Und doch haben wir es hier, um es von vornherein zu sagen, mit einem geradezu ungeheuerlichen wissenschaftlichen Skandal zu tun, der ganz vorzüglich in den Rahmen dieser traurigsten aller politischen Perioden hineinpaßt. Man kann es schließlich Arbeitern nicht übel nehmen, daß sie Marx auf den Leim gingen, wenn deutsche Professoren es fertig brachten, sich von Einstein irreführen zu lassen. Die Lorentz-Minkowski-Einsteinsche Relativitätstheorie läßt sich allgemein verständlich überhaupt nicht darstellen; denn ihre scheinbaren Triumphe und Erleuchtungen gewinnt sie durch mathemathische Formeln, also gerade der springende Punkt ist immer gleich dem Stachelpanzer eines zusammengerollten Igels, die Einsteinianer prunken sogar mit dieser „unfehlbaren Denkmaschine“ — schade nur, daß gerade einer der lautesten Relativisten, Professor Born, so unklug war, zu verraten, daß in den ersten mathematischen Ableitungen seines Meisters sich — Irrtümer, wohlgemerkt mathematische Irrtümer befanden, die erst sehr viel später richtiggestellt wurden. Also Einstein hat, wie seine Anhänger verraten, schon mathematisch mehrfach daneben gehauen — obwohl er immer mit einem Fachmathematiker Arm in Arm sein Jahrhundert in die Schranken forderte. Die „unfehlbare Denkmaschine“, die Mathematik, obwohl von Einstein und einem Fachmathematiker angekurbelt und gesteuert, hat doch in den Sumpf geführt; trotzdem aber sollen uns die Irrlichter dieser versumpften Physik als strahlende Wahrheitssonne gelten. Aber Einstein hat nicht nur mathematisch geirrt: jeder, der unvoreingenommen den grundlegenden Aufsatz Einsteins im 17. Bande der 4. Folge der „Annalen der Physik“ 1905 vornimmt, kann sich überzeugen, daß dieser angebliche Kopernikus mit scheinbarem Scharfsinn in gröbster Weise gegen die Grundgesetze der Logik sündigt und äußerlich „exakt“ beweist, daß gleichzeitig gar nicht gleichzeitig, sondern verschiedenzeitig ist, daß infolgedessen dieselbe Strecke im Ruhezustand eine andere Länge hat, als in der Bewegung! Mit solchen Vermengungen von Sein und Schein, mit solchen Kopfstellungen klarster Begriffe imponierte Einstein offenbar solchen Physikern, die schon durch abenteuerliche Theorien des holländischen Professors Lorentz um ihren klaren Verstand gekommen waren. Sein Relativitätsprinzip war mathematisch stachelbewehrt: die Physiker verstanden meist nichts von der krausen Mathematik und die Mathematiker wenig von der Physik. Absurditäten haben wohl immer Gläubige gefunden. Zur Kopfstellung der Logik, die Einstein fertig gebracht hatte, gesellte nun der Mathematiker Minkowski noch eine Kopfstellung aller gesunden Mathematik. Der berühmte Mathematiker Gauß wurde mit seinen Verkehrtheiten als Autorität

Digitized by Google

zum Vorspann genommen. Minkowski schuf eine Formel, die er selber als „mystisch" bezeichnet — bedenke: Mathematik und Mystik! — in dieser Formel werden Kilometer mit Sekunden in Gleichung gebracht, das ist so, als ob man drei Äpfel und sieben Birnen zwanzig Eier sein ließe. Dies geschah vier Jahre nach Einsteins erstem Hervortreten, und damals erschien, was für die Herrschaften eine Warnung hätte sein sollen, in Eugen Dührings „Personalist und Emanzipator" ein ebenso humorvoller wie vernichtender Artikel, der diese ganze Richtung von Physik und Mathematik als übergeschnappt und verrückt bezeichnete. Dieses Urteil wurde gefällt unter Gewährschaft des Mannes, der als Denker und Mathematiker und als Verfasser der berühmten, preisgekrönten „Geschichte der Prinzipien der Mechanik" die ganze derzeitige Forscherwelt turmhoch überragt. Obwohl nun auch ganze Bücher mit vernichtender Kritik erschienen, spann Einstein, durch Minkowski von frischem ermutigt, den Relativitätsfaden weiter und verkündete schließlich, durch Rechnung die Lösung des Gravitationsproblems gefunden zu haben. Auf Grund dieser Theorie vermochte er eine Unstimmigkeit in der Merkurbahn zu erklären — was nicht das geringste beweist, denn es gibt dafür noch andere Erklärungen — und behauptete, daß ein Lichtstrahl, von einem Fixstern kommend, von der Sonne um einen kleinen Betrag abgelenkt werde. Der Engländer Eddington will bei einer Sonnenfinsternis eine bestätigende Beobachtung und photographische Festhaltung erzielt haben, — darüber nun ist den Relativisten der Mut und der Glaube gewaltig gewachsen, während doch, selbst wenn eine zweite, unbedingt erforderliche Nachprüfung das gleiche bestätigte, noch nichts bewiesen wäre. Erstens hat schon R. Mewes in Anspruch genommen, diese Lichtstrahlablenkung lange vor Einstein, aber ohne dessen Theorie, behauptet zu haben. Zweitens: was bedeuten zwei oder zwanzig oder zweihundert Bestätigungen für eine Theorie? Unter Umständen gar nichts. Jahrzehntelang hat die Chemie mit der falschen Phlogistontheorie gearbeitet und in jedem neuen Fund eine Bestätigung dafür gesehen, und doch mußte die Theorie aufgegeben werden. Ebenso war es mit der Hypothese von einem Wärmestoff. Ein Planet ist sogar nur durch einen Schreibfehler entdeckt worden; überhaupt sollte auch die sogenannte exakte Wissenschaft ein gewisses Grauen hegen vor des Zufalls grausenden Wundern. Erlebt doch jeder Mathematiklehrer es täglich, daß Schüler richtige Ergebnisse bringen, nur indem sie zwei sich aufhebende Fehler hintereinander machten. Warten wir erst einmal die wiederholte Bestätigung der Eddingtonschen Beobachtung ab — für Einstein wird sie nichts beweisen, denn die Falschheit seiner Relativitätstheorie oder besser Prellativitätstheorie erhellt aus ihren unlogischen Grundlagen und imaginären Stützpfeilern.

Es genügt eigentlich vollkommen, darauf hinzuweisen, daß Einstein unserer gewöhnlichen Geometrie für unsre Welt die exakte Gültigkeit abspricht. Man bedenke: auf dieser Geometrie ist der ganze Bau unsrer Mathematik, Physik und Astronomie errichtet, auf ihr beruht alles, was Einstein selber entdeckt zu haben glaubt, und doch soll diese Geometrie nichts taugen! Spottet sein selbst und weiß nicht wie. Dagegen sollen die mehr als dreidimensionalen Räume etwas taugen, die bisher, außer zu mathematischen Absonderlichkeiten, nur den spiritistischen Schwindlern nützten, um aus der vierten Dimension Apfelsinen und sonstige himmlische Dinge zu holen, die sie vorher unter — Weiberröcken versteckt hatten. Also die Geometrie des dreidimensionalen Raumes soll unrichtig sein, aber mit dem faulen Zauber der nirgend vorhandenen vierten Dimension rückt Einstein erfolgreich dem Gravitationsproblem zu Leibe! Freilich hat er da den Schein der Autorität eines Gauß für sich, dessen Phantasien von Riemann und andern weitergesponnen wurden. Aber daß Gauß bei aller Größe auch daneben hauen konnte, davon kann sich schon der Primaner überzeugen, der sich die Gaußsche Konstruktion der $\sqrt{-1}$ ansieht. Von dieser ganzen Phantasiemathematik mit ihren krummen Räumen hat Eugen Dühring schon vor mehr als vier Jahrzehnten gesagt, man könne noch nicht einmal davor redlich ausspucken, ohne befürchten zu müssen, daß einem das Projektil kraft der gekrümmten Räume von hinten wieder anfliege. Und nun gar will Einstein, mathe-

Digitized by Google

matischer Irrtümer überführt, auch noch aus mathematischen Phantasiegebilden physikalische Wirklichkeiten herleiten. Lauter Kopfstellungen, aber sensationell, reklamefähig, mystisch, fesselnd! Prellativ!

Das Tollste bei dieser Überphysik und Übermathematik ist der Versuch, sie „gemeinverständlich" darzustellen. Er muß immer mißlingen, weil man Aberwitz und höhere Mathematik nicht gemeinverständlich machen kann, das meiste bei der Theorie leistet ja die Formel. So begegnet man heutzutag Schriften, die sich anheischig machen, die Relativitätstheorie volkstümlich darzustellen; aber schon auf den ersten Seiten erklären die Verfasser, die Rücksicht auf Gemeinverständlichkeit beiseite lassen zu müssen. Auch Professor Einstein selber hat eine gemeinverständliche Darstellung veröffentlicht, aus der natürlich kein Mensch klug wird — selbst die ihm wohlgewogene „Physikalische Zeitschrift" ist dieser Meinung —, aber dafür verkündet der „geniale Physiker" ja auch die stolze Meinung, Eleganz sei die Sache der Schuster und Schneider, große Geister hätten nicht nötig, eine Sache elegant klarzumachen! Umgekehrt, Herr Einstein, wird ein Schuh draus! Die großen Geister waren nicht nur Meister, sondern auch Liebhaber eleganter, gemeinverständlicher Darstellung; sie durchbrachen oft mit der Klarheit und Schönheit ihrer Darstellung feindselige Gelehrtenringe und Dunkelmännerbestrebungen. Galilei trug Physik im Plauderton vor. Euler schrieb populäre Briefe an eine Prinzessin über die schwersten Kapitel der Physik. Hume und Schopenhauer waren Meister eleganten Stils. Robert Mayer ist jedermann verständlich. Herr Einstein ist keinem, außer kritiklosen und selber verworrenen Fachleuten, verständlich; auch war die Relativitätstheorie ja nur teilweise sein Geisteskind, er hat also nicht den Trieb des großen Forschers, einen wohlgeratenen, sehenswerten Sprößling aller Welt sichtbar zu machen, d. h. seine Entdeckung so klar und elegant wie möglich darzulegen. Eine traurigere Schrift als Einsteins „gemeinverständliche Darstellung" ist mir nur selten vorgekommen. Unsinn läßt sich eben nicht elegant und verständlich darlegen. Wer also Einstein nicht versteht, suche bei ihm, nicht bei sich den Grund. Verstand suchen bei einem, der mathematische Irrtümer begangen, die Logik verdreht und durch Verleugnung der Euklidischen Geometrie sich selber den Boden unter den Füßen weggezogen hat, wäre Unverstand.

Wenn Professoren und Geheimräte der Relativitätstheorie auf den Leim gingen, wen überrascht dies? Sind nicht sogar bedeutende Professoren spiritistischen Schwindlern ins Netz gegangen — Weber, Zöllner, Fechner? Hat nicht ein berühmter und verdienter französischer Mathematiker namens Chasles schwere Summen für ganz grob gefälschte Briefe bezahlt, deren einer eine französisch geschriebene Drohnote des römischen Feldherrn Cäsar an den gallischen Häuptling Vercingetorix sein sollte? Idiotismus und etliche mathematische Begabung sind oft genug gepaart. Die moderne Physik ist ganz offensichtlich in eine Hegelphase geraten. Sie läßt das absolut Leere den Träger elektrischer Wellen sein — das Nichts pulsiert also, ganz wie Hegel Sein und Nichts für identisch erklärte. Die Hegelsche Begriffslyrik wurde zwar von niemandem verstanden, aber von allen nachgeplappert, die befördert werden wollten. Professoren und Studenten plagten sich jahrzehntelang damit ab — unter denen, die ehrlich von sich bekannten, sie hätten von Hegel nichts verstanden, befand sich auch Diesterweg. Und doch war an Hegels Begriffslehre immer noch mehr Vernunft, als an Einsteins bzw. Lorentz-Minkowskis Relativitätstheorie. Das Eingeschworensein einiger Professoren auf diese Irrlehre stimmt schönstens zu den früheren Verschwörungen von Hochschullehrern gegen wirkliche Entdeckungen. Man verzeihe, wenn ich hier schon hundertmal vorgeführte Paradepferde nochmals vorbeitraben lasse. Ohm war ein gediegener Physiker und ist heute unsterblich. Er stieß auf eben so großen Widerstand wie Einstein auf Beifall. Professor Poggendorf, bestimmt dazu, die neuesten Entdeckungen in den Annalen der Physik bekannt zu machen, ließ zwei der glänzendsten Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts, das Weltgesetz Robert Mayers und den Fernsprecher des Philipp Reis, in der Schublade verstauben. Den Entdecker der fäulnis-

Digitized by Google

freien Wundbehandlung, Ignaz Semmelweis, trieb die Borniertheit feindseliger Gelehrter und Wissensbonzen ins Irrenhaus. Ist's da nicht ganz in der Ordnung, daß eine Irrenphysik als Blüte des Entdeckergeistes von professoralen Gefolgsleuten verherrlicht wird? Die Blamage ist so ungeheuerlich, daß die Beteiligten mit allen Mitteln der Kameraderie sich an der Aufrechterhaltung des Humbugs beteiligen werden. Einstein bekommt den Nobelpreis, und der Ruhm des neuen Kopernikus wird in alle Welt getragen!

Karl Marx, der ja auf nationalökonomischem Gebiet zum Heiligen emporgemanagt wurde, darf ja heute noch, obwohl nun die Früchte seiner Kümmerlichkeit namenlosen Kummer über Europa gebracht haben, als Geistesgröße gepriesen werden. Einstein ist ein Karl Marx der Physik. Credo, quia absurdum, gilt von den Anhängern beider spitzfindiger Talmigrößen. Die Relativitätstheorie ist nichts anderes als bolschewistische Physik.

Die Relativisten meinen, wir fänden uns eben so schwer in die neue Weltanschauung wie die Zeitgenossen des Kopernikus und Galilei es hätten begreifen können, daß die Erde sich um die Sonne drehe. Ein arger Unfug wird dabei mit dem Begriff des Raumes getrieben, als ob der Raum, in welchem Kopernikus uns neu orientierte, ein anderer als vorher und nachher gewesen wäre. Es war immer nur der Euklidische Raum unserer Geometrie. Nicht eine neue Raumanschauung kam damals auf, sondern nur eine Änderung der Auffassung vom Verhältnis der Planeten zur Sonne. Was Kopernikus lehrte, war klar, verständlich und gemeinverständlich darstellbar. Nur Bibelaberglaube stand entgegen. Was Einstein und Genossen lehren, ist eine Schimäre von Raum, eine Narrheit von Zeit, eine Selbstaufhebung ihrer Lehre, da ja die Raumlehre (Geometrie), auf der alle Mathematik aufgebaut ist, für unsre Welt nicht gelten soll! Schon die altindischen Philosophen sagten in solchem Falle anyonyabhâvât, von wegen gegenseitiger Abhängigkeit! Ist die Euklidische Geometrie für unsre Welt nicht genau gültig, so taugt auch die ganze Mathematik nichts, die Einstein für sich das Denken besorgen läßt, nachdem er unmögliche Voraussetzungen in die Maschine gespannt hat.

Dr. Georg Biedenkapp

Bismarck, Demokratie und Mittelalter

Auch wer sich nicht allen Urteilen ohne Vorbehalt anschließen möchte, wird doch mit Anregung und ästhetischem Genuß den Ausführungen Karl Alexander v. Müllers in den „Süddeutschen Monatsheften" folgen: Bismarck war undemokratisch bis zum Grunde, im Kern seines Wesens überhaupt kein Mensch des 19. Jahrhunderts, sondern ein Urgestein aus früheren Schichten, das plötzlich im Flugsande auftaucht, eine Gestalt viel mehr aus der Welt Shakespeares, als aus der der hohen humanistischen deutschen Dichtung oder gar seiner eigenen Gegenwart. Wenn wir sein Hauptwerk, die Erhöhung Preußens und das neue preußisch-deutsche Reich heute betrachten, wer möchte noch behaupten, daß es der herrschenden Zeitströmung in Europa oder auch nur in Deutschland entsprochen habe, die er nur zu benutzen, der er nur zu folgen gebraucht hätte. Der Widerspruch von Mann und Zeit gibt seiner Gestalt durchaus etwas Tragisches; in all seinen Siegen umwittert ihn ein geheimnisvoll dunkler Zug wie aus den ältesten schwermütigen Sagen unserer Ahnen.

Eine demokratische Leitung der äußeren Politik schien ihm unmöglich. „In der auswärtigen Politik", lautet eine Randbemerkung aus dem Jahr 1886, „können parlamentarische und publizistische Elemente niemals die Führung eines großen Reiches übernehmen, ohne dessen auswärtige Politik zu lähmen und in falsche Wege zu drängen. Die Situation der mächtigsten Nationen liefert täglich den Beweis dafür." Oft spottete er, wie „ganz jämmerlich jetzt überall Politik getrieben wird"; niemand habe feste Ziele und jedermann lasse sich von

Digitized by Google

den Tagesereignissen treiben. Aber er verkannte die immer wachsende Flut der demokratischen Strömung in der Welt nicht. Er sah sie in Frankreich und im England Gladstones damals bereits in voller Gewalt. Es schien ihm wahrscheinlich, daß die romanischen Völker allmählich alle und daß vielleicht auch slawische Länder zur republikanischen Form gedrängt werden könnten, und seine gewaltige, heroische Phantasie sah dann am Ende einen riesenhaften Kampf voraus zwischen dem System der Ordnung auf monarchischer Grundlage, wie er es vertrat, und der sozialen Republik, in die seiner Überzeugung nach alle antimonarchische Entwicklung einmünden müsse und die selbst wieder, wie er glaubte, zum Zäsarismus zurückführe. „Wenn es dazu kommt," schrieb er im September 1885 auf einen Bericht aus Wien, „dann haben die Monarchien alle Aussicht, im Kampf zu siegen, falls sie zusammenhalten. Kommt es zu dem Kampf der beiden Prinzipien auf dem Schlachtfelde überhaupt nicht, so werden die Monarchien an der chronischen Krankheit der Majoritätenwirtschaft und an der eigenen Scheu vor Arbeit und Energie sicher zugrunde gehn; im Kampf aber haben sie Chancen de se retremper (sich wieder zu stählen)."

Ein unvergeßliches Wort. Beinahe ein Menschenalter ist nach 1885 hingegangen, ohne daß es zu dem großen Kampf der beiden Prinzipien auf dem Schlachtfelde kam; die Monarchien waren, um Bismarcks Worte zu gebrauchen, ihrer Majoritätenwirtschaft und ihrer Scheu vor Arbeit und Energie überlassen. Und als der Krieg dann hereinbrach, hielten die Monarchien, die Bismarck dabei im Auge hatte, nicht zusammen, sondern standen gegeneinander. Man kann heute sagen, daß ihre Sache damit, nach Bismarcks eigener Prophezeiung, verloren war, schon in dem Augenblick, als der Krieg begann.

Was ist es mit dieser demokratischen Bewegung, die heute nun auch über das Bismarcksche Reich zusammengeschlagen hat? Woher kommt sie? Stammt sie von heute oder von gestern? Ist sie eine Welle, die eben erst auftaucht und vielleicht eben so flüchtig vorübergehen wird? Nein, das ist sie nicht. Wer die Geschichte des letzten Jahrtausends kennt, weiß, daß ihr Fortschritt eine der ältesten, zusammenhängendsten und gleichmäßigsten Entwicklungen ist, der wir in ihrem ganzen Verlaufe begegnen. Seit langem ist sie, in Staat und Gesellschaft, eine der beherrschenden, ja vielleicht schon die beherrschende Strömung der modernen Geschichte.

So sehr sind wir alle seit langem bereits von ihr umfangen, daß wir uns Zeiten, deren Wesen von ihr noch nicht berührt waren, kaum mehr vorzustellen vermögen. Und doch ist ganz Europa durch eine solche undemokratische Zeit hindurchgegangen, ja sie hat ihm die ersten Grundlagen seiner staatlichen Ordnung gegeben. Noch sehen wir rings um uns ihre verfallenden Trümmer, und in den alten großen Monarchien schlug bis zum Tod noch ein letzter schwacher Pulsschlag ihres Lebens.

Wer von uns kann sich leibhaftig noch ins Mittelalter zurückdenken? In eine europäische Gesellschaft, die in Kasten eingeteilt ist? Wo der Hörige (der Vilain, wie der bezeichnende französische Ausdruck heißt) vom Bürger, der Bürger vom Adeligen, der Adelige vom Kirchenmann in Wesen, Recht, Sitte, Daseinsform unvereinbar und erblich abgetrennt ist? Wo der Gedanke der Ungleichheit das ganze Leben erfüllt, so daß selbst das von Natur Gleichartige überall noch ein buntes Kleid abweichender Rechte und Pflichten erhält — genau umgekehrt wie heute, wo wir gleiche Rechte und Pflichten auch über die verschiedenartigsten Menschen und Verhältnisse spannen?

Und wer kann sich in jenen mittelalterlichen Staat zurückdenken — wenn wir Modernen das überhaupt einen Staat nennen würden, wo wir keine einheitliche Regierung, keine einheitliche Zentralgewalt entdecken? Wer von uns fände sich zurecht in der wunderlichen Zerstückelung und Verschränkung der mittelalterlichen Obrigkeiten? Könige und Kaiser, fast mit göttlichem Nimbus, fast mit göttlichem Recht über Land und Leute, die ihnen zu eigen angehören, die sie teilen, verschenken, verpfänden nach Willkür und Zwang und Gnade, von

Digitized by Google

einer religiösen Weihe umgeben. Aber ihre praktische Gewalt ist im Verhältnis dazu äußerst gering. Rund um sie erheben sich eine Fülle von Mächten, Einzelnen und Körperschaften, mit eigenem, oft beinahe selbständigem Recht wie sie und schränken ihre oberste Gewalt auf allen Seiten ein. Ein großer Teil der Regierung und Verwaltung ist in deren Händen. In der seltsamsten Weise vermengen sich die nationalen und provinzialen Gewalten — denken wir nur zum Beispiel an das Verhältnis unserer deutschen Stammes-Herzogtümer und -Dynastien zur Reichsgewalt —, und diese unbehilfliche Verwicklung pflanzt sich dann weiter durch alle Kreise nach unten fort bis ins kleinste. Immer wieder neue, halb- und drittelselbständige Zwischengewalten mit besonderen Rechten und Verpflichtungen, die ihnen angestammt sind oder dauernd anhangen, mächtige Grundherrn, Geschlechter, Städte, Stifter, Klöster, eine unendliche Fülle mannigfaltigen Daseins.

Das besondere Recht, das Vorrecht in Staat und Gesellschaft, erscheint als das Kennzeichnende dieses Zustandes. Alles Vorrecht in dieser Gesellschaft und in diesem Staat aber beruht auf dem gebundenen Grundbesitz. Er ist die eigentliche Basis aller Macht. Die Aristokratie und die Kirche sind seine Haupteigentümer, sie genießen die größte Unabhängigkeit. Das bewegliche Vermögen, Geld und fahrende Habe, ist daneben noch ohne besondere Bedeutung, seine Besitzer sind vielfach schwach und verachtet. Das Gewerbe und die Industrie werden schon bei ihrem Aufkommen aufs strengste reglementiert.

Die Ungleichheit ist der beherrschende Zug in dieser Welt. Autorität gilt in ihr auf allen Gebieten, nicht Majorität; sie kennt keine Rechnung nach der Mehrheit. Uns Modernen scheinen in ihr die Interessen der einzelnen zu triumphieren über die Interessen der vielen, der Glanz, die Größe der Bevorrechtigten über das Wohl und Glück der Masse. Allein überheben wir uns nicht. Große Gesamtverfassungen der Menschheit wie diese, die Jahrhunderte hindurch bestehen und lange Geschlechter der Menschen in sich tragen, unterstehen nicht unseren beschränkten Maßstäben von gut und böse, gerecht und ungerecht. Sie haben ihr eigenes ausgleichendes Maß in sich und brauchen nicht erst auf die Weisheit der Spätergeborenen zu warten. Jede von ihnen ist ein neuer Versuch, die Unvollkommenheit des menschlichen Daseins zu lösen, mit seinen eigenen Arten und Möglichkeiten von Glück und Unglück, deren Gesamtsumme schließlich immer wieder auf eine geheimnisvolle Weise sich gleich bleibt: die Menschen sind nicht glücklicher geworden im Laufe der Jahrhunderte.

Fürst Bismarcks Entlassung

Angesichts des allgemeinen Zusammenbruchs erwächst das natürliche Bedürfnis, sich Rechenschaft abzulegen über die Entwicklung der jüngsten Vergangenheit. Denn die Überzeugung bricht sich wohl allgemein Bahn, daß der Ausgang des Krieges nur die Besiegelung eines Schicksales war, das sich lange zuvor vorbereitet hatte, daß wir, ganz abgesehen von der militärischen Seite, den Krieg politisch verlieren mußten, weil er bereits seit seinem Ausbruche verloren war. Mit einem Worte, das Unheil hat sich vorbereitet von dem Augenblicke an, in dem der bewährte Steuermann das Schiff verließ, von Bismarcks Entlassung an.

Daß wir unter diesen Umständen auf das Erscheinen des dritten Bandes von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen voraussichtlich noch vorläufig verzichten müssen, ist gewiß bedauerlich. Aber wir finden reichen Ersatz in den Aufzeichnungen der beiden Staatsmänner, die wie kein anderer dem ersten Reichskanzler zur Zeit seiner letzten Amtstätigkeit beruflich wie persönlich nahe standen, des damaligen Staatssekretärs des Innern von Boetticher, und

Digitized by Google

des Chefs der Reichskanzlei von Rottenburg. Besonderer Dank gebührt aber dem Herausgeber Freiherrn von Eppstein, daß er den ihm von Frau von Boetticher zur Verfügung gestellten Stoff in meisterhafter Weise gesichtet und die Aufzeichnungen der beiden Staatmänner gleich mit den entsprechenden Urkunden belegt hat. (Professor Dr. Georg Freiherr von Eppstein, Wirklicher Geheimer Rat, Fürst Bismarcks Entlassung, nach den hinterlassenen, bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Staatssekretärs des Innern, Staatsministers Dr. Karl Heinrich von Boetticher, und des Chefs der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck, Dr. Franz Johannes von Rottenburg, herausgegeben. Berlin. Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H. 237 S.) Eine ausführliche Einleitung des Herausgebers, welche der Stellung der beteiligten Persönlichkeiten, namentlich auch des Kaisers, gerecht zu werden sucht, begleitet das Ganze. Die Entlassung des Fürsten Bismarck scheint hiernach endgültig aufgeklärt, auch der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen" wird uns nach dieser Richtung nichts Neues mehr bringen können.

Die Grundlage bilden die Aufzeichnungen des Staatssekretärs von Boetticher „Zur Geschichte der Entlassung des Fürsten Bismarck am 20. März 1890". Diese sind vom Chef der Reichskanzlei von Rottenburg durchgesehen und mit Bemerkungen ausgestattet. „Aus zweier Zeugen Mund wird die Wahrheit kund", sagt ein altes deutsches Rechtssprichwort. Diese beiden Zeugen machen hier über das Grab hinaus ihre Aussagen.

Die Aufzeichnungen bilden gleichzeitig eine Rettung des Staatssekretärs von Boetticher, dem bekanntlich aus Bismarck nahestehenden Kreisen nachgesagt wurde, er habe Bismarck, seinen Wohltäter, verraten und damit zu seinem Sturze beigetragen, indem er sich der aufgehenden kaiserlichen Sonne zuwendete. Davon kann jetzt keine Rede mehr sein. Daß er schließlich nicht mit Bismarck zugleich seine Entlassung nahm, sondern im Staatsdienste blieb, entsprach der richtigen altpreußischen Auffassung der Beamtenpflicht. Denn er war doch ein Diener seines kaiserlichen und königlichen Herrn und nicht des Fürsten Bismarck. Um so größer ist die Selbstverleugnung und Entsagung Boettichers, daß er trotz aller Anfeindungen seine Aufzeichnungen nicht früher der Öffentlichkeit übergab. Er wollte das leuchtende Bild des ersten Reichskanzlers dem deutschen Volke nicht verdunkeln, seinen Wohltäter, den Heros der deutschen Nation, nicht verkleinern. Denn die Veröffentlichung würde die öffentliche Kritik der Handlungsweise des Fürsten herausgefordert haben, und diese Kritik würde nicht überall eine günstige gewesen sein. Möglich, daß Bismarckfeinde und Byzantiner dies oder jenes zur Verkleinerung des großen Deutschen herausgefunden hätten. Aber im ganzen kann man sagen, daß die geschichtliche Persönlichkeit Bismarcks auch durch die Boettcherschen Veröffentlichungen nicht verliert, daß also die Besorgnis, welche die frühere Herausgabe hinderte, eine unbegründete war.

Von wesentlicher Bedeutung sind die Worte aus den Rottenburgischen Bemerkungen: „Die Aufzeichnungen Herrn von Boettichers ergeben, daß die letzte Wurzel des Antagonismus zwischen dem Kaiser und dem Kanzler mitnichten in einer divergierenden Stellungnahme zu der Frage der Fortführung der Sozialpolitik gelegen hat, sondern tiefer zu suchen ist, und dieses Ergebnis ist historisch bedeutungsvoll, weil es dazu dienen wird, eine pragmatische Geschichtschreibung davor zu bewahren, die Entlassung des Fürsten Bismarck auf eine falsche Ursache zurückzuführen."

Hiervon ist so viel richtig, daß die kaiserliche Sozialpolitik, zu der unverantwortliche Ratgeber wie Hintzpeter, Graf Douglas und der Maler von Heyden den Anstoß gegeben hatten, nach der äußeren Art ihres Beginns wie nach ihrem Inhalte dem Fürsten Bismarck aufs äußerste unsympathisch war, er hätte sie aber zur Befriedigung seines kaiserlichen Herrn allenfalls mitgemacht, wenn nicht andere Gründe dazu gekommen wären. Diese Gründe lagen in dem inneren Gegensatze der beiden Persönlichkeiten überhaupt, die für ihre freie Betätigung nebeneinander keinen Platz hatten in den Meinungsverschiedenheiten, die sich auf verschiedenen

Digitized by Google

Gebieten, unter anderem auf dem der Sozialpolitik, aber vor allem auf dem der auswärtigen Politik geltend machten. Der letztere Gesichtspunkt hinderte namentlich das Beschreiten des vorgeschlagenen Ausweges, daß sich Bismarck wieder, wie es bis gegen Ende der siebziger Jahre im wesentlichen der Fall gewesen war, auf das Gebiet der auswärtigen Politik beschränken solle. Das Abschiedsgesuch des Fürsten Bismarck konnte denn auch die Sozialpolitik, die mitzumachen er sich bereit erklärt hatte, nicht berühren, sondern hebt nur den inneren Grund und die auswärtige Politik hervor.

Der innere Gegensatz hatte seinen Ausdruck gefunden in dem kaiserlichen Verlangen nach Aufhebung der Kabinettsorder vom 8. September 1852, wonach Vorträge und Berichte einzelner Minister bei dem Monarchen sowie sonstige wichtige Verwaltungsmaßregeln nicht hinter dem Rücken des Ministerpräsidenten stattfinden durften, sondern an dessen Mitwirkung geknüpft waren. Bismarck lehnte diese Forderung in eingehender Begründung als unvereinbar mit der im konstitutionellen Staate notwendigen einheitlichen Leitung der Gesamtpolitik ab und erklärte sie nur für durchführbar, wenn man zum Absolutismus zurückkehren wolle. Seine Vorhersage, daß auch jeder künftige Ministerpräsident an der Kabinettsorder festhalten müsse, ist eingetroffen. Tatsächlich ist nach Bismarcks Rücktritt von einer Aufhebung der Kabinettsorder nicht mehr die Rede gewesen. Die Frage der Aufhebung war also nur ein äußerer Vorwand, hinter dem der innere Gegensatz der beiden Persönlichkeiten sich verbarg.

Die Aufhebung wäre aber gegenstandslos gewesen, wenn Bismarck sich vom Ministerpräsidium zurückgezogen und auf die auswärtige Politik beschränkt hätte. Abgesehen von den inneren Schwierigkeiten einer solchen Trennung kam aber hier ein Gegensatz auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zur Sprache, der ein weiteres Zusammenarbeiten unmöglich machte.

Der Gegensatz war schon zutage getreten im Juni 1889 über der Frage der Zulassung der neuen russischen konvertierten Anleihe zur Notierung an der Berliner Börse, die der Kaiser verhindert zu sehen wünschte, während Bismarck eine Einmischung ablehnte. Schließlich erfolgte doch die Zulassung. Eine neue Meinungsverschiedenheit machte sich geltend im März 1890 gelegentlich eines Berichtes des deutschen Konsuls in Kiew über russische Rüstungen. Der Kaiser wollte im engsten Anschlusse an Österreich militärische Gegenmaßregeln treffen, während Bismarck schon damals den Dreibundgenossen nicht traute und die Brücke zwischen Deutschland und Rußland nicht abbrechen wollte. Indem der Kaiser mit Bismarcks Entlassung seine Auffassung durchsetzte, war der Weg zur Lösung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland frei. Dem folgte mit automatischer Sicherheit der Abschluß des russisch-französischen Bündnisses, der Grundlage der späteren Einkreisung Deutschlands. So führt die Katastrophe des Weltkrieges und des deutschen Zusammenbruches unmittelbar auf Bismarcks Entlassung zurück.

Diese Tatsache unzweideutig klargestellt zu haben, ist das dauernde Verdienst des Buches für die geschichtliche Forschung. Deshalb wird jede spätere geschichtliche Untersuchung nach dieser Richtung auf das Buch zurückgehen müssen. Der Verfasser kann daher für die Herausgabe der Boettcherschen Papiere der allgemeinen Anerkennung gewiß sein.

Conrad Bornhak

Schutz und Grenzen der Lehrfreiheit

In Aristophanes' Komödie „Die Acharner" flüchtet der Bürger Dikaiopolis unter den Hackeblock, um von diesem gesicherten Orte aus seine Ansicht gegen seine Widersacher zu vertreten. Denn die Sache ist gefährlich in der Stadt der „Redefreiheit", der freiesten Demokratie, die die Welt sah. Auch die am 9. November 1918 ins Leben getretene Demokratie kann nicht ohne weiteres als Hafen der sich betätigenden Gewissensfreiheit, der

Digitized by Google

Lehrfreiheit, angesehen werden. Das Gebaren mancher Blätter, „Volksmänner und -weiber", sowie der Kientöppe erweckt freilich den Eindruck, als ob nicht nur die Freiheit, sondern sogar die schrankenloseste Willkür gewährleistet wäre in dem Lande, das einst das Land der Ordnung war. Wenn aber ein Direktor sich darüber Vorhaltungen machen lassen muß, daß er vor seinen Schülern nach dem Thronverzicht Kaiser Wilhelms II. Abschied nahm von der segensreichen Hohenzollernherrschaft, so greift ein anderer Eindruck Platz. Vielleicht setzt sich da ein Lehrer sogar dann Gefahren aus, wenn er bei der Charakterisierung unserer Feinde, etwa des Heilandes Wilson, von dem Grundsatz ausgeht, daß man eine Katze eben Katze nennen muß.

Aus dieser Gegenüberstellung erhellt, daß die Lehrfreiheit des Schutzes, aber auch der Schranken bedarf. Daß der Lehrer nicht zu Äußerungen gezwungen werden darf, die seiner Überzeugung widersprechen, liegt auf der Hand. Dagegen ist die Frage, ob er auf jeder Stufe die volle Wahrheit, selbst wenn sie allgemeine Geltung hat, mitteilen darf. Wenn Gott dem Volke Israel. meint Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts", Dinge offenbart hätte, denen seine Vernunft noch nicht gewachsen war, so wäre das nichts anderes gewesen, „als der Fehler des eitlen Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen als gründlich unterrichten will". Es genügt vielmehr nach Lessing, ist aber auch nötig, alle Zugänge zu der vollen Wahrheit sorgfältig offen zu lassen. Nun kann es aber, wie Gramzow in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Gewissens- und Lehrfreiheit im Vernunftstaate" (bei Klinkhardt, Leipzig) ausführt, nicht dem Gewissen des einzelnen völlig überlassen bleiben, sich selbst die Schranken der Lehrfreiheit zu setzen. Denn als menschliche Errungenschaft ist es dem Irrtum unterworfen. Mithin muß der Lehrfreiheit eine objektive Schranke gezogen werden. Eine solche erwächst ganz natürlich daraus, daß sich das Interesse der Allgemeinheit mit dem des einzelnen Kindes darin begegnet, daß dieses zu einem glücklichen und nützlichen Mitglied der Gesellschaft, die im Staate organisiert ist, erzogen werden soll.

Die Wahrnehmung der Interessen der Allgemeinheit, des einzelnen Lernenden wie des einzelnen Lehrenden, sieht nun Gramzow am besten wahrgenommen durch einen obersten Gerichtshof. Dieser soll aus mindestens 21 Personen bestehen, da die Wahrscheinlichkeit, daß durch Rede und Gegenrede das Recht gefunden wird, desto größer ist, je größer die Mitgliederzahl ist. Zusammensetzen soll sich der Areopag zu je einem Drittel aus Amtsgenossen des Lehrenden, aus Angehörigen anderer Berufskreise und aus Vertretern der Schulbehörden. Einziger Gegenstand der Untersuchung und des Urteils aber soll die Zweckmäßigkeit oder Schädlichkeit der verkündeten Lehre sein, nicht aber diese selbst.

Mit einem solchen Areopag wäre gewiß ein bedeutender Schritt zur wahren Gewissens- und Lehrfreiheit gemacht. Konflikte mit tragischem Ausgang wären aber auch dann nicht ausgeschlossen. Das ist, da es sich um eine menschliche, also schließlich doch unvollkommene Einrichtung handelt, so natürlich, daß nur ein Pedant sich daran stoßen kann, daß Gramzow diese Möglichkeit nicht ausdrücklich zugibt. Mancher Lehrer wird auch hinsichtlich der Zweckmäßigkeit sich derartig durch sein Gewissen gebunden fühlen, daß er sich dem Spruch des Areopags nicht unterwerfen kann. Besonders schwierig aber wird es sein, den Lehrton zu würdigen, der ebenfalls zum Einschreiten soll Anlaß geben können. Die Atmosphärilien einer Unterrichtsstunde sind so mannigfach und so feingeartet, daß der Lehrer selbst denselben Ton in einer zweiten Stunde nicht anschlagen, vielleicht gar nicht einmal finden würde, der ihm in der ersten unwiderstehlich aus dem Herzen hervorquoll. Und was in vertrauter Umgebung — und im Vertrauensverhältnis sollen doch Lehrer und Schüler zueinander stehen — nur leidenschaftlich klingt, klingt im Gerichtssaal und in den Ohren kühl abwägender Richter vielfach hetzerisch, mögen diese auch noch so sehr von der Überzeugung beseelt sein, daß sie nicht nur zum Schutz der Allgemeinheit, sondern auch des Lehrers ihres Amtes walten.

Diejenigen Lehrfächer, in denen der Lehrer am leichtesten zum Einschreiten Anlaß geben kann, sind Religion und Geschichte. Ihnen widmet denn auch Gramzow zwei besondere

Digitized by Google

Kapitel. Mit Recht fordert er nachdrücklich, daß der Religionsunterricht nur solchen Lehrern anvertraut wird, die religiöse Menschen sind und dem bestimmten Lehrinhalt, dessen die Kirche nicht entraten kann, zustimmen. Da es nun nach Gramzows Ansicht Religionslehrer, die diesen Forderungen entsprechen, bei weitem nicht in der erforderlichen Zahl gibt, so schlägt er die Hinzuziehung von Laien vor. Auf den ersten Blick ein Notbehelf, wäre diese Maßregel vielleicht sogar geeignet, das religiöse Leben wieder frischer pulsieren, es auch dort wiedererstehen zu lassen, wo es eingeschlafen, gar abgestorben ist. Abgestorben! Denn der Auffassung, daß die religiöse Anlage eine Sonderbegabung ist, wie Gramzow meint, werden viele widersprechen. Besteht doch die Ansicht, daß der normale Mensch religiös veranlagt ist. Nur vernachlässigen recht viele die Ausbildung dieser Anlage als für das praktische Leben unwichtig, vielleicht gar hinderlich. Und so wird der vorhandene Keim nicht entwickelt, stirbt schließlich sogar ab, wie man ja auch nicht von vorneherein gewissenlos ist, sondern wird.

In dem Kapitel über den Geschichtsunterricht steckt Gramzow dem Lehrer das Ziel, in dem Schüler die Liebe zu Volk und Vaterland zu wecken und ihn zur tätigen Anteilnahme am staatlichen Leben fähig zu machen. Von der Liebe zum Vaterlande steht aber in den Lehrplänen von 1901 für die preußischen höheren Schulen nichts, und in zahlreichen wissenschaftlichen Aufsätzen in Zeitschriften, Broschüren und Schulprogrammen wurden die beiden von Gramzow gesteckten Ziele mit einer vornehmen Handbewegung beiseite geschoben. Der Geschichtsunterricht hatte nach der Meinung dieser Herren mit hypertrophem Gehirn und zusammengeschrumpftem Herzen nur die Aufgabe, die armen Jungen zu wissenschaftlichem Erkennen zu erziehen. Eine der Wurzeln unseres Unglücks führt zweifellos in diese Kastratenpädagogik hinein. Ob man heute „höhern Orts“ Geschmack an einem national und politisch — selbstverständlich nicht parteipolitisch — gerichteten Geschichtsunterricht finden wird? Gramzow selbst bezweifelt es. Gerade im Geschichtsunterricht, fürchtet er, wird die Lehrfreiheit nicht unangetastet bleiben. Um so mehr bedarf es einer Schutzeinrichtung, wie er sie anregt.

Hans Haefcke

Aristokratie

Aus einer längeren Abhandlung von Hans Siegfried Weber im roten „Tag“ sei hier ein Abschnitt herausgehoben, in dem die Berechtigung, ja Unentbehrlichkeit einer Aristokratie in jeder Art Staats- und Volksgemeinschaft überzeugend dargelegt wird:

Wir leiden noch immer an dem Glauben der französischen Revolutionszeit, daß man aus dem Menschen durch Erziehung und Bildung alles machen könne. Es ist ganz natürlich, daß die Anhänger des Aufklärungszeitalters diesen Umschwung auch heute noch als unerschütterlichen Besitz festhalten. Hierin zeigt aber der freie deutsche Mann seine Unfreiheit, da es ein unbedingtes freies Menschentum nicht gibt und geben kann. Der zerstörende Intellekt vermag gewiß alles, aber die Wirklichkeit läßt sich dennoch nicht einschrauben. Wir wissen heute durch die Erblichkeitsforschung, wie abhängig der Einzelmensch von dem Ahnenerbe ist. Die angeborenen Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen sind von den Generationen vor ihm erarbeitet. Er empfängt diese als Erbschaft, er kann sie verschlechtern und in der kurzen Spanne Zeit, die sein individuelles Leben umfaßt, zur Geltung bringen. Es ist dem Menschen aber nicht gegeben, Anlagen neu zu erwerben und sie den folgenden Generationen zu übertragen. Falls plötzlich einige bisher in einer Familie noch nicht bemerkte Anlagen sich durchbrechen, so waren sie verborgen, latent, bereits vorhanden, auch wenn sie durch Generationen hindurch nicht zum Durchbruch gekommen sind. Es hat dann meist an der zu ihrer Entfaltung günstigen Umwelt gefehlt.

Digitized by Google

Es ist deshalb wahrhaftig kein eitles Spiel mit vorhandenen Werten und keine Überschätzung des Ahnenkultus, wenn wir sagen, daß politisches Können vererbt ist. Wir sehen, wie in Kaufmanns-, Gelehrten- und Künstlerfamilien Fähigkeiten jahrhundertelang gezüchtet werden. Da soll ein Vergleich mit Politikerfamilien gewagt sein? In den städtischen Patrizierfamilien sind durch Generationen hindurch die Führereigenschaften für die Stadtverwaltung herangezüchtet worden. Es handelt sich hier um politische Begabungen für ein beschränktes Gebiet, während den Adelsfamilien die Staatskunst größten Stils anvertraut war. Die Ursprünglichkeit und kraftvolle Ungebrochenheit des deutschen Adels wurde durch die Berufung zum Herrschen nicht gebrochen, sondern veredelt. Alles Herrschen ist ein Dienen einem Höheren, eine Hingabe an eine größere, über dem einzelnen vergänglichen Menschen stehende Idee. So entstand die Vornehmheit, das Herausgehobensein aus der Masse, das dennoch Dienst am Volke ist, an jenem Volke, das nicht nur die gegenwärtig Lebenden umfaßt, sondern auch die Generationen vor uns und nach uns, die emporstrebten und emporstreben werden zu den höchsten Werten menschlichen Lebens. Ohne eine solche Herrscheraristokratie kommt ein Volk niemals aus, denn auch die gedanklich vollendet gedachte Demokratie muß immer wieder aus sich heraus eine Aristokratie gebären.

In England haben niemals die Parteien und von ihnen emporgehobene Führer in dem Sinne geherrscht, daß die reinen Parteiagitatoren herrschend gewesen wären, sondern die Angehörigen des alten englischen Adels, der gleichmäßig die Führung bei den beiden Parteien, den Whigs und den Tories, innehatte. Die englische Aristokratie kann auch darin vorbildlich sein, daß sie stets sich durch Männer verjüngt hatte, welche aus der Masse des Volkes emporgestiegen sind. Eine solche Aufnahme von neuen Aristokraten (homines novi) in die alte Aristokratie ist aber noch lange kein Plebejertum, das überhaupt die Aristokratie aus dem Volksleben zum Verschwinden bringen möchte, das alles gleichmachen und abschleifen und die Mittelmäßigkeit zur Herrschaft berufen will.

Ein solches demokratisches plebejisches Ideal hat sich heute gewissermaßen über Deutschland verbreitet und benebelt die gesunden Volksinstinkte durch die Täuschung, daß Agitatoren und Advokaten die rechten Führer des Volkes sind. Es ist eigenartig zu sehen, daß diese Art Herrscher von demselben Charakterzug erfüllt sind wie die Bureaukratie (nicht identisch mit aufrechtem Beamtentum. O. T.), welche sie angeblich überwinden wollen. Der plebejische Herrscher ist bedientenhaft gegen die Masse, die ihn emporgetragen hat. Von ihr empfängt er die letzten Direktiven, und wenn es einmal den Anschein haben könnte, daß er eine gewisse Selbstherrlichkeit zeigt, so sucht er doch seine Bedientenhaftigkeit zu überdecken und die Massenstimmung durch eine derartige Täuschung einzufangen. Er beugt sich sklavisch den Mächten von unten, während der Bureaukrat sich kleinlich gnädigen Blicken von oben unterordnet. Stolz und Selbstherrlichkeit, die aber ihre Gesetze in sich selbst tragen, sind dem plebejischen Volksführer wie dem Bureaukraten fremde Eigenschaften.

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Gerechtigkeit und Gnade

(Vgl. 22. Jahrg., Heft 1, 3, 4, 5)

Nicht als „kluger Pastor" will ich hier ein maßgebliches Sprüchlein tun zur Rettung der ad absurdum geführten kirchlichen Gnadenlehre, sondern als schlichter Christ, der sein menschliches Recht, über Gott und Welt unbefangen nachzudenken, auch als Theologe täglich ausübt, will ich sagen, wie mir die Lösung des dargelegten Zweifels möglich erscheint. Das letzte Wort in solchen religiösen Zweifeln darf ja nicht der nur dem Theologen zugänglichen Wissenschaft zugeschoben werden, sondern ist Sache des gläubigen Urteils — und das selbst zu fällen, wird von unserer evangelischen Kirche niemandem erlassen.

Gleich anfänglich muß eins gesagt werden: Es ist unmöglich, uns Theologen die Aufgabe zuzuweisen, die ganze dogmengeschichtliche Entwicklung unserer Kirche unbesehen als Norm für Glaube und Theologie hinzunehmen und die Ergebnisse dieser Entwicklung in allen Einzelheiten gegen die Einwürfe der kritischen Vernunft zu verteidigen ... Was für uns, die beamteten Laien, Glaubensnorm ist, ist es für die unbeamteten Laien unserer Kirche auch, und zwar in ganz demselben Sinne und Maße. Auch für uns Theologen sind die kirchlichen Bekenntnisse nicht als Lehrgesetze zu bewerten, sondern „geschichtlich" als Zeugnisse, wie unsere Vorväter sich den Gehalt unseres Glaubens zu eigen machten. Auch wir dürfen zwischen dem Glaubensgehalt und der theologischen Einkleidung unterscheiden, dürfen zustimmen und ablehnen; müssen aber für beides ausreichende Gründe bei der Hand haben. Und für diese Begründung haben auch wir keine anderen Denkgesetze als die allgemein menschlichen. Logisch begründete religiöse Zweifel sind auch für uns da und können uns ebenso zu schaffen machen wie jedermann. Es ist eine schwere Versäumnis unserer Kirche, wenn sie eine Verschiebung dieser klaren Sachlage im Bewußtsein der gebildeten Welt hat eintreten lassen. Wir kennen grundsätzlich keinen Unterschied zwischen Priester und Laien, wir kennen nur das allgemeine Priestertum aller Gläubigen — und dieses bindet uns nicht absolut an die kirchliche Überlieferung, recht verstanden nicht einmal an die Heilige Schrift, sondern im letzten Grunde nur an Gott selbst, wie er uns innerlich berührt und seiner Wahrheit gewiß macht. Denn auch dem biblischen Zeugnis glauben wir nicht, weil es biblisch ist, sondern weil und sofern es uns überzeugt.

Soviel zum Grundsätzlichen. Was nun unseren Gegenstand betrifft, die der Gerechtigkeit widerstreitende göttliche Gnade, so ist nach dem Gesagten deutlich, daß ich nicht beabsichtige, Schlußfolgerungen auszuweichen, die logisch einwandfrei unterbaut sind. Das Recht logischer Kritik gilt auch in Glaubensfragen. Nur daß das folgerichtige Denken allein uns hier nicht helfen kann. Die letzte Entscheidung ist stets ein Glaubensurteil.

Digitized by Google

Der Verfasser führt aus, daß Gnade im Sinne eines göttlichen Verzichtes auf Sühne unvereinbar sei mit der richterlichen Gerechtigkeit Gottes, und folgert daraus: Also gibt es keine Gnade Gottes. „Nur Kinder und Bettler sind hoffnungsvolle Toren!"

Sollte es wirklich keinen einwandfreien Weg geben, dieser für unseren Glauben vernichtenden Schlußfolgerung zu entgehen? Zugegeben, daß sich Gnade und Gerechtigkeit in dem dargelegten Sinne logisch nicht vereinigen lassen, dann muß eines dieser Glieder fallen. Soweit führt uns das logische Denken. Welches der beiden Glieder aber fallen zu lassen ist, kann nicht die Logik entscheiden, das ist ein Glaubensurteil. Da aber will's mir scheinen, daß unser Glaube keineswegs nötig hat, auf die Gnade Gottes als ein „nach jeder Richtung gedankliches Unding" zu verzichten. Unser Glaube hängt vielmehr daran, daß er sich nun mit aller Kraft und Innigkeit für die andere, übrigens auch vom Verfasser angedeutete Möglichkeit entscheidet, Gottes Gerechtigkeit in dem entwickelten Sinne zu verneinen.

Und unser Glaube tut recht daran. Keine menschliche Logik kann ihm seine feste Burg rauben, die göttliche Gnade. Mag die kirchliche Gnadenlehre sich noch so oft in den Maschen unserer Denkgesetze verfangen: laß fahren dahin! Es kommt im Grunde nicht darauf an, ob unsere Väter sich bei der gedanklichen Aneignung und Begründung der göttlichen Gnade geirrt haben und auf logische Abwege geraten sind. Die Hauptsache ist, ob sie ein Recht hatten, von der göttlichen Gnade überhaupt zu reden und zu rühmen. Dieses Recht aber wollen wir ihnen nicht bestreiten und lassen wir uns auch heute noch nicht nehmen ... Wir können freilich einem, der es nun einmal ableugnen will, nicht strikt beweisen, daß Gott wirklich gnädig ist. Das müssen wir glauben. Die Denkgesetze reichen nicht an Gottes Sein und Wesen heran. Der Glaube ist höher als alle Vernunft. Aber das können wir beweisen, daß alle Einwendungen, die uns das Recht unseres Glaubens an einen gnädigen Gott bestreiten, irgendwie auf Denkfehler zurückgehen. Unser Glaube ist ja nicht wider die Vernunft. Unglaube (oder sagen wir besser: Ablehnung unseres Glaubens, denn in jedem Unglauben steckt ja wieder ein Glaube, nur eben ein anderer) ist durchaus nicht das unausweichliche Ergebnis folgerichtigeren Denkens.

Wir können von Gott nur in Bildern und Gleichnissen reden. Mit Recht lehnt der Verfasser die Anschauung ab, die in Gott einen ins Überirdische gesteigerten Despoten sieht. Seine ganzen Ausführungen durchzieht das Bild Gottes als des Weltrichters, der in vollkommener Gerechtigkeit und Weisheit jedem einzelnen Schuld und Sühne auf untrüglicher Wage zumißt. Leider bleibt er dabei stehen. Wir haben aber ein Recht, noch ein anderes, höheres, auch von menschlichen Verhältnissen hergenommenes Bild auf Gott anzuwenden: er der Vater, wir seine Kinder. Die bloße Rechtssphäre mit den Begriffen Recht und Unrecht, Schuld und Sühne und richterliche Gerechtigkeit reicht nicht heran an unser sittlich-religiöses Verhältnis zu Gott. Wir haben die Gotteskindschaft.

Wenn es aber irgendwo in der Welt Vater und Sohn geben sollte, die in ihrer inneren Stellung zueinander über den nackten Rechtsstandpunkt nicht hinauskommen, so sind diese beiden jedenfalls nicht die typischen Vertreter des idealen Familienverhältnisses, und nicht ihretwegen hat Christus uns angeleitet, in Gott unseren himmlischen Vater zu sehen. Nein, ein Vater braucht einem reumütigen Sohne gegenüber nicht kalte richterliche Gerechtigkeit walten zu lassen. Schuld = Sühne, er darf die Wage zerschlagen, er darf liebevoll verzeihen. So darf auch Gott uns natürlich gnädig sein, er ist an keine „gerechte" Ausgleichung von Schuld und Sühne gebunden.

Aber wo bleibt nun bei alledem die Gerechtigkeit Gottes? wo unser „verfeinertes Gerechtigkeitsgefühl"? Es ist merkwürdig: wenn wir uns klarmachen, daß wir zu Gott gar nicht in einem bloßen Rechtsverhältnis stehen, sondern im Kindesverhältnis, so wird unser Gerechtigkeitsgefühl durch den Gedanken der Gnade Gottes überhaupt nicht mehr verletzt. Wir haben den höheren Ausgleich zwischen den auf der Rechtsstufe sich schroff widerstreitenden Begriffen Gerechtigkeit und Gnade gefunden.

Digitized by Google

Dabei ist eines zu beachten. Die göttliche Gnade ist nicht in dem Sinne frei zu denken, daß Gott sie willkürlich dem einen schenkt und dem anderen versagt. Das wäre ungerecht. Sondern die Gnade selbst ist wieder an eine ganz bestimmte innere Gesetzmäßigkeit gebunden. Gott vergibt nicht jedem Sünder, sondern nur dem reuigen, dem wahrhaft reuigen aber allemal. So wie auch ein irdischer Vater seinem Sohne verzeihen wird, wenn er Reue sieht; aber ihm gar nicht verzeihen darf, wenn er diese Reue vermißt. Frei war Gott nur darin, daß er sich zu uns entweder in das Verhältnis des Vaters zu seinen Kindern setzen konnte oder nicht. Er hat es getan. Das ist der eigentliche Gnadenakt. Damit tritt nun im Einzelfalle seine Gnade ganz selbsttätig in Funktion. Jedem ist sie angeboten. Wer sie ergreift, der tut damit nichts anderes, als daß er das Kindschaftsverhältnis zu Gott auf sich anwendet. Wer sie bewußt verschmäht, verzichtet eben auf sein Kindesrecht.

Dies ist der Kernpunkt unseres Christenglaubens. Mit der äußeren Formel Schuld = Sühne haben wir nichts zu schaffen. Ein Vater vergibt seinem reuigen Sohne auch ohne äußere Sühne. Nur aus erziehlichen Gründen, etwa zur Abschreckung und Willensfestigung oder zum Erweis der Echtheit der kindlichen Reue ist unter Umständen auch äußere Sühne am Platze. Aber die väterliche Verzeihung geht auch dann dieser Sühne vorauf, darf in keiner Weise durch sie bedingt sein, sondern lediglich durch die Reue. Ja, wo die Reue fehlt, kann noch so viel äußere Sühne auferlegt werden, Verzeihung wird dadurch nicht erreicht, darf nicht erreicht werden. So auch ist Gott uns gnädig, wenn und sobald wir reuig sind, unter Umständen ganz ohne äußere Sühne. Legt er uns Sühne auf, so ist es erzieherische Weisheit, nicht richterlicher Gerechtigkeitssinn nach der Gleichung Schuld = Sühne.

Am allerwenigsten bedarf es, um Gott die Verzeihung erst zu ermöglichen, der Sühnung unserer menschlichen Schuld durch einen Dritten. In der Tat sehe auch ich nicht, wie die Ausbildung der Lehre von einer Erbschuld und von der Bindung der göttlichen Sündenvergebung an den Sühnetod Christi anders als eine Verirrung des menschlichen Denkens bewertet werden kann. Wie jede Schuld an der Person des Schuldigen haftet, so hört auch die Sühne auf Sühne zu sein, wenn sie ein anderer leistet. Eine Vererbung sündlicher Neigungen vom Vater auf den Sohn gibt es; aber Erbsünde ist nicht Erbschuld. Daß ein Sohn büßen muß an Leib und Seele für das Laster seines Vaters, das gibt es; aber solches Büßen-müssen ist nicht in unserem Sinne Sühne zu nennen. — —

Schließlich ordnet sich auch der strafrechtliche Begriff der Gnade dieser Erkenntnis zwanglos ein. Das Begnadigungsrecht des Fürsten ist nichts anderes, als die Erhebung des Urteils aus der bloßen Rechtssphäre in die vom Vater zum Sohn. Der Fürst begnadigt nicht als höchste richterliche Instanz, sondern als Landesvater.

Otto Lohmann, Diaspora-Pfarrer

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Theaterpolizei oder Selbsthilfe

Eine Abordnung des Berliner Goethebundes ist von dem Minister des Innern empfangen worden und unterbreitete ihm die nachstehende Entschließung: „Der Berliner Goethebund sieht die verfassungsgemäß gewährleistete Freiheit der Kunst durch verschiedene Vorfälle der jüngsten Zeit ernstlich bedroht. Nicht nur werden neue Einschnürungen dieser Freiheit von ihren alten Feinden laut gefordert; es wird auch immer häufiger der Versuch gemacht, Theateraufführungen, die einer kleinen Minderheit nicht behagen, durch planmäßig angestiftete Skandale so gründlich zu stören, daß die Mehrheit an jedem Kunstgenuß und jedem unbefangenen Eindruck verhindert wird. Und zwar richten sich diese Skandale nicht etwa gegen vereinzelt vorgekommene Zuchtlosigkeiten, in deren scharfer Verurteilung der Goethebund mit allen geschmackvollen Menschen übereinstimmt, sondern gegen Darbietungen, deren künstlerischer Ernst und Wert keinem Zweifel unterliegen kann. Der Goethebund bestreitet selbstverständlich den Zuschauern nicht das Recht, ihr Mißfallen ebenso wie ihren Beifall in der allgemein üblichen Form zu äußern; er erwartet jedoch von der zuständigen Behörde, daß sie geeignete Maßnahmen ergreift, um die Kunst und das kunstliebende Publikum vor der rohen Vergewaltigung durch eine Handvoll böswilliger Lärmmacher zu schützen."

Der Minister hat hierauf folgende Antwort erteilt: „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich jede Einschränkung der Freiheit der Kunst ablehne und die bestehenden Gesetze bei energischer Anwendung für völlig ausreichend halte, um wirklich verwerflichen Irrwegen vorzubeugen. Theaterskandale, wie Berlin sie unliebsam in letzter Zeit erlebt hat, waren früher hier glücklicherweise unbekannt. In der Hauptsache führe ich sie auf die Verschärfung der Gegensätze, die allgemeine Nervosität, den Verfall der guten Gewohnheiten, den Mangel an Selbstbeherrschung, die Lust am Lärm zurück, die uns als Folgen des Krieges geblieben sind. Aufgabe der Sicherheitsorgane kann es natürlich nicht sein, die berechtigten Ausdrücke des Beifalls oder auch des Mißfallens einzuschränken, die aus der Aufnahme eines Theaterstückes durch das Publikum von selbst hervorbrechen, obgleich sie sich allerdings heute auch lebhafter und vielleicht zügelloser äußern als früher. Auch die Werke und die Darstellung stellen heut stärkere Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit und das Verständnis der Zuschauer, und man muß es sich schon gefallen lassen, wenn diese gelegentlich nicht mitgehen können.

Ganz verschieden davon aber sind Störungen, die nicht unmittelbare Ausbrüche der Wirkung des Spiels sind, sondern persönlicher Feindschaft oder planmäßiger Demonstration gegen eine künstlerische oder politische Richtung dienen und sich gelegentlich zu wohl vorbereiteter Verhinderung einer Aufführung steigern. Solche Ausschreitungen gegen die Freiheit künstlerischen Schaffens und Wirkens widerstreben der öffentlichen Ordnung und müssen aufhören. Das beste wäre, wenn das Publikum selbst diese Einsicht gewänne und sich der Schreier und Lärmmacher erwehrte. Es ist zu hoffen, daß diese Theaterskandale, wie andere Kriegsmoden, von selbst wieder verschwinden werden. So lange dies aber nicht eintritt, muß die Polizei eingreifen.

Digitized by Google

Die Theaterleiter dürften selbst meist beurteilen können, ob Ausschreitungen zu befürchten sind und werden gut tun, in solchen Fällen die Polizei rechtzeitig zu benachrichtigen. Um Mißgriffen vorzubeugen, wird in Aussicht genommen, Polizeioffiziere, die besonders für das Theater interessiert und in der Beurteilung der Theaterwirkungen und des Publikums erfahren sind, in solchen Fällen mit der Überwachung zu betrauen. Diese werden imstande sein, den Unterschied zwischen Äußerungen des Publikums zu machen, die auf der künstlerischen Wirkung beruhen, oder die beabsichtigten Störungen dienen, und werden nötigenfalls mit herbeigerufenen oder bereitgehaltenen verstärkten Polizeimannschaften kraftvoll und rücksichtslos die Freiheit des von der Bühne gesprochenen Wortes sichern. Wenn die unreifen Burschen oder geworbenen Lärmmacher, die solche widerlichen Szenen hervorrufen, erst einmal die Nacht im Polizeigewahrsam zugebracht haben, werden sie den Sport der Theaterskandale weniger gefahrlos und vergnüglich finden. Ich bin fest entschlossen, das kunstliebende Publikum und die Künstler vor diesen Friedensstörern zu schützen."

Wer die beiden Kundgebungen aufmerksam liest, fühlt, daß auch ihren Veranstaltern das Bewußtsein innewohnte, es handle sich bei diesen Vorgängen nicht eigentlich um eine Bedrohung der vielberufenen „Freiheit der Kunst". Daher die vielen Einschränkungen und verlegenen Wendungen. In der Rede des Ministers wird man obendrein die Aufforderung an das Publikum, sich selbst der Demonstranten zu erwehren, mit etlichem Schütteln des Kopfes zur Kenntnis nehmen, denn schließlich liegt ja darin eine Ermunterung zu körperlich lebhafter Betätigung. Wichtiger für die Sachlage ist der kleine Advokatenkniff, den sich der Minister des Innern aus seinem Zivilberufe in sein Amt hinübergerettet hat. Er spricht da von „Demonstrationen gegen eine künstlerische oder politische Richtung", fährt aber im darauffolgenden Satze weiter: „solche Ausschreitungen gegen die Freiheit künstlerischen Schaffens und Wirkens".

Hier ist von Politik nicht mehr die Rede. Es ist aber ganz sicher, daß sich die Mehrzahl der Demonstrationen nicht gegen ein künstlerisches Wirken gerichtet haben, sondern aus politischer oder moralisch-ethischer Gegensätzlichkeit gegen die aufgeführten Stücke erfolgt sind. Es wäre in jedem einzelnen Falle zu untersuchen, ob die in der Form eines Kunstwerks von der Bühne herab vorgetragenen politischen oder sittlichen Lehren eine künstlerische Gestaltung erfahren haben, die die etwaigen berechtigten Bedenken gegen den Inhalt zurückzudrängen vermag. Man wird sich doch im Ernste nicht zu der Meinung versteigen, daß eine Kunstform an sich einen Freibrief darstelle für jeden in sie gegossenen Inhalt. Schließlich hat doch nur Kunst Anspruch auf die Freiheit der Kunst. Es ist aber ein Mißbrauch dieser Freiheit und der Kunst selbst, wenn diese nur den Deckmantel abgibt, wenn sie dazu erniedrigt wird, anderen Absichten Vorspanndienste zu leisten.

Ich glaube, daß das in der letzten Zeit sehr oft der Fall gewesen ist, und zwar nicht nur in vereinzelten „Zuchtlosigkeiten", die auch der Goethebund aufs schroffste zu verurteilen behauptet. Zuchtlosigkeiten im Theater sind zu allen Zeiten vorgekommen. Jede Großstadt pflegt die eine oder andere Bühne zu haben, die ihren Ehrgeiz darein setzt, eine Art Kloake für das Schmutzbedürfnis gewisser Leute zu sein. Man kann begreifen, wenn die öffentliche Macht solche Ablagerungsstellen für unentbehrlich hält; sie pflegen als solche bekannt zu sein und deshalb nur von denen aufgesucht zu werden, die von derartigen Bedürfnissen heimgesucht werden.

Etwas ganz anderes ist es, wenn an sich ernste Werke, die durch das in ihnen behandelte Problem zur Vorführung bedenklichster Vorgänge gezwungen sind, in eine Umgebung gezerrt werden, die nicht imstande ist, sie nach ihren ernsten Absichten zu würdigen, und deshalb notwendigerweise sittlich verwirrende Wirkungen erfährt. So brachte z. B. Stephan Großmann, dem man gewiß Prüderie nicht vorwerfen wird, vor einiger Zeit in der Vossischen Zeitung eine Plauderei „Bei der 243. Aufführung der ‚Büchse der Pandora'". Dieses Stück, das man noch vor acht Jahren nur in einer geschlossenen Aufführung vor einem geübten Kreise geschulter

Digitized by Google

Literaturfreunde aufzuführen wagte, ist jetzt, wie man aus der Aufführungszahl sieht, zu einer Art von „Volksstück" gemacht worden. Großmann verhehlt nicht, wie unbehaglich ihm bei der Beobachtung des Publikums gegenüber den die tiefste menschliche Verworfenheit mit grausamster Deutlichkeit auf die Bühne zerrenden Vorgängen zumute wird. „Da sitzen wir Kritiker in der ersten Vorstellung eines Werkes, um tags darauf unser Sprüchlein aufzusagen über den Wert oder Unwert einer Dichtung. Aber wir sollten doch auch zur zweiundfünfzigsten oder hundertzwölften Vorstellung gehen, und zwar aus sozial-psychologischen Gründen. Abgesehen von dem ästhetischen Wert eines Stückes gibt es nämlich auch eine, nicht ganz unwichtige Einwirkung auf die Volkspsyche. Die ondulierte Braut lachte nämlich, wie ich zu bemerken glaubte, aus Verlegenheit vor ihrem Begleiter, sie kam sich, schien mir, sehr dumm vor, weil sie solche Annäherungen an Kinder in solcher Deutlichkeit noch nicht gesehen hatte. Wedekinds Tragödie wirkte da als eine Art Aufklärungsfilm. Das Mädchen mit der breiten Schleife im Haar und der erregte Gymnasiast wandten kein Auge von der Bühne. Die Bühne ist ja immer zehnmal so plastisch als das Leben, auch dreimal so plastisch als das anatomische Wachsfigurenkabinett."

Läge es nun wirklich so fern, daß gegen diese unverkennbar schwere Gefährdung der Sittlichkeit unseres Volkes einmal kräftig Stellung genommen würde? Ich weiß, Lynchjustiz ist immer zu verurteilen, aber gibt nicht schließlich jeder diese theoretische Überzeugung einmal gern preis, wenn ein Sittlichkeitsverbrecher von der empörten Volksmenge eine gründliche Tracht Prügel erhält? Wird aber unter den geschilderten Umständen ein derartiges Theaterstück nicht auch zum Sittlichkeitsverbrecher? Das heißt, natürlich nicht der Dichter, auch nicht sein Werk, sondern der Mann, der aus niedrigster Gewinnabsicht die Stofflichkeit des Stückes für seine Zwecke ausbeutet. Eine „Demonstration" würde sich also im Grunde nicht gegen das Kunstwerk, sondern gegen diesen Mißbrauch mit ihm richten. Nicht die Freiheit der Kunst würde bedroht, sondern ihre frevelhafte Ausbeutung.

Ich weiß allein, daß derartige Unterscheidungen im praktischen Leben eine sehr heikle Sache sind und viele Mißbräuche vorkommen können. Aber ist es im Sinne des Volksganzen nicht doch wohl das kleinere Übel, wenn da einmal einem Kunstwerke unrecht geschieht, als wenn man wehrlos duldet, daß zahllose Menschenseelen vergiftet werden?

Ich höre den Einwand: Wer nicht hingehen will, braucht ja nicht hinzugehen. Gewiß, das trifft auch für die Bordellwirtschaft zu, die wir trotzdem bekämpfen. Ich glaube, wir haben uns in einer Sackgasse verrannt. Aus der Tatsache, daß das große Kunstwerk außerhalb jeder Berechnungsmöglichkeit des sozialen Lebens entsteht, und aus unserm geschichtlichen Wissen heraus, daß die Ewigkeitswerte des großen Kunstwerkes die Sittlichkeitsauffassung einer begrenzten Zeit überdauert haben, sind wir geneigt, die Kunst überhaupt aus den Relativitäten des Lebens herauszuheben und alle anderen Lebenswerte gegen sie hintanzusetzen. Ich kann mich auf Goethe berufen, wenn ich diese Verallgemeinerung als unrecht empfinde, und ich meine sogar, daß gerade die Dauerkraft der Kunst uns über einen aus begrenzter Zeitauffassung heraus erfolgten Mißgriff trösten kann. Gerade der Triumphruf, daß das Kunstwerk schließlich doch gesiegt und am Ende sogar die Anerkennung seiner ehemaligen Unterdrücker gefunden habe, zeigt, daß für alle große Kunst die Gefährdung der Freiheit gar nicht so schlimm ist, wie sie gewöhnlich hingestellt wird.

Ich will mich damit weiß Gott nicht zum Sachwalter einer beschränkten Zensur machen, und nichts liegt mir ferner, als die jetzt üblichen Theaterskandale für eine erfreuliche Erscheinung unseres Lebens anzusehen. Aber darin stimme ich allerdings Herrn Minister Heine bei: die Wüstheit der Auftritte, die Radauluft, das widerliche Gebrüll, die Aufgeregtheit — das ist die Musik unserer Zeit, das gehört zu den „Errungenschaften" der Revolution. Es ist ja doch nicht bloß die Gegnerschaft, die in unseren Theatern sich jetzt so häßlich äußert; für mein Gefühl sind die Beifallsorgien, die etwa in der Philharmonie die regelmäßigen Begleiterscheinungen der Konzertabende eines Josef Schwarz oder Jadlowker sind, nicht minder häßlich und wider-

Digitized by Google

wärtig, als jene Kundgebungen des Mißfallens. Und so tief bedauerlich ich die Störungen bei der Neuinszenierung des „Wilhelm Tell“ finde, qualvoller konnten sie einen aus der künstlerischen Stimmung auch nicht herausreißen, grausamer einem den wahrhaften künstlerischen Genuß nicht zerstören, als in den genannten Konzerten das hysterische Beifallsgeheul. Ich habe noch nie gehört, daß die Herren Schauspieler, Konzertgeber und Theaterdirektoren sich gegen diese gewiß „barbarische“ Art der Kundgebung von Zustimmungen verwahrt hätten.

Haben diese Beifallskundgebungen immer einen rein künstlerischen Untergrund? Erwachsen sie nicht vielfach aus persönlicher Freundschaft — Minister Heine erwähnt die persönliche Feindschaft als Ursache der Gegenkundgebungen —, haben sie nicht oft „politische“ Gründe, wobei wir nun einmal unter dem Wort politisch das Außerkünstlerische zusammenfassen wollen? Die „Tribüne“ hat in ihrem Gründungsprogramm ausdrücklich gesagt, daß es ihr darauf ankomme, „Gesinnung“ zu predigen. Wenn sie das tut, so rückt sie die von ihr aufgeführten Stücke doch aus dem Künstlerischen heraus in die Belichtung des Gesinnungsmäßigen. Fordert sie dadurch die entgegengesetzte Gesinnung nicht zu scharfer Kundgebung heraus, ja ist diese nicht geradezu Pflicht, da dieses Theater der Zukunft ja doch die Einheit von Bühne und Volk verkündet? Da müssen doch beide Teile zusammenwirken. Und es ist geradezu eine Fälschung, wenn bei der „Meinung des Volkes“ die gegenteilige Gesinnung sich nicht auch scharf zur Geltung bringt. Und zu einer solchen Tribüne — nicht zum Tribunal, wie Schiller es verstand — werden in unserer Zeit auch viele Theater, die sich nicht so nennen. Und viele Leute, die sonst durchaus den Standpunkt reiner Kunst vertreten, sind gerne bereit, sich zur „Tribüne“ zu bekennen, sobald es ihnen paßt.

Siegfried Jacobsohn, doch sicher ein Theaterfachmann, lehnt es in seiner „Weltbühne“ (Nr. 48) ab, eine ästhetische Würdigung von Beer-Hofmanns „Jaakobs Traum“ zu geben: „Denn ich bin Jude genug, um ‚Jaakobs Traum‘ als ein Nationalgedicht zu empfinden, von dem ich widerstandslos besiegt werde. Daß ein Christ eiskalt davor säße, wäre mir gar keine Überraschung. Meine verschleierten Augen rauben mir das Vermögen der Unterscheidung, ob der Christ amusisch ist oder ob Beer-Hofmanns Werk der Allgemeingültigkeit ermangelt. Mag es doch! Mag doch die Schilderung, die es hinreißend von der Mission des Judentums gibt, weiter nichts als sich selbst bedeuten, mag doch ihre Symbolik zu wenig umfassend sein, um Nichtjuden einen inneren Anteil zu ermöglichen; gerade heute würde mich inniger nur eine Dichtung beglücken, die zu verstehen und mitzufühlen man Jude sein muß.“

Ich erkenne dem Juden Siegfried Jacobsohn durchaus das Recht zu, unbekümmert um alles Ästhetische sich für „Jaakobs Traum“ zu begeistern, weil das Stück so urjüdisch ist. Aber da müssen doch jene, die von dieser Dichtung, „die zu verstehen und mitzufühlen man Jude sein muß“, als Nichtjuden abgestoßen werden, auch das Recht haben, ästhetische Rücksichten beiseite zu schieben und ihrer Ablehnung des Inhalts kräftigen Ausdruck zu geben. Gegenüber dem Hosianna der Judenschaft hat dann doch auch das Verdammungsurteil der Deutschblütigen ihr Recht, die an die verkündete Mission des Judentums nicht glauben, sie gar als grobe Herausforderung empfinden. Und wenn dann an derselben Stelle wenige Wochen später auch „Samaels Sendung“ nochmals gepredigt wird, so wäre es am Ende nicht verwunderlich, wenn die Germanen eine solche Verherrlichung des Semitentums zu verhindern strebten. Denn schließlich ist doch Deutschland noch nicht Palästina, und das „Deutsche Theater“ trägt noch nicht die Aufschrift „Jiddisches Theater“.

Und damit muß ich mich auch zu einem ablehnenden Standpunkt gegen einige Ausführungen unseres verehrten Mitarbeiters Julius Hart im letzten Februarheft wenden. Und zwar im Grundsätzlichen. Denn ich billige die Art, wie gegen Lautensacks „Pfarrhauskomödie“ demonstriert wurde, schon deshalb nicht, weil sie notwendigerweise erfolglos bleiben muß. Ich nehme als richtig an, daß sich „eine Abgesandtschaft katholischer Gesellenvereine“ nur zu dem Zwecke eingefunden hatte, um „gegen die Verhöhnung und Verspottung ihrer konfessionell-

Digitized by Google

religiösen und sittlichen Gefühle Widerspruch einzulegen". Sie haben dazu das Mittel des Radaus gewählt und damit an dem Abend das Weiterspielen des Stückes verhindert. Ich will nicht weiter fragen, ob es ein anderes Mittel der Selbsthilfe gegeben hätte. Darauf kommt es nicht an. Aber wenn Julius Hart aus der sicher zutreffenden Tatsache, daß die Mitglieder katholischer Gesellenvereine nicht zu den Stammgästen des „Kleinen Theaters" gehören, ihnen nun den Besuch dieses Theaters bei einer sie aus irgendeinem Grunde besonders interessierenden Vorstellung verwehren will, so finde ich das nicht stichhaltig. Es berührt doch meine tiefsten Lebensbelänge, wenn an irgendeiner öffentlich zugänglichen Stelle das mir Heilige verhöhnt und in den Schmutz gezogen wird. Die katholischen Gesellen sind nicht in das Stück gegangen, weil sie davon „Schaden für ihre Seele fürchteten", sondern weil sie sich eine öffentliche Verhöhnung des katholischen Pfarrhauslebens nicht gefallen lassen wollten. Das kann ich Katholiken nachfühlen. Harts Hinweis auf die Kirche trifft nicht zu. Das Theater ist keine Kirche. Die Kirche ist errichtet von den Anhängern eines bestimmten Religionsbekenntnisses zur Verkündigung der Lehren dieser Religion. Wir empfinden es darum als einen schweren Mißbrauch der Kanzel, wenn diese für außerkirchliche Zwecke benutzt wird. Wenn ich als Nichtbekenner einer Kirche ihr Gotteshaus betrete, so wäre es eine unglaubliche Flegelei, meiner gegenteiligen Meinung Ausdruck zu geben. Und wenn die Mitglieder des katholischen Gesellenvereins in eine Synagoge gegangen wären und eine gottesdienstliche Feier gestört hätten, wäre es verbrecherisch. Aber das Theater ist doch kein heiliger Ort, das Publikum einer Komödie des ehemaligen „Scharfrichters" Lautensack ist doch keine geschlossene Bekenntnisgemeinde. Nochmals: ich billige das Vorgehen der katholischen Gesellen nicht, aber ich kann mir sehr wohl erklären, wenn es allmählich etlichen Teilen unseres Volkes mit unserm Theaterbetriebe zu toll wird.

Und hier stehen wir vor der Schuldfrage. Ist unser Theater heute eine so reine Kunstanstalt, daß es den Anspruch auf die „Freiheit der Kunst" für alles das geltend machen kann, was von der Bühne herab verkündigt wird? Sehen wir von den „Zügellosigkeiten" ganz ab, so wird doch in moral-ethischer Hinsicht vielfach eine Lebensanschauung gepredigt, die auch der freiesten Auffassung christlicher Grundsätze hohnspricht. Wedekind ist zu einer beherrschenden Macht unserer Bühne geworden. Ist es nicht begreiflich, wenn jeder überzeugte Christ darin ein Unglück sieht? Soll er nun untätig die Hände in den Schoß legen?

Aber auch zu politischer Propaganda wird die Bühne benutzt, nicht zum wenigsten zu einer jüdisch-nationalistischen, die doch selbstverständlich den schärfsten Widerspruch der Andersgesinnten herausfordert. Es ist doch natürlich, daß durch die Schicksale unseres Volkes auch die nationale Empfindlichkeit aufs höchste gereizt ist. Hat diese keinen Anspruch auf Schonung? Die jüdischen Verbände verlangen mit Erfolg die Entfernung eines harmlosen Verses wie: „Da ging der Jude durch den Wald" in Rückerts bekanntem Gedicht „Vom Bäumlein das andere Blätter hat gewollt", aus den Lesebüchern. Wenn sie selber so empfindlich sind, müßten sie doch auch Achtung vor dem nationalen und Rasseempfinden der andern haben. Aber was leistet sich ein Sternheim?

Es wäre natürlich niemals so weit gekommen, wenn die bewußt deutschen und christlichen Kreise sich so eifrig und opferwillig am Theater beteiligt hätten, wie es bei der Wichtigkeit des Theaters ihre Pflicht gewesen wäre. Aber nachdem diese Kreise nun so unsanft aus ihrem Schlafe geweckt worden sind, kann man es ihnen doch nicht verbieten, nun mit aller Kraft gegen die eingerissenen Zustände vorzugehen.

Vom alten Grillparzer stammt das Wort: „Ein feiges Publikum erzeugt endlich eine unverschämte Literatur." Ich finde, das Wort hat sich bewahrheitet. Die Literatur ist unverschämt geworden vor allem auch in dem Anspruch, daß sich das Publikum alles ruhig sagen lassen soll, daß es nur in den höflichsten Formen des Schweigens und allenfalls eines wohl temperierten Zischens sich wehren darf, wenn es sich in allem verhöhnt sieht, was ihm lieb

Digitized by Google

und heilig ist. Das ist doch ein unsinniges Verlangen. Gewiß, das heute in unserm Theater vielfach übliche Benehmen ist des Theaters als vornehmer Kunstanstalt unwürdig, und es muß besser werden. Aber da müssen jene, die die Bühne beherrschen, vorangehen. In ihre Hand ist der Menschheit Würde gegeben. Wenn die Künstler die nicht bewahren, muß auch das Volk würdelos werden.

Karl Storck

Ein Dehmel-Lied

Tiefer Winter in Rußland.

Weit; windweit sind wir. — — Der Kaffee friert in den Feldflaschen. Wir sind schon ein ganzes Jahr lang hinter den Russen her. Strümpfe haben wir lange schon nicht mehr an. Verdreckt und zerrissen haben wir sie weggeworfen. Watte haben wir in die Stiefel gestopft. — — Aber unsere Fahne fliegt.

* * *

Vor Dünaburg liegen wir im Unterstand. Acht Mann. Ein Loch ist dieser Unterstand. Feuer darf nicht gemacht werden, weil der Russe den Rauch nicht sehen darf.

Aber schlafen können wir; schlafen. — — Wenn auch die Ratten rascheln und der Russe vor uns liegt; schlafen können wir. — — Und wenn wir an die Heimat denken, dann sind wir wie die Bäume im Herbst, die vom Winde entblättert werden. — — Unsere Gedanken fliegen durch Schnee und Winterwind, tausend, tausend Meilen bis nach Deutschland.

Einer schläft.

Und wie ich so auf ihn hinblicke, da ist mir's, als könnte ich den Traum enträtseln, der aus seinem Kopfe steigt. — — Ein Weizenfeld. — — Eine Mühle. — — Ein rotdächriges, torkliges Haus. — — Ein frischrotes, lachendes, kopftuchtragendes Mädchen. — — Und die Sonne, die hinterm Haus aufleuchtend emporsteigt. — — So mag sein Traum gewesen sein. Und plötzlich war's mir, als ob sich ein Lied auf den Flügeln meines Herzens schaukle. — — Jetzt lag mir's auf den Lippen, und jetzt stieg es, schüchtern, hold und schlicht in das kalte, schneeverwehte Erdloch.

Es war ein Lied von Dehmel; ein Lied von Richard Dehmel. Ein Lied, umstrahlt vom Heiligenscheine der Ewigkeit. Das Lied der stillen Stadt, wo der Tag drin vergeht, wo die Nebel über Türme und Brücken und Dächer fallen. Wo plötzlich Fensterlichtschein aufwacht und ein Kindermund singt.

Und das Lied flatterte wie ein himmlischer Falter im düsteren Erdloch herum, setzte sich an jedes Herz und saugte die Tränen heraus.

Und in jeder Träne lag ein schmerzlicher Gruß an die Heimat.

* * *

Wie lange ist das schon her?

Lange, lange.

Hell flatterte damals unsere Fahne noch. Jubel lag in ihren Falten. Wenn wir auch hungerten und froren und verlaust waren; aber unsere Fahne flatterte. — —

Wenn uns auch das Heimweh bald auffraß und die Kugeln mähten: aber unsere Fahne flatterte. — —

Wie lange ist das schon her.

Die Fahne ist zerbrochen, und Richard Dehmel ist tot. — —

Max Jungnickel

Digitized by Google

Der Wackenroder des Griechentums

(Zum 150. Geburtstage Hölderlins)

Es erscheint gut, sich immer gegenwärtig zu halten, daß die Romantik, wie sie von ihrem Begründer Friedrich Schlegel gedeutet und umzeichnet wurde, im Griechentum, in der Antike ihre Wurzeln ausbreitete. Es darf also nicht wundernehmen, wenn es unter der Zahl ihrer Jünger einen gibt, der sich nur und ausschließlich nach Hellas hinwandte, der mit „trunken dämmernder Seele" zurückverlangte nach jenem „hochbegünstigten Geschlechte", von dem auch sein Jugendführer Schiller in hymnisch preisenden Versen gesungen, sich verzehrte in seligem Verlangen nach Gleichgewicht, nach Einklang und umrißreiner Klarheit. Die Erweckung der Antike, wie sie im Zeitalter der Renaissance geschah, war ja im Humanismus zu duftloser, schlaffer Treibhausblüte verblaßt, und erst durch den Klassizismus erwachte sie wieder zu eigenem, offenbarem Leben und Glanze. Schiller neigte dem Altertum mit dem prüfenden Verstande zu, Goethe mit dem formenden Willen, — Hölderlin dagegen durch Naturbestimmung, mit dem unbeirrbaren, inständigen Drängen seiner zärtlichen und keuschen Jugendfülle. Er war, so könnte man meinen, der Wackenroder des Griechentums. Auch er zerbrach schließlich an der Übermacht seiner Sehnsucht, wurde vom Sturme des gemeinen Lebens dahingerafft, weil er nicht die Kraft aufzuwenden vermochte, sich ihm mit wachsendem Mute entgegenzustemmen, weil er aller Gegenwart ledig und entnommen war und sich tiefer und tiefer verlor in eigensinnigen, lockenden Lebensfernen. Anderseits aber ward es ihm gerade darum vergönnt, sich zu erfüllen und auszublühen, — und als er dann verdämmerte wie ein schimmerndes Abendgewölk, da war sein Tag vollendet, da durfte er, vollendet und getrost, hinweggehen „zu fremden Völkern, die ihn noch ehren", selbst ein „entzückender Sonnenjüngling". Dies bleibt das Versöhnliche und Milde in seinem herben Geschick, daß man — trotz der so kurzen Schaffenszeit des Dichters — sich dennoch mit der Gewißheit bescheiden kann, daß kein Rest, keine aufdringliche Frage geblieben ist, daß es ihm wirklich gelungen war — „das Heil'ge, das am Herzen ihm lag" ...

Immer war der Himmel über Hölderlins kargem, bewußtem Leben beschattet von einer drohenden Wolke, an der sich die Sonne seines Morgens ermattend zerfächerte. Darum war das Begehren nach reinem, hohem Blau so überströmend in ihm, nach selbstverständlicher Einheit und Ruhe, nach einem Liede, das sich leicht und sicher wie der Götterbote Hermes vom Boden zu lösen vermochte, um hinauszuschweben zum heiligen Berge der Seligen, denen er sich weihend übergeben. Gewiß: Hölderlin versuchte sich zuerst in der Art und Kunstübung seines anschmiegsam verehrten Meisters Schiller (wie dankbar erwies er sich für jede Teilnahme und Ermunterung!); aber es ist nicht abzuleugnen, daß gerade Schillers Einfluß, so wahr und treulich er auch gemeint war, niemals echte Förderung und Aufrichtung gewinnen konnte. Der Schüler gestand es gelegentlich selber und vertraute mit rührender Offenheit dem Meister alle Scheu und Bangigkeit: „Sie wissen es selbst, daß jeder große Mann den andern, die es nicht sind, die Ruhe nimmt, und daß nur unter Menschen, die sich gleichen, Gleichgewicht und Unbefangenheit besteht. Deswegen darf ich wohl gestehen, daß ich zuweilen in geheimem Kampfe mit Ihrem Genius bin, um meine Freiheit gegen ihn zu retten..." Oder: „So lang ich vor Ihnen war, war mir das Herz fast zu klein, und wenn ich weg war, konnt' ich es gar nicht mehr zusammenhalten. Ich bin vor Ihnen wie eine Pflanze, die man erst in den Boden gesetzt hat. Man muß sie zudecken am Mittag." Man betrachte einmal, welche Gedichte von den eingesandten Proben Schiller für seine Zeitschrift oder seinen Almanach gewählt hat. Ein so wundersames, bezeichnendes Stück wie „Sonnenuntergang" wurde zurückgewiesen; und es ist eine offenbare Ratlosigkeit in Schillers Anfrage, mit der er zwei Gedichte „An den Äther" und „Der Wanderer" an Goethe weitergibt, der ein paar aufmunternde, wenn auch keineswegs

Digitized by Google

erschöpfende Wor.e findet, die freilich um so günstiger anmuten müssen, wenn man überdenkt, daß ihm eben nur diese zwei Gedichte zur Prüfung vorgelegt waren. In solche Umgebung eingereiht — wie vereinsamt mußte Hölderlin sich fühlen, wie mußte sein Weg ein so durchaus eigener und befremdlicher werden! Und man wird um so eher begreifen, daß sein zager, empfindsamer Organismus unter der Verantwortung, die er angesichts einer so ungemäßen Dichtung auf sich nahm, ihn nur allzu leicht verwirren und niederbrechen konnte. Wo auch sollte er Anklang und Verständnis finden? Mit den Romantikern im engern Sinne ist er niemals zusammengewesen. Vielleicht hätte er in Novalis einen beifälligen und förderlichen Genossen gewonnen; auch der junge Friedrich Schlegel hätte ihm wohl freudige Bereitschaft entgegengebracht. Jedenfalls bedeutet es ein ehrendes Zeugnis für August Wilhelm Schlegels kritische Klarheit und Schärfe, daß er gerade Hölderlins Ver'e unter so vielen anderen bedeutsam würdigte und durch angeführte Proben bestätigte.

Wenn man heute Hölderlins Briefe (eine vorzügliche Ausgabe ist im Verlag Eugen Diederichs, Jena, erschienen und sehr zu empfehlen) mit aufmerkendem Lauschen durchblättert — wie schaudert einem dann die Einsamkeit entgegen, unter der er gelitten und gerungen! Nichts als Ruhe begehrte er, Abgeschiedenheit, eine Stille, in der seine innigen, keuschen Töne friedsam, ungehemmt aufschwingen und sich ausbreiten durften. Vergeblich! Immer wieder mußte er hinaus in demütigende Umgebung, unter fremde, unwirtliche Menschen, denen seine Nähe nichts bedeutete als eine geschäftlich geregelte Beziehung, die man nach Belieben einhalten oder abbrechen durfte. „Glaub es mir, Teuers er", schreibt er in erschütterndem Bekenntnis an seinen Bruder Karl, „ich habe gerungen bis zur tödlichen Ermattung, um das höhere Leben im Glauben und im Schauen festzuhalten, ja! ich hatte unter Leiden gerungen, die, nach allem zu schließen, überwältigender sind als alles andere, was der Mensch mit eherner Kraft auszuhalten imstande ist." Aber er zerbrach daran, aufgebraucht und ratlos, gleich einem Baume, der auf windoffenen Bergesschroffen den Gewalten der Stürme und Blitze aufgespart ist...

Mich verlangt ins beßre Land hinüber,
Nach Alcäus und Anacreon,
Und ich schlief' im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es sei die letzte meiner Tränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Schere tönen,
Denn mein Herz gehört den Toten an!

Er, den „der Wohllaut des rauschenden Hains" erzog, er nur war imstande, der antiken Form ein Leben einzuhauchen, so daß man unter der kühlen Geschmeidigkeit dennoch das warme kreisende Blut verspüren kann. Mit Klopstocks oder Schillers Versen verglichen — welch niegehörte, ursprüngliche, schmeichelnde Töne leuchteten da empor! Man weiß: hier ist Heimat, Eigentum, Berechtigung. Als er solche Klänge fand — es war zur Zeit seiner Liebe zu Frau Gontard, der Diotima —, da freilich durfte er mit Recht von sich bekennen: „Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher." Er fand eine Musik, die von innen sang, eine schwebende, selige Melodie, wie sie nur in sich selber ruhende Fülle und Einheit aufzunehmen vermochte. Jetzt hat er persönliches Erleben und Empfinden gewonnen; nun findet er im eigenen reichen Herzen, was auszusagen ihn mit Allmacht drängt. „Das Herz ist mir vom Leben aller Heilliebenden immer so voll", gesteht er seinem Bruder. Aber der Schmerz ist es, der ihn bestimmt, die Wehmut flüstert aus seinen Strophen, Rückschau und Erinnerung. Gleich seinem Hyperion zieht er „durch die Vergangenheit, wie ein Ährenleser über die Stoppeläcker". Er lernt es, sich zu bescheiden: „Zu viel begehrt das Herz; doch endlich, Jugend, verglühst du ja, du ruhelose, träumerische!" Gerade diese unsäglich weichen, klagenden, niemals unmutigen, immer

Digitized by Google

gefaßten Lieder sind es, die uns so inbrünstig und verloren entgegenzittern. Es ist etwas Gelöstes darin, nichts Zufälliges und Erdhaftes; sie wurden wesentlich und eigentümlich. Kein Pathos mehr, kein lauter Überschwang; mystische Hingenommenheit, tiefes Schauen, makellose Weltinnigkeit! Niemals wieder wurden solche Strophen geformt! Ein Duft entquillt ihnen gleich der Symbolik seines Namens: zarter, lenzoffener Holunder. Aber seine Blüten stehen schon in der Ahnung des milden, schwermütigen Frühlingsabends, der sich wie goldener Tau tröstlich über sie hinbreitet...

Es ist äußerlich betrachtet nicht eben viel, was uns Hölderlin gegeben. Da ist der Roman „Hyperion". Das lyrische Selbstbekenntnis seiner Griechensehnsucht. Ein Traum auf leuchtenden Gipfeln, ein Blick über glatte Meere, ein Wandern durch Trümmer und geborstene Säulen. Lyrik auch hier; Betrachtung, seelische Offenbarung. Eine wunderbar rhythmisierte Prosa, ruhig, besonnen, wie ein tragender Herzschlag. Eines erscheint besonders wichtig und erstaunlich: dieses philosophische Buch ist so völlig aufgelöst in Dichtung, in künstlerische Gestaltung! Nichts von bleicher Bedenklichkeit, von gedehnten Spekulationen. Man empfindet: alles, was hier gesagt ist, wurde nicht angenommen und mühsam durchgeprüft; es ist selbstständiges Fühlen und Erahnen, Wirklichkeit und Besitz. Ein flutender Pantheismus von dem ersten Bekenntnis: „Eines zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen" bis zu der erschütternden Hingerissenheit der letzten Worte: „Es scheiden und kehren im Herzen die Adern, und einiges, ewiges, glühendes Leben ist alles." Man muß sich endlich daran gewöhnen, den Begriff des Romans nicht allzu eng zu spannen; diese lyrischen Bekenntnisse müßten sonst einsam und abseits bleiben und vielleicht erweist man ihnen durch ein solches Verhalten erst die wahre, erforderliche Ehrfurcht. Nur eines kennt Hölderlin, nur eines gilt ihm als wirklich und groß: die Schönheit. Aus ihr entspringen Kunst und Religion — so wie es bei den Griechen sich ereignet hat. „Der Mensch ist ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön." Das ist aller Trost in Enttäuschung und Qualen: die Unzerstörbarkeit der Seele, der Schönheit, der ewigen Jugend dieser Erde. Dieses einzigartige Buch ist so rein, so erfüllt und geschlossen, daß es wirklich griechisch anmutet in seiner Rundung und Klarheit. Und die Sprache bleibt immer von so selbstverständlichem Ebenmaß, so ganz wie ein herbstlich sanfter Fluß, der neben dem gilbenden Laube auch die beseligte Bläue des Himmels auf seinem Spiegel trägt, daß Nietzsches „Zarathustra" aufgetrieben und absichtsvoll daneben erscheint, — falscher Rausch in der weichen Vollendung einer spätsommerlichen Landschaft.

Und dann die unbeendete Tragödie „Der Tod des Empedokles", gleich einem ionischen Tempel; weiß und schlank; eine letzte, hohe Einsamkeit. Kein Aufruhr, eine bunte Masse, nichts Derbes und Herbes — es sollte die hehrste Verklärung sein, der Gipfel innerster Erkenntnis, ein Fest und eine Weihe. Und so ist denn dieser erhabene Torso für alle Stillen, Besinnlichen, Reinen von jeher bedeutsam und teuer gewesen. Reif wie die Traube, ehe sie gebrochen wird, voll nährender Sonne, willig hingebreitet dem verklingenden Jahre. „Die Scheidenden verjüngen alle sich noch einmal gern." Und dann jenes erstaunliche Zukunftswort, mit dem auch Nietzsche gerungen, und das doch hier so einfach und sicher klingt:

Geh! Fürchte nichts. Es kehret alles wieder,
Und was geschehen soll, ist schon vollendet.

— Noch einmal wankte Hölderlin über die beschneiten, umstürmten Berge zu den Behausungen fremder Menschen. Gebrochen kehrte er zurück. Ach, was wissen wir von dem, was ihn damals betroffen? Wer wagt es, diesen „Wahnsinn" zu erklären? Hindämmernd saß er daheim bei der Mutter, der sorglichen, die ihm mit ihrer einfältigen Güte so oft gemartert. Und er schrieb jene „Nachtgesänge", in denen wie glimmende Blitze ungeahnte Herrlichkeiten emporleuchten. Er, der immer nach der inneren Melodie, dem immanenten Rhythmus ge-

Digitized by Google

forscht — nun hatte er ihn gefunden. Ein Vorhang wallte zurück; das Letzte wurde ihm kund. Er löste sich von allen Beziehungen und Zusammenhängen. Sein Freund Sinklair hat die Gespräche, die er mit dem ermatteten Dichter führte, der verschwärmten, durchseelten Bettina nacherzählt, und diese hinwiederum berichtet der Günderode, staunend, hingerissen, bewundernd. Sie verstand ihn, den Kranken, Unirdischen. „Nur allein dem sich füge der Rhythmus, in dem der Geist lebendig werde! ... Wer erzogen werde zur Poesie in göttlichem Sinn, der müsse den Geist des Höchsten für gesetzlos anerkennen über sich und müsse das Gesetz ihm preisgeben. Nicht wie ich will, sondern wie du willst!" Und Bettina fragt sich erbebend: „Gewiß ist mir doch bei diesem Hölderlin, als müsse eine göttliche Gewalt wie mit Fluten ihn überströmt haben, und zwar die Sprache, in übergewaltigem, raschem Sturz seine Sinne überflutend und diese darin ertränkend." Diese „Nachtgesänge", — wer fühlte in ihnen nicht eine scheue, unfaßbare Berührung? „Wenn der Baum zu welken anfängt, tragen nicht alle seine Blätter die Farbe des Morgenrots?"

Es reiche aber,
Des dunklen Lichtes voll,
Mir einer den duftenden Becher,
Damit ich ruhen möge; denn süß
Wär' unter Schatten der Schlummer ...

Hier ist eine Zukunft aufgetan, die vielleicht auch für unsere Tage noch weit und geheimnisreich bleibt. Das ist die Kunst des „Wahnsinns"! Und dann jenes unbeschreibliche Gedicht, das man niemals auszudeuten wagen wird, das wie ein Hauch aus zitternder Ferne herüberweht, süß und fremd:

Mit gelben Blumen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter wird, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Vierzig Jahre dämmerte Hölderlin dahin. Wer wagt es zu sagen: im Irrsinn? Er war gelöst und einsam, ruhig und am Ziele. Er hat manches harte Wort gegen Deutschland gefunden, das ihn vergaß und umging; er kannte die Not seiner Zeit und die Fehler seines Volks. Aber er sprach auch das schöne, so häufig wiederholte Bekenntnis: „O heilig Herz der Völker, o Vaterland!" In einem Briefe an den Bruder stehen die bedeutsamen Worte: „Daß der Egoismus in allen seinen Gestalten sich beugen wird unter die heilige Herrschaft der Liebe und Güte, daß Gemeingeist über alles in allem gehe, und daß das deutsche Herz in solchem Klima, unter dem Segen dieses neuen Friedens erst recht aufgehen und geräuschlos, wie die wachsende Natur, seine geheimen, weitreichenden Kräfte entfalten wird, dies mein' ich, dies seh' und glaub' ich..." Als der Greis in einer klaren Mondnacht, die er so innig liebte, still und lautlos sich völlig der Ewigkeit einte, der er bereits so nahe war, da schloß er den Kreis seiner Hoffnungen und Träume, die er frühe schon in den erhabenen, unzeitgemäßen Sätzen niedergelegt: „Meine Liebe ist das Menschengeschlecht... Ich liebe die große, schöne Anlage auch in verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte."

Ernst Ludwig Schellenberg

Digitized by Google

Deutschland, wo sind deine großen Dichter?

Ja, so muß man fragen, wenn man Bücherbesprechungen in deutscher Sprache liest, wenn man Buchhandlungen in Deutschlands sogenannter Hauptstadt besucht. Sind die Wassermann und Meyrink, die Karl Kraus, Edschmidt und Heinrich Mann und wer sonst als „geistige Führer“ ausgetrommelt werden und sich selber austrommeln, wirklich und in allem Ernst — Deutschlands große Dichter?

Oder lacht bei dieser Frage alles, was noch an gesundem Gefühl in uns steckt?

Ich habe jetzt immer an unsern Wildenbruch denken müssen, den sie uns ja s. Zt. glücklich klein gekriegt haben, und an sein Wort aus seinem schönsten Buch, der Gedichtsammlung: Deutschland, sei wach!

„Denn ein Riese bist du, doch ein schüchtern blinder,
Der nichts weiß von seines Nackens Kraft!“

Der nichts weiß von seines Geistes Stärke, der sie versteckt, vergräbt, verbuddelt, in der allergrößten Angst, die Leute könnten merken, wie stark seine Kraft, wie leuchtend seine Reinheit, wie groß seine Kunst!

Ja, ein Riese bist du, doch ein schüchtern blinder —

Die eigene Kraft hat er verbuddelt, zugeschüttet, festgetrampelt. Nun nimmt er demütig, kindlich, nein kindisch staunend, wurzelloses Gezeug, das ihm Fremde mit hochfahrender Gebärde reichen, Volksfremde und deren Nachäffer, ein Gelichter, das keine Ahnung von der freien, spielenden, unabhängigen Kunst hat, und steckt die Reiser in die festgetrampelte Erde, faltet die Hände und betet an davor. Ja, ein Riese bist du — — —

— Was man für Kunsturteile zu hören bekommt, wenn man einmal das, was man so unter den „Intellektuellen“ versteht, untereinander sieht, das kann einen Hund jammern, aber wir können darüber noch lachen. Doch nicht mehr einen Hund kann es jammern, sondern ein lebendiges Menschenherz zerreißen, wenn dieser kunstlose Kohl, dies haltlose Geplapper übergeht ins ganze deutsche Volk, wenn dieses merkwürdige Volk, dies Gemisch von himmelstürmender Kraft und hilfloser Schwäche, dieser schüchtern blinde Riese nicht mehr sich selber versteht, sondern tastend und jeder fremden Führung dankbar vertrauend, auf fremdem Boden herumtappt.

Braucht ein Volk, das die Klassiker der Gegenwart, Hermann Löns, Gorch Fock und ihnen nachwachsend Wilhelm Kotzde, sein eigen nennt, sich an die schmutzigen Rockschöße von Machern, Dilettanten und Formspielern zu hängen, die nicht einmal die Brocken, die vom Tisch der Reichen fielen, erhaschten, ja die nicht einmal zu sagen wüßten, wo die strenge Gottheit zu Tische sitzt?

Karl Storck hat in seinem Wildenbruchaufsatz im Januarheft es glänzend nachgewiesen, wie diese Art mit verschiedenen Maßen mißt, ihre kitschigen Revolutionsgesänge ehrfürchtig bewundert und einen Mann von der Kraft eines Wildenbruch gar nicht zu fassen vermag und fröhlich herunterreißt. Ja ja, es ist nicht so einfach, über Kunst zu schreiben, wenn man selber nicht einmal genau weiß, was Kunst eigentlich ist.

Dummer Riese, reiß das wurzellose Zeug wieder aus, das du dir in die Erde steckteſt und wirf es auf den Kehricht, wohin es gehört. Dann grabe deine eignen Kinder heraus, die du verscharrtest, und es soll dich ein heiliges Erschauern rühren über die Größe und die Kraft, die da emporsteigt.

Ungebildet soll heißen, wer sie nicht kennt, unsre Besten: Löns und Fock und nun auch Wilhelm Kotzde. Schmählich sei die Unwissenheit genannt, die leere Augen macht bei Nennung dieser Namen. Unsre Jugend wachse heran bei der lebenden Natur eines Löns, dem salzfrischen Seewind eines Gorch Fock und dem großen Beleber unsrer deutschen Geschichte, dem kraftvollen Deuter unsrer angestammten Art: Wilhelm Kotzde.

Digitized by Google

Ich nehme es zur Ehre unsers deutschen evangelischen Hauses an, daß der gewaltige und zugleich von holdester Poesie durchklungene Lutherroman: Die Wittenbergisch Nachtigall (Verlag Steinkopf) bekannt und bei den Meisten Besitz ist. Wo dies aber nicht der Fall ist, sei auf das dringendste darauf hingewiesen. Unsre Zeit braucht solche Bücher, braucht sie um unsrer Jugend, daß sie an ihnen zu deutscher Größe wieder heranwachse, braucht sie um unsrer selbst willen, daß sie uns das Schwere tragen helfen, den zerstreuten Sinn sammeln und aus alter Not und alter Kraft den Mut der Überwindung bauen.

Weiter zurück ins elfte Jahrhundert führt Die Pilgerin (Verlag Steinkopf, Stuttgart). Ich gestehe, daß der Titel und auch der Untertitel „eine Geschichte vom Rhein", und ebenfalls die zarte Umschlagzeichnung mich täuschten. Ich vermutete etwas viel Weicheres, Einzelpersönliches, wozu auch die ehrfurchtsvolle Anrede an die „Fraue" auf dem Deckblatt führte. Aber wunderbar stark war die Enttäuschung im guten Sinne, als ich mich von sichrer Hand in ein Stück deutschen Ringens in der Weltgeschichte geführt sah, als alte germanische Kraft gegen das welsche Priestertum kämpfte, das hier Heinrich II. der Hei.ige, wie viele seiner Vorfahren begünstigte, und — das obsiegte wie je und je in der erschütternden deutschen Geschichte. Auf dem stark bewegten Hintergrund hebt sich die klare Frauengestalt, aber das Werk geht über seinen Titel weit hinaus.

„Unsres Volkes altes Recht achten sie nicht. Ein neues Recht brachten sie aus dem Südland, das brennt heiß wie die Sonne."

Das welsche Recht, mit dem sich Priester anmaßten, Ehen im weiten Verwandtschaftsgrade zu trennen, als Blutschande auszuschreien, das greift in unerhörter Grausamkeit in die heilige Reinheit dieser edlen Ehe ein. Und des Volkes Empfinden beugt sich dem welschen Recht. Eine alte Geschichte, doch w rd sie täglich neu. Ja, ein Riese bist du, doch ein schüchtern blinder —

Und der Kaiser, der das Beste will und stets das Falsche trifft, der des Volkes Recht bricht um falscher Einflüsterungen willen, der „soviel betet und doch keinen Glauben" hat, wie ist er uns in unsrer langen Geschichte so unheimlich vertraut! Er soll sich nicht vor seinem Volk durch schlechte Berater entschuldigen lassen, denn: „Keiner soll den Weg verklagen, auf den er getrieben ward — findet er Stricke darauf, soll er sie mit dem Schwert zerhauen." Welche seltsame Tragik liegt von alters her über diesem Volk aller Völker, eine Tragik, die sich in seinen Führern fortsetzt, die nur gebrochen werden kann durch Erkenntnis und Willen, nicht durch Bildung und Frömmigkeit.

— Wenn wir nach diesen beiden Werken zu dem dritten kommen, das eben erst im Druck erscheint, zu Wolfram (Verlag Steinkopf, Stuttgart), dem Wartburgroman, dann fügt sich vor unsern Augen wie von selbst diese Dreizahl zu einem wunderbar geschlossenen Bau. Was in der Pilgerin so mächtig rang um Licht und Gestaltung des deutschen Lebens in dem Kampf um Germanentum und Christentum, was in dem Lutherbuch aufbrauste, die innere Not der deutschen Seele brechend im naturnotwendigen Zwang zum evangelischen Bekenntnis, zur protestantischen Kirche, das wird in diesem Wartburgbuch in gleichsam hellseherischer Weise vertieft, erläutert, begründet. Es ist ein Buch voll tiefer Bedeutsamkeit und dabei kristallklar, verständlich, auch in seinem innersten Sinn, für die ungeduldige Jugend.

In alter, gewohnter Zerrissenheit liegt Deutschland um 1200 da. Zwei Könige, Philipp und Otto IV., streiten sich auf deutschem Boden, das Volk zerreißt sich in zwei Teile, die Staufer und die Welfen, die den Papst hinter sich haben. In den wüsten Kämpfen, in denen deutsche Ritter ihre Schwerter auf deutschen Schädeln zerhauen, verwehen die Lieder des Walthers von der Vogelweide, der ihnen von Treue und Einigkeit singt. „Die Deutschen sinnen zumeist, wie sie ein Unrecht entdecken, das ihnen von ihren Brüdern geschehen sei, damit sie wieder losbrechen und das Reich zerschlagen." „Wer Deutschland doch von seinem eignen Zorn erlösen könnte", klagt der Dichter dieses Volkes. Aber die große Sehnsucht ist da und bricht immer wieder heraus.

Digitized by Google

In dieser bösen Zeit beruft im zertretenen Lande Thüringen der Landgraf Hermann die Dichter zu dem Sängerstreit auf die Wartburg. Da treten sie einander gegenüber, die beiden größten Sänger Deutschlands: Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen, in hartem Haß gegeneinander. Heinrich von Ofterdingen, die Fürsten und Ritter verachtend, das Welsche verachtend, singt Deutschlands Leid im Nibelungenlied. Es ist schauervoll und furchtbar, es reißt in die Tiefe und läßt keine Hoffnung. Aber es ist voll einer Kraft, die alles überwältigt. Wolfram von Eschenbach dagegen bringt dem zerschlagenen Land, selber in bitterem oft schier verzweifeltem Ringen die Kunde von Parzivals Erlösung. Er löscht die bitteren Gegensätze zwischen Germanentum und Christentum, er setzt Christus, wie der Abt Wichard es nennt, „in seine deutsche Wohnung ein". Das alte welsche Lied vom Gral wird deutsch durch seinen Sang.

Dahinein spielt Weibeskampf, eine Weibesliebe, die, sich von Wolfram losreißend, dem wilden, mächtigen Ofterdingen folgt. In vollen brausenden Akkorden geht dieses Buch zu Ende, das in seiner Einheitlichkeit und Schönheit die Steigungsfähigkeit dieses Künstlers zeigt. — Nun können wir warten auf seinen großen Preußenroman, mit Friedrich Wilhelm I. im Mittelpunkt.

— Jetzt ein ganz anderes Bild. In unsre Zeit, ins Havelland führt das wundersame Buch Frau Harke (Verlag Erich Matthes, Leipzig). Es nennt sich „Roman einer Landschaft", und auch hier sprengt der mächtige Inhalt schier den Rahmen. Der Kampf der vordringenden „Kultur" gegen Gottes Natur wird hier geschildert. Die Havel wird „reguliert", und damit wird all ihr stiller, träumerischer Zauber vernichtet, das Fischereigewerbe findet seinen Untergang. In diesem Buch finden wir zuweilen Löns und Gorch Fock wieder. Man meint in dem Kapitel „Die alte Hechtmutter" Löns zu hören, in der herzbewegenden Klage um die untergehende Fischerei Gorch Fock, wie er den alten, abgetakelten Ewer besucht. Aber trotz dieser Erinnerung ist kein einziger unechter oder nachgemachter Ton in dem allen. So springfrisch ist das Leben, so stark die Not.

Bezeichnender Weise ist aber oft bei Kotzde in der Schilderung der Frauen und der kleinen Mädchen etwas kindlich Unbeholfenes, das der Ehrfurcht vor dem Weibe entspringt, die ihn in diesem Stück befangen macht. Aber in dieser köstlichen Unbeholfenheit steckt soviel Verheißung und steckt mehr Künstlertum als in all den Romanen der Fixen und Fertigen.

Und noch eine besondere Freude. Wie meistert Kotzde die Sprache! Wie spielt er auf diesem feinsten Instrument! Einen Reichtum der Worte fördert er zutage, den das kunstdürstige Auge schier gierig trinkt. Wenn er alle Fische, Vögel und Pflanzen bei Namen nennt und mit seinen Fischern von der Tagblenke, der Lanke, den Buhnen, allem Getier und Gerät in reinem, köstlichem Deutsch spricht, da lacht uns das Herz.

Es gehen Schmerzen vor, Kampf und Schlechtigkeit und große Not. Aber wir werden reich von dem Buch. Wir spüren unsers Volkes unendlichen Reichtum. Laßt uns ihm helfen, unserm Volk, daß es sich selber versteht in seinen Kindern und seinen besten Kräften!

* * *

Das war der deutsche Dichter unsrer Gegenwart. Nun kehren wir bei der Frau und Dichterin ein, die ihm ebenbürtig ist: Auguste Supper aus dem Schwarzwalde.

Sie ist dem deutschen Volk keine Fremde mehr, Gott sei Dank, und das muß man jedesmal daneben schreiben, wenn es sich um deutsches Dichttum handelt. Ihre größeren Werke: Die Mühle im kalten Grund (Verlag Salzer, Heilbronn), Der Herrensohn und Lehrzeit (beides Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) kann ich wohl als bekannt voraussetzen. Es sind Bücher voll trotziger Herbheit, kühn, mit sichrer Darstellungskraft hingestellt. Was mir aber ganz besonders des Liebens und Besitzens wert dünkt, sind ihre kurzen Erzählungen, Skizzen, oft nur mit ein paar Strichen hingeworfene Bilder aus dem vielfältigen Menschenleben. Da hinten bei uns (Verlag Salzer) sind Schwarzwald-Erzählungen, in denen wir erleben „wie der Adam starb", dieser Haderlump, dessen letztes Wort ein grilliges Einstehen für seinen Jüngsten

Digitized by Google

ist, der in der Sterbestube zur Ruhe gewiesen wird. „Lasset doch mei Bueble, 's ischt scho so e gescheits Bueble. Adamle, komm her, Adamle.“ Und wie den Pfarrer das zu einem heftigen „Gott sei Dank“ bewegt, „daß er das von seinem Adamle noch gesagt hat“. Dazu meint der Arzt: „Um Karten und Würfel regt sich dieser Pfarrer nicht auf. Aber wenn er ein Körnchen Liebe, nur solch ein armseliges Körnchen halbtierischer Vaterliebe fand, dann zitterten ihm die Hände. — Es muß auch solche Käuze geben.“

Was ist es für eine prächtige Geschichte von dem geplagten Weiblein, das von seinem herrischen Josephle auf dem Siechbett hilflos liegen gelassen wird, noch angeraunzt und geschimpft, und das in seiner gottserbärmlich verlassenen Not ein Kreuzlein in die Gipswand am Bette kratzt. Danach wird sie gesund, und das böse Josephle kommt ins Liegen. Da bezwingt sie die Ungeduld, die sie bei seinen Ansprüchen überkommen will, mit dem Gedanken, ob er dann nicht auch solch ein Kreuzlein kratzen wird, und als er tot ist, grämt sie sich sehr und sieht das Kreuzlein an, das all den Jammer ihrer vierzig Ehejahre kennt. — Eine Geschichte nach der andern ist eine Kunstfreude und eine Herzerquickung dazu, wenn's auch herb und trotzig und manchmal bald verzweifelt zugeht und nicht so betont frohsinnig wie in manchen gutgemeinten modernen Büchern. Aber schöner und echter ist's hier. Es gilt hier ihr Wort aus „Johann Diepolds Vermächtnis“: „Auch unter den Geschichten sind nicht immer die rotbackigen und lachenden die besten. Wenn man ihnen zu Leibe geht, erweisen sie sich oft genug als saftlos oder fad oder sauer, daß einem die Zähne daran stumpf werden.“ Wie aber auch der lachende Humor bei Auguste Supper Raum hat, zeigt grade dieser Johann Diepold, der schließlich seinem feinen Gönner sein Zahngebiß, das ihm immer locker und auch sonst unpassend im Munde gesessen hat, als sein Vermächtnis in einer Schachtel schickt, denn es habe siebenundvierzig Mark gekostet und er habe sonst nichts Rechtes als Andenken. Die Überbringerin sprengt danach aus, der Gönner habe es ihm schon zu Lebzeiten abgeschwatzt, aber der versichert: „Gott ist mein Zeuge, daß ich, so oft ich auch dem Mann auf den Mund gesehen habe, mich nie gelüsten ließ —“ und er vergräbt die Schachtel im Garten neben seinem seligen Schnauzel.

Doch ich bin mit diesem Geschichtlein bereits abgesprungen in das andre Buch: Der Mann im Zug (Deutsche Verlagsanstalt), das wohl eine Sammlung ihrer wertvollsten Skizzen enthält. Was für eine entzückende, tiefe, warme, triebhaft sichre Menschenkenntnis springt uns aus all den Geschichten entgegen, aus dem Augenblicksbild, wie zwei Kinder mit der Kleinbahn um die Wette laufen, und ein alter Herr, ein verdrehter Millionär, ihnen zuliebe die Notbremse zieht. Aber wie das auf die Kinder eine ganz andre Wirkung hat, als er denkt. „Da standen sie, scheu und großäugig, als hätten ihnen die Hühner das Brot gestohlen. Verstummt war der Jubel. Ängstlich hielten sie sich an den Händen. Tot war die Freude.“ Und der alte Herr sitzt enttäuscht, müde, alt und abgespannt in seinem Abteil erster Klasse. — Unvergeßlich bleiben Stücke wie „Eine Stunde beim Siebenschuh“ und „Wie Annemei alt wurde“. Das Schönste aber scheint mir, daß dieser Dichterin die Gabe verliehen ist, das Unwirkliche zu meistern, uns übernatürliche Dinge schlechthin glauben zu lassen, wie Selma Lagerlöf, der sie an herzlicher Natürlichkeit und Wärme überlegen ist. Dies zeigt sich in „Wie war's?“ Es ist die große, geheimnisvolle Kunst, um die sich Leute wie Wassermann u. a. heiß strebend bemühen und sie doch nicht fassen, denn dies Glück läßt sich nicht jagen von jedem Jägerlein.

Über dem ganzen Buch „Holunderduft“ (Deutsche Verlagsanstalt) liegt jener leise Traumzustand, wie ihn eben der Holunderduft erzeugt. In den „Ausgewählten Erzählungen“ (ebenda) findet sich die Geschichte von der „Schachtel der alten Mine“, bei der man lachen und weinen muß in eins, dann „Der Gaulsnarr“, der „Zerlumpte“ und das Stücklein: „Wie der Wald geflunkert hat“, das so traulich anhebt: „Es war einmal eine alte Bauersfrau, die hatte eine große Liebe und eine große Sorge.“

Ein kleines Bändchen nennt sich „Am Wegesrand“ (Eugen Salzer), und hierin sind u. a. zwei erschütternde, ganz kurze Skizzen, über die man gar nicht fortkommt, die man immer

Digitized by Google

wieder lieſt. „Mäuſe“ und „Der Kirchenraub“. In der erſten hat eine Mutter einmal zu ihrem Sohn geſagt, er werde nicht eher ein glücklicher Menſch werden, ehe er ſich nicht eine der von ihm und der Mutter ſelbſt verabſcheuten Mäuſe ohne zu zucken über die Hände laufen laſſe. Dann liegt er tot im Kornfeld, ertrunken bei der Rettung eines Kindes, ſein Freund ſteht daneben und zwei Mäuſe laufen ihm über die gekreuzten, ſtillen Hände. — In der zweiten Geſchichte erſchlägt der Meßner ſein einziges Söhnchen, das Heinerle, mit dem Kirchenſtuhl, weil er es für den geſuchten Kirchenräuber hält. Ein Erlebnis, ohne Anſtrengung erzählt, ſchlicht und ſtark, voll überwältigender Kraft.

Wenn es einem einmal nicht recht iſt in Kopf und Herz, wenn die ſchwere Zeit drückt und das Leben ganz verſtellt ſcheint, dann hole man ſich aus dem Bord die Geſchichtenbücher von Auguſte Supper, und es wird damit gehen wie in der Geſchichte vom Zerlumpten: „Geholfen hat er ſchon manchem, der Ameiſendavid.“ Aber freilich gehört dazu, daß man ſie erſt drin hat, im Bord.

Auguſte Supper iſt eine durch und durch deutſche Dichterin. Von ihren prächtigen Kriegsbriefen, die in Soldatenzeitungen im Felde erſchienen, iſt manchem das Herz warm geworden. Iſt es nicht doch ſo, daß überall, wo große Kunſt auch ein ſtarkes Gefühl iſt für die nationalen Zuſammenhänge, für vaterländiſche Würde und deutſchen Stolz — und daß das hohle Äſthetentum immer und unweigerlich ohne dieſe Dinge gefunden wird? Das alte Geheimnis von den Wurzeln und der Erde.

Marie Diers

Vom Pflug zur Feder

Nur ſelten deckt der Titel den Inhalt eines Buches ſo vollſtändig, wie bei dieſem, in dem uns Rudolf von Koſchützki Erlebtes erzählt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). „Vom Pflug zur Feder“ — wer das Büchlein geleſen hat, wird dem Verfaſſer nicht vorwerfen, daß er mehr verſprochen als gehalten habe, ja er wird ſich kaum vorſtellen können, daß dieſes Buch von dieſem Menſchen anders hätte ſein können als es iſt. Darin liegt der Beweis für ſeine Echtheit, und das iſt nicht wenig in einer literariſchen „Konjunktur“, wo es ſo viele Artiſten und Athleten des Auch-anders-Könnens ſelbſt in allerperſönlichſten Dingen gibt.

Ein Landwirt erzählt uns von ſeinen Lehrjahren auf einem pommerſchen Gute; wie er dort ſeine künftige Lebensgefährtin findet, wie er dann durch ein ſchweres Eiſenbahnunglück für ſeinen Beruf untauglich wird, trotz aller körperlichen Hemmniſſe mit nur ſich aufſtauender Willenskraft gegen ſie ankämpft, dann aber, weil es doch über die Kraft geht, friſch entſchloſſen den Pflug mit der Feder vertauſcht. Das iſt ſo ungefähr die „Fabel“, an ſich nichts Beſonderes, nichts Senſationelles, auch Eiſenbahnunfälle ſind heute ja nur Alltäglichkeiten. Aber — wie ſchildert Koſchützki dieſen Unfall! Wie beobachtet er alles, was in ſeinem Hirn, ſeiner Seele kaleidoſkopartig an Empfindungen, Bildern, Vorſtellungen in wirrem Durcheinander ſich abrollt, und wie meiſtert er dieſes Chaos und zwingt er den Leſer zum Augenzeugen, zum Miterleber. Ihm ſelber kaum bewußt, ſummt eine Baßgeige grotesken Humors hinein. Sie gehört zur Inſtrumentierung, ſie gehorcht nur dem natürlichen Anziehungsgeſetze künſtleriſcher Darſtellungsmittel.

Das eben iſt das Erfriſchende, das Nichtgewöhnliche bei dieſem Büchlein: es iſt ganz Natur, nicht mit der Platte, ſondern durch Dichteraugen aufgenommen und von einem Humor überſonnt, der ein unabtrennbares Stück von der Perſönlichkeit des Verfaſſers iſt, darum in jeder Lage und Stimmung mitſchwingen muß. Ob es nun Gräßliches iſt, wo der Humor wie eine gefangene Hummel ſchwirrend aus einer Baßgeige brummt, oder Liebliches, wo „Titen“

Digitized by Google

ihm als jubilierender Frühling mit blonden Zöpfen im Herbstlaube erscheint. — „Wie gefällt Ihnen unser Titen?“ fragt Hannemann, sein agrarischer und Stubenkollege vor dem Einschlafen. — „Wer?“ — „Na, Titen, die Schwester von unserm Alten.“ — „Ja so, aber das ist doch gar kein Name, Titen.“ — „Kann ich nicht für, Mensch, aber heißen tut sie so.“ — Nichts Sentimentales, nichts erotisch Parfümiertes ist in der Liebesgeschichte, aber viel zarte Lyrik, Ruch der Scholle, Duft von Wald, Wiesengras, Veilchen. Nichts hat der Dichter aus der Geliebten gemacht, selbst zurückhaltend, reicht er nur ihr Bild — „bilde, Künstler, rede nicht“ — und so gewinnen wir sie und ihr bescheidenes weibliches Heldentum erst recht lieb. —

In Welschtirol sehen wir das Paar nach dem Unfall wieder. Da gibt es einen Höhepunkt stimmungsvoller Anschaulichkeit: die schöne, aber verarmte, in Entsagung verblühende Gräfin auf ihrem romantischen, aber wertlosen Bergschloß, wo sie tapfer eine Weinwirtschaft auftut und den Hirten, die mehr Edelmut und natürlichen Anstand beweisen als die vornehmen Signori der Nachbarschaft, Würstchen brät und Wein einschänkt. Ihre Opfer werden ihr Schicksal nicht wenden, das weiß sie, aber sie geht ihren steilen, einsamen Pfad weiter, — in Schönheit, im Firnenglanze wird sie traurig sterben. Wer ein solches Motiv mit solcher Szenerie nur als Episode einstreut, kann nicht arm sein.

Daß diesem Erstlingswerke Eierschalen anhaften — muß das noch gesagt werden? Auch diese Schwächen geben sich mit einer so naiven Natürlichkeit, daß eine gestrenge literarische Kritik wohl lächelnd die Waffen aus der Hand legen mag. Wäre das Werk ausgeglichener, distanzierter, es wäre um eben so viele Wärmegrade abgekühlter. Welcher willige Leser möchte das wünschen? Manchem wird es darin zuviel brodeln und quirlen, das wäre Sache subjektiver Einstellung. Man kann eigentlich nur das Buch als Ganzes annehmen oder ablehnen; auch wer es annimmt, braucht nicht blind gegen seine Mängel zu sein. Viel ist aber mit der Sonde literarischer Kritik bei dieser, wenn auch in künstlerische Form gegossenen reinen Menschlichkeit nicht auszurichten. In dieser reinen Menschlichkeit liegt der Schwerpunkt seines Wertes: daß hier wohl Kunst, aber nicht Kunst für Künstler, nicht Literatur für Literaten gegeben wird, sondern herbes gesundes erdenwüchsiges Menschentum die unverfälschte Sprache der Natur zu uns spricht. Das Werk gehört in die Reihe der Bücher, die ich als Genesungs- oder Wiederaufbau-Bücher herausstellen möchte, und die wir so nötig brauchen, wie der Dürstende einen Trunk frischen Quellwassers. Keine Anspielung auf unsere politischen Zustände findet ihr darin, kein Wort von Krieg oder Revolution, und doch ist es, auch in ungewollter Symbolik, ein zeitgemäßes Buch. Sollte unser Deutschland nicht auch können, was hier ein schlichter deutscher Landwirt konnte: vom Schicksal zum Krüppel geschlagen, doch sein Schicksal meistern?

J. E. Frhr. v. Grotthuß

Vom neuen Idealismus in unserer Kunst

(Berliner Theaterrundschau)

Die Wieder- und Neugeburt des Idealismus ist für unser Volk zu einer Lebensfrage aller Lebensfragen geworden. Je furchtbarer die Wirklichkeiten auf uns drücken, und uns völlig zu erdrücken drohen, um so notwendiger tut uns, auf allen Gebieten und in allen Hinsichten die Kraft idealen Willens und Könnens zu beweisen. Wir dürfen freilich nur nicht mit unserem Immanuel Kant das Wesen des Ideals darin erblicken, daß es unerreichbar ist. Denn damit verurteilen wir alle Arbeit an ihm, alles Trachten nach ihm von vornherein zu völliger Unfruchtbarkeit, und können uns nicht wundern, wenn der Idealist beim Volke nur als Träumer, Wolkenkuckucksheimer und Narr gilt.

Digitized by Google

Von vornherein ist in unserer menschlichen Natur die Fähigkeit vorhanden, mehr und noch anders zu sehen, als das, was nur tatsächlich, wirklich ist, und der Welt der realen Erscheinungen, zunächst im Geist, in der Phantasie, eine noch andere, höhere, bessere, — eben eine ideale Welt entgegenzustellen. Idealisieren heißt zuletzt nur: besser machen, veredeln, verschönern, vervollkommnen. Wir betrügen uns selber um unser Bestes, wenn wir Wirklichkeit und Ideal für unvereinbar miteinander halten, und Gegenmächte in ihnen sehen. Sie sind ganz notwendig symbiotisch-organisch aufs innigste miteinander verflochten und verwoben in einem unlöslichen In- und Durcheinander. Wir sind nicht nur dazu da, um nur zu leben, — sondern unser ganzes Leben empfängt nur damit einen Inhalt und Wert, wird sinn- und zweckvoll, fruchtbar, — wir erfüllen uns nur selber mit Daseinslust und Daseinskraft, wenn wir stets darnach trachten, das Wirkliche idealisch zu erhöhen und zu steigern und Ideale zu verwirklichen.

Kunst ist Können! Können in noch besonderem Sinne. Höchstes, bestes Können. Kunst schöpft ihre größte Macht aus dem Idealismus als ihrem Urbronnen. Ihr eigentlicher Zauberstab ist die Phantasie. Im idealischen Sehen, Bilden und Gestalten erreicht sie ihren höchsten Ausdruck, entfaltet sie ihre größte Macht und Stärke, und der Weg vom Realismus zum Idealismus bedeutet für sie den Aufstieg.

Daß unsere jüngste Kunst sich wieder zum Idealismus bekehrt hat, bedeutet Fortschritt, macht ihren tiefsten Wert und ihre Kraft aus. Sie kehrt damit reiner und grundsätzlicher das ursprünglichste künstlerische Weltauffassungsvermögen hervor. Der alte Naturalismus und Impressionismus sah gewiß in der Darstellung und Wiedergabe, in der Beobachtung des Wirklichen seine höchste Aufgabe. Von vornherein aber betonte er selber dabei auch seine unmittelbarste Geist- und Wahlverwandtschaft mit der Wissenschaft. Wir können auch hier immer nur von einer Arzneiwissenschaft und Arzneikunst, Staatswissenschaft und Staatskunst sprechen usw., auf allen Gebieten unserer geistigen Betätigungen. Kunst ist mehr als nur Wissen, ist höchstes Können. Erhebung über alles, was nur wirklich ist, der Erfinder- und Entdeckergeist im Menschen, der uns stets wieder mit neuen Dingen bescherte, von denen man bis dahin noch gar nichts wußte. Das Besondere, was die Kunst von der Wissenschaft unterscheidet, ist ihr idealisches Können. Sie sucht nicht, wie diese, ihren höchsten Wert in der reinen Objektivität, sondern in der subjektiven Wertbildung. Sie gibt mehr als nur Bilder des Lebens, sie gibt Vorbilder, will nicht nur zeigen, wie der Mensch ist, sondern wie er sein soll.

Je mehr wir davon überzeugt sind, daß der große Zusammenbruch, den wir erleben, den Untergang unserer ganzen alten Kultur überhaupt bedeutet, je mehr wir uns scheuen, im Anblick der wilden Bestie, die heute über die Erde tobt, noch von einem Kulturmenschen zu reden, — um so sehnsüchtiger blicken wir aus nach den idealen Führern, den künstlerisch-schöpferischen Menschen, die mit ganz positiver Zunge zu uns reden von der neuen besseren Erde, dem neuen besseren Leben, die wir auf den Trümmern des Alten herstellen wollen. Vom Zerfall der alten und Aufgang einer neuen Weltanschauung, vom Werden eines neuen Menschen und seiner neuen Gemeinschaft sprechen wir schon seit langen Jahren, doch das sind vorläufig nur noch Ideen, aber keine Ideale, keine anschaulichen, lebendig sinnlichen Vorstellungen des Neuen und anderen, das an Stelle des Alten aufgebaut werden soll.

Mit am stärksten tritt unter unseren jüngeren Dichtern dieser idealische Erneuerungswillen bei Georg Kaiser hervor, und er darf deshalb schon alle höchste Aufmerksamkeit und Sympathie für sich beanspruchen. Um so notwendiger ist es aber auch, den Bedingungen nachzuspüren, wie es eigentlich kommt, daß z. B. auch sein letztes Werk, „Hölle, Weg, Erde", hier in Berlin im Lessingtheater dargestellt, nur nicht wie eine Idealerfüllung und -verwirklichung, sondern wie ein verunglückter Versuch wirkte. Gerade mit dem Gefühl einer Enttäuschung geht man von ihm fort, wie unser Bruder Arbeiter, unsere Sozialdemokratie im Augenblick, da sie zur Herrschaft gelangten, ihre schwerste Niederlage erlitten und bewiesen,

Digitized by Google

daß ihre Änderung der Zustände nur ganz und gar noch keine Besserung ist. Der „neue Mensch" erscheint bei Georg Kaiser immer wieder gerade in den letzten Worten des Dramas, und wird nur leider sofort auch unter dem niederfallenden Vorhang begraben. Mit aller Spannung und Erregung erfüllt uns der Dichter, was er gerade über diesen Punkt uns zu sagen hat. Doch darüber schweigt er sich völlig aus und stellt nur positiv kein Idealbild auf.

„Der" Künstler bietet der Dame Kapitalismus seine Werke für einen Spottpreis zum Kaufe an, um mit dem Erlöse einem armen Menschen, den er sonst weiter nicht kennt, aus der Not zu helfen. „Durch Mitleid wissend, der reine Tor." Aber die Dame zieht es vor, sich Brillanten zu kaufen, und kümmert sich nicht weiter um Künstler und Menschen der sozialen Fürsorge, und wendet ihnen den Rücken zu. Der Juwelier ist die Ursache des Übels, der Betrüger der Menschheit, die in Verkennung der wirklichen und echten Lebenswerte Scheinwerten nachläuft. Als neuer Raskolnikow will der Künstler den Juwelier ermorden, um durch seine Tat die Gewissen aufzurütteln. Und das gelingt ihm auch. Er verwundet den Juwelier nur — und wandert dafür ins Gefängnis. Aber sein Gefängnis wird zum Mekka der Menschheit. Allen fällt es wie Schuppen von den Augen, daß sie in der Finsternis wandelten, schlagen sich an die Brust, denken und reden in großen Chören kantisch, antinomisch: „Wir sind schuldig — wir sind nichtschuldig." Sie nehmen den Künstler zum Führer, daß er sie hinführt zu seiner neuen Welt.

Dieser Expressionismus bringt bloß Ideen zur Darstellung, und das Georg Kaisersche Drama sagt uns im Grunde nur, daß der Mensch unserer kapitalistischen Weltanschauung ein betrogener Tor ist und des Künstlers bedarf, um zu einer besseren und richtigeren Lebensauffassung und Lebensführung zu gelangen. Hier tut uns eigentlich nichts notwendiger, wir haben hier nur ein Bedürfnis nach möglichst klaren, anschaulich sinnlichen Vorstellungen, nach einer höchst impressionistischen Darstellung, nach realen Erklärungen, wie es denn eigentlich kommt, daß der Mensch allerdings den Besitz eines Steines, eines Diamanten, dessen Wesentlichstes darin besteht, nur möglichst selten zu sein, als höchstes und köstlichstes der Erdengüter einschätzt, wie nur diese Fiktion alles Leid und Elend über die Menschheit gebracht hat, die Gefühle der Liebe, des Mitleids erstickte und eine Gemeinschaft unter uns unmöglich machte, — wie diese Juwelieridolatrie aus den Menschen herausgetrieben werden kann, und wodurch sich eigentlich die neue Welt des Künstlers von der alten Welt des Juweliers unterscheidet, warum und wieso der Künstler und der Juwelier von Anfang an die größten Widerparte sind und einander gegenüberstehen wie Ahriman und Ormuzd.

Auch Georg Kaiser ist ganz offenbar einer groben und schweren Täuschung verfallen, die leider unserer ganzen jüngsten expressionistischen Kunstbewegung anhaftet. Er verwechselt Ideale und Ideen, Idealisieren und Abstrahieren miteinander, — wie es eben auch unser Immanuel Kant macht, wie wir es seit Jahrtausenden tun und was vielleicht am wesentlichsten dazu beigetragen hat, daß ein Stück Gold, ein Edelstein zum höchsten Wert wurde und für uns die Einheit in der Mannigfaltigkeit aller Werte bedeutet. Ein abstrakt denkender, in abstrakten Begriffen und Ideen redender Mensch, der Mensch des vernünftigen Denkens, der Philosoph, hat uns allerdings immer diese Einheit in der Mannigfaltigkeit als das höchste, göttliche Wesen, als das Ideal aller Ideale verkündigt und ist der eigentliche Schöpfer der Kaiserschen Juwelierweltanschauung. Hier stehen sich eben von vornherein eine Vernunftwelt und eine Naturwelt höchst widerspenstig gegenüber, die Welt der Noumena und die der Phänomena, die der abstrakten Begriffe und Ideen, des Logos und der realwirklichen Erscheinungen, unserer unmittelbar-sinnlichen Vorstellungen. Der alte Krieg zwischen Vernunft und Natur, den Ideen und den Wirklichkeiten, den Noumena und den Phänomena ist bis heute noch nicht zu Ende gekommen und entschieden. Aber der Künstler hatte es wesentlich immer gerade im Gegensatz zum Philosophen mit den Sinnen und Sinnlichkeiten zu tun, stand auf der Seite der Natur, und ob man, wie Homer und Goethe, in anschaulichen Vorstellungen und indi-

Digitized by Google

viduellen Gestalten, oder wie Kant, Hegel in allgemeinen abstrakten Begriffen und Ideen redet, das macht einen Unterschied aller Unterschiede aus. Die Sprache dichterischer Bücher und die Sprache philosophischer Abhandlungen sehen gewiß recht unähnlich aus, und Dichten und Denken sollte man nicht miteinander verwechseln. Es würde hier zu weit führen, wollte man des näheren darlegen, wieso und warum gerade unsere jüngeren Künstler, unsere Expressionisten, dazu kommen mußten, die Natur, die Welt der Phänomena mit Verachtung und Geringschätzung zu betrachten, und die Schatten-, Schemen- und Schablonengebilde der Noumena-Welt des Logos als die eigentliche und wahre Aufgabe des Künstlers wieder darzustellen und als eine neue Entdeckung uns vorzuspiegeln. Ein verhängnisvoller Irrtum, und die Überwindung des Expressionismus wird ganz gewiß auch nicht lange auf sich warten lassen, soweit auch er nichts ist als eine starre theoretische Einseitigkeit. Gerade sein Neutönersprechen, seine aller Sinnlichkeiten, Fülle und phantasievollen Bildsehens entbehrende Ausdrucksweise in hageren, abstrakten Begriffen, zerhackten Worten und bloßen Logismen, wie es auch Georg Kaiser als neuen Stil verkündet, wird sich rasch abwirtschaften. Schließlich gibt uns der Dichter in seinem „Hölle, Weg, Erde" erst nur die Idee, die Gedanken zu einem Drama, — aber bleibt uns deren künstlerische und sinnliche Durchgestaltung und Ausführung gerade noch schuldig.

Auch in Arnold Zweigs jüdischer Tragödie „Die Sendung Semaels" mischen sich die beiden Welten, von denen wir seit Jahrtausenden gewohnt sind, zu reden, und die wir bald widereinander, bald ineinander bringen, und als reale Geschehnis- und als letzte Grund- und Ursachenwelt zusammenfügen. Eine impressionistische und eine expressionistische Welt, eine Welt der Phänomena, unsere Natur-, Erden- und Diesseitswelt realsinnlicher Erscheinungen, — und der Vernunftwelt unserer Noumena, der abstrakten Begriffe und Ideen, der Theorien, die schließlich zu einer Jenseits- und Gottwelt, zum Reiche der Transzendenz wird. Einmal ist diese jüdische Tragödie ein Mysterium, und Gott-Elohim und Semael, der Satan, sind die Helden, die sich gegenseitig um die Macht und Weltherrschaft herumstreiten, während die impressionistischen Vorgänge eine Kriminalgeschichte aus dem „Neuen Pitaval" bilden und den Tisza-Eszlarer Ritualmordprozeß vom Jahre 1883 behandeln. Hier erscheint Arnold Zweig schon als ein armer Gefolterter, Gequälter, hoffnungslos Verwirrter, der zwischen die beiden Stühle Gott und Semael sich, plumps, niedersetzt und stier vor sich hinblickend darüber sinniert: Wie tu' ich Geld in meinen Beutel? Welcher Weg zum Theatererfolg, zum ewigen Ruhme ist der sicherste? Soll ich einen wüsten Filmkitsch schreiben mit Kolportageromandelikatessen, Detektiv- und Kriminalentzückungen für die analphabetischen Geister, — oder bin ich Moses, Elias, Jesajas, heiliger Führer meines Volkes, damit es endlich den Weg nach Sion hin findet?

Der Dichter möchte um alles in der Welt zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, als Priester am Altar und als Rowdy in den Kaschemmen sich bewähren, göttliches Mysterium und Kriminalverbrechen als erhabene Einheit uns offenbaren. Aus seiner Ineinanderschachtelung zweier höchst antipodischer Geistes- und Weltsphären, eines faustisch sich gebärdenden, jenseits von Raum und Zeit spielenden Gottes- und Teufelsdramas, und einer in den dumpfen und niedrigsten südungarischen Volkskreisen heimatberechtigten Kriminal- und Schauderhistorie entsteht ein so hoffnungslos molluskenbreiartiges, konfuses Kunstwerk, — das selbst in unseren dadaistischen Zeitläuften aller ästhetischen Verwirrtheiten und Verrücktheiten zu einem Gipfelpunkt unfreiwilliger Komik wird.

Man weiß zuletzt nur nicht, ob Gott Elohim und der Beelzebub oder der antisemitische Untersuchungsrichter Bary und sein Opfer, Moritz Scharf, der Judenknabe, der seine Eltern, sein Volk des Ritualmordes bezichtigt, wüstere und schlimmere Zerrbilder sind, — in welchem von diesen göttlich-himmlischen und irdisch-menschlichen Köpfen die größere Dummheit und Borniertheit steckt. Allesamt denken, reden, handeln in einem fort nur idiotisch. Was uns Arnold Zweig hier einerseits an grotesken und absurd-komischen geschichts- und religions-

Digitized by Google

philosophischen Darlegungen, Erläuterungen, Beweisen und Begründungen zumutet, und uns andererseits an juristischen Unmöglichkeiten, Naivetäten und Schauermären, an prozessualen und gerichtlichen Abgeschmacktheiten und Hanswurstereien vorsetzt, das sollte man kaum für möglich halten. In aller Wirklichkeit und Wahrheit bekommt er es sogar fertig, uns klipp und klar darzulegen, daß Moritz Scharf, der berüchtigte Judenknabe von Tisza-Eszlar, der Ankläger seines Volkes — der neue Messias, der wahre Abgesandte Gottes ist und endlich vollbracht hat, was weder die großen und kleinen Propheten noch der Mann von Nazareth herzustellen vermochte. Bei Arnold Zweig werden schon die religiösen Reiche jenseits von Raum und Zeit die getreuesten Spiegelbilder seiner südungarischen Schauer- und Verbrecherheime. In beiden geht es gleich idiotisch-dumm, viehisch, brutal, irrsinnig zu, und Gott-Elohims Reich ist ebenso eine Kaschemmen-Wirtschaft und ein Hexensabbat wie die tierisch-dumpfe Dorfwelt von Tisza-Eszlar. Das Geschwätz und Getue, mit dem Arnold Zweig seinen Filmkitsch, seine Pitaval-Historie von Tisza-Eszlar zu einem religiösen Fest- und Weihespiel, zu einem Mysterium aufplustern möchte, mit dem er die Götter, die Heiligen und Propheten als Verbrecher und Idioten, — und Idioten und Verbrecher als messianische Wesen aufmarschieren läßt, ist schon das Absurdeste, Kindischste und Lächerlichste, was in diesen Jahren auf der Bühne erschienen ist. Und so etwas kam zuerst in einer Mittagsvorstellung des „Jungen Deutschlands" heraus, welches die „Freie Bühne" unserer Zeit sein will, und ging dann auf die Bühne des „Deutschen Theaters" über.

Viele gute Hoffnungen erweckte dagegen der erste Teil eines Schauspiels „Friedrich der Große" von Hermann von Boetticher, um dessen Aufführung sich das „Staatstheater" verdient machte. Ein reines und echtes Geschichtsdrama, von weltgeschichtlich-politischem Atem erfüllt, das nicht nur Anekdote erzählen will, sondern den besten und fruchtbarsten Geist historischer Wissenschaft in lebendig-sinnlicher, künstlerischer Darstellung zum Ausdruck bringt. In der ursprünglichst und wesentlichst germanischen Formensprache kurz impressionistisch hingeworfener Szenen, wie sie uns durch Shakespeare, das Drama des Sturmes und Dranges, Goethes „Faust", Georg Büchners und einiger Zeitgenossen vertraut ist, einer dramatischen Naturform, welche von den antiken und romanischen, französischen Vernunftformen charakteristisch genug sich unterscheidet und dieser an Ausdrucksfähigkeit, vielfarbiger Mannigfaltigkeit, Wechsel, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit so wesentlich überlegen ist. Hermann von Boetticher weiß sie gut zu behandeln und hat die Temperamente, die Farbenfreude, die Lust an der sinnlichen Erscheinung, die zu ihr gehören.

Der erste Teil seiner Historie, „Der Kronprinz", behandelt die Jugendzeit Friedrichs des Großen und seinen Konflikt mit dem Vater, der ja zuletzt deutsch-gemütlich beigelegt werden konnte und sich glücklicherweise nicht so tragisch zuspitzte, wie ungefähr zu gleicher Zeit im benachbarten Rußland. Aus der reichen Fülle von Gestalten heben sich allerdings nur die beiden Hauptfiguren des Königs und des Kronprinzen in reicherer und ausgearbeiteterer Charakteristik hervor, spielen eine wesentliche dramatische Rolle, und nur der Grumbkow noch erfreut sich einer liebevolleren Aufmerksamkeit des Dramatikers, nimmt sich allerdings auch in seiner phantastisch-romantischen Ausgestaltung etwas fremd aus in der sonst so realistisch gehaltenen Umgebung und spielt ein kleines Monodrama für sich.

Der eigentliche und wirkliche Held dieses „ersten Teiles" ist allerdings weniger der Kronprinz denn der Vater, Friedrich Wilhelm I., und dieser wächst sogar herauf über den genialen Sohn, wird uns sympathischer als dieser und übertrifft ihn an Geist, Kraft, Größe, ist der wertvollere, tüchtigere Mensch. Man liest Hermann von Boetticher mit dem Empfinden, daß dem jungen Fritz ein solcher Vater als Erzieher schon recht notwendig war. Der Dichter rehabilitiert in seinem Schauspiel den Soldatenkönig, wie es kein Geschichtschreiber besser machen könnte, und legt auch nur ihm das Wort in den Mund, daß der König der erste Diener des Staates sei, welches sonst allgemein als eine besondere Ruhmestat Friedrichs des Großen

Digitized by Google

gilt. Der wirkliche Schöpfer des preußischen Staates und der Größe Preußens ist er allein; der straffe Geist seines Militarismus war seitdem der Preußengeist, dem alle Siege nur zu verdanken sind, und da bedeutet auch das Genie seines Sohnes nur eine Episode, ist im Grunde eine überflüssige Sache. Gegen allen Geniekultus und alle Genievergötterung richtet sich der preußische Geist Friedrich Wilhelms I. schon als eine stärkste Abwehr auf, und sein kategorischer Imperativ will gerade das weit mehr und höher sein, als auch das reichst ausgestattete und vollkommenste Einzelindividuum und seine Freiheit. Nur als der reuige verlorene Sohn, als Bekehrter liegt zum Schluß des Boetticherschen Dramas der Kronprinz zu Füßen des sterbenden Vaters. Der Dichter hätte uns nur die Prügel- und Folterszene, die Soldatenmißhandlung am Anfang ersparen können und ersparen müssen, denn gerade in sein Schauspiel gehört sie nicht hinein und steht im größten Widerspruch zu dem, was er uns sonst von seinem Soldatenkönig und Geist und Wesen des preußischen Militarismus zu sagen hat.

Carl Sternheims fünf Akte „Die Marquise von Arcis", welche das Deutsche Künstlertheater uns spielte, bringen noch einmal die bekannte Geschichte Diderots, die uns Schiller verdeutscht hat („Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache") und auch von Sardou in seiner „Fernande" ausgeschlachtet wurde, in dramatische Form. Viel ist darüber nicht zu sagen, und Carl Sternheims Art und Wesen zeigt keine neuen Seiten. Seine kühle Kunst, die weniger Menschengestaltung sucht und mehr eine feuilletonistische Plauderei sein will, gar nicht nach Natur schmeckt und ganz wie eine Maschine arbeitet, rein technisch gewertet sein will, ist durch und durch korrekt. Auch das psychoanalytische Lustspiel „Femina" der beiden Niederländer C. P. van Rossem und J. F. Goesman ist Dialog- und Plauderkunst, lustig, witzig, reich an Pointen, und holländisch behaglich, gemächlich, gemütlich, unterscheidet sich von Sternheims psychoanalytischen Zergliederungen, wie sich die Berliner und die holländische Seele voneinander unterscheiden.

Julius Hart

Über den Beruf unserer Zeit zur Baukunst

Um eines sofort vorauszuschicken: Ein Zeitalter hat den Beruf zu einer bestimmten Kunst nicht, wenn nur wenige überragende Geister bedeutende Werke schaffen, die Masse der Künstler aber nicht imstande ist, dem Jahrhundert ihr Zeichen aufzuprägen und auch die breite Masse des Publikums gleichgültig zusieht, wie ein belangloses Werk nach dem andern entsteht. Künstlerische Kultur herrscht nur dort, wo das ganze Leben von ihr durchsetzt ist, in der Person des schaffenden Künstlers wie des genießenden Laien, wo jedes einzelne Werk, mag es auch ohne überragende Bedeutung und der Künstler nach wenigen Jahrzehnten vergessen sein, doch jenen sofort schaubaren und fühlbaren Geschmack verrät, der gerade dieser Zeit eignet.

Fragen wir, ob unser Geschlecht der Baukunst eine Kultur in diesem Sinne zu verleihen vermochte, so wird wohl mancher den Kopf schütteln. Gar ein Vergleich mit der letzten großen Kulturepoche, deren Bauten einen eigenen Stil, eine eigene künstlerische Gesinnung besaßen, wird diese Zweifel zu bestätigen scheinen. Das 17. und vor allem das 18. Jahrhundert haben namentlich in Deutschland einen Baustil entwickelt, der, noch heute jedem mit offenen Augen Begabten überall erkennbar, die ganze Breite des menschlichen Lebens ausfüllte, jedem von 4 Wänden umgrenzten Raume seine Geistes Hauch verlieh, ohne daß die schaffenden Künstler über einen kleinen Kreis von Kennern hinaus bekannt wären. Was der Barock, denn so nennen wir diese Zeit mit Wölfflin unter Einbeziehung des Rokoko, im einzelnen geleistet hat, sei kurz an einigen Typen entwickelt. Auf diese Weise wird am einfachsten die Bauleistung unserer Zeit beurteilt werden können.

Digitized by Google

Wie jedes wahrhaft religiöse Zeitalter hat auch der Barock dem Gotteshause seine besondere Bauliebe zugewandt. Ausgehend wohl von den Jesuitenkirchen der italienischen Spätrenaissance, ist hier ein ganz neuer Kirchenstil geschaffen, der sich scharf von allen anderen Baustilen unterscheidet. Das gilt besonders von dem Kircheninneren, das mit seiner lebendigen, vibrierenden Pracht, seinem Schwung und Pathos etwas völlig Neues und Unvergleichbares darstellt, wie sich denn die Abneigung des Klassizismus gegen den Barock gerade in der Ausmerzung barocker Kircheninterieurs aus ursprünglich gotischen oder Renaissancekirchen betätigt hat. Diese Prachtliebe und Freudigkeit an Glanz und Reichtum hat sich dann dem Bau von Klöstern und Palästen zugewandt und besonders in Süddeutschland einzigartige Typen geschaffen, wie das Kloster Banz bei Lichtenfels und die Residenz in Würzburg. Weiter seien genannt ländliche Herrensitze (Schloß Pommersfelden bei Bamberg), Stadtschlösser, Patrizier- und Bürgerhäuser, Gasthäuser, Theater, Kasernen (Bayreuth). Kurz alles, was nur gebaut werden konnte, ist derartig von dem einen Baugeist erfüllt, daß es ein leichtes wäre, einen Atlas mit Vorbildern für jedes Baubedürfnis zusammenzustellen. Gotik und Renaissance mögen vielleicht nicht minder ein vollständiges Repertorium von Bauformen geboten haben, nur sind die Denkmäler nicht mehr so zahlreich, auch dürfte der Barock entsprechend dem größeren Umfang der Baubedürfnisse auch einen größeren Kreis von Typen geschaffen haben.

Wenn Ende des 18. Jahrhunderts die künstlerische Gesinnung eine andere wurde, sich wieder den reinen Formen der Antike und Renaissance zuwandte, so war hiermit freilich ein neuer Stil nicht geschaffen. Der Klassizismus ist bewußte Abkehr vom Barock und Rückkehr zur Klassik, kein ursprünglicher Stil. Damit ist aber nicht gesagt, daß eine künstlerische Kultur unter seinem Wahrzeichen nicht möglich war. Und so haben denn auch die ersten Zeiten des Klassizismus, auch Empire und Biedermeier genannt, nicht nur höchst beachtliche Bauleistungen erstehen lassen, sondern auch, worauf es ja nach dem eingangs aufgestellten Grundsatze allein ankommt, die innere Kraft gehabt, dem weitesten Kreis von Baubedürfnissen gerecht zu werden, Palast und Kirche, Bürgerhaus und Theater. Ja, nach einer Richtung hat der Klassizismus sogar in Befriedigung eines neuen Baubedürfnisses einen ganz neuen Typus geschaffen, das Museum. Hier sei nur an die Münchener Museumsbauten erinnert. Freilich scheint es, als ob es der Mangel einer ursprünglichen künstlerischen Gesinnung gewesen ist, der einer organischen Fortbildung dieser Baustils hemmend im Wege stand. Das fortschreitende 19. Jahrhundert erblickt einen Verfall der Baukunst, wie er uns aus keiner geschichtlichen Zeit bekannt ist, und wenn wir, schaudernd über zahllose Geschmacklosigkeiten und Scheußlichkeiten, durch die Straßen unserer modernen Großstädte gehen, müssen wir vor dem Urteilsspruch der Enkel erbeben.

Daß wir diesen Zustand restlos überwunden haben, läßt sich füglich nicht behaupten. Für die bisher genannten Baubedürfnisse ist es unserer Zeit nicht gelungen, neue Bautypen zu schaffen. Hier und da ragt zwar unter all dem Belanglosen einsam ein Bauwerk, das einem neuen Geiste entsprungen ist; aber dieser neue Baugeist hat keine Typen geschaffen, keinen Eingang gefunden in die allgemeine Übung. Was diese leistet, ist entweder Nachbildung alter Meister ohne eigenen Baugeist oder aber, wenn die Pfade des Altbewährten verlassen werden, eitel Stückwerk. Nur so läßt es sich verstehen, wenn wir, abgestoßen von all dem Häßlichen und Gleichgültigen, Patriarchenluft zu kosten, zurückflüchten in frühere Jahrhunderte und die Schönheit suchen und finden nicht nur in den Werken überragender Künstler, sondern auch in dem selbstverständlichen Schaffen braver Handwerksmeister, deren Namen verklungen sind, die aber, erfüllt von eigener künstlerischer Gesinnung und mit Fleiß und Liebe Kunststätten — nicht nur vereinzelte Kunstwerke — schufen, Nürnberg und Lübeck, Rothenburg und Hildesheim.

Nichts wäre falscher, als hieraus auf den völligen Mangel von Baukultur in der Gegenwart zu schließen. Auch unsere Zeit ist zur Baukunst berufen. Freilich mit der bereits gemachten Einschränkung, daß die alten Baubedürfnisse hierbei nicht in Frage kommen. Kirche und Kloster, Palast und Herrensitz, im wesentlichen auch Museum, Kaserne und Theater, sie alle sind mit

Digitized by Google

ganz wenigen Ausnahmen vom Geiste neuzeitlichen Schaffens unberührt. Dieser Geist hat sich andern Aufgaben, neuen Zielen zugewandt. Auch die Baukunst untersteht dem Gesetze des Lebens, das nicht auf die Erhaltung des Alten, sondern auf die Schaffung neuer Inhalte gerichtet ist. Der Baumeister, der heute über einen neuen Kirchenstil nachgrübelte, würde, und wäre er der Größte, doch nichts zustande bringen. In dem Augenblick, in dem ein Volk von einer neuen religiösen Leidenschaft erfüllt ist, wird es seinem Gott auch ein neues Haus zimmern. Die neuen Inhalte sind es, die die neuen Bauformen ermöglichen, die Künstler finden sich immer.

Die neuen Baubedürfnisse unserer Zeit sind aber vornehmlich wirtschaftlicher Natur. An erster Stelle sei der Wohnungsbau genannt. Daß unsere Väter uns auf diesem Gebiete ein trostloses Erbe hinterlassen haben, ist bereits angedeutet. Hier Besserung zu schaffen, war besonders schwierig mit Rücksicht auf die eigenartigen Verhältnisse des großstädtischen Wohnungsbaugeschäftes, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. Die Anfänge einer Besserung und damit auch neue Bautypen zeigen sich jedoch allenthalben. Sowohl auf dem Gebiete des Großwohnungsbaus (Etagenhäuser für die Bemittelten, Arbeiterhäuser mit 2—3 Zimmerwohnungen) als auch des Kleinwohnungsbaus hat man es endlich aufgegeben, Scheinpaläste und scheußliche Steinkästen aufzuführen und damit den Weg zu neuen Bauformen gefunden. Eine Baugenossenschaft in Neukölln hat z. B. ein ganzes zusammenhängendes Viertel von Arbeiterhäusern errichtet; jede Wohnung hat Bad und Balkon, die Höfe sind geräumig, mit Brunnen und gärtnerischen Anlagen verziert und gewähren einen schöneren Anblick, als die Hofausblicke der meisten 2000—3000-Mark Wohnungen unserer Großstädte. Einen ganz anderen Bautypus stellen die Kleinwohnungsbauten (Familienhäuser, Reihenhäuser) dar, die im Anschluß an große Fabrikunternehmungen errichtet worden sind. Neben vielem Häßlichen sehen wir auch hier manches, das „frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig“ ist. Dieser Bautypus hat sich, womit wir wieder ein neues Gebiet betreten, an den Villenbauten entwickelt, die ein völlig neues Baubedürfnis zu erfüllen bestimmt sind und allenthalben recht beachtliche Leistungen darstellen.

Damit ist aber der Kreis der neuen Aufgaben durchaus nicht abgeschlossen. Was die Zukunft als bezeichnend für unsere Zeit ansehen wird, liegt vielmehr auf einem ganz anderen Gebiet: Fabriken, Waren- und Geschäftshäuser, Bahnhöfe, Hotels, Schulen, Ozeanriesen, Krankenhäuser, Brücken, diese sind es, in denen vornehmlich die neuen Bautypen geschaffen worden sind und täglich geschaffen werden. Ja jedes kleine Transformatorenhäuschen auf dem Lande hat in diesem Sinne den Anspruch darauf, ebenso ernst genommen zu werden, wie irgend ein neues Rathaus oder ein neuer Justizpalast. Ist es doch Wahrzeichen der künstlerischen Kultur eines Volkes.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen eine Beschreibung der neuen Bautypen zu geben. Nur zwei Punkte seien kurz hervorgehoben: Einmal das Einfache, Phrasenlose, Sachliche, das ihnen allen, wie überhaupt der Gegenwart eignet. Und dann, daß unserer Zeit drei neue Baustoffe gegeben wurden: Eisen, Glas, Eisenbeton, die für das Entstehen eines neuen Baustils vor allem die Grundlage bieten.

Kommen wir nach alldem auf die eingangs gestellte Frage: Ist unsere Zeit zur Baukunst berufen? zurück, so kann es trotz aller Bedenken keinem Zweifel unterliegen, daß wir diese Frage mit froher Bestimmtheit zu bejahen in der Lage sind. Wie wir am Pästumtempel und am Palazzo Pitti, so werden unsere Urenkel am Frankfurter Bahnhof und Wertheim-Kaufhaus Erbauung und Anregung finden und die Baukunst der Väter preisen.

Dr. P. Wohlfarth

Digitized by Google

Die Lustbarkeitssteuer auf Kunst

Berlin als Stadtgemeinde ist niemals kunstfreundlich gewesen. Der wohlgenährte Freisinn und die selbstgefällige Demokratie älterer Prägung protzten gelegentlich gern mit der „Kunststadt" Berlin; aber sie genossen dabei lediglich die Früchte, die das die Menschenansammlung ausnutzende kapitalistische Unternehmertum und die vornehme Überlieferung des Hofes gepflanzt hatten. Die Stadt Berlin selbst hatte in ihrem Haushalt die Kunst mit einem Ausgabeposten verbucht, der weit hinter dem der mittleren Provinzstädte zurückstand. Es hat z. B. jahrelanger Bemühungen bedurft, um eine Summe von etwa 60000 ℳ als Unterstützung für das Philharmonische Orchester zu erhalten, damit diese für das Berliner Musikleben wichtigste Körperschaft nicht während der Sommermonate sich in Scheveningen ein karges Brot erspielen mußte, sondern in Berlin selbst volkstümliche Konzerte zu billigen Preisen veranstalten konnte. Für Theater vollends hat die Stadt überhaupt nichts ausgegeben, und die Förderung der bildenden Künste bestand im alljährlichen Ankauf einiger Kunstwerke. Die kostbaren Museen wurden der Stadt ja vom Staate erhalten.

Immerhin, so billig die Bildungsprotzerei der königlichen Residenzstadt gewesen ist, sie hat sich wenigstens nicht als kunstfeindlich erwiesen. Das ist der Hauptstadt der deutschen Republik vorbehalten geblieben. Wir sind sachlich genug, um die ungeheuren Schwierigkeiten anzuerkennen, die der wirtschaftliche Zusammenbruch einer öffentlichen Kulturpflege bereitet. Aber die ganze Verlogenheit oder mindestens Heuchelei des sozialdemokratischen Kunstgeredes offenbart sich in der Geist- und Liebloſigkeit, mit der jetzt der Moloch der Steuermaschine auch die künstlerischen Einrichtungen zu erfassen strebt. Geistlos im Schematismus, der unterschiedslos zupackt und die edelste Brotfrucht nicht von der Zierblume und diese nicht von giftigem Dorngesträuch zu unterscheiden weiß; lieblos, weil man sich auch gegen jene Einrichtungen wendet, die allein noch dem in Mühsal und Weh erstickenden Volke stärkende Freude schaffen können.

Leider ist zu befürchten, daß das Vorbild Berlins Nachahmung finden und somit doppelte Verheerung üben wird. Darum ist die allgemeine Abwehr geboten.

Unter der Bezeichnnng „Lustbarkeitssteuer" beabsichtigt die Stadt Berlin das „Vergnügen" zu besteuern. Als solche Vergnügungsgelegenheiten werden nun einheitlich zusammengefaßt: Kino, Varieté, Zirkus, Schaustellungen aller Art, Tanztees, Kabaretts, Operetten, Possen und der Parsifal, Ehebruchsschwänke und der „Faust", Tingeltangel und Kaffeehausmusik und die Matthäuspassion.

Es offenbart sich in diesem Vorgehen eine geradezu erstaunliche Geistlosigkeit und ein erschreckliche Roheit des Empfindens. In kurzsichtiger Beschränktheit erkennt die Stadtregierung nicht, daß ihr hier ein großartiges Erziehungsmittel in die Hand gegeben ist. Wir können diese Darbietungen des „Vergnügens" in drei Gruppen scheiden: die eine dient einer Unterhaltung, die in künstlerischer und ethischer Hinsicht weder gut noch böse ist, sondern eine der durch die Folgen des Krieges in der Zahl beschränkten Formen des geselligen Zeitvertreibs darstellt. Ein anderer großer Teil ist künstlerisch wertlos und dumm und schon deshalb schädlich, pflegt aber überdies diese fehlenden guten Eigenschaften durch Reizmittel der niedern Instinkte im Menschen zu ersetzen. Diese Darbietungen sind also geradezu volksschädigend. Drittens aber gibt es noch eine Gruppe, in der das Beste, Schönste und Tiefste, was der Menschengeist geschaffen hat in hingebungsvoller Arbeit, immer wieder zu neuer Wirkung gebracht wird und so die Besucher erbaut, im Guten befestigt, sie emporläutert und so die besten Kräfte des Volkes steigert.

Es liegt im höchsten Lebensnutzen des Volkes, von den drei Gruppen die zweite nach Möglichkeit auszurotten, die dritte mit allen Mitteln zu fördern, während die erste wenn auch nicht

Digitized by Google

schädlich, so doch auch nicht nützlich, also unfruchtbar ist. Es ist doch nun der reinste Wahnsinn, diese drei Gruppen gleichmäßig zu behandeln! Auch die Veranstalter dieser Unternehmungen stehen der Gesamtheit verschieden gegenüber: die der künstlerisch und ethisch minderwertigen sind weiter nichts als Ausbeuter, die der dritten Gruppe sind dagegen Wohltäter der Menschheit, auch dann, wenn sie aus ihrer Tätigkeit einen Erlös ziehen, mit dem sie ihr Leben fristen. Aber es liegt auch in der Natur der Sache, daß bei dieser Gruppe am wenigsten verdient wird.

Es liegt nun nichts näher, als daß bei einer Besteuerung nach diesen drei Gruppen geschieden würde. Die „volksschädliche" ist möglichst hoch zu besteuern; die rein unterhaltende verträgt eine Besteuerung; die Edelgruppe aber darf nicht nur nicht besteuert, sie müßte sogar aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden. Das geschieht ja auch vielfach von Staates wegen, z. B. in der Form von Theaterzuschüssen und dergleichen. Und wir werden z. B. in der Berliner Staatsoper erleben, daß der Staat einige Millionen zubezahlen, die Stadt Berlin aber etwa 15 vom Hundert der Einnahmen einstreichen wird. Im Grunde genommen wird in diesem Falle also der Staat der Stadt Berlin die Steuer bezahlen.

Wir brauchen an dieser Stelle nur diese allgemeinen Gesichtspunkte zu beleuchten. Für den besonderen Fall sind sich alle Fachkreise darüber einig, daß die besseren Theater und vor allem das Musikwesen Berlins durch die Steuer ruiniert werden. Das würde außer dem kulturellen Schaden auch eine wirtschaftliche Schädigung bedeuten, die die Erträge der Steuer um ein Vielfaches überschreiten würde. Es ist eine alte Erfahrung: Geistige Roheit ist immer auch dumm. K. St.

Mode und Kunstgewerbe

In Berlin hatten wir wieder eine Modewoche. Man plant in Zukunft jährlich zweimal, für Frühjahr und Herbst, eine derartige Modeschau zu veranstalten, die nicht wie der laute Aufwand der „Messen" an die breite Allgemeinheit sich wendet, sondern dem Kreise der Kenner, streng genommen der Wiederverkäufer, die neuen Leistungen der Modeindustrie vorführen will. Immerhin sucht man auch die Teilnahme der Allgemeinheit zu gewinnen, indem die Kaufstraßen der ganzen Stadt durch erhöhte festliche Aufmachung der Schaufenster gewissermaßen eine erweiterte Ausstellung zuwege bringen, Veranstaltungen festlicher Art die grundsätzliche Wichtigkeit des Unternehmens hervorheben und mit dazu beitragen, die auf anderen Wegen herbeigeführten Wechselbeziehungen zwischen Industrie, Handwerk und Kunst zu vertiefen.

Die Schaustücke selbst sind nicht in einem besonderen Ausstellungsraume vereinigt, sondern man muß sie in den Werkstätten der betreffenden Firmen, soweit diese in Berlin ansässig sind, und für die außerhalb wohnenden in besonders gemieteten Räumen aufsuchen. Nur um die Leistungen des Kunsthandwerks in der Mode zu zeigen, ist eine besondere Ausstellung im Lichthof des Kunstgewerbemuseums eröffnet worden. Nach den Berichten der Tageszeitungen zu schließen, hat das ganze Unternehmen Erfolg, jedenfalls wird ihm auch von seiten der Behörden so viel Aufmerksamkeit entgegengebracht, daß das Grundsätzliche betont erscheint und nun auch vom Außenstehenden Stellungnahme fordert.

Für die letzte Jahresversammlung des Deutschen Werkbundes hatte Karl Scheffler ein Arbeitsprogramm entwickelt, das er dann bei der Versammlung selber nicht entwickeln konnte, weil sich der Vorstand nicht so rasch zu einer so vollständigen Umwälzung entschließen konnte. Karl Scheffler hat inzwischen seine Gedanken in der Zeitschrift „Kunst und Künstler" veröffentlicht; sie bedeuten eine höchst wertvolle Anwendung eines in der letzten Zeit schon mehr-

Digitized by Google

fach ausgesprochenen neuen Lebensgrundsatzes. Der ungeheure Sturz unserer Valuta hat den Hauptgrund darin, daß wir eine unendliche Masse von Waren im Auslande kaufen, während dieses Ausland nur verhältnismäßig sehr wenig von uns zu kaufen gezwungen ist. Mit einer wahrhaft teuflischen Bosheit hat die Entente den sogenannten Friedensvertrag daraufhin gestaltet, unsere ganze Industrie in steter Abhängigkeit zu erhalten, indem die Belieferung mit Rohstoffen ganz von der Willkür unserer Gegner abhängt, die umgekehrt dafür gesorgt haben, daß ihnen jene unserer heimischen Erzeugnisse, deren sie unbedingt bedürfen, in einer Form geliefert werden müssen, daß sie in unserer Hand keine Gegenwaffe bedeuten. Inwiefern das ganze heimische Elend, die verbrecherischen Streiks, die Arbeitsunlust, die Lohntreiberei usw. das ganze Unglück verschlimmert haben, gehört nicht hierher; es ändert auch nichts Wesentliches an der oben gekennzeichneten Grundlage des Übels. Es ergibt sich nun als einfachstes Rettungsmittel eine grundsätzliche Umstellung unserer Lebensführung. Wenn wir nichts vom Auslande brauchen, so kann es uns zunächst gleichgültig sein, wie das Ausland unser Geld bewertet. Könnten wir ganz innerhalb unserer Landesgrenzen bestehen, uns aus dem eigenen Boden ernähren und kleiden, so würden die Bestimmungen des Weltmarktes für uns gleichgültig sein.

Es ist ganz selbstverständlich, daß dieser Grundsatz nicht restlos in die Tat umgesetzt werden kann, aber ebenso einleuchtend, daß seine möglichst weitgehende Verwirklichung unbedingt angestrebt werden muß. Was in den Kriegsjahren die Not zu tun uns zwang, müssen wir jetzt als Tugend üben. Es sind in den Friedensmonaten viele Milliarden für Schokolade, Tabak und Luxusgegenstände aller Art ins Ausland abgewandert, wir haben dafür im Vergleich zum Friedensgeldstande noch nicht einmal den zehnten Teil von Ware erhalten. Das Ausland würde uns natürlich mit ganz anderen Angeboten kommen, wenn wir auch nur für einige Zeit eine enthaltsame Zurückhaltung üben würden. Es sollte natürlich höchstes Lebensgebot für uns sein, daß auch die reichsten Leute es sich jetzt nicht „leisten", im Ausland ihre Erholung zu suchen, und auch für alle unsere Gebrauchsgegenstände müßte das oberste Herstellungsgesetz sein, daß nur die Erzeugnisse des heimischen Bodens dafür verwendet werden. Ich will hier nicht weiter ausführen, welch tiefgehende Wirkungen geistiger und sittlicher Art diese Versenkung ins Heimatliche und Bodenständige nach sich ziehen müßte.

Wir brauchen aber nich daran zu zweifeln, daß es deutschem Erfindungsgeist, Fleiß und Geschick bald gelingen würde, auch mit heimischen Mitteln zahlreiche Waren in solcher Vollkommenheit und Schönheit herzustellen, daß das Ausland nach ihnen verlangen würde, daß sich also ganz von selbst wieder eine Ausfuhr einstellte, deren Wirkung im gleichen Maße wüchse, wie die Einfuhr niedrig gehalten werden könnte.

Nun liegt freilich das Deutschland der Zukunft auf der Erde, es ist ein Teil der Welt, an der wir unseren Anteil behaupten wollen. Ohne Beziehungen zum Auslande können wir uns nie mehr eine Weltstellung erobern. So unbedingt richtig die oben entwickelte grundsätzliche Einstellung für unsere künftige Lebenshaltung ist, so falsch wäre es, sie in beschränkter Einseitigkeit durchführen zu wollen. Ganz abgesehen davon, daß nur ein begrenzter Teil des Volkes für einen freiwilligen Spartanismus der Lebensführung zu gewinnen sein wird, kann eine völlige Abschließung von den anderen auch nicht in unserer Absicht liegen. Auf vielen Lebensgebieten kann es sogar nur wertvoll sein, wenn der Deutsche nicht von allen andern absticht, ja wenn er sogar durch sein Auftreten eine Werbekraft ausübt. Das gilt z. B. in hohem Maße von dem Gebiet der Mode. Wir können nicht daran denken, jetzt eine deutsche Volkstracht im alten Sinne des Wortes zu entwickeln, wir können ja Deutschland auch nicht mehr in einen kleinen Ackerstaat verwandeln. Das Städtewesen aber ist seiner Natur nach international.

Gegen den Weltgeist in der Mode ankämpfen zu wollen, wäre Donquichotterie. In geistiger Hinsicht wird hier das nationale Verlangen darauf hinauslaufen, die Kleidung so zu gestalten, daß ihre Träger und vor allem ihre Trägerinnen uns darin nicht fremd anmuten.

Digitized by Google

Die Kleidung muß unserem Schönheitsempfinden gerecht werden und wir dürfen in ihr nicht zur Sitte werden lassen — Mode ist Kleidersitte —, was für unser Empfinden unsittlich ist. Der geistige Wettkampf auf dem Gebiete der Mode wird ein Wettbewerb des Geschmacks um die Weltgunst sein. Es ist kein Grund vorhanden, uns Deutschen da von vornherein die Möglichkeit von Erfolgen abzusprechen. Die Entwicklung unseres Kunstgewerbes von jener Ausstellung in Philadelphia im Jahre 1876, für die der deutsche Vertreter das Wort „billig und schlecht" prägte, bis zur bedeutsamen Stellung, die seine Erzeugnisse kurz vor Ausbruch des Krieges auf dem Weltmarkt erlangt hatten, bezeugt auch für den das Gegenteil, dem die Mittel zu diesen Erfolgen nicht durchweg zusagen. Aber man kann doch nicht bestreiten, daß diese Erfolge durchaus nicht bloß unserm Fleiß, der gediegenen Arbeit und der Selbstverleugnung des Nationalen zu verdanken waren, sondern doch auch einem wachsenden Geschmack, der vielleicht nur deshalb so tief gesunken war, weil er so lange Zeit keine Gelegenheit zur Betätigung gehabt hatte. Bis zum Dreißigjährigen Kriege und für einzelne Gebiete doch auch noch nachher, in anderen Dingen auch noch später in der Biedermeierperiode, hatte der Deutsche auf diesem Gebiete doch Welterfolge zu verzeichnen gehabt, und das völlige Versagen war eine der Folgen der völligen Verwelschung unserer Höfe in der Zeit des Absolutismus. Gewiß ist das Gebiet der Bekleidung von allen Werkkünsten das heikelste, aber tatsächlich hat bisher unsere deutsche Industrie auch kaum den Versuch gemacht, nach bodenständigen Talenten Ausschau zu halten. Wenn ich gut unterrichtet bin, war der Fall doch nicht gar so selten, daß deutsche Kräfte in französischen Modeateliers zu einflußreichen Stellungen gelangten. Warum sollte eine grundsätzliche Pflege hier nicht viele Begabungen zutage fördern, die sich bisher gar nicht nach dieser Richtung betätigten, weil ein Erfolg von vornherein durch die Gesamtverhältnisse ausgeschlossen war?

Von dem eingangs geschilderten Standpunkte des Valutaausgleichs aus liegen die Verhältnisse hier nicht ungünstig. Vor dem Krieg (1913) hat die deutsche Bekleidungsindustrie bei einer Gesamtherstellung eines Warenwertes von fünf Milliarden für anderthalb Milliarden ausgeführt. An Kleidern und Putzwaren stehen hundertelf Millionen Ausfuhr gegen neun Millionen Einfuhr. In diesen Fällen mußte doch das Ausland, dem wir die Rohstoffe abgenommen hatten, diese doch wieder vergüten und obendrein unsere Arbeit. Gerade auf dem Gebiete der Bekleidungsindustrie werden, je kostbarer die Arbeit ist, die Kosten für das Rohmaterial weit hinter dem endgültigen Verkaufspreis zurückstehen.

Während des Krieges setzte die Bewegung, eine deutsche Mode zu schaffen, kräftig ein. Das Betont-Nationale verflog mit der bewußt deutschen Stimmung der ersten Jahre, aber es wurde ein verbindender Ausgleich zwischen Berlin, München und Wien erreicht, der auf die Dauer wertvoll werden kann. Ich bin überzeugt, daß gerade die deutsche Modenindustrie am ehesten zu einem eigenen Gesichte kommt, das auch außerhalb Deutschlands gefallen wird, wenn sie den Künstler stark heranzieht. Und zwar erwarte ich hier am meisten von der Künstlerin, denn hier hat das Handwerk den goldenen Boden; die Arbeiten müssen aus dem handwerklichen Können heraus entstehen, aus dem Gebiete der „Handarbeit", die durch die künstlerische Phantasie beflügelt wird. Bei der jetzigen Ausstellung im Kunstgewerbemuseum liegt das Ansprechendste in den Zutaten, in Stickereien, Spitzen, Federn und Blumen, Besätzen oder auch im Beiwerk der Frauenkleidung, wie Taschen, Schirmen und im Schmuck. Daneben sind einige Kleider mit Handstickerei, die wohl gefallen können.

Viele Künstler wiederholen hier, was sie in etlichen Kunstjournalen bieten. Das ist im Grunde Kokottenkleidung, ganz aufs Erotische gestellt, eigentlich mehr ein Ausgezogensein. Andere arbeiten auf das Prachtkleid mit erlesenen Stoffen und kostbaren Zutaten. Wichtiger wäre es, Typen zu schaffen für breite Volksschichten. Ich glaube, daß nicht nur die anständige deutsche Frau, sondern die der ganzen Welt auf Kleider wartet, die in ihrem Wesen schlicht und sittsam sind, dabei die Möglichkeit des individuellen Schmucks gewähren. Hier wäre dann

Digitized by Google

auch die Stelle, wo die weibliche Handarbeit, zumal in den verschiedenen Formen der Stickerei, aber auch der Spitzenarbeit, sich fruchtbar betätigen könnte. Man darf wohl hoffen, daß die Verbindung von Industrie und Künstlerschaft nach dieser Richtung anregend wirkt. Denn es liegt im Bestreben der Industrie, zu Typen zu gelangen, die einer Massenverbreitung günstig sind; den Künstler aber muß es locken, die überzeugende Ausdrucksform des Verlangens einer Zeit, ihren „Stil" zu schaffen.

Deutsche Lieder von Alfred Valentin Heuß

Im Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig sind im letzten Jahre eine Reihe Liederhefte von Alfred Valentin Heuß erschienen. Die Titel lauten: op. 2: „Fünf Lieder vom Tode", op. 3: „Fünf Lieder aus dem Bauern- und Bürgerstand", op. 4: „Mädchen- und Frauenschicksale", op. 5: „Zwei Märchenballaden", op. 7: „Drei Lieder des Glückes", op. 10: „Prinz Rokoko", op. 12: „Neue Weisen zu Liedern von Paulus Gerhardt", op. 15: „Zwei heitere Balladen von Goethe". Weitere Hefte sind bereits angekündigt; der Verlag beabsichtigt, in allmählicher Folge das bisher fertig vorliegende Liederschaffen Heuß' der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Alle Veröffentlichungen sind so zusammengestellt, daß stimmungsverwandte Dichtungen verschiedener Dichter aus verschiedenen Zeiten unter einem Titel vereinigt sind.

Heuß ist den weiten Kreisen der Musikliebhaber bisher fremd geblieben. Er ist ein Deutsch-Schweizer, der jetzt 42 Jahre zählt; er hatte frühere kompositorische Tätigkeit liegen lassen, sich als Musikwissenschaftler und Kritiker betätigt und an seiner eigenen Durchbildung in Jahrzehnten stiller Tätigkeit gearbeitet. Und nun legt er als Ergebnisse seiner Ausbildung, als Zeugnisse seines Wesens zunächst diese Liederbände vor.

Ein abschließendes Bild ist daraus noch nicht zu gewinnen. Er zeigt sich in jedem Band von einer neuen Seite; der Vielseitigkeit seiner dichterischen Vorwürfe entspricht die Mannigfaltigkeit der musikalischen Ausdrucksmittel; es ist anzunehmen, daß die lange Reihe seiner Liederhefte noch viele Rätsel aufgeben und es nicht leicht machen wird, eine gangbare Formel, ein Schubfach geeigneten Ausmaßes für ihn zu finden. Da dies den meisten Musikschriftstellern besonders wichtig erscheint, werden sie vermutlich um die Lieder herumgehen wie Katzen um den heißen Brei. Wir werden es anders machen und dem neuen Namen möglichst rasch von der Hauptseite nahe zu kommen suchen.

Ich betone im voraus, daß die Lieder bei manchen gewiß nicht nur ihrer Titelbilder wegen Kopfschütteln erregen werden. Aber wie von diesen einzelne auf den ersten Blick gefangennehmen und sich einprägen, so wird es Gutgesinnten wohl auch mit manchem der Lieder ergehen.

Wir schlagen sein op. 12, „Die Neuen Weisen zu Liedern von Paulus Gerhardt" auf und finden da zunächst ein paar Druckseiten mit der Überschrift: „Zum Geleit". Vorreden zu Liedersammlungen waren in früheren Jahrhunderten allgemein üblich. Heuß macht diese alte Sitte wieder lebendig, indem er schreibt:

„Es ist mir ein inneres Bedürfnis, meine Fassungen zu Liedern des größten deutschen geistlichen Liederdichters gerade dieses Jahr zum Druck zu befördern. Wie kaum ein zweiter deutscher großer Lyriker hat Gerhardt Beziehungen zu unserer Zeit, er, der nicht nur den Dreißigjährigen Krieg erlebte, sondern ein echtester, lautester Kämpfer für seine Überzeugung war und nicht einen Schritt von dem abwich, was er als wahr erkannt hatte, darunter litt, aber nie verzagte und auch im festen Vertrauen an eine sittliche Weltordnung sein Leben be-

Digitized by Google

schloß. — Die tiefste Wirkung des heutigen furchtbaren Krieges kann und muß einmal darin bestehen, daß Deutschland — und wir dürfen dies, so trübe es noch aussieht, mit aller Bestimmtheit hoffen — sich selbst wieder in seinem innersten Wesen findet und zu einer Grundlage seiner ganzen Weltanschauung gelangt, die eben diesem innersten Wesen entspricht. Die schwerste Verschuldung Deutschlands sich selbst und nur sich selbst gegenüber bestand darin, daß er im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts und vor allem seiner zweiten Hälfte sich selbst untreu wurde, nicht mehr seine innerste deutsche Seele zum Ausgangspunkte seines Fühlens, Denkens und seiner Handlungen nahm, jene Seele, die Deutschland weltbürgerlich zugleich im eigentlichsten Sinne des Wortes ist; statt dessen suchte man sie in undeutsch gewordener Art zu einer ‚internationalen' Währung umzustempeln. Wäre dies gelungen, so gäbe es kein wahres Deutschland und damit keine Weltseele mehr, d. h. auch nicht die bestimmte Hoffnung, daß es in kommenden Zeiten ein derartiges, echtes Deutschland wieder geben werde! Wir werden äußerlich und innerlich gezwungen sein, wieder wirkliche Deutsche zu werden."

„Wer das gewaltige ‚Lied Mosis' von Gerhardt mit seinem geradezu unendlichen Odem liest, ein Lied, das wie kaum ein zweites gerade auf das heutige Deutschland paßt, mit ehernen Worten das Abtrünnigwerden von sich selbst, von seiner innersten Natur geißelt, der wird verstehen, was mit obigen Worten gemeint ist, zugleich darf er sich dann aber auch an die Prophezeiung der letzten Strophe halten, schon jetzt stolz sein Haupt erheben und festen Glaubens wissen, daß das deutsche Volk an Schurkenstreichen nicht zugrunde geht. Daß der Deutsche wieder echten, Gerhardtschen Stolz lerne, den er nur dann erlangen kann, wenn er zu seinem innersten Wesen zurückkehrt, das er nun aber auch mit bewußter Kraft durchleuchtet, das gehört zu den innersten Aufgaben des neuen Deutschlands, wie ihn der Deutsche vor dem Kriege trotz aller Machtstellung gesteigertsten wirtschaftlichen Lebens nicht besaß und, wie er eben nun einmal beschaffen ist, auch nicht besitzen konnte."

„Denn schließlich kann der Deutsche nur auf etwas Echtes stolz sein. Auch der Mumienkultus, den man mit großen deutschen Männern der Vergangenheit auf allen Gebieten trieb und der allmählich die absurdesten Formen annahm, konnte selbstverständlich keinen wahren Stolz aufkommen lassen; denn wenn ein Volk nicht ein gewisses Etwas von dem innersten Wesen seiner großen Männer in sich lebendig fühlt, so artet auch die gesteigertste Pflege zu einem Mumienkultus aus. Nie hat man größere Töne über Kant ausgestoßen als in den letzten Jahrzehnten, nie aber eine verwaschenere Ethik vertreten als in der gleichen Zeit, niemals Beethoven mehr gefeiert und ihm größere Altäre gebaut, niemals aber gemeiner, ungeistiger Musik genossen und unbeethovenischer komponiert, schon der ganzen Gesinnung nach, und vom Geist wollen wir gleich gar nicht reden. Niemals ist Goethe mehr zitiert, nie aber ungoethischer gelebt worden als in dieser Zeit, und eines seiner tiefsten Worte, daß ‚Genießen', d. h. eben der Genußstandpunkt zum Prinzip erhoben, ‚gemein mache', ist in einer geradezu grauenerregenden Weise in Erfüllung gegangen!

Solange man derartiges sozusagen auf allen Gebieten nicht erkennen lernt, im Gegenteil mit der ebenso albernen wie undeutschen Entschuldigung kommt, daß es in anderen Ländern auch nicht besser aussehe, solange wird man einer Wiedergeburt des deutschen Geistes verneinend gegenüberstehen müssen, es sei denn, daß die Not ‚beten' lehrt, d. h. die noch vorhandenen besten inneren Kräfte zur Entfaltung bringt. Eines müßte man aus der deutschen Geschichte gelernt haben, nämlich, daß der Deutsche immer allein stand, und zwar auf Grund seiner Eigenart, die über das Nationale einer Weltseele zustrebt, welche aber nur auf Grund eines nationalen Deutschtums in reiner Ausprägung erreicht werden kann. Wissen wir, daß ein kommendes gereinigtes Deutschland eine Weltmission auf Grund seines eigentlichen Wesens zu erfüllen hat, die keine andere Nation erfüllen könnte, so muß heute als erste Aufgabe gelten, sich stolz zu diesem innersten deutschen Wesen zu bekennen. Und das ist einzig möglich, wenn der Geist großer, echter deutscher Männer wieder wahrhaftig lebendig wird."

Digitized by Google

Ich habe es für das einfachste gehalten, den Türmer-Lesern Heuß vorzustellen, indem ich ihn selbst sprechen ließ. Ich meine, sie wissen nun, woran sie mit diesem Manne sind, und werden mit ihm Freundschaft schließen wollen.

Leicht wird er ihnen das nicht gerade machen. Schon seine Vorrede zeigt, daß er eine Persönlichkeit ist und in seiner Eigenart verstanden sein will. Es wird oft in seiner Musik anders kommen, als man denkt. Wie um alles Gute muß man um ihn kämpfen; man wird ihn weglegen und wieder nach ihm greifen, man wird ihn erwerben, um ihn zu besitzen.

Aber gerade die Türmer-Leser sind ihm innerlich schon nahe. Wer sich so zum innersten Sein und Wesen des Deutschtums bekennt, in einer Zeit, wo leisetreterische, völkerbundsduselige, geschäftstüchtige Demokraten auch in Wissenschaft und Kunst sich breit machen, um das Wohlgefallen des deutschen Gesinnungs- und Waren-Schiebers und die Gnade des Auslands zu erringen, — den werden die Türmer-Leser rasch im innersten Kerne seines Wesens verstehen.

Heuß steht auf dem Standpunkte, daß das rein musikalische Können die selbstverständliche Voraussetzung künstlerischer Betätigung ist und daß der Dauerwert jeder Kunst nur bestimmt wird durch den menschlichen Wert der Schöpferpersönlichkeiten.

Unter Können versteht er nicht nur die leicht zu erwerbende Vertrautheit mit den Mitteln moderner Technik (jeder zwanzigjährige Konservatorist, der nur einigermaßen begabt ist, schreibt jetzt frisch-fröhlich-frech die schönsten, effektvoll klingenden Riesenpartituren), sondern die völlige Vertrautheit mit den Stilgesetzen der Kunst, die innerliche Kenntnis der Kunstwerke aller Epochen der Vergangenheit.

Und darin nimmt es nicht leicht jemand mit ihm auf.

Die Entscheidung über den eigentlichen schöpferischen Wert hängt aber selbstverständlich weder von der menschlichen Gesinnung noch von dem Können allein ab. Hinzukommen muß jenes rätselhafte Etwas, um das sich jetzt wieder einmal die Leute herumstreiten und das man so greifbar und doch unsagbar fühlt, wenn man einen Band Schubert oder Mozart oder Bach oder Händel oder Beethoven zur Hand nimmt, der göttliche Funke, die Schöpferkraft.

Es ist stets müßig, deren Vorhandensein beweisen oder abstreiten zu wollen. Man hat sie fast allen Großen lange Zeit abgesprochen, man hat sie vorhanden geglaubt bei den vielen Modemännern bis 1920 und wird sie bewundern bei kommenden Machern, deren Hohlheit von guten Freunden aufgebläht wird und dereinst ins Nichts zusammenklappt.

Ich erkläre mich nicht berechtigt, über die „Potenz“ oder „Impotenz“ eines Musikers endgültig ein öffentliches Urteil abzugeben, von dem ich zehn Liederhefte für mich durchgesehen habe. Eines weiß ich: Ich werde immer wieder zu Heuß' Liedern zurückkehren, um sie in ihrer oft zunächst befremdenden Eigenart ganz zu erfassen; und eine Erfahrung habe ich schon gemacht: dem guten Willen, dem herzlichen Entgegenkommen erschließen sie sich immer mehr und mehr und werden Freunde, die alle Liebe, die man ihnen schenkt, mit reinen Freuden lohnen.

Man beginne mit den Gellert-Liedern, op. 12, die in unseren Tagen in jedem deutschen Hause heimisch werden sollten; man höre sich hinein in die kernige Kraft der Fortschreitungen bei den einen, in die herzliche Wärme und sinnige Schlichtheit bei anderen. Dann nimmt man vielleicht die beiden Löns-Lieder (op. 4, Nr. 3 und 4), „Die Zufriedenen“ von Ludwig Uhland (op. 3, Nr. 2), „Das Ziel“ von Hermann Hesse (op. 2, Nr. 3), „Dornröschen“ (op. 5, Nr. 1) vor, findet den Weg zu den ersten beiden Liedern von op. 7, zu Goethes „Spröder“ und „Bekehrter“ (in op. 10) und bahnt ihn sich weiter zu den anderen Liedern.

Die deutsch gebliebenen Deutschen müssen sich der Heuß'schen Lieder besonders annehmen. Man kann es ja jeden Tag am eigenen Leibe erfahren, daß man sich durch Deutschtum dort, wo in Deutschland jetzt Macht geübt wird, in Regierung und Presse,

Digitized by Google

mißliebig macht. Auch Heuß wird von diesen Seiten wenn nicht bekämpft, so totgeschwiegen werden. Aber hoffentlich ist die Zahl derer, die deutsch empfinden, immerhin noch groß genug, um die Künstler, die im Deutschtum wurzeln und nicht aus Geschäftsklugheit ihre Gesinnung umgehost haben, über Wasser zu halten! Georg Göhler

Der Chorgesang in unserer Zeit

Es ist ein häufiger Fehler unserer kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise, die künstlerische Entwicklung lediglich aus den Voraussetzungen und Forderungen der Kunst selbst erklären zu wollen. Damit sie zu wahrhafter Wirkung gelange, muß die Kunst ein Stück Leben werden, mit dem Leben verwachsen. Dann aber kommt es von selbst dahin, daß dieses Leben an die Kunst Forderungen stellt, durch diese Nachfrage das Angebot beeinflußt, ja unter Umständen sogar auf die innere Gestalt bestimmend wirkt. Ein besonders lehrreiches Beispiel dieser Wechselwirkung zwischen Leben und Kunst bietet der Chorgesang.

Vielfach wird aller mehrstimmige Gesang als Chorgesang aufgefaßt. Da sich mit dem Worte Chor die Vorstellung von einer beträchtlichen Sängerzahl verbindet, ist das falsch. Die ganze kunstmäßige mittelalterliche Kirchenmusik war polyphon, d. i. mehrstimmig. Aber auch soweit sie reine Gesangsmusik war und nicht, wie die neueste Forschung ziemlich sicher bewiesen hat, zu einem Teil auf instrumentale Mitwirkung rechnete, war sie nur in geringem Maße das, was wir heute unter Chormusik begreifen. Selbst die weltberühmte Sixtinische Kapelle der römischen Päpste, mit deren Namen die große Überlieferung des unbegleiteten mehrstimmigen Kirchengesanges eng verknüpft ist, hat immer nur über eine so beschränkte Zahl von Mitgliedern verfügt, daß die Besetzung der einzelnen Stimmen mit der Art unserer heutigen Chöre nicht verglichen werden kann. Der weltliche mehrstimmige Kunstgesang vollends, z. B. die feinen Madrigale oder die kunstvollen Bearbeitungen der Volkslieder, waren im Grunde immer eine Art von Kammermusik. Zumeist war jede Stimme sogar nur einfach besetzt. Das hat natürlich die Art der mehrstimmigen Bearbeitung sehr beeinflußt; bei starken Stimmbesetzungen hätte man niemals eine solche Kunstfertigkeit voraussetzen dürfen, wie sie diese Gesänge erheischen.

Anders entwickelten sich die Verhältnisse im protestantischen Deutschland. Als Luther den Gesang in der Landessprache zum offiziellen Kirchengesang erhob, dachte auch er zunächst nicht an einen einstimmigen Gemeindegesang. Auch seine eigenen Choräle erschienen zunächst in kunstvollen mehrstimmigen Sätzen, die einen geschulten Kirchenchor voraussetzten. Aber der Geist dieses neuen Chorgesangs war ein anderer. Die Choralmelodien bekamen die Bedeutung von Volksliedern, sie wurden zu einem heiligen Besitz der Gläubigen, denen ihr Gesang eine wesentliche Mitbetätigung am Gottesdienste war. Das hatte die rein musikalische Wirkung, daß die eigentliche Melodie nun durchweg in die Oberstimme verlegt wurde, während sie früher meistens vom Tenor, der davon ja sogar seinen Namen hatte, gesungen worden war und die anderen Stimmen (nach Luthers Ausdruck) „ringsumher spielten und sprangen". Wollten sich jetzt bei einer mehrstimmigen Bearbeitung die anderen Stimmen gegen die von der Gemeinde mitgesungene Oberstimme behaupten, so mußten sie natürlich stärker besetzt werden. Andererseits brachte es die ganze Natur des evangelischen Gottesdienstes mit sich, daß auch der Kirchengesang aus einem Vorrechte einzelner — in der katholischen Kirche gehört der Chorsänger unter die niederen Weihen — zu einer Gemeindeangelegenheit wurde. Man kann sich leicht vorstellen, daß sich die stimmbegabten Gemeindemitglieder mit Freuden zu den ihrem Stimmcharakter entsprechenden Gesangsleistungen herandrängten. Und wenn auch aus alter Überlieferung der eigentliche Kirchenchor einen mehr geschlossenen, „berufs-

Digitized by Google

mäßigen" Charakter behielt, so waren doch diese außenstehenden Adjutores, d. i. Helfer, für alle größeren Choraufführungen sehr willkommen. Gerade in der evangelischen Kirchenmusik erfuhr nun der Chorgesang eine immer bedeutsamere Ausgestaltung, nicht nur in den kunstreichen Choralbearbeitungen, sondern vor allem auch in den Chören der Kantaten und Passionen. Natürlich aber hat unser Joh. Seb. Bach bei der Schöpfung seiner gewaltigen Kantatenchöre niemals an jene riesigen Chorscharen denken können, die heute für derartige Aufführungen aufgeboten werden. Dazu waren ja schon die gesamten Verhältnisse viel zu klein, unsere damaligen deutschen Städte hatten eine viel zu bescheidene Einwohnerzahl.

Neben dieser Entwicklung in der Kirche gingen einige andere bedeutsame Strömungen her. Durch das Elend des Dreißigjährigen Krieges war der vordem so blühende Garten des deutschen Volksliedes verwüstet worden. Er ist in der früheren Art nicht wieder zum Blühen gekommen. Aber in der schrecklichen inneren Not und der Kargheit aller äußeren Verhältnisse wurde gerade die Musik den Deutschen ein dringlicheres Lebensbedürfnis als je zuvor. Sie bot auch das billigste Mittel einer feinen Geselligkeit. Für die gebildeten Kreise entwickelte sich diese als eine Art von Kammermusik, die die denkbar verschiedenartigste Zusammensetzung von Gesangs- und Instrumentalstimmen aufwies. Schlimmer war die Lage für das Volk, ihm mußte gewissermaßen erst ein neues Lied geschaffen werden, was um so schwieriger war, als die deutsche Lyrik auf lange Zeit gerade für den echten Volkston völlig versagte. Am ehesten befriedigte auch hier das geistliche Lied, das ja wohl auch der gedrückten, vielfach in den Pietismus flüchtenden Seelenstimmung entgegenkam. Aber es hat auch in geistlichen Kreisen — man denke an den Hamburger Rist — niemals an Männern gefehlt, die ein volkstümliches weltliches Lied auch aus erzieherischen Gründen erstrebten. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts sahen sich diese Bemühungen von Erfolg gekrönt; es erwuchs ihnen auch im Singspiel eine starke Hilfe, denn immer ist die Bühne das beste Mittel zur raschen Verbreitung neuer Lieder gewesen.

Wohl hatte diese Liedkomposition zunächst das häusliche Singen im Auge, dachte also an das instrumental begleitete Lied. Aber man betonte doch bald grundsätzlich, daß die Singstimme für sich allein bestehen müßte und erkannte als Vorbedingung für ein wirkliches Volkslied die Singmöglichkeit im Freien, wo eine instrumentale Begleitung nicht zur Verfügung stand. Da wäre es nun merkwürdig gewesen, wenn man nicht auf die Mehrstimmigkeit gekommen wäre. Das studentische Singen und sonstige gesellige Veranstaltungen, z. B. die Freimaurersitzungen, brachten auch ihrerseits ähnlich gerichtete Bedürfnisse.

Inzwischen erwuchsen neue Anregungen von großer Fruchtbarkeit. England war immer eine besonders günstige Pflegestätte des mehrstimmigen Gesangs gewesen. Händel hatte diese günstigen Vorbedingungen in großartigster Weise fruchtbar gemacht für seine Oratorien. Diese rechneten mit Chormassen, wie man sie bis dahin in Deutschland gar nicht gekannt hatte. Der Ruf der Händelschen Werke mußte natürlich auch in Deutschland den Wunsch wecken, sie zu öffentlichen Aufführungen zu bringen. Aber erst als der allbeliebte Haydn so ganz aus der deutschen Seele heraus seine beiden Oratorien, „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten", schenkte, ward der Wunsch zum festen Willen, der sich den Erfüllungsweg bahnte. Da man keine Chöre hatte, die so große Aufgaben bewältigen konnten, mußten sie eben geschaffen werden. Allerdings war auch die Zeit eine andere geworden. Es ist sehr bezeichnend, daß die erste derartige Gründung, die der Berliner Singakademie, ins Jahr 1790 fiel. Die Französische Revolution hatte auch in Deutschland das Selbstbewußtsein des Bürgertums und seine Unternehmungslust außerordentlich gesteigert. In dem halben Jahrhundert, seitdem die Oratorien Händels vorlagen, hatte man abgewartet, ob nicht der Hof sie dem Volke darbieten würde, wie es ja mit der Oper der Fall war. Jetzt griff das Bürgertum zur Selbsthilfe. Die deutschen Städte waren damals noch so klein, daß nur einige wenige imstande waren, aus eigenen Mitteln diese zahlreichen Musikkräfte aufzubringen. Es gibt uns zu denken, daß in der Zeit des tiefsten nationalen Druckes (1810) zum erstenmal der Gedanke verwirklicht

Digitized by Google

wurde, durch Zusammenlegen der Kräfte zahlreicher benachbarter Orte sich für diese großen Aufgaben stark genug zu machen. Man wollte eben um jeden Preis die Erhebung und Stärkung durch die Kunst. Die sogenannten „Musikfeste" sind dann in den nächsten Jahrzehnten zu einer ständigen, sehr wichtigen Erscheinung unseres Musiklebens geworden. Sie haben sich in einigen Nachzüglern bis auf unsere Tage erhalten, erfüllen aber nicht mehr oder noch nicht wieder eine so bedeutende Aufgabe wie früher.

Im Dezember 1808 gründete Goethes Berliner Freund Zelter die „Liedertafel". Das war äußerlich eine Abzweigung aus der Singakademie zu geselligen Zwecken. Die Männer wollten sich zu Trunk und Gespräch vereinen und verschönten sich die Tafel durch gemeinsamen Liedgesang. Dieses Singen im vierstimmigen Männerchor ohne Begleitung hat vereinzelte Vorläufer, die aus ähnlichen Geburtsstätten hervorgegangen waren. Aber die Tatsache, daß schon 1810 in der Schweiz aus ganz anderen, volkserzieherischen Absichten durch Nägeli eine ganz systematische Pflege des Männerchors angebahnt wurde, zeigt uns, daß, wenn auch im Norden zunächst unbewußt, doch andere Triebkräfte hier am Werke waren.

Man mag sich das Vereins- und Trinkbedürfnis der deutschen Männer noch so groß vorstellen, das Männerchorwesen hätte niemals die Ausdehnung und Bedeutung erlangen können, wenn es nicht tiefere Bedürfnisse erfüllt hätte. Der Sieg der Kunstgattung wurde entschieden durch Karl Maria von Webers sechs Chöre aus Körners „Leier und Schwert". In ihnen glühte die Vaterlandsliebe, die in den Freiheitskriegen emporgelodert war, und die jetzt in der Zeit der anhebenden Reaktion systematisch erstickt werden sollte. Es ist die ungeheure Bedeutung des deutschen Männergesanges gewesen, daß er nun jahrzehntelang die politische Aufgabe erfüllte, das Deutschbewußtsein, die Freude am deutschen Wesen und die Sehnsucht nach deutscher Größe wachzuhalten. Darin liegt auch die große Bedeutung der zu Riesenmaßen sich auswachsenden „Sängerfeste", bei denen Tausende deutscher Männer in der einen gleichen Gesinnung zusammengeführt wurden. Und die gewaltigen Sängerbünde muß man eben so gut wie als künstlerische als politische Organisationen würdigen, sie haben vor allem für die Erhaltung des Deutschbewußtseins im Auslande Außerordentliches gewirkt.

Über die rein künstlerische Entwicklung des Männerchorgesanges soll hier nicht viel gesagt werden. Sie war am erfreulichsten dort, wo sie sich nicht in den künstlerischen Absichten verstieg, sondern aus der ursprünglichen Gesinnung heraus sich an die einfachen Formen des volkstümlichen Liedgesanges hielt.

Noch sei daran erinnert, daß dieses Männerchorlied seinerseits nun wieder die Anregung gab zu einer ähnlich gehaltenen Gattung für gemischte Stimmen. Man kann diese Entwicklung sogar äußerlich nachweisen, indem die ersten derartigen gemischten Chöre für Gelegenheitsfeste entstanden, bei denen die Berliner Liedertafel Damen hinzugezogen hatte. Da der „gemischte Chor" in der ganzen übrigen Musikliteratur eine Fülle der herrlichsten und größten Aufgaben hat, ist es leicht erklärlich, daß dieser Seitentrieb niemals zu großer Bedeutung gelangt ist, zumal er ja auch höchstens aus verhältnismäßig seltenen geselligen Veranstaltungen Nahrung erhielt, während der Antrieb aus dem politischen Leben wegfiel.

Und nun wollen wir die Beurteilung der einzelnen Leistungen beiseite lassen und aus der Darlegung der geschichtlichen Entwicklung und der in ihr erwachsenen Kunstformen einen Überblick darüber gewinnen, was der Chorgesang für die heutige Zeit zu leisten imstande ist. Unsere Zeit erinnert ja in mancher Hinsicht an die Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Kriege und die Jahre nach dem Zusammenbruch bei Jena. Es sei vorausgeschickt, daß unsere Sängerbünde, in denen die Männerchorvereinigungen zusammengeschlossen sind, seit dem Kriege einen ungeheuren Zuwachs erhalten haben. Für den national gerichteten „Deutschen Sängerbund" nimmt man schon jetzt ein Anwachsen der Mitgliederzahl auf 250 000 an, also wohl 60 000 mehr gegen die letzten Zählungen vor dem Kriege. Bei den sozialdemokratischen Verbänden dürfte es ähnlich sein, denn die Neigung zum Chorgesang ist durch die Erfahrungen

Digitized by Google

im Felde außerordentlich gewachsen. Nun wage ich zwar die Hoffnung nicht zu hegen, daß die Not unserer Zeit die oben gekennzeichneten politischen Gegensätze überbrücken wird. Vielleicht daß bei kluger Führung wenigstens an kleinen Orten erreicht werden könnte, daß die politischen Gegensätze im Bestreben, große künstlerische Aufgaben zu meistern, überwunden würden. Doch ist die Hoffnung nur gering. Dagegen müßte allerdings erreicht werden, daß die akademischen Kreise sich nicht in dem auffälligen Maße wie bisher der in den Sängerbünden vereinigten Männerchören fernhielten. Hier wäre die schönste Gelegenheit zum Ausgleich mancher sozialen Gegensätze. Aber mögen nun auch die einzelnen Gruppen getrennt marschieren, sie werden doch alle bei eifriger Pflege des deutschen Liedes dem Deutschtum dienen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Arbeitergesangvereine viel vom Internationalismus singen. Der Deutschgedanke wird auch gestärkt, wenn von deutscher Natur, deutscher Art sich zu freuen, deutscher Liebe gesungen wird.

Von gar nicht abzuschätzender Bedeutung müßte dieser deutsche Chorgesang in den abgetrennten oder durch die Besetzung gefährdeten Landesteilen werden. Hunderte von Liedern singen vom deutschen Rhein.

Die Zeiten haben sich geändert, die Frauen nehmen heute im öffentlichen Leben eine andere Stellung ein als früher. Auch die öffentliche Geselligkeit wird dadurch beeinflußt werden. So erwächst jetzt dem einfachen Liede für gemischten Chor die Lebensmöglichkeit und die Lebensaufgabe, die vor einem Jahrhundert dem Männerchorgesang Blüte und Bedeutung brachten.

Zu dieser hohen politischen Bedeutung kommt die ethische und kunstsoziale. Unser Staat ist arm geworden. Wir können noch gar nicht absehen, zu welcher Sparsamkeit in allen kulturellen Dingen schon eine baldige Zukunft uns zwingen wird. Da tritt die Musik als billige Kunst ein, an erster Stelle der Chorgesang.

Aus dem gleichen Grunde gewinnt das mehrstimmige Singen der früheren Zeit erneute Bedeutung. Wir müssen es wieder in unser Haus einführen. Eine feine kammermusikalische Liedkunst wird unserer nach neuen Formen suchenden häuslichen Geselligkeit eine längst nicht mehr gekannte Schönheit verleihen.

Endlich steht hier auch als Kunstwerk größten Formates das gewaltige, aus dem Oratorium herausgewachsene Chorwerk. Ich habe schon vor Jahren im Türmer darauf hingewiesen, daß wir in diesem das eigentliche „Kunstwerk der Zehntausend“ zu erblicken haben. Für die Riesenhalle des Großen Schauspielhauses in Berlin wäre es die gegebene Aufgabe. Gerade zu dieser Stunde sind viele Bestrebungen im Gange, sogenannte Volksopern zu schaffen. Es wird niemals gelingen, wirklich gute Opernvorstellungen zu billigen Preisen herauszubringen, da hier die Raumschwierigkeiten entscheidend mitsprechen. Das große Chorwerk hat, davon abgesehen, den unschätzbaren Vorteil, daß es Hunderte von Menschen zur Mitwirkung an der Erstellung des Kunstwerkes aufruft, und damit diesen und ihrem Lebenskreise die segensreiche Wirkung einer ernsten künstlerischen Tätigkeit zuführt.

Karl Storck

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Innerer Aufbau?
Das wahre Gesicht der Revolution
Und doch der Dolchstoß
Erkenntnis

„Innerer Aufbau!“ Auch eines jener Worte, die ursprünglich einen guten Sinn gehabt haben, aber so andauernd geschwungen werden, daß sie für den Schreibenden zur leeren Formel, für den Lesenden zum Ekel werden. Er ist ganz sicher notwendig, aber – nicht ohne Gründe wirft Paul Hensel in den „Süddeutschen Monatsheften“ diese Frage auf —: ist jetzt schon die Zeit gekommen, an den inneren Aufbau zu denken und sind die Vorbedingungen vorhanden, die allein ihn ermöglichen können? Nach beiden Richtungen glaubt der Verfasser mit einem Nein antworten zu müssen. „Was heute unter dieser Formel sich verbirgt, ist doch nur eine Fortsetzung des Weges, den wir leider hinter der Front während des Krieges betreten haben. Wir suchten bestimmte technische Schwierigkeiten durch bestimmte organisatorische Maßnahmen zu beheben, Kriegsgesellschaften wurden gegründet, wirtschaftliche Ämter eingerichtet, und darüber wurde das Eigentliche und Wesentliche mehr und mehr aus den Augen verloren, nämlich dem deutschen Volke, und zwar jedem einzelnen in demselben, immer wieder in die Seele zu schieben, daß es sich hier um einen Kampf um Sein und Nichtsein handle; man blieb auf der vorletzten Stufe stehen, man organisierte den sozialen Körper, man organisierte nicht die individuelle Seele. Eine alte Freundin von mir pflegte zu sagen, daß sie es immer für wahr gefunden habe, daß jeder im Leben das bekäme, was er sich wirklich wünsche. So ist es auch in diesem Kriege gewesen: unsere Feinde haben von nichts als dem Siege gesprochen, sie haben den Sieg bekommen, wir haben von nichts als Frieden gesprochen, und wir haben den Frieden bekommen. Und zwar den Frieden, genau wie wir ihn gewollt haben, nämlich als Verständigungsfrieden, denn es läßt sich nicht leugnen, daß wir in Versailles von den Friedensbedingungen verständigt worden sind. Demgegenüber kommt es wenig in Betracht, daß inhaltlich die Friedensbedingungen vielleicht nicht ganz so ausgefallen sind, wie man es sich in Unkenntnis der wirklichen Sachlage vorgestellt hatte, die Situation als Ganzes entspricht durchaus dem, was bei der Art unserer inneren

Digitized by Google

Organisation zu ermöglichen war. Sie war eben keine innerste Organisation gewesen.

Wir müssen uns hüten, denselben Fehler noch einmal zu machen. An den inneren Aufbau zu gehen, ohne den innersten zu berücksichtigen. Und da entsteht nun die Frage, wie dieser innerste Aufbau zu geschehen hat und ob die Vorbedingungen bereits vorhanden sind, ihn in Angriff zu nehmen.

Es wird gut sein, daß wir uns hier historisch orientieren und die nächsten Parallelen, die sich uns darbieten, sind das Verhalten Preußens 1806—13 und das der Franzosen von 1870—1914. Die Analogie mit dem Preußen von 1806 ist unzutreffend. So schwer getroffen auch der preußische Staat auf militärischem Gebiete durch das überlegene Genie Napoleons war, so waren doch die staatlichen Gefüge unverändert geblieben und es konnte, weil diese staatliche Struktur selbstverständlich weiter funktionierte, sofort unter den größten Gesichtspunkten mit dem innersten Aufbau begonnen werden. Das berühmte Manifest Friedrich Wilhelms III. über die Errichtung der Universität Berlin, Fichtes Reden an die deutsche Nation, die Wirksamkeit von Steffens und Schleiermacher sind Daten, an die nur erinnert zu werden braucht. Diese Männer hatten es nicht leicht, man mag bei Marwitz nachlesen, welche Widerstände von höchst ehrenhafter Seite sich ihnen entgegenstellten — von den französisch Gesinnten ganz zu schweigen —, aber die Arbeit konnte in Angriff genommen werden, weil es sich nur darum handelte, einen neuen Geist in die alten Formen einzufügen, und diese Formen erwiesen sich kräftig genug, um den Geist ertragen zu können, ohne zu zerspringen.

Wir stehen heute erheblich ungünstiger. Wir haben, wie die Franzosen 1870, im Angesicht des Feindes unsere bisherige Staatsverfassung geändert, alle Kräfte, die das Preußen von 1806—13 einheitlich zusammenfassen konnte, sind gegeneinander entfesselt worden, und die Aufgabe, neue Organisationen zu schaffen unter dem Druck einer fast übermenschlichen Belastung durch die Gegner, ist kaum beginnenden staatlichen Neubildungen gestellt worden, die es auch schon unter normalen Verhältnissen schwer genug gehabt haben würden, sich durchzusetzen. Dies alles weist auf das Beispiel von 1870 hin. Aber dies Beispiel ist an einem sehr wesentlichen Punkte von unserer Lage abweichend. Die neue französische Regierung eines Gambetta und Thiers hatte sich als das ‚gouvernement de la défense nationale' eingeführt; mit unerhörter Energie hatte sich namentlich Gambetta auf die Reorganisation des Heeres geworfen, immer neue Armeen hatte er aus dem Boden gestampft, und wenn auch seine Riesenanstrengungen, Frankreich zum Siege zu führen, nicht geglückt waren, so stand es doch beim Friedensschlusse militärisch furchtbarer da, als nach der Schlacht von Sedan. Das machte sich beim Friedensschluß geltend. Bei uns war die Revolution entschieden mehr sozial als national orientiert. Sie war antimilitaristisch, ihr erstes Bestreben war, das Heer zu demobilisieren; damit daß die Waffen ins Volk kamen, hörten wir auf, ein Volk in Waffen zu sein. Der große nationale Elan, der Frankreich über die Katastrophe von 1870 hinweghalf, ist bei uns nicht vorhanden, die neuen Formen können nicht von dem früheren Geist Bestand und Kräftigung erwarten.

Digitized by Google

Denn das muß ausgesprochen werden: es ist in unserm Volk als solchem von irgendwelcher nationalen Ergriffenheit über die Schmach des Friedens, über das Los der den Feinden überlassenen deutschen Brüder in Ost und West keine Rede, jedenfalls wird niemand, der die gedankenlose und oft rohe Genußsucht unseres Volkes in dieser Zeit mit angesehen hat, sich über den Tatbestand irgendwelche Illusionen machen können. Es kommt dazu, daß viele auf die brennende nationale Wunde irgend ein Trostpflästerchen zu kleben vermögen. Westpreußen und Posen sind verloren, aber das Dreiklassenwahlrecht hat aufgehört, unsere Weltstellung ist dahin, aber wir sind eine Republik, der deutsche Name ist verachtet in der Welt, aber das protestantische Kaisertum sind wir los, persönliche Freiheit und Eigentum sind dauernd gefährdet, aber das Frauenstimmrecht ist durchgesetzt.

Wo sollen, bei solcher Sachlage, die Möglichkeiten für den innersten Aufbau herkommen? Ich sehe hier nur eine, aber auf diese glaube ich nach allgemeinen psychologischen Gesetzen bauen zu können, sie liegt in den Wirkungen, die der Friede mit Notwendigkeit auslösen muß. Es läßt sich nicht leugnen, daß, in gewisser Hinsicht dieser Friede auch psychologisch als ein Meisterstück betrachtet werden kann. Man möchte an die Zuziehung eines tüchtigen Psychologen zu den Ententeberatungen glauben. Jedenfalls ist der Satz, daß über ein gewisses Maß Schmerzen und Qualen nicht mehr empfunden werden, hier mit vollendeter Meisterschaft angewendet worden. Da uns einfach alles genommen wurde, so konnte die ganze ungeheure Summe der Erniedrigung und der Schmach von dem Versuchstier gar nicht mehr wahrgenommen werden, die schmählichsten Bedingungen wurden mit stumpfer Gleichgültigkeit hingenommen, es war eben zuviel. Es ist gar nicht unmöglich, daß, wenn uns weniger zugemutet worden wäre, ein Aufflammen des nationalen Ehrgefühles trotz aller ungünstigen Bedingungen erfolgt wäre, das nun unter dem Übermaß ausblieb. Bis hierhin war die psychologische Instradierung ganz meisterhaft, und was ihr vielleicht an Humanität abging, ersetzte sie durch eine genaue Kenntnis der menschlichen Seele. Aber aus dieser Stumpfheit des Nurpassiven-Hinnehmens, die das übermäßig gehäufte Weh nicht mehr als Weh zu empfinden vermag, erwacht die Seele zum akuten Schmerzgefühl oder sie geht in dieser Stumpfheit zugrunde. Dies ist in der Tat die einzig mögliche Alternative: entweder es ist mit dem deutschen Volke zu Ende, dann kann auch von innerem Aufbau nicht die Rede sein, dann geht der Zersetzungsprozeß, in dem wir leben, dem Tode entgegen, oder aber wir erwachen zum ungeheuren Schmerz über alles, was wir verloren haben und alles, was an uns gesündigt worden ist, dann ist dies der Anfang zum innersten Aufbau, ein Anfang, der freilich zunächst aussehen wird wie eine ungeheure Verzweiflung. Es gibt Krankheiten, bei denen es Tod bringt, wenn man dem Kranken seinen Wunsch, schlafen zu dürfen, erfüllt, jeder, dem die Zukunft des deutschen Volkes am Herzen liegt, muß sich heute lästig und verhaßt machen, indem er das tiefe Ruhebedürfnis unseres Volkes, so erklärlich nach allem, was es durchgemacht hat, nicht zuläßt und es am Einschlafen hindert. Es kann sein, daß der Kranke wütend um sich schlägt und die lästigen Mahner aus der Welt zu schaffen sucht, es kann sein, daß irgend ein entlegener Paragraph

Digitized by Google

des großen Friedenswerkes die Auslieferung solcher Friedensstörer mit den andern Friedensstörern, die Deutschland zu retten suchten, verlangt — es würde dies ein neuer Beweis für die psychologische Meisterschaft unserer Sieger sein, die Aufgabe bleibt doch bestehen, denn sie ist die erste Vorbedingung des innersten Aufbaus."

* * *

„Es gibt", schreibt der Münchener Kriminalpsychologe Hans von Hentig in seinen viel zu wenig beachteten, heute noch lesenswerten „Aufsätzen zur Deutschen Revolution" (Berlin, Julius Springer, 1919) „nur zwei große Gefühlskomplexe, die den Menschen über sich selbst hinausheben und deshalb staatenbildend sind: das nationale und das religiöse Gefühl. Mit allen anderen Erregungen kann man Deutsche gegen Deutsche hetzen, eine Revolution machen, die friedlich, tiefgreifend, aber ohne Zerstörung (im Oktober) schon einmal gemacht war, ein ganzes Volk kann man damit nicht in höchster Not retten.

Unsere Regierung hat Furcht vor diesen Gefühlen; sie vertraut mehr darauf, daß die Arbeiterschaft der Entente aus ‚Solidarität' unsere hundert Milliarden in Gold ablehnen wird, als daß es ihr gelingen könnte, Sozialismus und einen starken nationalen Geist zu vereinen.

Wir sind gegenwärtig überhaupt kein Staat; wir haben Minister, aber keine Regierung, wir reden nur von Rechten, statt von Pflichten. Wir waren innerlich Sklaven, ehe die Entente uns dazu machte, weil wir alle kommandieren und keiner gehorchen wollte. Ich selbst kenne die psychischen Wurzeln des sozialistischen Gedankens zu genau, um diese großartige Utopie nicht zu bewundern. Daß der Sozialismus aber Menschen so unmännlich und zugleich so unsozial machen könnte, habe ich nie geglaubt. Er hat die Schuld, wenn unsere Generation so unmütterlich ist, daß sie es wagt, ihr eigenes jämmerliches Leben mit der erstickenden Belastung ihrer Kinder retten zu wollen. Ich weiß, wenn auch den meisten Menschen dafür das Gefühl zu fehlen scheint, wie die Geschichte über diese Episode urteilen wird — kampflos fahren wir unsere riesige grau-stählerne Flotte zum Gegner hinüber, mit Geschwätz verhandeln wir das Lebensglück unserer Kinder gegen unser bißchen Sicherheit ...

Eine Welle der Panik hat wie im November Deutschland durchflutet und alles mit sich gerissen: die sogenannte Regierung, die Nationalversammlung, die Presse und die Mehrheit der Bevölkerung. Unter der Flagge der Klugheit ist Unsinniges, Kurzsichtiges geschehen, und die Zeit wird kommen, sie ist nahe, wo Presse und Bevölkerung diesen Tag verfluchen und wieder einmal nach dem Schuldigen suchen werden. Von Frankfurt ging der erste Jammerschrei aus, in Berlin wurde er aufgenommen, in Köln wiederholt. Schon waren die französischen Autokolonnen angekurbelt, die Kavallerie stand abgesessen neben den Pferden, die Geschütze waren eingerichtet, so telegraphierte der Berichterstatter der Vossischen Zeitung vor der Unterzeichnung. Ein englisches Luftschiff kreuzte über der Nordsee, und in dem Blatte der regierenden Münchner Sozialisten schrieb, wie man nicht anders annehmen kann, eine Frau: ‚Die Sieger würden ihre Forderungen unter allen Umständen durchsetzen und wir hätten zu allen Lasten und

Digitized by Google

Opfern, die ihr Wille uns auferlegt, auch noch die des Unterhalts ihrer Truppen zu tragen. Wir wären in Haus und Hof ihrer Gewalt ohnmächtig ausgeliefert, nichts wäre unser eigen mehr, nicht einmal das Sorgenkissen, auf dem wir nach getaner Fronarbeit den Mühen des kommenden Tages entgegenträumten.' Für die Historiker und Psychopathologen, die in einem Menschenalter die Geschichte unserer Zeit schreiben werden, soll dieser Satz der Vergessenheit entrissen sein.

... Deutschland, seiner Tyrannen frei, sollte, unterstützt von der brüderlichen Sympathie der Weltarbeiterschaft, neuen besseren Tagen entgegengehen ...

Statt all der Verheißungen kam der Friede, in dem ein verhungerndes Volk 140 000 Milchkühe abgibt, sich seine eigene Verruchtheit attestiert und mit dem Siegel der deutschen Republik versieht, seine Führer ausliefert. Liebknecht ist in der wilden Erbitterung des Bürgerkrieges ums Leben gekommen. Hätte er uns mit all seinen fehlgehenden Idealismen in einem großen Kampfe um unsere Unabhängigkeit geführt, nie wäre, glaube ich, der jetzt glücklich überwundene Militarismus so unsolidarisch gewesen, ihn an die Landesfeinde auszuliefern.

Wer bisher in der Novemberrevolution eine Torheit, aber eine entschlossene und heroische Torheit sah, muß verstummen. Wir waren nur revolutionär gegen die eigenen, teils ausgebluteten, teils fett und feige gewordenen höheren Klassen, gegen schwache Fürsten und alte, klapprige Beamte. Wir waren für Freiheit und Gleichheit zu sterben entschlossen, solange es bequem und leicht und ungefährlich war. Dem Starken gegenüber, der mit Tanks, Bombengeschwadern und rücksichtsloser Waffenanwendung kommt, erkennen wir den Militarismus und den Kapitalismus feierlich und schriftlich an. Aus Klugheit, sagen wir, müssen wir den Frieden unterschreiben. Aber nur mit den französischen, englischen und amerikanischen Kapitalisten, nicht den deutschen ‚Unterdrückern'.

Der Augenblick kommt, in dem das Aufnahmebedürfnis der Massen für Versprechungen, Phantasiestaaten und futuristische Politik gestillt ist, und sie mit elementarer Wucht Erfüllung um jeden Preis verlangen, selbst wenn das Niveau der Forderungen tief unter das Maß revolutionärer Theorie gesenkt werden sollte. Der herrlichste Zukunftsstaat wird treulos gegen ein wirkliches Pfund Schweineschmalz abgegeben.

Als diese Revolution ausbrach, konnte sie, wenn sie wirklich sozial und altruistisch fühlte, dem deutschen Volk einen ungeheuren Dienst leisten. Erschrocken sah die Entente sich die Beute aus den Händen gleiten. Die Führer der Revolution aber dachten nur an sich, nicht an das deutsche Volk. Sie fürchteten die Armee für ihre Parteisache, und darum zerstörten sie das Heer. Sie schrien ‚Frieden' in alle Welt hinaus und fanden beim todmüden Infanteristen ein jubelndes Echo. Daß der einfache Soldat sich sein Leben von der Revolution schenken ließ, daß der Rüstungsarbeiter und der ewige Mann der Etappe und des Ersatztruppenteils freudig der drohenden Westfront entging, war verständlich. Die Führer mußten weiterdenken. Sie durften nicht ein ganzes Volk mit großen hohlen Worten vergasen. Lüge war es, wenn sie riefen, die Revolution sei der Friede. Diese Revolution ist der Krieg in Permanenz. Lüge

Digitized by Google

war es, wenn sie schrieben, die Revolution sei Brot und Arbeit. Diese Revolution ist der Hunger und das Nichtstun. Niemals wurde so viel von Geld gesprochen, als jetzt, wo der Kapitalismus dem Sozialismus gewichen ist. ‚Arbeit ist die revolutionäre Tat!' so schreit es uns von den Plakaten an. Wie reaktionär sind dann unsere Arbeiter!

Einige kluge und mutige Sozialisten haben die Mahnung fallen lassen, man solle die Revolution nicht in eine Lohnbewegung ausarten lassen. Zu einem Einhalten ist es längst zu spät. Die Revolution wurde geboren unter Assistenz von Drückebergern und Deserteuren. Die Flotte war nicht überanstrengt. Hätte die junge Republik alle Kräfte der Nation zu einem großen Kampf um unsere Unabhängigkeit mobil gemacht, Schreibstuben, Banken, Kriegsgesellschaften und Fabriken, Ersatztruppenteile und Etappen ausgeräumt, die Offiziere und Beamten vorneweg, die niemals in vier Kriegsjahren an der Front waren, wären die Vertreter des Volkes zu uns vorn in den Schützengraben gekommen, wir hätten Weihnachten einen erträglichen Frieden gehabt und alle großen Irrtümer der Revolution wären ausgelöscht. Ja selbst wenn einige Zeit danach die Monarchie wieder in Deutschland entstanden wäre oder etwas Monarchieähnliches, stets würde die Republik in den Erinnerungen des Volkes wie ein rettender, gütiger und gewaltiger Genius leben und den Gedanken des Volksstaates tief in unser Gefühl hinein haben Wurzeln schlagen lassen.

Aber diese Revolution hatte keine Seele. Sie ist niedrig geboren, nicht im Sinne sozialer Überhebung, sondern weil enge verbaute, eigensüchtige Gehirne sie ins Leben setzten. Sie begann mit einem Appell an die Furcht und die Habgier, und sie wird sehen, daß ihre eigenen Anhänger sie in die Wolfsschlucht werfen werden, wenn sie ihnen dadurch unbequem wird, daß sie Pflichterfüllung und Opfersinn von ihnen verlangt.

Mit schlechtem Gewissen ist die Revolution ins Leben getreten. Darum fehlte ihr die Kraft, reformatorisch durchzugreifen. Sie hat vor dem Wucher kapituliert, der schmarotzender denn je auf uns liegt. Sie hat die ganze Armee verleumdet und beschimpft, statt den Elementen zu Leibe zu gehen, die durch Feigheit und Selbstsucht den Zusammenbruch vorbereitet haben. Generalen, älteren und jüngeren Offizieren, Unteroffizieren und Hunderttausenden von Mannschaften. Seit der Revolution ist mit Geld alles zu machen. Seit es eine Treuprämie gibt, ist die Treue kein leerer Wahn mehr.

Der Grund dafür, daß die deutsche Revolution so seelenlos ist, liegt in der Qualität ihrer Anhänger. Massen können einer großen politischen Bewegung keine Ideale geben, weil Ideale Forderungen an uns selbst, nicht an andere sind. Die Führer sind unbedeutende Kleinbürger; sie lassen sich drängen und führen nicht. Die geschäftlichen Anhänger der Revolution werden sie beim ersten Hahnenschrei eben so schnell verlassen, wie sie von der zahlungsunfähigen Monarchie abrückten. Die wirkliche Intelligenz steht abseits mit Ausnahme einiger weniger guter Köpfe und einer Anzahl politischer Dadaisten. Die Armee konnte mit einer siegreichen Revolution Sympathien haben. Sie ist der Todfeind der Republik, die ihre Führer und die Ehre von vier siegerfüllten

Digitized by Google

Jahren opfert, um ihr eigenes Leben um ein paar Stunden zu verlängern."

Das ist das wahre Gesicht der deutschen Revolution.

* * *

Man mag sagen, was man will, — ohne die Revolution wäre es nicht zu einem solchen Zusammenbruche gekommen, und ohne die zielbewußte, mehr begönnerte und beschützte als bekämpfte Flaumacherei, Hetz- und Wühlarbeit nicht zur Revolution. Das ist für die Akteure und Drahtzieher eine höchst peinliche, für gewisse intellektuelle Verwandlungskünstler rückständige Rede, und es fehlt denn auch nicht an Versuchen, die Spuren zu verwischen und den gesunden Menschenverstand durch Ausspielen allgemein empfundener, von niemand bestrittener Auswüchse oder Notstände von der richtigen Fährte abzulenken und durch an sich berechtigte, nur den Kern umgehende Gefühlsmomente zu hypnotisieren. Soweit es nicht von bewußten Scharlatans unternommen wird, sind es armselige dialektische Übungen, um nicht zu sagen: Bluffs.

Und nun gar der „Dolchstoß von hinten"! Eine solche Legende glauben und nacherzählen können natürlich — trotzdem es ein englischer General war, der das Wort geprägt, und Hindenburg, der es unter Eid bestätigt hat — nur ganz ahnungslose Gemüter, von Militärs nur solche, die nie in der Front waren, nur in der Etappe oder bei höheren Stäben. Rittmeister Freiherr von Sternfeldt hat den ganzen Krieg vom ersten bis zum letzten Tage nur in der Front, nie bei höheren Stäben, mitgemacht, und auch er, neben so vielen anderen Frontsoldaten, wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen einen in der „Zukunft" verübten Versuch, den „Dolchstoß von hinten" als belanglose Fabel hinzustellen. Die Frontfremdheit der höheren Stäbe, die in der „Zukunft" an erster Stelle für den Zusammenbruch des Heeres verantwortlich gemacht worden war, habe sicherlich am allerwenigsten dazu beigetragen. Wichtiger sei die ungeheure technische Überlegenheit der Feinde gewesen und der Rückzug; ein wesentliches Moment die öffentliche Bekanntgabe des Waffenstillstandsangebots: kurz vor Toresschluß wollte sich niemand mehr erschießen lassen. Wie ist es aber ehrlicherweise nur möglich, an den unübersehbaren, unausbleiblichen Folgen der seit 1916 mit planmäßiger Steigerung betriebenen und nicht bestrittenen Flaumacherei und Verräterei achselzuckend vorüberzugehen? „Wie wäre sonst auch zu erklären, daß die Truppen, die am meisten in feindlichem Feuer zu leiden hatten, am wenigsten revolutionär dachten, daß nur Etappenformationen und nichtkämpfende Truppen, wie Kolonnen, Flieger- und Autoparks, rote Fahnen mit sich führten? Daß sämtliche Kampfformationen mit schwarzweißroten Fahnen in die Heimat zurückkehrten? Denn weder für die rote noch die jetzt aufgekommene achtundvierziger oder ‚Judenfahne' hat der Soldat irgend ein Verständnis gehabt. Ich will nicht behaupten, daß wir im Oktober oder November 18 noch siegen konnten; aber ohne die Verhetzung seit 16 (und die gehört mit dazu, wenn von dem Dolchstoß die Rede ist) hätten wir im Jahr 18 nicht so viele Gefangene verloren, wären die guten Truppen nicht so pausenlos immer wieder eingesetzt worden; und der Waffenstillstand wäre

Digitized by Google

ohne die ‚glorreiche' Revolution unter ganz anderen Bedingungen zu erhalten gewesen. Daß das Wort von dem Dolchstoß sämtlichen Anhängern der Revolution überaus peinlich ist, verstehe ich sehr wohl; doch eben so wenig, wie Gotheins Geklingel im Untersuchungsausschuß das Aussprechen der Wahrheit hindern konnte, wird ihr Bestreiten die Verbreitung dieser Wahrheit hindern. Das dauernde Sitzen der Reklamierten am heimatlichen Ofen hat bei den Mannschaften, sofern sie auf Urlaub waren, viel böses Blut gemacht. Aber aus welchen Klassen kamen denn die meisten Reklamierten? Aus dem deutschen Adel, dem Bauern- und Kleinbürgerstand gewiß nicht; und das Interesse der Juden an der Verhinderung einer Statistik über die Kriegsgesellschaften ist recht bezeichnend. Und wer von Lockerung der Disziplin und Ausbleiben der Urlauber spricht, sollte sich doch einmal fragen, warum solche Dinge bei unseren Gegnern nicht entscheidend waren. Weil dort die Kriegsgesetze unnachsichtlich angewandt wurden; weil Clemenceau Meuterer zu Hunderten erschießen ließ; weil Franzosen und Engländer geringfügige Vergehen, die bei uns mit Arrest kaum bestraft wurden, mit dem Tode bestraften."

Sicher war das „pausenlose Einsetzen der guten Truppen" eine der verhängnisvollsten Verschuldungen an unserem Heereskörper. Auch v. Heutig stellt diesen Raubbau scharf heraus: „Von 7—8 Millionen in Feldgrau trugen nicht viel mehr als der zehnte Teil die blutige Last der wirklichen Gefahr. Sie trugen sie während fünfzig Monaten allein und immer wieder. Je tapferer eine Division war, um so rücksichtsloser wurde sie immer wieder eingesetzt. In Etappen, Schreibstuben, Stäben, bei Kolonnen und Trains, ‚zu Luft und zu Wasser', in Brüssel und Warschau, Bukarest und Konstantinopel saßen Hunderttausende von Halb- oder Unbeschäftigten, vier volle Jahre verdösend, verspielend, versaufend, und keinerlei wohlgemeinter Befehl vermochte etwas Luft in die stickige Atmosphäre zu bringen. Das Heer stellte eine extreme Art des Unternehmertums dar, eine scharfe Einteilung in Gefahrgeber und Gefahrnehmer."

Wer aber sind die Schuldigen an dieser Verschuldung? Wer anders denn als die dafür gesorgt hatten, daß ein im Verhältnis nur so kleiner Teil der in Feldgrau Gekleideten als zuverlässige Kampftruppe zur Verfügung stand und dadurch die Heeresleitung in die von niemand schmerzlicher empfundene furchtbare Zwangslage versetzten, diese Besten immer wieder bis zum letzten Hauche heranzunehmen. Die einen durch ihre Hetzerei und Wühlerei, die andern durch ihre Drückebergerei und Etappenschweinerei, die aber nicht möglich gewesen wären, wenn eine unfähige, schlappe und feige Regierung nicht schützend ihre Hand darüber gehalten hätte. Was immer auch von der Obersten Heeresleitung unternommen wurde, diesen Pfuhl auszufischen und auszumisten, es wurde durch allerlei Hintertüren, durch passiven, wenn nicht schon aktiven Widerstand vereitelt. Von hinten herum war alles zu machen, von hinten erfolgte der Dolchstoß ...

* * *

In einem Bändchen „Weltgeschichte in einer Stunde" (Zellenbücherei, Leipzig) urteilt Horst Schöttler: „Der Grundfehler der deutschen Revolution, die berufen gewesen wäre, Deutschland seinen Platz neben den Siegern im Weltkrieg

Digitized by Google

zu sichern, war der, daß man sich begnügte, die morschen Äste abzusägen, statt gesunde Reiser dem alten, unfruchtbar gewordenen Stamme aufzupfropfen. Deutschland mußte sich um neue Ideen und nicht um alte Bruchstellen sammeln. Ein Staat, in dem noch ein Jahr nach der Revolution ohne Erschießen nicht auszukommen ist, in dem nach wie vor die Eisenbahn eine zum Ersticken überfüllte vierte Klasse kennt, in dem man Persönlichkeiten photographiert und Gedanken vermißt, in dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer Aushungerungskriege führen, statt mit raschem Entschluß Kapital und Arbeit auf eine für beide Teile lohnende Produktion des Weltmarkts einzustellen, hat — weltgeschichtlich betrachtet — eine lächerliche, eine gänzlich unfruchtbare Revolution durchgemacht. Die Verwässerung des Blutes derjenigen, die für Herbeiführung neuer Zeiten gefallen sind, ist das unheilvollste Ergebnis von Revolutionen. Die Achtung der benachbarten Völker sank, und mit ihr sinkt das Vertrauen — die Valuta. Statt die von allen Völkern gestellten Millionen von blutigen Opfern des Weltkrieges im Sieg des deutschen Geistes wirken zu lassen, statt alle Flüche doch noch in Segen zu verwandeln, hat das revolutionsunfähige Deutschland sich zu einem Sklavenstaat erniedrigt und muß warten, bis die Revolutionen anderer Länder ihm die Fesseln abnehmen. Das sind Privatansichten? Nein, es sind die einfachsten Lehren der Weltgeschichte. Immer und überall haben nur wirklich durchgreifende Wandlungen die großen Opfer gelohnt."

Wie Professor W. Rein im roten „Tag" bemerkt: „Immer noch gilt der Spruch des persischen Königs Cyrus: Keiner verdient zu herrschen, der nicht besser ist, als die Beherrschten. Mit der Revolution sollte der Kapitalismus beseitigt werden, aber er feiert Triumphe bei denen, die seine ärgsten Feinde zu sein vorgeben. Der wirtschaftliche Sozialismus versagt; der wissenschaftliche nicht minder wie der politische. Der ethische aber, der allein berechtigte, wie er von Fichte auf den Schild erhoben worden ist, ist nur in engeren Kreisen lebendig."

Ich aber wüßte keine tiefere Erkenntnis und keine bessere Weisheit auch für uns arme Schächer einer glorreichen Revolution und einer freien Republik, als die schon der alte Reichsfreiherr vom Stein ausgesprochen hat: „Die Grundursachen unseres Unglückes sind die Weichlichkeit und die Selbstsucht des Jahrhunderts, welche uns stets abgezogen haben von der durch die Pflicht vorgeschriebenen Linie, um die Opfer zu vermeiden, welche unsere Lage forderte; und diese Nichtigkeit des Willens, dieses Verlangen nach dem Genusse des Augenblickes sind es, die uns der Ehre, der Unabhängigkeit und selbst der Güter beraubt haben, welche allein unserer Selbstsucht wünschenswert erschienen. Das Übermaß der Übel wird das kommende Geschlecht wieder stählen, vielleicht aber auch es vollends erdrücken und ganz vertieren, wenn wir uns nicht damit beschäftigen, unsere Kinder zu den Grundsätzen zurückzuführen, deren Verlassen an dem allgemeinen Untergange schuld ist."

Digitized by Google

Auf der Warte

Laßt die Gesten!

Anzeichen, Meldungen lassen hoffen, daß der Kelch der Auslieferung oder doch sein bitterster Bodensatz an uns noch vorübergehen wird. Beschwören möchte ich auch heute noch nichts, die Hinterhältigkeit der Feinde ist, so groß wie die Unzuverlässigkeit und Naivität unserer Regierung. Auf die Bilanz wird es ankommen. Aber was anderes möchte ich hier einmal zur Sprache bringen, weil es an anderer Stelle nicht geschehen und doch notwendig ist.

Nach einer ähnlichen, aber nüchterner begründeten Erklärung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern hat sich der deutsche Kronprinz der Entente als „Opfer" angeboten. Was wird damit bezweckt? Was soll damit erreicht werden? Es gibt nur zwei Möglichkeiten, die eine ist so peinlich wie die andere. Entweder glaubte der Kronprinz tatsächlich, daß die Entente den Wahnsinn begehen werde, sich an ihm als „Opfer" schadlos zu halten, dafür auf alle anderen zu verzichten und so ihrer ganzen, ohnehin balkenbiegenden Auslieferungstheorie selbst den Boden auszuschlagen, oder — es war Geste. Auch der überzeugte Monarchist — ich bekenne mich nach wie vor als solchen — kommt aus dieser Zwickmühle nicht heraus: Urteilslosigkeit oder Geste. Es bleibt, um nicht in den Chorus derer einzustimmen, die den Kronprinzen für geistig minderwertig erklären, nur die Geste übrig.

Auch Gesten, im rechten Augenblicke, können politische Zwecke fördern. Bei rechten Männern bleibt, auch in ihrem Bewußtsein, die Grenze offen, wo die Geste aufhört und der Tatwille beginnt. Aber kein Aberglaube könnte törichter sein als der Glaube, man könne als Deutscher auf Deutsche heute noch mit Gesten wirken. Das war einmal!

Damit werden keine moralischen Eroberungen gemacht, fröstelndes Befremden überschleicht auch den, der noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzen wollte. Immer noch die Illusion, als wenn die Welt sich um dynastische Kundgebungen drehte oder das deutsche Volk mehr Interesse dafür hätte als für eine Notiz unter „Vermischtes". Was soll es auch mit solchen platonisch bleibenden Erklärungen? Und mancher fragt sich: hat der hohe Herr nicht das Empfinden, den Takt dafür, daß er sich damit über das Gewissen, die freien Entschlüsse der anderen Auszuliefernden hinwegsetzt, der Heerführer vor allem, der Hindenburg, Ludendorff und anderen? Daß er objektiv einen moralischen Druck ausübt und dem Ansehen Deutschlands und des monarchischen Gedankens keinen Dienst erweist? Ich fürchte, der Kronprinz hat nicht bessere Ratgeber, als der Kaiser sie gehabt hat. Jetzt veröffentlicht sein literarischer Vertrauensmann „auf eigene Verantwortung" in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" deutsche Aufsätze des Kronprinzen über die Soldaten im Weltkriege. Wieder als eine gewisse Rechtfertigung, Verbeugung: der Kronprinz „ist ja gar nicht so" —. Was sind das für Übungen! Aber ich lege wohl monarchistische Maßstäbe an.

Für die Wiederaufrichtung irgendwelcher Monarchie schaut da nichts heraus. Einen künftigen deutschen Kaiser stellt sich das Volk weniger anpassungsbedürftig vor. Weil es aber immer sich an persönliche Vorbilder hält, wird durch diese auch der Gedanke eines deutschen Kaisertums bestimmt. — Was nutzen jetzt auch alle Bemühungen in Worten? Wo alles auf die Tat ankam, fehlte die Tat. Das soll kein Richtspruch sein, es war alles sehr menschlich, sehr begreiflich, — nur gar nicht heroisch.

J. E. Frhr. v. Grotthuß

Digitized by Google

Eine alberne Aufforderung

Die Hunderte von Milliarden, schreibt die „T. R.“, die der Pariser Oberste Rat dem unterlegenen Deutschland auferlegte, wären auch von einem unter Friedensbedingungen arbeitenden, gleichberechtigten und gut genährten Siebzigmillionenvolk nicht zu leisten gewesen; an ihre Erfüllung durch die zurückbleibenden 50 Millionen, von denen 12 Millionen unter boshafter, hemmender militärischer Fremdherrschaft stehen, zu denken, ist Wahnsinn. Es ist albern, das Volk immer wieder zur Arbeit aufzufordern, um die „Ehrenverpflichtungen des Vertrages“ zu erfüllen; denn wenn auch jeder einzelne arbeitete, daß ihm das Blut aus den Nägeln spritzte, würde sich doch die Gesamtanstrengung ohnmächtig erweisen gegen die Forderungen der Entente, zumal die Arbeit durch die Absperrung von Handel und Zufuhr, durch Entziehung des Kredits, durch die Begünstigung des Auslandes, das Dazwischenreden der Kommissionen und die vielen anderen durch den Versailler Vertrag legalisierten Folter- und Schwächungsmittel um ihren Ertrag gebracht würde. Unser Volk soll und muß arbeiten, härter und länger wie je — die Sechsstundenphantasien werden bald einer sehr unholden Wirklichkeit weichen —, aber nicht um der Feinde, sondern um seiner selbst willen.

*

Ein Bekenntnis

Mit Genugtuung darf folgendes Bekenntnis des sozialdemokratischen Ministers Wolfgang Heine in der preußischen Landesversammlung entgegengenommen werden:

„Die Zusammenarbeit der Unabhängigen mit den Mächten, die wir ja nicht mehr feindliche nennen können, ist hinreichend bekannt. Wir wissen, daß wir nicht so tief gesunken wären mit den Friedensbedingungen, wenn die Unabhängigen nicht vom ersten Tage an erklärt hätten, Deutschland sei im Unrecht, müsse gestraft werden und müsse jeden Frieden unterzeichnen.“

Erzberger macht alles

Erzberger, rühmt ihm die „Tägliche Rundschau“ nach, macht in Erz, in Leder, in flüssiger Luft, in Hustenbonbons, in hundert anderen Dingen. Und wenn ihm irgendwo nachgerechnet wird, daß er, wie beispielsweise bei der Sprengluftgesellschaft, mit 2200 ℳ Einlage 30 000 ℳ gemacht hat, so erwidert er: „Ja, dafür habe ich aber auch meine volle Arbeitskraft eingesetzt!“ Er versteht die seltene Kunst (das ist ganz ehrlich ohne jeden Nebensinn gemeint), sich selber zu multiplizieren. Seine volle Arbeitskraft gehört gleichzeitig 5, 10, 20 Unternehmungen; und daneben bleibt immer noch eine volle Arbeitskraft für Parlament, Partei, Kirche, Vaterland, Menschheit übrig. Daß auch andere Politiker, namentlich solche des Auslandes, Geschäfte gemacht haben, was Erzberger immer anführt, um sich selber zu entschuldigen, ist richtig. Auch größere Politiker, als er es ist. Um gleich einen der größten vorwegzunehmen: auch Enver Pascha war überall „beteiligt“ und hat sich ein Vermögen von schätzungsweise 40 Millionen Mark damit gemacht. Aber mit diesem Gelde ist Enver, der sich nie so glücklich gefühlt hat, wie als „Räuberhauptmann“ (ipsissima verba) in den Bergen Albaniens, jetzt in das Innere Kleinasiens gezogen und organisiert dort mit seinen reichen Mitteln den nationalen Kampf. Erzberger ist, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, weniger Albanier, mehr fetter Böotier. „Erst mach' dein Sach', dann trink' und lach'!“ Gemacht hatte er für das Vaterland an dem Tage, als er diesen Wahlspruch niederschrieb, die Unterzeichnung des Schmachfriedens mitsamt der Auslieferungsklausel; und für sich selber seit jeher Geld, Geld, Geld, um gut leben zu können, nicht nur im Suvretta-Hotel in St. Moritz, sondern auch im Fürstenkeller in Weimar und — anderswo. Mit einer Brutalität sondergleichen benutzt er seinen Einfluß als Politiker bei den Behörden, um Gesellschaften, an denen er beteiligt ist, zu fördern, andere dagegen niederzukonkurrieren. Gegen eine Sprengluftgesellschaft,

Digitized by Google

die nicht die seinige ist, schickt er dem preußischen Handelsministerium einen Uriasbrief und fügt „Gutachten“ von Leuten hinzu, die nicht uninteressierte Gutachter, sondern — seine Teilhaber in der anderen Gesellschaft sind. Genau so sind seine Praktiken in anderen „Branchen“. Fast nimmt es nicht mehr wunder, daß er gleichzeitig in der Reichsledergesellschaft und in einer privaten Lederfabrik seine Hände stecken hat; die Fülle dieser gleichartigen Erscheinungen stumpft ab.

*

Der Totengräber

In einem süddeutschen Stimmungsbilde im roten „Tag“ kann Treutler-Freiburg natürlich auch nicht um Erzberger herum:

„Erzberger. Keine andere Nation ließe sich einen Mann von solcher Vergangenheit in führender Stellung gefallen. Am allerwenigsten vertraute sie ihm ihren Geldbeutel an, mit dem er nach Belieben, von keinerlei Sachkenntnis beengt, schaltet und waltet nach der Devise: Après moi le déluge! Dieselbe Persönlichkeit, welche als Führer der Waffenstillstandskommission brieflich von dem Marschall Frankreichs persönliches Entgegenkommen erbettelte und dafür mit persönlichen Gefälligkeiten zu quittieren versprach, also der Würde Deutschlands ins Antlitz spie, hält heute dessen wirtschaftliche Zukunft in ihren ruinösen Fingern, und — die Mehrheitsparteien umstehen gleich einer Leibkohorte seinen Ministersitz. Dem Zentrum ist zwar nicht ganz gesund bei solchen Bütteldiensten, aber es unterordnet das Volkswohl dem Parteiinteresse. Denn ‚der Mann weiß zu viel‘, erklärte mir auf mein Befragen einer seiner rheinländischen Führer. Die Sozialdemokratie haßt den ehemaligen Schulmeister von Buttenhausen zwar, weil sie ihm nicht über den Weg traut, doch vorerst besorgt er ja glänzend ihre Geschäfte im Sinne der Auspowerung des produktiven Mittelstandes, der kleinen und mittleren Rentner sowie der Staatspensionäre. So wird er zum Totengräber jener Elemente, die das Rückgrat des Allgemeinganzen bilden, und dafür sind ihm noch besonders dankbar die Unabhängigen, die Spartakisten, Bolschewisten und Kommunisten. Sie hoffen, daß er ihnen zu tun nicht mehr viel übrig läßt.“

*

Kriegsgesellschaften und parlamentarische Vertrauensmänner

Wer, außer den glücklichen Insassen, hat sich nicht schon über den geheimnisvollen, undurchdringlichen Schutzwall gewundert, der um die ach, so teuren Kriegsgesellschaften gezogen war? So schwere, unwiderlegbare Anklagen — die erwiesenen Tatsachen hätten oft als blutige Satiren gehen können — gegen diese heiligen Brüderschaften erhoben wurden, — sie blieben Lufthiebe, wurden wie von unsichtbaren Geistern aufgefangen. Nun wird ein Zipfelchen von dem Geheimnis durch eine Episode aus dem Erzbergerprozesse gelüftet.

Es handelt sich um Erzbergers Beteiligung an der Anhydrit-Leder A.-G. des Kommerzienrats Rechberg in Hersfeld. Erzberger war mit einer großen Summe beteiligt und hat aus dieser Beteiligung sehr erhebliche Einnahmen gehabt. Ob er, berichtet die „T. R.“, seine Anteile von vornherein richtig bezahlt und was er verdient hat, ist noch dunkel — er selbst kann sich wieder nicht recht erinnern und verweist auf die Aussage Rechbergs. Herr Rechberg ist nicht nur Leder-, sondern auch Tuchfabrikant, und zwar in ganz großem Stil. Als solcher führte er den Vorsitz in der Kriegswolle A.-G. Das Duftige ist nun, daß Erzberger, aus Anlaß des damaligen Beschlusses des Reichstages, sich als parlamentarischer Vertrauensmann sowohl in den Aufsichtsrat der Kriegsleder A.-G. wie der Kriegswolle A.-G. — beides Kriegsgesellschaften, an denen Rechberg naturgemäß sehr stark interessiert war, abordnen ließ. Um zu begreifen, was das bedeutet, muß man sich an die tiefe Mißstimmung über das Treiben der Kriegsgesellschaften während des Krieges erinnern, — an die Verhandlungen des Parlaments über diesen Punkt, und die bei allen Parteien

Digitized by Google

gleichmäßig vorhandene Erkenntnis, daß der Reichstag den Geschäftsbetrieb dieser Gesellschaften scharf unter die Lupe nehmen müsse! Hier nun war der parlamentarische Vertrauensmann einer der Hauptinteressenten der auf Kriegsgewinne erpichten Kreise! Und in der Kriegswolle A.-G. saß neben Erzberger, ebenfalls als parlamentarischer Vertrauensmann, der damals noch nationalliberale, seither demokratische Abgeordnete von Richthofen, gleichfalls einer der Aktionäre Rechbergs!!

*

Indien und Deutschland

Graf Hermann Keyserling hat in seiner kleinen gedankenvollen Schrift „Deutschlands politische Mission" dargelegt, daß unsre Mission darin bestehen solle, unpolitisch zu sein und zu bleiben. Keyserling gibt sich der Hoffnung hin, daß die Völker der Erde sich immer mehr von dem äußerlichen politischen Geist abwenden und dem inneren Schauen und rein geistigen Schaffen zuwenden werden. Es wird der Ausspruch eines Inders angeführt: Indien überlasse gern England die äußere Verwaltung und Organisation, damit es sich, davon nicht in Anspruch genommen, um so inniger der rein geistigen Beschäftigung widmen könne. Graf Keyserling, schreibt Hans Siegfried Weber im roten „Tag", hat nicht die Folgerung aus diesem Geständnis gezogen. Die hohe Geistigkeit Indiens liegt doch brach zu Boden. Ich glaube nicht, daß es gelingen wird, jene geistige Arbeit Indiens der gesamten Kulturwelt dienstbar zu machen. Aber selbst wenn einige Samenkörner von diesem Baume auch unter die Völker der Erde ausgestreut werden, wie viele wertvolle Körner sind bereits verdorrt, seit Indien unter englischer Knechtschaft leidet! Der Vergleich mit Indien und unserem Volke kann in vielfacher Hinsicht noch weiter geführt werden, da uns tatsächlich das Schicksal Indiens blühen kann.

Man hat in einer beispiellosen Überhebung davon gesprochen, daß ein 70-Millionen-Volk nicht untergehen könnte. Die Inder waren 300 Millionen und sind verdorrt und von dem Schauplatz der menschlichen Geschichte verschwunden, vielleicht für immer, wer kann es sagen? Wir sind auf dem Wege dazu, wenn wir uns nicht mit voller Kraft in das Meer der Politik werfen und schwimmen lernen. Auch Schwimmen ist eine Kunst. Sie erlernt gar mancher, wenn ihm Not und Tod vor Augen sind. Vielleicht mag es uns ebenso ergehen, denn ohne ein Verständnis für die Staatskunst muß auch unsere Kulturmission für die Welt erlöschen.

Aber das allein hilft nicht. Uns mangelt eigenartigerweise der Sinn für die Gemeinschaft aller Deutschen. Wir haben von allen Völkern der Erde das geringste Nationalempfinden. Wir setzen die Interessen und Bestrebungen der Einzelgruppen vor die allgemein nationalen. In unserm Volke kommt zu dem ein religiöser Gegensatz, der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus. Auch hier eine eigenartige Parallele zu Indien. Im indischen Volk bekämpfen sich Hindus und Mohammedaner bis aufs Messer. Der Engländer hat stets verstanden, beide gegeneinander auszuspielen. An dem politischen Horizont Deutschlands leuchtet als Symbol zur Gesundung: das deutsche Volkskaisertum. Aber schon mengen sich in diesen Gedanken konfessionelle Beschränktheiten. Der mittelalterliche Kampfruf „Hie Guelfe, hie Gibelline" kann von neuem unser Staats- und Volksleben erschüttern...

*

Kußhändchen nach Moskau

Der sattsam bekannte russische Bolschewist Radek hat während seiner Moabiter Haft eine Denkschrift über das künftige Verhältnis Rußlands zu Deutschland verfaßt, die jetzt nicht in der „Roten Fahne", sondern in Herrn Hardens „Zukunft" veröffentlicht worden ist, wo sie ja in der Tat genau so gut am Platze ist. In grellgelben Plakaten preisen die Anschlagsäulen diesen Lockartikel aus Hardens politischem Ramschbazar dem Publikum an.

Dadurch wird nur das Urteil erhärtet, das Dietrich Stürmer in einer gut getroffenen

Digitized by Google

Charakterstudie (Kurt Viewegs Verlag, Leipzig) über Harden fällt: „Harden äffte der Welt vor, er gehöre zu den erhaltenden, positiv wirkenden Kräften, schlich sich unter falscher Maske in das Vertrauen vieler Volksgenossen ein, war ein Anhänger gröbster Weltmachtpolitik, hetzte zum Krieg, schürte und schürte, half das Volk ins Unglück stürzen und tut heute, als ob er stets ein Freund der Masse gewesen sei, liebäugelt mit den Kommunisten, die eigentlich seine schärfsten Gegner sein müßten, hätschelt und tätschelt sie und raunt ihnen honigsüße Worte ins Ohr. Jeder ehrliche Spartakist steht himmelhoch erhaben über diesem charakterlosen Geckenmännchen, das dem Volke sein Lockgeflüster zuraunt."

*

Wenn nichts mehr hilft —?

Es bleibt dann, schreibt Geheimrat Prof. Dr. J. Reinke im „Tag", nur noch eine Ultima ratio oder vielmehr ein Versuch der Verzweiflung, uns über Wasser zu halten und wenigstens furchtbar um uns zu schlagen, ehe wir versinken: das ist der Bolschewismus! Unsere Radikalen verstehen darunter freilich nur den Ersatz der parlamentarischen Demokratie durch die Diktatur des Proletariats vermöge eines Rätesystems. Doch eine Diktatur des Proletariats ist Widerspruch in sich. Die Masse der Handarbeiter kann nicht regieren, das können nur einzelne starke Männer oder ein starker Mann. Der russische Bolschewismus heißt in Wirklichkeit Lenin. Dieser gewaltige Staatsmann scheint innerhalb Rußlands aller Hindernisse Herr zu werden, die sich ihm bislang in den Weg stellten. Bringt uns die Entente durch ihre Forderungen bis zur Verzweiflung, so werden wir uns jedem Führer unterordnen, wenn er nur stark ist, auch wenn wir die Räte-Republik in den Kauf nehmen müssen. Auf der abschüssigen Bahn, auf die wir hauptsächlich durch die Kohlennot geraten sind, kann es nicht weiter gehen. Der Punkt muß kommen, wo es heißt: Bis hierher und nicht weiter!

Aus dem allen folgt, daß zurzeit eine feste und zielbewußte Außenpolitik für Deutschland die Hauptsache ist; sie ist wichtiger als alle innerpolitischen Maßnahmen.

Die deutsche Außenpolitik hat vor allem England darauf hinzuweisen, daß wir durch die Kohlennot und die Lebensmittelnot vor die Wahl gestellt werden zwischen Untergang und Bolschewismus. Den letzteren wünscht in Deutschland niemand zu erleben, mit Ausnahme des linken Flügels der Radikalen. Wenn aber die Entente, in der Englands Wille maßgebend ist, uns in eine Lage hineindrängt, in der keine andere Wahl bleibt, so wird das deutsche Volk eher vor dem Bolschewismus kapitulieren als vor dem Hungertode.

*

Die Illusion über Revolutionen

Aus Hans von Hentigs „Aufsätzen zur deutschen Revolution" (vgl. Türmers Tagebuch) sollten folgende anregende Bemerkungen unseren Illusionisten zu denken geben:

Immer wieder taucht die freundliche Illusion auf, als ob in den Revolutionen ein ganzes Volk heldenhaft für ein klares, festes, reformatorisches, politisches Programm in die Schranken tritt. Die Geschichte zeigt, daß Machtfragen unter der Verkleidung mit allen möglichen Theorien in Revolutionen ausgetragen werden, und daß der Kampf um die politische Macht bei einzelnen führenden Persönlichkeiten Befriedigung eines quälenden Triebes, bei den insurgierten Klassen ein Mittel bei dem Versuch wirtschaftlicher Besserstellung ist. Das sieht man daran, daß Unruhen immer und immer wieder entstanden, wenn weise, aber verfrühte Reformen wirtschaftliche Interessen antasteten wie bei Savonarola oder Joseph II. — Grausamkeit und Mißwirtschaft erregte das russische Volk wenig, die Zivilisationsversuche Peters des Großen führten zu zahlreichen Verschwörungen. Die Abschaffung der Sklaverei war die Ursache des amerikanischen Bürgerkriegs. In all diesen Fällen klammerte sich das souveräne Volk an schreiende, aber einträgliche Mißbräuche und erhob sich gegen das fortschrittliche Programm seiner „Tyrannen" ...

Digitized by Google

Nicht in seinem kümmerlichen Gedankeninhalt, in seinen wilden Energien hat der Erfolg des Bolschewismus gelegen, nur darin ist der Grund zu suchen, warum weitsichtige uneigennützige Männer lieber mit einem domestizierten Bolschewismus als dem Sozialismus schlauer und machtwilder Kleinbürger auswärtige Politik machen wollten, einem matten Geschäftssozialismus, der nur an Sonn- und Feiertagen eine Spritze Pathetik bekam.

*

Nicht reif für Sieg und Größe!

Eine Betrachtung der „Deut. Ztg.", die zwar keine „Enthüllungen" bringt, doch aber nicht ernsthaft genug angestellt werden kann:

Es war einer jener seltenen Glückszufälle im Völkerleben, daß das gütige Geschick uns einen Mann von den Ausmaßen Bismarcks geschenkt hat, aber es war eben ein Glücksfall. Das deutsche Volk hat diesen Mann nicht verdient, oder, wie ein kluger Mann einmal gesagt hat, daß uns der Himmel einen Bismarck geschenkt hat, ist gewiß ein großes Glück für unser Volk, ebenso wie es ein großes Glück ist, wenn ein kurzsichtiger Mann eine besonders gute Brille hat, wie es aber ein großes Unglück ist, daß dieser Mann eine solche Brille braucht. Wer unser heutiges Elend begreifen will, wer sich in dieser Abschiedsstunde ernsthaft Rechenschaft ablegt über Tun und Lassen seines Volkes, und das muß ein jeder, der es gut meint, der wird feststellen, daß unser Zusammenbruch begann an dem Tage, an dem man in ungeheuerlicher Undankbarkeit dem Steuermann das Ruder entriß, das nur er allein in der Brandung des politischen Lebens behaupten konnte. Die ungeheuerliche Undankbarkeit, nicht nur des einzelnen, sondern der erdrückenden Mehrheit des deutschen Volkes, war ein Beweis dafür, daß unser deutsches Volk tatsächlich noch nicht reif war für die gewaltige Stellung, die Bismarcks heldische Kraft ihm verschafft hatte.

Wir müssen ehrlich sein und uns darüber Rechenschaft geben: war unser Volk einem Siege im Weltkriege gewachsen? Wir meinen nicht militärisch und sind heute mehr denn je der festen Überzeugung, daß die einzige Feldherrnkunst eines Ludendorff und Hindenburg zu unseren Gunsten hätte entscheiden können, politisch aber und sittlich war unser Volk der Aufgabe nicht gewachsen. Das nachbismarckische System war nicht reif für den Sieg. Es war das System des mittelmäßigen Durchschnitts, das System des demokratischen Neides gegen politisch Große, das System der inneren Unwahrhaftigkeit, in dem die den Ton angaben, die dazu nicht berufen waren. Wer die allmähliche Ausschaltung der staatserhaltenden Kräfte, namentlich in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege, mit Bewußtsein verfolgt hat, der sah von vornherein mit Grausen die allmähliche Zuspitzung der außenpolitischen Lage unter einem Systeme, dessen Unfähigkeit der Beginn des Weltkrieges in geradezu unerhörter Form offenbarte. Es beweist den höchsten Grad politischer Verlogenheit, wenn die heute regierenden Männer der Linken dem alten System junkerliche oder alldeutsche Bestrebungen unterschieben wollen. Wenn irgend jemand vollkommen ausgeschaltet war, dann waren es gerade diese heute in satanischer Absicht oft genannten Kreise, die den Weg zur höchsten Stelle im Reiche verrammelt fanden von den Männern des Systems Bethmann Hollweg, dessen folgerichtige Krönung ja nur das System Ebert, Erzberger, Gothein, Scheidemann ist. Während die ganze Welt sich politisch und wirtschaftlich bis auf den Gamaschenknopf rüstete zur Niederzwingung des aufstrebenden deutschen Volkes, zerfloß unsere Regierung und Staatskunst in den abgestandenen Ideen des Weltbürgertums und des Völkerbundes. Darum ist der Zusammenbruch des 9. November, ist der Friede von Versailles nur das furchtbare Ergebnis jener Politik, dessen Testamentsvollstrecker die schon seit Jahren stärksten Stützen des verrotteten Systems geworden sind.

*

Digitized by Google

Die Untreue gegen sich selbst

Über das völlige Aufgehen im Fremden, das nicht anders als ein sich bis zur Würdelosigkeit erniedrigendes Anpassungsvermögen bezeichnet werden muß, wird in der „Tradition“ bemerkt: Wären wir ein Weltvolk geworden — auf dem Marsche waren wir —, dann wären vielleicht auch unsrem Selbstbewußtsein die Schwingen gewachsen. Im kleinen, einsamen Deutschland wird es kaum dazu kommen, selbst wenn die Not der Zeit uns wieder eisenhart werden lassen sollte. Man darf die Erklärung für unser viel bespötteltes Anpassungsvermögen nicht in der starken Blutmischung suchen. Auch der reinrassige Deutsche läßt sich vom Fremden locken und fangen. Die gewaltige Brandungssee der germanischen Völkerwanderung ist vom Boden fremder Art so gut wie restlos aufgesaugt worden. Und es gibt aus den Einzelheiten germanischer Geschichte mehr als ein beschämendes Beispiel dafür, daß der Deutsche nur zu gern und leichtfertig sich selber untreu wurde.

*

Kopf und Hand

In seiner bekannten Leipziger Rede über „Die Kulturaufgaben der Gegenwart“ hat der Kultusminister Hänisch sich sehr eingehend über das Mißverhältnis ausgelassen, das in der wirtschaftlichen Lage der geistigen einerseits und der Handarbeiter andererseits immer schärfer zutage tritt. Vor dem Kriege, so führte Herr Hänisch nach einem ausführlichen Bericht aus, habe die körperliche Arbeit in ihrer Bezahlung und sozialen Wertung zweifellos tief unter der geistigen Arbeit gestanden. Es war die große geschichtliche Aufgabe der deutschen Arbeiterbewegung, gegen diese Minderwertung anzukämpfen, die sehr viel zur Verschärfung der Klassenkämpfe in Deutschland beigetragen habe. Die Revolution habe die Handarbeiter zu einem ausschlaggebenden Faktor des Staatslebens gemacht, was der Minister als Sozialdemokrat nur für einen großen politischen und kulturellen Fortschritt halten müsse. Leider sei damit gewissermaßen als Reaktion auf die frühere Unterschätzung der körperlichen Arbeit eine Unterwertung der geistigen Arbeit eingetreten. Das bedeute eine außerordentlich ernste Gefahr für unser nationales Leben, die das gesamte Volk angehe und die nicht zu einer Parteifrage gestempelt werden dürfe. Vor kurzem habe er in der „Freiheit“ das Feuilleton der unabhängigen Frau Dr. Siemsen gelesen, die darin beschreibe, wie sie an einem Morgen gleichzeitig zwei Briefe erhalten habe: eine Schneiderrechnung für eine Bluse über 42 ℳ und eine Honorarabrechnung über 36 ℳ von einer angesehenen wissenschaftlichen Zeitschrift für eine größere wissenschaftliche Abhandlung. Die Verfasserin rechnet nun die Arbeit der Schneiderin auf höchstens 8 Stunden, das ist gleich einem Stundenlohn von 5 ℳ, während sie selbst zum Niederschreiben der feuilletonistischen Arbeit schon zwei Tage brauchte, abgesehen von allen wissenschaftlichen Vorarbeiten, was für sie etwa einen Stundenlohn von 2 ℳ ausmache; in einer anderen Zeitschrift schildert ein deutschnationaler Amtsrichter die neuen Berliner Tarife für Maßschneider (9000 bis 11 000 ℳ) und für Kassenboten (4000 bis 10 000 ℳ); er meint dazu, daß er nur noch schwanke, seinen Sohn Müllkutscher oder Kellner, Schneider oder Kassenbote lernen zu lassen. Aus den Lagern des Zentrums und der Demokraten seien ähnliche Stimmen zu verzeichnen, ein Beweis, wie sich in dieser Frage die Meinungen aller Parteien zusammenfinden. Der Redner stellte dann fest, daß es kaum einen Zweig geistiger Arbeit gebe, der sich nicht in einer geradezu unerträglichen Notlage befinde.

Alles wahr, alles richtig. Aber die Antwort darauf, welche Mittel seine Regierung zu ergreifen gedenke, um diese eingestandenermaßen katastrophale Entwicklung aufzuhalten, ist Herr Hänisch schuldig geblieben. Mit noch so schönen und bemitleidenden Worten wird aber dem bedrohten geistigen Mittelstand nicht auf die Beine geholfen.

*

Digitized by Google

Nationales Lumpentum

Im Novemberheft der frisch geschriebenen neuen Monatsschrift für die wenigklassige Landschule „Unter der Schullinde“ (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart), die den Landlehrern wohl bald ein lieber Freund werden wird, fügt der Herausgeber, Schulrat Karl König, eine Reihe von Fällen nationaler Lumpenhaftigkeit zu einem Kranze, bei dessen Wohlgerüchen auch einem Schwarzen aus dem dunkelsten Afrika übel werden könnte.

Ein Metzger wurde heute auf Schieberpfaden entdeckt. Schäumende Wut. „Wären doch nur die Franzosen ins Land gekommen, dann hätte all der Schwindel ein Ende!“ schleudert er haßtoll dem Feldjäger ins Gesicht. Unbegreiflich ist uns Elsässern, die wir alles verlassen haben, solche Gesinnung. Und in allen Formen und in allen Kreisen tritt sie uns entgegen. So wenn mir einer sagte: „Das begreife ich nicht, daß man ein schönes, reiches Land, ein schönes Amt aufgeben kann, bloß weil man nicht Franzose werden will.“ Oder wenn ein Oberlehrer seiner Prima den Aufsatz gibt: „Ubi bene, ibi patria“, und dabei die Erwartung ausspricht, daß das Thema zustimmend beantwortet werde. Oder wenn ein höherer Regierungsbeamter verwundert den Kopf schüttelt: „Ja, hätten Sie denn nicht drüben bleiben können?“ Lauter Nackenschläge! Keulenschläge. Und oft möchte man irre werden, nicht bloß an den Deutschen, sondern am Deutschtum. Ist Deutschland tatsächlich all dieser Opfer wert? Kannten am Ende jene Altdeutschen ihr Vaterland besser, die sich krampfhaft bemühten, ihr Deutschtum zu verleugnen, die Franzosen in fanatischem Deutschenhaß zu überbieten, um drüben bleiben zu können?...

Daß wir zum Spott und zur Verachtung der ganzen Welt geworden sind, ist furchtbar. Aber furchtbarer noch wühlt das Schwert in jeder vaterländisch fühlenden Brust, weil das gegenwärtige Geschlecht diesen Spott, diese Verachtung *verdient*. Allüberall nur der Schrei nach Frieden und Brot. Kürzlich sagte ein französischer Offizier zu einem Bekannten: „Und wenn in Frankreich die Not noch schlimmer wütete als in Deutschland und wenn halb Frankreich an Deutschland abgetreten werden müßte, in keiner Provinz böte sich ein Schauspiel so verächtlichen Buhlens dar, wie wir es jetzt in den linksrheinischen Teilen Deutschlands tagtäglich erleben müssen. Zu solcher Schamlosigkeit ist nur ein Deutscher fähig.“ Der Peitschenhieb schmerzt. Aber er ist wohlverdient. Deutscher Lehrer, dich schauert vor deiner Aufgabe. Wohl! Aber verzage nicht! Sei ein Mann! Werde ein Führer deiner Schar! Säe aus köstlichen Samen!

•

Das alte, immer neue Lied

Ein Engländer, erzählt H. von Waldeyer-Hartz in der Wochenschrift „Die Tradition“, wird im Auslande unter keinen Umständen zu einem Fremden schlecht über seine Landsleute reden, es sei denn, daß der Fall hoffnungslos liegt. *Ganz anders der Deutsche*. Besuchte man im Auslande einen deutschen Klub oder traf man sonst anläßlich einer geselligen Zusammenkunft Deutsche, so verging kaum eine halbe Stunde — ich möchte fast sagen, es war das typische Zeichen dafür, daß man „als warm geworden“ empfunden wurde —, und Herr Schulze erzählte einem bereits im Flüstertone, „mit Herrn Müller sei auf keinen Fall zu verkehren, Herrn Müllers Schwager, Herr Schmidt, stamme überdies aus Kreisen und habe eine Vergangenheit — — man könne nur vor ihm warnen — — usw.“ Solche Fälle waren nicht etwa vereinzelt. Sie kehrten immer wieder und wirkten auf den Unbefangenen in hohem Maße beschämend, zumal auch die Angehörigen eines fremden Volkes von der Durchhechelung Deutscher durch Deutsche nicht verschont blieben.

Als ich im Jahre 1914 als erster Offizier des Schulkreuzers „Hertha“ im Hafen von Las Palmas lag, war es stadtbekannt, daß der britische Konsul und seine Frau leidenschaftliche Spieler waren und tief in Schulden steckten. Wie in jeder spanischen Stadt, so blühte auch in Las Palmas das Roulette. Kein Engländer verlor über die Schwäche des

Digitized by Google

Konsulpaares ein Wort; auch nicht im englischen Klub, in dem wir viel und gern verkehrten. Aber der Deutsche, er mußte sich tuschelnd oder auch laut immer wieder mit dem Fall beschäftigen, als ob es unser Vorrecht wäre, überall den Sittenrichter zu spielen. In allen solchen Fragen arbeitet der Engländer als ein Mann von Selbstbeherrschung und Welterfahrung im stillen, während der Deutsche sein Herz auf der Zunge trägt. Der Engländer weiß, daß seine Regierung schon eingreifen wird, wenn es an der Zeit ist. Der Deutsche aber muß kritisieren, um die Ereignisse voranzutreiben, selbst wenn die Stunde noch nicht geschlagen hat. Es liegt eine gewisse Unbescheidenheit hierin.

Scheel- und Zanksucht sind bei diesem Gehaben auch nicht zu unterschätzen.

*

Der „Geächtete"

Im „Deutschen Volkstum" liest man:

„Eines der entzückendsten deutschen Kindergedichte ist Rückerts Lied vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt, wir kennen es alle aus der Schule. Nunmehr setzt uns Georg Kubatzki im ‚Israelitischen Familienblatt' auseinander, daß das Gedicht — antisemitisch wirke. Nämlich weil darin die Verse vorkommen: ‚Aber wie es Abend ward, ging der Jude durch den Wald mit großem Sack und großem Bart' und streift die goldenen Blätter in seinen Sack. Unerträglich! Genau so unerträglich wie der Vers: ‚Schulmeisterlein, du armer Narr!' in Mörikes ‚Turmhahn', der ja auch auf Rat eines klugen Jugenderziehers gestrichen werden sollte. Also Georg Kubatzki wandte sich ‚mit einer Eingabe an das Kultusministerium in Preußen und bat um Abstellung dieses Übels'. Er schlug vor, den ‚Juden' Rückerts in einen ‚Räuber' oder ‚Männlein' zu verbessern (so wie man früher aus dem ‚Liebchen' des Volksliedes eine ‚Mutter' machte)! Bald darauf erhielt er vom Provinzial-Schulkollegium die Mitteilung: „Auf Ihr an den Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gerichtetes Gesuch vom 28. März d. J. erwidern wir ergebenst, daß sich der Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, bereit erklärt hat, das Gedicht ‚Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt' beim Neudruck der Fibel von Wichmann-Lange, Ausgabe B, durch ein andres zu ersetzen.' Und der Verlag von Velhagen & Klasing, devot wie er ist, ‚beehrt sich' noch überdies, Herrn Kubatzki in folgender Weise die Stiefel zu lecken: ‚Wir danken Ihnen für Ihr gefälliges Schreiben vom 6. d. M., und beehren uns, Ihnen daraufhin mitzuteilen, daß wir bei einem Neudruck der Fibel für Beseitigung des beanstandeten Gedichtes Sorge tragen werden.' Das ‚Israelitische Familienblatt' zollt Herrn Kubatzki ‚für sein maßvolles und doch zugleich energisches Vorgehen wärmste Anerkennung.'"

Das genügt nicht! Das Vorgehen des Herrn Kubatzki ist viel zu maßvoll. Solange dem „Israelitischen Familienblatt" nicht die Säuberung unserer Klassiker übertragen wird, kann von einem staatsbürgerlichen Ausgleich in Deutschland nicht die Rede sein. Herr Kultusminister Hänisch wird wissen, was er zu tun hat.

*

Deutsche Kultur?

In den „Alldeutschen Blättern" lesen wir folgende Anmerkung:

Daß wir Deutsche zu einer Überschätzung der Kultur neigten, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß wir Deutschen nach unserm Zusammenbruch im Dreißigjährigen Kriege es leider nicht mehr zu einer geschlossenen, einheitlichen Kultur gebracht haben und daß das einer der tiefsten Gründe für unsern schließlichen erneuten Zusammenbruch ist. Überschätzt haben wir höchstens Dinge der bloßen Zivilisation und des technischen Fortschritts und das, was wir uns von den Herren Juden als „Kultur" haben aufreden lassen. Kultur als solche, d. h. wirklich natürlich gewachsene und gewordene Weltkultur kann man nicht wohl überschätzen.

*

Digitized by Google

Keine Wohnungsnot — für Galizier

Der Direktor des Berliner Wohnungsamtes, Dr. Laporte, hat festgestellt, daß bei einer Durchsuchung in einem Berliner Hause allein 79 Personen aus Galizien angetroffen wurden, von denen nur 19 polizeilich gemeldet waren.

Der Humor will es, daß diese Feststellung, die Bände redet, ausgerechnet im „Berliner Tageblatt“ erfolgen muß, in dem Blatte also, das bisher die Ziffern über den ungehinderten Zustrom der Ostjuden als phantastisch und willkürlich übertrieben hingestellt hat. Die bemerkenswerte Stichprobe, von der Direktor Laporte berichtet, gewinnt aber noch eine besondere Bedeutung, wenn man sich vor Augen hält, daß der Berliner Bevölkerung für Herstellung von Notwohnungen eine Sonderbelastung seitens des Wohnungsverbandes von Groß-Berlin in Höhe von 25 v. H. auf die Miete des Jahres 1914 droht, mit der Steuer des Reiches für diesen Zweck zusammen also nicht weniger als 45 v. H.!

Das ist so knuffig, daß diese Zusammenhänge selbst einem Unabhängigen-Schädel einleuchten müßten.

*

Sonst ist nichts da...

Ein erlesener Genuß ist es, Herrn Kasimir Edschmid über deutsche Literatur plauschen zu hören. Viel Deutsches kommt freilich dabei nicht in Frage, es sind immer dieselben sich gegenseitig zur Bedeutung heraufobenden Kliquen. „Die schöpferische Linie“, stellt er in der „Frankf. Ztg.“ fest, „läuft wie über einen Grat von Schickele über Ehrenstein bis Kafka und Adler, macht eine Kurve, nimmt Döblin, Sternheim, kommt über Leonhard Frank und Däubler und Heinrich Mann. Es ist sonst nichts da, was dem von diesen Geschaffenen etwas Neues, Wichtiges hinzugefügt hätte.“ Den Gipfelpunkt in dieser orientalisch angehauchten Literatur-Landschaft nimmt — wer anders als Frau Lasker-Schüler ein! „Unsere größte Dichterin, die hirnlos, wie auf Gefühlen und Sternen den unermeßlichen Horizont des Traumhaften überschweift. Sie mischt Realität und Vision, die Dummheiten ihres Lebens und die Schicksale von Zeit und Dasein unlösbar in eine Sprache und Form, die ohnegleichen, erstaunlich und bestürzend, meschugge und erhebend, von anständiger Verrücktheit und osirishafter Klarheit ist. Alles aber durcheinander und nur in dem Resultat des Gemeinsamen begreifbar, ihres dichterischen, aus all diesen Dingen, aus gefrorenem Wasser und Mondschein gemischten Ausdrucks.“

Schön gesagt, Kasimir. „Anständige Verrücktheit“ in „eselhafter Klarheit“.

*

Positive Kunstarbeit

Sie schaffen herrlich, die neuen Männer und betätigen ihre Kunstliebe keineswegs nur in Worten, sondern auch in Taten. Man denke an die Entfernung der Kaiserbilder aus den Schulen und den Lesebüchern. Aber man scheut auch größere Schwierigkeiten bei dieser eifrigen Tätigkeit nicht. So wurde in Darmstadt mit erheblichen Kosten vom Giebel des Hauptpostamtes das „Hoheitszeichen“ der verflossenen Zeit entfernt. Die Maßnahme erfolgte auf Grund einer Verfügung des Reichsministeriums, und es scheint in der Tat beabsichtigt, ihre gleichmäßige Ausführung in ganz Deutschland anzuordnen. In Darmstadt soll die Arbeit einen Aufwand von mehreren tausend Mark erfordern. Es bedarf nur geringer Rechenkunst, um ausfindig zu machen, daß die allgemeine Entfernung dieser Wappenzeichen und die damit notwendig verbundenen architektonischen Ausgleichsarbeiten im ganzen Reiche mehrere Millionen verschlingen müßte. Der „Verband der bildenden Künstler in Hessen“ hat darum an die Hessische Staatsregierung eine Eingabe gerichtet, die auf die Unnötigkeit dieses Vorgehens und die sinnlose Vergeudung von Nationalvermögen, die dadurch heraufbeschworen wird, nachdrücklich hinweist.

„Ganz abgesehen von dieser unproduktiven Verschwendung,“ heißt es in der Protesterklärung, „bedeutet die Verstümmelung öffent-

Digitized by Google

licher Denkmäler und Gebäude im einzelnen eine Fälschung historischer Wahrheit; sie muß als eine Barbarei bezeichnet werden, gegen die wir im Namen der deutschen Kultur und Kunst schärfsten Protest erheben. Das Wappen im Giebel des Hauptpostgebäudes ist kein beliebiges Firmenschild, sondern eine steinerne Urkunde, ein historisches Denkmal. Der Krieg gegen Denkmäler hat aber immer schon als kindisch und unreif gegolten ... Es sei daran erinnert, daß die Hoheitszeichen der geistlichen Stifte nach der Säkularisation (1806) erhalten blieben, ebenso wie die Wappenzeichen der früheren Standesherren und Landesherren unberührt und unter Denkmalschutz gestellt sind. Der Versuch, sie bei baulichen Umänderungen zu beseitigen, ist in vielen Fällen durch die Denkmalpfleger und durch die Kreisämter auf Grund des hessischen Denkmalschutzgesetzes verhindert worden. Hat dieses Landesgesetz für die Reichsbehörden keine Gültigkeit?

Wir bitten die Regierung, dafür Sorge zu tragen, daß wenigstens für Hessen die Wiederholung derartigen Vorgehens unterbunden wird und daß die verfügbaren Mittel lieber zur positiven Förderung künstlerischer Arbeit verwendet werden." —

Die hessischen Künstler beweisen eine beschämende Rückständigkeit und ein bedauerliches Unverständnis des Geistes der Zeit. Wie kann man eine „positive Förderung künstlerischer Arbeit" verlangen? Erstens: „Arbeit!" und dann auch noch „positive!" St.

*

Vom Theaterbetrieb

Bei der Protestversammlung der Berliner Theaterleiter gegen die geplante Lustbarkeitssteuer wurden einige lehrreiche Zahlen genannt. Danach betrug der Haushalt der Reinhardtbühnen bis kurz vor dem Kriege jährlich 860000 ℳ. Er ist seit November 1918 auf 3340000 ℳ angewachsen. Den Hauptposten nehmen Arbeitslöhne mit 1640000 ℳ gegen vorher 96000 ℳ ein. Chor, Orchester, Heizung, Kranken- und Invalidenversicherung erheischen jetzt 1300000 ℳ gegen 240000 ℳ.

Man ersieht daraus, daß die eigentlich künstlerischen Faktoren mit der Verteuerung der Kunst nichts zu tun haben. Um so köstlicher ist es, daß die — Transportarbeiter die Theaterdirektoren ihrer Unterstützung im Kampfe gegen die Steuer versicherten. Vermutlich werden die Herren Müllkutscher wieder einmal einen Sympathiestreik inszenieren und nur so nebenbei eine kleine Lohnerhöhung durchdrücken. Natürlich nur aus Liebe zur Kunst. St.

*

Monarchie und Republik

Um einen vollkommenen Staat zu gründen, muß man damit anfangen, Wesen zu schaffen, deren Natur es zuläßt, daß sie durchgängig das eigene Wohl dem öffentlichen zum Opfer bringen. Bis dahin läßt sich jedoch etwas schon dadurch erreichen, daß es eine Familie gibt, deren Wohl von dem Wohl des Landes unzertrennlich ist, so daß sie, wenigstens in Hauptsachen, nie das eine ohne das andere befördern kann. Hierauf beruht die Kraft und der Vorzug der erblichen Monarchie. Die monarchische Regierungsform ist die dem Menschen natürliche, fast so, wie sie es den Bienen und Ameisen ist. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höheren Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften ungünstig ist.

Schopenhauer

Im nächsten Hefte beginnen wir mit dem Abdrucke eines größeren Werkes, einer meisterhaften psychologischen Studie voll innerer und äußerer Spannung: **Der Landsknecht** von **Otto Schwarz**, dem Verfasser der in diesem Hefte veröffentlichten preisgekrönten Skizze „Die Ringer".

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Mannesbahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

22. Jahrg. März 1920 Heft 6

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber J. E. Freiherr von Grotthuss

Inhalt

J. E. Freiherr von Grotthuß: Das reife Volk 493
Otto Schwarz: Die Ringer 496
H. S. Weber: Friedr. Nietzsche als Sexualethiker 502
L. vom Vogelsberg: Der silberne Himmel . 509
Prof. Dr. Benno Immendörffer: Ketzerische Gedanken zur Valutafrage 514
Bernhard Flemes: Winterfrühling 519
Dr. Georg Biedenkapp: Bolschewistenphysik 521
Konr. Bornhak: Fürst Bismarcks Entlassung 526
H. Haefcke: Schutz und Grenzen der Lehrfreiheit 528
Otto Lohmann: Gerechtigkeit und Gnade . . 532
Karl Storck: Theaterpolizei oder Selbsthilfe 535
Max Jungnickel: Ein Dehmel-Lied 540
Ernst Ludw. Schellenberg: Der Wackenroder des Griechentums 541
Diers: Deutschland, wo sind deine groß. Dichter? 545
J. E. Frhr. v. Grotthuß: Vom Pflug zur Feder 549
Hart: Vom neuen Idealismus in unserer Kunst 550
Dr. P. Wohlfarth: Über den Beruf unserer Zeit zur Baukunst 555
K. St.: Die Lustbarkeitssteuer auf Kunst . . 558
Storck: Mode und Kunstgewerbe 559
Göhler: Deutsche Lieder von Alfr. Valent. Heuß 562
Karl Storck: Der Chorgesang in unserer Zeit 565
Türmers Tagebuch 569
Auf der Warte 578

Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 7 Mark Einzelhefte 2 Mk. 50 Pf.

Wollen Sie die „Times" im Original lesen?

den „Figaro", „Matin", „Corriere della Sera", die „Nowoje Wremja" oder irgend eine andere ausländische Tageszeitung, um sich ein einwandfreies, durch keinerlei Partei-Interessen beeinflußtes Bild der Stimmung des Auslandes zu schaffen? Oder haben Sie Luft, Tolstoi, Kipling, Flaubert oder einen anderen Großen der fremdländischen Weltliteratur im Original zu lesen? Bedenken Sie, daß sich Ihnen ein ungleich größerer Genuß bietet, wenn Sie den Geist dieser Großen in den Eigenheiten ihrer Muttersprache auf sich wirken lassen können.

Wenn Sie sich diesen Genuß verschaffen wollen, so lernen Sie fremde Sprachen. Die Erlernung fremder Sprachen vermittelt nicht nur das reine Sprachwissen, das auch im praktischen Leben nutzbringend verwertet werden kann, sondern gleichzeitig eine unschätzbare Bereicherung an ideellen Werten.

Das beste Mittel, um fremde Sprachen richtig schreiben, sprechen und lesen zu erlernen, und um sie wirklich verstehen zu können, ist die weltbekannte Methode Toussaint-Langenscheidt. Diese Methode lehrt die fremde Sprache von den Anfangsgründen bis zur höchsten Vollkommenheit. Tausende von Schülern der Methode sind als Übersetzer, Dolmetscher usw. tätig oder haben sich im kaufmännischen Leben aus kleinen Anfängen zu angesehenen Stellungen emporgearbeitet.

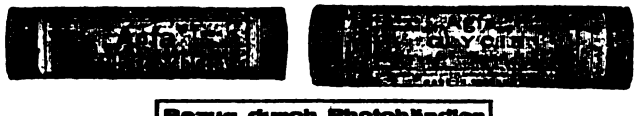
Verlangen Sie Zusendung (kostenlos und portofrei) der Einführung F 83 in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache. Schreiben Sie heute noch eine Postkarte an die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, den Verlag der gesamten Sprachunterrichtswerke nach der Methode

Toussaint-Langenscheidt

„Agfa"-Photo-Entwickler

„Agfa"-Metol „Agfa"-Glycin „Agfa"-Eikonogen „Agfa"-Hydrochinon	In Substanz „ Glaspatronen „ Lösung conc.
„Agfa"-Amidol „Agfa"-Ortol	In Substanz „ Glaspatronen
„Agfa"-Metol-Hydrochinon „Agfa"-Pyrosäure	In Glaspatronen „ Lösung conc.
„Agfa"-Spezialentwickler	In Substanz

Ausführliche Gebrauchsanweisung bzw. erprobte Rezepte bei jeder Originalpackung.

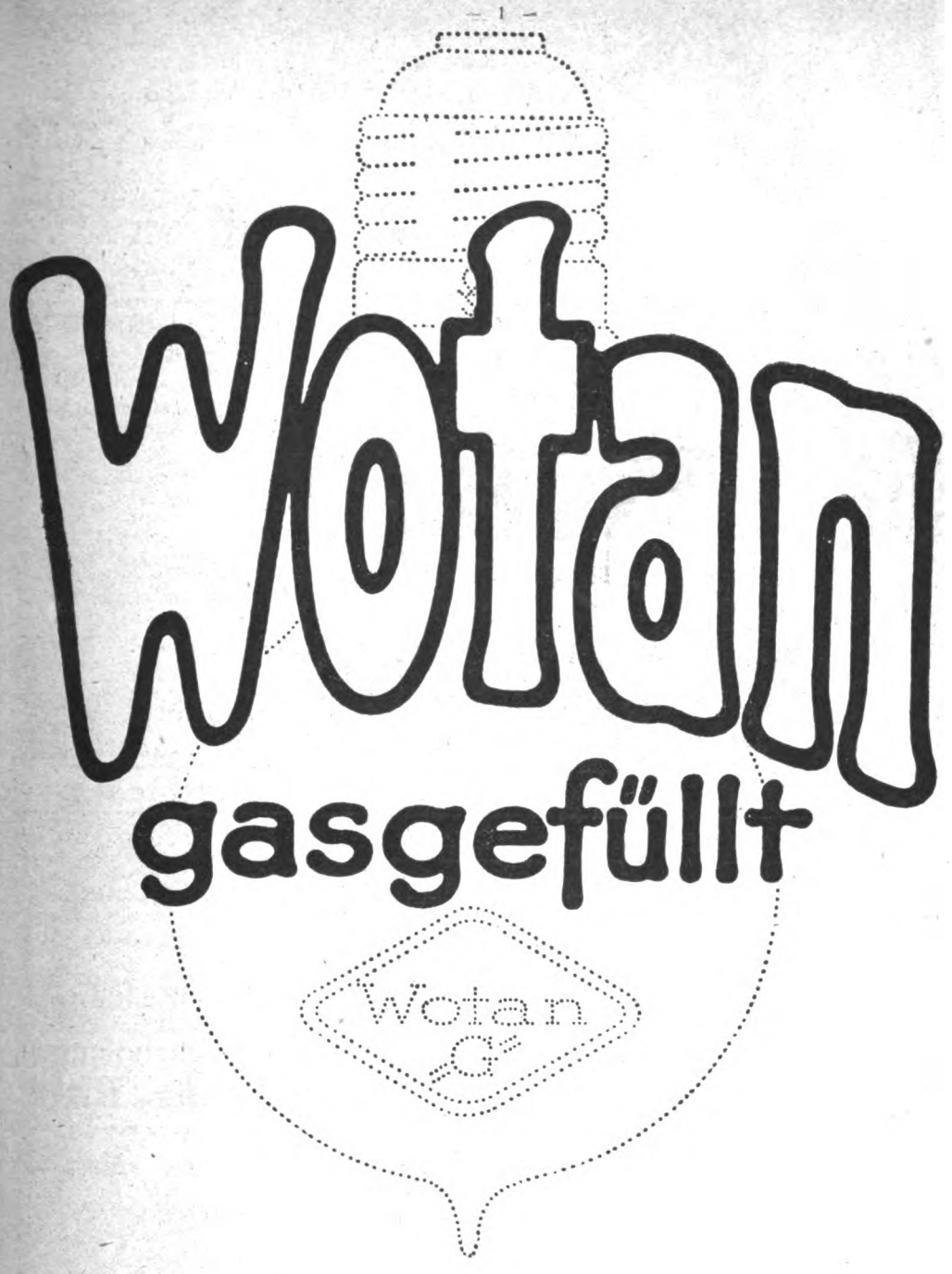


Bezug durch Photohändler

Näheres im **„Agfa"-Photohandbuch** 201.—220. Tausend. Mk. 1.20.

„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO 36

Digitized by Google



Das reinweiße Licht

Digitized by Google

Briefe

L. H.-H. Eine seit langen Jahren im Ausland lebende Deutsche und alte Türmerfreundin bittet uns, dem folgenden Gedicht, das die Empfindung wohl des größten Teils der Auslanddeutschen widerspiegelt, Raum zu geben:

Laß mich nicht hassen . . .

Gott, den als Liebe ich erkannt,
Du hast in all' den harten Jahren,
Hast mich in Krieg und Feindesland
Beschützt vor drohenden Gefahren,

Hast mich bewahrt in schwerster Pein,
Da Freund sich mir in Feind verkehrte,
Da mir die Sorg' um deutsches Sein,
Um deutsches Volk am Herzen zehrte,

Und hast in allertiefster Qual
Mich dennoch wieder aufgerichtet,
Als nach des Vaterlandes Fall
Des Lebens Sinn mir schien vernichtet.

Seit aber, Gott, ein Frieden ward,
Der schlimmer ist als alles Morden,
Was Krieg hieß und was roh und hart
An Menschen je gesündigt worden,

Seit deutsche Menschen, Mann und Weib
Und Kind ins Sklavenjoch sie zwingen,
Seitdem in Deutschlands eigenem Leib
Die Geier gierig wühl'n und schlingen,

Seitdem scheint mir ein Schemen nur
Das Leid, das war — wild will mich's fassen —
Gott, den als Liebe ich erfuhr, —
Herrgott, Herrgott: laß mich nicht hassen!

Toni Harten-Hoencke

Raabe über die Juden. In Wilhelm Raabes „Der Hungerpastor", Kapitel 10, findet sich folgende Stelle, die als Äußerung eines jungen Juden von Interesse ist:

„Ich habe das Recht, nur da ein Deutscher zu sein, wo es mir beliebt, und das Recht, diese Ehre in jedem mir beliebigen Augenblicke aufzugeben. Wir Juden sind doch die wahren Kosmopoliten, die Weltbürger von Gottes Gnaden, oder wenn du willst, von Gottes Ungnaden. Seit der Erschaffung bis zum 10. des Monats Ab im Jahre Siebenzig eurer Zeitrechnung haben wir eine Ausnahmestellung innegehabt, und nach der Zerstörung des Tempels ist uns dieselbe geblieben, wenn auch in etwas veränderter Art und Weise. Durch lange Jahrhunderte hatte diese Ausnahmestellung ihre großen Unannehmlichkeiten für uns; jetzt aber fangen die angenehmen Seiten des Ver-

Neuenahrer

Sprudel für

Hauskuren

gegen ***Zucker, Gallensteine, Magen-, Darm- und Blasenleiden, Leber-, Nieren- und Halskrankheiten. — Ueberraschende und glänzende Heilerfolge :: ::***

Kalt getrunken, angenehmes, erfrischendes und stärkendes

Tafelgetränk

für täglichen Gebrauch. Rein natürliche Füllung.

Erhältlich in allen Apotheken, Drogerien u. Mineralwasserhandlungen, sonst bei der **Kurdirektion, Bad Neuenahr, Rhld.**

in Körben mit 25, 30 und 50 Flaschen.

Bei Nervosität, Schlaflosigkeit, nerv. Herz-, Magen-, und anderen Beschwerden verordnet der Arzt

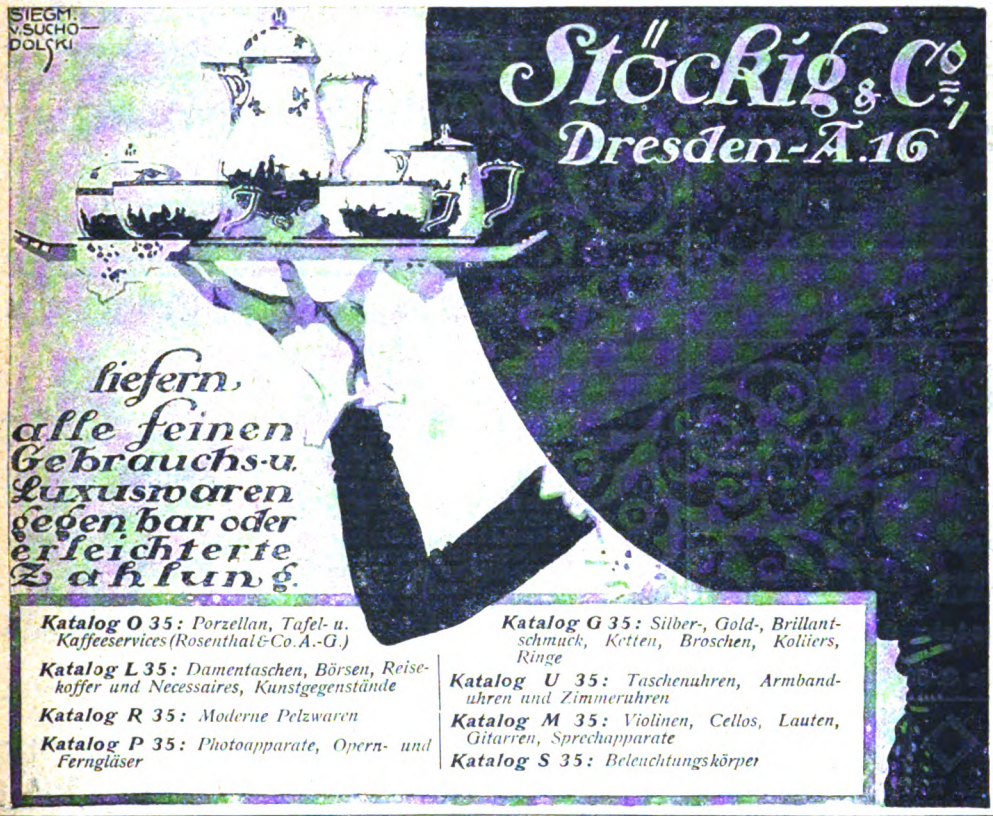
ein Trinkkur mit Lithionwasser von Dr. A. Erhmann's

Dieses hat den Charakter u. den Wert eines **natürlichen** alkalisch-muriatischen **kohlensauren Mineralwassers.** Literatur kostenlos. Gebrauchsanweisung auf jeder Flasche. In den Apotheken und Handlungen nat. Mineralwässer, sonst durch **Dr. Carbach & Cie., Coblenz 11 a. Rh.,** in Kisten zu 10 oder 30 Flaschen.

Digitized by Google

hältnisses an, zutage zu treten. Wir können ruhig stehen, während ihr euch abhetzt, quält und ängstigt. Die Erfolge, welche ihr gewinnt, erringt ihr für uns mit, eure Niederlagen brauchen uns nicht zu kümmern. Wenn wir in den Kampf eintreten, so ist es immer nur sozusagen die Hand des Pococurante, die wir dazu bieten. Wir sind Passagiere auf eurem Schiff, das nach dem Ideal des besten Staates steuert; aber wenn die Barke scheitert, so ertrinkt nur ihr; — wir haben unsere Schwimmgürtel und schaukeln lustig und wohlbehalten unter den Trümmern. Seit man uns nicht mehr als Brunnenvergifter und Christenkindermörder totschlägt und verbrennt, sind wir viel besser gestellt als ihr alle, wie ihr euch nennen mögt, ihr Arier: Deutsche, Franzosen, Engländer. Einzelne Narren unter uns mögen die günstige Stellung aufgeben und sich um ein Adoptivvaterland zu Tode grämen à la Löb, Baruch, germanice Ludwig Börne; mein Freund Harry Heine in Paris bleibt trotz seines weißen Katechumenengewandes ein echter Jude, dem alles Taufwasser, aller französischer Champagner und deutscher Rheinwein das semitische Blut nicht aus den Adern spült. Weshalb sollte er deutsche Schmach und Schande nicht mit einem Anhauch von Wehmut verspotten? Jede Dummheit und Niederträchtigkeit, die man diesseits des Rheins begeht, ist ja ein Gottessegen für ihn!"

Ein kurioser Valuta-Gewinn. Von der deutsch-schweizerischen Grenze wird uns folgender Vorfall berichtet, der die ganze Jämmerlichkeit unserer Valutaverhältnisse illustriert: Ein badischer Grenzbewohner war im Jahre 1918 wegen Schmuggels von der schweizerischen Grenzpolizei verhaftet und nachträglich gegen eine Kaution von 5000 Franken wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Für die 5000 Franken zahlte er damals rund 7500 ℳ. Die Angelegenheit zog sich in die Länge und endete erst kürzlich mit der Verurteilung des Angeschuldigten zu 3000 Franken Buße, wozu noch etwa 300 Franken Gerichtskosten hinzukamen. Der biedere Schmuggler erhielt demgemäß vor einigen Tagen den Restbetrag seiner Kaution mit 1700 Franken ausbezahlt, für die er auf der Bank über 24 000 ℳ einwechselte! Reingewinn demnach 16 500 ℳ; wenige Tage später hätte er noch wesentlich mehr bekommen.



PEBECO
ZAHNPASTA

von Ärzten und Zahnärzten seit über 25 Jahren als eins der wirksamsten und zuverlässigsten Mittel zur Pflege des Mundes und zur Reinigung der Zähne empfohlen, **wird wieder in der Güte hergestellt wie vordem im Frieden.** Man überzeuge sich und verlange Muster von

Kleine Tuben Mk. 3.—
Große Tuben Mk. 5.—

P. Beiersdorf & Co., Hamburg 30 d.

Digitized by Google

Photo-Apparate
Objektive, Feldstecher, Mikroskope
Gg. Leisegang, Berlin
Potsdamerstr. 138 am Platz
Tauentzienstr. 12 a. d. Kirche
Schloßplatz 4 (Abt. gebr. Apparate)

Malerin fertigt Bildnisse **M. 100** Pastell u. Öl n. Photogr. Ähnlichkeit verbürgt. Anerkennung. a. erst. Kreisen. Off. unter T. 686 „Der Türmer", Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38.

Zuckerkranke,
d. bisher alles umsonst angewandt, verlangen sofort kostenl. ausführl. Brosch. Zahlr. freiw. Dankschreiben. **Dr. med. Domann, Berlin W. 35, Am Karlsbad 33.**
Sprechzeit 9—11 Uhr, 2—4 Uhr.
Sonntags 10—11 Uhr.

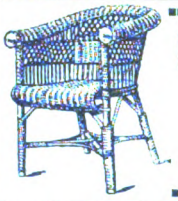
Garant. reinen **Bienenhonig**
versende 9 Pfund netto Mark 95.— frei gegen Nachnahme.
Fr. Horstmann, Bienenzüchter, **Bremen,** Langenstraße 3
(früher Lesum-Burgdamm).

Geb. j. Mädchen, ev. (Lyz., Frauensch., Pens. bes.) wünscht sich in fröhl.-ernst. gesell. Hause zu betät.: e. gegs. Verg.; Fam.-Anschl. Zuschr. u. T. 692 an d. Anzeigenverw. Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38.

Kopfschmerz,
geistige Erschöpfung, Kopfdruck, heisser Kopf und Blutandrang. Die natürlichste Hilfe ist der
Stirnkühler „Psygma"
D. R. P. a.
befreit das überhitzte Gehirn durch metallische Ableitung von diesen Quälgeistern.
Kompletter, stets gebrauchsfertiger Apparat **Mk. 15.—** zuzüglich 60 Pfg. Nachnahme.
Athos-Laboratorium, G. m. b. H.,
Abt. G.
Berlin S. 59, Hasenheide 88 G.

R.O.V. = Loge
Deutsche Wiedergeburt. — Bessere Zeiten durch bessere Menschen.
Wer das Heil unseres schwer geprüften Volkes in der Wiedererweckung und Erneuerung aller guten Kräfte durch eine leibliche und geistig-seelische Wiedergeburt von innen heraus erblickt — Wer fern von einseitigem Parteigetriebe in stiller, zielbewusster, **logenmässiger** Arbeit diese Wiedergeburt mit heraufführen helfen will — Wer im Kreise gleich Denkender und Fühlender echt deutsche Art, edle deutsche Geselligkeit und wahrhaft deutsche Religiosität pflegen will — Wer frei von persönlichem Ehrgeiz und opferbereit an der besseren **Zukunft des Germanentums** mitarbeiten will — Wer — trotz allem — auch heute noch stolz ist, ein Deutscher zu sein und sein Deutschtum über alles stellt, — **der** (Männer und Frauen) sende vertrauensvoll Zustimmungserklärung möglichst mit Bild an
Postlagerkarte 579, Berlin W. 9.

Vorzügliches
Nähr- und Kräftigungsmittel
für Bleichsüchtige, Blutarme, Rekonvaleszenten, Nervöse u. Kinder
Preis pro Karton M 4.-
Alleinige Fabrikanten
C. F. Asche & Co.
Hamburg
Pinnebergerweg 22-24



Diesen Sessel mit Peddigrohr-Wulstrand
liefere ich, solange der Vorrat reicht, zum Preise
von Mk. 95.—
Theodor Lühr, Halle a. S.

Formen zum Selbstgiessen von Bleisoldaten.
Mit unseren durch D. R. P. geschützten Giessformen kann sich jeder die so beliebten Bleisoldaten, Indianer, Buffalo-Bill-Reiter, Büffel, Jagden, Schiffe, Matrosen, Neger, wilde Tiere usw. selbst giessen. Es bereitet Erwachsenen und Kindern grosse Freude, wenn die frischgegossenen Soldaten blitzblank, garantiert ohne jede Nacharbeit, fix und fertig zum Aufstellen, aus der Form herauskommen. Wir übernehmen für jede Form Garantie, dass man viele Tausende von Figuren aus einer Form giessen kann, ohne dass dieselbe leidet, da selbige massiv aus Metall besteht. Schreiben Sie Postkarte mit Ihrer Adresse, und Sie erhalten vollständig kostenlos und portofrei Katalog mit Abbildungen der vorhandenen Waffengattungen ohne jede Kaufverpflichtung zugesandt. Jeder, auch der kleinste Auftrag wird gern angenommen und pünktlich ausgeführt.

Gebr. Schneider, Giessformenfabrik,
Leipzig-Gohlis 67, Aeussere Hallische Str. 119—121.

Zuckerkranke erhalten Gratis-Broschüre über diätlose Kur v. Dr. med. Stein-Callenfels durch **W. Richartz, Bonn.**

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1625 Millionen Mark.
Leistungen für Kriegssterbefälle 35 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Kriegsjahren 1914/18: 39 Millionen Mark.
Aufnahme vom 10. Lebensjahre an.

Digitized by Google

Soeben erschien in neuer Auflage (11.—15. Tausend):

Fürst Bismarcks Entlassung

Nach den bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Staatssekretärs des Innern, Staatsministers Dr. Karl Heinrich von Boetticher und des Chefs der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck Dr. Franz Johannes von Rottenburg

herausgegeben von

Prof. Dr. Georg Freiherrn von Eppstein

Wirklichem Geheimen Rat

Geheftet **15** M., gebunden **20** M.

dazu der ortsübliche Teuerungszuschlag

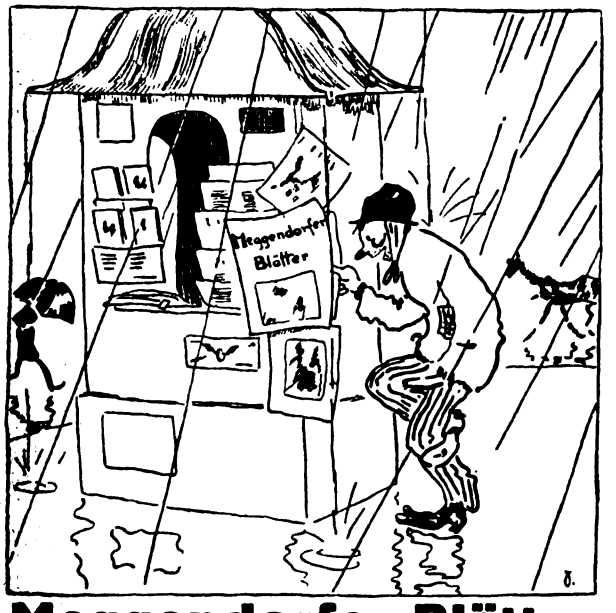
❖

Der erste authentische Bericht

Endlich wird der Schleier von der Katastrophe vom März 1890 weggezogen, und die Wahrheit ersteht aus den hinterlassenen :: :: Aufzeichnungen des vertrautesten Mitarbeiters Bismarcks, :: ::

Staatssekretärs von Boetticher

VERLAG AUGUST SCHERL G. M. B. H., BERLIN SW 68



Meggendorfer-Blätter

Zeitschrift für Humor und Kunst

Preis vierteljährlich (ohne Porto) Mk. 7.—, bei direkter Zusendung vom Verlag Mk. 8.30, Ausland und Uebersee Schweizer Frs. 3.60 oder deren Kurswert, einzelne Nummer 70 Pfg.

Verlag der Meggendorfer-Blätter, J. F. Schreiber, München.

Wer gegen

Krämpfe

(Epilepsie, Fallsucht) alles umsonst angewandt, wende sich sofort an Dr. med. Domann, Berlin W. 35, Am Karlsbad 33. Ausführl. belehr. Broschüre kostenlos. Zahlr. freiw. Dankschr. Sprechzeit 9—11, 2—4 Uhr, Sonntags 10—11 Uhr.

Gallensteine!

beseitigt schmerzlos innerhalb 24 Stunden unser **Beugamit**

Prospekte mit vielen Dankschreiben gratis

Beumers & Co. Köln

Sallierring 55

Geflügel-, Schweine-, Ziegen-**Ställe** tragb., **Futtermaschinen.** Brutöfen usw. Preisliste frei.

Geflügelhof i. Morgentheim 416.

W. WITTE

Fabrikation Nordischer Blockhäuser

Osterwieck / Harz

Alt. Spezialfabr. Deutschlands.

Erstklass. Ref., Minist. bereitwilligst.

Digitized by Google

Leciferrin-Tabletten für die **Jugend** in der

Entwickelungsperiode

bleiches Aussehen, Mattigkeit, Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit schwinden.

Gesundes, blühendes Aussehen wird erlangt.

Preis M. 4.— in Apotheken. **Galenus chem. Industrie, Frankfurt a. M.**

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz, tü.

Wir kaufen
Marken-Sammlung
und Kriegsmarken.
Philipp Kosack & Co., Berlin C. 2, Burgstraße 13.

Briefmarken
und ganze Sammlungen kauft
A. W. Drahn, Köln a. Rhein. Am Hof 1, gegenüber dem Heinzelmännchen-Brunnen. Grosse Auswahl in Kriegsmarken u. Raritäten vorhand.

Musikinstrumente
Preisliste No. 152 umsonst.
Edmund Paulus
Markneukirchen No. 152.
Welches Instrument interessiert?

HARMONIUM
die Königin der Hausinstrumente
HARMONIUM
sollte in jedem Hause zu finden sein
HARMONIUM
mit edlem Orgelton von 66—2400 Mark.
HARMONIUM
auch v. Jedem. ohne Notenk. sof. spielbar.
Prachtkatalog umsonst.
Alois Maier, Hof., Fulda 167.

Lauten Gitarren Mandolinen

Preisliste über Lauten, Gitarren und Mandolinen frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig 21.

Friesische Möbel

Büfette, Anrichten, Glasschränke, Truhen, Stollenschränke, Tische, Stühle usw.

Holland & Co., Berlin SW., Lindenstr. 78a.

Abbildungen auf Wunsch zur Verfügung.

Nachahmungen weise man zurück!

Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel
entfettet die Haare rationell auf **trockenem** Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu M. 0.80, 1.50, 2.50 bei **Damenfriseuren**, in **Parfümerien** und **Drogerien** oder franko von Pallabona-Gesellschaft, München 39/96.

Das auffehenerregende Faustische Hauptwerk des Hessisch-Thüring. Dichters
Werneck-Brüggemann

Die verlorenen Kronen
Die Totentrud

Vorzüglich ausgestatteter Geschenkband
Gut geb. 8.60. Vorzugsdruck (echt Ganzpergament) 78.—

Auszug aus einer Fülle von Urteilen:

Literarh. Prof. Dr. Franz Muncker: Dichterisch ergreifende Sprache. Alles zeugt von bewußter Kunst der Form.
Leipziger Neueste Nachrichten: Gewaltige Phantastik.
Romantik: Die tragische Wucht, die Keuschheit des Gefühls, die Macht düsteren Schicksals haben ganz die naive, monumentale Leidenschaft der Edda-Epen.
Liter. Weihnachtskatalog 19: In dieser Dichtung beweist sich Werneck-Brüggemann als ein Mystiker von geradezu Faustischer Größe.
Kassel. Allg. Ztg.: Wuchtige Stimmungsbilder voll dämonischen Ringens.
Eisenacher Tagespost: Die Totentrud, die ganz im Totenreiche spielt, mutet mit ihrer schattenhaften Mystik und gespenstischen Starrheit wie ein seltsames Lied aus unerforschtem Weltenall.
Zingende Stemmen, Haag: Ein Werk, das in unserem Lande seinesgleichen nicht hat!

Der für die gefällige Ausstattung äußerst niedrige Preis soll es jedem Gebildeten ermöglichen, über das gewaltige Meisterwerk dieses jungen Dichters mitreden zu können.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom
Edda-Verlag Max Ahnert zu Cassel

Digitized by Google

Friedensausstattung!

Gust. Freytags Gesammelte Werke

Romane ❖ Erzählungen Aufsätze und Dramen

Neue Gesamt-Ausgabe in 2 Abteilungen, insgesamt 16 Bände. Jeder Band ist etwa 600 Seiten stark. Preis jeder Abteilung in 8 geschmackvollen Halbleinenbänden 144 Mark einschl. Teuerungszuschlag. Papier und Druck friedensmäßig.

Inhalt der I. Abteilung (8 Bände):

„Die verlorene Handschrift", 2 Bände
„Die Technik des Dramas"
„Die Ahnen", 1. Teil: Ingo u. Ingraban, Das Nest der Zaunkönige
„Die Ahnen", 2. Teil: Die Brüder vom deutschen Hause, Marcus König
„Die Ahnen", 3. Teil: Die Geschwister Aus einer kleinen Stadt — Schluß der „Ahnen"
„Dramatische Werke": „Die Journalisten" — „Die Brautfahrt" — „Die Fabier" — „Der Gelehrte" — „Graf Waldemar" — „Die Valentine"
„Politische Aufsätze": I. 1848-1850, II. 1850-1867, III. 1870—1873
Aufsätze zur Gesch., Literatur und Kunst: I. Lebensschilderungen — II. Zur Literatur und Kunst. III. Theater — IV. Geschichtliches

Inhalt der II. Abteilung (8 Bände):

„Soll und Haben", 2 Bde.
„Gedichte"
„Bilder aus der deutschen Vergangenheit", 1. Bd.: „Aus dem Mittelalter"
„Bilder aus der deutschen Vergangenheit", 2. Bd.: 1. Abteilung: „Vom Mittelalter zur Neuzeit"
„Bilder aus der deutschen Vergangenheit", 2. Bd.: 2. Abteilung: „Aus dem Jahrh. der Reformation"
„Bilder aus der deutschen Vergangenheit", 3. Bd.: „Aus dem Jahrhundert des großen Krieges"
„Bilder aus der deutschen Vergangenheit", 4. Bd.: „Aus neuer Zeit"
„Karl Mathy"
„Aus meinem Leben"

Keinem Dichter der Neuzeit ist die Gunst des deutschen Volkes in so reichem Maße zuteil geworden und treu geblieben wie Gust. Freytag. Beispiellos war der Erfolg seiner weltbekannten Romane „Soll und Haben" und „Die verlorene Handschrift", seiner unvergänglichen „Ahnen" und seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit".

Ich liefere jede Abteilung (8 Bände) vollständig geg. Monatszahlungen v. **nur 15 Mk.** Beide Abteilungen, alle 16 Bände zusammen, monatlich 25 Mark (Postscheckzahlkarten umsonst).

Karl Block, Buchhandlung,
Berlin SW 68, Kochstr. 9.

Bestellschein ❖ Ausschneiden, 5-Pfg.-Marke in offenem Briefumschlag.

Ich bestelle hiermit laut Anzeige im „Türmer" bei der Buchhandlung Karl Block, Berlin SW 68, Kochstraße 9:

Gust. Freytags Gesammelte Werke

Neue wohlfeile Ausgabe in 2 Abteilungen (16 Bände), Abteilung I (8 Bände), Abteilung II (8 Bände)
Preis pro Abteilung in geschmackvollen Halbleinenbänden 144 Mark, gegen Monatszahlung von 15 Mark für eine Abteilung oder 25 Mark für beide Abteilungen zusammen. Postscheckeinzahlungsscheine kostenlos. Erfüllungsort Berlin.

Ort, Post u. Datum: .....

Name, Stand u. Adr.: .....

Lärm ruiniert die Nerven!

Ohropax-Geräuschschützer, weiche Kügelchen für die Ohren schützen Gesunde und Kranke gegen **Geräusche u. Grossstadtlärm,** während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Schachtel mit 6 Paar Kügelchen M. 2.00 — Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und Gummigeschäften oder vom Fabrikanten Apotheker **Max Negwer,** Berlin 151. Bülowstr. 56.

Geschenke in Plastik und Bilder! Kunstlisten frei von **H. Plenz, Berlin 26.**

Angelapotheke Regensburg
Gegr. 1583
J. Sonntag.
Homöopath. Medizinal- u. Exportgeschäft
Sämtliche homöopathische Medikamente
Schüsslers biochem. Präparate,
Felke Mittel. - - - Hauptvertretung
der Komplexen Homöopathie.
(Elektrohomöopathie)
„System Mattei"
Preislisten, Broschüren 35 kostenlos.

Bücher,
von denen man spricht.
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.

Der **Weg** zur **Selbsterkenntnis Gesundheit** und zum wahren **Lebensglück**
:: Prospekte gratis
Wodan-Verlag
Leipzig-Gohlis 62

Digitized by Google

Jeder Deutsche
muß gelesen haben
Imperium mundi. Roman von ***. Behandelt diplomatische Vorgeschichte d. Krieges, Kampf um die Weltherrsch.; enth. o. Schönfärberei d. Einflüsse d. Hoflebens a. d. Politik. Elegant geb. 13.20 M. inkl. Teuer.-Z.
In 1 Jahr 9 Auflagen verk.
Mühlmann Verlag (Grosse) Halle a. S. 3.

Für Bücherfreunde!
Künstl. **Exlibris** (Bucheigenzeichen) billigst. Auch Extraanfertigung n. eig. Entwurf od. Wünschen. Muster geg. 1.— M. **Wilhelm Wöhrle, Lengerich i. Westf. 207.**

Lagerkatalog
auf Verlangen gratis.
Interessante Bücher aus allen Literaturgebieten; besonders zu Geschenkzwecken.
Antiqu.: Gustav Pietzsch, Dresden-A 1. Waisenhausstr. 28 I.

Treffsichere
Charakterbeurteilungen
nach jeder einges. Handschrift, gleich ob von Ihnen, oder Ihrem Umgang. 5 Mark. Prospekt gratis.
Grapholog. Büro Atlas, Abt. 3, Berlin-Wilm. Postfach.

Ganz umsonst
erhalten Sie heute noch Prospekt über
Bücher, die Ihnen weiterhelfen
durch: W. Baumgartner, Verlag, München 7, Brieffach I V.

Probehefte des „Türmer" werden gern versandt vom „Türmer"-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart.

Andern überlegen
werden Sie durch meine Fernkurse in Redekunst, Menschenkenntnis, Gedächtnislehre, Verkaufskunst. Prospekt durch **Otto Siemens, Leipzig-Stötteritz 9.**

Kleid u. Heim

Monatsschrift für Modekunst u. Heimkultur. Einzeln Mk. Vierteljährl. M. 2.70 Zu beziehen durch die Buchhandlungs-Verkaufsstellen u. Favoritschnitten u. die Post. Kleid u. Heim-Verlag-Dresden-N.6.

Berthold Otto,
Volksorganische Einrichtungen der Zukunftsschule
zeigt bis ins Einzelste, wie sich die Schule in den („sozialistischen") Zukunftsstaat organisch einfügt. **Gebd. 6.—.**
Berlin-Lichterfelde. Verlag der Hauslehrer.

Alte Bücher einzelne wertvolle Werke und ganze Sammlungen
erwirbt stets Karl W. Hiersemann, Antiquar, Leipzig, König-Str. 29.

Ein Herder-Buch
ist ein stets hilfsbereiter Freund in allen Lebenslagen.
Verlangen Sie kostenlose Prospekte. Verlag Herder/Freiburg i. B.

Zu den „Büchern, von denen man spricht", gehört
Lorenzo von Medici und Savonarola
Roman von **Kurt Delbrück.**
Prächtige Renaissance zieht durch das Buch, eingebettet und durchwirkt von Schilderungen des Lebens von hoch und niedrig, arm und reich im damaligen Florenz. Eine fleissige Arbeit, auf Grund eingehender Studien, eine getreue Schilderung, die auf angenehme und bequeme Weise in das Florenz der Mediceer führt.
Geb. in Schweinsledernimitation m. Goldtitel Mk. 13.20 m. Teuerungszuschlag.
„ Bordeauxrot Leinen „ „ „ 21.50 „
Mühlmann Verlag (Grosse), Halle/Saale 41.

Bruno Tanzmann
Erstes Jahrbuch der deutschen Volkshochschul-Bewegung
Mit Autotypie von Severin Grundtvig und architektonischen Plänen
Unter Mitarbeit der bedeutendsten Führer. Preis: M. 8.—

Denkschrift zur Begründung einer deutsch. Volkshochschule
Mit Anhang: Die Rettung von Schopenhauers Philosophie
Mit einer Autotypie: Karl Rother, Totentanz. Preis: M. 4.—
Die Volkshochschulbewegung geht durch die deutschen Lande. Alle Deutschvölkischen haben die Pflicht, sich an ihre Spitze zu stellen. Schon haben ihre Gegner den Gedanken aufgegriffen und setzen ihn mit bekannter Rührigkeit in die Tat um. Wem es ernst ist mit einer völkischen Wiedergeburt, der mache Tanzmanns Denkschrift zu seinem Rüstzeug. Seine Bücher sind grundlegend für die Volkshochschule aus deutschem Geist.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direkt vom:
Hakenkreuz-Verlag, Hellerau / Bezirk Dresden.

Wer auswandern
will, versäume nicht, sich zuvor gründlich zu unterrichten. Dies geschieht am besten durch den Bezug der
Illustrierten Auswandererzeitung
Wir bringen Ihnen jede Woche die neuesten Nachrichten aus allen Einwanderungsländern und alles Wissenswerte über die dortigen Wirtschaftsverhältnisse und Aussichten
Preis d. Einzelnummer 30 Pf., Vierteljahrsabonnement M. 3.90
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt oder direkt vom Verlag:
Ausland und Heimat Verlags-Akt.-Ges., Stuttgart

Digitized by Google

Lpfr. i. H., Kr. E. Für Ihre freundlichen und ermunternden Zeilen sagen wir Ihnen an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank. Vielen werden Sie aus dem Herzen sprechen, wenn Sie uns schreiben: „Ihr Blatt ist mir schon seit 18 Jahren lieb und wert und steht mir vor anderen hoch. Daß seine Lektüre in den letzten Jahren je länger je mehr mir Schmerz verursacht, ist der Schmerz, den die Wahrheit bringt ihrem ehrlichen Künder und aufrichtigen Sucher. Die Wahrheit foltert mich manchmal fürchterlich, und doch kann ich nur den einen Wunsch haben, daß sie die Lügenmächte in unserem verwirrten, verirrten und verführten Volk endlich überwände, und daß der Tag bald da ist, wo die Verkörperung dieser Lügenmächte in einem Erzberger, den Gottes Spott uns zur Geißel gemacht hat, verschwinde, unschädlich gemacht wird für immer." — Wir werden die alte Gepflogenheit, während eines schwebenden Verfahrens mit unserem Urteil zurückzuhalten, auch dem Prozeß Erzberger-Helfferich gegenüber aufrecht erhalten. Daß uns dies angesichts der bisherigen Ergebnisse schwer genug fällt, wird unsere Leserschaft uns nachfühlen.

Reuter-Rezitator

bereist im April Hannover u. Westfalen. Urteile aus Zeitungen zu Diensten. Wegen eines Vortragabends wolle man sich gefl. in Verbindung setzen mit **Walther Kuhlmann, Holthausen,** Post Hattingen-Ruhr.

Briefmarken

Kriegsneuheiten stets sofort nach Erscheinen. **Sammlungen — Versteigerungen.** Marken- u. Ganzsachenhaus G.m.b.H. **Berlin W. 8,** Friedrichstr. 162 u. 83.

Friedrich Lienhards

Werke lasse man sich in den Buchhandlungen vorlegen. Auf Wunsch Verzeichnis vom Verlag Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Echte Reiher bleiben immer das beste auf jeden Hut. 10fache Büschel jetzt 25 ℳ, 20fache Büschel 70 ℳ, 30fache 150 ℳ, 40fache 300 ℳ, 50fache 500 ℳ. Imitierte Reiher täuschend dem echten ähnlich 5 ℳ, 10 ℳ, 15 ℳ, 20 ℳ. Echte **Atama**-Edelstraußenfedern sind das beste vom Strauß, nur von mir zu haben jetzt 30 cm lang 18 ℳ, 35 cm lang 25 ℳ, 40 cm 45 ℳ, 45 cm 60 ℳ, 50 cm 95 ℳ, 60 cm 150 ℳ. Schmale nur ca. 15 cm breite aber auch echte Federn kosten ca. 40 cm lang nur 5 ℳ, ca. ½ m lang 10 ℳ, 15 ℳ, 18 ℳ, ca. ¼ m lange Straußfedern 1 ℳ, 3 ℳ, 5 ℳ. Federkränze 80 cm lang 10 ℳ, 15 ℳ, 120 ℳ. Straußfederboas 50—60 cm lang in weiß, schwarz, grau, braun, blau, rosa, 30 ℳ, 45 ℳ, 60 ℳ, 85 ℳ, 300 ℳ je nach Güte. Hut-, Ball- und Vasenblumen, Kranzblumen, alle Sorten einzelne Blumen, Laub, Beeren, Pilze, Gräser, goldene u. silberne Kränze, Grabkränze, Palmen. Blumenfüllungen usw. Versand per Nachn. Genaue Anstellung immer zu Diensten.

Hesse, Dresden,
Scheffelstr. 10-12 p., I-IV.

In Anbetracht der regen Beteiligung an unserem 5000,00 Mark Dragol-Mundwasser Preisausschreiben sind wir gezwungen, den längsten Termin für die Einsendung von Arbeiten auf den 1. April 1920 festzusetzen.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Karl Schwerin Wilde Rosen und Eichenbrüche. Erzählungen. 7. Aufl. 3.— Mk., gebd. 5.50 Mk.

„... Es steckt eine feuchtfröhliche Burschikosität, eine herzliche, unbekümmerte Schneidigkeit und dabei eine kernige Bauernkraft und ein tiefgründiges, allem Schein abholdes Gemüt in Karl Schwerin. Und dabei diese Gesundheit und Frische, diese von aller Schule und Richtung freie, goldechte Persönlichkeit, es ist eine Erquickung."
(Liter. Centralblatt)

Auf Höhenwegen bringt den Lesern und Leserinnen des „Türmer" wertvollste Offenbarungen:

F. Ranke-Stein

Zwischen sicht- u. unsichtbaren Welten

Mark 2.20 inkl. Porto, Nachnahme Mark 2.60
(Postscheck-Konto 22721 Karlsruhe)

Verlag Kraft und Licht, Abt. 9, Freiburg i. Br. 54.

Digitized by Google

Für Kur und Erholung

Gegen Katarrhe

EMS Schutz-Marke

Emser Wasser

Bad Salzuflen

Haus Carmen

best empfohlenes Fremdenheim.
Auskunft erteilt gern
Besitz.: Frau M. Uthemann.

„Godeshöhe". Kuranstalt für Nervöse, Erholungsbedürftige. Schönste Lage Rheinlands. Prospekt durch

Godesberg a. Rh. = Dr. = Bernard.

Tannenhof
Dr. Bielings Waldsanatorium
Friedrichroda i. Thür.

Vorzügliche Verpflegung.

Kinder-Erholungsheim Braunlage im Oberharz

Sommer- und Winteraufenthalt für Kinder und junge Mädchen gebildeter Stände. Prospekte durch
Gertrud Wetzel.

Finkenmühle
Thüringer Waldsanatorium
Post Mellenbach

Besonders geeign. für **Nervöse, Blutarme, Magen — Darm — Stoffwechselkranke** u. für **Erholungsuchende. Sorgfältige, individuelle, ärztliche Behandlung.** Gute Verpfl., eig. Landwirtsch., günst. Preise.
Besitzer: **H. Kamp,**
Leit. Arzt: **Dr. med. Kapferer.**
Prospekt frei durch die Verwaltung.

Geroks Palmblätter

behalten dauernden Wert

Die verschiedenen Ausgaben liegen in den Buchhandlungen auf.

Verlag Greiner & Pfeiffer
:: **Stuttgart** ::

Schierke im Oberharz

Kurhaus und Hotel Fürstenhöh (das deutsche St. Moritz)

Vornehmstes Familienhotel I. Ranges, vollständig durchrenoviert, mit erlesenem Geschmacke, behaglich ausgestattet, aller Komfort, elegante Diele, elektrisches Licht, Lift, Bäderanlagen, hydrotherapeutische Anstalt, 120 Zimmer und Salons, abgeschlossene Appartements. Großer Waldpark mit Liegeplätzen auf eigenem Grundstück. Vorzügliche Verpflegung. Prospekt versenden die neuen Besitzer:

Fürstenhöh-Hotel-Betr.-Ges. Telefon 8, 21 u. 26.

Schierke a. Harz, Hotel Fürst zu Stolberg

200 Zimmer und Salons / Bäder / W.-C.
Näheres durch die Direktion.

Kurhaus Bad Nassau a. d. Lahn.

Leitende Ärzte: Dr. Fleischmann und Dr. Poensgen.
Fachärztl. Behandl. aller Erkrankungen des Nervensystems sowie der inneren Organe.
Kuren für Erschöpfte und Erholungsbedürftige.
Neuzeitlich eingerichtet.
Prospekt und Auskunft durch die Verwaltung.

Frankfurt a. Main / Kölner Hof

Bekannter Gasthof guten Ranges am Hauptbahnhof, rechts. 130 Zimmer mit 180 Betten von M. 2.50 bis M. 4.— / Zimmer mit Bad / Dampfheizung / Fahrstuhl / Elektr. Licht.
Besitzer: **Herm. Laaß.**

GOSSMANN'S SANATORIUM WILHELMSHÖHE-CASSEL

Beste Heilerfolge. Auch für Erholungsbedürftige. 3 Aerzte (2 Fachärzte für Nerven- u. Frauenleiden). Eigene Landwirtschaft. Prospekt frei.

Cecilienhaus-Sanatorium, Halle a. S., Gütchenstraße 19. Telefon-Nr. 6780, für Nerven-, Ohren-, Haut-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel- und Nierenkrankheiten. Arzt für die Nervenabteilung: Herr **Dr. Hagemann.**

See- und Solbad Swinemünde.

Hotel Preussenhof.
Haus vornehmsten Ranges, direkt am Hafen, mit herrlichster Aussicht. Haltestelle sämtlicher Personendampfer.
Besitzer **Hermann Radowitz.**

Solbad Kösen Haus Herta | **Kindererholungsheim.** Aufnahme erholungsbedürftiger Kinder — Knaben bis zu 12, Mädchen bis zu 14 Jahren. Das ganze Jahr geöffnet. **Dr. Klemm, Kinderarzt.**

Ostseebad Bansin. **Hotel Meeresstrand** mit Villa am Meer, **Villa Meeresruh u. Pension Concordia** (direkt am Strande gelegen). Gute vornehme Häuser. Familien-Wohnungen u. einzelne Zimmer in angemessenen Preislagen. Elektr. Licht Autounterkunft. Weitere Auskunft erteilt gern der Besitzer **Hugo Naumann.**

Wenn Sie sich mit nebenstehenden Heilanstalten, Hotels usw. in Verbindung setzen, dann weisen Sie, bitte, darauf hin, daß Sie die Anzeige im „Türmer" gelesen haben

Digitized by Google

Exquisit †St.AFRA†

Echter alter Weinbrand

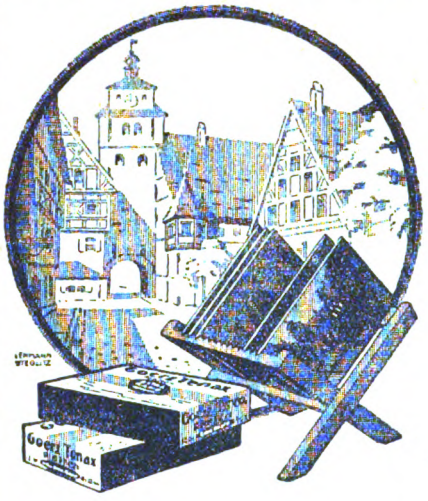
Die Perle der Liköre

E.L.KEMPE & Co.

AKTIENGESELLSCHAFT

OPPACH i/S.

Digitized by Google



GOERZ
TENAX-PLATTEN

Sauberer Guss
Gleichmässiges Fabrikat
Grösste Haltbarkeit
Weiter Belichtungsspielraum
Hohe Empfindlichkeit
Vorzügliche Abstufung

Erhältlich in den Photohandlungen

Fabrikanten:
Goerz Photochemische Werke, G. m. b. H., Steglitz

GENERAL-VERTRIEB:
Optische Anstalt **C. P. GOERZ** Aktiengesellschaft
BERLIN-FRIEDENAU 140

STAATL. FACHINGEN

Natürliches Mineralwasser

Brunnenschriften durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstrasse 55.

Digitized by Google

Kaliklora Zahnpasta

Sorgfältige Zahnpflege

schützt vor Krankheiten, denn die Krankheitserreger finden an und zwischen den Zähnen, in den gärenden Speiseresten die günstigsten Entwicklungsbedingungen. Man benutze daher die hochdesinfizierende Zahnpasta „Kaliklora", die Mund und Zähne sorgfältig reinigt und desinfiziert, den Zahnstein auflöst, üblen Geruch beseitigt und durch köstliches Aroma erfrischt. Man achte genau auf Namen und Firma.

Queisser & Co., G. m. b. H., Hamburg 19

Lovan-Creme

Die blaue Packung:

In jede Hausapotheke

gehört dieses hygienische Hautpflegemittel. Bei spröder und rissiger Haut oder wunden Hautstellen bei Erwachsenen und Kindern ist es ein angenehm kühlendes Mittel. Linderung in kürzester Zeit.

Die rote Packung:

Zarte samtweiche Haut

erhält man durch diese fein duftende, nicht fettende Creme. Sich vollständig verreibend, ist es das beliebteste Mittel zur Schönheitspflege.

Queisser & Co., G. m. b. H., Hamburg 19

Digitized by Google

Wie überwinde ich die Teuerung?

Wir leben in einer ungewöhnlichen Zeit. Die Preiserhöhung für Waren aller Art und infolgedessen auch für Arbeitsleistung ist eine sprunghafte und krankhafte. Solange die Nachfrage größer ist als das Angebot, wird das so weitergehen. Eine Besserung kann erst eintreten, wenn durch größere Ertüchtigung jedes Einzelnen und somit auch des ganzen Volkes Ware in größeren Mengen erzeugt und somit einigermaßen ein Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage geschaffen wird. Jeder kann und jeder muß daran mitarbeiten, soll dieses Ziel, das wohlgemerkt auch jedem Einzelnen zugute kommt, erreicht werden. Es müssen neue Wege gefunden werden, um die Erzeugung von Lebensmitteln sowohl als von Ware zu vereinfachen bzw. die Menge des Erzeugten bei gleicher menschlicher Arbeitsleistung zu vervielfachen. „Das ist Sache der Wissenschaftler," werden viele sagen, „da kann ich nichts machen." Das ist nicht richtig. Viele der größten und allerwichtigsten Entdeckungen und Erfindungen sind von einfachen Leuten gemacht, allerdings solchen, welche beobachten und denken konnten. Aber wer das heute noch nicht genügend kann, der kann es unter richtiger Anleitung lernen. Jeder, der den guten Willen hat, kann ein guter Beobachter und folgerichtiger Denker werden und sich dadurch sowohl selbst eine bessere Lebensstellung sichern als auch der Allgemeinheit nützen. Die beste Anleitung zur Ausbildung aller geistigen Fähigkeiten finden Sie in einem Lehrkurs von Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre, die in mehr als 25 Jahren vielen Zehntausenden zu besserer Lebenslage und höherem Einkommen verholfen hat. Sie empfangen in diesem Lehrkurs die Anleitung eines erfahrenen Führers, der auf Ihre individuellen Bedürfnisse eingehen kann. Einige Auszüge aus Zeugnissen: „Auf meine Arbeiten verwende ich gegen früher nur noch die Hälfte der Zeit und dabei bin ich mit meiner Arbeit noch erfolgreicher als sonst. H. G." — „Sie haben mich gelehrt, was man tun muß, um Erfolg zu haben. Sie haben mich glücklich gemacht. K. G." — „Das kleine Kapital zur Anschaffung der Poehlmannschen Geistesschulung bringt 1000% Zinsen. Das ist nicht zuviel gesagt. Kommt und übt. H. H. W."

Verlangen Sie heute noch Prospekt (frei) von

L. Poehlmann, Amalienstraße 3, München A 79.

Wie werde ich wahrhaft glücklich?

Ein Lebensführer von Chr. Lud. Poehlmann.

Geheftet M. 8.25. Gebunden M. 10.50.

„In Deutschlands höchster Not erhebt sich eine Stimme zur Rettung unseres Volkes. Nicht wie andere Stimmen, die bemüht sind, diesen oder jenen Schaden zu flicken, oder wirtschaftliche Einzelfragen zu lösen, sondern eine, welche die ganze Existenz- und Glücksfrage an der Wurzel faßt. Sie ruft uns zu, unsere Weltanschauung von Grund aus zu ändern. Poehlmann zeigt uns in seinem Buche ‚Wie werde ich wahrhaft glücklich', was allein wahres Glück ist, nämlich die innere Zufriedenheit, der Friede des Herzens und wie wir uns diesen Frieden durch aufrichtige Mitarbeit an der Fortentwicklung der Schöpfung sichern können, so daß es keine Lebenslage geben kann, die uns dieses Glück rauben könnte. Nicht das reichste Volk sollen wir werden, wohl aber das glücklichste. Nicht fliehen wird man Deutschland mehr, sondern es suchen, es als eine Gunst empfinden, in seine Glücksgemeinschaft aufgenommen zu werden."

Hildesheimer Allgemeine Zeitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 082988954

Digitized by Google